NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08171124 8

Digitized by Google

*DF
Wace

Die Wage.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

Mit Beiträgen von Dr. Karl Bücher, Ludw. Büchner, Karl Grün, Karl Holthof, A. Mülberger, M. Rittinghausen u. A.

Jahrgang 1877.

Berlin 1877.
Selbstverlag, Michaelskirchplatz 13, SO.
Druck von C. L. Herrmann.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
132752B

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Im neuen Jahre	1
Der industrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung. Von Dr. K. Bücher . . . 4, 19, 35, 55, 68, 84, 100,	113
Wolfg. Menzel's Denkwürdigkeiten . . . 11,	25
Europäische Staatskunst	17
Die Reichstagswahlen	33
Aus einer deutschen Republik . . . 44,	51
Die Alternative für Rußland	49
Staat und Gesellschaft	65
Noch einmal die Reichstagswahlen	77
Eine Geschichte der Commune	78
Der Bär und der Hahn	81
Midhat Pascha	97
Akademische Indiscretionen	110
Die wahre Realpolitik	117
Die Nihilisten . . . 120,	139
Anarchische Bestrebungen	129
Eine Vertheidigungsrede	131
Joh. Jacoby's Tod	145
Der Präsident der Republik	146
Pariser Briefe . . . 148, 166, 219, 312, 387, 563, 614, 740, 778,	807
Lassalle, ein literarisches Charakterbild . . . 150, 168, 177,	195
Darwin's botanische Arbeit . . . 156,	175
Rede am Sarge Jacoby's	161
Aus Süddeutschland	164
Prof. Vischer und der Goethe'sche Faust	187
Die Katastrophe	193
Das deutsche Reichsgericht und das preuß. Obertribunal. Von H. St.	199
Das Erbrecht vor dem Forum der Gesetzesreform. Von Ad. Rutenberg 204, 221, 229,	254
Jean Paul und seine Zeitgenossen. Von Jul. Duboc	209
Ein Arbeitermanifest	225
Die Eroberung Frankfurt's	228
Zur Krise in der Krise	241
Erinnerung an Börne	244
Ein Ketzergericht in Schwaben . . . 251,	260
Gesetz und Ziel der Geschichte	257
Der Fürstentag von 1863 . . . 266,	282
Johann Jacoby, eine Gedächtnißrede	273
Historie und Vernunft	289
Zur Lehre vom Zeugnißzwang	292
Der Socialismus der Ultramontanen	296
Turgenieff's letzter Roman . . . 303,	313
Die Quintessenz des Socialismus. Von Ludw. Büchner	305
Die zweite Beschwörung	308
Dritte und letzte Geistererscheinung	321
Coulissengeheimnisse des Reichstages	325
Das Handwerk	330

Seite

Wirklich sozialistisch? 337
Die Erblichkeit 340
Zur Errichtung des Börnedenkmals in Frankfurt a. M. 353
Hohlenweisheit 355
Benedict Spinoza. Von Misses 363, 377
Von den französischen Dingen 369
Ueber Fractionsbildung. Von K. Holthof 372
Ein neues Laster 382, 389
Russische Ansichten 385
Absonderliche Meinungen eines Staatsanwaltes 394, 409
„Halb Papst, halb Sultan" 401
Der Dühring'sche Fall 408
Zwei Parlamente 417
Zur „wirthschaftlichen Umkehr" 420
Das Napoleonidensystem in Rußland 424
Aus Reichard's Memoiren 428, 443
„Krieg und Frieden" 433
Philosophie und Darwinismus. Von Ludw. Büchner 441
Westen und Osten 449
Das Surrogat 452
Ein Dichterheim 460
„Indirecte Majestätsbeleidigung" 465
Der Osten im Westen 481
In dem Dühring'schen Falle 484
Einige Nachträge zur „Philosophie in der Gegenwart." Von K. Grün 493, 500, 513, 553
Stillgestanden! Augen rechts! 497
Zur Geschichte der deutschen Volkspartei. Von K. Holthof 504, 519
Der Spiritismus 509, 523
Zwei Zeugnisse 529
Ein amerikanisches Urtheil über Frankreich 534
Karl Marx. Von Friedr. Engels 545
Die Kunstgeschichte auf dem Gymnasium. Von H. Heller 556
Was der Türke spricht 561
Aus Amerika. Von Dr. G. Rachel 564
Socialistische Zeitschriften 577
Eine Gotteslästerung aus dem Ende des 17. Jahrhunderts 578
„Das Denken in der Medicin" 585
Der Siege Bodensatz 593
Die Uebertragung der Feuerversicherung auf das deutsche Reich 595
Der entfesselte Prometheus 602, 617
Gegen Virchow 609
Die polnische Parteibewegung in Rußland 611
Noch ein Trinkspruch 625
Des Teufels Naturgeschichte 626
Die innere Knechtschaft und der Befreiungskrieg 635
Democratie und Socialismus 641, 658, 690, 712, 737, 753
Zur Lebensmittelfrage. Von Dr. A. Mülberger 646
Bruno Bauer's Christus und die Cäsaren 651, 661, 673
Zur Kritik der Kritik. Von R. Schellwien 654
Die Wahlen in Frankreich 657
Shelley 665
Ein deutscher Dichterphilosoph. Von F. v. Bärenbach 677
Das Zillerthal im Sommer 1877. Von K. G. 686, 698, 716
Kriegspfuscherei 689
Noch einmal die Lebensmittelfrage. Von A. Mülberger 693
„Wandlungen" 702
Ein Brief von D. F. Strauß. Von J. Duboc 705
Ein preußischer Richter als Lehrer der Republik 715, 731
Unsere Pastoren 721
Ueber die deutsche Reichsverfassung 723
Ad. Wagner contra Karl Braun 742

Seite
Ein Weg zur „Vernunft“. Von A. Mülberger 756
Die Uebernahme der Feuerversicherung. Von Rittinghausen . . 765, 771
Spiel der Lüfte 769
Communale Aufgaben 780
Eine Wendung in der französischen Politik 785
Replik gegen Herrn Rittinghausen 788
Die Zukunft der Türkei 791
Staats-Socialismus 801
Der Münchener Naturforscherstreit 809
Osman Pascha 813
Officielles über deutsche Arbeiterverhältnisse 817
Die Philister in Frankreich 824
Zur Abwehr 828
Vermischtes 96, 348, 590

Zu beziehen durch die Expedition in Berlin SW. Kochstraße 44.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 2 Mark 50 Pfg. Inserate à 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 5. Januar 1877. Nr. 1.

Inhaltsverzeichniß: Im neuen Jahr. — Der industrielle Aufgang und die Frage der gewerblichen Leitung. Von Dr. K. Bücher I. — Wolfg. Menzel's Deutschenfresserei.

Im neuen Jahr.

Der weltliche Jahresschluß hat diesmal einen glänzenden Sieg davongetragen. Am 25. Dezember sah es sehr düster aus in der politischen Atmosphäre, allerhand finstere Wolken zogen über die Moräste am Pruth und um die Eiszacken des Balkans. Zwei Mächte, ein gesunder und ein kranker Mann, standen bis an die Zähne gerüstet in zwei Weltheilen einander gegenüber, und ein dritter halbkranker Mann hatte schon besorgt nach Arm- und Beinschienen, während er seine neuen Schießrohre liebkosend streichelte. Die Patronen staken im Lauf, die Kanonen waren in Brand, Schwert und Haß waren geschliffen, die Pferde scharrten und stampften ungeduldig — es sollte losgehen.

Ein nachsehbares Blachfeld, auf dem die Gebirge zu Maulwurfshügeln zusammenschrumpften, that sich vor dem Blicke des Strategen auf. Von der Gränze Rumäniens am Pruth bis zum Laufe des Indus, vom Kaukasus bis nach Mesopotamien war die Arena abgesteckt, in welcher das heilige Rußland, der byzantinische Fanatismus gegen den Islam und die englische Macht anstürmen sollte. Das Schicksal der Donau, das Schicksal Konstantinopels bildeten die Einsätze des grausamen Spiels, und falls Oesterreich, wie es kaum anders konnte, sich in den Strauß mischte, so hatte der Panslavismus seine Fahnen bereit, um sie auf die Zinnen von Lemberg, Wien und Buda-Pest zu pflanzen. Wenn die Würfel erst bis dahin gerollt, so war das Deutsche Reich gezwungen, Farbe zu bekennen und seine alte Sieghaftigkeit auf neue Proben zu stellen. Italien wäre wahrscheinlich schon früher von russischer Seite hineingehetzt worden, und kein Mensch vermag zu sagen, was Frankreich in letzter Instanz als Schiedsrichter gethan hätte. Amerikanische Korsaren durchkreuzten alle Meere unter russischer Flagge, das Eigenthum zu Lande und zur See war von den conservativen Potenzen selbst aufgehoben, und die Anarchie, wie Proudhon sie sich nie gedacht, beherrschte die civilisirte wie die uncivilisirte Welt, jeden Unterschied zwischen beiden aufhebend. Wir waren mit einem Schlage dort angelangt, wohin die Gewaltherrschaft methodisch langsam treibt, beim Nihil, im Nihilismus.

Es fehlte der bekannte erste Kanonenschuß, das Signal zur Götterdämmerung. Das Pulver war naß, die Kohle, die allein in ihm vertreten war, verglühte stinkend, und fünf Tage später, als der Kalender

vorschreibt, erscholl es von allen Thürmen und Minarets: „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Warum das, woher diese Verkehrung aller christlichen Ordnung? Möglich, daß die drei Zeitrechnungen, die im Spiele waren, Julius Cäsar, Papst Gregor und die Hedschra in Arabien, sich in dieser „mittleren Zeit“ einigten, daß der katholische Christtag, die griechischen Weihnachten und der türkische Bairam ihren mathematischen Durchschnitt im 30. December fanden, und daß fortan das große Friedensfest in Europa und Asien stets an diesem 30. Dec. gefeiert werden wird. Gewiß aber ist, daß der „gesunde Mann“ sich plötzlich als todtkrank, der „kranke Mann als kerngesund erwies, und daß dem Halbkranken eine Rekonvalescenzfrist bewilligt wurde.

Wie dieses Rußland die „heilige“ Sache der „Christen des Orients“ aufgriff, wie dieser Tschernajeff die „slavische Sache“ in Fluß brachte und schon halbwegs Sophia marodirte! Wie die Türken zum Frühstück verspeist wurden, wie die russische Presse Oesterreich mit Hohn und Drohung überschüttete! Welch' ein Geprahle — die Bonapartisten der beiden Kaiserreiche waren hoch überboten! Ignatieff gebärdete sich als der Petrus der Weltherrschaft, mit dem Schlüssel zweier Continente spielend. Die Serben sammt den gelieheuen Russen wurden zwar mit blutigen Köpfen oder auch ohne Köpfe heimgeschickt, der erste Angriff endete schmählich. Aber das war nur ein Vorspiel, die serbische Trauerfackel wird den russischen Einmarsch um so greller beleuchten. Da wälzt sich endlich die russische Heeresmacht keuchend und knarrend an den Bug: außer der eingleisigen Eisenbahn nur Morast, Schneefeld und Eis; die Mundvorräthe zum Verhungern, nur im Hauptquartier Champagner; die Truppen weit unter dem Solletat, der Soldat mißmuthig, aufsässig, durch die Freiwilligen aus Serbien aufgestachelt. Die ersten Bataillone, die an den Pruth vorrücken sollen, weigern sich, der Adjutant des Großfürsten erscheint, man reißt ihm die Epauletten herunter, wirft ihn zu Boden, mißhandelt ihn. Der Großfürst erkrankt, man braucht fünf Aerzte, um den unglaublichen Abdominaltyphus zu constatiren. Die Meuterei in der Armee dauert fort, täglich müssen ganze Bahnzüge der Rebellen ins Innere, nach Petersburg zurückgeschafft werden. Ja, Rußland war bewaffnet bis an die Zähne, aber am Zahnfleisch nagt der Skorbut. Man decimirt doch sonst Regimenter, schießt den zehnten Mann zusammen, schickt die übrigen zuerst gegen feindliche Palissaden, die eigenen Kanonen hinter ihnen. Warum denn das nicht? Weil die slavisch-christliche Begeisterung des ganzen heiligen Rußland zu stark ausposaunt war, weil diese Begeisterung dem Czaren selbst Gewalt angethan, weil der Großfürst Nicolai zu viel Madonnen geküßt, zu viel Segen und Siegesgewißheit mit sich genommen hatte. Die ersten Schüsse auf die christlichen Soldaten, die das Kreuz auf der Hagia Sophia errichten sollten, auf die Träger des „heiligen Berufes“?! Ein Kreuzzug, der mit Standrecht begonnen hätte!?

Da seht mir doch diese ungläubigen Türken auf der andern Seite der Donau an! Ohne Murren, genügsam, ausdauernd und fest entschlossen, freudig im Dienste der Pflicht, so garniren sie die Ufer des Flusses, besetzen die Festungen, bauen Schanzen, schleppen Pontons, des Augenblicks gewärtig, wo sie sich auf den Erzfeind mit dem Rufe: „Isch Allah!“ stürzen dürfen. Die 174 Bataillone mit 18000 Baschi

Bozuks gaben denn doch jenseits des Pruth zu denken. Von den Rumänen wußte man auch so recht nicht, was sie wollten; die Pforte bot ihnen die Unabhängigkeit und die Kapitalisirung des Tributs. Wenn die Russen gleich in Rumänien geworfen wurden, so stand das neutrale Donaubelgien fix und fertig; siegten die Russen aber im Bunde mit Rumänien, so würde das Land auf Jahre hinaus die Operationsbasis der Moskowiter und gänzlich zu Grunde gerichtet. Die desolate Armee des Czaren stand vor einem neuen Fragezeichen.

Endlich war in ganz Europa und Asien kein Bundesgenosse von irgend welcher Bedeutung aufzufinden, auch nicht einer. Sogar das klephtische Griechenland zappelte nur zum Schein; in Epirus und Thessalien stand ihm eine schlagfertige Macht entgegen, und England drohte mit dem Bombardement von Athen, sobald ein Neuhellene über die Gränze ginge. Die Zweikaiser? Man lese doch den Wuthausbruch der „Moskauer Zeitung" vom 30. Dezember, vom Tage des Ausgleichs und des Waffenstillstandes nach türkischer Feststellung, nämlich bis zum 1. März! „Wohlwollende Neutralität"! Was uns die soll? Rußland bedarf „irgend einer Macht" zum Bundesgenossen; dieses elende Oesterreich aber will nicht einmal Bosnien besetzen, und die Ungarn wollen nichts oder Serbien occupiren. Rußland kann seinen „heiligen Beruf" nicht erfüllen, wenn es nicht im Namen Europas marschirt. — Das ist ihm nicht gereicht worden und deßhalb protzt es ab, protzig, patzig, wüthend, auf Revanche sinnend, vor der Niederlage, vor dem Kampfe.

Die Revanche wird ihm nicht ausbleiben, nur kommt sie diesmal von innen. Was der jämmerliche Zustand der Armee und die zweideutigen Gesichter der europäischen Mächte, sammt der Schlagfertigkeit der Türken, nicht vermochten, das hat der Krasny-valet fertig gebracht. Krasny-valet heißt nämlich der rothe Bube, freie Uebersetzung von Bandschuh, mit deutlicher Anspielung auf die „rothe Republik". Der „rothe Bube" ist der Name eines weitverbreiteten Bundes, der zur Devise hat: „Land und Freiheit", d. i. Gesammteigenthum und demokratische Verfassung. Wer so gütig ist, die paar offiziellen Beschwichtigungen über die Affaire in und bei der Kasankirche zu Petersburg für baare Münze zu nehmen, der verdient ein Serbe zu werden und russischen Wind für solide Waare zu nehmen. Die „dritte Abtheilung" in Petersburg weiß etwas mehr von der Sache; sie weiß sogar so viel, daß sie sich selber, der dritten Abtheilung, nicht mehr trauen darf: denn Rußland ist bis in den Winterpalast hinein unterwühlt, durch und durch vom revolutionären Gifte zerfressen, der Boden brennt wie auf Kohlengangen. Der Vorfall in der Kasankirche ist lediglich eine Flatterminе, das Zeichen, daß die andern bald losgehen, und zwar mit viel größerem Eclat. Das ist keine Zeit zum Kriegführen, denn jede verlorne Schlacht, jede verlängerte Belagerung kann den Thron kosten und einen allgemeinen Erdbrand verursachen.

Die russische Regierung, Fürst Gortschakoff an der Spitze, alle Minister, der für „Volksaufklärung" einbegriffen, sämmtliche Staatsräthe, die der „dritten Abtheilung" voraus, alle conservativen Gründer, Bankiers, Fabrikanten, Kaufleute, sämmtliche gutgesinnte eingewanderte Deutsche — sie alle werden binnen Kurzem den schwellenden Ruf erheben: Eine Verfassung, eine constitutionelle Verfassung für Rußland! La constitution ou la mort!

Und der Czar aller Reußen, der Befreier der Chriſten, der Schutzgott aller Slaven, der Stellvertreter Gottes in der Hälfte zweier Erdtheile, wird „conſtitutioneller Fürſt“ werden, Preßfreiheit und Vereinsrecht gewähren, zwei Kammern, ein Haus der Abgeordneten und einen Senat einſetzen, ſeine Miniſter vor einem höchſten Gerichtshofe auf Antrag jeder der beiden Kammern für verantwortlich erklären, und ehe ein Jahr vergeht, wird man im „Petersburger Journal“ leſen: „Meine Herren Deputirten, meine Herren Senatoren“ — natürlich auf Ruſſiſch.

Und dann ſteht in Stambul ein Mann, die klugen Augen nach Norden gerichtet, eine lächelnde Satisfaktion im Geſichte, unter dem Arm das Portefeuille des Premierminiſters, und ſchmunzelnd läßt er die Worte fallen: „Gutes Beiſpiel verdirbt ſchlechte Sitten! Allah walte über der ruſſiſchen Conſtitution wie über der meinigen. Verfaſſungen ſind gründlich conſervativ, ſie ſind Chinin für das Kriegsfieber. Salom alikom!“

Dieſer Mann heißt Midhat Paſcha.

Der induſtrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung*)

von Dr. Karl Bücher.

Schon mit dem erſten Beginne der großen Kriſis, aus welcher unſere wirthſchaftlichen Zuſtände ſich ſeit drei Jahren vergeblich emporzuarbeiten ſuchen, hat man ängſtlich nach den Urſachen des Stillſtandes, der Noth, des Rückgangs auf dem Gebiete der Induſtrie geforſcht; man hat ein wahres volkswirthſchaftliches Sündenregiſter aufgeſtellt und bald den Staat, bald das Kapital, bald die Fabrikanten, bald wieder die arbeitende Klaſſe mit Vorwürfen überſchüttet. Der Miniſter wie der Handwerkslehrling, der ſpekulirende Börſenmann wie der ſtrikende Fabrikarbeiter, der Producent wie der Conſument, der Milliardenſchwindel, die moderne Gewerbegeſetzgebung, die Tarifverhältniſſe unſerer Eiſenbahnen, der Mangel an billigen Waſſerſtraßen, die freihändleriſchen Zolleinrichtungen, die Laſten des Militarismus, der große Krieg, die Unreellität der Fabrikanten, die Gründungen auf Aktien, die Unbotmäßigkeit und Zügelloſigkeit der Arbeiter, die hohen Löhne, die Beſchränkung der Kinderarbeit, die Socialdemokratie, ſelbſt das „Lutherthum“ und der Kulturkampf wurden für das hereinbrechende Elend, je nach Stimmung und Gelegenheit, nach Intereſſe und Parteiſtandpunkt verantwortlich gemacht.

Eine unbefangene Prüfung all' dieſer guten und ſchlechten Gründe und Ausreden für das einmal nicht abzuleugnende Uebel wäre ein ver-

*) Die folgenden Ausführungen verdanken einem Vortrage ihre Entſtehung, welchen der Verfaſſer im December v. J. im kaufmänniſchen Verein zu Frankfurt a. M. gehalten hat. Die Form des mündlichen Vortrages glaubte er zwar hier wegfallen laſſen zu ſollen, dagegen ſind eine Anzahl Auseinanderſetzungen, welche mit Rückſicht auf Belehrung des aus jungen Kaufleuten beſtehenden Auditoriums gegeben waren, der größeren Deutlichkeit halber beibehalten worden, wie auch die auf den ſpeciellen Zuhörerkreis berechneten Beiſpiele. Der Verf.

dienstliches Unternehmen. Sie würde in letzter Linie auf die Erkenntniß führen, daß dem jähen Ausbrechen dieser periodischen Krankheit Organisationsfehler unseres gesammten Wirthschaftssystems zu Grunde liegen, an deren Fortdauer mit lokalen Mitteln, wie Kontraktbruchsgesetzen, Schutzzöllen u. dgl. nichts geändert wird. Schon die eine Thatsache, daß die gegenwärtige Geschäftskrise alle Industriestaaten, den einen mehr den anderen weniger ergriffen hat, und jenseits des Oceans mindestens ebenso verderblich wüthet als in Europa, muß den Einsichtigen abhalten, nach lokal wirkenden, auf die deutsche Industrie beschränkten Ursachen zu suchen, die man dagegen für die besonderen Leiden besonderer Industriezweige, wie der Eisen- und Textilbranche, immerhin zugestehen kann.

Die Reuleaux'schen Briefe aus Philadelphia sind noch in lebhafter Erinnerung; der Kampf der Meinungen, welchen dieselben hervorriefen, beginnt sich nun allmählich abzukühlen. Man hat hier vielfach den Gesichtspunkt, von welchem der Berliner Gelehrte ausgegangen war, mit den Gedanken über die allgemeinen Ursachen der Krisis vermischt und denselben eine neue hinzugefügt: Die Schlechtigkeit der deutschen Arbeitsleistungen. Man sprach wieder, wie vor einem Jahre der preußische Finanzminister in einer allbekannten Reichstagsrede, von der „Konkurrenzunfähigkeit" der deutschen Industrie, nur daß man diesmal nicht die hohen Arbeitslöhne, sondern die geringe Qualität der Arbeitsproducte verantwortlich machte. Wahr ist allerdings, daß das Urtheil von Professor Reuleaux von einer Vergleichung der deutschen Arbeitsleistungen mit denen des Auslandes seinen Ausgang nahm; wahr ist auch, daß derselbe den handelspolitischen Gesichtspunkt der Konkurrenz auf dem Weltmarkte in späteren Briefen berührte; aber unrichtig ist es, daß die Qualität unserer Arbeitsleistungen mit der gegenwärtigen Krisis in wesentlichem Zusammenhange steht. Oder will man wirklich im Ernste behaupten, daß seit dem deutsch-französischen Kriege die Umsicht unserer Fabrikanten, die Tüchtigkeit unserer Arbeiter in dem Maße abgenommen habe, daß wir nicht mehr leisten können, was vorher möglich war?

Damit soll die Berechtigung der an unserer Industrie geübten Kritik nicht im mindesten angezweifelt werden. Das deutsche Gewerbe steht in der That und stand auch schon früher in der Qualität seiner Leistungen vielfach hinter dem Auslande zurück. Viele unserer Industrie-Erzeugnisse lassen Solidität der Technik, Korrektheit der Arbeit, künstlerische Geschmacksbethätigung vermissen und versperren sich natürlich so nicht nur den Weltmarkt, sondern veranlassen selbst einen beträchtlichen Theil der kaufkräftigsten einheimischen Consumenten, ihren Bedarf aus dem Auslande zu decken. Aber diese Thatsache war lange vor der Weltausstellung in Philadelphia bekannt und bewegte die Gemüther aller Derjenigen, welche unsere gewerblichen Verhältnisse mit unbefangenen und wohlwollenden Augen betrachteten. Nur wurden die gutgemeinten Rathschläge und Mahnungen von den betheiligten Kreisen überhört; es mußte erst die Nothlage der letzten Jahre kommen; es mußte vor aller Welt erst die schwärende Wunde entblößt werden, bis man sich mit unwilligem Murren zur Selbstschau und Selbstprüfung und nach vielem Sperren und Würgen auch zu einem stark verklausulirten Sündenbekenntniß entschloß.

Die Wichtigkeit der Frage auch für die gesammte nichtgewerbetreibende Bevölkerung ist einleuchtend, und so ernstlich oben ihre ursächliche Verbindung mit der gegenwärtigen Geschäftsstockung zurückgewiesen wurde, so wenig kann geleugnet werden, daß der Erfolg unserer Industrie im Wettbewerb auf dem Weltmarkte wesentlich von der Güte ihrer Leistungen abhängt. Ja noch mehr: wir haben selbst einträgliche Positionen hier aus keinem anderen Grunde an das Ausland abtreten müssen, als weil wir in der Qualität der Producte zurückstanden. Aber es muß nachdrücklich vor zu ausschließlicher Betonung dieses Gesichtspunktes gewarnt werden; wir laufen sonst Gefahr, daß unsere Gewerbepolitik, wie sie das seither schon zu thun pflegte, die exportfähige, kapitalreiche Großindustrie unterstützt, während die kleineren, vorwiegend für einheimische Consumenten arbeitenden Geschäfte in ihrer alten Verkümmerung fortvegetiren.

Man hat sich im Anschluß an die Reuleaux'schen Briefe vielfach mit den Ursachen des betrübenden Zurückbleibens unserer Industrieerzeugnisse hinter den Zeitanforderungen beschäftigt; mau hat neben vielem Unvernünftigen auch manches Treffende gesagt; Vorschläge zur Besserung sind ebenfalls gemacht — verschieden freilich je nach der Individualität ihrer Urheber. Wenn ich auf den folgenden Blättern mich an derselben Aufgabe mit besonderer Rücksicht auf die gewerbliche Bildungsfrage versuche, so mache ich keinen Anspruch auf Vollständigkeit und Allseitigkeit. Es kommt mir vielmehr auf die leitenden Gesichtspunkte und die großen wirthschaftlich-socialen Zusammenhänge an; die Einzelerscheinungen führt das Leben leicht jedem selbst vor Augen.

Die Mängel in der Beschaffenheit der deutschen Industrieproducte treten hauptsächlich auf drei einander berührenden Gebieten zu Tage:

1. in denjenigen Gewerbszweigen, welche die Anwendung der Maschinen und der Arbeitstheilung in größerem Umfange gestatten, wo demnach die billige Massenproduction Regel ist;

2. bei denjenigen Gewerben, welche eine höhere wissenschaftlich-technische Ausbildung zur Voraussetzung haben und bei denen eine der wissenschaftlichen ähnliche Forschungsthätigkeit mit schwierigen oder kostspieligen Versuchen ohne Rücksicht auf unmittelbaren Gewinn die Bedingung des Erfolges ist;

3. bei denjenigen Arbeitsleistungen, für welche die handwerksmäßige Routine nicht ausreicht, deren Blüthe vielmehr von individuellem Geschmack und künstlerischer Durchbildung, von glücklicher Erfindung und Combination abhängt.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist es derjenige, bei welchem besonders das Reuleaux'sche „billig und schlecht" seine Geltung findet. Es ist darüber in jüngster Zeit so mancherlei beigebracht worden*), daß es Raumverschwendung wäre, wenn ich mich hier mit Erläuterungen aufhalten wollte. Auch für die zweite Kategorie bedarf es deren kaum. Wenn hier der Verfasser der „theoretischen Kinematik" Mangel an

*) Vgl. die allerdings nicht ganz unparteiische Sammlung von Streitschriften: F. Reuleaux und die deutsche Industrie auf der Welt-Ausstellung in Philadelphia. Leipzig. G. Hirth. 1876. Ferner Franz Wirth im „Arbeitgeber." Novbr. und Decbr. 1876.

Fortschritt im rein Technischen gerügt hat, so wird man ihm die Berechtigung dieses Urtheils wohl nicht im Ernste abstreiten, wenn man auch für andere Gebiete seine Competenz nicht gelten lassen will. Bereits im Anfange des vorigen Jahres überreichte der preußische Handelsminister dem Abgeordnetenhause eine Denkschrift, in welcher über die großen Schwierigkeiten bei Beschaffung leistungsfähiger Instrumente für den Gebrauch der geodätischen, astronomischen und überhaupt der naturwissenschaftlichen Staatsinstitute bitter geklagt und die Gewährung einer staatlichen Subvention für die bei der Berliner Gewerbeakademie bestehende mechanische Werkstätte dringend empfohlen wurde. Der Aufschwung anderweitiger gewerblicher Thätigkeit, so wurde geltend gemacht, habe „Mittel und Personen der Präcisionsmechanik mehr und mehr zu Gunsten solcher verwandten Zweige der Gewerbsthätigkeit entzogen, bei denen eine Massenproduction in größerem Umfange durchführbar ist, denen somit die höhere Ausnutzung der Arbeitskräfte andauernd höhere Löhne zu geben gestattete." Bedenkt man, daß der hier berührte Zweig der mechanischen Technik nicht blos den ausgedehnten Kreis der naturwissenschaftlichen Messungs- und Beobachtungsapparate umfaßt, sondern auch die dem Schulunterrichte zur Grundlage dienenden Instrumente und Modelle und alle diejenigen mechanischen Mittel, welche der Maschinenindustrie, dem Verkehrswesen, vielen sanitären und anderen Wohlfahrts-Anstalten zur Förderung und Sicherheit dienen, ja daß von der schöpferischen Thätigkeit der wissenschaftlich-praktischen Mechanik der Fortschritt unserer gesammten materiellen Cultur abhängt, so wird man die Bedeutung jenes officiellen Geständnisses und das Eingreifen des Staates, der ja sonst der Wirthschaftspolitik des laisser faire laisser aller huldigt, richtig zu würdigen wissen.*)

Die dritte unter den angeführten Gewerbsklassen umfaßt alles das, was man gegenwärtig als Kunstindustrie zu bezeichnen pflegt. Die Bestrebungen auf diesem Gebiete sind in den letzten Jahren bekanntlich sehr lebhaft gewesen; ihr Beginnen fällt mit der Londoner Ausstellung von 1851 zusammen. Damals erkannte nicht blos Deutschland, sondern auch die übrigen Industriestaaten Europas, daß ihre Leistungen nach der Seite des Geschmacks von Frankreich weit übertroffen wurden und sie suchten mit rührigem Eifer das nachzuthun, was Frankreich durch eine Generationen alte Uebung und im Besitze eines bestimmten Marktes entfalten konnte. Es wurden Museen, Zeitschriften und Schulen für das Kunstgewerbe gegründet; mit gewaltigem Sammeleifer wurde auf die Ueberreste früherer Blüthe des Kunsthandwerks Jagd gemacht; die „Werke der Väter" wurden zur stehenden Redensart. Voran ging England mit der Gründung des South Kensington Museum, an das sich bald eine Centrallehranstalt anschloß mit einem über das ganze Land verbreiteten Netz von Zeichenschulen. Es folgte 1864 Oesterreich mit Gründung des Museums für Kunst und Industrie. In Deutschland war man schon vorher auf privatem Wege vorangegangen. Ein großes Verdienst hat z. B. der Münchener Kunstgewerbeverein, der im

*) Ueber das „Ideenstehlen" im deutschen Maschinenbau vgl. Schlickeysen in der Hirth'schen Sammlung. Im Allgemeineren s. Heine: Reuleaux und die deutsche Industrie. Berlin. Seydel. 1876.

letzten Jahre sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feierte. Hier und da mischten sich national-deutsche Gedanken mit den gewerblichen Rücksichten. Man sprach von dem „wälschen Tand", den man abthun müsse, und meinte damit die Pariser Kunst- und Luxusindustrie. Auch die Staatsbehörden nahmen sich der Sache an. In Bayern, Württemberg und Baden wurden Kunstgewerbeschulen gegründet, Muster- und Antiquitätensammlungen angelegt; 1867 folgte Preußen mit dem Gewerbemuseum in Berlin, dem sich bald Sachsen anschloß.*)

Die rasch einander ablösenden Weltausstellungen boten immer wieder neuen Anlaß zur Vergleichung, neue Nahrung für jene Bestrebungen. England und Oesterreich machten rasche Fortschritte und nöthigten Frankreich zu den äußersten Anstrengungen, um seinen Vorrang aufrecht zu erhalten.**) In Italien und der Schweiz, in Belgien und Holland regt man sich; selbst Amerika errichtet kolossale Kunstgewerbemuseen in Boston, New-York und Philadelphia.***) In Deutschland ist die Bewegung in den letzten Jahren ganz besonders lebhaft gewesen; es genügt hier an die Ausstellungen in Dresden, Frankfurt a. M., Köln und München zu erinnern. Am letzten Orte war Gelegenheit geboten, das bis jetzt Erreichte prüfend zu überschauen und an den Leistungen der Vergangenheit die Früchte der modernen Bestrebungen zu messen. Man hat vielfach behauptet, daß die deutsche Industrie in München die Scharte von Philadelphia zum Theil ausgewetzt habe. Ich habe bei eigener Anschauung der Ausstellung des Glaspalastes diese Behauptung nur in sehr geringem Maße bestätigt gefunden. Viel Künstliches gab's allerdings da zu schauen, aber auch viel Ungesundes. Die ganze Bewegung wurzelt zu wenig in der breiten Masse der Gewerbe; sie ist von außen her in einzelne Gebiete derselben hineingetragen; sie wird von keinem kräftigen volksthümlichen Impuls getrieben, wie ihn das 16. Jahrhundert zeigt, sondern riecht stark nach der Studierlampe der Kunstgelehrten; sie arbeitet nicht für die Bedürfnisse des täglichen Gebrauchs, sie zielt nicht auf die Geschmacksveredelung des Unbemittelten, sondern spekulirt auf den überreizten Luxus, wie ihn schnell erworbener Reichthum erzeugt, oder doch auf den äußeren Schein, der die ausländischen Käufer locken soll. Wir sind auf diesem Gebiete noch weit entfernt von der gesunden Einsicht der Franzosen, aus welcher unlängst die Preisaufgabe hervorging, eine möglichst geschmackvolle, aber zugleich auch billige und zweckentsprechende Ausstattung einer Arbeiterwohnung herzu-

---

*) Ausführliches über diese Bestrebungen bei H. Schwabe: Die Organisation von Kunstgewerbeschulen in Verbindung mit dem deutschen Gew.-Mus. Berlin, 1868. S. 4 ff. O. Mothes: Deutsches Kunstgewerbe und der Münchener Congreß. Leipzig, 1876. S. 18.

**) Mothes a. a. O. Vergl. Block, Statistique de la France I., 258 ff.

***) Reuleaux, Briefe aus Philadelphia. Braunschweig 1877. S. 58 f. — Ueber Oesterreich, vergl. Eitelberger von Edelberg, die österreichische Kunst-Industrie und die heutige Weltlage. Wien 1871. Derf. Ueber Zeichenunterricht und kunstgewerbliche Fachschulen. Wien 1876. A. Ilg, die kunstgewerblichen Fachschulen des k. k. Handelsministeriums. Wien 1876. Endlich die Weltausstellungs-Festschrift: das österreichische Museum und die Kunstgewerbeschule. 1873.

stellen. Die Bewegung hat ihre Berechtigung, nur fange man unten an und hüte sich vor Abwegen.*)

Die Ursachen des Rückgangs der gewerblichen Arbeitsgeschicklichkeit sind theils solche, welche aus der Umgestaltung des gesammten Gewerbebetriebs entsprangen und sich mehr oder weniger auch in anderen Industrieländern geltend machten, theils solche, welche unseren deutschen Verhältnissen eigenthümlich sind. Ich glaube dieselben in drei kurzen Sätzen zusammenfassen zu können:

1. Die modernen Formen des Gewerbebetriebs haben das persönliche Band, welches ehemals Producenten und Konsumenten verknüpfte, entweder gänzlich zerrissen oder doch bedeutend gelockert und damit das Gefühl der Verantwortlichkeit für die einzelnen Arbeitsleistungen stark erschüttert.
2. Der früheren Gewerbe-Verfassung lag die Idee des Berufes zu Grunde, der zum allgemeinen Besten betrieben wird, die freie Konkurrenz macht die produktive Thätigkeit zum Geschäfte, das in erster Linie den persönlichen Vortheil verfolgt.
3. Die gegenwärtige Gewerbs-Organisation macht eine allseitige, den Zeitanforderungen genügende Ausbildung des Arbeiters auf dem herkömmlichen Wege in den meisten Fällen unmöglich.

Wenn man uns fragt, was wohl die größte Veränderung in der modernen gewerblichen Produktion hervorgebracht habe, so wird jeder rasch mit der Antwort zur Hand sein: die Maschine, die Arbeitstheilung, das Fabrikwesen. Diese Worte erschöpfen aber die Sache nicht. Es handelt sich viel weniger um die Produktion, die Hervorbringung der Güter, als um die Vertheilung derselben zum Verbrauch. Denn die Konsumtion oder ihr früheres Stadium, der Bedarf, ist ursprünglich der bewegende Faktor jedes gewerblichen Schaffens; die Mittel, den Bedarf aus engeren oder weiteren Kreisen zu befriedigen, die Leichtigkeit und

*) Ich kann mir nicht versagen, hier einen Passus aus den „reichsfreundlichen Betrachtungen" der „Augsb. Allgem. Ztg." über die Münchener Ausstellung wieder zu geben: „Man täusche sich doch nicht", schreibt sie, „das Gewerbe hat mit dem erzielten Erfolg herzlich wenig zu thun. Wenn man die Ausstellung sorgfältig durchmusterte, wenn man die Gegenstände nicht blos anschaute, sondern effektiv prüfte — was freilich mit ziemlicher Weisheit verhütet wurde, weil man bei 15 Mark Strafe nichts anrühren durfte — so zeigte sich im Münchener Glaspalast ganz dieselbe Erscheinung, wie sie Reuleaux in Philadelphia fand. Auch im Münchener Glaspalast ist nur dasjenige, was in die Sphäre der „Kunst" reichte, schön und lobenswerth gewesen; nur die Leistungen dieser Art waren es, welchen der große Erfolg zu danken ist — das vortreffliche Arrangement gehört ja auch schon zu den „Kunstleistungen" — aber sobald das eigentliche Gewerbe in Frage kam, und bei allem, was in diese Kategorie gehörte, da zeigte sich vollständig dieselbe Misere, unter welcher jeder von uns im alltäglichen Leben seufzt und welcher Reuleaux nur beredte Worte geliehen hat. Es war mir dies nicht unerwartet; ich habe im Jahre 1854 in der damaligen Ausstellung ein paar Stiefel gesehen, auf deren Sohlen mit künstlerischer Vollendung die Landschaft Tegernsee durch farbige Holzstiften aufgetragen war — aber um ein Schuhwerk zu bekommen, das wasserdicht ist oder einen eleganten Fuß macht, muß man nach England, Paris oder Wien gehen. Man fand auf der Ausstellung dahier imitirte gothische Schlösser, Renaissance-Thorbänder und Aehnliches, die einem Künstler das Herz lachen machten; aber in unseren Häusern gebt kein Schloß und schließt kein Fenster. Wir haben Buchbinder, deren Lederbände mit denen des Mittelalters recht wohl rivalisiren können; aber keiner bindet unsere Bücher so, daß sie beim Aufschlagen liegen bleiben."

Raſchheit des Verkehrs, des Transports, beſtimmen die Art der Production und des Vertriebs, wie überhaupt die ganze Geſtaltung der Wirthſchaft. Im Alterthum bewegte ſich der wirthſchaftliche Kreislauf von der Produktion bis zur Konſumtion in der Hauptſache ſelbſtſtändig innerhalb des einzelnen Hausweſens: es war die ſogenannte geſchloſſene Hauswirthſchaft; nur wenige Luxusgegenſtände wurden für den Export gearbeitet. Im Mittelalter bildete jede Stadt — und die Städte waren faſt ausſchließlich der Sitz der gewerblichen Arbeit — einen in ſich abgeſchloſſenen Wirthſchaftsorganismus, der ſelbſtſtändig, je nach ſeinen Bedürfniſſen, die Produktion, die Vertheilung und den Verbrauch der Güter regelte. Das Gewerbe wurde nur im Kleinen betrieben; die Arbeit hatte eine künſtliche und ſtraffe Organiſation in den Zünften, deren Hauptzweck die angemeſſene Befriedigung des ſtädtiſchen Bedarfs auf Grund einer Ausgleichung der Intereſſen von Producenten und Konſumenten war. Dieſes Verhältniß erhielt ſich nur ſo lange, als die Verkehrsmittel ſchlecht und unſicher waren; mit dem Aufkommen bequemerer Straßen, größerer Sicherheit, mit der Erfindung der Eiſenbahnen, des Telegraphen, mit der Raſchheit, Billigkeit und Zuverläſſigkeit des Perſonen-, Güter- und Briefverkehrs dehnte ſich das Abſatzgebiet für die Gewerbe aus, wurde es für die Konſumenten leichter, ihre Bedürfniſſe zu vermannigfaltigen und über die zunächſt ſtehende lokale Produktion hinauszugreifen. Heute iſt das einzelne Hausweſen wie die ſtädtiſche und dörfliche Gemeinde oder allgemeiner: jeder Produktions- und Konſumtionsort ein unſelbſtſtändiges Glied in dem Organismus der Geſammtheit aller Einzelwirthſchaften; die Umwälzung in den Verkehrsverhältniſſen hat alle Schranken zwiſchen den einzelnen Produktionsorten niedergeriſſen; die Wirthſchaft nähert ſich der Weltwirthſchaft und dies um ſo mehr, je mehr man die Feſſeln der alten Gewerbeverfaſſung abgeſtreift hat, je mehr Gewerbe- und Handelsfreiheit herrſchen. Dieſe Verhältniſſe und mit ihnen Hand in Hand eine Reihe wichtiger techniſcher Erfindungen haben erſt der werbenden Kraft des Kapitals und der Ausdehnung der Großproduktion den Boden geebnet, auf dem ihre Macht zur Entfaltung kommen konnte.

Der Handwerker der alten Zeit arbeitete für einen ziemlich eng begrenzten localen Abſatzkreis, für ſeine *Kundſchaft*, wie man ſeine ſtändigen Abnehmer ſehr bezeichnend zuſammenfaßte. Der heutige Producent, einerlei ob Groß- oder Kleingewerbetreibender, arbeitet für den Weltmarkt; ſein Abnehmerkreis kennt keine Schranken, und wenn er auch anſcheinend local begrenzt bleibt, ſo ſind es doch immer die allgemeinen Marktverhältniſſe, welche auf Art und Preis ſeiner Producte den maßgebenden Einfluß üben. Es iſt für die früheren Vertriebsverhältniſſe charakteriſtiſch, daß ſie zwiſchen dem Handwerker und ſeinen ſtändigen Abnehmern ein feſtes, von ethiſchen Fäden durchzogenes Band ſchufen. Der Producent *kannte* ſeine Kunden (daher die Benennung) und ihre beſonderen Wünſche und Bedürfniſſe; er beſtrebte ſich, denſelben nach Kräften zu genügen; er fühlte eine gewiſſe perſönliche Verantwortlichkeit für die Schönheit, Solidität und Dauerhaftigkeit ſeiner Arbeiten. Heute ſind dieſe perſönlichen Beziehungen zum guten Theile weggefallen. Der Conſument deckt ſeinen Bedarf, wo er es am billigſten und zweckentſprechendſten kann, und der Producent ſieht ſich genöthigt,

seine Production nicht für das individuelle Bedürfniß eines bekannten Kundenkreises, sondern nach der allgemeinen Nachfrage des Weltmarkts, nach der Mode einzurichten; er verliert das Bewußtsein der persönlichen Haftbarkeit für seine Leistungen.

Um diesen allgemeinen Satz zu verdeutlichen, genügt ein kurzer Ueberblick über die dermaligen Hauptformen, in welchen sich der Gewerbebetrieb bewegt. Man kann deren fünf unterscheiden: 1) die reine Fabrikindustrie, 2) Manufactur oder Hausindustrie, 3) Gewerbe, in welchen die Arbeitstheilung eine bedeutende Ausdehnung gewonnen hat, 4) Magazingewerbe und 5) Handwerke und überhaupt solche, welche unmittelbar für den Consumenten arbeiten.*)

(Fortsetzung folgt.)

Wolfgang Menzel's Denkwürdigkeiten.

Wolfgang Menzel's Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von dem Sohn Konrad Menzel. Mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, Velhagen und Klasing. 591 S.

(Fortsetzung.)

Aber, das muß man ihm lassen, er wußte sein Turnen und die altdeutschen Marotten, die ihm in den Kopf gestiegen, säuberlich auseinander zu halten. Im Frühjahr 1818 — schreibt er — „sollte uns die Freude bald gestört werden. Je mehr nämlich das Turnen in Aufnahme kam, um so mehr nahm es auch den politischen Beigeschmack an, um dessen willen es der Verfolgung ausgesetzt wurde. Obgleich wir gut genug turnten, glaubte Harnisch und die älteren Turnfreunde doch noch einen besondern Turnwart von Berlin verschreiben zu müssen, und Jahn schickte uns seinen Liebling Maßmann zu, der bei seiner kurzen Leibesgestalt nicht so gut zu turnen verstand wie wir, aber desto eifervoller bemüht war, Propaganda für Jahn's Volksthum und für den sogenannten turnerischen Geist zu machen. Er war ein durch und durch ehrlicher Gesell und voll der schönsten Begeisterung für die vaterländische Sache, aber daß er im vorigen Herbste (1817) bei dem Octoberfest auf der Wartburg eine Anzahl Bücher, einen Schnürleib und Zopf u. s. w. verbraunt hatte, war bereits von den Höchstgebietenden in Deutschland übel vermerkt worden und bewirkte, daß ihn auch in Breslau viele einflußreiche Personen ungern kommen sahen. — Wir zählten viele Studenten auf dem Turnplatz. Maßmann wollte ihnen das Tabakrauchen, als unturnerisch, verbieten, was sehr böses Blut machte. Wir Vorturner mußten ihn mäßigen und die Studenten beruhigen. Vor einem Turnfest hatte er den Einfall, ein großes Pergament mit kunstreicher Schrift vollzuschreiben. Ueberschrift „Turngeist", Inhalt alle die patriotischen und moralischen Gemeinplätze, die in Jahn's Schule galten. Vergebens stellte ich ihm

*) Vgl. für das Einzelne G. Schmoller: Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrh. Halle, 1870. S. 159—254. Ueber die Ausdehnung der fünf Betriebsgebiete dürften erst die Zahlen der mit der letzten Volkszählung verbundenen Gewerbezählung genaueren Aufschluß geben. — Vgl. auch Roscher: Ansichten der Volkswirthschaft Nr. IV.: Ueber Industrie im Großen und Kleinen, S. 118 ff.

vor, er werde bei den luſtigen Breslauern das Turnen nur lächerlich machen mit ſeinem Turngeſpenſt. Endlich half mir der Student Höniſch, einer unſrer beſten Vorturner, und wir ſchütteten dem armen Maßmann ein volles Tintenfaß über ſein Pergament. Der Turngeiſt wurde alſo nicht ausgeſtellt, und doch machte ſich Maßmann lächerlich, indem er in ſeiner Feſtrede unter freiem Himmel immer von der großen Schlacht bei Schönbundingen ſprach, was Niemand verſtand, bis man merkte, es ſolle la belle alliance damit gemeint ſein." — Und weiterhin ſagt er: „Eine große Verkehrtheit war, daß die Grundgedanken aus Fichte's Reden an die deutſche Nation und aus der Rouſſeau-Peſtalozzi'ſchen Schule dem Turnweſen eingeimpft wurden. Fichte wollte die ganze Nation neu conſtruiren, durch pädagogiſche Mittel eine neue Nation erziehen. Dazu ſollte nun nach der Meinung vieler Turnfreunde vom Lehrſtande das Turnen verwerthet werden. So wollte der allzu hitzige Franz Paſſow in ſeinem 1818 gedruckten „Turnziel" S. 65 eine durchgreifende fortrückende Erhebung des geſammten Volkes zur höchſten Beſtimmuug des Menſchen, zu übereinſtimmeuder Entwicklung aller von Gott verliehenen Anlagen Leibes und der Seelen. Das hieß nun wohl: oben hinaus und nirgends an! Mit ſolchen Schwärmereien für ein Menſchheitsideal, das ſich in jedem einzelnen Schüler, bezüglich Turner, verwirklichen ſollte, konnte man den jungen Leuten nur die Köpfe verrücken und zog man jene Altklugheit, die der turnenden Knabenwelt nicht mit Unrecht zum Vorwurf gemacht worden iſt. Nahm man dazu noch die eigenthümliche Geſchmackloſigkeit der Jahn'ſchen Sprache, die pausbackige Aufgeblaſenheit der Feſtreden und Freiheitslieder und den Terrorismus gegen Andersmeinende, ſo hatte man allerdings eine ſociale Karrikatur vor ſich, wie Steffens richtig bemerkte."

Es iſt bekannt, daß von Breslau der Kampf gegen das Turnen ausging, anfänglich nur von pädagogiſchen Geſichtspunkten, denen ſich bald aber auch politiſche beigeſellen ſollten. Menzel war eins der erſten Opfer dieſes Kampfes, ein an ſich harmloſer Schülerſtreich, die Verſpottung eines Kameraden, der ſich mißfällig über das Turnen geäußert, hatte dem Rector des Gymnaſiums, dem als Hiſtoriker bekannten Karl Adolf Menzel, einem Turnfeinde, Anlaß gegeben, den Schülern ein Verbot des Turnplatzes anzukündigen. Dem wollte ſich unſer junger Schwärmer nicht fügen und trat aus dem Gymnaſium aus, auf dem er ein halb Jahr ſpäter erſt die Abgangsprüfung zu beſtehen gehabt hätte. Sein Verſuch, an der Breslauer Univerſität die Aufnahme zu finden, mißlang uud ſo entſchloß er ſich, nach Jena zu wandern. Unterwegs traf er auf den verehrten Meiſter ſeiner Kunſt, auf den eine Turnfahrt durch das ſchleſiſche Gebirge leitenden Jahn. „Er hatte etwas Rüſtiges und Derbes, was mir wohlgefiel, aber auch etwas Bornirtes, was nicht blos mir auffiel. Beſonders unpädogiſch war ſein Jähzorn. Er fuhr oft ſeine Turner an, als ob er ſie freſſen wollte. Wenn er ſein Beil erhob und fürchterliche Augen machte, glich er einem Wilden, und wer ihn nicht ſchon kannte, konnte einen Augenblick zweifeln, ob er nicht wirklich den Schädel des unglücklichen Knaben zerſpalten würde, mit dem er eben zankte. Dergleichen Scenen wiederholten ſich faſt täglich. Doch war viel Humor bei ſeinen Turnfahrten. Beſonders ergötzlich war die Sitte des Entſatzmachens. Wenn nämlich ein Turner

etwas ungewöhnlich Dummes sagte oder sich etwa gar gegen die Andern arrogant benahm, so hockten alle Andern im Kreise um ihn her, streckten die Finger nach ihm aus, und verhöhnten ihn mit einem äh! äh! Das nannte man einen Entsatz, d. h. den Ausdruck des Entsetzens machen. Damals hatte die Berliner Turnerschaft den letzten feierlichen Entsatz am Kochelfalle im Riesengebirge gemacht vor einer Marmorplatte, auf der in goldnen Buchstaben zu lesen war: Allhier geruhten Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm III. und Ihre Majestät die Königin Louise die Wunder Gottes in Allerhöchsten Augenschein zu nehmen."

Die Reise ging über Berlin, das er zum erstenmale sah, aber „wissenschaftliche und Kunstsammlungen zu besuchen, hatte ich keine Zeit, ich war zu sehr durch die Turner in Anspruch genommen." Von Leipzig aus benutzte er „die billige königlich sächsische Ordinaripost, um über Merseburg nach Naumburg zu fahren. Es kostete nicht viel, der Postwagen bestand aber auch nur aus einem roth angestrichenen Leiterwagen. Zum Sitze für die Passagiere dienten ein paar Bund Stroh, und da heftiger Regen einfiel und der Wagen ganz offen war, wurden alle Mitfahrenden bis auf die Haut durchnäßt. Zum Ueberfluß hielt der Postillon beinah an jeder Schenke an, um einen Schnaps zu nehmen."

Menzel hat in Jena die bedeutungsvolle Zeit von der Gründung der „allgemeinen christlich-deutschen Brüderschaft" bis zu Kotzebues Ermordung durchlebt und seine Schilderung, obgleich hin und wieder etwas getrübt durch Anwandlungen von kritischer Treppenweisheit, bestätigt nur, wie ehrlicher Ernst es mit dem immerhin einseitigen und auf verworrenen Grundanschauungen beruhenden Streben nach einer Wiedergeburt des deutschen Wesens war. Treffende Charakteristik ist nicht Menzel's Sache, da er zu wenig aus seiner beschränkten Subjectivität herauskommt, und so weiß er auch von Sand, obwohl der Zufall ihn mit diesem in nähere Beziehung brachte, nichts als das anderweit Bekannte zu berichten. Dagegen ist der Notiz werth, was er über den Einen, den weniger bedeutenden, der beiden Brüder Follen sagt. Herr Braun-Wiesbaden hat vor einigen Jahren (in seinen „Mordgeschichten") ein nachträgliches Malefizverfahren gegen die Beiden eröffnet, aus Polizei- und Criminalacten und demgemäß natürlich in borniertester, gehässigster Schiefheit referirend, während gerade bei den Follen's das zweifelfreieste authentische Material in ihren Gedichten vorliegt, aus denen die Seele der damaligen Burschenschaft mit allen Licht- und Schattenseiten unmittelbar hervortritt. Für diese Poesie nun läßt sich bei Menzel freilich ein unbefangenes Verständniß nicht voraussetzen und so hält er sich denn auch mehr an die Person. Ludwig Adolf Follen hat er erst später kennen gelernt, von dem Bruder schreibt er: „Sein Bruder Karl dichtete ebenfalls Freiheitslieder, die hauptsächlich gegen die Fürsten gerichtet waren, und in denen sich ein merkwürdiger republikanischer Stolz kund gab. Dieser Karl war kleiner von Person als sein Bruder, aber gedrungener, sein etwas breites Gesicht, seine feine vorstrebende Nase und ein gewitterhafter Zug in der Stirn gaben ihm eine auffallende Aehnlichkeit mit Robespierre, mit dem er auch nach Geist und Charakter verwandt war. Wie Robespierre trug er sich auch immer sehr sauber, kämmte sich sorgfältig und unterschied sich, da die damaligen deutschen Röcke durchgängig schwarz waren, durch einen blauen

Rock mit Perlmutterknöpfen. Ein Demokrat von reinſtem Waſſer, hatte er zugleich etwas Patriotiſches und Salbungsvolles, gewiſſermaßen etwas Prieſterliches. Hervorgegangen aus dem Bunde der ſogen. Schwarzen in Gießen, fand er die Burſchenſchaft als eine offene und harmloſe Verbindung aller Studenten ungenügend und gründete innerhalb derſelben eine engere geheime Geſellſchaft von ſogen. Unbedingten. Das Wort „unbedingt" führte er nämlich immer im Munde und verſtand darunter theils das jeſuitiſche Princip unbedingter Hingebung an die Idee und ihre Träger, theils die ſtrikte Durchführung der Idee, ohne jemals eine Conceſſion zu machen. Seine Idee aber war die Gründung einer Republik, zu der ſich Alle nach freier Selbſtbeſtimmung vereinbaren ſollten, nichts Andres als der alte contrat social Rouſſeau's. Er glaubte aber, Niemand könne ſich frei ſelbſt beſtimmen, der von ſchwachem Charakter und von ſinnlichen Bedürfniſſen abhängig ſei. Deshalb forderte er und übte an ſich ſelbſt die ſtrengſte Sittenzucht. Deshalb achtete ihn auch jedermann, allein es ſammelte ſich doch nur ein kleiner Kreis von Unbedingten um ihn, weil ſein Rigorismus die muntere Jugend zurückſtieß, und noch mehr, weil eine geheime Geſellſchaft dem Grundſatz und der Gewohnheit ſowol in der Burſchenſchaft, als auf den Turnplätzen widerſprach. Man glaubte hier das Tageslicht nicht ſcheuen zu dürfen und that alles öffentlich. Ein engerer geheimer Club ſchien ſich entweder ariſtokratiſch überheben oder Dinge treiben zu wollen, die nicht mit den Tendenzen der Burſchenſchaft übereinſtimmten. Nur aus Achtung vor der bekannten Biederkeit Follen's ließ man ihn gewähren, aber die hervorragendſten Mitglieder der Geſellſchaft mißbilligten ſein Geheimthun. Ich kam oft mit ihm zuſammen, theilte viele ſeiner Anſichten, ſtritt über andre mit ihm, ließ ſeine Unbedingtheit nicht gelten und ſchloß mich von ſeinem engeren Kreiſe aus. In dieſem engeren Kreiſe nun wurde die ſittliche Kraft als das Höchſte geprieſen und die Jugend für den ſtoiſchen Muth begeiſtert, welcher unſern Freund Sand zu ſeinem verzweifelten Entſchluß trieb. Man hat die Unbedingten verleumdet, ſie hätten gelooſt, wer von ihnen den verhaßten Kotzebue ermorden ſolle. So geartet waren jene Jünglinge nicht. Sand allein faßte den Entſchluß, nachdem er in Follen's Club ſeinen ſtoiſchen Muth überhaupt geſtählt, keineswegs aber eine Inſtruction in Bezug auf eine beſtimmte Mordthat erhalten hatte. Nur das bezweifle ich nicht, daß er ſeinen Entſchluß einer oder zwei Perſonen mitgetheilt hatte, die ihm nicht nur nicht davon abriethen, ſondern ihm auch noch einen Paß unter fremdem Namen verſchafften. Sand war allein eines ſolchen Entſchluſſes fähig. Er faßte ihn in einer religiöſen Schwärmerei. Wenn man ihn dazu hätte überreden wollen als zu etwas, was nicht aus ihm ſelbſt entſtanden wäre, würde er ſich verſagt haben."

Auch von einem in der Geſchichte jener Tage genannten Mann weiß er einen intereſſanten Zug zu erzählen, von dem weſtfäliſchen Grafen Bocholtz, den die Jenenſer Burſchenſchaft dazu auserſah, von dem ruſſiſchen Staatsrathe Stourdza wegen deſſen Schmähſchrift auf die deutſchen Univerſitäten Rechenſchaft zu fordern. Die „hundertjährige Freundſchaft" Rußlands, von der die in der Geſchichte eben nur nach Junkerkatechismus Bewanderten Rühmens zu machen wiſſen, war damals in der Säuberung von „revolutionärem" Geiſte gar ſehr hilfreich. Bocholtz alſo „war ein großer bildſchöner Mann und ſtand in hoher Achtung. Seine Eltern waren Günſtlinge des Königs Jerome, ſeine

Mutter die Zierde des Hofes von Kassel gewesen. Sie hatten ihren einzigen Sohn absichtlich vom Hofe fern gehalten und nach dem Gymnasium in Idstadt (?) geschickt. Hier von seinen Mitschülern wegen der Stellung seiner Eltern geneckt, war er entflohen, wieder eingebracht worden, nochmals entflohen und seitdem spurlos verschwunden. Nach Napoleons Sturz flohen seine Eltern mit Jerome nach Paris und der Vater starb. Westphalen wurde von Preußen besetzt. Die Gerichte forderten durch die Zeitungen den vor mehreren Jahren aus Idstadt verschwundenen ältesten Sohn des verstorbenen Grafen zur Rückkehr auf, wenn er noch lebe. Da meldete sich der junge Graf, der unter fremdem Namen nach seiner Flucht als gemeiner Husar in die preußische Armee eingetreten war und sich durch seine Tapferkeit im Kriege den Offiziersrang und das eiserne Kreuz erworben hatte. Jetzt darf ich den Namen meiner Eltern tragen, soll er gesagt haben, als er das väterliche Erbe übernahm, welches ihm eine jährliche Rente von 25,000 Thalern eintrug. Um aber seine Studien zu vollenden, kam er nach Jena und wurde Student."

Der Versicherung Menzel's, daß er den „Unbedingten" fern geblieben sei, darf man glauben, er muß sehr unschädlich gewesen sein und, was mehr ist, auch bei den Behörden den Glauben daran sich zu sichern gewußt haben. Denn den Untersuchungen, welche — er weicht in seiner Erzählung hier etwas von der Geschichte ab — unmittelbar nach Sand's That auf den am meisten compromittirten Universitäten begannen, entging er ohne sonderliche Mühe. Dem Befehl der Regierung, welche alle Preußen aufforderte, Jena zu verlassen und eine preußische Universität zu beziehen, leistete er Folge, indem er nach der eben erst eröffneten Universität Bonn übersiedelte. Hier wäre nun Zeit und Ort gewesen für das geistige Keimen und Sprossen, wo nur irgend Entwickelungsfähigkeit da war. In diesen Tagen wieder sehen wir an Straßburg's Beispiele, wie mächtig eine junge Hochschule die Energie geistigen Schaffens und Werdens anregt und die politischen Verhältnisse lagen doch in Bonn noch ungleich günstiger. Heinrich Heine und Hengstenberg, Justus Liebig und Jarcke, Johannes Müller, Simrock, Dieffenbach, Hoffmann v. Fallersleben, Hundeshagen, Böcking — bei den meisten dieser jungen Studenten zu Bonn war schon damals erkennbar, wo hinaus und hinauf sie einst des Geistes Flug führen würde: Wolfgang Menzel weiß von dergleichen nichts an sich zu verspüren. Heine ist doch auch ein arger Spötter gewesen und hat über Göttingen, das er später besuchte, mit recht skandalösem Hochmuth geschrieben: für Bonn aber und den Schwung der jungen Seelen, die da zusammentrafen, für die Begeisterung, die sie den verehrtesten Lehrern entgegentrugen, hat Heine die warme Erinnerung stets bewahrt. Und wer solch' Andenken für's Leben nicht von der Hochschule mitgebracht hat, der — mag eilen daß er Geheimerath wird.

Menzel weiß von Bonn nichts Sonderliches zu erzählen, außer etwa von einigen Dauerläufen, die er in der Umgegend verübt. Er hatte uns in Breslau schon seine Liebe für altdeutsche Literatur bekannt, er weiß uns aber jetzt, wo er mit Hoffmann v. Fallersleben bekannt wird, der doch in selber Zeit bereits an den Bonner Fragmenten des Otfried arbeitete, von diesem nichts weiter zu erzählen, als daß es ein sehr schüchterner junger Mann gewesen sei, und daß sie ihn eines Tages zu einem Siebengebirgsausfluge in Schlafrock und Pantoffeln verleitet hätten. Von August Wilhelm Schlegel, von Ernst Moritz Arndt, von

Welcker ist unser blasirter Held stets nur enttäuscht, aber wo und wie er denn dem doch nicht so ganz beiläufigen Zwecke des akademischen Lebens, dem Lernen, obgelegen, das erwarten wir vergebens aus den Denkwürdigkeiten zu erfahren. Die Burschenschaft nimmt ihn, wie es scheint, auch hier fast ausschließlich in Anspruch, und obwohl diese in Bonn auch nach Arndt's und Welcker's Suspension noch zu laviren weiß, obwohl Menzel selber, als ihr Vorsteher, aus einer von Mittermaier geführten Untersuchung frei hervorgeht, so läßt sich damit doch nicht hindern, daß im Frühjahr das Verbot dieser Studentenverbindungen auch für Bonn erfolgt. Als der neu eingesetzte Curator, Herr v. Rehfues, „mich am Abend des 27. März durch den Pedell einladen ließ, zu ihm zu kommen, um als Vorstand der Burschenschaft seine Befehle entgegen zu nehmen, ließ ich ihm eine unhöfliche Antwort geben und wanderte ein paar Stunden später zum Thore hinaus, um nicht wieder zu kommen." — So enden die Lehrjahre.

Weder auf dem Gymnasium, noch auf der Universität hatte Menzel den geordneten Cursus der Bildung durchgemacht, Examina waren ihm fremd geblieben und selbst Autodidakt zu sein, konnte er sich bis dahin wahrscheinlich nicht rühmen. Man muß diesen bei genialen Naturen sehr gleichgiltigen, oft vielleicht selbstverständlichen Umstand im Auge behalten, um sich damit zu erklären, wie ein an sich so durchaus philiströser Mensch, der nach der Autorität, und wär's in ihrer schäbigsten Polizeiverkörperung, zu schreien liebte, wie die Hindin nach Wasser wie der daneben ganz unvermittelt die Abnormität zeigen konnte, die „Büreaukratie" zu hassen und anzufeinden, wo er nur konnte. Das hat ihm oft einen Anschein von Liberalismus gegeben, den er nach dieser Richtung hin wenigstens keineswegs verdient. Ehrlich genug sagt er es ja selbst, wenn er von dieser Wende seines Lebens schreibt: „Ich durfte nicht hoffen, wenn ich länger auf der Universität blieb und mich nachher um eine Anstellung in Preußen bewarb, von der damals herrschenden Partei sonderlich begünstigt zu werden. Ich will es nur gestehen, ich hatte einen Ekel vor solchen Beamten, wie sie mir namentlich früher in Breslau und auch in Berlin, viel weniger am Rhein vorgekommen waren, von denen Befehle anzunehmen mir absolut unerträglich gewesen wäre. Auch hat mich mein guter Genius recht geführt. Denn was ich auch in Preußen damals erstrebt hätte, nicht nur der politische Servilismus und die in der Russenliebe und Russenfurcht entarteten Staatslenker, sondern auch der Schulterrorismus, den Professor Hegel unter dem Protectorat des Ministers von Altenstein auszuüben begann, würde mir alles Wirken in Preußen gehemmt oder verleidet haben." Ehrlich, sagen wir, ist dies Bekenntniß, denn wenn es auch eine grobe Selbsttäuschung ist, daß der aus Bonn fortwandernde Student sich durch die Erfahrungen habe bestimmen lassen, die er — als Gymnasiast! — an dem preußischen Beamtenthum in Breslau und gar in Berlin (wo er ein paar Tage in der Hasenhaide geturnt hatte) gemacht haben wollte, so ist um so wahrer, daß die Hegel'sche Philosophie ihm, der in Jena vergebens versucht hatte, von der Philosophie überhaupt etwas verstehen zu lernen, ein widerwärtiges Mysterium war und blieb und ebenso ist die Antipathie gegen das Russenthum, die sich nirgends des Bestimmteren über ihre Motive äußert, einfach ein roher Niederschlag aus den Jugenderinnerungen, die ihm unverlöschlich die häßlichsten Scenen vor Augen führten, die er in Schlesien an den als Bundesgenossen eingerückten russischen Soldaten beobachtet hatte.

(Schluß folgt.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 12. Januar 1877. Nr. 2.

Inhaltsverzeichniß: Europäische Staatskunst. — Der industrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung. Von Dr. K. Bücher II. — Wolfg. Menzel's Denkwürdigkeiten. (Schluß).

Europäische Staatskunst.

Gleichsam als hätten wir in Europa gar nichts Besonderes und Wichtigeres mehr zu thun, als wären die Desiderien der Kultur in den abendländischen Staaten erfüllt, als bedürften wir eines Schauspieles aus grauer Vergangenheit, an dem wir uns in unseren Mußestunden erlustirten: grade so lassen wir uns die orientalische Frage seit Jahr und Tag aufspielen. Es beglückt uns in unserer Hochcivilisation, die Augen auf ein fernes Barbarenthum hinabzusenken; wir sind so reich und der Wohlstand ist bei uns so allgemein verbreitet, daß wir den Handelsverkehr mit dem Südosten des Erdtheils, mit der Levante, uns ruhig unterbinden lassen; wir sind des ewigen Friedens so sicher, daß wir nicht die geringste Befürchtung vor dem Krakehl hegen, der sich um die Donau herum angezettelt hat. Wir Occidentalen sind wahrlich ein paradiesisches Volk in paradiesischen Zuständen!

Die ganze trostlose Geschichte, die der Menschheit schon so viel Gut und Blut gekostet hat, und möglicher Weise noch zehn mal so viel kosten wird, war vor zwei Jahren im Keime zu ersticken, wenn Europa gewollt hätte. Bei der ersten Rebellion in der Herzogewina konnte sofort Halt geboten werden; denn entweder ist die ganze Diplomatie und Staatskunst keinen Schuß Pulver werth, oder sie mußte jenem ersten Schusse zuvorkommen. Daß Rußland sein diabolisches Schüren in den türkischen Ländern vor einem entschlossenen Veto Europas aufgegeben hätte, wird grade jetzt vollkommen klar. Jetzt, wo seine Munitions- und Proviantwagen mühsam an den Pruth knarren, wo sein Train und Geschütz starke Miene macht, im rumänischen Morast zu versinken, wo die von 250,000 Mann auf 150,000 herabgeminderte Armee sich zum so und so vielten Male zum strategischen Aufmarsch anschickt: jetzt sagt uns die „Moskauer Zeitung", Rußland könne den Krieg nicht ohne Bundesgenossen, nicht angesichts drohender Seiten- und Rückenanfälle führen. Weshalb, fragen wir, blieb der russischen Politik eine solche bedenkliche Situation so lange verborgen, weshalb erklärten die Betreffenden nicht im Jahr 1875: Von uns hast Du nur eine aufmerksame Neutralität zu gewärtigen, wir sind entschlossen, eintretenden Falls unsere Interessen zu wahren?

Unter dem 5. Januar erklärt der halboffiziöse „Golos“ in Petersburg, gleichsam als fiele die russische Politik vor Erstaunen aus den Wolken: die orientalische Frage beschränke sich nicht auf die Balkanhalbinsel, sie erstrecke sich auch auf das ostindische Reich und Mittelasien; d'Israeli habe den Prinzen von Wales nach Indien geschickt und die Kaiserbill durchgebracht, um den indischen Völkern zu imponiren. Aus demselben Grunde protegire der englische Premier die Türken, um den Muhamedanern zu zeigen, daß England die muselmännische Weltmacht und Rußland der Feind des Islam sei. Rußland habe gar kein Interesse die Muhamedaner zu befehden, es sei gar nicht feindselig gegen die Türken gesinnt, es fordere blos Humanität.

Ein kostbares Geständniß! Also diese superkluge, graswachsen hörende russische Politik hat noch vor Jahresfrist nicht gewußt, daß der Islam eine Weltmacht ist, daß der Chalif aller Gläubigen nicht ohne den heftigsten Widerstand, ohne das Aufgebot des orientalischen Fanatismus den Platz räumen werde; nicht bedacht, welche Waffe sie den Engländern in die Hand spielt, wenn sie das „heilige Rußland“ für die „christlichen Brüder“ ins Feld führen würde? es ist ihr gar nicht eingefallen, selbst bei der Einbringung der englischen Titelbill, daß England sich auf einen Weltkampf rüste, daß die Besetzung Bulgariens in Afghanistan, Bochara und Khokand rückläufig gemacht werden könnte? Nun gibt sie plötzlich den Moslemin gute Worte, zieht ihre „christliche“ Pfeife ein und steckt die Kokarde der „Humanität“ auf.

Abgesehen von der Lustigkeit, daß der Bär auf Humanitätsmission geht, wenn Rußland plötzlich, vor dem ersten Kanonenschuß so bescheiden wird, wenn es sich zu Konstantinopel hinter Lord Salisbury verkriecht, lediglich „humane“ Reformen in der Türkei verlangt: warum acceptirte Europa nicht die Andrassy'schen Punktationen vom Dezember 1875? warum ließ Gortschakoff den Insurgenten nicht bedeuten: Greift zu, nehmt an, weiter kann ich euch nichts verschaffen! Warum trieb es die machtlosen Insurgenten zum Widerspruch, stachelte die unkriegerischen Serben gar ins Feuer?

Und nachdem das Vorspiel in Waffen so kläglich für Rußland und seinen Delegaten Tschernajeff geendet, wie viel besser wendet sich denn etwa seine Diplomatie! Ist es nicht ein Dorfkomödiantenspiel, wie sie da jetzt am goldnen Horn Tag um Tag zum letzten, zum allerletzten, auf allgemeines Verlangen zum unwiderruflich letzten Male anderer Meinung werden und von ihren Forderungen wieder und wieder ein Stück ablassen; wie die englische Flotte abfährt und der russische Staatsdampfer anfährt, in den Hotels zu Pera heute ein- und morgen wieder ausgepackt wird! Wie auf das herrische Vous devez! des Engländers der Türke gemüthsruhig sein constitutionelles Kanuitverstan! setzt; wie der Russe all seinen Trotz sänftiglich fahren läßt und schon nicht mehr beansprucht, als was ihm die Konferenz gestattet: die „Humanität.“ Fordert er etwas mehr, thut er einen Schritt weiter, so hat er England auf dem Halse, und Oesterreich, welches zuletzt einzig dem Salisbury opponirte, reicht diesem die Hand, welche Deutschland nicht „gefährlich verwunden“ lassen darf und kann. Die Türken, welche die einzig Entschlossenen sind, wissen das; sie können im russischen Kriege nicht ernstlich bedroht werden, ohne daß Europa wieder einig würde, und sie steifen sich auf ihr

neues Ottomanisches Staatsrecht, daß es eine Lust ist und den tapfern Rumänen die Augen übergehn.

Obendrein erklärt die gewiß in diesem Betracht unverfängliche „Nationalzeitung“: „Die Türkei steht heute an Truppen mächtiger da, als seit lange, vollkommen gewachsen den Armeen des Gegners im Norden.“ Die „Nationalzeitung“ begreift ebenso vollkommen den Widerstand der Pforte und ihr Begehren, die Sache gleich jetzt zum Austrage zu bringen. Die Entschiedenheit hat noch immer die größte Propaganda gemacht. Rußland fährt schlecht in den Spalten desselben Blattes: Die Kräfte des Volkes seien durch die Vorbereitungen zum Kriege so erschöpft, wie sonst nach einem langen unglücklichen Kriege. Auswärtige Anleihen seien fehlgeschlagen, die innere zweifelhaft ausgefallen; das Baargeld sei hinausgegangen, der Handel gelähmt, in Odessa befürchte man Hungersnoth; die Landwirthschaft sei herabgekommen, in Polen verkaufe man auf einen Schlag 1720 Güter. Das Ding werde ernsthaft, man habe sich geirrt, als man den Spaziergang nach Byzanz projektirte. Die „wohlwollende Neutralität“ drückt sich da mindestens sehr zweideutig aus. Das „Bischen Herzegowina“ hat sich zu einem Spaziergang nach Byzanz mit Hindernissen erweitert.

Europa hat sich das Ding über den Kopf wachsen lassen und ein trauriges Examen in der Staatskunst abgelegt. Es wird nun zusehen müssen, wie es sich selbst vor dem Brande schützt, den es vor unlanger Zeit ruhig austreten konnte. Nur diejenigen haben ein gewisses Recht auf Satisfaktion — wenn man anders Genugthuung empfinden kann beim Ruin der Volkswohlfahrt und den trübsten Aspekten auf die wirthschaftliche Zukunft — die vom Uranfang der Verwickelung ihr Auge fest auf den rothen Punkt richteten und consequent vor dem Unheil warnten, das große Staatsmänner lächelnd heraufsteigen sahen, ihrer Unfehlbarkeit siegreich bewußt. Nur diejenigen dürfen ihre Hände in Unschuld waschen, welche catonisch am Ende jeder Ausführung riefen: Rußland muß an die Kette Europas gelegt werden!

Der industrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung.

Von Dr. Karl Bücher.

(Fortsetzung.)

Für die Fabrikindustrie und den Großbetrieb bedarf das Gesagte keines Beweises. Der kaufmännische Vertrieb bildet hier oft ein Gebiet für sich; der Producent tritt mit dem Konsumenten nur ausnahmsweise in direkte Verbindung; der lokale Verschleiß kommt vielfach gar nicht in Betracht. Es gehören hierher in erster Linie Industriezweige, welche von jeher ein großes Kapital erfordert haben, sodann solche, welche erst mit den technischen Erfindungen der Neuzeit entstanden sind und erst in dritter Linie Gewerbegebiete, auf welchen eine Verdrängung des Handwerks Statt gefunden hat. In erster Linie sind hier zu nennen Bergbau und Hüttenwesen, der größte Theil der Metallverarbei-

tung, das ganze private Verkehrswesen, sodann die Maschinenindustrie, die chemischen Fabriken, Tapeten-, Porzellan- und Kautschukindustrie, endlich Webereien und Spinnereien, Zucker-, Stärke-, Farben- und Theerbereitung, die Fabrikation von Kunstwein, Bier, Spiritus, Steingut, Glas, Papier, Kurz- und Galanteriewaaren, ein Theil der Leder- und Holzindustrie, Dampfmühlen, Druckereien, das städtische Baugewerbe ꝛc.

Die Hausindustrie besteht besonders in denjenigen Gewerben, in welchen die Herstellung des Produkts sich durch mehr oder weniger einfache und leicht erlernbare Verrichtungen bewerkstelligen läßt, die ohne große Muskelkraft auch von Frauen und Kindern oft neben der Landwirthschaft ausgeübt werden können. Der Arbeiter oder die Arbeiterin hat mit dem Konsumenten des Produkts gar nichts zu thun; ein kaufmännischer Unternehmer besorgt den Vertrieb; oft steht zwischen ihm und dem Arbeiter noch ein Kommissionär oder Faktor. Die Mißbräuche und die besonderen Einflüsse dieses Verhältnisses auf die Güte der Arbeiten bedürfen keiner Erörterung. Jeder denkt sofort an die alte Weise der Spinnerei und Weberei, an alle Arten von Weißzeugnäherei, Stricken, Sticken, Spitzenklöppeln, Filetarbeiten, Stroh-, Draht- und Korbflechterei, an viele Arten der kleinen Holz- und Metallindustrie, Gürtler- und Beinarbeiten, Nagelschmiederei, Uhrenfabrikation, Spielwaaren u. dgl.

Eine große Reihe von Gewerben hat sich mit Rücksicht auf die wirthschaftlichen Vortheile der Arbeitstheilung in mehr oder weniger zahlreiche Specialbranchen geschieden. Denke man z. B. an die Tischlerei. Neben den beiden älteren Hauptarten der Bau- und Möbelschreinerei finden sich eine Menge Specialfächer. Es gibt Meister, die nur Tische, nur Stühle, Buffets, Sophagestelle, Fenster, Thüren, Parketböden, Schnitzarbeiten, Fournire, Särge, Kisten ꝛc. fabriciren. Der Drechsler beschränkt sich auf Pfeifen, Cigarrenspitzen, Stöcke, Thürdrücker, Kegel, Spielwaaren u. dgl. Das Gewerbe des Bürstenmachers zerfällt in zehn bis zwölf Specialbranchen von größerem oder geringerem Umfang. Aehnliches ließe sich für die Buchbinderei, die Taschenuhrfabrikation, die Blechwaarenindustrie nachweisen. Ein vollständiges Lager von Nürnberger Kleinwaaren umfaßt 1400 Nummern; ein großer Theil derselben entsteht unter den Händen von Specialisten. Selbst viele Zweige des Kunstgewerbes unterliegen der Arbeitstheilung und Specialisirung mehr, als manche Handwerksenthusiasten glauben, die durch Hebung dieses Gebietes den gewerblichen Mittelstand erhalten zu können meinen*). — Sehr viele dieser Geschäfte sind ohne großes Kapital zu betreiben; sie arbeiten für einen weiteren Markt, oft für große Exporthäuser, bei denen sich die einzelnen Artikel zu Kollektionen sammeln; manche halten daneben einen offenen Laden, in dem sie Passendes und Unpassendes mit ihren Fabrikaten vereinigen — immer ist die Beziehung zum Konsumenten nur eine sehr lose.

Allbekannt ist das Magazinsystem. Dasselbe entspricht dem Bedürfnisse und den Gewohnheiten des kaufenden Publikums und ist nach vielen Richtungen hin eine wirthschaftliche Nothwendigkeit. Der Unternehmer ist entweder bloß Kapitalist oder auch Techniker; bald hält er

*) Vgl. Reuleaux Briefe S. 53 über die Theilung der Arbeit in der französischen Keramik.

eine eigne Werkstätte, bald gibt er den Stoff an kleine Meister aus, bald kauft er von den letzteren das fertige Produkt; in jedem Falle ist der kaufmännische Vertrieb ihm die Hauptsache; der Producent kommt mit dem Konsumenten nirgends in Berührung. Als Beispiele genügen die Magazine von Kleidern, Schuhwaaren, fertigem Weißzeug, Möbel, Leder, Papeterie. Ein Mißbrauch des Systems sind die Wanderlager, die stehend gewordenen „Ausverkäufe": die Rolle, welche hier der Producent spielt, braucht nicht ausgemalt zu werden.*)

Was bleibt uns nun noch übrig für das eigentliche Handwerk alten Stils, bei dem der Meister gleichtüchtig in allen Einzelheiten seines Gewerbes, für den unmittelbaren Gebrauch seiner Kunden arbeitet? Offenbar herzlich wenig. Da sind zunächst solche Handwerker, welche lediglich im Dienste größerer Geschäfte stehen. Die meisten Fabriken haben ihre Schlosser- und Reparaturwerkstätte; ein Buchbinder ist ausschließlich für eine Verlagsfirma, ein Küfer für eine Weinhandlung beschäftigt, ein Schreiner macht nur Packkisten für eine Fabrik. Daran schließen sich die Reparaturgewerbe. Da die früher genannten vier Arten des Gewerbebetriebes sich nur ausnahmsweise mit der Reparatur der von ihnen gefertigten Artikel abgeben, so finden diese lohnenden Erwerb. Unsere Uhr- und Büchsenmacher verfertigen selten noch neue Uhren oder Schießwaffen; der Flickschneider ist eine bekannte Figur; vor kurzem hat sich dahier (in Frankfurt) sogar ein großes Schuh-Reparatur-Geschäft etablirt. Gewerbswissenschaftliche Systematiker haben früher wohl die Baugewerbe als für ewige Zeiten vor dem fabrikmäßigen Betrieb gesichert bezeichnet. Wo ist heute der „Bauherr" des alten Zimmermannsspruches in dem Zeitalter der „Spekulationsbauten", der „Baufabriken"? Dem Kleinbetrieb sind fast nur die Gewerbe des lokalen Anbringens und Reinigens — Glaser, Ofensetzer, Tapezierer, Schornsteinfeger —, die persönlichen Dienstleistungen des Barbiers, Friseurs u. dgl., die Nahrungsmittelgewerbe — Bäcker, Fleischer — gesichert, auf allen anderen Gebieten machen die modernen, produktiveren Formen reißende Fortschritte.

Es bedarf kaum eines besonderen Hinweises darauf, daß die fünf hier geschilderten Hauptformen des heutigen Gewerbebetriebes keineswegs durch scharfe Grenzlinien von einander geschieden sind. Auf dem Lande, in industriearmen Gegenden herrscht vielfach noch die alte Art der Gütererzeugung vor, auch in manchen Städten giebt es noch genug Handwerker alten Schlages und manche Bevölkerungsschichten haben eine Vorliebe für dieselben. Aber sie sind zusehends im Abnehmen begriffen oder verkümmern unter der durch unsere Verkehrsverhältnisse möglichen aus-

*) Die Frage hat von dieser Seite noch kürzlich (11. Decbr. v. J.) den Reichstag beschäftigt. Es wurde von dem Abg. Ackermann u. a. geltend gemacht: „die Wanderlager führen leichte Waare, deren Anfertigung schon die Arbeiter demoralisire und jedenfalls der deutschen Industrie schädlich sei, die allen Grund habe, sich von dem leider zu viel befolgten Grundsatze „billig und schlecht" frei zu machen. Die Wanderlager locken gewöhnlich durch große Reklamen das Publikum an, auf dessen Täuschung es abgesehen sei; während der seßhafte Kaufmann zur Wahrung seines guten Rufes und seines Kredits von derartigen Manipulationen durchaus sich fern halten müsse. Es liege Grund genug vor, dem ehrenhaften Kaufmannsstand in dieser Beziehung durch die Gesetzgebung zu Hülfe zu kommen."

wärtigen Konkurrenz. Die Arbeitstheilung, die Anwendung der Maschine, selbst das Magazinsystem bieten zu viele wirthschaftliche Vortheile; unter der herrschenden Gewerbefreiheit haben die niederen, weniger zeitgemäßen Formen ihnen gegenüber einen schweren Stand. Bei vielen Arten der Hausindustrie und des specialisirten Gewerbes ist es nur eine Frage der Zeit und des Kapitals, wann die Fabrikräume sie umschließen sollen. Offenbar ist also die Tendenz vorhanden, den Riß zwischen Producenten und Konsumenten immer weiter und allgemeiner zu machen, den kaufmännischen Vertrieb überall von der Fabrikation zu trennen, während auf dem kommerciellen Gebiet die entgegengesetzte Strömung herrscht, die vielen Zwischenglieder zu entfernen und jeder Krämer direkt vom Importhause in Rotterdam oder Hamburg, vom Fabrikanten in Lyon oder Manchester beziehen möchte. Mit der Entfernung vom Konsumenten wird nicht mehr dessen besonderes Bedürfniß, sondern die auf dem großen Markte beliebte Form und Ausstattung wie Preis der Waaren auch für den kleinen Gewerbetreibenden das Bestimmende. Dazu fehlt ihm jedes Mittel auf den Markt einen Einfluß auszuüben; hier herrscht der große Fabrikant, der kaufmännische Unternehmer, der es in der Hand hat den in seiner Klientel befindlichen kleinen Specialisten, den Hausarbeiter über die wahre Sachlage zu täuschen, ihn immer tiefer herabzudrücken und immer abhängiger zu machen, dabei aber den ganzen Gewinn der Produktion für sich einzustecken. So richtig es ist, daß das Aufkommen jener kaufmännischen Mittelspersonen einen Fortschritt in der Arbeitstheilung, eine weitere Bequemlichkeit für die Abnehmer schaffte, so falsch ist es, daß ihre Thätigkeit für die Billigkeit des Produktes, die Güte der Arbeit im Ganzen förderlich gewesen ist.

Es wurde sodann weiter hervorgehoben, daß zum Schaden unserer Arbeitsleistungen überall im Gewerbe das reine Geschäftsprincip herrschend zu werden beginnt. Der größeren Deutlichkeit halber gestatte man auch hier einen Vergleich mit dem mittelalterlichen Zunftwesen. Die Zünfte vertraten in ihrer besten Zeit die Idee des Berufes. Die zahlreichen Zunftordnungen, welche uns aus mittelalterlichen Städten erhalten sind, wurden erst schriftlich niedergelegt, als die Zünfte selbst bereits ihre volle Ausbildung erlangt hatten; sie geben also nur die thatsächlich vorhandenen Zustände wieder. Ueberall tritt uns nun aus ihnen die Anschauung entgegen, daß die Zünfte oder Handwerksämter bestehen, um des gemeinen Nutzens und Bestens willen, daß ihre höchste Pflicht die Förderung des Gemeinwohls mittelst der gewerblichen Produktion ist. Dafür gewährt die Stadt den Meistern ihren Lebensunterhalt in dem ausschließlichen Recht auf den städtischen Markt. Innerhalb der Zunft war somit jeder einzelne Meister eine Art von besoldetem städtischen Beamten; das Handwerk wurde zum Berufe, in welchem der Einzelne seine ganze höhere Lebensaufgabe beschlossen fand.

Die Zünfte entarteten später in engherziger Beschränkung der Gewerbegerechtsame und waren zuletzt nur noch eine starre Form ohne gesunden Lebensinhalt. Das, was früher ein Amt gewesen war zum allgemeinen Besten, wurde zum wirthschaftlichen Monopol im Dienst des privaten Egoismus, das mit eiserner Zähigkeit festgehalten und zum Schaden der konsumirenden Mehrheit wie der unselbständigen Arbeiter ausgebeutet wurde. Die neuere Zeit mit ihren Fortschritten im Verkehrs-

und Maſchinenweſen hat zuletzt auch dieſe Schranken eingeriſſen; ſie hat an ihre Stelle die Gewerbefreiheit geſetzt, welche allein dem Princip der politiſchen Freiheit und rechtlichen Gleichheit der Einzelnen entſprach. Das Grundprincip der Gewerbefreiheit iſt die freie Konkurrenz d. h. innerhalb der allgemein rechtlichen Schranken darf jede Privatwirthſchaft ihr Selbſtintereſſe bei Feſtſetzung der Preiſe für Waaren, Dienſtleiſtungen, Zinſen, Miethe ꝛc. ſoweit geltend machen, als es ihr beliebt. Die einzige wirthſchaftliche Schranke gibt die Wechſelwirkung zwiſchen Angebot und Nachfrage. Man kann den wohlthätigen Einfluß, welchen die freie Konkurrenz auf Raſchheit und Sparſamkeit der Produktion, auf Vervollkommnung der techniſchen Arbeitsmethoden (Anwendung neuer Maſchinen, Stoffe ꝛc.) gehabt hat, ſehr hoch anſchlagen; man darf aber daneben nicht vergeſſen, daß ſie die Stellung des Gewerbetreibenden innerhalb der Geſellſchaft in einer für die höheren Zwecke des wirthſchaftlichen Lebens nachtheiligen Weiſe verändert hat. Nicht nur, daß ſie in der Abſicht, einen ehrlichen Kampf der Kräfte zu ermöglichen, von dem Irrthum ausging, daß alle wirthſchaftlichen Perſonen unter gleichen Bedingungen auf dem Kampfplatz erſcheinen, während die wirthſchaftliche Einheit vielmehr eine Zuſammenſetzung von Perſon und Kapital iſt; ſie hat auch äußerlich den Gewerbebetrieb der Berufseigenſchaft entkleidet, ſie hat den Producenten zum Geſchäftsmann gemacht, der in ſeinem ganzen Thun und Laſſen nur das Selbſtintereſſe, den perſönlichen Vortheil, den Gelderwerb verfolgt. Es iſt ja durchaus nicht ausgeſchloſſen, daß der einzelne Gewerbetreibende für ſich höhere Geſichtspunkte feſthält, daß er auch des Konſumenten gedenkt, der ſeine Erzeugniſſe gebrauchen will; moraliſche Grundſätze, wirthſchaftliche Klugheit können ihm das gebieten; aber in der That iſt er nur durch die Verhältniſſe des Marktes beſtimmt. Und leider bilden dieſe für die Mehrzahl den einzigen Maßſtab; das Selbſtintereſſe wird zum ſtrafbaren Eigennutze; die gewiſſenloſen Elemente werden nur immer noch ſchlechter und gar leicht wird in geſchäftlichen Dingen das Strafgeſetzbuch der einzige Moralkodex. Nichts illuſtrirt dieſes Syſtem deutlicher als die Beliebtheit einer Produktionsform, wie es die der induſtriellen Actienunternehmungen ſind, bei welchen keine perſönliche Verantwortlichkeit des Producenten hinter dem Produkt ſteht, der Gelderwerb allein das treibende Motiv iſt, der wirthſchaftliche Nutzen eines Unternehmens nach der Höhe der Dividenden bemeſſen wird.

Die freie Konkurrenz gab den Boden, auf welchem ſich die Macht der Großinduſtrie gleich verderblich für den gewerbetreibenden Mittelſtand wie für die Güte der Arbeitserzeugniſſe entfalten ſollte. Der maſchinelle Großbetrieb hat ſich in Deutſchland ziemlich ſpät entwickelt. Er fand auf dem fremden und theilweiſe auch auf dem einheimiſchen Markte eine kapitalkräftige, leiſtungsfähige ausländiſche Konkurrenz an. Es boten ſich ihm, wie Reuleaux ſehr richtig bemerkt hat, zwei Mittel, dieſe Konkurrenz zu beſtehen, entweder Herabſetzung des Preiſes oder Steigerung der Qualität bei Feſthaltung des beſtehenden Tauſchwerthes. Kaufmänniſch führen bekanntlich beide Wege zum Ziele; aber es iſt auch ebenſo klar, daß, induſtriell und volkswirthſchaftlich betrachtet, der letzte allein auf die Dauer möglich iſt. Die deutſchen Induſtriellen haben leider die einfachſten Regeln wirthſchaftlicher Klugheit und Vorausſicht

außer Augen gelassen; sie haben die Konkurrenz durch die Billigkeit des Preises aufgenommen, die mit der Zeit die Verschlechterung des Produkts herbeiführen mußte. Sie haben den Grundsatz der Preiskonkurrenz zu einem Grundzug unserer gesammten Produktion und eines großen Theiles unseres Waaren-Umsatzes gemacht. Man wird hier einwenden: Das kaufende Publikum kennt kein anderes Kriterium als das des Preises; es hat in seiner breiten Masse noch nicht den Standpunkt wirthschaftlicher Bildung erklommen, auf dem es Grundsatz wird, immer nur das Beste zu kaufen, weil dieses unter allen Umständen auch das billigste ist. Man muß darauf antworten: Nicht das Publikum, die Nachfrage, ist es, welches gegenwärtig auf die Qualität der Arbeitserzeugnisse den maßgebenden Einfluß ausübt, sondern das Angebot, die Produktion, welche durchgehends nicht für den unmittelbaren Konsumenten, den lokalen Verschleiß, sondern auf Vorrath, für den Weltmarkt arbeitet. Und ist es denn so richtig, daß das Publikum immer nur der Billigkeit nachgeht? Die Tuchfabrikanten mögen sich z. B. bei unseren Schneidern erkundigen, warum wir englischen Stoff verlangen, wenn wir einen feinen Anzug brauchen. Die Großproduktion ist in dem Streben nach raschem Gewinn sehr bald in der Verschlechterung der Produkte an der Grenze des Möglichen angelangt. Die Maschine gestattete, Stoffe zu verwenden, welche früher für die Handarbeit zu schlecht befunden wurden und ihnen trotzdem ein gefälliges Aussehen zu geben. Man nahm Baumwolle statt der Wolle, Werg statt des Flachses; man lernte die Baumwolle so verarbeiten, daß sie ein der Wolle ähnliches Aussehen erhielt. In manchen Industrien nimmt jetzt die „Imitation" einen größeren Raum ein, als die Originalproduktion; die Menge der Surrogate ist unübersehbar. In Frankreich ziehen die Fabrikanten mit großen Kosten Künstler und Musterzeichner für ihre Ateliers heran; in Deutschland hat man Jahrzehnte lang die fremden Muster nachgeahmt oder durch englische und französische Etiketten den Schund empfehlen zu müssen geglaubt. Der irische Leinenfabrikant macht jedes Stück Shirting $^1/_4$ oder $^1/_2$ Yard größer als die Nominallänge; in Deutschland kommen eine Menge von Waaren (z. B. Wollengarn, Tabak, Stearinkerzen, Band, Chokolade) packetweise in den Handel, welche nicht das angegebene Gewicht, die vorausgesetzte Länge haben. Seit langem klagt man in Handelskammerberichten, gewerblichen Zeitschriften, selbst in der politischen Presse über derartige betrügerische Manipulationen; unsere fremdländischen Abnehmer beschweren sich immer wieder darüber, daß deutsche Fabrikanten ihre Lieferungs- und Zahlungsfristen nicht einhalten, die Waaren unter der Musterqualität liefern; die Reuleaux-Literatur hat eine Reihe neuer Einzelheiten zu Tage gefördert.*)

Wenn schon die Großindustrie die Rücksicht auf die Güte des Produkts außer Augen setzte, so mußte dies auf das Kleingewerbe in verderblichster Weise zurückwirken. Es producirte unter schwierigeren Umständen, mit größeren Kosten und sollte doch gleich billig verkaufen. Die Folgen liegen vor aller Blicken; die Möbel unseres Zimmers, der Inhalt unseres Bücherschrankes, die Geräthe der Küche belehren uns

*) Vergl. die Hirth'sche Sammlung; außerdem Wirth im „Arbeitgeber" Nr. 1096 ff. Mothes a. a. O. S. 16.

täglich darüber: überall lüderliche und unsolide Arbeit, geschmacklose Formen, unpraktische Ausführung. Lasse man die kleinste Reparatur besorgen, bestelle man gar ein Stück für besonderen Zweck und nach eigener Erfindung — wie selten wird der kleine Meister das Werk nach Absicht und Bestimmung passend liefern, wie oft wird ihm dazu jeder Maßstab bei Festsetzung der Preise abgehen! Ueberall ist mit der Zeit eine lockere Geschäftsmoral an die Stelle des Berufsgeistes getreten; man freut sich wahrhaft, wenn man noch einen Handwerker alten Schlags findet, der an dem Werke seiner Hände Freude empfindet, der sich der persönlichen Verantwortlichkeit für seine Leistungen bewußt geblieben ist. Wundere man sich darüber nicht in einer Zeit, in welcher das Wort gesprochen werden konnte: „Man erwirbt die Millionen nicht, ohne mit dem Aermel ans Zuchthaus zu streifen", in einer Zeit, in welcher Strousbergische Geschäftsmaximen öffentlich vertheidigt werden konnten, wo das ganze wirthschaftliche Leben zu einem rohen Interessenkampfe geworden ist, in dem jedes Mittel behagt, wenn nur das blanke Gold dabei in den Kasten kommt. (Fortsetzung folgt.)

Wolfgang Menzel's Denkwürdigkeiten.

Wolfgang Menzel's Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von dem Sohn Konrad Menzel. Mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, Velhagen und Klasing. 591 S.

(Schluß.)

Der Flüchtling schlich unter der harmlosen Maske des von einer Universität zur andern übersiedelnden Studenten von Bonn nach Heidelberg, von da nach Tübingen und über die Schweizer Grenze. Sicherlich war es mehr die Abneigung gegen einen regelmäßigen Abschluß der Studien, als die Furcht vor der politischen Verfolgung, die ihn zur Auswanderung trieb, denn Menzel weiß im ferneren Verlauf weder davon zu erzählen, daß die deutschen Regierungen, die ja damals auf die Schweiz ein sehr mißtrauisches Augenmerk hatten, auch ihm unbequem geworden wären, und noch weniger ist davon etwas zu verspüren, daß er auf dem freien Boden, der ihm unbehinderte Entwickelung bot, sich noch irgendwie nach einer politischen Bethätigung gesehnt hätte. Vielmehr ist es die Turnerei, der er sich sofort mit allem Eifer widmet. Er richtet in mehreren Städten der Schweiz Turnplätze ein und hebt mit Behagen hervor, wie er als patentirter Apostel der Jahn'schen Lehre, die auch sein Aeußeres schon verkündigte, sich habe anstaunen lassen. An der Stadtschule zu Aarau erhielt er außerdem die Aufgabe, die Knaben in den Anfängen des Griechisch und Latein zu unterrichten, indessen ist von diesen Leiden und Freuden in dem Buche nichts zu lesen, weit mehr von den Turnfahrten und Ausflügen durchs Land und den Bekanntschaften, die er dabei gemacht. Interessante Namen genug kommen da vor, Bentzel-Sternau, Bonstetten, Pestalozzi, Zschokke, aber nach ein paar gewöhnlich ziemlich unbedeutenden Worten über das Aeußere dieser Persönlichkeiten geht es sofort an ein Kritisiren aus so untergeordneten Standpunkten und mit solcher Neigung zum Klatsch, daß man wenig Lust und gar keine Belehrung daraus schöpft. Bentzel-Sternau empfängt ihn beim ersten Besuch freundlich, das genügt, um über den Verfasser

des „goldenen Kalb" das abschließende Urtheil zu formuliren: „Im Uebrigen legte er Werth darauf, sich bei den deutschen Flüchtlingen in der Schweiz beliebt zu machen, um die verlorene Popularität wieder zu gewinnen, denn er schriftstellerte noch fort." Pestalozzi empfängt den unbekannten Wandrer mit aller Liebenswürdigkeit in später Abendstunde und plaudert in die Nacht hinein mit ihm über seine Anstalten und ihre Zwecke. Das genügt, um hinzuschreiben: „Ich habe niemals einen unruhigeren alten Mann gesehen, aber man mußte ihn lieb gewinnen wegen seines rastlosen Eifers für das, was er für das Wohl der Menschheit hielt, und wegen seiner kindlichen Hingebung und Arglosigkeit. Wenn je wo, so mußte man hier den Menschen von seinem Schwindel unterscheiden. Der edle Mensch wurde hier von einer falschen und übertriebenen Vorstellung, die er sich von einer Menschheitsreform durch Erziehung gemacht hatte, und durch den Egoismus seiner Schüler, in offenbare Thorheit, Schmach und Unglück fortgerissen. Als er später bankerott wurde, hat er noch die Irrthümer seines Lebens eingesehen und offen bekannt, insbesondere aber den Irrthum, daß er in seinem Erziehungssystem nicht genug auf die Religion geachtet habe. Diese seine letzte öffentliche Beichte macht ihm die größte Ehre." — Am schlimmsten von den Genannten kommt Zschokke fort. Freilich mag er für das Christlich-Germanische, was in dem jungen Manne gährte, nicht viel Verständniß bewiesen haben, andrerseits war Jenem, eben in seiner Gährung, wahrscheinlich der offene Gegensatz andrer Meinung eher erträglich, als ein vermittelndes, nach den verschiedenen Seiten abwägendes Wesen: aber damit rechtfertigt sich, unsres Bedünkens, eine Aburtelung noch nicht, wie die folgende: „Die Kirche hatte nirgends viel Ansehen, desto mehr die sogenannte Bildung. In dieser Beziehung hatte Zschokke sich nach seiner Weise bereits manches Verdienst um den Canton erworben, indem er eine Freimaurerloge leitete und sich eifrig bei einer Gesellschaft für vaterländische Cultur betheiligte. Er stand nicht in allgemeiner Achtung. Ein geborner Preuße war er abenteuernd nach der Schweiz gekommen, hatte in der Revolution von 1798 den wüthenden Republikaner gespielt und wurde später der eifrigste Lobredner Napoleons und des bairischen Montgelas, so daß sein politischer Charakter sehr zweideutig war. Niemand aber sprach ihm ein sehr bedeutendes Talent und große Rührigkeit ab, und da es in seinem Interesse lag, sich populär zu machen nnd er jedenfalls mehr Bildung und Kenntnisse besaß, als die regierenden Fabrikanten, so verdankte man ihm in der That mancherlei Gutes, was für die Bildung geschah." Noch schlimmer hat er später (S. 567) geurtheilt.

In dieser Zeit begann denn auch die literarische Thätigkeit Menzel's. Er hatte „gelegentlich Aphorismen in bunter Unordnung niedergeschrieben, die sich dadurch charakterisirten, daß der Gedanke in der Regel in einem poetischen Bilde ausgedrückt war." Die ließ er nun, auf Zureden von Freunden, in Heidelberg bei Winter drucken, von Jean Paul entlehnte er ihren Titel „Streckverse". Auch gratulirte ihm dieser erlauchte Pathe recht freundlich zu dem Werklein, wenn auch nur unter Reserve in Bezug auf die darin gefällten Urtheile. Auch Menzel geht in seiner letzten Arbeit schnell und kühl bei seiner ersten vorbei; lohnte sich's, so wären die Gründe wohl nicht schwer zu finden. Auch ein periodisch Unter-

nehmen entstand unter seiner Mitwirkung. Friedrich List, der Nationalökonom, hatte sich in den ersten zwanziger Jahren ebenfalls in Aarau niedergelassen und Menzel stand zu ihm in freundschaftlichen Beziehungen, die freilich für seine Erinnerungen leider nur einige triviale Anekdoten von diesem wenig bekannten, bedeutenden und der Auferstehung würdigen Manne zurückgelassen haben. Mit List also und Troxler, dem Philosophen, gab er „Europäische Blätter" heraus, in welchen er die literarische Kritik ausübte und damit, nach der eigenen Versicherung, „das meiste Aufsehen erregte und unseren Blättern einigen Namen machte." Hauptsächlich ging er hier wider Göthe los und diese bekanntlich lebenslang haften gebliebene Idiosynkrasie faßt er hier also zusammen: „Ich erklärte nämlich, ein gegen die Religion so indifferenter, gegen das Unsittliche so nachsichtiger, und so viel mit ausländischen Geschmäcken und Formen kokettirender, weibisch eitler Mann, der auch durch seine Beschmeichelung Napoleons bewährte, wie wenig Herz er für sein Vaterland habe, könne und dürfe nicht als erster und einziger Genius der Nation angesehen werden. Ohne ihm seine großen Talente zu bestreiten, ohne das Liebenswürdige und Verführerische in seiner Koketterie wie in seiner Natürlichkeit zu verkennen und ohne einen Stein auf den werfen zu wollen, der als Kind unsrer Zeit ein Recht hatte zu sein wie er eben war, trat ich nur dem Cultus entgegen, den man mit ihm trieb" u. s. w. — Es mag nun für ein Kind unser Zeit schwer sein zu begreifen, wie man damals Göthe, und sogar noch bei Lebzeiten des Patriarchen von Weimar, mit solchen Kategorien zu Leibe hat gehen können, und gar unverständlich muß es klingen, wenn man hört, daß eine solche Art von Beurtheilung Ansehn errungen hat und Beifall gefunden: aber zum Glück — dafür! — leben wir in einer Gegenwart, ebenfalls unverstandener Siege satt, die ganz Gleiches und Größeres in der dummen oder frivolen Abfertigung großer Grundsätze und Lebensanschauungen leistet, wie damals Wolfgang Menzel an Wolfgang Göthe. Wir stellen diese Vornamen in eine Parallele, die uns sonst wahrlich nicht einfallen würde, erinnerten wir uns nicht von den ersten Seiten dieser Lebensbeschreibung her, wie da von dem nach der Geburt schon gefährlich erkrankten Kinde erzählt wird: „Da man glaubte, ich werde nicht davonkommen, erlaubte mein Vater, daß ich Wolfgang getauft und daß mir kein zweiter Name beigelegt wurde. Er hatte seinen ersten Sohn nämlich anders taufen lassen wollen, weil ihm der Name Wolfgang nicht gefiel, der dem Großvater zu Ehren gewählt werden sollte. Ich muß beinahe fürchten, daß ich den Namen nur erhielt, weil er bald mit mir begraben werden sollte. Meine Geschwister wurden alle auf schönere Namen und jedes auf zwei Namen getauft." Liest man das und nimmt man hinzu, daß diese große Kerze auf dem Hochaltar deutscher Kritik voll des stockigsten Aberglaubens steckte, der es nicht verschmähte, das Leben durch prophetische Träume sich lenken zu lassen, der es selbst fertig brachte, die auf dem Rigi verloren gegangene Tabackpfeife als Erfüllung des ein Jahr vorher gehabten Traumes zu feiern (S. 163): so soll man sich nicht wundern, wenn dieser Widerwille gegen den eignen Namen, oder hier Vornamen — ein Thema, das in viel allgemeinerem Umfange ernster Betrachtung würdig wäre — sich als der innerste und erste Grund enthüllte, die Hörner zu senken auch gegen jenen großen, den Weimar'schen Wolfgang.

Die Lehrerstellung hatte er aufgegeben, die literarische Arbeit, wie sie dort möglich war, befriedigte nicht, es ernährte auch wohl nicht — so gilt es denn für unsern Autobiographen, einen neuen Grund zu suchen, der seinem unstäten Triebe Flügel verleihe. In Breslau war's für den Knaben angeblich das Turnen, in Bonn angeblich die Politik: beides hat er in den Schweizer Jahren sich abgestreift. Man würde irren, wollte man damit die Voraussetzung eines Reifungsprocesses verbinden: das Christlich-Germanische vielmehr, das er in Jena sich angeturnt und andisputirt, das bleibt unverdaut in ihm liegen und es ist einfach ein nüchtern praktischer Zug, der seine weitere Wandlung leitet. Er hat sich's vorgenommen, eine Geschichte der Deutschen zu schreiben, hat verschiedene Schweizer Bibliotheken schon deshalb bereits durchstudirt und da er in ihnen „nicht Quellen genug" fand, verließ er Aarau im Frühjahr 1824 und ging über Stuttgart nach Heidelberg, dessen reiche Bibliothek „mir vorerst genügte".

Der Leser möge sich von der Ehrfurcht vor den „Quellenstudien", die einer Geschichte von tausend Jahren und darüber gelten sollen, nicht verblüffen lassen; von den Früchten dieser Studien erfahren wir weiter nichts mehr und auch die Geschichte der Deutschen, die später ja in der That erschienen ist, hat darunter nicht all zu stark — nach modern historischem Sinne wenigstens — zu leiden gehabt. Er wollte nun eben aus der Schweiz fort und wenn dies mal als Grund der Wanderung die Wissenschaft figuriren muß, so ist das eben nur ein Symptom mehr dafür, daß unser Held praktisch wird. Das bewies sich zunächst in Heidelberg, wo von den historischen Studien nicht mehr die Rede ist, um so mehr von den bekannten, nach dem Typus von Arnims Hemkengriper und Zahnebreker gearbeiteten Zanke zwischen Creuzer und Voß, in welchem Menzel natürlich ganz auf Seite des Erstern stand. Mit Paulus entwickelte sich ebenfalls einige Bekanntschaft, aber sie wird später, als erst das Bewußtsein von dessen verderblichem Rationalismus zum Durchbruche gelangt, reumüthig abgelehnt, eine Haussuchung sogar, die zu gleicher Zeit, wenn auch ohne weitere Folge Menzel betraf, frischweg auf das Conto einer heimlichen Denunciation eben desselben verehrten Freundes gesetzt. Auch weiterhin bringt uns die Biographie noch mehrfache Zeugnisse des wohlwollend collegialen Geistes, der an der Ruperto-Carolina heimisch war, zum Beispiele (S. 327) einen wahrhaft scandalösen Brief des alten Bähr gegen Gervinus und Kuno Fischer. So daß die an sich interessante und richtige Beobachtung, die Menzel S. 196 macht, auch symbolisch ihren Werth haben mag. Er schreibt da nämlich: „Ich erfreute mich, wie jeder Andere, an der reizenden Lage der Stadt Heidelberg. Doch machte ich eine Erfahrung, welche andere Fremde, die sich länger hier aufhielten, gleichfalls gemacht haben. Im ersten Monat nämlich war ich täglich auf dem alten Schlosse, nachher weniger oft, und unvermerkt richtete ich mit meinen Freunden unsre Spaziergänge gegen Mannheim in die Ebene hinaus. Jachmann, der geistreiche und melancholische Livländer, dessen Nachlaß später Zschokke herausgegeben hat und mit dem ich in Heidelberg öfter Spaziergänge machte, beobachtete an sich ganz dieselbe Neigung, nach einiger Zeit lieber ins Flache hinaus zu gehen, als auf den Berg. (Die Bemerkung ist überhaupt so feinsinniger Natur, daß sie wol von Jachmann herrührt und von Menzel

nur reproducirt wird.) Der Grund davon war nicht etwa Uebersättigung an den Reizen des alten Schlosses, sondern vielmehr das Bedürfniß, aus der schmalen Gasse des Thals mehr ins Freie und Lichte hinauszukommen."

Wir haben früher gesehn, in wie eigenthümlicher und doch so natürlicher Weise sich in Menzel schon seit den ersten Jugendjahren der Instinct des Hasses gegen das, was er „Büreaukratie" nannte, herausgebildet hatte. Für preußische Verhältnisse suchte er in der Hegelei den Sündenbock, für Süddeutschland mußte etwas Andres herhalten und da fand er denn eine eben so dehnbare Phrase, indem er überall die Nachwirkungen der Rheinbundzeit witterte. Der Mann war ziemlich einfach construirt, von der Hegel'schen Philosophie, in der er das Heidenthum erblickte, verstand er notorisch nichts, und was er als Franzosenthum, als Napoleonismus anfeindete, das hat er wenigstens Andern niemals recht zum Verständniß bringen können. Er spricht des Längeren darüber, indem er die badischen Zustände zeichnet, wie er sie während des Heidelberger Aufenthaltes kennen gelernt haben wollte. Da fährt er denn wirr hin und her gegen Freimaurerei und Rationalismus, Staatsomnipotenz und Partikularismus und schließlich kommt als Sündenfrucht gar die Revolution von 1848 zu Tage. Die Noth führt zu seltsamen Zeltkameraden und so muß man sich nicht wundern, bei der Gelegenheit zu hören: „Es herrschte damals eine fürchterliche Gemeinheit in der Welt, eine Flucht vor allem Heiligen, Großherzigen und Schönen, jenes „gespenstige Philisterthum", vor dem sich Callot-Hoffmann bis zum Wahnsinn entsetzte und Lord Byron lieber in den barbarischen Orient flüchtete. Diese Gemeinheit ging von den Thronen aus. Es war noch der alte fürstliche Absolutismus, aber abgeschwächt, ohne Geist, ohne jene Grazie, die einst die Laster Ludwigs 14. und August's 2. von Sachsen noch liebenswürdig gemacht hatte. Es war da in den oberen Regionen der regierenden Gewalten nirgends mehr ein Feuer, ein Genie, eine große Leidenschaft, eine Thatkraft. Alles war ordinär, langweilig, geschmacklos, sogar die Trachten. Man konnte diesen badereisenden Majestäten und Hoheiten nur mit Achselzucken nachsehn. Daneben die diplomatischen Kreise aus Metternichs Atmosphäre! Wo hier noch einiger Witz und Geist war, wurde man doch immer an die beiden Klingsberge erinnert. Der Adel vegetirte in derselben Sorglosigkeit wie die Fürsten und versäumte alles, um sich populär zu machen. Von ihm konnte man verlangen, daß er der alten Ritterlichkeit der Nation hätte eingedenk bleiben sollen. Es gab auch wirklich noch einige echte Ritter, aber sie verloren sich in der Masse der Hofschranzen und jener Klasse, deren Wappenhelm ein Branntweinhelm wurde. Die eigentliche Gewalt war bei der Büreaukratie. Diese Schreibergesichter, die zwischen lächerlich hohen Civiluniformskragen gewöhnlich entweder zu mager oder zu dick herausguckten und in der Regel genau das Gegentheil von plastischer Schönheit darstellten und deren hölzernes und karikirtes Wesen das Gegentheil aller Mannhaftigkeit und Ritterlichkeit war, beherrschten doch die ganze übrige Menschheit und waren sich dessen wohlbewußt." Könnte das nicht ebensogut Eichendorff's Taugenichts oder Gaudy's italienischer Schneidergesell geschrieben

haben, der letztere zumal, dem unser Menzel in seiner sorgsamen Obacht auf das, was des Menschen Hülle betrifft, herzlich sympathisirt!

Unter dem Winter dieses Mißvergnügens müssen wol auch die historischen Studien stark gelitten haben und so sollten sie unter freundlicherem Gestirn in München fortgesetzt werden, wohin die Freunde der „teutschen" Sache in Kronprinzenfieber ihre Blicke richteten. Auf den greisen Max Joseph sollte ja Ludwig folgen, der princeps juventutis, der sogar „einmal die deutsche Tracht getragen". Die Universität sollte dann von Landshut nach München verlegt werden, und Menzel erklärt mit großer Zuversicht, die Professur würde ihm dann dort wol nicht entgangen sein — ebensogut, wie sie ja seinem Freunde Maßmann geworden. Aber auf der Reise nach Baiern sprach ihm, in Stuttgart, sein Schicksal ein Halt! Der alte Cotta hatte mit Müllner, der bis dahin das mit dem „Morgenblatt" verbundene Literaturblatt redigirt und sich dabei ebenso unleidlich gemacht hatte, wie in allen andern literarischen Beziehungen, gebrochen und schaute nach einem Ersatz aus. Menzel hatte an einer jungen Stuttgarterin Wohlgefallen gefunden und würde gern eine Häuslichkeit sich geschaffen haben. Da fanden die Beiden sich leicht — die Wanderjahre hatten ihr fröhliches Ende.

Das Werden des Mannes haben wir ausführlich genug begleitet, weil aus dieser Analyse sich am vorurtheilslosesten das Mehr oder Minder der Berechtigung ergab, mit der von nun ab Jahrzehnte lang seine Autorität in literarischen, und von da auch oft überspringend auf politischen Gebieten gewaltet hat. Diese Autorität ist, zufahrend und anmaßlich wie sie gewöhnlich auftrat, bisweilen Gegenstand der heftigsten und geistvollsten Angriffe geworden und hat sich dann, in nicht sehr löblicher Weise, nur mit den Waffen eben jener so oft geschmähten Büreaukratie zu vertheidigen gewußt, dennoch hat sie selbst den großen Wandel, der in den Vierziger Jahren vor sich ging, überstanden und sich, wenn auch allmälig nur für kleinere, aber nicht bedeutungslose Kreise, aufrecht gehalten bis zuletzt. „Der alte preußische Minister Stein — so erzählt Menzel mit Behagen — empfahl in seinem Briefwechsel mit Gagern mein Literaturblatt. Daß König Ludwig von Bayern und Fürst Metternich in Wien mein Blatt regelmäßig lasen, hat mir der alte Cotta wiederholt mit Selbstzufriedenheit erzählt. Noch kurz vor seinem Tode ließ mich Metternich durch einen Herrn vom Stuttgarter Hofe grüßen und mir sagen, er habe sich immer für mich interessirt, obgleich ich sein Feind gewesen sei. Am meisten frappirte mich, daß mir Bismarck, den ich im Frühjahr 1866 kurz vor dem Ausbruch des Krieges in Berlin sprach, beiläufig erzählte, er habe als neunjähriger Knabe (die Ziffern stimmen nicht ganz) oft noch spät am Abend seiner Mutter mein Literaturblatt vorlesen müssen, damals sehr zu seiner Unlust, später jedoch habe er sich sehr mit dem Blatte befreundet."

Eigenthümlicher erscheint es, wie Menzel, dessen eben nicht liebenswürdige Gemüths- und demgemäß auch Gesellschaftsart wir kennen gelernt haben, sich in Stuttgart anscheinend fest in freundschaftliche Verhältnisse hat einleben können. Hat die Familie den Trotz der frühern Isolirung in ihm überwunden oder ist es der Erfolg an Ehre und Ansehn gewesen der, wie das so oft geschieht, plötzlich die stachliche Hülle ablöst? Genug, selbst in seinen Urtheilen über die Personen, die von

nun an seinem Lebenspfade auf länger oder kürzer begegnen, wird er freundlicher, duldsamer und man würde ihm Unrecht thun, stellte man die Vermuthung auf, eine Rücksicht auf die spätere Veröffentlichung durch seine Hinterbliebenen sei dabei maßgebend gewesen.

Sieht man freilich näher zu, so entdeckt sich leicht, daß er in den Freundeskreis Berufene und Unberufene aufnimmt, sobald er eben nur von ihnen höfliches Begegnen zu rühmen weiß. Es wirkt belustigend, wenn man sieht, wie er von dem größten der Schwaben zu jener Zeit, von Uhland, mit dem er sogar in der Kammer und von entgegengesetzter Seite herübergeneigt in Verbindung stand, immer und immer wieder in besonderer Application jeden kleinen Zug zu erzählen weiß, der ihn in dessen Nähe geführt hat, ohne doch jemals sich rühmen zu können, daß er ihm nahe gewesen. Müßte auch ein seltsamer Moment gewesen sein, der jenen stillen in die Tiefe gehenden Menschen je mit dem die Oberfläche plätschernd durchfurchenden in eine wahre dauernde Berührung gebracht hätte! Drollig genug muß auch das Verhältniß zu Justinus Kerner gewesen sein. Früher ist schon bemerkt worden — und wiederholt wäre der Anlaß dazu geboten gewesen — wie abergläubisch der grimme Menzel in Träumen gewesen. In jungen Jahren kein schlechtes Zeichen, in späteren aber — und Menzel hält als Greis dergleichen noch für aufzeichnenswerth — ein sichrer Beweis unfruchtbaren Zusammenkriechens. Auf diesem Boden hätte sich nun vielleicht eine Näherung bewirken können. Aber aus dem allerdings sehr dürftigen Briefwechsel, den das Buch mittheilt, ergiebt sich das nicht, vielmehr steht der Eine da als der bockbeinigste Rationalist, der aus dem Irrthume, daß in einem Tagebuche Kerner's ein 31. September angeführt ist, alles Ernstes in seinem Blatte den Antrag auf Nichtigkeitserklärung stellt, während der Andere mit jenem ganz specifischen Humor, den Kerner aus der Jugendschriftstellerei dann in's Leben übersetzte, dem Stuttgarter Philister die eignen Kinder in Gespenster verflüchtigte. „Ihre lieben Kinder — schreibt er ihm — kamen wohl bei uns an und erfreuten uns innigst. Sie wollten mich glauben machen, sie seien Geister: denn sie sagten (Nachmittags 2 Uhr) sie hätten zwar seit dem Frühstück noch nichts gegessen, könnten sich aber nicht aufhalten, müssen immer weiter laufen. Allein ich untersuchte sie, wie ich immer thue (und die Worte sind unterstrichen!) genau, und erkannte, daß sie noch leibhafte Menschen sind und zwar sehr liebe."

Damit hat nun aber das Buch, obwol wir kaum seine erste Hälfte durchwandert, sein Interesse für uns verloren. Der Verfasser gefällt sich, was ihm nach seiner Art durchaus nicht zu verdenken, fortan darin, in langen Namensreihen die aufzuführen, die persönlich oder schriftlich die Gunst des angesehenen Kritikers in Anspruch genommen haben. Seine für die Betroffenen oft sehr ernsthaften Streitigkeiten erwähnt er mit einer Kürze, die nicht blos Bescheidenheit ist. Hat er doch in späteren Jahren selber noch erfahren müssen, daß man durch Bücher- und Verlagsverbote, Confiscationen, Haussuchungen und Ausweisungen, Verurtheilungen und Einsperrungen — und für alles das mag er getrost als Urheber genannt sein — die Woge nicht hindern kann, am Damme zu wühlen. Mit Börne und Heine (und diese Streitigkeiten sind ja in die Literaturgeschichte übergegangen) wird er am schnellsten fertig: das sind einfach Juden und „Jude bleibt Jude" —

in dieſem Punkte verleugnet er die Waſſerpolaken-Brutalität am wenigſten. Ueber Gutzkow, dieſen ſo ſchnöde enttäuſchten, bei Seite geſtoßnen Jünger, weiß er nur einige Zeilen zu ſagen: man vergleiche damit, was Jener in ſeinen Lebenserinnerungen davon zu klagen weiß und man wird an dieſem Maßſtabe, in dieſem Vergleiche vielleicht am klarſten die innere Natur der beiden Menſchen erkennen.

Einen gewiſſen bleibenden Werth hat das Buch trotz alledem. Erſcheinungen, wie Wolfg. Menzel, tauchen von Zeit zu Zeit in Deutſchland immer wieder auf, mit dem Anſpruche, aus dem tiefſten Grunde einer Nüchternheit, die ſie Objectivität nennen, das deutſche Geiſtesleben nach den Tendenzen, die ihnen der Tage Geſtaltung eben eingiebt, zu reglementiren. Wenn Julian Schmidt einſt — Gott erhalte ihn uns noch lange Weile! — ſeine „Denkwürdigkeiten" veröffentlichen läßt, ſo werden ſie vermuthlich ſich ungefähr ſo wie die Menzel'ſchen leſen.

Neue Bücher.

Thürheim, Graf A., Feldmarſchall Carl Joſeph Fürſt de Ligne, die „letzte Blume der Wallonen". Eine Lebensſkizze. Wien, Braumüller. (M. 7.)

Schleiden, M. J. Die Bedeutung der Juden für Erhaltung und Wiederbelebung der Wiſſenſchaften im Mittelalter. Leipzig. Baumgärtner. (M. 0,80)

Eilker, G., Die Sturmfluten in der Nordſee. Emden, Haynel. (M. 2,50.)

Verdy du Vernois, J. v., Kriegsgeſchichtliche Studien nach der applikatoriſchen Methode. Erſtes Heft. Berlin, Mittler. (M. 2,80.)

Kürnberger, F., Literariſche Herzensſachen. Reflexionen und Kritiken. Wien, Rosner. (M. 5.)

Müller, K. Otfr., Die Etrusker. Zweite Auflage, bearb. von Dr. W. Deecke. Erſter Band. Stuttgart, Heintz. (M. 16.)

C. Frhr. v. Richthofen, früher Domherr in Breslau. Ein Lebensbild aus den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart. Nach handſchriftl. Nachlaß. Leipzig, Naumann. (M. 7.)

The cruise of H. M. ship „Challenger". By W. J. Spry. London, S. Low. (M. 18.)

Ziegler, Theob., Studien und Studienköpfe aus der neueren Literaturgeſchichte. Schaffhauſen, Baader. (M 4,80.)

Böhme, Franz, Altdeutſches Liederbuch. Volkslieder der Deutſchen nach Wort und Weiſe aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf und Härtel. (M. 20.)

Kirchner, F., Gottfr. Wilh. Leibniz. Sein Leben und Denken. Cöthen, Schettler. (M. 4.)

Meyer, Dr. Rud., Politiſche Gründer und die Corruption in Deutſchland. Leipzig. Bidder. (M. 4.)

Für Diejenigen unſerer geehrten Leſer, welche ſich den Jahrgang 1876 der „Wage" completiren möchten, bemerken wir, daß wir gern, ſoweit unſer Vorrath reicht, koſtenlos die Ergänzung bewirken, wenn uns nur durch Poſtkarte die fehlenden Nummern angegeben werden.

Die Expedition der „Wage."

Selbſtverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthſtraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Recklenburg, SW. Kranzenstraße 42.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 19. Januar 1877. Nr. 3.

Inhaltsverzeichniß: Die Reichstagswahlen. — Der industrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung. Von Dr. K. Bücher. Fortsetzung. — Aus einer deutschen Republik. — Neue Bücher.

Die Reichstagswahlen.

Hinten an der Donau und am Balkan hängt die blutige Kriegsfahne vom Himmel herab, das Resultat der europäischen Staatskunst; und jetzt wird in Berlin die sozialdemokratische rothe Fahne aufgehißt, als Consequenz innerer Politik. Es ist schrecklich und wahrhaft herausfordernd für die Weisheit und den Muth der Schicksalslenker: mehr Feind mehr Ehr'. Draußen, jenseits der schwarzweißrothen Pfähle reden die Leute bereits von dem „rothen Berlin", von der „rothen Spree", während Frankreich so blaß und die Seine so fahl geworden. Ja, ja, nicken die „Reichsfeinde", drinnen und draußen, Puissance oblige, wer die Welt beherrscht, muß sich weltweite Gegensätze gefallen lassen. Ein großes Reich bedarf als Attribut, zu Schmuck und Zier, zu besonderen Kennzeichen auch eine gute Dosis Sozialismus, so etwas keimendes Communardthum. Das ist das zugetheilte Schicksal des Aeschylos, das der Lauf der Welt.

Es war, so wir nicht irren, am 9. April des Jahres 1866, als in der Bundesversammlung zu Frankfurt der Antrag eingebracht wurde: Einberufung eines deutschen Parlaments auf Grundlage des allgemeinen Stimmrechts. Der Philister jubelte allenthalben, das Ideal wurde ihm auf dem Präsentirteller geboten; er durfte stimmen, küren, er sollte „sein" Parlament haben. Die reactionäre Bundesversammlung und das katholische Oesterreich schauerten vor solchem Radikalismus zurück, und selbst wenig reaktionäre und gar nicht katholische Leute fanden ein Haar in dem flotten Angebot. Das muß man annehmen, woher es auch komme, rief der Philister in Ekstase; wenn wir erst wählen dürfen, so kommt die berühmte „Freiheit" mit der „Einheit". Vaterlandsverräther, Oesterreicher, Jesuiten, Partikularisten — das Wort „Reichsfeinde" war noch nicht erfunden — sind alle die, welche da nicht zugreifen, den Mann nicht beim Worte nehmen!

Selbst conservative Seelen, denen das Wort: Allgemeines Stimmrecht eine Gänsehaut verursachte, wußten sich in die neue Perspektive zu finden; ihre geheimen Trostgründe lauteten etwa so: das Ding sieht gefährlicher aus als es ist; drüben in Frankreich haben sie es seit dem Dezember 1851 wieder ganz ungeschmälert, zehnmillionenfach; was hat's geschadet? Sind nicht im gesetzgebenden Körper die Mameluken in er-

drückender Mehrheit, regiert der Empereur nicht als ob gar keine Kammern vorhanden wären? Und als das Volk, wie die Demokraten sagen, sich endlich seines Rechtes besann, wie viele Republikaner gingen aus der Urne hervor? Fünf, fünf ganze Opponenten. Also nur nicht ängstlich; wir, die Besonnenen, die anständig Freimüthigen, wir, die Männer von Gotha, werden immer die Mehrheit bilden; und auch bei uns wird sich ein Moderator finden, wenn er nicht schon da ist, der dem allgemeinen Stimmrecht die Ecken und Spitzen abschleift. Es wird nichts so heiß gegessen ꝛc.

Den Rest kennt man, wie das allgemeine Stimmrecht zuerst auf Halbdeutschland, dann im Zollparlement auf Dreiviertheldeutschland, endlich nach dem letzten Kriege auf Ganzdeutschland angewendet wurde, und wie sehr die conservativen Seelen mit ihren Trostgründen Recht behielten, und wie geschickt der Moderator operirte. Auch die „Fünf" sollten sich wiederholen, wenn auch die Zahl nicht ganz genau paßte.

Zwischen die Männer von Gotha pur sang und die Extremen hatten sich nun mittlerweile zwei andere Fraktionen eingeschoben, eine erstaunliche und eine landläufige, in allen Parlamenten wieder zu findende.

Erstaunlich war die Bildung der Centrumspartei, einer geschlossenen ultramontanen, infallibilistischen Phalanx im „Lande der Denker", in der Heimath des berühmten Schulmeisters von Königgrätz, im Cousin'schen „Lande der Schulen". In Spanien wäre so etwas in der Ordnung gewesen, hätte allen Erwartungen, auf Kenntniß der Vergangenheit gegründet, vollständig entsprochen. In Italien hätte man es begriffen, um den Sitz des Papstes herum, auf der Stätte der Guelfen, wo der Katholizismus von jeher ästhetischer Bedürfniß gewesen. In Belgien hat es die Geschichte seit dem 16ten Jahrhundert im Bunde mit der Musterconstitution von 1831 so mit sich gebracht. Ueber den Ultramontanismus in Frankreich, die Muttergotteserscheinungen, die Wunderbrunnen, die Prozessionen, die Marienkirchen, die Jésus-Ouvrier-Gesellschaften u. dergl. mehr machen ja unsere Gothaner hinlänglichen capitolinischen Lärm. Aber in Deutschland, speziell im „Staate der Intelligenz", in dem ganze Provinzen sich plötzlich auf der Höhe bayrischer Cultur zeigten, — das war denn doch mehr als erlaubt, sozusagen verblüffend. Natürlich konnte sich diese Wunde nur durch das allgemeine Stimmrecht enthüllen; nur das allgemeine Stimmrecht konnte kategorisch erklären: So ist es und nicht anders. Seht zu, ob ihr's ändern, ob ihr helfen könnt!

Die zweite, die landläufige Fraktion war die der Progressisten, der Fortschrittler. Alle solche linke Centren unterscheiden sich von der herrschenden Doktrin nur dadurch, daß sie dem Programm Jener hinzufügen: „Aber im Ernst!" Einheit und Freiheit, aber im Ernst! Der „Ernst" dieser Partei hat Jahre lang darin bestanden, daß sie bei jeder Gelegenheit rief: „Aber im Ernst". Sie hat auch weiter keinen Existenzgrund als dieses Schiboleth; denn im Grunde acceptirt sie alle Voraussetzungen der Doktrinäre, denkt nicht daran, ein Prinzip in Frage oder selbst aufzustellen, sondern erbittet sich stets das öffentliche Vertrauen auf Grund des „Ernstes". In der Schlußsession des Reichstages machte die Fraktion wirklich Ernst, indem sie mit den Ultramontanen, Sozialisten und Polen gegen die Justizgesetze stimmte. Nun entstand die Frage: erkennen die Wahlkörper in dieser Abstimmung ein Prinzip der Opposition

und ſind ſie erbötig, dieſes Prinzip zu dem ihrigen zu machen? Dies iſt noch zweierlei; man kann die Fortſchrittler ablehnen, weil man nicht an ihren „Ernſt“ glaubt, oder weil man nicht geſonnen iſt, Ernſt zu machen.

Wie ſich die Herren die Sache auslegen wollen, iſt für uns gleichgültig. Genug, in ihrer Metropole, wo ſie ein avitiſches Recht zu beſitzen glaubten, die ſie als ein rotten-borough zu behandeln anfingen, haben ſie arge Schläge erlitten. In zwei Wahlbezirken ſind ihre Nullen durch Socialdemokraten geſchlagen worden; in einem andern Bezirk vermochte ſogar ein beſſeres Kaliber nicht auf einen Schlag durchzudringen und es gilt dort ein Ringen in der Stichwahl; hier werden ſie den Sieg nur der Gnade der Gothaer verdanken, was nach ihrem Wahlaufruf äußerſt demüthigend iſt. Wieder in zwei andern Bezirken ſticht es ſich zwiſchen Nationalliberalen und Fortſchrittlern, und hier werden wohl die Männer des „Ernſtes“ nachgeben und grade das in praxi bereitwillig einräumen, was ſie in thesi ſo ſehr verdammten, nämlich das Kompromiß. Wieder ein deutlichſter Beweis, daß der „Ernſt“ nur eine unverfängliche Knochenbeilage zum Fleiſche der Doktrin iſt. Nur ein einziger Fortſchrittler hat beim erſten Anlauf das Ziel erreicht; Hr. Franz Duncker repräſentirt allein noch in Berlin den unbeſtrittenen „Fortſchritt“.

Die conſervativen Seelen von anno 1866 aber haben alle Urſache, in ſich zu gehn und über die Tücken des allgemeinen Stimmrechts nachzudenken. Nicht fünf Abgeordnete, ſondern fünf Berliner Wahlbezirke mit fünf ernſtlichen Kandidaturen der Sozialdemokratie, etwa 35,000 radikale Wähler am Sitze des Parlaments in der Hauptſtadt des deutſchen Reiches: das iſt das diesmalige Wahlreſultat; das iſt die Antwort auf die napoleoniſche Erfahrung mit dem suffrage universel. Die Doktrin wird wenig oder nichts an der Zahl ihrer Männer verlieren; das ſog. Centrum eben ſo wenig. Nur die Fortſchrittspartei iſt zwiſchen ihren beiden Stühlen an maßgebender Stelle durchgerutſcht, und ſie hat jetzt die Wahl, ob ſie die Kokarde des „Ernſtes“ vom Hute nehmen und ſich unter dem Gros der Gothaer verlieren, oder ob ſie daran denken will, wirklich ein Prinzip aufzupflanzen, und das Ferment einer entſchiedenen Oppoſition zu bilden. Das Letztere fürchten wir kaum.

Nur Einer ſteht in ungeſchwächter Kraft, voll Entſchluß und Bereitheit: das iſt der Moderator. Den laßt nur machen! Die Nationalliberalen ſind feſt davon überzeugt, vertrauensvoller denn je. „Drum ſeid nur brav und zeigt euch muſterhaft!“

Der induſtrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung.

Von Dr. Karl Bücher.

(Fortſetzung.)

Bei weitem am wichtigſten iſt die dritte Urſache, welche für den Rückgang der gewerblichen Arbeitsleiſtungen verantwortlich gemacht werden muß: Die Schwierigkeit und in vielen Fällen die Unmöglichkeit, auf dem herkömmlichen Wege eine den Zeitanforderungen entſprechende Ausbildung der Arbeiter zu erzielen.

Dieser Satz wird voraussichtlich viel angefochten werden. Daß unsere gewerblichen Arbeiter durchgängig in Hinsicht ihrer Arbeitsgeschicklichkeit viel zu wünschen übrig lassen, ist eine Thatsache, die von den Einsichtigen unter ihnen nicht bestritten, von Fabrikanten und Handwerkern viel beklagt wird — nur daß beide Theile, anstatt den bestehenden gewerblichen Verhältnissen Rechnung zu tragen, sich lediglich in gegenseitigen persönlichen Vorwürfen ergehen. Im äußersten Falle deuten die Einen noch mit einem in phrasenhaftes Dunkel gehüllten Hinweis auf die neue Gewerbe-Ordnung, die anderen auf die Ausbeutung durch das Kapital hin.

Allerdings hat die durch die moderne Entwicklung erzeugte Veränderung in der Stellung der gewerblichen Hülfsarbeiter, der Gesellen und Lehrlinge zu ihren Arbeitgebern einen mindestens ebenso großen Einfluß auf die gewerbliche Arbeitsgeschicklichkeit ausgeübt, als die Umwandlung der Stellung unserer Handwerker und Fabrikanten zur gesammten Produktion.

In der alten Gewerbeverfassung standen die Gesellen und Lehrlinge zu dem zünftigen Meister in einem patriarchalen Dienstverhältnisse. Sie hießen im Mittelalter durchgehends „Knechte"; sie hatten überhaupt nur ein Recht auf Arbeit, insofern sie die Meister an ihrem „Amte" Theil nehmen ließen und waren unter allgemeiner Ueberwachung der Zunft in ihren einzelnen Leistungen dem besonderen Meister verpflichtet, dessen Arbeitsgehülfen sie waren. Sie wohnten in seinem Hause, aßen an seinem Tische, waren der allgemeinen Hausordnung unterworfen; der Meister übte eine Art väterlicher Gewalt über sie aus, hielt sie zu Fleiß und Ehrbarkeit, zu Gehorsam und Sparsamkeit an. Aber der unselbstständige Arbeiter hatte auch ein festes Lebensziel vor Augen; er wurde nach bestimmten Lehr- und Wanderjahren selbst Meister und fügte sich deßhalb in die Unterordnung und Beschränkung seiner persönlichen Freiheit. Dieses Verhältniß dauerte, so lange das Gewerbe wenig ausgebildet war, änderte sich aber, sobald durch die Beschränkung der Zahl der Meisterstellen sich ein besonderer Gesellenstand herausbildete, der nie Aussicht hatte, zur Selbständigkeit zu gelangen und seine Lage um so bitterer empfand, je mehr die Arbeitsbedingungen einseitig von den Meisterkorporationen festgesetzt wurden.*) Auch das Mittelalter kennt seine Strikes, jene Kämpfe um die günstigsten Arbeitsbedingungen, die damals aus vielen Gründen für die Arbeitgeber und die Städte furchtbarer waren, als heutzutage. Es folgte im Anschluß an hier nicht zu erörternde kulturgeschichtliche Umwälzungen eine entsetzliche Verkümmerung des deutschen Handwerks, wo die Zahl der Meister viel zu groß war, die der Gesellen auf ein Minimum herabsank; beschränkte Selbstsucht, kleinlicher Formelkram, ein verzopfter Kastengeist machten sich breit. Als die Großindustrie das alte Gebäude über den Haufen warf, verband schon längst kein organischer Zusammenhang mehr die beiden Theile. Die früher geschilderten Verhältnisse schufen bald Massen unselbständiger Arbeiter und Arbeiterinnen, welche zum allergrößten Theile niemals Aussicht auf gewerbliche Selbständigkeit haben. Es entsprach nur einer Forderung der

*) Vgl. „Wage" 1876. No. 50 u. 51.

Gerechtigkeit, wenn mit Einführung der Gewerbefreiheit die Stellung dieſer zahlreichen Bevölkerungsklaſſe gemäß den allgemeinen Anſchauungen von bürgerlicher Freiheit beſtimmt wurde, und wenn hier etwas zu beklagen iſt, ſo iſt es nur, daß dies in Deutſchland nicht ſchon früher geſchah. Die Beſchränkungen des perſönlichen Dienſtverhältniſſes fielen; es trat ein rechtliches Vertragsverhältniß an die Stelle, das jedem die höchſtmögliche Verwerthung ſeiner Arbeitskraft ſichern ſollte. Damit wurde die perſönliche Freiheit des Arbeiters und die rechtliche Gleichheit von Arbeitgeber und Arbeitnehmer zur Grundlage der Ordnung des Arbeitsverhältniſſes gemacht. Nach dem modernen Arbeitsrecht wird die Arbeit als eine Waare angeſehen, die ihr Beſitzer, der Arbeiter, je nach Angebot und Nachfrage verwerthet. Der Arbeitnehmer ſteht rechtlich zum Arbeitgeber in keiner anderen Beziehung als jeder ſonſtige Waarenverkäufer zum Waarenkäufer. Er giebt ſeine Waare Arbeitskraft auf beſtimmte Zeit oder für beſtimmte Einzelleiſtungen und empfängt dafür den Preis in Geſtalt des Arbeitslohnes. So wenig es nun einem Kaufmanne einfällt, neben der Einhaltung der feſtgeſetzten Lieferungs- oder Zahlungsbedingungen an ſeinen Geſchäftsfreund noch Forderungen perſönlicher Ergebenheit und Unterwürfigkeit zu ſtellen, ebenſo wenig hat der Arbeitgeber ein Recht, die alte patriarchale Unterordnung neben der Arbeitsverpflichtung in Anſpruch zu nehmen.

Daß dies trotzdem noch vielfach geſchieht, daß die Arbeitgeber ſich im Allgemeinen viel weniger den durch die Gewerbe-Ordnung geſchaffenen Zuſtänden anbequemen mögen, als die Arbeiter, iſt jedem Kundigen offenbar. Und daneben hat noch die Waare Arbeitskraft Eigenthümlichkeiten, welche ihren Verkäufer ſehr unvortheilhaft von dem Verkäufer jeder anderen Waare unterſcheiden. Sie iſt untrennbar von der menſchlichen Perſon; ihr Verkauf beſchränkt dieſe nach jeder Richtung; der Käufer iſt vermöge ſeiner wirthſchaftlichen Ueberlegenheit im Stande, eine Herrſchaft über das geſammte phyſiſche und geiſtige Leben des Arbeiters auszuüben. Mit der Arbeitskraft verkauft der Arbeiter ſich ſelbſt und zwar zu einem Preiſe der die gewohnheitsgemäßen Unterhaltskoſten ſeiner ſelbſt und ſeiner Familie nur ſelten überſteigt, oft unter dieſelben herabſinkt. Wenn die Arbeiter, von denen jeder Einzelne auf dem Arbeitsmarkte die Bedingungen annehmen muß, welche ihm die wirthſchaftliche Ueberlegenheit der Unternehmer diktirt, ſich vereinigen, um beſſere Lohnbedingungen zu erzwingen, ſo iſt das ihr einfaches Recht. Und dieſes Recht, welches auf der freien Konkurrenz beruht, iſt wahrlich tiefer begründet, als dasjenige, nach welchem ſich die Fleiſcher und Bäcker unſerer Städte oder die amerikaniſchen Petroleum-Fürſten verbinden, um uns an unſeren nothwendigſten Exiſtenzbedigungen durch Steigerung der Preiſe zu verkürzen.

Ob dies ein ſocial wünſchenswerther Zuſtand iſt, das iſt eine ganz andere Frage, die hier nicht zur Beantwortung ſteht. Aber das darf man wohl ſagen: wenn unſere Gewerbetreibenden das ſittliche Verhältniß des Berufes, d. h. eines Erwerbes, mit dem zahlreiche rechtliche und moraliſche Pflichten verknüpft ſind, gegen das des Geſchäftes ausgetauſcht haben, das nur des Gelderwerbes wegen betrieben wird — haben dieſelben Leute dann irgend eine gegründete Veranlaſſung, ſich darüber zu beklagen, daß ihre Arbeiter ſich auf dem Boden des reinen

Lohnverhältnisses halten, daß ihre Arbeitsthätigkeit nicht oder nur wenig von einer ethisch-socialen Auffassung durchdrungen ist? Man hört so oft, wie die Fabrikanten den Arbeiter anklagen, „er habe kein Interesse für das Geschäft, er arbeite mit Unlust, er besitze keinen Ehrgeiz." Aber derselbe Fabrikant scheut sich nicht, ohne seine Arbeiter zu fragen, eine strenge Fabrikordnung einzuführen mit disciplinaren Strafbestimmungen, die zu dem Vergehen in keinem Verhältniß stehen und der Chikane Thor und Thür öffnen; derselbe Mann trägt kein Bedenken, in einer Zeit der Geschäftsstille die Arbeiter zu hunderten zu entlassen mit der Aussicht auf dauernde Arbeitslosigkeit, auf Noth und Elend von Frau und Kind*). Wo soll unter diesen Verhältnissen das Interesse, die Lust, der Ehrgeiz herkommen? In Frankreich hat schon die große Revolution dem demokratischen Gleichheitsgefühl insoweit Geltung verschafft, daß im persönlichen Verkehr zwischen Fabrikanten und Arbeiter die sociale und wirthschaftliche Abhängigkeit des letzteren nicht zum Ausdruck gelangt; in England erzwingt die Organisation der Gewerkvereine den Arbeitern Achtung ihrer Rechte; in Deutschland will man noch immer trotz Schaden und Verdruß die Aeußerlichkeiten des patriarchalischen Dienstherrnverhältnisses nicht aufgeben.

Man kennt die Erscheinungen der Jahre 1871—73, der Zeit des sogenannten wirthschaftlichen Aufschwungs. Die Arbeiter haben auch ihrerseits die günstigen Konjunkturen benutzt, um eine Erhöhung ihres Lohnes zu erzielen, der vielfach in keinem Verhältniß mehr zu den Preisen der nothwendigsten Lebensbedürfnisse stand**). Es ist zuzugeben, daß die damals ins Werk gesetzten Arbeitseinstellungen manchmal die bei Lösung des Arbeitsverhältnisses üblichen Formen nicht beobachtet haben, und das ohnehin bedrängte Kleingewerbe litt schwer darunter, daß auch hier die Gesellen dieselben Ansprüche erhoben, wie ihre Genossen in den Fabriken. Bald erhob sich dann im deutschen Reiche ein Ruf der Entrüstung über die „Unbotmäßigkeit und Zügellosigkeit der arbeitenden Klasse", über die Unlust zur Arbeit, über den häufigen Bruch des Arbeitsvertrags. Man verlangte kriminelle Bestrafung des letzteren, die Wiedereinführung von Zeugnissen und Arbeitsbüchern, ohne Skrupel darüber, daß man dem Geiste des modernen Arbeitsrechtes, dessen Vortheile die Arbeitgeber wohl auszunutzen verstanden, daß man dem Freizügigkeitsgesetze damit ins Angesicht schlug, das Princip der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze verletzte. Als dann auf die industrielle Fluthperiode die nothwendige Ebbe, auf den Aufschwung der unvermeidliche Rückschlag folgte, da waren es wieder zunächst die Arbeiter, welche man für das ganze Unglück verantwortlich machte. Die Steigerung der Arbeitslöhne sollte auch die Preise der Industrieprodukte so in die Höhe getrieben haben, daß man mit dem Auslande nicht mehr konkurriren könne. Die social-demokratische Agitation sollte den Arbeitern

*) Während ich dies schreibe, erhalte ich die Nachricht, daß ein benachbarter Fabrikant, der sich früher durch Betheiligung seiner Arbeiter am Reingewinn bekannt gemacht hat, am Weihnachtsabend plötzlich wegen flauen Geschäftsgangs 50 Arbeitern gekündigt hat.

**) Daß durch die Erhöhung des Geldlohnes der Sachlohn der Arbeiter nicht gestiegen ist, weiß jeder, der sich mit den Verhältnissen ernstlich beschäftigt hat. Vgl. Jacobi im Arbeiterfreund 1875 Heft 6.

Arbeitsluſt und Arbeitsfreudigkeit verdorben, ihren Fleiß und ihre technische Fortbildung geſchädigt haben; quantitativ und qualitativ ſollten die Leiſtungen zurückgegangen ſein. Nun beträgt aber der Arbeitslohn bei vielen Induſtrieprodukten einen ſo geringen Theil der Herſtellungskoſten, influirt alſo demgemäß ſo wenig auf die Waarenpreiſe, daß man mit viel größerer Berechtigung wird ſagen dürfen: die Mißgriffe bei unſerer Münzreform, die planloſen und theuren Induſtrieanlagen auf Aktien, die hohen Gründergewinne, die maßloſen Dividenden haben die deutſchen Waaren vertheuert. In England zahlt man höhere Löhne und iſt doch konkurrenzfähig: man arbeitet kürzere Zeit, und der einzelne Arbeiter producirt mehr. Ja ein namhafter engliſcher Fabrikant, Mundella, der die deutſchen Arbeiterverhältniſſe aus ſeiner Betheiligung an ſächſiſchen Fabriken kennt, behauptet geradezu, daß die lange Arbeitszeit der deutſchen Arbeiter eine Haupturſache ihrer geringen Leiſtung iſt. Freilich findet ein als Fabrikant und Erfinder gleich ausgezeichneter Techniker, Dr. W. Siemens in Berlin, die Urſache der ſeitherigen Produktivität der deutſchen Induſtrie in den beiden gleich wenig erfreulichen Umſtänden der Nachahmung fremder Erfindungen und der Billigkeit der Arbeitslöhne. Aber verdienen denn Induſtrien, welche lediglich durch Ideendiebſtahl und durch die Niedrigkeit förmlicher Hungerlöhne beſtehen, die Exiſtenzberechtigung? Hervorragende Praktiker wie Theoretiker ſind darin einſtimmig, daß aus vielfachen Beobachtungen als regelmäßige Folge eines höheren Lohnes eine erhöhte Arbeitstüchtigkeit ſich ergiebt und daß mit einer allgemeinen Verkürzung der Arbeitszeit (natürlich bis zu einer gewiſſen Grenze) eine Steigerung der Leiſtungen Hand in Hand geht.*) Wie ſollte nun plötzlich der deutſche Arbeiter, der im Auslande überall geſucht und geſchätzt und gut gelohnt wird, ſeine vermehrte Muße, ſeine erhöhten Mittel im Vaterlande nur in wüſter Schwelgerei vergeudet haben, anſtatt ſeine phyſiſche und geiſtige Lebenshaltung mittels derſelben zu erhöhen und dadurch ſeine Arbeitsthätigkeit zu fördern? Wahrlich, man gibt der deutſchen Geſellſchaft, ihren Schulen, dem Beiſpiele der höheren Klaſſen damit ein ſehr demüthigendes Zeugniß; man ſchreibt der arbeitenden Bevölkerung einen Grad von Rohheit und Verkommenheit zu, für den doch unſre Geiſtlichen und Lehrer, unſre Fabrikanten und Unternehmer, unſre Behörden und Miniſter die Verantwortung zu tragen hätten.

Tiefgreifende und dauernde ſociale Mißverhältniſſe verderben den Reichen wie den Geringen, den Befehlenden wie den Gehorchenden. Es hieße die Augen verſchließen, wenn man behaupten wollte, das durchgängige Verhältniß zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer entſpreche auch nur den beſcheidenſten Anforderungen eines legalen Vertragsverhältniſſes; es hieße ungerecht ſein, wenn man der Klaſſe der Arbeitgeber allein die Schuld zuſchreiben wollte. Es geht ein für das Gedeihen der Arbeit wie für die gegenſeitige Stellung der an der Induſtrie zuſammenwirkenden Kräfte gleich verderblicher Zug des Peſſimismus

*) Vgl. die trefflichen Zuſammenſtellungen von Prof. L. Brentano: Ueber das Verhältniß von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleiſtung. Leipzig 1876 und den Nachtrag zu dieſer Abhandlung in Holtzendorffs Jahrbuch IV. S. 395—420.

durch die deutsche Arbeiterwelt; auch dem edeldenkenden, für das Wohl seiner Arbeiter ernstlich besorgten Fabrikanten begegnet vielfach störrische Feindseligkeit und hartnäckige Unzugänglichkeit für milde und ernste Worte. Die Verbitterung hat oft einen so hohen Grad erreicht, daß in den Werkstätten ein beständiger Kriegszustand herrscht und nicht selten läßt der Arbeiter den Arbeitgeber gerade dann am liebsten im Stiche, wenn er ihn am nöthigsten braucht. Auch das darf nicht geleugnet werden, daß der Arbeiter nur zu oft vergißt, daß er die Verpflichtungen, welche er als freier Mann in freiem Vertrage, wenn auch zehnmal unter dem Zwang der Noth und ungünstiger Lohnverhältnisse, eingegangen hat, auch bis zu Ende erfüllen muß. Wo im Großgewerbe die Arbeiter von aller persönlichen Beziehung mit dem Arbeitgeber losgelöst und der nicht selten unbeschränkten Gewalt von weder klugen noch humanen Werkmeistern und Vorarbeitern anheimgegeben sind, sind diese Erscheinungen nur zu erklärlich; daß dieselben auf das Handwerk sich mehr und mehr übertragen haben,*) muß man bedauern. Jedenfalls wirken sie auf die Güte der Arbeitsleistungen eitel vortheilhaft ein und hindern den Arbeiter nicht selten auch, das zu benutzen, was ihm für seine technische Weiterbildung geboten wird. Daß die Agitation der Socialdemokratie den Geist der Unzufriedenheit und Verbitterung genährt hat; wer dürfte das in Abrede stellen? Aber der Erfolg dieser Agitation sollte doch auch eine ernste Mahnung sein, in ernstlichen socialen Reformen die Mittel zur Abhilfe zu suchen; er sollte schon längst die Einsicht allgemein gemacht haben, daß der Arbeiter mit all seinen Fehlern, mit seiner ganzen Verbitterung und dumpfen Unzufriedenheit ein Produkt von Zuständen ist, deren Schuld auf die ganze übrige Gesellschaft zurückfällt. Namentlich muß in Abrede gestellt werden, daß der Socialismus einen direkten Einfluß auf geringere Arbeitstüchtigkeit geübt habe. Schäffle schreibt mit Recht den deutschen Socialisten einen hohen Grad wissenschaftlichen Ernstes zu; ihre Parteiblätter und Agitationsschriften stellen an das Denkvermögen der Leser bei weitem schwerere Anforderungen, als die Zeitungen und Modelektüre der übrigen Klassen; es ist oft zugestanden und beklagt worden, daß gerade die intelligenteren Arbeiter sich dem Socialismus zuwenden: Menschen, welche denken, welche sich eifrig geistig beschäftigen — sei es immerhin mit einer Wahn- und Irrlehre — können auch ihre industriellen Arbeiten nicht geist- und gedankenlos vollziehen.**)

---

*) Die betreffenden Zustände sind, wenn auch zu grell, geschildert von Dannenberg, das deutsche Handwerk und die sociale Frage. Leipzig 1872. Namentlich irrt derselbe, wenn er die Anschauung vertritt, unter der alten Gewerbeverfassung habe zwischen Meister und Gesellen eitel Friede und Eintracht gewaltet. Man frage jeden älteren Handwerksmeister; man blicke, um der mittelalterlichen Gesellenaufstände und Auftreibungen gar nicht zu gedenken, auf die Handwerkszustände des vorigen Jahrhunders, wo die Geschichte der Zunft, wie Böhmert, Beitr. zur Gesch. des Zunftw. S. 49 sagt, „eine Geschichte von Gesellenaufständen war".

**) Vgl. Hirth's Sammlung: Reuleaux und die deutsche Industrie auf der Weltausstellung S. 23 f. und S. 37 f. An letzter Stelle ist ein Artikel des „Volksstaat" abgedruckt (vom 23. Juli 1876), wo der Nachweis versucht ist, daß die in Philadelphia besonders ausgezeichneten deutschen Firmen meist socialistische Arbeiter beschäftigen. Vgl. auch das interessante Urtheil des Handelskammersecretairs Dr. Karl Roscher über die zur letzten Reichsenquête herangezogenen Socialdemokraten in der „Concordia" 1875. Nr. 25.

Fast zu lange schon haben wir uns mit diesen wenig erquicklichen Dingen beschäftigt, ohne dieselben hier erschöpfen zu können. Wir wissen, daß wer hier gerecht sein will, nicht hoffen darf, einem von beiden Theilen zu gefallen, geschweige denn beiden zugleich. In der folgenden mehr technischen Betrachtung dürfen wir uns kürzer fassen.

Wir haben früher den Umfang der Großindustrie und der übrigen modernen Gewerbeformen überblickt. Bei dem dabei zu Tage getretenen Fortschritte des Princips der Arbeitstheilung muß es überhaupt zweifelhaft erscheinen, ob das Gewerbe an sich noch im Stande ist, einen allseitig technisch durchgebildeten Arbeiterstand zu erzielen. Ueberall kommt es nur darauf an, mit möglichst geringem Aufwand von Zeit und Arbeitskraft und somit Arbeitslohn eine möglichst hohe Produktivität zu erreichen. Die Maschine macht den Arbeiter zum willenlosen Werkzeug; er muß zur bestimmten Zeit dieselbe einförmige Verrichtung immer wieder vollziehen; die Maschine schreibt ihm Form und Art, der Stoff Güte und Dauerhaftigkeit seines Produktes vor; der eignen Erfindungskraft und Gestaltungsgabe bleibt fast nichts überlassen. Die Specialisirung im Kleingewerbe macht ihn auch hier einseitig und führt ihn dem Schablonenwerk zu: ein Schreiner, der nur Parketböden arbeitet, wird kein kunstvolles Buffet, nicht einmal einen ordentlichen Tisch machen können. Er verliert die Uebersicht über das gesammte Fach, die Gewohnheit, seine Produktion dem Stile eines größeren Ganzen, den wechselnden Bedürfnissen anzupassen. Der Schlosser der alten Zeit machte die kunstvolle Ornamentik eines Thorbeschlags mit derselben Geschicklichkeit, wie etwa einen einfachen Schlüssel oder ein Ofenrohr. Aber damals besaß auch der Handwerker einen fast unverlierbar sicheren Kundenkreis; die Arbeitslöhne waren nach dem Herkommen bestimmt; man konnte dem Arbeiter Zeit lassen, unter den Augen und mit Beihülfe des Meisters sein Werk mit Ruhe und mit Aufwendung aller ihm zu Gebote stehenden Geschicklichkeit auszugestalten. Die Konkurrenz verführte damals noch nicht zur Verschlechterung des Stoffes, zum Abzwacken des Lohnes, zu eilfertiger und auf Täuschung berechneter Arbeit. Die heute vielfach übliche Akkordarbeit hat ohne Zweifel ihre großen Vorzüge; aber sie nützt auch durch viel größere Anstrengung Nerven und Muskeln viel mehr ab, als die Arbeiten im Taglohn und sollte deßhalb immer mit einer Verkürzung der Arbeitszeit verbunden sein. Thatsache ist, daß ihre Einführung nicht selten einer verstärkten Lohnreduktion gedient und damit fast nothwendig den Arbeiter zur höchsten Eile und zu weniger sorgsamer Ausführung des Einzelnen gezwungen hat.*) In seiner gedrückten und aussichtslos abhängigen Stellung liegt nicht jener Zug der Ruhe und Behaglichkeit, der zum Gedeihen jeder qualificirten Arbeit, besonders aber des Kunstgewerbes unerläßlich scheint.

Der häufige Personenwechsel innerhalb der einzelnen Werkstatt ist das äußere Symptom jener vielfachen Mißstände im heutigen Arbeits-

*) Schon das Mittelalter wußte, daß Stücklöhnung zur Verschlechterung der Arbeitsprodukte führt: Schanz, Zur Geschichte der deutschen Gesellenverbände S. 110. Mißbräuche bei der Stücklöhnung in England von den Gewerkvereinen bekämpft: Brentano, Arbeitergilden der Gegenwart II., S. 80 ff. Vgl. Schmoller, Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft. S. 145.

verhältniß, deren Schuld sich immerhin gleichmäßig auf die Schultern von Arbeitgebern und Arbeitnehmern vertheilen mag, die aber unserem Arbeiterstand eine Beweglichkeit und Unstätigkeit eingepflanzt haben, die für seine wirthschaftliche und sociale Stellung, wie für die ruhige Ausbildung der Einzelnen und die Kontinuität der Werkstatt-Tradition gleich verderblich ist. Diese Erkenntniß bricht sich immer mehr Bahn; die Fabrikanten beginnen auf Mittel zu sinnen, durch welche sie einen geschulten Arbeiterstamm dauernd festzuhalten vermögen. Die Anlage von Arbeiterwohnungen, die Versuche der Betheiligung der Arbeiter am Reingewinn, die Kranken- und Invalidenkassen, mancherlei Anstalten zur billigen Beschaffung von Lebensmitteln u. dgl. sind diesem Bestreben entsprungen; daß der Erfolg dieser Bemühungen den Erwartungen in den wenigsten Fällen entsprochen hat, liegt zum großen Theile daran, daß die Arbeiter hinter der breiten Absichtlichkeit dieser „Wohlfahrtseinrichtungen" nicht die Humanität, sondern das Interesse des Fabrikanten witterten, welches darauf ausgehe, sie nur immer noch abhängiger zu machen.*) Es darf billig bezweifelt werden, ob es auf diesem Wege gelingen wird, auf die Zufriedenheit und Arbeitstüchtigkeit der Fabrikarbeiter wohlthätig einzuwirken; dem Handwerk gehen solche Mittel gänzlich ab.

In jüngster Zeit hat man sich mehr daran gewöhnt, für den Verfall der gewerblichen Arbeitsgeschicklichkeit nach einer tiefer liegenden Wurzel zu suchen und glaubt diese in den Zuständen des heutigen Lehrlingswesens gefunden zu haben. Allerdings gibt es hier der Klagen nicht wenige und dieselben sind niemals lebhafter gewesen, als in den letzten Jahren, nirgends beweglicher als bei den Handwerksmeistern. Anhänger der verschiedensten wirthschaftlichen Richtungen und Lebensstellungen, zünftlerisch angehauchte Socialpolitiker, wie für absolute Gewerbefreiheit schwärmende Manchestermänner, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer — die letzteren selbst bis zu der extremsten Richtung — sind einstimmig darin, daß hier etwas geschehen müsse, wenn nicht unsere Industrie und damit die gesammte Volkswohlfahrt den größten Schaden leiden solle. Es ist zweifellos richtig, daß unser gewerbliches Lehrlingswesen an großen Uebelständen krankt; aber es bedarf eines nicht geringen Grades socialer Unbefangenheit, wenn man die wahren Ursachen derselben erkennen, die richtigen Mittel zur Abhülfe finden will. Von vorn herein kann man behaupten, daß der Interessentenstandpunkt sich

*) Eine Uebersicht dieser Bestrebungen giebt F. Kalle, Maßregeln zum Besten der Fabrikarbeiter besprochen vom Standpunkte des Arbeitgebers. Wiesbaden 1875 — eine recht verständige und maßvolle Schrift. Weitschichtiges Material bieten die officiellen Publicationen: Die Einrichtungen für die Wohlfahrt der Arbeiter der größeren gewerblichen Anlagen im preußischen Staate. 3 Theile. Berlin 1876. — Die Einrichtungen zum Besten der Arbeiter auf den Bergwerken Preußens. Berlin 1875. 2 Bde. — Friek, die wirthschaftliche Lage der Fabrikarbeiter in Schlesien und die zum Besten derselben bestehenden Einrichtungen. Breslau 1876. Ohne dem Geiste, aus dem diese Einrichtungen hervorgegangen sind, irgendwie zu nahe treten zu wollen, darf man doch nicht verkennen, daß in denselben für den Arbeiter die Versuchung liegt, einen Theil des Arbeitslohnes in einer für den Arbeiter schwer meßbaren Form zu geben, und thatsächlich empfindet derselbe diese Art von „Wohlfahrtseinrichtungen" als verstecktes Truckſystem. —

nirgends unfruchtbarer erwiesen hat, als gerade in dieser Frage, die doch in erster Linie die sociale Tüchtigkeit und die Erwerbsfähigkeit der arbeitenden Klasse und damit die ganze Gesellschaft angeht.

Hören wir zuvörderst die Klagen der Arbeitgeber, die sich mit ermüdender Einförmigkeit in allen Gewerken wiederholen*):

„Seit Auflösung der alten Gewerbeverfassung hat sich nicht allein eine erstaunliche Zunahme des Bruchs von Lehrverträgen Seitens der Lehrlinge, sondern auch eine Abnahme der Lust, etwas Tüchtiges zu erlernen, herausgestellt. Das Streben der Lehrlinge, ihrer Eltern und Vormünder ist dem Uebergewicht nach weniger auf die Erreichung einer guten Fachbildung als auf die Gewinnung eines möglichst hohen Lohnes bei möglichst geringer Leistung gerichtet. Die Lehrlinge haben aufgehört, wie früher es war, es als Ehrenpunkt zu betrachten, bei demselben Meister, bei dem sie ihre Lehrzeit begonnen haben, dieselbe zu beendigen. Mit Gleichmuth gehen sie einem Wechsel entgegen. Namentlich legen sie auf die Form, unter der die Lösung des Lehrlingsverhältnisses geschieht, keinen Werth mehr. Mit dieser Schwächung des Ehrgefühls geht das Schwinden der Lust, seine Schuldigkeit zu thun, Hand in Hand. Dazu mehren sich täglich die Anzahl der Fälle, daß Eltern und Vormünder der durch Lehrvertrag auf bestimmte Zeit gegen vorher vereinbartes Lohn gebundenen Lehrlinge noch im Laufe der Lehrzeit — zumeist im dritten und vierten Lehrjahre — an die Lehrherren mit dem Verlangen herantreten, das Kostgeld der Lehrlinge der Lohnabrede entgegen zu erhöhen, widrigenfalls sie dieselben nicht ferner bei ihnen belassen würden, und daß bei Weigerung dieser Kostgelderhöhung diese Drohung zur Wahrheit gemacht wird."

„Eine Verfolgung derartiger, nicht vereinzelt unter der Autorität der Vormundschaftsbehörden verübten Rechtsverletzungen wird erschwert, weil die Gerichte über die Competenzfrage streiten. . . . Erlangt der Lehrherr aber selbst ein obsiegliches Erkenntniß, so fehlt es an der nöthigen Rechtshülfe, solches zur Vollstreckung zu bringen. In den seltensten Fällen gelingt es, durch Personalzwang, den Lehrling dem Lehrherrn zurückzuführen, für welchen dann immer noch keine weitere Wirkung davon entsteht, als daß der Lehrling absichtlich Alles verdirbt, um sich so bei dem Lehrherrn unleidlich zu machen und seine Entlassung zu erreichen. In den bei Weitem meisten Fällen weiß sich indeß der Lehrling durch Wechsel seines Wohnorts jeder Executionsmaßregel zu entziehen."

Entschädigungsklagen, so wird weiter ausgeführt, seien hauptsächlich wegen der Mittellosigkeit der Lehrlinge und ihrer Eltern ohne Erfolg; das allgemeine Rechtsbewußtsein werde dadurch getrübt, daß die Betheiligten sich bei ihrem Kontraktbruch im Rechte glaubten.

„Die Neigung der Lehrlinge zum Kontraktbruch droht aber in weiterem Verfolg für die Entwickelung der Bauindustrie auch dadurch nachtheilige Wirkung zu äußern, daß mit Zunahme der Ungewißheit, ob der Lehrling seinen Vertrag aushalten und sein Lehrverhältniß beenden werde, die schon vereinzelt auftauchende, an sich nicht ungerechtfertigte Anschauung in den Lehrherrnkreisen weitere Verbreitung finden möchte, es sei unklug, den Lehrling möglichst gründ-

*) Die Stelle ist wortgetreu einem Gutachten entnommen, erstattet vom ständigen Ausschuß der deutschen Baugewerksmeister in der vom Verein für Socialpolitik veranstalteten Sammlung von Gutachten und Berichten über die Reform des Lehrlingswesens. Leipzig 1875. Weiteres Material findet sich in den Verhandlungen der dritten Generalversammlung desselben Vereins. Leipzig 1875. Ferner bei Jul. Schulze, das heutige gewerbliche Lehrlingswesen, seine Mängel und die Mittel zu deren Beseitigung. Leipzig 1876. — Dannenberg a. a. O. S. 47 ff. — Stort, Enquête über die Verh. der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in Berlin im „Arbeiterfreund." XIII. Jahrg. 1875. S. 304 ff.

lich auszubilden. Denn da der tüchtige, geſchulte Lehrling vor Beendigung der Lehrzeit leichter als Geſelle Arbeit finden wird, als der minder geſchulte, ſo wird ſelbſtredend der auf Ausbildung des Lehrlings gerichtete größere Fleiß für den Lehrherrn die ihm nachtheilige Wirkung äußern, daß der Lehrling ihm nur deſto früher entläuft. Die Klugheit dürfte deßhalb leicht zu der der Induſtrieſachentwicklung nachtheiligen Praxis führen, den Lehrling erſt möglichſt ſpät zur vollkommenen Ausbildung zu bringen, deshalb die Beibringung gewiſſer Handgriffe, Fertigkeiten und Arbeiten ſo zu ſagen bis zur letzten Stunde zu verſchieben, ſo daß es leicht kommen kann, daß der eintretende Ablauf der Lehrzeit Lehrling und Lehrherrn überraſcht, bevor die vollſtändige Ausbildung gelungen iſt."

Kürzer und bei weitem treffender faßt ein namhafter weſtfäliſcher Fabrikant*) die beiden einander bedingenden und ſich gegenſeitig verſtärkenden Mißſtände des heutigen Lehrlingsweſens zuſammen:

„Die Lehrlinge verlaſſen einerſeits oft ſtraflos ihren Lehrherrn vor Beendigung ihrer Lehrzeit, weil ſie bei andern Arbeitgebern ohne Schwierigkeit angenommen werden und weil das Geſetz es geſtattet, während andererſeits manche Lehrherren ihre Lehrlinge als billige Arbeitskräfte auszunutzen beſtrebt ſind, ſtatt pflichtgetreu für ihre Ausbildung zu ſorgen."

(Fortſetzung folgt.)

Aus einer deutſchen Republik.

Der Senator Duckwitz zu Bremen, der 1849 ſogar kurze Zeit Kriegsminiſter geweſen iſt, hat ſeine „Denkwürdigkeiten" von 1841 an, da er in das öffentliche Leben eintrat, bis 1866 in einem ſoeben erſchienenen Buche zuſammengefaßt. Ueber das, was er uns aus den Jahren 1848—49 von Frankfurt her zu erzählen weiß, werden wir nächſtens noch zu berichten haben; heute geben wir einem idylliſcheren Stücke den Vorzug, der Schilderung von Parlament und Staatsrath, wie ſie bis zur neueren Zeit in Bremen beſchaffen waren. Herr Duckwitz erzählt:

„Wie der alte Bürgerconvent bis 1848 beſchaffen war, iſt wohl nur wenigen noch Lebenden bekannt. Es wird daher für Viele nicht unintereſſant ſein, hier etwas Näheres darüber zu vernehmen.

Im § 2 der „Neuen Eintracht" (De Nieve Eendracht van Anno 1534), die von jedem Bürger bis 1848 zu beſchwören war, heißt es wie folgt:

> Sodenn een vullmechtig Rad, wo van je her geweſen, vortan to ewigen dagen ſyn unde blyven ſchöle, des ſo ſchöle nemand, ahne Befehl unde Tolatinge des Rades jenigerley Vergaderinge unde Verſamlinge maken, hemelik uog openbar, by der hogeſten Strafe.

uud im § 18:

> Unde dar dem Rade in duſſen unde anderen Saken, ſo eme vorfallen, nodig unde Behof were, mit mehr Lüden Ruggeſprake to nemen, ſo möge de Rad uth der Gemeenheit, deme Koopman

*) Dr. Karl Möller, Gutachten des Vereins für Socialpolitik. S. 13.

unde Ambten darto fordern unde verbaden laten de verſtendigſten, de dem Rade nutte dunket, unde ſunſt na Wolſtand duſſer guden Stad, Leſte, Endracht unde Frede trachten, unde datſulſde gerne vortgeſettet unde geforderd ſegen.

Nach dieſer Stipulation waren alle Verſammlungen ohne Erlaubniß des Rathes bei der höchſten Strafe verboten, womit indeß nur ſolche Zuſammenkünfte gemeint waren, in welchen Angelegenheiten des Staates erörtert werden ſollten. Sodann konnte nach § 18 der Rath eine Verſammlung der Bürgerſchaft berufen, beſtehend aus denjenigen Männern, die er für die Verſtändigſten und Friedfertigſten hielt.

Dieſe „trefflichen" Beſtimmungen erlitten jedoch im Laufe der Zeit erhebliche Modificationen, denn wenn der „vollmechtige Rad" in Geldverlegenheiten war, was nicht ſelten der Fall, und eine Bewilligung von der von ihm berufenen Bürgerſchaft verlangte, pflegte dieſe an ihre Zuſtimmung Bedingungen zu knüpfen, woraus denn allmählich etwas ganz Anderes entſtand, als 1534 gemeint war. Es wurde feſte Praxis, daß, wer ein Mal zum Convent eingeladen war, immer eingeladen wurde; ferner wurden ſtets alle Bauherren und Diakonen (Armenpfleger der Kirchſpiele) eingeladen; auch war es Gebrauch, wenn Jemand ſich mit einigen Zeilen an den Präſidenten des Senats wandte mit dem Erſuchen, zum Convente zugezogen zu werden, dieſem Geſuche ſtets zu willfahren, und muß hinzugefügt werden, daß der Rath mit ſeiner Befugniß von 1534 hinſichtlich der Compoſition des Bürgerconvents nicht Mißbrauch getrieben hat. So ſeltſam daher auch nach der neuen Eintracht das Geſetz über die Bürgerſchaft lautete, hatte ſich doch eine höchſt liberale Praxis gebildet; denn außer den in den kirchlichen Gemeinden gewählten Bauherren und Diakonen, den Aeltermännern und Advokaten, konnte ein Jeder den Bürgerconvent beſuchen, der ſich nur die Mühe geben wollte, dem Präſidenten des Senats anzuzeigen, daß er ſich für die öffentlichen Angelegenheiten intereſſire und eingeladen zu werden wünſche. Auch von den Amt- und Zunftgenoſſen wurde ſtets eine erhebliche Anzahl berufen.

Die Einladung zu den Bürgerconventen erfolgte bis 1848 durch einen „Herrendiener" in Amtskleidung mündlich im Auftrage Sr. Magnificenz des Herrn Präſidenten des Senats nach einer herkömmlichen Redeform.

Die Verſammlung der Bürgerſchaft (Bürgerconvent), ſo wie ich dieſelbe von 1830 bis 1841 mitgemacht habe, beſtand aus drei Gruppen, nämlich dem Collegium der Aeltermänner (der Kaufmannſchaft), welche den inneren Kreis, dem Dirigenten und Bürgerworthalter gegenüber, einnahmen, jedoch die rechte Seite frei ließen, welche die Advokaten einnahmen; denn die Doctores juris hatten damals noch einen beſonderen, jedenfalls höheren Rang, als die Aeltermänner. Hinter den Aeltermännern fanden dann die übrigen Bürger ihre Plätze. Im Ganzen waren ſelten mehr als 60 bis 70 Perſonen verſammelt, obgleich 300 bis 400 eingeladen wurden; nur bei Wahlen in den Senat ſteigerte ſich die Zahl bis zu hundert und darüber.

Obgleich bei Beſchlüſſen die Verſammlung in pleno abſtimmte, ſo fanden die Vorwahlen zu Deputationen doch noch in den getrennten vier Kirchenſpielverſammlungen, U. L. Frauen, St. Anſcharii, St. Stephani

und St. Martini, statt. Jedes Kirchspiel proponirte seine Candidaten und aus diesen wählte das Plenum.

Die Bürger der Neustadt, auch wenn sie das altstädtische große Bürgerrecht besaßen, waren von den Bürgerconventen ausgeschlossen. Auf verschiedene Petitionen an den Senat um Zulassung zu den Conventen waren sie stets abschläglich beschieden worden. Da begab es sich, daß gleich nach der französischen Zeit eine große Anzahl respektabler Herren aus der Neustadt uneingeladen in dem Versammlungssaal der Bürgerschaft auf der alten Börse erschien, mit der Erklärung, daß sie an den Berathungen Theil zu nehmen wünschten und daselbst bleiben würden. Die Bürgerschaft schickte darauf eine Deputation an den Senat mit der Anfrage, was geschehen solle, da die Neustädter nicht wieder fort zu bringen seien. Der Senat erklärte, daß dann die Neustädter bleiben könnten und dem St. Martini-Kirchspiel beizugesellen seien. Seitdem hieß es stets bei Nennung der vier Kirchspiele: „St. Martini und die dahin verwiesene Neustadt."

Die Zeit der Versammlung war stets auf 3 Uhr Nachmittags angesetzt. Man sah dann die Aeltermänner, welche Vormittags eine Berathung gehalten und sodann ein Diner eingenommen hatten, in feierlichem Zuge, zwei bei zwei, vom Schütting über den Marktplatz nach der alten Börse sich begeben, worauf dann die Bürgerschaft ihre Plätze einnahm. Wenn somit die Bürgerschaft versammelt war, verfügte sich der Senat, welcher ein anderes Zimmer in der Börse einnahm, in die untere Halle derselben und setzte sich auf seine Stühle, welche etwa zwei Drittheile des ganzen Raumes einnahmen. Der Präsident sandte dann den „Silberdiener" (den alten Hirdes) in die obere Halle der alten Börse, in welcher sich die Bürgerschaft befand, wo dieser Diener die folgenden Worte sehr laut hineinzurufen hatte: „Ein Hochweiser Hochedler Rath läßt die Ehrliebende Bürgerschaft ersuchen, vor den Rathssaal zu treten." Dann stürmte die Bürgerschaft, wie eine Heerde Schüler nach Beendigung des Unterrichts, die Treppe hinab in die untere Halle. Nachdem sie sich gesetzt hatte, verlas der Syndicus des Senats dessen Mittheilung an die Bürgerschaft, worauf ein Syndicus der Aeltermänner, Bürgerworthalter, d. h. Protokollführer, auf halbem Wege dem Syndicus des Senats entgegenging, um die schriftliche Mittheilung entgegen zu nehmen. Die Bürgerschaft erhob sich sodann, indem die vordere Reihe sich anständig verneigte, was die folgenden Reihen mehrentheils nicht für nöthig hielten, weil es doch nicht zu sehen war, und begab sich in die oberen Räume zur Berathung der Vorlagen.

Bei diesen Berathungen ging es ganz gemüthlich zu, wenigstens in der Regel. Sie wurden sehr würdig geführt, lange phrasenreiche Reden hielt Niemand, man sprach nur zur Sache und kam rasch zu einem Beschluß. Vertretung von Privatinteressen sind, meines Wissens, niemals vorgekommen, wohl aber ging oft viel Zeit verloren mit Streitfragen über die Competenz des Senats, weil eine geschriebene Verfassung, abgesehen von der vorerwähnten „nieven Eendracht", nicht vorhanden war, und die beiderseitigen Rechte des Senats und der Bürgerschaft auf Herkommen und besonderen Vereinbarungen beruheten, welche natürlich bei dem Eintreten neuer und ganz anderer Verhältnisse eine Menge Zweifel über das, was Rechtens sei, aufwirbelten. Dabei ergingen sich

denn manche Advocaten und Aelterleute mit Vorliebe in bissigen Bemerkungen, die zwar Heiterkeit erregten, aber unnöthigerweise Verstimmungen und Weiterungen herbeiführten.

Da in jeder Deputation sich zwei Aeltermänner befinden mußten, wußte das Collegium fast immer, was der Senat beantragen werde. Es konnte daher vor dem Zusammentreten der Bürgerschaft die Vorlagen berathen und seine Ansicht feststellen. Auch pflegte es sich darüber zu vereinigen, welche Personen in zu wählende Deputationen zu bringen seien. Diese wurden dann auch fast immer gewählt, weil die Stimmen der übrigen Bürger sich zu sehr vertheilten. Die Folge dieser Einrichtung war, daß die Ansichten des Collegium der Aeltermänner gewöhnlich durchgingen, weil die andern Mitglieder der Bürgerschaft ganz unvorbereitet in die Berathung eintraten.

Da begab es sich, daß sechs bis acht jüngere „Bürger", wovon immer der eine oder der andere Mitglied einer der Deputationen war, deren Vorberathungen zu Senatsmittheilungen an die Bürgerschaft Anlaß gaben, auf den Gedanken verfielen, es ebenso zu machen, wie das Collegium der Aeltermänner, nämlich wöchentlich einmal „im Stillen" zusammen zu kommen, sich über das in der Bürgerschaft zu Beschließende zu einigen, und ebenso auch die Wahlen für die Deputationen zu vereinbaren. Sie vertheilten sich dann im Convente nach allen Richtungen, und wenn der betreffende Gegenstand zur Sprache kam, so folgten sich ein halbes Dutzend wohl vorbereitete Redner in der Discussion, und da solches von allen Seiten her der Fall war, erschien deren Ansicht als die „allgemeine Meinung". Für die Deputationswahlen sprach jeder der Verbündeten unbefangen mit seinen Nachbaren, wodurch die Stimmen leicht gesichert wurden. Da diese jüngeren Bürger strenge das Geheimniß bewahrten, auch nur materielle Verbesserungen erstrebten und veralteten Maximen entgegentraten, beherrschten sie eine Reihe von Jahren den Convent zum Entsetzen der seitherigen Leiter der Bürgerschaft, die keine Ahnung davon hatten, was „im Stillen" vorging.

Gingen die Berathungen und Beschlußfassungen in den Bürgerconventen auch ziemlich rasch von statten, so waren sie doch ungemein ermüdend wegen des geschäftlichen Verfahrens.

Wenn nämlich die Bürgerschaft ihre Beschlüsse gefaßt hatte, setzte sich der Bürgerworthalter in eine Ecke des Saales, um die Mittheilung an den Senat zu entwerfen. Nachdem dieses geschehen, fand die Verlesung, Erörterung und sodann die Genehmigung statt, worauf die Reinschrift vorgenommen wurde. Diese Procedur erforderte oft lange Zeit, während welcher es gestattet war, zu rauchen, so daß das Local bald mit unerträglichem Dunst gefüllt war. War endlich die Bürgerschaft fertig, dann ließ sie sich bei dem Senat „anmelden." Dieser begab sich dann in den unteren Börsenraum und ließ durch den Silberdiener wiederum die Bürgerschaft ersuchen, „vor den Rathsstuhl zu treten." Die Bürgerschaft folgte der Einladung, und wurde ihr Beschluß darauf durch den Bürgerworthalter vorgelesen mit der unwandelbaren Anrede: „Magnifici, feste, hochgelahrte, edle, hoch- und wohlweise Herren und Obern." Nachdem das Schriftstück dem Syndicus des Senats auf halbem Wege übergeben war, und dieser sich wieder gesetzt hatte, sagte

der Präsident des Senats: „Ich ersuche die Ehrliebende Bürgerschaft, auf eine kurze Zeit abzutreten.“ Dieselbe begab sich dann in die obere Halle und vertrieb sich die Zeit so gut sie konnte, das heißt, man langweilte sich entsetzlich. Da Keiner die Versammlung ohne ausdrückliche Genehmigung des Präsidenten des Senats verlassen durfte, und die Hüte und Röcke nicht früher als am Schluß zu erhalten waren, mußte ein Jeder ausharren, bis der Senat die Bürgerschaft entließ. Dauerte die Berathung des Senats lange, dann pflegten viele Bürger ohne Ueberrock und Hut sich in den der alten Börse gegenüber liegenden Stadtweinkeller zu begeben, und daselbst in den kleinen gemüthlichen Priölken weiter Rath zu pflegen oder sich zu amüsiren.

Waren die Erklärungen der Bürgerschaft nach Ansicht des Präsidenten unverfänglich, so blieb der Senat in dem unteren Raume der Börse. Der Präsident forderte dann den Senat auf, unter die Krone zu treten, das heißt unter den großen Kronleuchter, weil man hier besser lesen konnte, was die Bürgerschaft eingereicht hatte. Schien aber die Erklärung problematischer Art, dann begab sich der Senat wieder in seine Zimmer, um seine Beschlüsse zu fassen, was dann mehr Zeit erforderte. Wenn dieses geschehen war, wurde die Bürgerschaft wieder vor den „Rathsstuhl“ berufen und ihr der finale Beschluß des Senats durch den Syndicus vorgelesen, und sie dann von dem Präsidenten „mit den besten Wünschen für das Wohl unseres Gemeinwesens“ „entlassen.“

Dieser „Rathsstuhl“, ein Prachtstück der Holzschnitzerei, existirte schon lange nicht mehr; dennoch blieb man bei der altgewohnten Redeweise, bis die neue Zeit die alten Formen fortwischte. Der schöne „Rathsstuhl“, von welchem leider nur ein Bruchstück durch einen Zufall erhalten ist, wurde bald nach der französischen Zeit in einem Anfall von pietätloser Sparsamkeit zu Brennholz verkauft. Seitdem saß der Senat, der Bürgerschaft gegenüber, auf gewöhnlichen, recht ordinären Lehnstühlen.

War der Bürgerconvent wegen seiner langen Dauer auch überaus lästig, sowohl für den Senat, als für die Bürgerschaft, so hatte er doch das Gute, daß an einem Tage ein Beschluß über viele Gegenstände zu Stande kam. Für die einfachen Verhältnisse jener Zeit genügte der Bürgerconvent vollkommen. (Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Berlin und seine Bauten. Herausgegeben vom Architektenverein in Berlin. Mit 609 Holzschnitten und 8 Kupfertafeln. Berlin, Ernst und Korn. (M. 36)

Virchow, R., Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen mit besondrer Berücksichtigung der Friesen. Berlin, Dümmler. (M. 20.)

Gutzkow, K., Die neuen Serapionsbrüder. Roman in drei Bänden. Breslau, Schottländer. (M. 13. 50.)

Kuhl, Jos., Darwin und die Sprachwissenschaft. Mainz, Lesimple. (M. 1, 20.)

Hauschteck, A., Preußens innere Verwaltung in der Krisis ihrer Neubildung. Berlin, Decker. (M. 1.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Kranienstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 26. Januar 1877. Nr. 4.

Inhaltsverzeichniß. Die Alternative für Rußland. — Aus einer deutschen Republik. (Schluß.) — Der industrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung. Von Dr. K. Bücher. (Fortsetzung) — Lese Bücher.

Die Alternative für Rußland.

Die Geschichte ist wirklich ein Kreislauf; nur rollt das Rad nicht immer in denselben Geleisen, es wirft sich vielmehr aus dem einen in's andre. Nächstens werden es hundert Jahre sein, daß in Frankreich der ominöse Ruf erscholl: „Notablenversammlung!" Es geht nicht mehr mit dem königlichen Plaisir, weder mit dem persönlich genossenen, welches dem Staate zu theuer ist, noch mit dem decretirten, an welchem die Unterthanen gar keins empfinden; lassen wir die Edelsten, Adligsten, die Crême des Landes zusammen kommen, daß sie Rath schlagen und ertheilen! Auf die Notablenoersammlung folgte die Berufung der drei Stände, die sich bald als „Nationaloersammlung" constituirten. Das machte die Runde durch Europa, bald in dieser, bald in jener Verschiebung, bald mit diesem, bald mit einem andern Resultat.

Aber seit langer Zeit war Alles still. Die Skepsis machte sich über die Parlamente her und „Parlament", das so heiß angerufene, so oft mit Blut erkaufte, wurde zum Spitznamen. Auf einmal rollt das Rad hinten auf türkischem Boden, an der Scheide zweier Erdtheile, bei einem asiatischen Volksstamm, von Turaniern, die noch dazu Muhamedaner sind und an den Christengott nicht glauben; in einem Staate, der das Urbild des Despotismus, das Ideal der persönlichen Willkür, der Typus souveränen Plăsirs bis dato gewesen. Und das muß man gestehen, die Dinge werden dort gleich mit feierlich grimmigem Ernst angefaßt, und die Menschen gebahren sich in der neuen Form so geschickt, als ob sie ihnen auf den Leib gegossen wäre.

Die Verschiebung der einzelnen Akte ist in der Türkei eine höchst interessante, und zwar ausschließlich zum Vortheil der Osmanli; die Reihenfolge ist dort viel rationeller als sie in Frankreich oder irgend wo sonst gewesen. Zuerst kam die Verfassung, vom blauen Himmel aufs Marmormeer herab, die Verfassung mit Ministeroerantwortlichkeit, Preßfreiheit, absoluter Toleranz in Glaubensangelegenheiten, gleichem Gesetz und Gericht für Alle, Steuerbewilligung und Parität oor den Beamtungen. Die belgische Constitution ließ sich am Goldenen Horn nieder, um einen „Musterstaat" zu schaffen.

Weil aber die ersten Wahlen noch nicht vollzogen waren und ganz Europa die hohe Pforte mit allerlei Zumuthungen bestürmte, in auf-

dringlicher Weise eine Masse von Privilegien für seine Schützlinge begehrte, Punkte über Punkte niederschrieb, die der Pforte auf die Brust gesetzt wurden: so griff der verantwortliche Großwessier auf die „Notablenversammlung" zurück, auf den Lückenbüßer, und rief zusammen: die ganze Generalität, die höhern Richter, den Staatsrath, die Minister, die obern Palastbeamten, den Scheich-ul-Islam, nebst zwei andern Oberpriestern, die Patriarchen und Erzbischöfe aller Christen in der Türkei, endlich den Großrabbiner. Der griechische und der armenische Patriarch, die sich „unwohl" befanden, sandten wenigstens ihre Stellvertreter; ob der gleichfalls abwesende bulgarische Patriarch vertreten war, ist nicht ausgemacht; war er nicht vertreten, so ist das die letzte Machtäußerung des scheidenden Ignatieff gewesen, der entweder eines Tages alles oder gar nichts mehr commandirt. Einer Nachricht zufolge wäre der lateinische (römisch-katholische) Bischof nicht zugezogen worden, was wir wegen Bosniens und im Hinblick auf Oesterreich kaum zu glauben vermögen.

Die Versammlung der osmanischen Notablen bestand aus 240—250 Personen, denen Midhat Pascha die Conferenzbeschlüsse vorlegte und die Frage stellte: „Annehmen oder Ablehnen?" Nach etlichen Reden und Gegenreden, wobei der armenische Delegirte für Annahme sprach, erfolgte das Votum, mit Einstimmigkeit, sagen die Einen, gegen 25 Stimmen, behaupten die Andern: „Ablehnen"!

Wenn es in Frankreich bei solchen Gelegenheiten erdröhnte: Vive la France, vive la Constitution! so riefen die Osmanen: „Gott ist unsere einzige Zuversicht! das Buch des Schicksals ist geöffnet! Lieber den Tod als die Schande!"

Wir Occidentalen sind über solche Dinge etwas blasirt, viele sogar bis zum Nichtbegreifen des Ernstes, bis zur Erklärung: „Komödie"! Nun, von ganz hohem Standpunkt ist alles das „Komödie", commedia umana; denn es ist das gesammte Repräsentationssystem eine Maske, hinter der sich die eigentlichen Lebensinteressen der Völker, die Constituirung nicht des Staates, sondern der Gesellschaft, verbirgt. Man muß aber begreifen können, daß diese Maske für Ernst genommen wird, und was für Folgen sich an diesen Karneval schließen können. Die Türken erscheinen jetzt wenigstens ballmäßig angethan auf der europäischen Redoute, während die Russen noch als Wilde umherlaufen, ihre Blöße höchstens mit dem Soldatenmantel bedeckend.

Eine weitere Aehnlichkeit zwischen der heutigen Türkei und andern Ländern in ähnlicher Lage ist die angebahnte Verständigung zwischen den türkischen Parteien selbst, insofern auf ihren Patriotismus zu zählen ist. Verkaufte und verrätherische Elemente sind natürlich von der Versöhnung ausgeschlossen. So hat Midhat Pascha den kürzlich erst verdrängten Großwessier Mehemed Ruschdi, einen besonnenen Alttürken, der sich aber zur Diktatur nicht eignete, als Minister ohne Portefeuille ins Cabinet genommen. So hat er sich ferner mit dem alttürkischen, strammen, originellen Achmet Vefik Effendi (nicht Pascha) wieder ausgesöhnt, der ein integrer Beamter, aber am Hofe bei den Schranzen nicht wohlgelitten war, dem die Aufnahme der Türkei ins „europäische Konzert" von Anbeginn ein Gräuel gewesen und geblieben ist. Jetzt, da sich die Türkei resolut auf eigene Füße stellt, sich jeder Einmischung mit der Waffe in der Hand widersetzt, muß auch der vergessene Achmet Vefik wieder herbei.

Midhat Pascha hat die Notablenversammlung nicht aufgehetzt, er hat nicht mit dem Säbel aufgestoßen, er hat keinen mächtigen Alliirten an die Wand gemalt, die finanzielle Lage des Staates nicht vertuscht. Er hat vielmehr offen erklärt: Der Krieg ist ein grausamer Unhold, wir haben weder Geld noch Alliirte; hier sind die Konferenzbeschlüsse, wollt Ihr sie annehmen? Das entschiedene Nein, welches auf diese Frage ertönte, rechtfertigt jedenfalls den Großwessier in seiner Behauptung an die europäischen Konferenzler: Die Pforte dürfe die Forderungen nicht annehmen, wolle sie nicht eine Revolution herbeiführen. Soll die Herrschaft der Osmanli zu Grunde gehen, so tausendmal lieber im Kriege, als in mörderischer Umwälzung und im gegenseitigen Morde.

Und der Sultan Abdul Hamid? Wo steckt der Selbstherrscher aller Selbstherrscher, der Khan, Padischah und Khalif? Er steckt hinter Midhat Pascha, den er statt seiner handeln läßt, er ist constitutionell geworden. Er beruft sich auf die Verfassung, auf seine Minister, auf die Nationalversammlung. Wenige haben sich seit Karl I. und Ludwig XVI. so schnell in ihre neue Rolle gefunden, Wenige haben mit so viel Grazie resignirt — und er war mehr als sie!

Den Russen bleibt jetzt nur zweierlei übrig: entweder rasch den constitutionellen Brand jenseits der Donau austreten, so als wäre er nie dagewesen; oder desselbigen gleichen thun, Notablenversammlung oder Constituante einberufen und die Frage stellen: Wollt Ihr den Krieg? Welche Rechte verlangt Ihr, um Opfer zu bringen? — Auf die Gefahr hin, daß die Antwort laute: Alle Rechte und keinen Krieg, der Opfer haben wir seit Jahrhunderten mehr als zu viel gebracht. Basta!

Ist die russische Armee nicht dazu angethan, in kürzester Frist, ohne Aufenthalt, den Censurstrich durch die türkische Verfassung zu machen, so läuft das Czarenthum Gefahr, daß ihm die zweite Hälfte des Dilemma auf die Brust gesetzt werde. Wer aber Gefahr läuft, sich für den Fasching costumiren und maskiren zu müssen, thut am Besten, den Soldatenmantel an den Nagel zu hängen und das Gewehr in die Ecke zu stellen.

Aus einer deutschen Republik.

(Schluß.)

An die Schilderung der Einrichtung des Bürgerconvents mag sich auch eine Darstellung der Wahl eines Senators und seiner Einführung in den Senat knüpfen, da auch diese Procedur der Vergessenheit bereits anheim gefallen zu sein scheint.

Es war selten daß die allgemeine Meinung eine bestimmte Persönlichkeit für die Wahl in den Senat bezeichnete. Fast immer handelte es sich um zwei, drei oder mehr Männer, die man ins Auge faßte. Man war um so mehr darüber im Ungewissen, als im Senat über die zu Wählenden niemals vorher gesprochen wurde und auch nicht gesprochen werden konnte, weil die Meinungen im Senat sehr verschieden waren und in jener Zeit Rücksichten auf Verwandtschaften und Familieneinfluß in hohem Grade vorwalteten. Die Last der Arbeit drückte damals nicht wie später, und genügten einige wenige wirklich tüchtige Männer,

um die Regierungsgeschäfte wahrzunehmen. Die Hälfte des Senats wurde bei den Gerichten verwendet. Da nun höchst selten Jemand aus der Bürgerschaft Gelegenheit hatte, sich als zu Regierungsgeschäften besonders geeignet hervorzuthun, so richtete sich die Aufmerksamkeit gewöhnlich auf für „tüchtig" gehaltene Männer, die in näheren Beziehungen zu Senatsfamilien standen, jedoch nicht durch zu nahe Verwandschaftsgrade von der Wahl ausgeschlossen waren. Es hatte dieses zur Folge, daß die Freunde und Verwandten solcher Männer zahlreich den Wahlconvent besuchten.

Der Wahlmodus bestand darin, daß die Bürgerschaft aus ihrer Mitte zwölf Bürger zu Wahlmännern erwählte. Diese traten, Angesichts der ganzen Bürgerschaft, mit dem Senat zusammen, um aus ihnen und dem Senat durch Würfeln die acht Wahlherren zu ermitteln. Der Senat würfelte feierlich nach der Reihe, und wurden diejenigen vier, welche die wenigsten Augen geworfen, als Wahlherren bestimmt. Sodann würfelten die zwölf Herren aus der Bürgerschaft, und traten diejenigen vier, welche am wenigsten Augen geworfen hatten, mit den vier Herren aus dem Senat zusammen, um diesem drei Candidaten zur Auswahl vorzuschlagen. Die vier Wahlherren aus der Bürgerschaft waren dabei nicht wählbar in den Senat.

Die Nichtwählbarkeit der vier bürgerschaftlichen Wahlherren war die Pointe, um welche sich das Intriguenspiel in der Bürgerschaft drehte. Wer sich für die Wahl des Herrn A. interessirte, suchte dessen Concurrenten B., C. und D. und daneben die Freunde von A. unter die Wahlmänner zu bringen, und ebenso machten es die Freunde der anderen Wahlcandidaten, in der Hoffnung, daß der Gegner sich unter die vier Wahlherren würfeln werde. So kam es denn, daß gewöhnlich sämmtliche Wahlcandidaten sich unter den zwölf Wahlmännern befanden.

Die Wahl dieser Zwölf fand durch kleine drei Zoll lange und ein Zoll breite Wahlzettel statt, deren Sortirung und Zählung auf dem Dirigententische eine geraume Zeit in Anspruch nahm. Dabei kam es einmal vor, daß einer der sortirenden Herren von einem Husten befallen wurde, wodurch die schon sortirten Zettel einer Staubwolke gleich durch einander flogen.

Nachdem die acht Wahlherren sich über drei dem Senate vorzuschlagende Candidaten geeinigt hatten, wurden die Namen derselben dem Senate überreicht, welcher dann nach Stimmenmehrheit aus ihnen das neue Mitglied erwählte.

Gleich nachdem dieses geschehen war, wurde den acht Wahlherren ein glänzendes Diner in der Güldenkammer des Rathhauses servirt, wobei es gewöhnlich sehr heiter herging. Nach alter Sitte mußte ein Mitglied der Familie des Erwählten bei diesem Mahle, etwa zur Bratenzeit, erscheinen, um den Wahlherren den tiefgefühlten Dank des neuen Senators zu bezeugen, und dabei mit jedem der acht Wahlherren ein Glas Rheinwein (und zwar von dem alten, schweren und sauren Rüdesheimer) leeren, was denn in der Regel des Guten zu viel war. Daher kam es denn, daß dieser Danksager den Namen „Schwein" erhielt. Dennoch wurde es als eine besondere Ehre betrachtet, „das Schwein zu machen."

Während die Wahlherren gemüthlich tafelten, trug sich das Folgende im Hause des Erwählten zu. Ich folge dabei den Vorgängen bei meiner Erwählung und Einführung am 16. und 17. Februar 1841, mit dem Bemerken, daß seitdem das Verfahren allmählig eingeschränkt worden ist, bis nach Einführung der neuen Verfassung die alte Sitte als veraltet abgeschafft wurde.

Da man für gut gefunden hatte, mich nicht unter die Wahlmänner zu bringen, und alle zwölf zu meinen speciellen Freunden gehörten, konnte ich über den Wunsch der Bürgerschaft nicht im Zweifel sein, eilte daher nach Hause, aß mit den Meinigen zu Mittag, ließ etwas aufräumen und versah mich mit 25 bis 30 holländischen Gulden. Die Sitte verlangte nämlich, daß die ersten Boten, welche die Nachricht der Erwählung überbrachten, einen halben Thaler erhielten, und da es damals keine bremische halbe Thaler gab, traten die holländischen Gulden an deren Stelle. Nachmittags sah ich einen Haufen Männer über die Brücke rennen, und im Nu füllte sich mein Haus und Empfangszimmer mit einer großen Zahl die Hände ausstreckender Männer. Die Gulden waren bald ausgegeben, aber das Drängen und Schreien in pöbelhafter Weise nahm noch zu, bis meine Küper und Arbeitsleute die wilde Menge mit Gewalt auf die Straße spedirten. Nun erschienen Freunde und Verwandte, um die Ordnung zu handhaben, die Gratulanten in das Empfangszimmer zu weisen und sie auf den Abend zur Soirée einzuladen. Der Strom war aber so arg, daß fast Niemand zu Wort kam, und Alle nach einem raschen Händedruck durch die Nachfolgenden wieder aus dem Zimmer hinausgedrängt wurden. Als der Strom der Gratulanten sich gegen 6 Uhr minderte, wurden eine Menge großer Körbe mit Kringeln, Bitternüssen und anderem Gebäck, Eis ꝛc. ins Haus getragen; denn es war Gebrauch, daß Bäcker und Conditoren nach Belieben, und zwar oft genug ihre alten Vorräthe, ohne weiteres dem Erwählten ins Haus schickten. Ebenso erschienen alle Lohndiener, von denen meine Freunde mit Mühe einen Theil wieder fortschickten, weil dieselben sich einander im Wege standen. Vom Rathsweinkeller wurde der unvermeidliche alte saure Rheinwein in reicher Fülle hergesandt. Um 7 Uhr fingen die Geladenen mit ihren Damen im reichsten Schmuck an einzutreffen, und gegen 8 Uhr machten die gewöhnlich stark angeheiterten acht Wahlherren mit dem „Schwein" ihre Erscheinung. Sobald dieses geschehen war, versahen sich alle Anwesenden mit einem Glase Rheinwein, worauf der Präsident des Senats das Wohl des Neuerwählten ausbrachte. Unmittelbar darauf toastete der Syndicus des Senats auf das Wohl des Senats und der Bürgerschaft, und schließlich dankte der Neuerwählte den Wahlherren und trank auf Bremens Wohl. Später, als es keinen Syndicus des Senats und auch keine Wahlherren im alten Sinne mehr gab, fiel der zweite Trinkspruch sowie der dritte aus, indem der Neuerwählte beide Trinksprüche zu vereinigen suchte. Die Herren, mit Ausnahme einiger weniger, welche Karten spielten, trennten sich damals nicht von den Damen, und gegen 11 Uhr war alles vorbei. Freilich war an Ruhe und Schlaf nicht zu denken, weil verschiedene Nachtmusiken sich vernehmen ließen, und die Küper es sich nicht nehmen lassen wollten, während der Nacht das Haus äußerlich mit Flaggen zu schmücken.

Am andern Morgen 9 Uhr sollte die „Aufführung" stattfinden. Weil die Brücke über die große Weser durch Eisgang zerstört und die Verbindung zwischen Altstadt und Neustadt durch eine Nothbrücke hergestellt war, fand man es bedenklich den Zug über diese Nothbrücke wandern zu lassen. Es war daher bestimmt worden, daß die „Aufführung" aus dem Hause meines Freundes, des Consuls Friedr. Delius am Anscharikirchhof, zu geschehen habe. Zunächst war nun eine schwierige Frage zu entscheiden, nämlich die Kleidung. Es war Sitte, daß der neue Senator bei seiner Beeidigung vor Senat und Bürgern auf dem Rathhause in herkömmlicher Kleidung erscheine, nämlich in kurzen schwarzseidenen Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schuhen mit goldenen Schnallen. Da es sehr kalt war, auch diese Herrlichkeiten während der Nacht nicht zu schaffen waren, erklärte ich in der gewöhnlichen Kleidung, langen Beinkleidern und Stiefeln, zum Rathhause gehen zu wollen, was denn auch meine Nachfolger ohne weiteres ebenfalls thaten.

Um 9 Uhr waren der Senat, die Gelehrten, Kaufleute u. s. w. im Delius'schen Hause und die „Aemter und Zünfte" im daneben befindlichen Kramer-Amthause versammelt und setzte sich nun der Zug nach dem Rathhause, unter dem Geläute der Glocken, in folgender Ordnung in Bewegung. Voraus die Herrendiener in Gala, sodann der Senat mit dreieckigen Hüten (im Volksmunde Pusut genannt) auf den Häuptern, untermischt mit denjenigen Rechtsgelehrten, welche vor 1825 die Doctorwürde erlangt hatten und gleichen Rang mit dem Senat beanspruchten; dann folgten die Aeltermänner, ebenfalls mit dreieckigen Hüten bedeckt, sämmtlich zwei bei zwei, und zuletzt die beiden jüngsten Aeltermänner, unter welchen auch der neuerwählte Senator, der vor seiner Beeidigung noch nicht zum Rath gerechnet wurde. Sodann folgten die Gelehrten, Kaufleute, Amtsgenossen und sämmtliche Eingeladene und Nichteingeladene, denn es konnte sich dem Gefolge anschließen wer da wollte. Jedoch hielt man es für despectirlich, am Schluß des Gefolges einherzuschreiten; man ließ daher zwei Arbeitsleute in anständiger Kleidung das Ende des Gefolges bilden. Diese zwei nannte der Volksmund: „Scheenbrod un Darbrod."

Nachdem der Zug in der großen Halle des Rathhauses eingetroffen war, hielt der Präsident des Senats eine Ansprache, worauf der Neuerwählte den Rathmannseid in niederdeutscher Sprache, altem Herkommen gemäß, leistete, und zum Schluß der Syndicus des Senats Namens des neuen Senators eine Erwiderungsrede verlas. Nach Beendigung dieser Rede ging der Zug in derselben Ordnung, der neue Senator jedoch unter den Senatoren, zu den Versammlungslocalen zurück, wo die alterthümliche Bewirthung stattfand.

Mit dieser ging es folgendermaßen zu. Die Honoratioren befanden sich in meinem Falle in dem Delius'schen Hause, die Aemter u. s. w. im Kramer-Amthause. In beiden Häusern wurden Taufkringeln, Macronen und ähnliches Gebäck, sowie mancherlei Siebensachen, nebst Wein in verschiedenen Sorten und Havanna-Cigarren zum Besten gegeben, und von Zeit zu Zeit Teller mit Kringeln und Backwerk aus den Fenstern unter das versammelte Volk geschüttet. Der Neuerwählte hatte in beiden Häusern sich für die Ehre der Begleitung nach dem Rathhause zu bedanken, worauf auf sein Wohl getoastet und getrunken wurde. Es ging dabei in dem Raume, in welchem die „Aemter und Zünfte" ver-

sammelt waren, sehr tumultuarisch, jedoch vergnüglich her, so daß wenige Stühle und Tische unversehrt blieben. Nachdem die Gäste sich entfernt hatten, wurden zu je 20 bis 25 die auf der Straße befindlichen Knaben in das Local gerufen und satt gefüttert, bis denn auch diese Fütterung ihr Ende erreichte. Zum Zeichen, wie weit es mit den Mißbräuchen dieser „Aufführungen" gekommen war, will ich hier die Quantitäten einiger Hauptverbrauchsartikel erwähnen, die ich zu bezahlen gehabt habe: 1086 Flaschen meistens feinen Wein, 25 Viertel-Kisten Havanna-Cigarren, 3024 beinahe einen halben Meter große Kringeln (Taufkringeln), 137 Pfund Bitternüsse, 159 Pfund feines Confect, 26 Pfund Vanille-Chocolade, 125 zerbrochene Weingläser, außerdem für Reparatur von zerbrochenen Stühlen und Tischen im Kramer-Amthause 39 Thaler und 3 Groten. Dabei ist zu erwähnen, daß es Sitte war, für Frau und Kinder zu Hause in den Taschen transportirbare Dinge mitzunehmen, was man „Ifen" nannte, wodurch es möglich wurde, vorerwähnte Quantitäten von Gebäcken, Wein und Cigarren zu vertilgen.

Wenn das auf der Straße versammelte Volk Jemand mit geschwellten Taschen oder unsicheren Schrittes aus dem Locale kommen sah, schrie man ihm nach: „Het iset, het iset". Dieser Ausdruck und Gebrauch hat den folgenden Ursprung. Zur Zeit als Bremen eine Festung war, wurden im Winter Abtheilungen von Bürgern verwendet, um die Festungsgräben aufzueisen, und dabei auf Staatskosten mit Speise und Trank bewirthet. Dabei traf es sich denn wohl häufig, daß Manche des Guten zu viel bekommen hatten und nach Hause taumelten, oder ihre Taschen reichlich gefüllt hatten, worauf die liebe Jugend solchen Leuten nachrief: „Het iset, het iset." — Die noch jetzt herrschende Sitte, in geselligen Kreisen von dem Dargebotenen den lieben Kindlein daheim etwas mitzunehmen, ist daher eine Fortsetzung des beim Aufeisen der Festungsgräben Gebräuchlichen, und stammt mithin aus sehr alter Zeit als ganz besondere bremische Eigenthümlichkeit.

Kurze Zeit nach Vollziehung dieses Acts der Einführung hatte der neue Senator den Mitgliedern des Senats und ihren Frauen, sowie den Wahlherren und ihren Frauen ein Diner zu geben, bei welchem allerseits der größtmöglichste Glanz entwickelt wurde.

Es darf noch erwähnt werden, daß Jeder verpflichtet war, eine Wahl in den Senat anzunehmen, bei Verlust seines Bürgerrechts.

Der industrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung.

Von Dr. Karl Bücher.

(Fortsetzung.)

Es ist ein weitverbreiteter und, wie es scheint, unausrottbarer Irrthum, daß alles Schlimme, was unser heutiges Gewerbewesen bedrückt und beunruhigt, mit dem Erlaß der am 21. Juni 1869 für den norddeutschen Bund publicirten, 1872 auch auf die süddeutschen Staaten ausgedehnten Gewerbe-Ordnung seinen Anfang genommen habe. Die beregten Uebel bestanden fast alle schon vorher, nur daß sie nach Weg-

räumung der überkommenen Polizeischranken auch ferner Stehenden sichtbarer und den schuldigen Theilen empfindbarer zu Tage traten. Man sollte doch bedenken, daß nirgends die Macht altgewohnter Verhältnisse sich nachhaltiger geltend zu machen pflegt, als auf wirthschaftlich-socialem Gebiet und daß nach dem Eingeständnisse aller vorurtheilslosen Praktiker vielleicht nie ein Gesetz weniger beobachtet worden ist, als die deutsche Gewerbe-Ordnung. Was den Einfluß der Lehrlingsausbildung auf die gewerbliche Tüchtigkeit insbesondere anlangt, die man unter der großen Mehrzahl der deutschen Arbeiter vermißt, so darf man wohl mit Recht fragen: Wie viel Lehrlinge sind denn in der kurzen Zeit seit Erlaß des erwähnten Gesetzes ausgebildet worden? Im Verhältniß zu der großen Masse von Arbeitern doch nur eine verschwindend kleine Zahl, die sich zudem noch in jenem Alter befindet, das nur als Fortsetzung der Lehrzeit betrachtet werden kann, in welchem der junge Arbeiter die in der Lehrzeit erworbenen Fertigkeiten ergänzen und vervollkommnen muß. Ist der Mangel zureichender Arbeitsgeschicklichkeit ein so weit verbreitetes Uebel, so müssen seine Ursachen nothwendig zurückreichen in die Zeit der alten Gewerbe-Verfassung; sie müssen tiefer liegen als gewöhnlich vermuthet wird.

Was hat sich denn seit Einführung der deutschen Gewerbe-Ordnung in der Stellung des Lehrlings zum Schlimmen geändert? Doch nur Aeußerlichkeiten.

In der guten Zunftzeit war der Lehrling allerdings der gesammten Gewerbeorganisation eingegliedert: er wurde als Schutzbefohlener des Handwerks und als Glied der Meistersfamilie angesehen, über das selbst die Eltern keine Macht mehr hatten, sondern statt ihrer der Meister, der nach Vorschrift und unter Aufsicht des Handwerks den Lehrling für das Gewerbe und das bürgerliche Leben erziehen sollte. Das war die Idee. Entsprach ihr aber eine ebenso schöne Wirklichkeit? Die Geschichte des Handwerks beantwortet diese Frage mit einem sehr entschiedenen Nein. Die Zunftstatuten enthalten zwar recht ins Einzelne gehende Bestimmungen über die Eigenschaften, welche der zur Lehre Aufzunehmende haben sollte (eheliche Geburt, deutsche Nationalität, „ehrlichen" Stand ꝛc.), über die Dauer der Lehrzeit, über die Anzahl der von demselben Meister gleichzeitig zu haltenden Lehrlinge, über die Strafe des Entlaufens, über die Formeln und Gebühren des Freisprechens und Gesellenmachens: aber alle diese Vorschriften tragen die selbstsüchtigen Rücksichten der Meisterkorporation auf der Stirne geschrieben, die Absicht, das Gewerbe vor Uebersetzung und unbequemer Konkurrenz zu sichern. Für eine zweckentsprechende, zum selbständigen Fortkommen zureichende Ausbildung der jungen Leute war keinerlei Fürsorge getroffen; was man von einer Gesellenprüfung nach überstandener Lehrzeit gefabelt hat, verdankt seine Entstehung späterer Festsetzung der Landesbehörden und beweist nur die offenkundige Unzulänglichkeit der überkommenen Verhältnisse. Mit Recht sagt einer der vertrautesten Kenner dieser Dinge*) vom Lehrling der Zunftzeit:

*) Stahl, das deutsche Handwerk. S. 168 ff. — Eine Prüfung nach überstandener Lehrzeit ist aus der guten Zunftzeit nirgends mit Sicherheit nachgewiesen. Vgl. Schönberg, die wirthschaftliche Bedeutung des deutschen Zunftwesens im M.-A. S. 60, N. 158. Kriegk, Frankfurter Bürgerzwiste und Zu-

„Ein Sklave des Meisters, der ihn zu allem, was ihm dienlich däuchte, gebrauchen durfte, zur Feldarbeit wie zur Handwerksarbeit, gleichgültig, ob der Lehrling für seinen Zweck dabei etwas lernen konnte oder nicht, benutzt von der Meisterin zu Küchen- und Hausarbeiten wie in der Kinderstube, Gegenstand der rohen Späße und der Mißhandlung der Gesellen, denen er auch mannichfache Dienste leisten mußte, war er viel mehr ein Dienstbote für alle in des Meisters Hause als ein Lehrling, besonders wenn er in der ungünstigen Lage war, kein Lehrgeld bezahlen zu können, sondern während der Lehrzeit und in dem darauf folgenden Dienstjahre durch Leistungen seines Meisters Mühe und Ausgaben ersetzen zu müssen. Die Frucht seiner Lehrzeit für ihn war dann allerdings meist eine sehr geringe, soweit es sich um erworbene Handfertigkeit im Gewerbe handelte, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß sich dabei sein Charakter besonders in der Kunst des Gehorsams und Ertragens sehr entwickelte, und daß er den Genuß daraus zog, später diese Kunst in anderen Lehrlingen gleichfalls im vollsten Maße ausbilden zu können. Diese Charakterentwicklung scheint schließlich sogar als vorzüglichster Zweck der Lehrlingseinrichtung angesehen worden zu sein; wer nicht die übliche strenge und harte Schule eines Lehrlings durchgemacht hatte, den hielt man nicht für fähig, einen tüchtigen Handwerksmeister abzugeben, wogegen er die technische Kenntniß und Fertigkeit zum größten Theile in den vorgeschriebenen Dienstjahren und Wanderjahren sich leicht nachträglich aneignen konnte."

Mag immerhin unter einfachen wirthschaftlichen Verhältnissen die alte Form des Lehrlingswesens genügt haben: für die letzten drei Jahrhunderte der Zunftgeschichte trifft diese Schilderung unzweifelhaft zu. Ja die Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts, die sich bekannter Maßen mancherlei Gedanken zu machen pflegten über Ursprung und Zweck viel unvernünftiger Dinge, leiten das Entstehen des Wanderzwangs geradezu von der ungenügenden Ausbildung der Lehrlinge durch die Meister her. Sie sagen: die Lehrlinge wurden von den Meistern vernachlässigt, nicht recht unterrichtet und zu andern Dingen gebraucht; ein anderer Meister am Ort nehme sie daher auch nicht gern als Arbeiter an, deßhalb habe man ihnen die Wanderschaft auferlegt, damit sie bei fremden Meistern nachholten, was ihre Lehrmeister an ihnen versäumt. Und damals befand sich das Gewerbe technisch in einer erschreckenden Armuth und Verkümmerung, so daß sich z. B. Voltaire recht lustig darüber macht, daß ein Knabe, der in seinem ganzen Leben nichts als Schuhe und Stiefel machen solle, drei bis sechs Jahre lernen müsse. Bei den meisten Handwerkern war es den dazu gehörigen Meistern gestattet, ihre eigenen Söhne an einem und demselben Tage als Lehr-

stände im M.-A. S. 398 ff. Stahl a. a. O. S. 221. Noch Adrian Beier, der ältesten und vollständigsten Darstellung des Handwerksrechts weiß in seinem Tyro opificiarius, Jena 1688 nichts vom Gesellenstück; in seinem Handwerks-Lexikon 305 findet sich ein Beispiel. Erst durch spätere landesherrliche Verordnung wird die Gesellenprüfung eingeführt, weil man die Unzulänglichkeit des seitherigen Zustandes einsah. Vgl. z. B. die markgräflich badische Verordnung vom 24. Oct. 1764 bei Ortloff, Corpus juris opificiarii (2. Aufl.) S. 256; aber sie ist nie so allgemein gewesen, als moderne Zunftenthusiasten annehmen. Ich verweise nur auf Weisser, das Recht der Handwerker. Stuttgart 1780 S. 121 und J. H. Fricke, Grundsätze des Rechts der Handwerker. Göttingen und Kiel 1771, S. 67.

linge ein- und ausschreiben, also zu Gesellen erklären zu lassen, ohne daß sie auch nur einen Tag in der Stellung eines Lehrlings durchlebt hätten*) — ein Beweis mehr dafür, daß das ganze Verhältniß nicht als eine Stufe der gewerblichen Erziehung, sondern als eine der vielen Schranken auf der dornenvollen Bahn der Zulassung zum Meisterrecht angesehen wurde, die nur für den durch Geburt Bevorrechteten nicht existirte. Selbst als die Landesbehörden die Zünfte nach allen Richtungen hin reglementirten, ist es ihnen nur selten in den Sinn gekommen, in der Frage der Lehrlingsausbildung über formale Bestimmungen hinauszugehen.

„Der Lehrling", heißt es in einer Schrift vom Anfange dieses Jahrhunderts, „größtentheils zu häuslichen Arbeiten erniedrigt, lernt nur die einfachsten Handgriffe und wird nicht wegen seiner Kenntnisse, sondern wegen einer Reihe überstandener Lehrjahre freigesprochen. Man braucht bei allen Gewerben viel grobe Handlangerarbeit; den Lehrling dazu anzulernen, treibt den Meister sein Vortheil; aber ihn weiter zu bringen, hat er kaum irgend ein Interesse. Kein Schneiderlehrbursche lernt zuschneiden: die Gesellen müssen es in der Regel heimlich absehen. Ueberhaupt wird fast bei keinem Gewerbe die Zusammensetzung des Ganzen, die Auswahl und der Ankauf der Materialien, die ganze Oekonomie des Gewerbes ausdrücklich gelehrt. Die Gesellen sehen das in reiferen Jahren ab. Manches wird einem Günstlinge, einem Verwandten, erst spät, als ein tiefes Geheimniß mitgetheilt. Bei manchen Vortheilen in der letzten Appretur scheut der Meister den Lehrling und Gesellen wie einen Spion." Aehnlich klagten andere, „daß die Lehrmeister den Lehrling mehr zu Hausarbeiten als zu Handwerksarbeiten gebrauchen und daß derselbe oft dann erst anfangen muß, das Gewerbe zu lernen, wenn er Geselle wird. Bis dahin muß er nur hin und wieder etwas von dem Gewerbe abstehlen, weil er oft mit Ohrfeigen begegnet wird, wenn er nur bei diesem oder jenem Handgriffe zusehen will."

So ist das Verhältniß bis auf die neueste Zeit herab geblieben, nur daß je mehr das Gewerbe sich in der Richtung rascherer und reicherer Produktion entwickelte, je schwieriger die städtischen Wohnungs- und Erwerbsverhältnisse wurden, um so mehr das Verhältniß des Lehrlings zum Meisterhause sich lockerte, und so ausschließlicher der Nachwuchs des Arbeiterstandes aus den ärmsten Klassen der Bevölkerung sich rekrutirte. Der Lehrling wohnt und ißt nicht mehr im Hause des Meisters; ein Lehrgeld wird nur noch in den seltensten Fällen entrichtet; ja meist erhält der Knabe noch eine Art Kostgeld, bald sofort vom Antritte der Lehrzeit an, bald erst nach einigen Monaten. Er kommt nur zur Arbeit in die Werkstätte und, da er der häuslichen Obhut des Meisters entzogen ist, so gehen die allgemeinen Erziehungszwecke der

*) J. G. Hoffmann, die Befugniß zum Gewerbebetriebe. Berlin 1841, S. 102. — Im Allgemeinen vergleiche man über die Erfolge des zünftigen Lehrwesens die Schrift: Das Interesse des Menschen und Bürgers an den bestehenden Zunftverfassungen. Königsberg 1803. S. 89 ff. Vertheidigt werden die betr. Einrichtungen von J. H. F(irnhaber), Historisch-politische Betrachtung der Innungen und deren zweckmäßige Einrichtungen. Hannover 1782. S. 186 ff. 279 ff. K. H. Rau, Ueber das Zunftwesen und die Folgen seiner Aufhebung. Göttinger Preisschrift. Leipzig 1816, S. 18. — Die Schrift von Weiß, Handwerks-Barbarey, oder Geschichte meiner Lehrjahre. Halle und Leipzig 1790, ist mir nicht zugänglich.

früheren Zeit größentheils verloren. Man kann das in mancher Beziehung bedauern; aber man wird es unter diesen Umständen nur gerechtfertigt finden müssen, daß die Gewerbe-Ordnung das alte Dienstverhältniß mit seinen mancherlei Härten und Unzuträglichkeiten aufhob und an seine Stelle ein, freilich nicht unbedingtes Vertragsverhältniß setzte.

Die Eltern oder Vormünder des Lehrlings schließen mit dem Arbeitgeber einen Kontrakt, nach welchem letzterem die Arbeitskraft des jungen Menschen auf einige Jahre zur Verfügung gestellt wird. Dafür verspricht er ihn die in seinem Gewerbe erforderliche Geschicklichkeit zu lehren. Es fehlt allerdings die tiefere moralische Beziehung; das Verhältniß ist ein äußerliches, rechtliches. Zahlt der Lehrling ausnahmsweise ein Lehrgeld, so ist dasselbe als Entschädigung für die Mühewaltung des Meisters anzusehen, erhält der Junge Lohn, so mag derselbe als Entgelt für seine thatsächlichen Leistungen betrachtet werden. Man pflegt im Allgemeinen anzunehmen, daß im ersten Drittel der Lehrzeit der Meister durch Zeitverlust bei Anweisung des Lehrlings, durch Verderben von Material u. dgl. mehr Nachtheil als Vortheil von dem Verhältnisse hat; auch im zweiten Drittel der Lehrzeit leiste der Lehrling noch nichts Nennenswerthes, vergüte aber durch seine Arbeit das event. Kostgeld und den Zeit- und Materialverlust des Meisters; im letzten Theile der Zeit überwiege der Nutzen für das Geschäft. Für den Fall, daß der Lehrmeister seine Verpflichtung ernst nimmt, ist gegen diese Art von Bilanz nichts zu erinnern. Wäre das Verhältniß überall so, dann sähe ich keinen Grund zur Unzufriedenheit und wahrscheinlich die Lehrlinge auch nicht.

Wie kommt es aber, daß dieselben trotzdem mit Bruch des Vertrags davonlaufen? Es darf nicht in Abrede gestellt werden, daß vielfach das Streben der Eltern oder des Lehrlings, seine schwachen Kräfte für höheren Gelderwerb zu verwerthen, eine Rolle spielt. Wenn aber im Allgemeinen von den Meistern gesagt wird: „die Jugend *will* nichts mehr lernen; sie strebt nur nach einem zuchtlosen, ungebundenen Leben", so darf man kurz antworten: Das ist unmöglich. In einer Zeit, der das Wort vom Kampf um's Dasein, von der schonungslosen Vernichtung des Untüchtigen mit glühenden Lettern auf die Stirne geschrieben steht, in einer Zeit, die mit durchdringender Stimme, auch der Jugend vernehmlich, in's Leben hinausruft: Lernt, so viel ihr irgend könnt, bei Strafe der Noth, des Verhungerns! — In einer solchen Zeit sollte die Jugend im Allgemeinen nichts mehr für ihre Ausbildung und berufsmäßige Ertüchtigung thun wollen? Ein Lehrer, der seinen Beruf (abgesehen von der materiellen Seite) kurzweg für undankbar erklärt, ist entweder ein Miethling oder ein Narr. Und ist nicht die Stellung des Meisters zum Lehrling die des Lehrers zum Schüler? Der Lehrer der Schule wird ohne weiteres dafür verantwortlich gemacht, wenn seine Zöglinge im Allgemeinen schlechte Fortschritte machen. Warum nicht auch der Lehrer der Werkstätte? Unsere Fabrikanten lieben es ja, den Real- und Gymnasial-Schüler mit dem Lehrling zu vergleichen; sie werden sich auch die obige Erweiterung der Parallele gefallen lassen und dann gestehen müssen, daß sie in der großen Mehrzahl seither sich der Pflichten nicht bewußt geblieben sind, welche die Annahme eines Lehrlings ihnen

auferlegt. Oder sie erklären: die Werkstätte ist keine Schule, sie kann oder will es nicht sein. In diesem Falle muß sie folgerichtig auch die alte Form des gewerblichen Unterrichts aufgeben und sich der Mühe unterziehen, eine neue, dem Zweck besser entsprechende zu suchen.

Ein kurzer Ueberblick über die Arten des modernen Gewerbebetriebs belehrt uns, daß sich einer systematischen und vielseitigen Lehrlingsausbildung fast unüberwindliche sachliche Hindernisse entgegenstellen, neben denen die Schwierigkeiten von mehr persönlicher Natur verhältnißmäßig gering sind. Fast nirgends besteht noch eine feste Abgrenzung der einzelnen Gewerbs- und Arbeitsgebiete; man treibt Alles, was Geld einbringt, sobald es mit der Hauptrichtung des Geschäftes nur irgend eine Verwandtschaft besitzt. Es erfordert schon einen verhältnißmäßig hohen Grad allgemeiner Bildung und ein nicht geringes Maß technischer Selbstständigkeit, wenn der Arbeiter hier überall mit Nutzen verwendet werden soll. Aber dieses liegt gar nicht in der Absicht; man ist zufrieden wenn er für eine verhältnißmäßig einfache Specialität eingeschult ist, zumal es ihm zur Erlangung der Selbstständigkeit meist an dem Nöthigsten, am Kapital fehlt. Die Arbeitstheilung und Specialisirung greift, wie früher bemerkt, tief in das Handwerk hinunter, das in vielen Zweigen unstreitig auf den fabrikmäßigen Betrieb lossteuert. Alles ist hier im Fluß oder, wenn man will, in der Zersetzung begriffen; wer weiß wann die Bewegung zur Ruhe kommt? Die Fabrik bedarf meist der „gelernten Arbeiter" gar nicht; sie nimmt den ersten besten Burschen von der Straße und stellt ihn an die Maschine, wo er dieselbe einfache Manipulation in ewiger Wiederholung vollzieht, so gut wie der erfahrenste Meister, der intelligenteste Geselle. In vielen Maschinengewerben existirt einfach das Institut der Lehrlinge nicht; man hat an Stelle derselben den sogenannten jugendlichen Arbeiter, der in Beziehung auf Arbeitszeit, Ruhepausen und Nachtarbeit durch die Gesetzgebung (G.-O. § 128—132) geschützt ist. In manchen anderen nimmt man wohl der Form nach Lehrlinge an, um jener gesetzlichen Vorschriften enthoben zu sein. Aber auch wo für den Fabriklehrling eine Unterweisung nothwendig ist, pflegt dieselbe nicht bedeutende Zeit in Anspruch zu nehmen, da sie keine volle Einsicht in den gesammten Betrieb, sondern meist nur Abrichtung für ein eng begrenztes Gebiet bezweckt. Vielfach überweist man hier den jungen Menschen einem Arbeiter oder Werkführer zum Anlernen. Dieses Verfahren kann unter günstigen Umständen vom besten Erfolge begleitet sein; aber es trägt auch die Gefahr in sich, daß der Lehrarbeiter den Knaben zur Steigerung seines Einkommens (Stücklohns) ausnutzt. Nur vereinzelte Fälle sind es, wo der Fabrikbesitzer den Lehrling für eine höhere Stelle in der Fabrik (Werkführer, Vorarbeiter) besonders ausbilden läßt.

Aehnliche Verhältnisse walten in der Hausindustrie und in den specialisirten Gewerben ob. Eine allseitige, zur späteren Selbstständigkeit befähigende Ausbildung ist in dem Betriebe dieser Gewerbe nicht gegeben; die erforderlichen Manipulationen können in kurzer Zeit erlernt werden und der junge Mensch bringt es in denselben leicht zu einer solchen Fertigkeit, daß sein Arbeitsprodukt dem Meister einen erheblichen Vortheil bringt. In allen diesen Fällen erscheint ein mehrjähriges Lehrverhältniß nach keiner Richtung hin gerechtfertigt; wenig-

stens liegt es nicht im Interesse der besseren Ausbildung des Lehrlings, da der Lehrmeister gewöhnlich gar nicht in der Lage ist, demselben einen so guten gewerblichen Unterricht zu ertheilen, daß derselbe als Aequivalent für die durchschnittliche Arbeitsleistung während der Lehrzeit betrachtet werden könnte.*) Auch in Geschäften mit umfangreicherem Arbeitsgebiet ist es Regel, den Lehrling für eine gröbere oder wenig komplicirte Verrichtung anzulernen, die er, eingezwängt in die vorhandene Arbeitsgliederung bis zur Vollendung seiner Lehrzeit, zu verrichten pflegt. Dannenberg erzählt von „Schneidergesellen", die während ihrer Lehrzeit in einem sog. Konfektionsgeschäfte nur mit dem Annähen von Knöpfen betraut worden waren. Stelle man sich den Setzerlehrling in einer Zeitungsdruckerei, den Buchbinderlehrling bei einem Geschäftsbücherfabrikanten vor: worin unterscheiden sich diese „Lehrlinge" von den „jugendlichen Arbeitern" einer Spinnerei? Wo das Kleingewerbe noch in den alten Bahnen läuft, auch da ist es selten besser. Die Noth der Zeit drückt den kleinen Mann schwer; die hochgestiegenen Arbeitslöhne legen es nahe, anstatt des theuren Gesellen einen Lehrling einzustellen, der wenig oder gar nichts kostet und dem Meister für längere Zeit sicher ist. Da wird er denn nach alter Weise zu allen möglichen Hausarbeiten gemißbraucht: er wiegt das Kind und putzt die Stiefel, er kauft die Victualien ein für Meisterfamilie und Gesellen; er ist von früh bis in die späte Nacht auf den Beinen und wird nur auf Stunden in der Werkstätte mit irgend einer Nebenarbeit beschäftigt. Unser städtisches Gewerbe hat durch die jetzt fast überall vollzogene Trennung des hauswirthschaftlichen von dem geschäftlichen Gebiet unstreitig an Produktivität gewonnen. Kein Arbeiter würde sich heute noch zu Dienstleistungen verstehen, welche außerhalb des erlernten Berufes liegen; das bringt schon der Stücklohn mit sich. Nur an den Lehrling werden noch die altpatriarchalen Anforderungen gestellt; er spart die lästige Ausgabe für einen Tagelöhner oder Auslaufer; der Lehrherr fühlt sich ihm gegenüber nicht als Lehrer, der die Pflicht hat, den Knaben sorgsam auszubilden, sondern als Arbeitgeber, der das Recht besitzt, die jugendliche Kraft an der Stelle zu verwerthen, wo sie ihm am meisten Nutzen bringt. Er übersieht es selbst, daß die Gesellen den Lehrling zu persönlichen Dienstleistungen mißbrauchen und ihn nach überkommenen Zunftanschauungen als ihren speciellen Untergebenen behandeln. Vielfach scheuen sich selbst kleinere Geschäfte nicht, eine größere Anzahl von Lehrlingen aufzunehmen, als sie selbst unter den günstigsten Umständen auszubilden im Stande sind. Natürlich geschieht dies lediglich in der Absicht, den Lohn für gelernte Arbeiter zu sparen und die letzteren beschweren sich bitter über diese „Schmutzkonkurrenz".**) Daneben ist nicht zu vergessen, daß ein nicht geringer Theil der Handwerksmeister selbst nicht auf derjenigen Höhe gewerblicher Ausbildung steht, welche zur gründlichen Ausbildung von Lehrlingen erforderlich ist. Wie es mit der Tüchtigkeit aus solcher Schule hervorgegangener Arbeiter aussieht, bedarf keiner Schilderung. Selbst wenn sie die ganze drei- oder vierjährige Lehrzeit geduldig aus-

*) Vgl. Neßmann, Zur Revision der deutschen Gewerbeordnung. Hamburg 1875, S. 15 ff. Dannenberg a. a. O. S. 55 ff.

**) Vgl. Richard Härtel in den Gutachten des Vereins für Socialpolitik S. 94 ff.

gehalten haben, geht ihr Können nicht über die Specialität hinaus, zu welcher sie verwendet wurden; ein gesunder Wechsel der Thätigkeit, ein Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten hat nicht stattgefunden; sie sind in ihrer Erwerbsfähigkeit auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt und müssen, wenn sie nicht gerade eine Werkstätte finden, in welcher die gleiche Specialität verlangt wird, von neuem anfangen, sich einzulernen. Der einzige Unterschied ist, daß sie jetzt das Recht in Anspruch nehmen, sich Arbeiter zu nennen, während sie früher Lehrlinge hießen. Das Fabrikgewerbe pflegt derartige vernachlässigte Zöglinge des Handwerks in seinem weiten Schooße aufzunehmen, und damit ist ihnen die Aussicht auf spätere Selbstständigkeit für immer abgeschnitten.

Hier und da findet man wohl noch einen Meister, der aus persönlicher Gewissenhaftigkeit sich nach Kräften um die Ausbildung von Lehrlingen bemüht. Ehre diesen seltenen Ausnahmen; sie sehen sich durchgängig, wie ich aus vielen Erkundigungen schließen darf, durch treues Aushalten der jungen Leute belohnt. Ueberhaupt ist der Vertragsbruch derselben keine so häufige Erscheinung, wie man nach dem kläglichen Gezeter zünftlerischer Reaktionäre anzunehmen geneigt sein könnte.*) Wenn man aber die vorkommenden Fälle auf ihre Ursachen zu prüfen im Stande wäre, so würde sich ohne Zweifel ergeben, daß die Mehrzahl auf solche Gewerbe entfällt, in welchen ohne eine umständliche und zeitraubende Unterweisung seitens der Meister die Knaben zu einer Leistungsfähigkeit gelangen, welche derjenigen der Arbeiter wenig oder gar nichts nachsteht. Die letzteren erhalten Lohn, die ersteren nicht, die Ungerechtigkeit dieses Zustandes, tritt ihnen täglich schroff vor Augen; sie berechnen sich den Vortheil, welchen der Geschäftsinhaber von ihnen zieht und sehen auf ihrer Seite nicht einen entsprechenden Gewinn an Arbeitsgeschicklichkeit oder Geldlohn. Ein Konkurrenzgeschäft, eine Fabrik verheißt ihnen sofort einen ihren Leistungen mehr entsprechenden Erwerb. Das rechtfertigt freilich den Lehrlingsvertragsbruch nicht, erklärt ihn aber zur Genüge. Man kann in den allerwenigsten Fällen gar nicht mehr von einem gewerblichen Lehrlingsverhältniß sprechen. Man hat es lediglich mit Kinderarbeit zu thun und mit einem System der Ausbeutung von Schwachen und Unmündigen, das noch immer zu den schwersten sittlichen Schäden geführt hat, wie die englischen Erhebungen über Frauen- und Kinderarbeit und selbst die sehr schonenden und übermäßig rück-

*) Der bekannte Tischlermeister Brandes hat in dem Gutachten des Vereins für Socialpolitik S. 39 eine haarsträubende Statistik über den Vertragsbruch der Tischlerlehrlinge in Berlin aufgestellt. Dieselbe beweist m. E. nur, daß in den Berliner Tischlerwerkstätten viel Kinderarbeit gebraucht wird und daß der Personalwechsel unter den jugendlichen Arbeitern aus irgend welchen Gründen sehr stark ist. In Frankfurt a. M. liegen, soweit meine Erkundigungen reichen, die Verhältnisse durchgehends weit günstiger. Dem Gutachten eines Buchdruckereibesitzers entnehme ich, „daß das willkürliche Austreten der Lehrlinge in diesem Geschäftszweige hier zu den Seltenheiten gehört" und doch giebt es Officinen, die fast ausschließlich mit Lehrlingen arbeiten. — In Frankreich, wo die Klagen über den Lehrlingsvertragsbruch nicht minder lebhaft sind, betrugen doch in den Jahren 1870—73 die Klagen über Verletzung des Lehrvertrags, soweit sie vor die Conseils de prud'hommes gebracht wurden, nur 5 % sämmtlicher Streitfälle. Zeitschr. der preuß. statist. Bureaus 1876. Heft I. II., S. XIV.

sichtsvollen Berichte der preußischen Fabrikinspektoren beweisen. In allen Fällen, wo der Lehrling bloß zu den rohesten und einfachsten Arbeiten zugelassen oder zu außergewerblichen Diensten mißbraucht wird, liegt eine Vertragsverletzung des Arbeitsgebers vor, der die Pflicht hat, ihn mit dem gesammten Geschäftsgebiete nach allen Einzelheiten vertraut zu machen. Es ist nur zu erklärlich, wenn das ungleiche Verhältniß zum Bruche führt, von dem sicher der „Lehrling" den meisten Schaden hat, indem er sich zum unselbständigen Handarbeiter verdammt.

Setzt so auf der einen Seite die stark vorgeschrittene Specialisirung der Gewerbe und die weitgehende Arbeitstheilung in den Werkstätten der allseitigen Ausbildung der Arbeiter fast unüberwindliche Hindernisse entgegen, so ist auf der andern Seite auch nicht zu vergessen, daß gegenwärtig an das Gewerbe viel höhere allgemein technische Anforderungen gestellt werden. Das Gewerbe der Zunftzeit war nicht blos in der Zahl der Producenten geschlossen, sondern zerfiel auch nach Umfang und Art der Arbeitserzeugnisse in scharf gegeneinander abgegrenzte Gebiete. Der Schlosser und Schreiner, der Klempner, der Gelb- und Rothgießer wußten genau zu sagen, wo ihre Arbeitsbereiche sich schieden; das gestattete ihnen, auf einem bestimmt abgeschlossenen Felde sich sicher zu bewegen. Die Gewerbefreiheit hat diese Grenzen aufgehoben; heute weiß schwerlich jemand zu sagen, was alles unter den Begriff der Schlosserei oder des Schmiedehandwerks fällt. Dazu sind eine Menge Erfindungen gemacht worden, deren Anwendung eine höhere technische Ausbildung, Einsicht in mancherlei Gesetze der Chemie, Physik, Mechanik ꝛc. voraussetzt. Das Kunstgewerbe ist ein eigenes weitschichtiges Gebiet, welches nicht bloß eine geübte Hand, eine höhere Durchbildung des Geschmacks voraussetzt, sondern auch eine bedeutende technische Selbständigkeit, einen freien verständigen Blick. Die Durchschnittsbildung des kleinen Meisters genügt hier in den allermeisten Fällen den Zeitansprüchen nicht und wenn ihn dies an und für sich schon in seiner Erwerbsthätigkeit schädigt, so macht es seine Stellung als Lehrer der Werkstätte doppelt ungenügend.

Die Nothwendigkeit, sich in der Berufsthätigkeit auf ein möglichst enges Gebiet zu beschränken, ist eine allgemeine Signatur unserer modernen Verhältnisse. Das Gewerbe theilt hier das gleiche Schicksal mit allen modernen Zweigen menschlicher Thätigkeit, welche von den großartigen Fortschritten der Wissenschaft berührt worden sind. Universalgenies, die das ganze Wissen ihrer Zeit umspannen, sucht man jetzt selbst auf unseren Universitäten vergebens. Der Jurist, der Philologe, der Medicineer sieht sich auf eine Specialität seiner Fachwissenschaft beschränkt und er arbeitet hier jedenfalls dann mit Erfolg, wenn eine gründliche allgemeine Schulung ihm den nöthigen Ueberblick verschafft hat, wenn er sich den Zusammenhang mit den allgemeinen Fortschritten der Forschung in seinem Fache zu bewahren versteht. Man findet es auf allen höheren Arbeitsgebieten selbstverständlich, daß eine besondere Unterweisung eintritt, welche von der praktischen Ausübung getrennt ist, weil man es für unverständig hält, die Rücksichten des Erwerbes, welche jeder Lebensberuf dem Einzelnen auferlegt, mit denen des Unterrichts ohne Schädigung eines von beiden Theilen vereinigen zu wollen. Nur auf dem gewerblichen Gebiete will man sich zu dieser Anschauung noch immer nicht erheben.

Ist denn aber der Rückgang der Berufsbildung eine auf das gewerbliche Lehrlingswesen allein beschränkte Erscheinung? Im Kaufmannsstande klagt man in ganz ähnlicher Weise über mangelhafte und einseitige Ausbildung der jungen Leute, obgleich man doch nicht wird behaupten dürfen, daß das vorzeitige Verlassen der Lehre hier eine häufige Erscheinung sei. In gar vielen Fällen ist die Behandlung der Kaufmannslehrlinge eine schlechte, die Aussichten auf eine gute Berufsbildung eine klägliche, die Arbeitszeit eine unverhältnißmäßig lange. In den üblichen Lehrkontrakten stipulirt sich der Principal alle möglichen und unmöglichen Rechte, von Verpflichtungen desselben ist wenig, von Rechten des Lehrlings gar nicht die Rede. Es ist mir versichert worden, daß größere Geschäfte in den letzten Jahren die Commisstellen gleich dutzendweise mit Lehrlingen besetzt haben, um Salair zu ersparen. Man hat es eben in der Hand, dieselben rasch für einzelne Verrichtungen einzuschulen, sei's im Comtoir, sei's im Magazin, sei's endlich im Auslauferdienst. Zudem weiß man, daß die Lehrlinge ihre Zeit aushalten müssen, da im kaufmännischen Leben das Lehrzeugniß als unerläßlich gilt für weiteres Fortkommen. Das Angebot an Arbeitskräften ist eben hier ein ungesund großes und die vielfach eingerissene Unsolidität des Geschäftslebens zieht von den Personen mit derselben Gewissenlosigkeit ihren Profit, die im Waarengeschäfte leider so verbreitet ist.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Kuhl, Jos., Darwin und die Sprachwissenschaft. Mainz, Lesimple. (M. 1,20)

Hauschtek, A., Preußens innere Verwaltung in der Krisis ihrer Neubildung. Berlin, Decker. (M. 1.)

Handbuch der Geschichte der exacten Wissenschaften und ihrer Anwendungen. Commentar zur internation. Ausstellung im Kensington-Museum. Aus dem Engl. von Rud. Biedermann. Berlin, Asher. (M. 4.)

Tennyson, Alfr., Harold, a drama. Leipzig durch Twietmeyer (Sh. 6.)

Burckhardt, Jac., Die Cultur der italien. Renaissance. Dritte Auflage, besorgt von Dr. Ludw. Geiger. Erster Band. Leipzig, Seemann. (M. 5.)

Semper, Prof. C., Offener Brief an Hrn. Prof. Häckel. Hamburg, Maucke. (M. 1.)

Kühne, Prof. W., Zur Photochemie der Netzhaut. Vortrag. Heidelberg, Winter. (M. 0,60.)

Lindau, Paul, Alfred de Musset. Berlin, A. Hofmann's Sep.-Conto. (M. 6.)

Lange, F. A., Logische Studien. Iserlohn, Bädeker. (M. 4,80.)

Contzen, Heinr., Geschichte der socialen Frage bis zur Gegenwart. Berlin, Grieben. (M. 6.)

Duboc, Jul., Das „Leben ohne Gott" und die Kritik der Protestant. Kirchenzeitung. Bonn, Strauß. (M. 0,75.)

Kraus, Th., Die Raiffeisen'schen Darlehnskassenvereine, mit Einl. von Prof. Ad. Held. Zweiter (kritischer) Theil. Bonn, Strauß. (M. 2.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu bestehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 2. Februar 1877. Nr. 5.

Inhaltsverzeichniß: Staat und Gesellschaft. — Der industrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung. Von Dr. K. Bücher. (Fortsetzung.) — Noch einmal die Reichstagswahlen. — Eine Geschichte der Commune — Neue Bücher.

Staat und Gesellschaft.

Wir leiden in der Praxis an einem Radikalirrthum, dessen theoretische Säcularfeier bereits vorüber ist, ohne daß die Nachtreter besondere Lust gezeigt hätten, auf solennen Festen zu peroriren, toastiren und jubiliren. Dieser Irrthum ist das grundfalsch aufgefaßte Verhältniß von Gesellschaft und Staat; ein Säculum ist vergangen seit dem ersten Aufkommen der ökonomischen Doctrin, und die Freude an dem, was mit der Zeit trivial geworden, ist vergällt durch immer heftigere und gründlichere Angriffe auf den Katechismus der alleinseligmachenden Wirthschaftslehre.

Die Doktrin läßt sich in verschiedener Weise formuliren; für heute wollen wir sie betiteln: die systematische Trennung von Staat und Gesellschaft, die sich in den Budgets und Schulden der Staaten, sowie in der Armuthsstatistik als der abgeschmackteste und verderblichste aller Widersprüche erweist. Die Staaten und besonders die Großstaaten gehen sämmtlich auf den Bankerott los, und wo glückliche Zwischenfälle einen Staat auf Kosten des andern über Wasser erhalten, da ist trotzdem die hektische Anlage sichtbar und es fehlt nur die Zeit zur Entwicklung der Krankheit.

Die Gesellschaft, d. h. das arbeitende, verzehrende, darbende und verarmende Volk konnte allerdings vor hundert Jahren aus zwiefachem Grunde auf den Gedanken kommen, es wäre vortheilhafter, den Staat oder den Complex der Regierenden und Regierten recht weit an die Wand zu schieben und diesem sonderbaren Wesen so wenig Spielraum als möglich zu lassen. Einmal war das Regieren ein Monopol, nicht nur einer Herrscherfamilie sammt Zubehör, sondern aller „unproduktiven" Klassen der Bevölkerung, ein für die Regierten drückendes und schindendes Monopol, man befand sich bei dem Regiertwerden so abscheulich schlecht, daß man nach Winkeln und Ecken suchte, wo nicht regiert wurde. Zum andern bot die damalige Art, Regierung und Wirthschaft zu verknüpfen, ein so abschreckendes Exempel dar, daß die wirthschaftenden Regierungen als der Moloch der Gesammtwirthschaft erschienen. Die Dynastien klein und groß hatten nämlich ihre Kammergüter, wovon die Oekonomie den Namen der Cameralia führte, und diese Kammergüter, ob gut oder schlecht verwaltet, hatten natürlich die enormsten

Privilegien im Lande. Die bevorrechteten Stände, die Kirche wie der Adel machten weitere Staaten im Staate aus und nahmen Frohndienste und Zwangsarbeiten jeden Grades in Anspruch. Das freie Eigenthum diente der Regierung als Steuerquelle, und das gebundene Eigenthum war auf Tritt und Schritt der schmählichsten Ausbeutung freigegeben.

Diese Verquickung von Regierung und Wirthschaft war der eigentliche Keim der Revolution, die nur nach ihrem Ursprungspunkte die französische hieß, die aber bis zur Mitte des laufenden Jahrhunderts ihren Weg überall hin gefunden und sogar Rußland in der Emancipation der Leibeignen beleckt hat. Diese selbe Verquickung war der Gegenstand des Hasses aller Gedrückten und Freidenkenden, der Theoretiker wie der Praktiker, jede theilweise Lockerung derselben ein Signalschuß der Freude, ihr gänzliches Verschwinden das Ziel und Ideal Aller, die mit dem Volke empfanden. Und das war natürlich und ist zur Stunde noch für diejenigen, die dem Gange menschlicher Entwicklung näher getreten sind, etwas sehr Begreifliches und durchaus nicht Mysteriöses.

Was sich aber zeigen mußte, hat sich gezeigt; die Einseitigkeit der Bewegung reifte bittere Früchte, und vor allem das was systematische Verarmung oder das nothwendige Proletariat genannt werden muß. Die Arbeitskräfte wurden befreit und zur regellosen, chaotischen, mörderischen Concurrenz entlassen; nicht mehr das Eigenthum war gebunden, servitutpflichtig, wohl aber gelangte die Arbeitskraft selbst in die Fesseln der produktiven Mächte, und der Mensch, der psychische Mensch in die Servitude. Der Staat bekümmerte sich um nichts mehr als um seine Gerichte und Gefängnisse, seine Armeen und Waffen und höchstens noch um die Ein- und Ausfuhr, d. h. um den Schutz der produktiven Mächte im Großen.

Alles Uebrige, so lehrte die Doktrin mit eherner Stirn, sollte sich von selbst machen und machte sich stets aufs Beste durch Freiheit der Produktion und Freiheit des Wettbewerbes zwischen Arbeitgebern unter sich, Arbeitnehmern unter sich und zwischen den beiden Klassen selbst. Ja, es gab eine Zeit, wo die Doctrin den bei Seite stehenden Staat noch viel zu thätig, die Eingriffe dieses so ganz passiven Staates noch viel zu störend fand und im allgemeinen unterschiedslosen laisser-aller die künftige Vollendung der Menschheit in ihrem sozialen Verbande feierte. Der Staat, so hieß es, soll Steuern erheben und das Land vertheidigen, daneben noch Ordnung in der allgemeinen Concurrenz halten, also nach Innen bloße Polizei sein; alles Sonstige, die Wirthschaft, der Unterricht, die Bildung, die Kunst, die Wissenschaft, die Religion und die Kirche, farà da se. Regierung ist ein Luxusartikel, den man mehr beschränken und wo möglich ganz abschaffen muß, und das wird annähernd erreichbar, wenn erst Europa ein einziges Freihandelsgebiet bildet, folglich die Armeen überflüssig werden. Kommt dann erst die allgemeine Wohlfahrt über das manchesterne Europa, so gehen Gerichte und Gefängnisse allmählich von selbst ein, Handels- und Gewerbegerichte erledigen die civilen Streitigkeiteu, der Staat verschwindet und das goldene Zeitalter ist da.

Das war das letzte Wetterleuchten jener Einseitigkeit, die so lange in gutem Glauben hingenommen worden war und die jetzt mit einer Utopie, eigentlich einer Pasquinade ihren Abschluß fand. Seit einem

halben Jahrhundert hat die Reaktion gegen dieses Traumgebilde begonnen und sie wird offenbar nicht ruhen, bis ihr Recht geworden ist. Phantastische Pläne wurden gegen die Gesellschafts-Phantasie ins Feld geführt; die Utopie der Allstaatlichkeit der Utopie der Staatlosigkeit entgegengesetzt; Extreme riefen wie immer Extreme hervor und der blinde Eifer auf Seiten der Opposition, so lange sie das wissenschaftliche Material ignorirte, hat in England und Frankreich Ungeheuerlichkeiten genug zu Tage gefördert.

Wenn aber die kraft der Doktrin behaglich im Sattel Sitzenden glaubten, durch die schärfste Kritik der socialistischen Theorien und Systeme die Sache selbst aus der Welt geschafft zu haben, wenn sie mit schillernder Polemik den Abgrund zu füllen wähnten, den die Freiheit der Arbeit aufgewühlt hatte, wenn sie sich einbildeten, durch Nichtsehen oder Nichtsehenwollen die Wunde am sozialen Körper zu heilen, so bewiesen sie nur ihre eigene Thorheit und ein maßloses Vertrauen in die Thorheit des Publikums.

Endlich bekam die Doktrin in Deutschland ein Loch und eine Lücke, das Loch wurde ihr durch die Statistik beigebracht, diese umbarmherzige, bis ans Herz hinan kühle Controlle über die Prozesse der Wirthschaft; eine Lücke entstand in ihrer eigenen Mitte, wo sich die Schaar lichtete und Meuterei entstand. Die Ketzerei brach in der orthodoxen Kirche selbst aus, was immer das Gefährlichste und Wirksamste ist. Der Spott über die „Katheder-sozialisten" war leicht; daß aber auf den Kathedern Zweifel an der Unfehlbarkeit der Doktrin laut, daß diese Zweifel logisch und thatsächlich begründet wurden, daß sich der wissenschaftliche Eifer und Forschungsgeist aus dem Reiche der Satisfaits entfernte und unter den Ketzern seinen Sitz aufschlug, das war eine schwerwiegende Thatsache.

Wir möchten nicht den Gedanken aufkommen lassen, als ob nach unserer Ansicht einer der neuen „Sozialpolitiker" das letzte Wort gesagt habe — das letzte Wort wird noch lange nicht gesagt werden, wir stehen erst bei der Kritik, und sei diese noch so positiv —; aber vom historischen Standpunkt aus gesehen, bleibt den Männern ein unbestreitbares Verdienst, welche auf deutschen Hochschulen es wagten und die gefrornen und hartgewordenen Schulbegriffe der Doktrin, jene Rechenpfennige, die lange Zeit für baare Münze genommen wurden, in die Retorte warfen, um zu sehen, was denn eigentlich an ihnen sei und worauf sich ihr Inhalt reduzire.

Die Bewegung ist im Gange und wird ihre Kreise weiter und weiter ziehen und vor Allem das Bewußtsein zeitigen, daß die Lehre von der Staatlosigkeit vielleicht ein nothwendiger Uebergang, im Wesen aber ein Trug war und nur Unheil brütet; daß es zum Angriff der Schäden in der Gesellschaft einer starken und einsichtsvollen Legislatur bedarf, die mit der Vollmacht des ganzen Volkes betraut, einschneiden kann, wo geschnitten werden muß, bauen darf, wo zu bauen ist, um aus dem Chaos in welchem wir leben, mit der Zeit eine organische Welt zu machen.

In diesem Prozesse, der nicht vom Morgen auf den Abend durchgemacht wird, könnte sich zeigen, daß der Staat, anstatt an die Wand gedrückt, nach Außen und im Auswärtigen beschäftigt zu werden, gerade

im Innern seine eigentliche Mission hat, daß die vernachlässigte Gesellschaft sein wahres Rhodus bildet, und daß wir dem „ewigen Frieden" um so näher rücken, je mehr der Staat das Gesicht nach Innen gekehrt hat.

Freilich erwächst dabei für die Staatsmänner der Uebelstand, daß sie etwas lernen müssen, wenigstens etwas Anderes als Finten und Kniffe, hochfahrendes Wesen und das Talent, von allen Dingen der Welt und noch etlichen anderen nach Lust und Laune zu plaudern, Ziffercolonnen anzufertigen und die Richtigkeit der Addition nachzuweisen, Polizeimaßregeln gegen renitente Kleriker zu ersinnen und durchzuführen, eiserne Bestände zu fordern und auszugeben, u. dergl., was recht gut, in dem noch erforderlichen Maße, von geübten Commis geleistet werden kann, nach Abzug natürlich der mehr oder minder geistreichen „Reden" oder des pikanten Geplauders, welches füglich in die Kaffee- oder Bierhäuser zu verweisen wäre.

Wir müssen uns dann mit tüchtigen Sach- und Fachkennern begnügen und auf den „Staat" verzichten, den heutzutage der Staat macht.

Der industrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung.

Von Dr. Karl Bücher.

(Fortsetzung.)

Hiermit meinen wir im Wesentlichen die Ursachen angedeutet zu haben, welche auf die Güte der deutschen Arbeitsproducte nachtheilig eingewirkt haben. Es sind nicht die modernen Verkehrsverhältnisse und Productionsformen an sich, welche für den Schaden verantwortlich gemacht werden müssen, sondern die Anwendung, welche dieselben auf deutschem Boden gefunden haben, die wirthschaftlichen und sittlichen Gebrechen, welche unter den veränderten Verhältnissen schrankenlos aufgewuchert sind. Bei der Raschheit, mit welcher die gewerblichen Umwälzungen mit der ihnen eigenen Zersetzung des alten Handwerks und des gewerblichen Mittelstandes über uns gekommen sind, bei den großen Bevölkerungs- und Berufsverschiebungen deren Zeugen wir gewesen, sind ja unstreitig in raschem Anlauf große wirthschaftliche Fortschritte erzielt worden. Aber es ist auch ein gut Stück alter Ehrbarkeit und Tüchtigkeit verloren gegangen, dessen Ersetzung uns lange und mühevolle Arbeit kosten wird. Wundern darf man sich darüber nicht gegenüber einer Wirthschaftspolitik, deren einzige Stärke in der Verneinung bestand, die aber gesunder positiver Gedanken eben so wenig fähig war, als sie ein wahres Bewußtsein von der wirthschaftlichen und socialen Aufgabe des Staates besaß. Ihre Popularität beruhte einzig auf der Wegräumung veralteter und vielfach drückender Schranken; Neues wußte man nicht an die Stelle zu setzen. Man fühlte sich beengt in den alten Räumen; aber in dem neuen, größeren Hause, das wir bezogen, können wir nicht zur Behaglichkeit, zum Frieden und zur Ordnung gelangen. Vieles, was in anderen Ländern die frühere und langsamere Entwicklung, das rechtzeitige Eingreifen des Staates, die zwar ungeschriebenen, aber mächtigen Gesetze gesellschaftlicher oder geschäftlicher

Tradition und Gewohnheit von selbst gegeben haben, werden wir uns erst mühsam erkämpfen müssen. Moralpredigten sind hier, wie überall, von keinerlei Nutzen. Für Unreellität und schwindelhaftes Geschäftsgebahren, besonders im Großen, wird die öffentliche Meinung mehr und rücksichtloser als bisher im Anspruch genommen werden müssen; für den Mißbrauch der Konkurrenz im täglichen Verkehr wird die Gesetzgebung überall da einzutreten haben, wo wichtige Lebensinteressen des Volkes auf dem Spiele stehen. Den alten Taxordnungen, den Vorschriften über Maß und Güte mancher Produkte lag sicher mehr socialpolitische Weisheit zu Grunde, als der Lehre vom „unbeschränkten Spiel der wirthschaftlichen Kräfte." Wir werden, wenn auch schwerlich hier, so doch an mancher anderen Stelle wieder auf die durch und durch politische und gesunde Anschauung unserer Voreltern zurückgreifen müssen, daß alle productive Thätigkeit höheren gesellschaftlichen Zwecken diene und sich unterzuordnen habe, daß „zum gemeinen Besten", im Interesse der Gesammtheit, der wirthschaftlich Schwache des Schutzes, der Starke der Schranken bedarf. Einige der gröbsten Mißstände werden durch die Reform des Aktiengesetzes, den Zeichen-, Muster- und Patentschutz getroffen werden. Die Wahrung der gewerblichen Interessen muß aus den Händen von Juristen und Verwaltungsbeamten in diejenigen von erfahrenen Fachmännern gelegt werden; an die Stelle des seitherigen müßigen Zuschauens muß eine planvolle Thätigkeit zur Gewerbeförderung treten, für deren einzelne Zweige besondere Organe zu schaffen sind. Namentlich muß die Großindustrie aufhören, was sie so lange war, das Schoßkind der Regierung zu sein, zumal sie die Mittel besitzt, sich selbst zu helfen.

Kein Vernünftiger wird sich einfallen lassen, die industrielle Entwickelung nach der Richtung des Maschinenbetriebes, der Arbeitstheilung, der Specialisirung da hemmen oder Zweige des Kleingewerbes künstlich konserviren zu wollen, wo die Fortschritte der Technik oder die Natur der Production auf diese Entwicklung hinsteuern. Man wird kurz sagen können, daß dies überall da der Fall ist, wo bedeutende Anlagekosten, Gleichmäßigkeit, Raschheit und Billigkeit der Production in Frage kommen. Aber es giebt daneben eine ganze Reihe von Arbeitsgebieten, auf welchen eine dauernde Konkurrenz zwischen Groß- und Kleinbetrieb sehr wohl möglich ist. Es ist wahr, der erstere hat in den verhältnißmäßig geringeren Anlagekosten, in dem billigeren Ankauf des im Großen bezogenen Rohmaterials, in dem rationelleren, kaufmännischen Vertrieb unläugbare Vortheile; aber diese werden beim Handwerk sicher oft genug aufgewogen durch die Möglichkeit sorgsamer Ausnutzung der Rohstoffe, durch die Detailkenntnisse des Kleinmeisters in den einzelnen Arbeitsverrichtungen, durch sein ständiges Mitarbeiten und Beaufsichtigen der Arbeiter. Vielfach findet auch hier schon die Anwendung der Maschine statt; aber sie verrichtet meist nur die gröberen Vorrichtungsarbeiten (man denke an Kreis- und Bandsägen, Hobelmaschinen u. dgl.), welche starken Aufwand von Muskelkraft ersetzen; Formgebung und Zusammensetzung hängt von individueller Geschicklichkeit und Geschmacksbildung ab. Nicht wenige Zweige des specialisirten Gewerbes gehören in diese Reihe; gerade hier sind die Anlagekosten wenig bedeutend und die Begrenzung des Arbeitsfeldes gestattet, im kleinsten Punkte die größte Kraft

zu ſammeln und in engem Kreiſe Vorzügliches zu leiſten. Etabliſſements, in welchen Dampf- oder Waſſerkraft an kleine Meiſter oder an Arbeiterfamilien der Hausinduſtrie vermiethet werden, beſtehen bereits in Mülhauſen, Nürnberg, Dresden und an anderen Orten, Genoſſenſchaften und wo nöthig, Staats- und Gemeindemittel, hätten hier einzutreten; daneben wäre das Syſtem der Rohſtoffvereine weiter auszudehnen und ähnliche Genoſſenſchaften für den kaufmänniſchen Vertrieb der fertigen Producte zu bilden.

Gerade hier liegt eine Hauptурſache des Verfalls des Kleingewerbes und der Rathloſigkeit und Muthloſigkeit, welche in Handwerkerkreiſen gegenwärtig allgemein iſt. Mit der Entwicklung der Großinduſtrie und der Erweiterung des Marktes wurden für den Einkauf der Rohſtoffe und für den Verſchleiß der Waaren Verhältniſſe maßgebend, für deren Beherrſchung der begrenzte Blick und die mäßige Bildung des kleinen Meiſters nicht ausreichte. Der Boden begann ihm deßhalb bald auch da zu ſchwanken, wo er dem Großbetrieb techniſch gewachſen war, ſobald ihm ein kapitalkräftiger Unternehmer gegenüber trat, der jene Dinge nach kaufmänniſchen Principien betrieb, der die Verhältniſſe des großen Marktes kannte und nach dieſen Umfang und Art ſeiner Produktion einzurichten wußte. Viele der kleinen Leute verkümmerten bei der alten Weiſe lokaler Produktion; beſten Falls legten ſie einen Detailkram oder eine Schankwirthſchaft an; die Mehrzahl fiel in die Hände jener kaufmänniſchen Zwiſchenglieder des Verkehrs, der Kommiſſionäre, Faktoren, Agenten, Verleger oder wie ſie ſonſt heißen mögen. Man mußte die Früchte ſauren Schweißes um Spottpreiſe verſchleudern; der Groſſiſt, der Exporteur zog den Hauptgewinn: er hatte immer etwas an der eingelieferten Beſtellung auszuſetzen, Preisreduktionen, Zahlung mit ſchlechten Geldſorten oder gar hochberechneten Waaren bildete die Regel, und vielleicht nie haben Wucherer, Magazininhaber u. dgl. die kleinen Leute ſchlimmer ausgebeutet, als in den vierziger und fünfziger Jahren unſeres Jahrhunderts. Damals ging hauptſächlich der Zuſammenhang dieſer Producenten mit der Konſumtion und ein gutes Theil der alten techniſchen Tüchtigkeit verloren; Maſſenprodukte nach der Schablone, nach ausländiſchen Muſtern und Moden wurden gefertigt; der Großhändler hätte den Mann ausgelacht, der ihm nach eigener Erfindung und Idee gearbeitete Erzeugniſſe vorgelegt hätte. In einzelnen Gegenden wurde ſo beſonders die Hausinduſtrie ausgeſogen; ja die erſtaunliche Niedrigkeit des Stückpreiſes und die Bedürfnißloſigkeit der Leute geſtattete ſie auch da noch feſtzuhalten, wo in andern Ländern längſt die Fabrik an die Stelle getreten war. Noch heute dauern dieſe Verhältniſſe theilweiſe fort, ja das dem Fabrikarbeiter gegenüber verbotene Truckſyſtem iſt in manchen armen Gegenden noch in voller Blüthe. Hier findet eine einſichtige Gewerbepolitik noch ſehr viel zu thun. Sie kann dem kleinen Specialiſten und Hausarbeiter zwar den alten Zuſammenhang mit der konſumirenden Kundſchaft nicht wiedergeben; ſie kann nicht verhüten, daß auf dem Weltmarkt die Kunſt und Geſchicklichkeit des einzelnen Arbeiters verſchwindet; aber es liegt in ihrer Macht, ihn der Ausbeutung durch Zwiſchenhändler zu entreißen, ihm Ermunterung und die Mittel zu freierm Streben und Schaffen zu gewähren. Staatliche oder kommunale Behörden können in die zerſtreute Produktion Einheit bringen, den Waaren Ruf und

Absatz verschaffen, die Bildung von eigenen Handelsgesellschaften der kleinen Producenten anregen und befördern. Was auf diesem Felde möglich ist, zeigt die Hebung der Hausindustrie, insbesondere der Uhrenindustrie und Strohhutflechterei im badischen Schwarzwalde. Ständige Gewerbehallen nach dem Muster derjenigen in Triberg und Furtwangen bilden Centralpunkte für den Absatz, wie sie sich nicht besser denken lassen, zugleich aber auch eine stete Anregung zum Fortschritt in der Technik und ein Mittel, den kleinen Producenten der Isolirung und Verkümmerung zu entreißen. Früher waren vielfach gewerbliche Schauanstalten in Anwendung, um die Güte und Beschaffenheit gewisser Waaren zu prüfen und sie, wenn sie den Vorschriften entsprachen, mit einem Stempel zu versehen. Sie waren für den Export sehr wichtig und erfüllten für den kleinen Gewerbetreibenden dieselbe Bestimmung, wie für den Großindustriellen die Fabrik- und Waarenzeichen. Bei lokal concentrirten Gewerbezweigen, besonders der Hausindustrie, könnten sie gewiß mit Vortheil wieder eingeführt werden.

Es ist nicht der Zweck dieser Ausführungen, eine Zusammenstellung der zweckmäßigsten Mittel zur Gewerbeförderung zu geben; es soll nur angedeutet werden, daß der Staat und die freiwillige Thätigkeit von Einzelnen und Genossenschaften ein weites Feld vorfindet, auf dem die Hebung der Arbeitsgeschicklichkeit, die Verbesserung der Mängel unserer Industrieprodukte möglich ist. Was bis jetzt geschehen ist, kam entweder bloß den großen Unternehmern zu Gute, oder war so allgemeiner Natur, daß es für die Werkstätte wenig Gewinn brachte. Ich brauche nur an die Industrieausstellungen, die Gewerbemuseen, die ständigen Sammlungen von Mustern und Modellen, die Beschaffung und Vertheilung oder Vermiethung von Werkzeugen aus Staatsmitteln, das gewerbliche Zeitschriften- und Vereinswesen zu erinnern — Alles gewiß sehr gut gemeinte Bestrebungen, aber zu unbestimmt, ins Blaue hinein. An dem anregenden Einfluß dieser Mittel soll nicht gezweifelt werden; aber derselbe ist meist nur einzelnen ohnehin bevorzugten Kreisen zu Gute gekommen; die arbeitenden Hände wurden darob nicht geschickter, die Köpfe nicht heller. Es fehlt um derartige Bestellungen fruchtbar zu machen, an einer gründlichen allgemeinen und einer genügenden fachlichen Bildung. „Gelingt die geistige und technische Hebung des Handwerkerstandes wie des Arbeiterstandes, so ist damit das Wichtigste erreicht. Es handelt sich in erster Linie um eine Erziehung der Leute zu andern gesellschaftlichen Gewohnheiten, zu andern häuslichen Sitten, zu einem weiteren Blick, zu einer höheren technischen Bildung.“*)

Erst wenn es gelingt, diese nothwendige Vorbedingung jeder allgemeineren Einwirkung zu schaffen, werden die vorhin angeführten Mittel höherer Gewerbeförderung wirklich die Kreise erreichen, für welche sie berechnet und nothwendig sind. Man betrachte nur die verschiedenen gewerblichen Vereine. Abgesehen von den Fabrikantenverbindungen zu schutzzöllnerischen Zwecken oder zur Durchsetzung gemeinsamer Maßregeln gegen die Arbeiter, fristen die lokalen Gewerbevereine, die polytechnischen Vereine, die Vereine für das Wohl der arbeitenden Klasse oder wie sie sich sonst nennen, meist ein kümmer-

*) Schmoller. Zur Gesch. d. d. Kleingewerbe im 19. Jahrh. S. 689.

liches und künstliches Dasein. In den Städten stehen vielfach Literaten und Advokaten an der Spitze, an kleineren Orten der Arzt, der Geistliche oder Schullehrer — gewiß immer wohlmeinende, aber selten sachkundige Personen, mit deren Wirken der Verein steht und fällt. Dasselbe Bild zeigen selbst die für den kleinen Mann berechneten Schultze'schen Genossenschaften. Was aus eigener Initiative der Betheiligten hervorgegangen ist, wie der Handwerkerbund und die Handwerkertage war noch weniger erfreulich: sie sind über die herkömmlichen Anschauungen nicht hinausgekommen; zünftlerische Reaktionsgelüste, Deklamationen über die angeblich aus der Gewerbefreiheit hervorgegangenen Schäden und Unordnungen machten sich breit; nirgends ein energisches Erfassen der gegebenen Zustände, nirgends ein kräftiges Vorwärtsstreben.*) Das beweist zur Genüge, daß der Schwerpunkt der Frage auf dem Gebiete des allgemeinen und gewerblichen Bildungswesens liegt.

Um hierfür den richtigen Maßstab zu gewinnen, müssen wir uns zu einer kritischen Ueberschau der seitherigen Bestrebungen und Veranstaltungen entschließen. Wir knüpfen hier an das an, was früher über die Zustände im heutigen Lehrlingswesen gesagt wurde. Die schwierige Frage will von socialen, pädagogischen und technischen Gesichtspunkten zugleich betrachtet sein. Es gilt, den Blick fest auf das Ziel gerichtet, sich auch durch ein Wirrsal von Meinungen, durch eine Menge von ererbten Vorurtheilen durchzuarbeiten.

Die Vorschläge, welche zur Beseitigung der Mißstände im gewerblichen Lehrlingswesen gemacht worden sind, halten fast alle an der überkommenen Institution fest. Man meint, wenn man nur den Lehrling zwingen könne, die für nöthig befundene Lehrzeit auszuhalten, die technische Durchschnittstüchtigkeit allmählich den Zeitanforderungen entsprechend erhöhen zu können. Es wird dann wohl noch ein Appell an die Gewissenhaftigkeit der Meister hinzugefügt, seine Pflicht ihm im Einzelnen eingeschärft, oder gar der Wunsch ausgesprochen, daß der Lehrling wieder, wie in guter alter Zeit, ein Glied der Meisterfamilie bilden möchte. Dieser Wunsch wird natürlich unter den städtischen Miethverhältnissen ein „frommer" bleiben. Von anderer Seite hat man dagegen mit Recht geltend gemacht, daß das Gewerbe im letzten Jahrhundert vielfach technisch verkümmert und verarmt sei und daß es hier nicht selten schwer halten dürfe, die rechten Lehrmeister zu finden. Und wenn sie sich fänden, sind dann die vorgeschlagenen Mittel**) — schriftlicher Abschluß der Lehrverträge, kriminelle Bestrafung des Lehrlingsvertragsbruchs, Gesellenprüfungen, Verpflichtung der Arbeiter, Lehrzeugnisse zu führen und dergl. — eine Garantie für

*) Vgl. V. A. Huber, Handwerkerbund und Handwerkernoth (Sociale Fragen VI.) Nordhausen 1867. Die Agitation der bis jetzt in den Anfängen steckengebliebenen Handwerkerpartei und der Agrarier steht auf derselben Linie. Bis zu welch' traurigem Grade der Verblendung selbst sonst verständige Männer auf diesem Wege gelangen können, zeigt Perrot, das Handwerk, seine Reorganisation und seine Befreiung von der Uebermacht des Großkapitals. Leipzig 1876.

**) Es würde von keinerlei Nutzen sein, hier alle bis jetzt gemachten Vorschläge im Einzelnen zu prüfen. Wer sich über dieselben unterrichten will findet in den oben angeführten Schriften überreiches Material. Das Gesagte charakterisirt die Richtung zur Genüge.

die Erlangung einer gründlichen gewerblichen Ausbildung? Zugegeben, daß man auf diese Weise die Lehrlinge zwänge, auszulernen, wird man auch die Meister zwingen können, sie das Erforderliche zu lehren? Ich muß das bezweifeln; ja ich behaupte: selbst wenn der Lehrherr seine Aufgabe noch so ernst nimmt, so machen in den meisten Fällen die Geschäftseinrichtungen, die Gliederung der Arbeit, die Specialisirung der Gewerbe, die Hast der Concurrenz, einen stufenmäßig fortschreitenden Unterricht, eine zur Selbständigkeit befähigende Ausbildung unmöglich. Unser Gewerbe, wo es nicht ganz verkümmert und verrottet ist, hat sich überall auf die größte Raschheit und Produktivität eingerichtet; jedem Arbeiter sind seine bestimmten Obliegenheiten angewiesen. Alles muß präcis in einander greifen, man schiebt den Lehrling als das unbedeutendste Glied des Mechanismus da ein, wo seine Arbeitskraft am nutzbringendsten verwendet werden kann. Er erlangt besten Falls Virtuosität in einer Anzahl von Einzelverrichtungen. Allseitigkeit und tiefere Einsicht in dem Geschäftsbetrieb vermag ihm die Werkstätte nicht zu bieten. Was unter diesen Umständen Prüfungen helfen sollen, ist nicht einzusehen, zumal es geradezu in den meisten Gewerbszweigen unmöglich sein dürfte den Inhalt derselben festzustellen. Keine Prüfung ohne festumgrenzte Arbeitsgebiete; keine Gesellenprüfung ohne Meisterprüfung! Die alte Gewerbeverfassnng entstammt einer durchgebildeten Organisation; wer das Eine wiederherstellen will ohne das Uebrige, verräth wenig Einsicht. Freilich hat man auch den radikalen Vorschlag gemacht, das Lehrlingswesen zu bessern durch Schaffung „neuer Innungen." Von allen Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten, auf welche ein solcher Versuch heute stoßen müßte, abgesehen, genügt der oben gelieferte Nachweis, daß die alten Innungen in Hinsicht der gewerblichen Bildung sehr mangelhafte Institutionen gewesen sind, um uns jede Hoffnung zu nehmen, daß die neuen hierin glücklicher sein werden, im Falle sie an der alten Form der Werkstattlehre festhalten. Daß das Gewerbe ehemals über einen verhältnißmäßig besser durchgebildeten Arbeiterstand verfügte, lag in der Stetigkeit und Gemächlichkeit, zugleich aber auch in der technischen Beschränktheit der Verhältnisse; unseren Arbeitern würde auch die dreijährige Wanderschaft nie das sein können, was sie früher war, die eigentlichen Lehrjahre nach der vorausgegangenen Leid- und Prügelperiode.

Man darf sich das nicht verhehlen: die heutige Lehrlingsfrage ist viel schwieriger, als die der Vergangenheit. Auf der einen Seite ist durch die modernen technischen Erfindungen, durch die Anwendung der Naturwissenschaften auf die Gewerbe, durch die Steigerung der künstlerischen Anforderungen, durch die kaufmännische Betriebsweise das Maß einer den Zeitanforderungen genügenden gewerblichen Bildung ein weit höheres geworden; auf der anderen Seite verschafft die Specialisirung der Industrie, der Maschinenbetrieb, die Arbeitstheilung, die wilde Jagd der Konkurrenz dem Arbeiter nur noch eine gewisse mechanische Geschicklichkeit in einzelnen Verrichtungen.

Daraus ergeben sich für die Lösung der gewerblichen Bildungsfrage zwei ungemein wichtige Sätze, die nur zu oft verkannt werden:

1. Der Gewerbetreibende bedarf einer bedeutend höheren

allgemeinen Bildung, als er sie gegenwärtig durch die Volksschulen erlangen kann.

2. Eine gründliche Fachbildung ist bei Festhaltung der seitherigen Form des Lehrlingswesens innerhalb der Werkstätte nicht zu erzielen. Es ist eine Form der gewerblichen Ausbildung zu suchen, welche bei Festhaltung der productiven Zwecke den Unterricht zur Hauptsache macht und damit eine genügende Fachbildung ermöglicht.

Daß die gegenwärtige Durchschnittsbildung unserer Handwerker und Arbeiter den Zeitanforderungen nicht genügt, ist eine längst anerkannte Thatsache, deren Schwere vielleicht von niemand lebhafter empfunden und auch anerkannt wird als von den Betroffenen selbst. Man hat deßhalb schon seit dem ersten Auftauchen der „socialen Frage" die Mängel der allgemeinen Bildung bei den Arbeitern und Kleingewerbetreibenden zu ergänzen gesucht. Arbeiterbildungsvereine wurden gegründet hauptsächlich in den größeren Städten. Es fanden sich politische Streber, aber auch wohlmeinende Männer aus den gebildeten Ständen, Gelehrte, Volksvertreter, Redakteure, Lehrer u. dgl., welche die Sache in die Hand nahmen. Eine Schaar von lernbegierigen Arbeitern war bald zusammengebracht. Es wurden sogenannte populärwissenschaftliche Vorträge gehalten, den einen Abend über die Ritterorden des Mittelalters, den andern über die Staatsverfassung der Athener, den dritten über die Spektralanalyse, die Darwin'sche Theorie, das Gefängnißwesen, und manches andere. Das sind alles Gegenstände, welche neben einem nicht unbeträchtlichen Maße allgemeiner Bildung tiefernste Studien, schwierige Denkoperationen, mannichfache Uebung und Anschauung zu ihrem Verständniß voraussetzen, was natürlich in einer flüchtigen Stunde nicht gegeben werden kann. Die Versuche verwechselten das Publikum und verfehlten nicht nur ihr Ziel, weil sie geistige Bereicherung und Stärkung des Denkvermögens nicht zu geben vermochten, sondern sie richteten auch unendliches Unheil an, weil sie durch das Aufpfropfen zusammenhangsloser wissenschaftlicher Kenntnisse jenes Schein- und Halbwissen, jene Bildungsheuchelei und jenen seichten Aufkläricht beförderten, an dem weithin die besitzenden Klassen leiden.

Man hat sich denn auch der Lehrlinge zunächst angenommen und Fortbildungsschulen für dieselben errichtet zur Wiederholung und Erweiterung der in der Volksschule erworbenen Kenntnisse. Eine besondere, von liberalen Abgeordneten gegründete Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hat sich dieser Schulen hauptsächlich angenommen und sucht dieselben durch Zweigvereine möglichst allgemein zu machen. Durch eine rege Agitation einzelner für die Sache begeisterter Persönlichkeiten, durch öffentliche Versammlungen, durch Aussendung von Wanderlehrern hat die Gesellschaft eine ziemliche Verbreitung erlangt und in ihre Bestrebungen eine große Zahl bereits vorhandener ähnlicher Vereine (Gewerbe-, Handwerker-, Arbeiter-, Bildungs-, Bürgervereine) hereingezogen.*) Für die erwähnten Fortbildungsschulen, deren Errichtung

*) Vgl. Statistik der mit der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung in Verbindung stehenden Vereine für Volksbildungszwecke nach dem Stande des Verwaltungsjahres 1874/75. Berlin, Franz Duncker. 1875. Es liegt mir

bereits durch die Gewerbe-Ordnung vorgesehen ist, wurde eine Staatsunterstützung erwirkt. Durch Ortsstatut kann der Besuch derselben für Lehrlinge und Arbeiter bis zum achtzehnten Lebensjahre obligatorisch gemacht und selbst die Meister zu Beiträgen für die Unterhaltung derselben herangezogen werden. In ähnlicher Weise ist man auf dem Lande mit Gründung sogenannter ländlicher Fortbildungsschulen vorgegangen, ja die Vorliebe für diese Institution geht so weit, daß neulich eine bekannte militärische Korrespondenz sogar von militärischen Fortbildungsschulen zu erzählen wußte, die in dem zu erwartenden preußischen Unterrichtsgesetze vorgesehen seien. Das ganze Fortbildungswesen ist nichts weiter, als das unerfreuliche Eingeständniß, daß in unseren Volksschulen nicht einmal das im bürgerlichen Leben auch für den allergeringsten unbedingt erforderliche Maß von Elementarkenntnissen erworben wird.

Schon im Jahre 1860 erklärten die vereinigten Minister des Handels, des Unterrichts und des Innern in Preußen, „daß eine vollständig genügende Wirksamkeit der Elementarschule die Fortbildungsschule überflüssig machen würde." Nach dem preußischen Landrecht soll die Volksschule „die für jeden vernünftigen Menschen seines Standes nothwendigen Kenntnisse" gewähren. Gewiß ein je nach den Fortschritten der Cultur sehr wechselndes Maß. Wird es heute erreicht? Nach einer preisgekrönten Schrift über die Fortbildungsschulen*) bietet eine mittelmäßige Volksschule während einer achtjährigen Schulzeit ihren Schülern: „Fertigkeit im Lesen und im selbständigen Niederschreiben einer einfachen Erzählung oder Beschreibung ohne grobe orthographische Fehler, Uebung in Anwendung der Grundrechnungsarten mit ganzen und gebrochenen Zahlen und Aehnliches." Das ist kläglich wenig und könnte offenbar bei genügenden Lehrkräften und Lehrmitteln in der Hälfte der Zeit selbst mit mäßig begabten Schülern erreicht werden. Doch darüber später. Hier ist nur die Frage, ob denn die so viel beredeten Fortbildungsschulen fähig sind, das in der Elementarschulzeit Versäumte nachzuholen. Wer die Verhältnisse kennt, wird nicht wagen, diese Frage zu bejahen.

Werfe man nur einen flüchtigen Blick auf die thatsächlichen Zustände, wie sie mit wenigen Ausnahmen fast überall bestehen. Auf hohen obrigkeitlichen Befehl wird irgendwo eine „gewerbliche" Fortbildungsschule errichtet. Die Meister sind nunmehr bei Strafe gehalten, ihre

durchaus fern die Reinheit und Ehrlichkeit der Bestrebungen von Männern, wie dem verstorbenen Dr. Leibing, anzweifeln zu wollen. Aber ich muß gestehen, daß mir die Einsicht und der gute Wille mancher Leiter der Bewegung für das, was Noth thut, schon seit der Zeit zweifelhaft wurden, als ich einsah, daß sie die schweren Mißstände des Volksschulwesens gänzlich kalt ließen. Die angenommenen Wanderlehrer fröhnten derselben „zuchtlosen Halbwisserei", von der Treitschke mit gerechtem Zorne spricht und die Enthüllungen des entlassenen Dr. Lindwurm waren nicht dazu angethan, Sympathien zu erwecken. Ein hervorragender Leiter der Bewegung, mit dem ich vor zwei Jahren über die Lehrlingsfrage und ihre Förderung durch die Ges. f. Verbr. v. Volksbildung sprach, erwiderte mir kurzweg: „Die Fortbildungsschulen gebe ich gerne preis; für uns ist der Kulturkampf die Hauptsache." (Bei der Gründung der Vereine war, wie sich urkundlich nachweisen läßt, die Gegenwirkung gegen jeden über den Delitzsch'schen hinausgehenden Socialismus die Hauptsache. Anm. d. Red.)

*) C. Schröder, die gewerbliche Fortbildungsschule. Berlin 1872. S. 18.

Lehrlinge und Arbeiter unter 18 Jahren wöchentlich zwei Mal Abends nach Feierabend, also etwa von 8—10 Uhr, oder auch des Sonntags in die Schule zu schicken. Da kommt denn ein Viertel- oder Halbhundert Lehrlinge aller Berufsarten zusammen, müde und abgehetzt von des Tages oft zwölf- bis vierzehnstündiger Arbeit und beginnen nun unter Anleitung des Ortsschullehrers ihre Uebungen. Die schwielige Hand, welche tagüber den Meißel oder Hammer geführt hat, soll nun mit gleicher Virtuosität die Schreibfeder, den Zeichenstift handhaben, das müde und stumpfe Hirn soll sich schwieriger Gedankenarbeit anbequemen, im Rechnen, der Sprach- und Naturlehre, der Geographie und Geschichte, wenn's gut geht auch der Geometrie, der Chemie und Physik. Ist der Lehrer einer von den modernen, so kommen auch Buchführung, Stenographie, Wirthschaftslehre oder eine neue Sprache auf die Tagesordnung. Der letzteren Gegenstände nimmt sich vielleicht der Redacteur des Localblattes an oder sonst eine schätzbare Lehrkraft. Ich habe alle Achtung vor dem Bildungsstreben unserer Arbeiterjugend, aber ich muß sehr bezweifeln, ob es besondere Vernunft verräth, ihnen Derartiges zuzumuthen. Die Vorbildung derselben ist natürlich sehr ungleich; Niemand weiß an welcher Stelle die Schule einzusetzen, wo sie aufzuhören hat. Die Lehrer sind, wie erwähnt, die am Orte angestellten Volksschullehrer. Man darf mit hoher Befriedigung anerkennen, daß sie sich meist der schwierigen Aufgabe mit großer Liebe und Aufopferung unterziehen. Aber es heißt Unmenschliches verlangen, wenn man meint, daß ein Mann, der über Tag 80—100 und mehr Kinder in aufreibender Anstrengung zu unterrichten hat, noch geistige Frische genug behalten solle, um am Abend oder Sonntag sich den Lehrlingen zu widmen. Die Väter der Städte sind sparsam; der Fall ist nicht so selten, daß den ohnehin schmal besoldeten Lehrern der Fortbildungsunterricht nicht besonders vergütet wird. Sie sind ja kraft ihrer Vocation auch hierzu verpflichtet. Das dient auch nicht gerade dazu, ihr Interesse an der Sache zu steigern. Man vertheilt dann wohl die Last auf alle verfügbaren Schultern, und es giebt thatsächlich Fortbildungsschulen, in denen heute der, über 8 Tage ein anderer und nach 14 Tagen wieder ein anderer Lehrer unterrichtet, bis die Reihe um ist*). Mit welchem Erfolg, läßt sich denken. — Die gewerbliche Fortbildungsschule, wie sie gegenwärtig verstanden wird, als ein Lückenbüßer für die vernachlässigte Volksschule, ohne inneren Zusammenhang mit der Gesammtorganisation des Schulwesens, hat keinen vernünftigen Sinn. Sie ist geradezu schädlich, indem sie die unbegreifliche Gleichgültigkeit der Volksvertretungen und Regierungen gegen eine zeitgemäße Reform der Elementarschulen erhält.

(Forts. folgt).

---

*) R. Nagel, die gewerblichen Fortbildungsschulen der Provinz Preußen. Danzig, 1875. S. 22. In Pr. Eylau wechseln so 7 Lehrer von Sonntag zu Sonntag, in Bischofsburg 6, in Liebemühl 4, von denen jeder je einen Monat unterrichtet. Ich selbst kenne einen Fall, wo die drei Lehrer eines Ortes sich den schmalen Verdienst (ich glaube 40 Pfennig pro Stunde) nicht einmal gönnten und von Woche zu Woche abgewechselt werden mußten.

Noch einmal die Reichstags-Wahlen.

(Aus Württemberg.)

Die Verwirrung in den Köpfen, wie sie sich anläßlich der Wahlen wiederspiegelt, könnte vielleicht komisch wirken, wenn sie nicht so gar jämmerlich wäre. Man erholt sich allmälig wieder vom ersten Schreck. Zuerst glaubte man, der Socialismus ziehe mit wehenden Fahnen in den Reichstag ein, jetzt, nachdem diese Befürchtung sich als ganz grundlos erwiesen, bekommt man wieder Courage. Man blickt auf die kleine Zahl der demokratischen und socialistischen Vertreter und freut sich seiner eigenen colossalen Ueberlegenheit an Zahl. Freilich von einem Rückgang der Social-Demokratie läßt sich nimmer gut reden, und diese schöne Rubrik, in der sich so erhebende Gefühle zum Ausdruck bringen ließen, muß leider aus den Blättern verschwinden. Aber weder der Schrecken der Gegner, noch die Freude der Anhänger treffen in ihren Auslassungen die Situation ganz und voll, da läuft überall viel Unklarheit mit unter.

Was ist geschehen? Was bedeuten die Wahlen wirklich? Woher diese enorme Erschütterung des politischen Lebens? Das Dutzend Socialdemokraten kann's doch unmöglich hervorgebracht haben. Es sind einfache, schlichte Männer, „unbedeutende Agitatoren" nennt sie die National-Zeitung. War es vielleicht das Unerwartete, das Ueberraschende, da man so viel vom „Rückgang" geflötet? Gewiß trug es dazu bei, die Verwirrung und die Beschämung zu vergrößern. Es ist mehr als arg, wenn Parteien, wie der Liberalismus, die sich geberden, als seien sie die ureigensten Vertreter des politischen Lebens des Volkes, so wenig auf dem Laufenden sind über das, was im Volke selbst vorgeht. Aber der Liberalismus hat schon ganz andere Dinge verwunden, als Verwirrung, Beschämung, Ueberraschung. Er würde auch diesmal leicht damit fertig werden. Oder ist es die Thatsache, daß der Socialismus gerade in den großen Städten sein drohend Haupt erhob? Ach, es war so schön, wenn man jedesmal nach den Wahlen der Bevölkerung der Städte das ganz besondere Compliment machen konnte, wie intelligent, wie erleuchtet, wie vorgeschritten sie sei gegenüber dem dummen Landvolk. Man denke. Drei Jahre politischen Lebens haben diese Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift verwandelt. Während das Reich von Stufe zu Stufe an Macht und Herrlichkeit wächst, ganz besonders auch in Folge des liebenswürdigen Entgegenkommens des Liberalismus gegen die Regierung, entartet das Volk, das niedrige Volk in der entsetzlichsten Weise. Es vergißt die Furcht Gottes und der Gendarmen und wählt Socialisten.

Man sieht in all' dem ein Stückchen Wahrheit, aber nirgends die ganze und volle Wahrheit. Der Eindruck, den die Wahlen hervorgebracht, ist unendlich tiefergehend. Man hat sich von der ersten Verblüffung erholt, man ist nicht mehr stupéfait, allein eine Erschütterung geht durch alles, was sein Heil vom „Reiche" erwartet, wie sie noch nie ein Wahlact hervorgerufen. Diese Erschütterung steht mit den factischen Erfolgen des Socialismus scheinbar in entschiedenem Mißverhältniß. Der Grund muß also tiefer liegen. Und worin liegt er? Es sind hauptsächlich drei Punkte, welche unsere Aufmerksamkeit besonders verdienen.

Erstens haben die Wahlen von 1877 zum ersten Male gezeigt, daß das Volk einen eigenen Willen kundgiebt und plötzlich beginnt, das allgemeine und directe Wahlrecht für Ernst zu nehmen. Der Vorstoß, den es geführt, war viel zu gewaltig, als daß man jetzt noch mit „Agitatoren", „Volksverführern", „Entfesselung niederer Leidenschaften" u. s. w. kommen könnte. Das Allgemeine Wahlrecht, in welchem der Liberalismus eine biegsame Gerte sah, mit der sich graciös nach allen Seiten hin fuchteln läßt, ist plötzlich ein zweischneidig Schwert geworden, das grob und brüsk die seelen-

vollsten Bande zerschneidet. Aber freilich so recht von Herzen Freund ist der Liberalismus dem Allgemeinen Wahlrecht nie gewesen; käme es nicht von seinem „Herrn und Meister" und hätte diesem seine großen Schlachten schlagen helfen, er hätte seine Abneigung gegen dasselbe schon längst an den Tag gelegt. Man benutzte es mit Behagen, hielt ihm auch wohl von Zeit zu Zeit anerkennende Reden, aber getraut hat man ihm nie so ganz.

Zweitens haben die Wahlen von 1877 dem Liberalismus zum ersten Mal in etwas unsanfter Weise zum Bewußtsein gebracht, daß er eigentlich keine politische Partei mehr, sondern lediglich eine sociale Interessen-Gemeinschaft sei. Seinen Gegnern hat er's nie geglaubt, das Allgemeine Wahlrecht demonstrirt's ihm ad oculos. Mit vorstehendem Satz ist nicht zu viel gesagt. Wo der Socialismus auftrat, war es dem Liberalismus nur mehr um „Eigenthum, Ehe und Religion" zu thun. Die Politik heißt für ihn nur mehr Polizei. Der Liberalismus heißt von jetzt ab mit Fug und Recht „Bourgeoisie." Seine Feinde wußten es schon längst, er wollte es ihnen nie glauben.

Drittens aber, und das ist der innerste Grund der gemüthlichen Erschütterung, welche die Herzen aller „Reichsfreunde" so schwer afficirt — **die Bourgeoisie fühlt sich isolirt.** Und dieser Punkt ist es auch, von dem aus sich der Untergang der Fortschrittspartei einzig und allein verstehen läßt. Die Fortschrittspartei war die Nabelschnur, durch die der Liberalismus mit seinem Mutterleibe, dem Volke, noch zusammenhing. Das Volk hat die Schnur zerrissen. Das Volk will keine Männer mehr, die pactiren, es will Männer, die befehlen. Sein Denken ist zu einfach und schlicht, um die verschiedenen Modificationen der Zu- und Abneigung zu verstehen, welche den Liberalismus an die Regierung knüpfen. Es kennt nur Freunde und Feinde, was dazwischen liegt, ist vom Uebel.

Was bleibt ihm also übrig, dem Liberalismus, als sich dahin Hilfe suchend zu wenden, wo er alles findet, was ihm fehlt, — Einheit, Macht, Ansehen und alle Herrlichkeit der Welt — an die Regierung? Die Politik heiße hinfüro Polizei. Mit den kleinen Wirren wird man so fertig und für die großen giebt es eine — ultima ratio. Noch kann man also ruhig schlafen.

A. M.

Eine „Geschichte der Commüne."

Die geflügelten Worte des Fürsten Bismarck haben, wie das auch in der Ordnung ist und die Masse mit sich bringt, ihren Special-Büchmann gefunden, und sogar einen illustrirenden. Aber in dieser Sammlung fehlt ein Wort, das wir hoch anschlagen, wenn wir auch keinen Augenblick verkennen, daß es damals nicht der Ausdruck objectiv-historischer Anschauung gewesen, sondern von derber haßvoller Schadenfreude an des Feindes offenbar gewordener Schwäche eingegeben war. Wir meinen das Urtheil, das Fürst Bismarck am 2. Mai 1871, in den Tagen also da der Kampf noch vor und in den Mauern von Paris tobte, im deutschen Reichstage über die revolutionäre Bewegung in der französischen Hauptstadt fällte: „In der heutigen Pariser Bewegung steckt neben allen unvernünftigen Motiven ein vernünftiger Kern, sonst hätte sie diese Kraft nicht erlangt. Dieser vernünftige Kern ist die deutsche Städteordnung — wenn die Commüne diese hätte, dann würden die Bessern zufrieden sein." Mag das incorrecte Wort — denn hier zu Lande wissen wir, daß es keine „deutsche Städteordnung" giebt und das deutsche Städterecht die mannigfaltigste Abstufung der Autonomie repräsentirt — immerhin nur auf die Uebersetzung ins Französische berechnet gewesen sein, mag der deutsche Staatsmann, indem er die „Commüne" in solchen

Zusammenhang brachte, dabei nicht an die nordfranzösische communio jurata des 13. Jahrhunderts, als die Quelle des Ganzen, und noch weniger an die Zuckungen der französischen Revolution von 1795 gedacht haben, die bis heute selbst von den Historikern nicht richtig erfaßt sind, aus denen aber der Begriff der Commüne sich herüber gerettet hat in die Gegenwart: es ist ein guter und glücklicher Instinct gewesen, der dem Fürsten Bismarck sein Apercü eingegeben hat. Denn die sogenannte Geschichtschreibung hinkt hinter ihm her. Von Frankreich selber muß man billigerweise dabei absehn, denn die Wunde ist dort noch eine brennende, es ist die Sache der herrschenden Partei selber, um die es sich heute bei dieser Frage noch handelt. Aber wo sonst auch von jenem blutigen Pariser Frühling die Rede ist, so begegnet man nur einer sentimentalen Heuchelei, die für das Blutvergießen auf der einen Seite ihre Segenssprüche, für das auf der andern ihren Fluch bereit hält, das intra et extra vergessend. Eine definitiv abschließende historische Darstellung ist freilich auch nicht zu erwarten, denn die Entwicklung ist in ihren Keimen zu Grunde gegangen und diese Keime selbst, verschiedenartigster Natur, stießen, hinderten, neutralisirten sich überdem während ihrer kurzen Wirksamkeit. So treten schließlich nur die Bilder Einzelner hervor, denen selbst der Feind, weil sie für ihre Idee gestorben sind, die Reinheit nnd Ehrlichkeit dieser Idee nicht antastet. In drangvollen Zeiten ist das Sterben eben die einzige Legitimation. Und wenn die Einen dann vor dem Andenken Rossel's sich neigen, die Andern den Soldatentod Dombrowski's gelten lassen, wenn sie, von rechts wie von links, mit Ehrerbietuug den greisen Delesclüze in den Kugelregen schreiten sehen: so wird der Unbefangene vielleicht zugeben, daß jener Widerstreit der Ideen, der die Bewegung zu einer unklaren gemacht hat, noch nicht zu ihrer Verurtheilung hinreicht. — Was von Berichterstattung aus jenen Wochen bisher vorlag, stammte entweder von solchen, die nur als Zuschauer, und vorsichtigerweise als ferustehende, den Ereignissen gefolgt waren; oder die Verfasser hatten die Hand am Steuer und am Degen gehabt und dann waren ihre Aufzeichnungen meist sehr persönlichen Interesses, polemisch oder apologetisch. Das erste Buch, das diese beiden Gebrechen nicht trägt, und doch durchaus authentisch berichtet, ist die so eben bei Kistemaekers in Brüssel erschienene Histoire de la commune von Lissagaray. „Zwar ist's ein Verbannter" — sagt er im Vorwort — „der die Feder führt, aber ein Verbannter, der weder Mitglied, noch Offizier, noch Beamter der Commüne gewesen ist, der fünf Jahre hindurch alle Zeugnisse gesichtet hat, der sieben Beweise suchte, ehe er etwas niederschrieb, stets dessen bewußt, daß der Sieger die geringste Ungenauigkeit dazu ausbeuten würde, Alles zu leugnen, stets dessen sicher, daß es für die Besiegten keine bessere Vertheidigung giebt, als die einfache ehrliche Erzählung ihrer Geschichte." — Und nachdem wir das starke Buch — über 500 Seiten — durchgelesen, glauben wir dieser schlichten Versicherung. L, der als Soldat der Commüne mitgekämpft bis zuletzt, beschönigt nichts, treibt keinen Personencultus, geht sogar einigen recht namhaften Trägern der Bewegung stark zu Leibe, aber sein specieller Parteistandpunkt — er gehört der Internationalen an — macht ihn auch nicht befangen im Urtheil, er berichtet anschaulich und so gedrängt, daß man das Miterlebthaben stets fühlt, für das Raisonnementhat er sehr wenig Zeit. Das Buch wird ins Deutsche übertragen werden und der Leser wird dann leicht Gelegenheit haben sich von dessen Tugenden zu überzeugen, uns lag heute nur die Anmeldung ob.

Neue Bücher.

Keller, Adalb. v., Uhland als Dramatiker, mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses. Stuttgart, Cotta. (M. 7,50.)

Mahan, Critical history of the late american war. Leipzig durch Twietmeyer. (M. 13,50.)

Ranke, Leop. v., Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg. 4 Bde. Leipzig, Duncker u. Humblot. (M. 60.)

Pajol, Comte, Kleber, sa vie, sa correspondance. Paris, Didot. (M. 6.)

Uhde, Herm., Aufzeichnungen u. Lebenserinnerungen von H. A. O. Reichard, gothaischem Kriegsrath. 1751—1828. Stuttgart, Cotta. (M. 8,50.)

Bret Harte, Thankful Blossom, eine Liebesgeschichte. Stuttgart, Auerbach. (M. 1,50.)

Schvarcz, J., Die Demokratie. 1. Bds. 1. Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. (M. 6.)

Maspero, G., Geschichte der morgenländischen Völker im Alterthum. Deutsch von R. Pietschmann, mit Vorwort von Prof. G. Ebers. Leipzig, Engelmann. (M. 8.)

Roscher, Dr. Carl, Zur Kritik der neuesten wirthschaftlichen Entwicklung im deutschen Reiche, Gutachten an die Zittauer Handelskammer. Zittau, Pahl. (M. 5.)

Cameron, Commander, across Africa. Berlin, durch Asher. (Sh. 32.)

Nestle, Dr. Eberh., Die israelitischen Eigennamen in ihrer religions-geschichtlichen Bedeutung. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Harrassowitz. (M. 3,60.)

Balfour, F. H., Waifs and strays from the far East. Essays on matters relating to China. Berlin, durch Asher. (10 Sh. 6 d.)

Vom 20. Jänner d. J. ab erscheint in Wien zweimal monatlich als Centralorgan der österreichischen Gewerkschaften:

Der Gewerkschafter,

Organ für die wirtschaftlichen Interessen der Arbeiter Oesterreichs.

Vierteljähriges Abonnement für Oesterreich-Ungarn 40 kr. ö. W.; für Deutschland 90 Pfennige; für die Schweiz 1 Franc 25 Cent.

Zum zahlreichen Abonnement ladet ein

Die Redakzion u. Administrazion
des
„Gewerkschafter"
Wien, Sechshaus, Stiegergasse 5, 2. Stock.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 9. Februar 1877. Nr. 6.

Inhaltsverzeichniß: Der Bär und der Hahn. — Der industrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung. Von Dr. K. Bücher. (Fortsetzung.) — Vermischtes. — Neue Bücher.

Der Bär und der Hahn.

Also Frankreich hätte sich zwischen Deutschland und Rußland drängen wollen, Frankreich hätte die „hundertjährige Freundschaft" übertrumpft. Rußland hätte plötzlich einen Alliirten gehabt, und zwar einen thatsächlichen, der nämlich zur That zu schreiten bereit wäre und der sofort zur Sache gehen wollte! Das klingt so unglaublich wie das tollste Märchen aus tausend und einer Nacht, so fabelhaft, daß man viel eher nach der Absicht des Erzählers fragt, als nach der Möglichkeit der Geschichte.

Es ist wahr, Rußland hat der deutschen Politik den Daumen eingebogen, als diese sich marschfertig gegen Frankreich machte. Damals ist zuverlässig den Russen etwas versprochen worden; denn Rußland hat noch nie etwas umsonst gethan, viel eher etwas umsonst genommen; und ob dieses Etwas, was den Russen damals versprochen worden, durch das Pontusprotokoll von 1871 ganz liquidirt worden ist, darüber streiten sich gläubige und skeptische Leute. Daß aber Frankreich sich herandrängen sollte, den möglichen Rest der Schuld auf seine Rechnung zu nehmen, das wäre denn doch gegen alle Arithmetik und politische Buchführung. Wir halten Frankreich weder für so edelmüthig, noch für so dumm.

Das Aergste aber, was der gesunden Vernunft je zugemuthet worden, ist die Denunciation, daß Graf Chaudordy in Constantinopel die Interessen der Orleans besorgt hätte, daß die Orleans durch einen Krieg, und nur durch den Krieg zum französischen Thron zu gelangen dächten. Graf Chaudordy ist ein katholischer Republikaner, der die Interessen der Kirche am Besten in dieser Staatsform gewahrt glaubt, der aber lieber eine Revolution machte, als einem Orleans zur Krone zu verhelfen. Die Orleans sind aber zu sehr Robert Macaire, um Kronen auf Schlachtfeldern auflesen zu wollen. Sie haben zwar einen General, den Herzog von Aumale, einen Admiral, den Prinzen von Joinville, und einen Volontaire, den Grafen von Paris; aber man kann diese drei in einen Mörser zerstampfen und einen Vierten aus ihnen kneten, nie wird dieser Vierte fähig sein, einen Staatsstreich zu machen. Er brächte es nicht einmal bis zur Finkmattkaserne in Straßburg und bis zur Landung in Boulogne. Die Orleans sind Intriganten, aber keine Waghälse; sie werden niemals Frankreich anrufen, höchstens sich von Frankreich

rufen lassen, wenn Frankreich sich zu solchem Rufe verstehen sollte. Sie sind fähig das Strandrecht zu üben, wenn die Ladung im Ufersande zerstreut liegt; unfähig das Schiff selbst zu entern.

Wie albern sind daher diejenigen, die auf eine orleanistische Ente anlegten, diese Ente für einen Sturmvogel ansehend, und so die Miene annahmen, das vom Orkan bedrohte Vaterland zu retten. Sturm war gar nicht vorhanden, sondern eitel Wind, derselbe Wind, den die beiden Napoleon zu machen beliebten, und der jetzt bei uns recht täppisch nachgemacht wird.

Aber wie ist uns denn? Wir lesen ja auch in dem bunten Wirrwarr der politischen Kesselflickerei: Deutschland habe Rußland zu Constantinopel in den Krieg hineinzuhetzen gesucht; Deutschland habe plötzlich erklärt, es sei den Türken kein Zoll breit weiter nachzugeben, der Faden der Geduld sei vielmehr abzureißen. Dann wäre ja Deutschland der Freund Rußlands, der Alliirte, nach dem es mit allen Laternen sucht, der ihm die Flanken deckte; dann hätte ja Deutschland gerade das gethan, was man den Franzosen zur Last legt. Man muß gestehen, daß in diesem Nebel die Hand nicht vor Augen zu erblicken ist und daß der erste Kanonenschuß zu segnen wäre, der den Nebel zertheilte und männiglich in seiner wahren Position zeigte.

Oder ist die deutsche Politik entschieden für Rußland, und dabei so eifersüchtig auf jeden Andern, der es ihr etwa in der Freundschaft zuvorthun könnte, daß sie Niemanden gestattet, Rußland ein freundliches Gesicht zu machen? Wo alle Erklärungsgründe Schiffbruch leiden, da präsentiren sich zuletzt die seltsamsten Muthmaßungen.

Die französische Stimmung kann auf allerhand Einfälle gerathen, und in einer Zeit, die nichts gelten läßt als handgreifliche Interessen, mag auch die Kannegießerei in Frankreich auf ein russisches Bündniß verfallen. Wir haben so etwas längst erlebt, Frankreich noch nicht, und der zehnte Karl wurde grade in dem Augenblick übers Meer geschickt, als er sich den Rhein von Rußland hatte versprechen lassen. Die Stimmung in Frankreich ist aber nicht die französische Politik, die traditionelle, historische, schulgerechte Politik. Die ganze Vergangenheit Frankreichs ist antirussisch, türkenfreundlich, von Franz I. an, durch Heinrich IV. hindurch, bis zu Napoleon III. Frankreich hat lateinische Interessen im Orient, kann und wird sich mit den griechisch-byzantinischen niemals vertragen, sich niemals mit ihnen abfinden; Frankreich kann so wenig als England die Russen in der Levante und im Bosporus dulden. Die französiche Politik selbst in den mittelmäßigsten Händen, und wäre sie von den grimmigsten Revanchegelüsten beseelt, wird in der Orientfrage nimmer ein Bündniß mit Rußland schließen, auch so nicht, daß sie dem Bundesgenossen blos den Rücken deckte. Keine Nationalversammlung würde ihre Zustimmung zu solchem Selbstmorde geben, und das wußte grade Rußland am Besten, als es den jetzigen Konflikt hervorrief. Frankreich mußte darnieder liegen, ehe sich ein Insurgent in der Herzogewina erheben durfte. Der Serbe wäre ruhig zu Hause geblieben, wenn Frankreich nicht unter den großen Schlägen geblutet hätte. Die da an Frankreichs Stelle als erste Militärmacht getreten sind, hätten auch Frankreichs Stelle im Orient vertreten sollen: dann wäre Europa seit Jahr und Tag in Ruhe und nicht der mindeste

Krieg „in Sicht“. Rußland würde ſich daheim um ſeine eigenen Sachen kümmern, nicht nur ſein Heer, ſondern auch den Staat ſelbſt reorganiſiren, und endlich darauf bedacht ſein, wirklich zu Europa zu gehören, anſtatt durch wüſtes Geſchrei und Rumoren die Nachbarn beſtändig zu beunruhigen. Wir ſehen jetzt ja deutlich, wie wenig gefährlich der Koloß iſt, wenn er allein ſteht; wir ſehen, daß er ſich rüſten muß wie anno 1812 und 13, um den „kranken Mann“ über den Haufen zu rennen; daß er ein halbes Jahr lang mit der Plempe herum rodomontirt, ehe er die berühmte Quarte austheilt; ja daß er bis an die Zähne gerüſtet, jetzt in ganz Europa Anfrage hält: Wie wollt ihr daß ich mich auslege? Selbſt das unter dem dritten Napoleon halb verweſende Frankreich wäre dazwiſchen gefahren und hätte „Gewehr ab“ commandirt.

Ob der Prinz von Joinville einen mehr oder minder anſtößigen Artikel gegen die deutſche Reichspolitik in die „Revue des deux Mondes“ ſchreibt, ob er die Kleinen und Mittleren zu einer Föderation auffordert, die die Nordſee und Oſtſee ſicher ſtelle: das iſt doch kein Motiv, eine actuale europäiſche Frage zu vergeſſen oder gar zu verfahren. Was hat die deutſche Preſſe vor dem Kriege nicht alles gegen den Bonapartismus und bonapartiſche Ideen geſagt! Was haben Teutomanen vom Kaliber des Hrn. v. Löher zu München nicht nach den deutſchen Siegen verlangt, welche Beſchneidung und Verkürzung Frankreichs vorgeſchlagen! Wie iſt Frankreich nach dem Frieden geviertheilt und aus der Welt geſchafft worden! Das Alles wurde in der Ordnung gefunden, wenigſtens Niemand darüber zur Ordnung gerufen.

Die ruſſiſchen Blätter ſagen den Deutſchen jede beliebige Impertinenz, wenn dieſe Miene machen, ſich die orientaliſchen Dinge bedächtig anzuſehen, wenn ſie äußern, Deutſchland möchte doch wohl etwas zu gut ſein, um ruſſiſche Traindienſte zu verſehen. Wir haben aber nicht gehört, daß der „Staatsanzeiger“ ſich darob erzürnt hätte, daß die allzeit Getreuen zu einem Ausfall gegen den Moskow begeiſtert oder gar dem Geſandten in Petersburg Inſtruktionen übermittelt worden wären. Alle Aufmerkſamkeit, alle Empfindlichkeit, alle Uebelnehmerei richtet ſich nach Weſten; unſere frühgreiſen Preßknaben, die doch erſt ſechs Jahre im großen Style arbeiten, ſind ſchon ſo gewunden, zweideutig und boshaft, wie es „Conſtitutionnel“, „Pays“ und „Patrie“ nur je im Laufe von Dezennien geworden. Nach dieſer Seite hin ſind wir ſchon faul, ehe wir reif geweſen.

Wer den Profit von ſolchem Gebahren hat, das ſteht außer Frage. Rußland hat von jeher den Fuß auf den Riß geſtellt, der durch die Großmächte Europas hindurch ging.

Das iſt die Geſchichte vom Hahn und vom Bären. Der Bär brummte vernehmlich in ſeiner beſſarabiſchen Höhle zwiſchen Fleckentyphus und Diphtheritis. Es war ihm nicht ganz wohl in ſeiner Lage. Da muß der Hahn krähen, alle Geſichter wenden ſich nach der entgegengeſetzten Seite. Der Hahn behauptet, er habe gar nicht gekräht, ſondern ein paar junge Schreihälſe von ſeinem Hofe hätten ihre Stimme verſucht. Die Staatsweiſen in Deutſchland bleiben dabei, daß der Hahn gekräht und ereifern ſich mörderlich darüber. Der Bär ſchmunzelt und ſchleicht unbemerkt weiter. Die da drüben werden Jagd auf den Hahn machen, mit Knütteln und Stangen, knurrt er; gehen wir indeſſen zum türkiſchen Bienenkorbe!

Der industrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung.

Von Dr. Karl Bücher.

(Fortsetzung.)

Man hat in den letzten zehn Jahren so oft das Wort gesprochen und drucken lassen: die sociale Frage ist eine Bildungsfrage. Wenn man diesen Satz allgemein nimmt, so ist er unrichtig und jeder, der ihn nachspricht, gibt seiner socialen und wirthschaftlichen Einsicht ein Armuthszeugniß und verschiebt den Schwerpunkt der Sache. Die sociale Frage ist ihrem innersten Kerne nach eine wirthschaftliche Frage oder, wie jener Chartistenführer sagte, eine „Messer- und Gabelfrage" und kann nur durch wirthschaftliche Reformen auf Grund der allgemeinen Rechtsgleichheit gelöst werden. Es ist die Behauptung aufgestellt worden, daß die Entwicklung der Klassengegensätze nie bis zu der Schärfe gediehen sein würde, die sich wieder aus den letzten Reichstagswahlen offenbart hat, wenn die Regierungen seit Anfang dieses Jahrhunderts durch gründliche Reformen im Schulwesen dem Fortschreiten der Kulturgegensätze rechtzeitig Einhalt gethan hätten.*) Das ist unbedingt zuzugeben: der gewerbliche Mittelstand würde nicht in dem Maße social und technisch verkrüppelt und verkümmert sein; er würde durch zweckmäßige Organisation der Produktion auf Grund der Association manche, jetzt verlorene Position gehalten haben. Hirth sagt gewiß mit Recht: „Der Mensch, der keine allgemeine Bildung besitzt und nun zur Erhaltung des nackten Lebens gezwungen ist, auch beruflich auf jeden weiteren Gesichtskreis zu verzichten, muß nothwendig auf den Werth der Maschine herabsinken. Der niedrige Kulturgrad der kleinen Leute wird zum verhängnißvollen Schutzzoll für das Großkapital, dessen Prämie mit jedem neugeborenen Arbeiterkinde wächst." Wenn er nun aber weiter meint, durch einen großartigen „Kulturschub" der ungebildeten und in ihrer Lebenshaltung auf das Nothdürftigste herabgedrückten Klassen den letzteren eine gleiche „Bewaffnung im Kampfe ums Dasein" geben zu können mit der Klasse, die ihnen im Streite um die Höhe des Arbeitsertrags und damit um die sociale Stellung gegenüber steht, so ist dies eine schöne und verführerische Täuschung. Er vergißt dabei, daß die „Konkurrenzfähigkeit" der Personen, welche im wirthschaftlichen Leben einander gegenüberstehen, in erster Linie auf ihrer Kapitalkraft beruht und erst an zweiter Stelle auf ihren intellektuellen und moralischen Eigenschaften. Darnach bestimmt sich der Einfluß einer erhöhten Geistesausbildung auf die Fähigkeit, dem volkswirthschaftlichen Interessenkampfe gewachsen zu sein. Aber die socialen Folgen eines auf der gesetzlich gewährleisteten gleichen Rechtsbasis aufgebauten Volksbildungswesens müßten sich auf die Dauer auch wirthschaftlich ungemein wohlthätig erweisen. Erhöhte Bildung innerhalb einer ganzen Volksklasse hat eine Erhöhung

*) G. Hirth. Ueber Volksbildung und Rechtsgleichheit. Zur Lösung der socialen Frage. 2. Aufl. Leipz. 1873. (Auch abgedruckt in den „Freisinnigen Ansichten der Volkswirthschaft und des Staates" Leipz. 1876 S. 53 ff.) Eine zwar nicht durchweg befriedigende, aber in ihren Grundgedanken bahnbrechende Schrift, die leider fast ohne Einfluß geblieben ist.

der Lebenshaltung zur unmittelbaren Folge; mit der Erweiterung des konventionellen Bedürfnißkreises würde der Arbeitslohn steigen und darnach müßte sich auf die Länge auch die ganze wirthschaftliche Zusammensetzung der Gesellschaft modificiren. Man hat es ja so vielfach beklagt oder getadelt, daß die Arbeiter meist die Lohnsteigerungen der industriellen Fluthjahre nicht zur Steigerung ihrer materiellen und kulturellen Lebenshaltung zu verwenden wußten. Man hat daraus mit beflissenem Eifer die Berechtigung schöpfen zu dürfen gemeint, sich immer tiefer in jenes ästhetische Mißbehagen einzubohren, mit dem selbst sonst wohlmeinende Männer der Arbeiterfrage gegenüber stehen. Ja man ist auf diesem Wege zu jener blöden Stumpfheit des politischen Denkens und der historischen Auffassung gekommen, von der aus man entweder die ganze Proletarierbewegung zusammenkartätschen oder ihr mit ein paar homöopathischen Receptchen, wie Schiedsgerichten, Gewerkvereinen, Hülfskassen etc. friedliche Bahnen vorzeichnen zu können meint. Die allernächste und allerhöchste Aufgabe des Staates und der gebildeten und besitzenden Klasse gegenüber der socialen Frage ist unbedingt eine pädagogische: Erst wenn es gelingt die arbeitenden Klassen möglichst allgemein an den Gütern der Kultur, an den geistigen Errungenschaften der Gegenwart zu betheiligen, finden einschneidende wirthschaftliche Reorganisationsgedanken eine solide Unterlage; erst dann können wir ohne Besorgniß vor sonst unvermeidlichen socialen Verwicklungen der Zukunft entgegensehen und auf eine friedliche und befriedigende Lösung der materiellen Schwierigkeiten hoffen.

„Inhalt, Umfang, Allgemeinheit und Freiheit des Elementarunterrichts," sagt Lorenz Stein, „bedeuten in ihrem Kreise die Kraft und die Richtung der ganzen socialen Bewegung einer Epoche, und zwar in der Weise, daß die Entstehung und Ausdehnung desselben sowie seine organische Verbindung mit dem allgemeinen Bildungswesen den großen Prozeß der Hebung der niederen Klassen überhaupt, speciell aber den der Hebung derselben zum geistigen Leben der höheren bedeuten. Es ist daher ohne eine wohl organisirte Elementarbildung gar kein wahrer socialer Fortschritt möglich; wo derselbe dagegen fehlt, fehlt das große vermittelnde Glied für den Uebergang von einer Klasse zur andern, mit ihm das Element der Ausgleichung der Klassengegensätze und der sociale Kampf wird daher ein roher, gewaltsamer, der die Vermehrung der Wohlfahrt zum Inhalt und die Despotie zur Folge hat. Nur der tüchtige und allgemeine Elementarunterricht kann das ändern, fast noch mehr durch sein Princip als durch seinen Inhalt."

Dies ist die sociale Tragweite der Frage; die politische dürfte von selbst einleuchten. Wir haben es hier zunächst nur mit der technischen Seite zu thun; aber wir durften uns einer kurzen allgemeinen Erörterung nicht entschlagen, um für die auf Grund dieser zu stellenden Anforderungen den Maßstab zu gewinnen. Ueber die Verpflichtung des Staates, „für die Bildung der Jugend durch öffentliche Schulen genügend zu sorgen*) bedarf es keiner Worte; sie ist wohl in allen deutschen Staaten verfassungsmäßig anerkannt und erscheint als nothwendige Konsequenz des Schulzwangs. Daß die dermaligen Leistungen der Volksschulen durch-

*) Worte der preuß. Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850.

gängig hinter den Zeitanforderungen zurückbleiben, ist schon durch die Agitation für die obligatorische Fortbildungsschule zugestanden, die am eifrigsten von gewerblichen Kreisen betrieben wird. Die Frage liegt nun so: bedarf es einer immerhin nach manchen Beziehungen bedenklichen Ausdehnung des staatlichen Schulzwangs bis zum achtzehnten Lebensjahre durch die obligatorische Fortbildungsschule, wobei der Erfolg immer noch ein äußerst ungenügender bleibt, oder läßt sich der Zweck nicht vollkommener durch eine Hebung der Volksschule erreichen?

Die Leistungen der letzteren entsprechen augenblicklich nur ihrer Organisation und den auf dieselben verwandten Mitteln. Trotz der gewaltigen Fortschritte auf allen Gebieten der geistigen und materiellen Cultur steht die preußische Volksschule noch immer auf dem Standpunkte, den sie am Ende des vorigen Jahrhunderts eingenommen hat.*) Das Lehrziel, welches ihr gesetzlich gestellt ist, ist ein kläglich geringes und wird in den allermeisten Schulen gar nicht einmal erreicht. Abgesehen von der Dürftigkeit der Lehrmittel, der schlechten Beschaffenheit der Schullocale beeinträchtigt die Ueberfüllung der meisten Schulen im höchsten Grade die Erreichung eines befriedigenden Resultats. Das Gesetz schreibt vor, daß von demselben Lehrer höchstens 80 Schüler gleichzeitig unterrichtet werden dürfen. Diese Zahl ist, wie jeder Anfänger in der Pädagogik weiß, eine viel zu hohe; sie hat selbst bei der äußersten Kraftanspannung des Lehrers zur nothwendigen Folge, daß von den Schülern viel gesessen werden muß, aber erstaunlich wenig gelernt wird. Allgemein gilt die Zahl von 40 Schülern als die höchste, welche gleichzeitig mit Erfolg unterrichtet werden kann. Nun aber geht die Zahl in sehr vielen Fällen, auf dem Lande sogar in der Regel, über das gesetzlich zulässige Maximum hinaus. Am 1. Juli 1875 gab es nach einer officiellen Angabe im preußischen Staate 54,496 Elementarlehrerstellen.**) Von diesen waren nicht weniger als 4508 oder 12 Procent derzeit unbesetzt; fast 1900 der letzteren wurden von ungeprüften Lehrkräften oder Präparanden verwaltet, d. h. halbwüchsigen Jungen von 14—16 Jahren, die sich auf den Besuch des Seminars vorbereiten. 2463 wurden von geprüften Lehrern anderer Schulen oder Klassen mitversehen, und 155 Stellen waren ohne alle Versorgung. Berücksichtigt man nun, daß jenes „Mitversehen" von 2463 Schulen oder Klassen nur dadurch möglich ist, daß immer je zwei Schulen, die „mitversehene" und diejenige, für welche der Lehrer ordnungsmäßig angestellt ist, leiden, bezw. nur die Hälfte des Unterrichts, der ihnen zukommt, empfangen, so wird man sich leicht eine Vorstellung von der herrschenden Noth und von den Resultaten des Unterrichts machen können. Auf je einen Lehrer entfallen — immer die Richtigkeit der amtlichen Statistik vorausgesetzt — durchschnittlich 75 Schüler (auf dem Lande 79, in den Städten 63). Ohne jeden Unterricht waren somit 11,625 Kinder, nicht ordnungsmäßig (d. h. durch Präparanden und „Mitversehen") unterrichtet 511,200 Kinder in 6816

*) Vgl. Gneist, die Selbstverwaltung der Volksschule. Berlin, 1869. Im Uebrigen s. die Schrift von Eduard Sack, Unsere Schulen im Dienste gegen die Freiheit. Braunschweig, 1874.

**) Vgl. Jahrbuch für die amtl. Statistik des preuß. Staates, IV. Jahrg., 2. Hälfte, S. 54, 42 ff. Der Kürze wegen sind ordentliche und Hülfslehrerstellen im Text zusammengezogen.

Schulen bezw. Klassen. Auf dem Lande, aus dessen Schulen auch der städtische Arbeiter- und Handwerkernachwuchs zu einem bedeutenden Procentsatz hervorgeht,*) sind die Volksschullehrer mancher Bezirke thatsächlich zu ambulanten „Schulhaltern" geworden. In manchen Theilen der alten Provinzen herrschen bekanntermaßen nach dieser Richtung entsetzliche Zustände. Unter den Einzelheiten, die dutzendweise zur Hand sind, sei nur folgender Bericht eines national-liberalen Blattes hervorgehoben:

„Der Lehrermangel ist in einzelnen Bezirken der Provinz Schlesien so groß geworden, daß die Bestimmungen des Ministeriums über das Maximum der Schülerzahl nicht beachtet werden können. Nach dem in der General-Lehrerconferenz in Kattowitz erstatteten amtlichen Berichte ergiebt sich, daß in den ländlichen Schulen des Kreises achtzig Lehrer 11,390 Schüler unterrichten, also auf jeden Lehrer 142 Schüler kommen, während vorschriftsmäßig die Schülerzahl nicht über achtzig betragen soll. Aus dem Liegnitzer Regierungsbezirk wird ferner ein Fall berichtet, daß bei einer in dem Jahre schon einmal wegen Lehrermangels zeitweise geschlossen gewesenen Dorfschule abermals eine sechswöchentliche Unterbrechung eingetreten ist, weil der junge Lehrer zur Ableistung seiner Dienstpflicht eingezogen und ein Ersatz für ihn nicht zu beschaffen gewesen ist. Daß ländliche Lehrer in Ermangelung von Hülfslehrern weibliche Familienmitglieder mit der Ertheilung des Unterrichts betraut haben, gehört nicht zu den Seltenheiten und hat, auch wo eine Berechtigung der Hülfslehrerinnen zur Ertheilung von Unterricht nicht nachgewiesen war, die Zustimmung der Aufsichtsbehörden finden müssen, weil nur auf diese Weise die Fortführung des Unterrichts möglich wurde. Die gleiche Erscheinung zeigt sich übrigens bekanntermaßen fast in allen Provinzen und sie wird sich so lange wiederholen, bis die oft genug dargelegten Gründe, aus denen sie mit Nothwendigkeit erwächst, beseitigt sind."

Aber auch in den neuen Provinzen wird es bald kaum besser aussehen. Das ehemalige Nassauer Ländchen ist der Trefflichkeit seiner Volksschulen wegen berühmt. Vor 1866 hatte auch das ärmste Dörfchen des Westerwaldes seinen Lehrer; im vorigen Jahre waren allein im Amte Usingen von 52 Schulstellen 13 unbesetzt**). Die Gegend ist arm, die Dörfer liegen weit aus einander; wie sich da die 26 unter dem Nothstand des „Mitversehens" stehenden Schulen befanden, läßt sich ahnen. Aehnliche Klagen erschallen aus Hannover und Schleswig-Holstein. Schon fängt man an, schätzbare Kräfte für das Lehrfach zu nehmen, wo man sie findet. Trotz aller Staatssubvention vermögen die Präparandenanstalten und Seminarien wenig mehr als den natürlichen Abgang zu decken. Die Zahl der Lehrerinnen an Elementarschulen, wo ihre Kräfte selten den Anforderungen gewachsen sein dürften, hat sich zwischen 1873 und 1875

*) Engel in der Zeitschrift des statist. Bureaus X. (1870) S. 396.

**) „Frankfurter Anzeiger" vom 11. Februar 1876. Freilich leidet nicht allein Preußen unter der Misere des Lehrermangels. Aus den Thüringischen Staaten (mit Ausnahme von Sachsen-Weimar) waren noch vor kurzer Zeit ähnliche Klagen zu vernehmen. Das Schulwesen im Königreich Sachsen gilt für gut, dennoch theilte am 16. Januar 1876 der Hamb. Corr. mit, daß nach Angabe des Bezirksschulinspektors Spieß in der Amtshauptmannschaft Chemnitz allein 70 Lehrkräfte fehlen, von denen nur 24 durch die nächste Kandidatenprüfung des Seminars in Zschopau auf Ersatz zu rechnen hatten. In Baiern scheint es nicht besser zu stehen. S. König in den Gutachten des Vereins für Socialpol. über das Lehrlingswesen S. 7. Im Uebrigen vergl. Sack a. a. O. S. 29. ff.

von 3,177 auf 3,936 vermehrt. Ein Ende der Noth ist gar nicht abzusehen.

Ein weiteres Hinderniß für die Erzielung eines erträglichen Erfolges ist die Organisation der preußischen Volksschulen. Die einklassige und die Halbtags-Schule herrschen auf dem Lande überall vor; ja es scheint die Absicht zu sein, sie zu eigentlichen Normalschulen zu machen. Den einfachsten Lehrregeln zuwider werden hier Kinder jeden Alters vom 6. bis 14. Jahre in ein und demselben Lokale von ein und demselben Lehrer gleichzeitig unterrichtet, oder vielmehr die Mehrzahl wird „still beschäftigt", während immer nur eine Abtheilung sich der persönlichen Unterweisung des Lehrers erfreut. In der That genießt also der einzelne Schüler nur den vierten Theil des Unterrichts, auf welchen er nach allen Regeln der Vernunft und nach dem Geist der Gesetze Anspruch hat; für den größten Theil der Schulzeit hat er daneben die Befugniß, auf der Schulbank zu sitzen und Arbeiten zu machen, die der Lehrer fast nie im Einzelnen kontroliren kann, deren Nutzen demgemäß ein sehr zweifelhafter ist. Von der Beschaffenheit der Schullokale und ihrer Ausstattung mit Lehrmitteln ist es räthlich, lieber zu schweigen. Das Verzeichniß der „unentbehrlichen Lehrmittel" in den „Allgemeinen Bestimmungen" vom 15. October 1872 ist wahrlich kein Dokument, mit welchem der preußische Staat seine Kulturmission beweisen kann, und wie oft werden seine vierzehn Nummern nicht einmal komplet vorhanden sein, obgleich sich weder eine Wandkarte von Europa (geschweige denn der übrigen Erdtheile) noch ein einziges Anschauungsmittel für den naturwissenschaftlichen Unterricht darunter befindet!

Ueber die Vorbildung der Lehrer ist noch weniger Tröstliches zu berichten. Die staatlichen und privaten Präparandenanstalten können nach ihrer ganzen Organisation und nach der Dürftigkeit ihrer Ausstattung keine glänzenden sein, so viel Rühmens dieselben sich auch zu erfreuen haben. Einrichtung und Lehrziel der Seminarien entsprechen nach keiner Seite den Anforderungen der Zeit. Was z. B. an geographischem und geschichtlichem Unterricht der Normallehrplan vorschreibt, *) geht nicht über das Maß hinaus, welches den 12—14jährigen Knaben der höheren Bürgerschulen oder der mittleren Realschulklassen geboten wird. Es ist kaum glaublich, daß in der Mathematik das Gewöhnlichste aus der ebenen Geometrie, in der Algebra die Gleichungen zweiten Grades (Reihen- und Logarithmenlehre nur ausnahmsweise!) das Endziel des Seminarwissens bilden. Nicht einmal für den Unterricht in der Muttersprache und Nationalliteratur ist genügend gesorgt. Kurz man kann sagen, daß die fachliche Ausbildung unserer berufenen Volksbildner hinter dem Maße erheblich zurückbleibt, welches gegenwärtig als das allgemeine Bildungsziel des höheren Bürgerstandes durch die Realschule I. O. aufgestellt wird. Wie es mit der selbständigen Weiterbildung aussieht, darüber wurden von genauern Kennern der Verhältnisse auf dem Erfurter Lehrertag wahrhaft haarsträubende Einzelheiten mitgetheilt. Nicht nur daß ihnen die Hauptwerke unserer Dichterheroen kaum dem Namen nach bekannt seien: es fehle selbst nicht selten die Fähigkeit orthographisch und grammatisch richtig zu schreiben. Ein Wunder, wenn

*) Man vergl. die Allgem. Bestimmungen vom 15. Oct. 1872. S. 36. ff.

es anders wäre! Das Seminar erzieht nicht zur geistigen Selbständigkeit, sondern begnügt sich mit einer nothdürftigen Drillung; die materielle Noth, der Zwang zu jeglicher Art von Nebenbeschäftigung, die Arbeitslast der Schule sind nicht dazu angethan, Zeit und Kraft und Freudigkeit zu rüstigem Weiterstreben übrig zu lassen.

Der Gegenstand drängt uns diese Erörterungen auf; wir glauben eher zu hell als zu dunkel gezeichnet zu haben. Jeder, der sich die Frage stellt, ob unsere Volksschulen eine den Anforderungen des praktischen Gewerbelebens genügende Ausbildung gewähren, muß vor diesen, in melancholisches Grau gehüllten Hintergrund treten. Man kennt an leitender Stelle recht gut den schneidenden Widerspruch zwischen den Forderungen der Zeit und den thatsächlichen Zuständen des Volksbildungswesens. Der Erlaß vom 15. October 1872 hat deßhalb im Anschluß an die bereits an vielen Orten bestehenden Bürger-, Mittel-, Rektor-, höheren Knaben-, oder Stadtschulen eine Art oberer Volksschulen geschaffen, „welche einerseits ihren Schülern eine höhere Bildung zu geben versuchen, als dies in der mehrklassigen Volksschule geschieht, andererseits aber auch die Bedürfnisse des gewerblichen Lebens und des s. g. Mittelstandes in größerem Umfange berücksichtigen, als dies in den höheren Lehranstalten regelmäßig der Fall sein kann. Es entspricht den Anforderungen der Gegenwart nicht nur, die bestehenden Anstalten dieser Art weiter zu entwickeln, sondern auch die Neuerrichtung derselben Seitens der Gemeinden thunlichst zu fördern.“ So das Ministerium, welches damit ein geradezu vernichtendes Urtheil über den Stand des Volksschulwesens ausspricht, es aber dem guten Willen und der Steuerkraft der Gemeinden überläßt, ob sie „den Anforderungen der Gegenwart entsprechende“ Mittelschulen erhalten sollen oder ob sie sich mit der niederen Elementarschule begnügen müssen. Es ist im höchsten Maße bezeichnend, daß man die Verwaltung und die Aufbringung der Kosten für die Volksschulen den kleinen lokalen Verbänden überlassen hat ohne Rücksicht auf die ungleiche Wohlhabenheit der einzelnen Gegenden *) und daß man gerade an der Volksschule mit der Selbstverwaltung experimentirt, für die auf anderen Gebieten das Volk immer nicht reif genug ist. Wohin wir auf diesem Wege gelangen müssen, kann bei den herrschenden gesellschaftlichen und politischen Klassenströmungen kaum zweifelhaft sein.

Was die liberalen Parteien in Volks- und Gemeindeverwaltungen bislang für die Schule gethan haben, ist ein klägliches Zeichen ihrer Kurzsichtigkeit und ihres Egoismus. Fast jeder Einzelne unter ihnen sieht die Unzulänglichkeit der Volksschule ein und wer die Mittel nur irgend zu erschwingen weiß, schickt seine Kinder nicht in dieselbe. Mit Aufbietung oft verhältnißmäßig bedeutender kommunaler Mittel hat man in den Städten und größeren Orten fast überall Rektoratsschulen, niedere und höhere Bürgerschulen, Bürgerschulen I. und II. Ordnung, Gymnasien und Progymnasien errichtet. Die Institution des Einjährig-Freiwilligendienstes begünstigt in hohem Maße diese Anstalten; bei der Mehrzahl ihrer Schüler hat denn auch der Bildungstrieb

1) Vergl. die nach der finanziellen Seite gewiß schlagenden Ausführungen von G. Hirth, Volksbildung und Rechtsgleichheit, S. 37 ff.; auf dem Gebiete der Schulaufsicht herrscht kaum weniger Unvernunft.

mit der Erlangung der Freiwilligenberechtigung ein Ende. Diese Schulen belasten natürlich die städtischen Budgets schwer, wenn sie nicht gar Staatsunterstützungen beanspruchen und erhalten; sie werden mit luxuriösen Schulhäusern, mit reichlichen Lehrmitteln, mit den besten Lehrkräften ausgestattet. Für die Volksschule wird natürlich um so weniger gesorgt, je weniger die Väter der Stadt, welche ja meist der besitzenden Klasse angehören, ein persönliches Interesse dabei haben. Sie ist schon thatsächlich in allen größeren und in vielen kleineren Städten zur Armenschule herabgesunken. Freilich schreiben die ministeriellen Bestimmungen vor, daß nur da die Errichtung höherer Schulen zulässig sein soll, wo für die Volksschule eine „ausreichende Fürsorge stattgefunden hat." Was aber hier als ausreichend angesehen werden darf, ist nach dem früher bemerkten zum Erbarmen wenig. Das Schulgeld für die höheren Lehranstalten wird geflissentlich so hoch bemessen, daß der kleine Handwerker, der Arbeiter nicht daran denken kann, von ihnen für seine Kinder Nutzen zu ziehen, obgleich er durch seine Steuern zum Unterhalte derselben beitragen muß. Für die Gymnasien und Realschulen ist das Schulgeld durch eine Ministerialverordnung auf 100 Mark normirt worden, manche Städte gehen noch darüber hinaus. Man schmeichle sich nur nicht mit der Einbildung, daß diese höheren Lehranstalten der Mehrzahl ihrer Schüler auch wirklich eine intensiv höhere Bildung gewähren. Ihre Organisation ist von unten auf darauf berechnet, daß die Schüler den ganzen sechs- oder neunjährigen Kursus durchmachen; aber bei noch nicht 6 Procent ist das wirklich der Fall.*) Etwa 94 Procent der Zöglinge können oder wollen den Kursus nicht vollenden; sie treten schon aus den mittleren Klassen, besten Falles nach Erlangung des Freiwilligenrechts aus und sind für die betreffenden Anstalten eine schwere Belastung, für diejenigen Schüler, welche eine gründliche Vorbildung auf das Berufsstudium erstreben, ein großes Hinderniß. Thatsächlich steht ein solcher Gymnasial- oder Real-Tertianer oder Quintaner an wahrer innerer Ausbildung dem Knaben kaum gleich, welcher eine tüchtige württembergische Volks- oder preußische Mittelschule durchgemacht hat. Aber eine höhere Ausbildung ist auch von den Eltern meist gar nicht beabsichtigt; es kommt hier derselbe Zug ständischer Abschließung, der in der ganzen Zeit liegt, den Betroffenen oft selbst nicht bewußt zum Ausdruck. Die Kinder der Besitzenden sollen nicht mit den Kindern des „gemeinen Volks" auf derselben Bank sitzen. Früher war es mindestens noch die Regel, daß durch die drei unteren Elementarklassen die Kinder aller Stände in derselben Volksschule beisammenblieben: jetzt hat auch das fast ganz aufgehört. Die meisten höheren Lehranstalten errichten sog. Vorschulen, in welchen die Kinder schon vom sechsten Jahre an für die Realschule oder das Gymnasium vorbereitet werden. Mit welchen pädagogischen Scheingründen man immer diese Einrichtung mag zu rechtfertigen suchen: vom socialen Standpunkte aus ist sie im höchsten Grade zu beklagen. Man versetze sich in den naiven Gedankenkreis eines solchen Kindes, das jene vornehme Schule besucht, während das Söhnchen des Handwerkers, der im Hinterhause, des Arbeiters der in der Mansarde

*) Rascher, das deutsche Schulwesen nach seiner historischen Entwicklung und den Forderungen der Gegenwart, S. 97.

wohnt, zur Armenschule muß. Soll uns da nicht grauen vor der Zukunft, wenn wir mit ansehen müssen, wie dem heranwachsenden Geschlecht von Kindesbeinen an die Klassengegensätze eingeimpft werden, wie unsere künftigen Beamten, Kaufleute, Fabrikanten bereits in der Schule lernen, den Mann im Arbeiterkittel gering zu schätzen.*)

Von den Tribünen der Parlamente, von den Kathedern der Hochschulen, auf allen Straßen und Gassen ruft man dem Arbeiter zu: „Du bist frei, niemand hindert dich in der freien Entwicklung und Verwerthung deiner Kräfte, arbeite, spare nur, werde auch reich, wie diejenigen, welche du beneidest!" Aber die Gesellschaft versagt ihm die Mittel, schneidet ihm die Möglichkeit ab, sich die geistige Ausrüstung anzueignen, welche ihm die Fähigkeit verleiht, sich in seinem Thun über die Maschine, über das rein vegetative Dasein zu erheben. Ja sie leistet denjenigen noch allen Vorschub, welche aus seiner geistigen Inferiorität Vortheil ziehen. In den Gegenden der Hausindustrie verkümmern viele Tausende von Arbeiterkindern; vom frühsten Morgen bis in die tiefe Nacht hinein müssen sich die Händchen regen um am Erwerb der Familie mitzuhelfen; die Lehrer klagen Jammer und Noth über die Schlaffheit des Körpers, die Stumpfheit des Geistes, die ihnen bei diesen Kindern täglich in der Schule entgegentritt.**) Daß die Vorschriften der Gewerbe-Ordnung über die Beschäftigung von Kindern in den Fabriken durchgehends seither nicht beobachtet worden sind, ist eine durch die Reichs-Enquête über die Frauen- und Kinderarbeit wie durch die Berichte der preußischen Fabrikinspektoren bestätigte Thatsache.***) Be-

*) Der badische Beobachter versichert in einer Correspondenz aus Pforzheim vom 16. Nov. 76, daß sich in größeren Städten der Besuch der Volksschule fast nur noch aus den niedersten Klassen recrutirt. In einer preußischen Provincialstadt, deren Bürger sich ihres altüberlieferten demokratischen Geistes zu rühmen pflegen, wurde unlängst das Schulgeld für die Realschulen I. O. und das Gymnasium auf 120 M. normirt, für die Realschule II. O. auf 100, für einige mittlere Anstalten auf 36—55 M., für die Bürgerschulen auf 18 M. In der Discussion der Stadtverordnetenversammlung wurde beantragt, das Schulgeld der höheren Töchterschule und das einer der beiden Realschulen I. O. auf 150 M. zu erhöhen, weil eine große Anzahl von Eltern dies wünsche; im anderen Falle würde man nur dem Institutswesen Vorschub leisten. In derselben Stadt wurden die dunkeln und feuchten Räume, aus welchen das Gymnasium mit Rücksicht auf die Gesundheit der Schüler auf Anordnung der Behörde hatte entfernt werden müssen, für eine Armenschule bestimmt — natürlich nach vorgängiger Renovation. Eine zweite Armenschule, welche eine Religionsgesellschaft aus eignen Mitteln unterhielt, ohne daß das städtische Kuratorium sich darum kümmerte, litt dermaßen an Ueberfüllung daß die Behörde eine Reduktion der Klassen auf je 80 Kinder verfügen mußte.

**) Man vergl. die Ausführungen des Bürgermeisters Ludwig Wolf von Großenbain in den Eisenacher Verhandlungen von 1873.

***) Vgl. „Concordia" 1876 No. 20. Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im deutschen Reich von Holzendorff und Brentano, I. 1 N. F. 1877, S. 219 ff. Jahresberichte der preußischen Fabrik-Inspectoren 1874 und 1875. Namentlich herrschen in der Glas- und Zündwaarenfabrikation vielfach entsetzliche Zustände; s. Jahresber. pro 1875 S. 69 ff. 1874 S. 50 ff; „die Schulinspectoren behaupten, daß nirgends der Schulbesuch der Kinder unregelmäßiger ist, als in den Gemeinden, in welchen Glashütten in Betriebe sind; die Kinder kommen entweder gar nicht zur Schule, oder sind durch die Nachtarbeit so erschöpft und ermüdet, daß sie dem Unterricht nicht zu folgen vermögen oder gar schlafen." Und dabei kündigt uns der „Reichsanzeiger" an, daß Modificationen der gesetzlichen Bestimmungen über die Kinderarbeit zu Gunsten der Glasindustriellen in der kürzlich stattgehaltenen Konferenz der Fabrikinspectoren vorgeschlagen worden seien.

kanntlich dürfen Kinder unter 12 Jahren in Fabriken überhaupt nicht, vom 12.—14. Jahre täglich nicht über 6 Stunden beschäftigt werden, Nachtarbeit ist gänzlich untersagt. Keine dieser Bestimmungen hat trotz der Bemühungen der Behörden bis jetzt überall Durchführung gefunden. Für die Fabrikkinder schreibt das Gesetz (G.-O. § 128) „täglich einen mindestens dreistündigen Schulunterricht in einer von der höheren Verwaltungsbehörde genehmigten Schule" vor. Wo solche Fabrikschulen — eine wirklich unverzeihliche Connivenz der Gesetzgebung — errichtet sind, herrscht eine Klage darüber, „daß die in den Fabriken beschäftigten Kinder ebensowenig Zeit hätten, als Neigung zeigten, den Anforderungen der Schule an den häuslichen Fleiß zu genügen, daß in den Lehrstunden selbst aber ihre Aufmerksamkeit erschlaffe." In den drei Aachener Fabrikschulen wurden 1875 von drei Lehrern 136 Knaben und 220 Mädchen unterrichtet, in Burtscheid von einem Lehrer 115 Knaben, in Duisburg von einer dazu kränklichen Lehrerin eine Fabrikmädchenklasse von 170 Kindern; die geistige Ausrüstung, mit der diese Armen später in das Leben hinausgestoßen werden, kann man sich vorstellen.

Der Ertrinkende klammert sich an einen Strohhalm. Der Gewerbestand, welcher recht gut weiß, daß die nothwendigste Vorbedingung für die Erzielung eines tüchtigen und geschickten Arbeiterstandes eine gute Volksschulbildung ist, hat, soweit er nicht überhaupt an einer Besserung der Zustände verzweifelt, zum Theil der obligatorischen Fortbildungsschule seine Hoffnung zugewandt, zum Theil verlangt er eine Ausdehnung der Schulpflicht bis zum funfzehnten Lebensjahre.*) Daß beide Vorschläge unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur wenig helfen würden, bedarf nach dem Gesagten keines weiteren Beweises. Eins muß man sich immer vor Augen halten — und in der Betonung

*) In einer Petition von selbständigen Handwerksmeistern Berlins an das Abgeordnetenhaus um Einführung obligatorischer Fortbildungsschulen hieß es: „Es ist allgemein bekannt, daß sich der allergrößte Theil der jungen Leute, welche sich der Erlernung irgend eines Gewerbes widmen, aus denjenigen Volkskreisen recrutirt, welche in Bezug auf Schulbildung leider am schlechtesten dastehen. Aus diesem Grunde ist es eine Sache der höchsten Nothwendigkeit, für die weitere Ausbildung der Handwerkslehrlinge Sorge zu tragen, da ohne eine solche erweiterte Bildung der Handwerker den heutigen Zeitverhältnissen gegenüber seine gesellschaftliche Stellung nicht mehr sichern kann. Die Fortschritte auf industriellem Gebiete fordern gebieterisch, den Handwerkern eine größere Bildungssumme zuzuführen, weil ohne dieselbe der Gewerbetreibende seine Stellung als Staatsbürger nicht aufrecht erhalten und die mit derselben verbundenen Aufgaben nicht in genügender Weise erfüllen kann. Wir sind aber außerdem der festen Ueberzeugung, und hoffen hierin mit dem hohen Hause der Abgeordneten vollständig übereinzustimmen, daß nur die mangelhafte Bildung in den Handwerkskreisen es ermöglicht hat, daß die sozialdemokratischen Agitatoren für ihre ebenso thörichten als staatsgefährlichen Lehren ein so gut zu beackerndes Feld unter den Arbeitnehmern gefunden haben. Zweifellos würde eine bessere Schulbildung in jenen Kreisen das bisher stattgefundene Ueberwuchern des sozialdemokratischen Unkrauts verhütet haben. Nach unserer unmaßgeblichen Meinung kann es auf diesem Gebiete eine Besserung erst geben, wenn die von uns geforderte Einrichtung segensreich gewirkt hat." Ausdehnung der Schulzeit bis zum 15. Jahre gleichmäßig von einem Großindustriellen und einem Handwerker beantragt: Gutachten des Ver. f. Sozialpol. üb. das Lehrlingswesen, S. 7 u. 42. Ueber die Abhängigkeit jeder tüchtigen gewerblichen Bildung von dem Stande der Volksschulbildung: Eitelberger v. Edelberg, Ueber Zeichenunterricht und kunstgewerbl. Fachschulen, S. 29.

dieſes Punktes beſtärkt mich der Widerſtand vieler Lehrherren gegen den Fortbildungsſchulbeſuch der Lehrlinge —: Sobald die Berufsbildung beginnt, muß die ihr zur Grundlage dienende allgemeine Bildung abgeſchloſſen ſein. Ein einſichtiger Gewerbetreibender äußerte ſich über dieſen Punkt bei Gelegenheit der Reichs-Enquête über die Arbeiterverhältniſſe treffend wie folgt: „Ueberhaupt halte ich Fortbildungsſchulen für Lehrlinge für unpraktiſch. Wer mit mangelhaften Schulkenntniſſen in die Lehre tritt, hat, wenn er ſeine ganze Aufmerkſamkeit der Erlernung ſeines Geſchäftes widmen ſoll, keine Zeit und Luſt mehr, in die Schule zu gehen. Die kurze freie Zeit iſt überdies nothwendig zur Erholung des Lehrlings, wenn er zur Arbeit friſch ſein ſoll.“ Mich dünkt, das gilt für jeden Beruf: ohne ein genügendes Maß allgemeiner Bildung fehlt es dem ſpeciell fachlichen Unterrichte an der genügenden Unterlage. Wer in ein kaufmänniſches Geſchäft in die Lehre tritt, fährt gewiß übel, wenn er nicht genügend ſchreiben und rechnen gelernt hat. Von dem Studirenden der Medicin, der Jurisprudenz, des Ingenieurweſens fordert man das Maturitätszeugniß eines Gymnaſiums oder einer Realſchule, weil von dem durch dasſelbe gegebenen Maße von Kenntniſſen der Erfolg ſeines Fachſtudiums abhängt. Ueberhaupt hat ſich bei allen ſogenannten höheren Berufsarten eine mehr oder weniger ſyſtematiſche Verbindung des niederen mit dem höheren und fachmäßigen Unterrichte im Laufe der Zeit herausgebildet. Sollte für das gewerbliche Bildungsweſen nicht auf ähnliche Weiſe ein organiſcher Zuſammenhang herzuſtellen ſein?

Die Grundlage muß auf jeden Fall eine zeitgemäß eingerichtete Volksſchule für alle Stände bilden. Das fordern politiſche, ſociale und pädagogiſche Gründe. An die Spitze jeder geſetzlichen Regelung des Schulweſens ſollte man die Worte ſtellen, mit welchen Ariſtoteles ſeine Ausführungen über die Erziehung im achten Buche der Politik einleitet: „Da ein Ziel dem ganzen Staate geſetzt iſt, ſo müſſen auch alle Glieder deſſelben nothwendig ein und dieſelbe Erziehung haben; die Sorge für die letztere muß eine gemeinſchaftliche ſein und darf nicht Einzelnen überlaſſen werden.“ Es bleibt uns nur eine Wahl: entweder müſſen wir den Grundſätzen der formellen Rechtsgleichheit, deren theoretiſche Anerkennung — das ſei nicht vergeſſen — dem Liberalismus zu verdanken iſt, auf dem Gebiete der geiſtigen Kultur einen thatſächlichen Inhalt geben, oder wir müſſen zum autokratiſchen Syſtem, zur Beſchränkung der Freiheit zurückkehren. Die Entſcheidung kann für alle diejenigen, welche an eine beſſere Zukunft der Geſellſchaft glauben, nicht zweifelhaft ſein. Die Worte Freiheit, Rechtsgleichheit, allgemeines Stimmrecht, Selbſtverwaltung bleiben leere Phraſen, wenn wir ihnen nicht denkende Bürger zu Trägern geben. Der ganze Kampf, für welchen ſeit einem Jahrhundert ſo viel Begeiſterung und ſo viel Blut verwendet worden, bleibt ein ſchlechter Spaß, eine thörichte Laune der Zeit, wenn er nicht wirklich für das Volk, ſondern für eine kleine Minorität geführt wurde, wenn es uns nicht gelingt die politiſchen Staatsangehörigen auch geiſtig und wirthſchaftlich zu Vollbürgern zu machen.

Eine gründliche Reorganiſation der Schule iſt gleichbedeutend mit der Umwälzung eines großen Theiles des auf dieſem Gebiete ſeither zur Unehre der Nation Beſtehenden. Sie fordert zunächſt: Abſchaffung der

lokalen Schulsocietäten, Uebernahme sämmtlicher Kosten für allgemeine Bildungszwecke auf das Staatsbudget, Aufbringung der Mittel durch eine gerecht veranlagte Einkommensteuer, Aufhebung des Schulgeldes für die Volksschule, dagegen billige Bemessung desselben nach dem Gebührenprincip für die Anstalten, welche specieller Berufsbildung dienen. Ferner gründliche Wegräumung des Standesschulwesens und eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Volksschule, deren Besuch für alle Stände obligatorisch ist. Alle Privatinstitute sind aufzuheben, weil in der Regel bei ihnen die Erwerbszwecke den Bildungs- und Erziehungszwecken vorgehen. Privatunterricht ist nur in besonderen, der behördlichen Prüfung und Genehmigung unterliegenden Fällen zu gestatten. Die Beschäftigung von Kindern in Fabriken ist, so lange die allgemeine Schulpflicht dauert, nicht zulässig. Die höheren Bildungsanstalten dienen vorwiegend Berufszwecken und sind mit der allgemeinen Volksschule in eine organische Verbindung zu setzen. Als Maßstab des von der letzteren zu Leistenden muß zum Mindesten das Ziel der jetzigen preußischen Mittelschulen angesehen werden. An die Volksschulen haben auf der einen Seite die auf die Universität, das Polytechnikum ꝛc. vorbereitenden Gymnasien und Realschulen sich anzuschließen, auf der anderen Seite die gewerbliche Lehrzeit und in weiterer Linie technische Unterrichtsanstalten, von denen später die Rede ist.

Dies die Grundgedanken, deren Ausführung und Begründung an dieser Stelle zu weit führen würde. Es genügt für den vorliegenden Zweck, die Forderungen für die allgemeine Volksschule näher anzugeben. Sie sind nicht so exorbitant, als sie vielleicht auf den ersten Anblick erscheinen.*) Die preußische Mittelschule ist natürlich keine vollkommene Einrichtung: aber in ihrem Rahmen läßt sich unendlich viel Gutes und Tüchtiges erreichen, wenn es nur gelingt, einen genügend vorgebildeten Lehrerstand zu erzielen. Die jetzigen Bestimmungen über die Prüfungen der Lehrer an Mittelschulen sind viel zu dehnbar, die Kreise, auf welche sie berechnet sind oder doch thatsächlich Anwendung finden, viel zu bunt und zu ungleich vorgebildet. Von den Seminarien ist noch viel weniger Heil zu erwarten. Die erste Bedingung für das Gedeihen derselben ist die Anstellung wissenschaftlich gebildeter Fachlehrer und die Entfernung aller ungenügend ausgebildeten Lehrerbildner, der früheren Volks- oder Präparandenschullehrer und Theologen, über deren Leistungen unter ihren ehemaligen Zöglingen nur eine Stimme herrscht. Die Präparandenanstalten sind eine durchaus überlebte Institution; sie müssen ersetzt werden, sei es dadurch, daß man für die Aufnahme in das Seminar das Abiturientenzeugniß der Realschule I. O. fordert, sei es durch eine besondere auf der einen Seite an die Volksschule, auf der anderen an das Seminar anschließende Vorschule, für die ebenfalls wissenschaftliche Lehrkräfte erforderlich sind. Natürlich verlangen solche Anstalten ganz andere Mittel, ein durch dieselben ausgebildeter Lehrerstand um das Drei- oder Vierfache höhere Besoldungen, als sie gegen-

*) Auch Hirth, a. a. O. S. 46, meint: „Das mindeste, was wir unter allen Umständen schon jetzt von den einzelnen Staaten verlangen müssen, ist, daß sie mit thunlichster Beschleunigung die bessere Stadt- oder Mittelschule überall an die Stelle der unteren Volksschule setzen und zwar zu allererst da, wo unter dem bisherigen System und unter den Einwirkungen kulturfeindlicher Elemente die Volksbildung am meisten zurückgeblieben ist.

wärtig gegeben werden. „Will man nach und nach das gesammte Lehrerpersonal", sagt Hirth, „durch hochgebildete Leute ersetzen, die ihren Schulgemeinden in jeder Beziehung als Kulturmehrer zur Seite stehen, will man die Schulräume und die Unterrichtsmittel überall auf einen den Ansprüchen der Pädagogik und der Wissenschaft entsprechenden Stand bringen, so wird man zu einem Budget kommen, das unserem jetzigen Militairetat schwerlich viel aus dem Wege geht".*) Was die Gestaltung der Volksschule selbst betrifft, so ist als das Maximum der von einem Lehrer gleichzeitig zu unterrichtenden Schüler die Zahl 40 festzuhalten. In Städten und größeren Orten, wo es die Schülerzahl gestattet, müßten unter allen Umständen den verschiedenen Altersstufen verschiedene Klassen entsprechen. Auf dem Lande würde sich in dünnbevölkerten Gegenden die zwei- oder dreiklassige Schule schwerlich umgehen lassen; eine zweckmäßige Concentration des Unterrichts und, wenn irgend möglich, eine Verminderung der täglichen Lehrstunden würde auch hier gestatten, Vieles zu erreichen. Der Unterricht hat überall nach Vertiefung, nicht nach Verbreiterung der Oberfläche zu streben, wie sie jetzt auf niederen und höheren Schulen an der Tagesordnung ist. Darum ist entschieden vor der Aufnahme neuer Lehrgegenstände zu warnen. Ueberall muß festgehalten werden, daß die Volksschulbildung eine allgemeine Bildung ist, die geistige Wegzehrung, welche jedem Menschen in's Leben mitgegeben wird. Harmonische Entwicklung der geistigen und körperlichen Kräfte, Erziehung zur Selbständigkeit des Denkens und Wollens und damit zu einem tüchtigen Staatsbürger ist das Ziel. Pädagogisch ausgedrückt liegt der Punkt, bis zu welchem jede Volksschule zu gelangen suchen sollte, da, wo es auch dem mäßig begabten Schüler möglich ist, sich selbständig fortzubilden.

Das sind die Forderungen, welche die Zeit, die heutige wirthschaftliche Zusammensetzung der Gesellschaft, die in unser Staatsleben bis jetzt nur formell eingeführten Rechtsgrundsätze erheben. Sie sind ideell; sie sollen es sein. Daß es, selbst den besten Willen der herrschenden Parteien vorausgesetzt, in Jahrzehnten kaum möglich ist, sie völlig zu verwirklichen, weiß ich. Wer den Weg beginnt, soll mindestens die Richtung wissen, in der er zum Ziele gelangen kann. Sonst bleibt er vernünftiger zu Hause.

(Schluß folgt.)

---

*) A. a. O. S. 42. Hirth fordert deshalb die Unterhaltung der Volksschulen auf Kosten des Deutschen Reiches und Einführung einer gerechten Reichseinkommensteuer. Die Verfassungsverhältnisse und die Finanzgestaltung des Reiches, wie sie dermalen ist, lassen diesen Vorschlag mehr als bedenklich erscheinen, so viel Verlockendes er sonst hat. Richtiger scheint eine folgende Erwägung: Eine in dem Grade gehobene Volksschule, wie oben und von Hirth verlangt wird, würde Zöglinge liefern, welche der Mehrzahl unserer jetzigen zum einj. Freiwilligendienst Berechtigten an Intensität der Bildung nicht nachständen. Jeder Grund gegen Verallgemeinerung der einjährigen Dienstzeit fiele dann weg. Das Militairbudget reducirte sich um ein Beträchtliches; so würde ein großer Theil der Kosten für die Schule frei. Der Rest könnte durch eine zweckmäßig eingerichtete Wehrsteuer, die ich für eine durchaus gerechte Steuerart halte, gedeckt werden.

Vermischtes.

Aus der von Karl v. Seidlitz (Mitau, 1870) veröffentlichten Biographie Joukoffsky's, des Erziehers des jetzigen Kaisers aller Reußen, kommt uns ein Citat in Erinnerung, das heute zeitgemäß scheinen kann. Es ist aus einem Briefe an seinen jüngern Zögling, den Großfürsten Konstantin, der ihm während einer Reise von Konstantinopel aus seine Gedanken und Träume über die Eroberung der Türkei durch Rußland mitgetheilt hatte. „Sie haben solche Träume", antwortete ihm Joukoffsky, „schon vor dem Schlafe gehabt. Schon an der Newa haben Sie von Olegs an den Pforten von Byzanz aufgehängtem Schilde geträumt und daran gedacht, für etwa vorkommende Fälle sich den Schnurrbart — der bis jetzt noch nicht gewachsen ist — zu zwickeln. Ich möchte wohl wissen, was Sie da an Ihrem sprossenden Schnurrbarte gezwickelt haben und mit welchen Plänen Sie von der Constantinopolis nach der Petropolis zurückgekehrt sind. Ihr Traum von Olegs Schild hat poetischen Sinn — im praktischen Sinne ist er Traum, und ich wünsche, daß er für immer ein unerfüllter Traum bleibe. Byzanz ist eine verhängnißvolle Stadt! Sie hat Roms Untergang herbeigeführt. Sie hat unsre kriegerischen Vorfahren verlockt . . . Gott bewahre uns davor, daß Rußlands Czarenthum zum Byzantinischen Kaiserreich würde! Constantinopel weder nehmen noch nehmen lassen — das genügt uns. Rußland bedarf zu seinem Wohlergehen keiner äußerlichen blendenden Pracht, es braucht eine innere, nicht glänzende, sondern nachhaltige nationale Entwicklung." Das Volk — so mahnt er — müsse die Wohlthaten des Gemeindelebens empfangen, aber „nur ja nicht plötzlich, wie Peter's Ungeduld es gethan hat durch die Ertheilung einer übereilten äußerlichen europäischen Politur, sondern langsamen Schrittes durch wohlthätige Gesetze, ohne das gegenwärtige Gute der Zukunft aufzuopfern. Die Gesetze müssen auf göttlichem Rechte basirt sein, durch Achtung vor den Gesetzen muß das Gefühl der Gesetzlichkeit, durch die Geistlichkeit lebendiger Glaube verbreitet werden, durch wahre christliche Aufklärung erhebe man das Volk zur Würde von Menschen und Bürgern! In unsern Zeiten ists klar geworden, daß wahre Macht nicht in der Ausdehnung des Reiches, sondern auf dem innern Wohlsein beruht. Denken Sie an Napoleon! Rußland braucht keine Eroberungen à la Napoleon! Daß mögen Sie bedenken, wenn Sie Ihren Schnurrbart drehen!"

Neue Bücher.

Pfau, Ludw., Kunst und Gewerbe, Studien. Erste Hälfte. Stuttgart, Ebner und Seubert. (M. 3,80.)

Victor Hugo, La légende des siècles. 2. Série. Leipzig, durch Twietmeyer. (Fr. 15.)

Diesterweg, A., Ausgewählte Schriften, herausgeg. von E. Langenberg. 1. Lief. Frankfurt, Diesterweg. (M. 0,75)

Antrag Preußens beim Bundesrath betr. die Reform der Aktiengesetzgebung. Nebst der motivirenden Denkschrift Berlin, C. Heymann. (M. 1,20.)

Leyser, J., Johann Heinrich Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung. Braunschweig, Vieweg. (M. 14.)

Julius II., ein Gespräch vor der Himmelsthür. Aus dem Lateinischen des Gir. Balbi (1513) zum ersten Male verdeutscht. Berlin, Enslin. (M. 1,20.)

Frantz, Constant., Deutsche Antwort auf die orientalische Frage. Leipzig. Bidder. (M. 1,50.)

Oncken, A, Adam Smith und Immanuel Kant, der Einklang und das Wechselverhältniß ihrer Lehren über Sitte, Staat und Wirthschaft. 1 Abth. Leipzig, Duncker und Humblot. (M. 6.)

Löwenthal, Dr. Wilh., Die Ausgabenversicherung, mit Vorwort von Schulze-Delitzsch. Berlin, Staude. (M. 0,50.)

Cohn, Prof. Gust., Die Finanzlage der Schweiz. Zürich. Orell Füßli. (M. 1,50.)

Stöber, E., Die römischen Grundsteuervermessungen. München, Ackermann. (M. 4.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Kranzenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 16. Februar 1877. Nr. 7.

Inhaltsverzeichniß: Midhat Pascha. — Der industrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung. Von Dr. K. Bücher. (Fortsetzung.) — Akademische Indiscretionen. — Neue Bücher.

Midhat Pascha.

Unser Interesse reicht so weit als die Enden der Erde, so weit als Menschen auf ihr kämpfen und streben. Wo irgend das Geschlecht nach Vorwärts ringt, die Vergangenheit hinter sich tritt und sich nach besserer Zukunft sehnt; wo irgend ein Stamm oder Zweig Blüthe und Frucht treibt: da begrüßen wir uns Verwandtes, da freuen wir uns unseres Geschlechtes. Und wenn von blasirten Splitterrichtern der Stab schon über ein Volk gebrochen war, wenn sie die Citronen zum Leichenbegängniß bereits unter sich vertheilten, dann entzückt uns junges ungeahntes Leben um so mehr, dann geizen wir um so weniger mit der Anerkennung.

Midhat Pascha war etliche Wochen lang das Augenmerk und die Bewunderung Europas, der bestgehaßte Mann in der gesammten slavischen Welt. Langsam und energisch hatte er sich auf die große Rolle vorbereitet, der Bildner des osmanischen Reiches, der neue Muhamed des Orients zu werden. Als genialer Verwalter hat er sich im Donau-Vilajet, im nördlichen Bulgarien erwiesen; als Städtegründer in Mesopotamien. Westliche Bildung war sein Eigenthum geworden, aber nie verlor er sein Volk aus den Augen. Die da geträumt hatten, das Kreuz auf die Aja Sophia zu pflanzen, standen plötzlich vor einem Mann, der Legion bedeutete, und der besser im Stande war als die fünf Großmächte, den Weg nach Istambul zu verlegen. Wer sich eingehend mit der Türkei und der sog. orientalischen Frage beschäftigte, wer geschichtlich den sicheren Abblätterungsproceß verfolgte, der seit hundert Jahren im Gange gewesen ist, dem mußte das Weitere nur noch als mechanische Nothwendigkeit erscheinen, der mußte sich sagen: nach dem Gesetz der Schwere fallen auch Bosnien, Albanien, Bulgarien, Rumelien vom osmanischen Staatskörper ab und beginnen ihren eigenen Umlauf. Die Türken braucht man nicht nach Asien zu vertreiben, was etwas schwieriger sein möchte als weiland die Vertreibung der Moriskos; sie gravitiren von selbst nach Anatolien, und auch ihre Hauptstadt wird dem allgemeinen Zuge über den Bosporus folgen. Was sie noch einzig erhalten kann, das ist die Uneinigkeit Europas.

Da trat aus dieser verurtheilten, verhöhnten Race ein Mann hervor, der an die Neubelebung seines Volkes glaubte, der nichts von

„Giaurs" und „Rajah" wissen wollte, der im Koran kein Hinderniß der Gemeinsamkeit und der gemeinsamen Staatlichkeit erblickte, der vielmehr alle, Moslemin, Juden, Armenier, Slaven, Albanesen und Griechen als gleiche betrachtete, die Religionen und Confessionen in die zweite Linie schob und die Menschen und Bürger zur Hauptsache erklärte.

Chimäre, hieß es, Träumereien eines Schwärmers, oder noch selbstgefälliger, da man Andere nach sich beurtheilt und edle Motive für Maske zu halten pflegt: Taschenspielerei! Midhat Pascha will uns blenden, während wir eine Machtfrage studiren und herausrechnen, wie wir einander am Besten prellen werden, spielt der Türke uns eine Verfassungs- und Freiheitsfrage auf. Wir wissen, was wir von solchen Dingen zu halten haben; theils haben wir sie an den Schuhsohlen abgelaufen und reden den Jargon so mit, wie es landesüblich ist, theils sind wir noch nicht so weit und hoffen auch nie dahin zu kommen. Midhat Pascha muß, wie man in gewissen Redeübungsvereinen sich ausdrückt, zur Ordnung gerufen werden; er verdirbt das diplomatische Handwerk und macht jetzt auch den Orient „revolutionär".

Es war in der That unerhört und von gränzenloser Kühnheit, als Großvezier des Padischah die „Freiheit von 1789" zu proklamiren und die in der „Charte Midhat" angekündigten organischen Gesetze allen Reformforderungen für die türkischen Provinzen entgegenzuhalten, mit dem Plus das Minus zu beseitigen und die Pforte als die liberalste Macht Europas hinzustellen. Daß Rußland verblüfft war und noch verblüffter that, war sehr natürlich; der persönliche Absolutismus, der zugleich den byzantinischen Papismus vorstellt, der unter dem Namen der „slavischen" und „griechischen Brüder" nur das Seinige sucht, sah sich plötzlich von einem höchst unerwünschten Segen von Freiheiten überschüttet, der ihm Grauen erregen mußte. Der Sultan hatte den Czaren übertrumpft und die Kanonenschläge vom 23. Dezember, die zu Ehren der Verfassung in die Konferenz hineindröhnten, mußten für russische Ohren wie die Verkündigung des Weltgerichts sich ausnehmen.

Daß aber von den Andern keiner diese Sprache verstand, daß keiner auf den Gedanken kam, die ganze Konferenz für erledigt zu erklären, daß nicht der Mangel an Instruktionen für solchen Fall geltend gemacht wurde, um dem kühnen Reformator Zeit zu verschaffen: das wird in der Geschichte der Diplomatie als ein Monstrum stehen bleiben. Jetzt hatte England die dankbarste Rolle von der Welt, seine Bevollmächtigten brauchten blos zu erklären: Wir haben hier nichts mehr zu thun, wir sind überboten; alle unsere Wünsche sind mehr als erfüllt. So viel wagten wir von der Pforte gar nicht zu verlangen, wir halten es für zu viel, für unklug; da aber die Pforte frei handelt und sich aus freiem Willen ihrer Despotie begiebt, so sind wir die Letzten, die dagegen Einrede erheben. Schließen wir die Konferenz, m. HH., und trollen wir uns!

Wenn der steifnackige Lord Salisbury so gesprochen hätte — Midhat Pascha stände heute noch am Ruder und reformirte täglich weiter. Denn Oesterreich hätte dem Engländer zugestimmt und Frankreich sich gehütet, dem Russen das Wort zu reden. Frhr. v. Werther hätte gänzlich geschwiegen; Hr. Corti hätte den General Ignatieff angeschaut und General Ignatieff gute Miene zum bösen Spiel gemacht.

Nicht die Pallastintrigue, nicht Mahmud Damat Pascha, nicht Mehemed Ruschdi Pascha, noch Mahmud Redif Pascha haben den stolzen Großvezier gestürzt. Die Conferenz hat dies Meisterstück geleistet: unfähig das Geringste zu schaffen, hat sie das Beste zerstört, was in der Türkei je aufgekommen war. Und nicht Ignatieff ist diesmal der Böse, denn seine Macht war gebrochen, sie lag höchstens in Kischeneff. Lord Salisbury heißt der Edle, der Alles auf dem Gewissen hat. Ihm traute der Sultan noch Wohlwollen zu, er repräsentirte ja England, das dem Berliner Memorandum entgegengetreten war, die Panzerflotte in die Besika Bai geschickt hatte. Beim Abschiede Lord Salisburys, der die Flotte nach dem Piräus commandirte, muß das böse Wort gefallen sein: Fort mit Midhat Pascha, Midhat Pascha trennt Ew. Majestät von Europa.

Wir haben keine Ursache, Abdul Hamid zu überschätzen, es war schon stark genug, daß der Chalif das bezügliche „Stück Papier zwischen sich und sein Volk" schieben ließ. Aber der Ausgang der Konferenz, die Rache Lord Salisburys, der mit Wollust für seinen Freund Ignatieff eintrat, das kopflose Benehmen Englands, das hatte dem Sultan einen Wurm ins Ohr gesetzt, den die Hofintriganten nur zu nähren brauchten. Nicht gegen die türkische Verfassung richtete man den Sturm, Abdul Hamid glaubt noch jetzt an ihre Verwirklichung; sondern gegen den Staatsmann, der sie geschaffen, der allein sie handhaben konnte, in dessen Hand sie ein Schwert und ein Schild war gegen die europäischen Kabalen und die russischen Regimenter.

Es wäre ja doch nichts mit der constitutionellen Aera in der Türkei gewesen, lautet es von allen Seiten. Warum ließt Ihr denn die Sache nicht gehen; Euer Triumph wäre nur um so größer und Euer Ziel, der völlige Ruin der Türkei, nur um so näher gerückt. Aber wann hat der russische „Golos" gerufen: Finis Turcarum? So lange Midhat am Steuer stand, nicht, erst als dieser auf dem feuchten Wege nach Brundusium war, erscholl das Wort. Vor Midhat hatten sie Angst, die offenen und verkappten Feinde, die Schlauen wie die Täppischen: dieser scharfe beobachtende, überlegene Blick schnitt ihnen allen ins Herz. Jetzt, da er beseitigt ist, schlagen die Raben wieder mit den Flügeln und schicken sich an, niederzufahren. Die Türkei hat ihren größten Staatsmann, der Padischah den Retter seines Hauses verloren. Wenn der alte Prokesch-Osten der sich sein Lebenlang über die Verkennung Mehemed Ali's gegrämt hat, das erlebt hätte — es wäre sein letzter Augenblick gewesen. Er war einer der Wenigen, die die orientalische Frage ganz durchschauten; nie hätte er gehofft, daß das Gleichgewicht Europas, sein Ideal, den Schwerpunkt in der Regeneration der Türkei finden würde. Midhat Pascha war denn doch von anderem Stoffe als der ägyptische Fellahschinder; Midhat suchte nicht das Seine; sein schönstes Lob hat er selbst gesprochen, als er dem undankbaren Sultan nach der Arrestation und vor der Abfahrt erklärte: er habe kein Geld! Aus Gnaden wurden dem eben noch allmächtigen Vezier 500 Pfund zur Wegsteuer gegeben. Das thut ihm keiner seiner Feinde nach.

Wir werden wohl von ihm selbst hören, was sich in Stambul in Bezug auf ihn zugetragen und was noch mit dickem Schleier bedeckt ist. Alles Gerede von Complott gegen Abdul Hamid, von erträumter Dik-

1327321

tatur, alle geheimen Correspondenzen und was damit zusammenhängt, erscheint uns als verlegenes Stammeln der Schuld, die über ihre eigene Größe erschrickt und die dem humanen Europa gegenüber wenigstens etwas stammeln muß, um nicht im Schweigen zu ersticken.

Ein gewaltiger Mann stand auf, sein Volk zu führen, nicht zur Ausschließlichkeit wie Moses, nicht zur Welteroberung wie Muhamed, sondern zum Frieden in sich selbst und zur Sicherheit gegen äußere Feinde. Er ist gestürzt. Aber er hat genug gethan, um Bewunderung zu entlocken, und er ist tief genug gefallen, unsere dauernde Sympathie zu erwerben. Ueber ihn hinweg wird der Wagen des Verhängnisses rollen.

Der industrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung.

Von Dr. Karl Bücher.

(Fortsetzung.)

Den Einfluß, welchen eine den Zeitanforderungen nur einigermaßen genügende Volksschulbildung an und für sich schon auf die technische Tüchtigkeit unseres Gewerbestandes ausüben würde, kann man sich nicht bedeutend genug vorstellen. Es ist nicht nöthig hier auf Einzelheiten einzugehen; wer unseren früheren Erörterungen gefolgt ist, bedarf keines besonderen Beweises. Ist aber damit die Aufgabe des Staates gegenüber der gewerblichen Bildungsfrage erschöpft? Offenbar handelt sich's bei der professionellen Ausbildung der Handwerker und Fabrikarbeiter um eben so gewichtige Lebensinteressen der Gesellschaft, als in anderen Fällen der Fachbildung, wo wir es selbstverständlich finden, daß der Staat mit seinen Mitteln und mit seiner Aufsicht eintritt. Von den Universitäten und allen denjenigen Lehranstalten, welche für sog. höhere Berufsarten vorbereiten, kann hier füglich abgesehen werden; es genügt auf die Lehranstalten für Bergbau- und Hüttenwesen, die mittleren und niederen Landwirthschaftsschulen, die Waldbau-, Navigations- und Handelsschulen zu verweisen — Einrichtungen, bei deren Gründung ja öfters ein unmittelbares staatliches oder kommunales Interesse mitgewirkt haben mag, die aber von der Mehrzahl ihrer Zöglinge nur zum Zwecke privater Erwerbsthätigkeit benutzt werden. Wo von dem Staate ähnliche Anstalten für den gewerblichen Unterricht eingerichtet worden sind, da gehen dieselben zunächst an die Adresse der großen Fabrikanten und Unternehmer: in polytechnischen Schulen und Gewerbeakademien ist mehr als ausreichend für die Heranbildung von Ingenieuren, Architekten und überhaupt höheren Technikern jeder Art gesorgt. Das Privatkapital nimmt hier unbedenklich recht opulente Staatsunterstützung entgegen und wir sind nicht Willens, ihm dieselbe streitig zu machen, da wir einsehen, daß auf diesem Gebiete zur Erzielung genügender Resultate weder Privatanstalten noch der bildende Einfluß der Praxis ausreicht. Nur wollen wir sehen, ob auch für die niedere technische Ausbildung gleiche Grundsätze gelten. Allem Anscheine nach fehlt es

auch hier nicht an der Fürsorge des Staates, nur daß dieselbe entweder an dem Felde vorbeischießt, das sie treffen sollte, oder für das Bedürfniß nicht entfernt genügt.

Die Ursache liegt zum guten Theil darin, daß man über die thatsächlich bestehenden Verhältnisse in einer bösen Täuschung befangen ist. Man weiß, daß die Werkstätte keine tüchtigen Arbeiter liefert; aber man will oder kann nicht einsehen, daß die Arbeitseinrichtungen nichts weiter zu erwerben gestatten, als eine ziemlich eng begrenzte Handfertigkeit in Einzelverrichtungen. Man begnügt sich deshalb mit Einwirkungen ganz allgemeiner Art, von denen man hofft, daß sie dem Gewerbe doch irgendwie zu Gute kommen werden, ohne sich darüber weiter Sorge zu machen, daß deren praktische Verwendung ein höheres Maß von technischer Selbständigkeit und allgemeiner Bildung voraussetzt.

Um zunächst bei Preußen zu bleiben, so besteht hier seit einer Reihe von Jahren, ziemlich spärlich vertheilt, eine Anzahl sogenannter Gewerbeschulen. Es ist hier nicht der Ort, auf die jedenfalls belehrende Geschichte*) dieser Schulen näher einzugehen; nur das sei hervorgehoben, daß dieselben früher vorwiegend dem Handwerke dienten und demselben in ziemlich entsprechender Weise die allgemeinen theoretischen Kenntnisse in der Mathematik, den Naturwissenschaften und in den verschiedenen Richtungen des Zeichnens vermittelten. Zur Aufnahme genügten die durch erfolgreiche Absolvirung einer Elementarschule zu erwerbenden Kenntnisse und Fertigkeiten. Durch Erlaß des Handelsministeriums vom 21. März 1870 sind dieselben reorganisirt, d. h. nach den Wünschen eingerichtet worden, welche sich aus den Bezirken der Großindustrie geltend machten. Zur Aufnahme ist das Zeugniß der Reife für die Secunda eines Gymnasiums oder einer Realschule I. O. erforderlich; neben den für die spätere gewerbliche Praxis wichtigen Fächern tritt die Rücksicht auf eine höhere allgemeine Bildung stark hervor: dem Unterricht in der deutschen, französischen und englischen Sprache, der Geschichte, der Geographie und Komptoirwissenschaft wurde der dritte Theil der Lehrstunden zugewiesen. der Cursus dauert drei Jahre; an die Absolvirung der beiden unteren Klassen (das ist die Hauptsache!) ist die Erlangung der Freiwilligenberechtigung verknüpft; die oberste (Fach-) Klasse zerfällt in vier Abtheilungen:

a) für die Vorbildung der Zöglinge zum Besuche einer höheren technischen Lehranstalt,
b) für Bautechnik,
c) für mechanisch-technische und
d) für chemisch-technische Gewerbe.

Das sind Schulen für künftige Ingenieure, Baumeister, Fabrikdirectoren, Vorbereitungsanstalten auf die Gewerbeakademie und das Polytechnikum, und wenn auch ein Theil ihrer Schüler unmittelbar in die Praxis übertritt, so war der Unterricht doch viel zu allgemein-

*) Vgl. Walth. Zehme, die Reorganisation des preuß. Gewerbeschulwesens im Jahresbericht über die höh. und nied. Gewerbeschule zu Barmen 1871. Außerdem Schmoller in Hildebrands Jahrb. für Nationalök. und Statistik XV. (1870) S. 268 ff. — Statistisches Jahrbuch IV., 2. S. 122 ff.

theoretisch, um die rechte Frucht für die technische Weiterentwickelung zu tragen.

Man hat sodann die Fortbildungsschulen mehr den gewerblichen Bedürfnissen der Arbeiter und Handwerker anzupassen gesucht und hier das Hauptgewicht auf Zeichnen, darstellende Geometrie und Modelliren gelegt.*) Diese Dinge sind sicher für jedes gewerbliche Fach wichtig; der große Fehler liegt nur darin, daß diese Abend- und Sonntagsschulen sich zu sehr ins Allgemeine verlieren, daß sie innerhalb des kurzen, ihnen zugemessenen Zeitquantums auch die in der Volksschule vernachlässigten Lehrgegenstände berücksichtigen wollen, daß es ihren Lehrern durchgehends an der geeigneten Vorbildung und der unerläßlichen Bekanntschaft mit der Werkstattpraxis fehlt. Wer einmal Gelegenheit hatte, eine Ausstellung von Zeichnungen, die aus diesen Schulen hervorgegangen waren, zu durchmustern, dem würde die Unfähigkeit der gewöhnlich für dieses Fach herangezogenen Lehrkräfte grell vor Augen getreten sein. Das Zeichnen ist hier nicht die Fähigkeit, Gegenstände richtig zu sehen und in einer Fläche richtig darzustellen, sondern die Linien einer Vorlage möglichst genau nachzuziehen, wenn man sich nicht gar zum Wischen, Kreideschmieren und Farbenklexen versteigt. Selbst in größeren Städten, wo man unschwer bei Aufwand einiger Geldmittel fachmännische Kräfte heranziehen könnte, begnügt man sich mit seminaristisch gebildeten Lehrern, und wie auf den Seminarien der Zeichenunterricht beschaffen ist, davon kann der Umstand allein eine Vorstellung geben, daß von 99 preußischen Lehrer-Seminarien kaum ein halbes Dutzend Fachlehrer für diesen Gegenstand besitzt. In den meisten Zeichenschulen für Lehrlinge fehlt der Anschluß an die speciellen Gewerbebedürfnisse: neben dem Schuhmacher sitzt der Zimmermann, neben dem Kunsttischler der Maler, neben dem Schlosser der Buchbinder. Ein umsichtiger Lehrer wird je nach Möglichkeit die einzelnen Professionen berücksichtigen; aber wenn die Abtheilung nur einigermaßen zahlreich ist, so ist ein gleichmäßiger Massenunterricht kaum zu umgehen. Kein Wunder, daß man meist über die Anfangsgründe wenig hinauskommt, zumal sich in Deutschland noch fast nirgends die Ueberzeugung Bahn gebrochen hat, daß das Zeichnen als ordnungsmäßiger Lehrgegenstand der Volksschule dieselbe Berücksichtigung verdient, wie das Schreiben. Nur in Württemberg ist man auf dem zuletzt angedeuteten Wege vorgegangen, und da hier überhaupt der Volksschulunterricht auf verhältnißmäßig hoher Stufe steht, so nehmen auch die mit musterhafter Sorgfalt und großer Sachkenntniß geförderten gewerblichen Fortbildungsschulen unter allen ähnlichen Einrichtungen Deutschlands den ersten Rang ein.**) Ihre Organisation beruht auf Freiwilligkeit und Entgeltlichkeit: sie rechnen

*) Man vergl. den Erlaß des preuß. Kultusministers vom 17. Juni 1874 bei Nagel a. a. O. S. 42 ff. Während die Gewerbeschulen vom Handelsministerium ressortiren, fallen die gewerblichen Fortbildungsschulen in den Geschäftskreis des Kultusministers — natürlich, da sie Lückenbüßer der Volksschule sind, für ihre ganze Richtung und Entwicklung aber im höchsten Maße nachtheilig.

**) Vergl. (Steinbeis,) die Entstehung und Entwicklung der gewerblichen Fortbildungsschulen in Württemberg. Herausgeg. auf Veranlassung der Commiss. für d. gew. Fortb.-Schulen. Stuttg. 1873.

Ueber die Förderung der Kleingewerbe überhaupt in Württemberg s. Schmoller, Gesch. d. Kleingew. S. 322 ff. und die dort angeführten Schriften.

auf die Elite des heranwachsenden Gewerbestandes. Streben nach auch praktisch geschickten und ausübenden Lehrkräften, Sorge für Beschaffung und Zugängigmachung guter Lehrmittel, Anpassung an die speciellen lokal-gewerblichen Bedürfnisse zeichnen sie vortheilhaft aus. Sie leisten da sicher Vorzügliches, wo in einer Gegend ein besonderer Industriezweig vorherrscht und die Kräfte zu concentriren gestattet, die anderwärts durch die Mannigfaltigkeit der ins Auge gefaßten Lehrgegenstände zersplittert werden. Auch darf der Zeichen- und Modellirschulen des badischen Schwarzwaldes hier rühmend gedacht werden, welche sich in Auswahl und Anwendung des Lehrstoffs ganz an die altheimische Uhrenindustrie anschließen und diesen wichtigen Erwerbszweig nach der künstlerischen Seite kräftig zu fördern, sich angelegen sein lassen.

Man sieht, die Bemühungen des Staates um die Hebung der gewerblichen Arbeitsgeschicklichkeit halten sich in engen und dazu wenig bestimmten Grenzen. Die materielle Unterstützung, welche er für die technische Erziehung des eigentlichen Arbeiterstandes gewährt, beschränkt sich auf ein sehr Geringes, da fast überall für die ärmlich dotirten Fortbildungsschulen die Gemeinde aufzukommen hat. Derselbe Mangel einer sachkundigen Oberleitung, der die gewerblichen Interessen im Allgemeinen drückt, zeigt sich auch in der gewerblichen Bildungsfrage. Wir wollen, um ängstliche Gemüther nicht von vornherein abzuschrecken, nicht verlangen, daß das Lehrlingswesen, wie sich 1851 ein französischer Deputirter ausdrückte, einen Theil des öffentlichen Unterrichts bilden soll. Aber so viel darf man doch von einer verständigen Centralleitung erwarten, daß sie die anerkannt zweckmäßigen Anstalten, welche die Praxis aus dringendem Bedürfnisse für die Lehrlingsbildung geschaffen und ausgebildet hat, nach Kräften fördert und zu verallgemeinern sucht.

Solche vielversprechenden Anstalten sind die gewerblichen Fachschulen, bei denen nicht (wie bei den Fortbildungs- und Gewerbeschulen neben der Werkstätte) Theorie und Praxis als gesonderte Gebiete auseinanderfallen, sondern ein ganzes gewerbliches Specialfach in seinem praetischen Zusammenhang und gemäß den neuesten Fortschritten der Technik gelehrt wird. Den Uebergang von der gewerblichen Fortbildungs- zu diesen Fachschulen bilden die Lehrkurse, welche einzelne Fabriken in engem Anschluß an die Bedürfnisse der Etablissements für ihre jugendlichen Arbeiter eingerichtet haben. Da sich hier Theorie und Praxis in unmittelbarer Verbindung und fortlaufender Wechselwirkung erhalten lassen*) so leisten diese Anstalten sicher Tüchtiges und es ist deshalb ihre Weiterverbreitung dringend zu wünschen. Die Fachschulen für die Kleingewerbe sind ziemlich neuen Ursprungs; ihre Entstehung macht sich natürlich bei local concentrirten Industrie-Zweigen am einfachsten und leichtesten. Am verbreitetsten sind noch die Baugewerkschulen, deren Preußen allein 10 (wovon in Berlin 3) besitzt, neben ihnen die Webeschulen (in Preußen 3, in Württemberg 3, in Baiern 2).

*) Wie dies im Einzelnen sich ausnimmt, zeigen die Ausführungen von Meßmer über die Schuleinrichtungen der Maschinenwerkstätte in Graffenstaden bei Straßburg: Gutachten des Ver. für Sozialpol. über die Reform des Lehrlingswes. S. 128 ff. (Vgl. „Concordia" 1873 No. 5 u. 6.) Aehnliche Einrichtungen finden sich in der Fabrik von König u. Bauer in Oberzell bei Würzberg: a. a. O. S. 1 ff.

Buchdruckerschulen finden sich in Leipzig und Berlin, in Dresden eine Schneiderakademie, in Landshut eine Töpferschule; es gibt Fachschulen für Bäcker, Bierbrauer, Uhrmacher, Maschinentechniker ꝛc. Die meisten dieser Anstalten sind aus privaten, höchstens noch mit Zuhülfenahme kommunaler Mittel errichtet; sie setzen zum Theil eine längere practische Thätigkeit ihrer Zöglinge voraus und beabsichtigen nicht sowohl eigentliche Arbeiter, als Werkführer, Fabrikaufseher u. s. f. auszubilden.

In wahrhaft großartiger Weise ist Oesterreich mit der Gründung von Fachschulen vorgegangen; ja man kann sagen, daß neben Württemberg und in mancher Hinsicht Baiern Oesterreich der einzige Staat ist, welcher das gewerbliche Unterrichtswesen in einsichtiger und planvoller Weise fördert.*) In den Volks- und Mittelschulen ist dem Zeichenunterrichte als allgemeinem Bildungsmittel die gebührende Stelle angewiesen. Für die Lehrlinge schließt sich daran die gewerbliche Fortbildungsschule, welche für den Zeichen- und Modellirunterricht, auf den sie für gewöhnlich beschränkt ist, wo es die örtlichen Verhältnisse irgend erlauben, in Fachgruppen zerfällt, in denen die verwandten Gewerbe vereinigt sind. Durch die höhere Zahl der Lehrstunden, durch den bestimmten von Fachmännern entworfenen Lehrplan unterscheiden sich diese Schulen vortheilhaft von den entsprechenden preußischen. Sodann hat das österreichische Handelsministerium mit sorgfältiger Benutzung der bestehenden Industrieverhältnisse specielle Fachschulen gegründet, welche die besondere Aufgabe haben, das Kunstgewerbe in weitestem Umfange zu pflegen, d. h. alle diejenigen Gewerbzweige, bei welchen es nicht bloß auf technische Solidität und Genauigkeit, sondern auch auf die Bethätigung künstlerischen Geschmacks ankommt. Auch in mehreren deutschen Staaten hat man dem kunstgewerblichen Unterricht seit zwei Jahren erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet. Es sei hier nur erinnert an die Kunstgewerbeschulen in München, Nürnberg, Stuttgart, Karlsruhe, Dresden, an die Akademie der bildenden Künste in Leipzig, die Unterrichtsanstalten des deutschen Gewerbemuseums in Berlin, die Kunstindustrieschule in Offenbach, die Fischbach'sche Anstalt in Hanau. An kunstgewerbliche Museen schließen sich fast überall diese Lehranstalten an; es ist eine unter den Fachleuten viel verbreitete Klage, daß sie durchgängig zu sehr ins Große, Allgemeine wirken, daß sie thatsächlich ihre talentvollen Schüler dem Gewerbe entfremden und der Kunst in die Arme führen, oder daß sie doch mehr Dessinateure heranziehen, die nach allen Richtungen thätig sein wollen und sich deshalb keiner besonderen Technik recht anzupassen wissen. Wer auf der Münchener Ausstellung die Leistungen und Lehrmittel der verschiedenen kunstgewerblichen Schulen durchmustert und verglichen hat, dem hat sich gewiß die unerfreuliche Wahrnehmung aufgedrängt, daß die preußischen Bestrebungen auf diesem Gebiete an die süddeutschen, besonders die bairischen, bei weitem nicht heranreichen, daß aber alle von der Gruppe der österreichischen Fachschulen übertroffen werden, wie denn auch die Ausstellung der österreichischen Kunstindustrieleistungen klar bewiesen hat, wie viel wir noch auf diesem Gebiete zu lernen haben.

---

*) Ueber das Einzelne sei auf die S. 8 dieser Artikel angeführten Schriften von Ilg und Eitelberger von Edelberg verwiesen.

Die österreichische Regierung hat dem kunstgewerblichen Fachschulwesen erst seit wenigen Jahren hervorragende Aufmerksamkeit gewidmet. Von den gegenwärtig bestehenden 39 Anstalten dieser Art ist die erste 1869 errichtet worden, die meisten aber 1873 und 1874, also kurz nach dem großen „Wiener Krach". Die Schulen haben die Ausbildung von Arbeits- und Hülfskräften für einzelne Kunstgewerbe zum nächsten Zwecke. Man hatte in Oesterreich nicht den naiven Gedanken, der in einzelnen deutschen Städten noch vor kurzem hervortrat, daß es nur der nöthigen Geldmittel bedürfe, um an jedem beliebigen Orte eine reiche Blüthe kunstgewerblicher Thätigkeit aus dem Boden zu stampfen. Die österreichischen Fachmänner wußten sehr gut, daß es dazu vor allem örtlicher Anknüpfungspunkte innerhalb der bereits vorhandenen Gewerbs- oder Nahrungsverhältnisse bedarf, sodann aber auch der geeigneten Lehrkräfte.

Man hat deshalb in Oesterreich Fachschulen zunächst da angelegt, wo ein bestimmter Industriezweig bereits fabrikmäßig betrieben wurde, um eine bessere Ausbildung des Fabrikarbeiterstandes zu erzielen. Hierhin gehören besonders die Textilzeichenschulen in Böhmen und Vorarlberg.

Sodann hat man durch dieses Mittel der unter den industriellen Verhältnissen der nächsten Vergangenheit vielfach in Verfall gerathenen Hausindustrie neues Leben einzuhauchen gesucht, zunächst in Gegenden, wo dieselbe eine alte Heimstätte hatte. Dahin sind zu rechnen die Schulen für Holzschnitzerei, Drechslerarbeiten, Quincaillerie, Glasindustrie in Tirol und Böhmen, die Goldschmidschule in Prag u. A.

Weiter gab das Vorkommen eines kunstindustriell gut verwerthbaren Materials (Töpferthon, Siderolith, Marmor) in einer Gegend Anlaß zur Gründung von Schulen.

Endlich — und dies ist die Mehrzahl der Fälle — waltete bei der Gründung von Fachschulen die Absicht vor, die Erwerbsfähigkeit eines Bezirks in Anknüpfung an günstige örtliche Bedingungen durch Einführung eines neuen Erwerbszweiges (Holzschnitzerei, Spitzenindustrie) zu heben.

Vielfach wirkten mehrere dieser Momente zusammen. Die Aufgabe dieser Fachschulen läßt sich mit wenigen Worten bezeichnen. Sie suchen zunächst durch einen gründlichen Zeichen- und Modellirunterricht die nothwendigsten Vorbedingungen für künstlerische Geschmacksbildung zu schaffen. Daran schließt sich praktische Unterweisung in der Ausübung der betreffenden Gewerbe, der Behandlung des Materials, der Bethätigung eines geläuterten Geschmacks. Endlich haben sie die Aufgabe, durch die Gediegenheit ihrer Leistungen den örtlichen Gewerbeanlagen als Musterwerkstätten zu dienen.

Natürlich können nur dann diese Schulen den verschiedenen Zwecken genügen, wenn tüchtige, sowohl theoretisch als auch ganz besonders praktisch gebildete Lehrer an ihrer Spitze stehen. Man begegnet in Deutschland sogar in den für diese Dinge maßgebenden Kreisen der Einbildung, daß jeder Zeichenlehrer einer Volks- oder Realschule auch den gewerblichen Zeichenunterricht geben könne, daß jeder Maler oder Bildhauer oder Architekt sich zum Direktor einer Kunstindustrieschule eigne. In Oesterreich werden die Lehrer der Fachschulen für ihren Beruf

eigens in der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums in Wien vorgebildet und man hat hier die sehr beachtenswerthe Erfahrung gemacht, „daß ein junger Mann, welcher früher schon einem praktischen Gewerbe angehört hat, also z. B. Weber, Tischler oder Bildhauer gewesen ist, relativ immer schneller sich in seiner neuen Lehrerstellung zurecht findet, als derjenige, welcher nur eine allgemeine Schulbildung mitbringt." — Im Allgemeinen sei noch bemerkt, daß sämmtliche Fachschulen unter einer sachkundigen Oberleitung stehen, daß Lehr- und Arbeitsmittel, wie alle sonstigen auf ihr Gedeihen gerichteten Impulse von dem Wiener Gewerbemuseum ausgehen und daß an ihrer weiteren Ausbreitung und Nutzbarmachung für das industrielle Leben des vielgestaltigen Kaiserstaates eifrig gearbeitet wird.*)

Oesterreich hat uns die Bahn gebrochen, auf welcher wir ihm folgen müssen, wenn bei unseren kunstindustriellen Bestrebungen nicht Zeit, Geld und Kraft vergeudet werden soll. Vereinzelt ist man auch in Deutschland schon mit der Gründung specialisirter Fachschulen vorgegangen. Baiern besitzt Holzschnitzschulen in Berchtesgaden, Roding und Partenkirchen, Württemberg hat eine Gravir- und Ciselirschule in Schwäbisch-Gmünd, das kleine Reuß hat eine Holzschnitzschule in Schleiz eingerichtet, um diesen Gewerbszweig in seinen Oberlanden einzuführen, eine gleiche Anstalt wurde im vorletzten Jahre von dem Maler Magnussen in Schleswig gegründet, um die dort früher eifrig betriebene Schnitzkunst wieder zu beleben. In Preußen fehlt es mindestens auf Seiten der Regierung noch ganz an einer planmäßigen Thätigkeit auf diesem Gebiete. Vereinzelt beginnen sich hier und da Privatkräfte zu rühren und sich in kunstgewerblichen Vereinen zusammen zu thun. Man folgt hier den Münchener Anregungen; aber man scheint noch lange nicht überall begriffen zu haben, was die Münchener Ausstellung und die Debatten der dort versammelten Fachmänner bis zur Evidenz bewiesen haben, daß nur durch gut geleitete und eingerichtete Specialfachschulen der Weg zum Ziele führt.

---

*) Um eine Vorstellung von der Thätigkeit des österr. Handelsministeriums zu geben, führe ich nach Ilg., Vorrede S. VIII. nur Folgendes an: Von den Provinzen sind bisher Tirol und Vorarlberg mit 12, Kärnthen mit 3, Oberösterreich mit 3, Niederösterreich mit 1, Mähren mit 2, Böhmen mit 17 derartigen Fachlehranstalten bedacht. Was die übrigen Kronländer anbelangt, so sind die Vorarbeiten für Errichtung verschiedener Schulen eifrig im Gange und hat das Ministerium durch mannichfache Förderung und Unterstützung tüchtiger Elemente aus den betr. Ländern in der Kunstgewerbeschule des Museums für geeignete Lehrkräfte dieser projektirten Bildungsanstalten vorgesorgt. Nach den Materialien ordnen sich die gegenwärtig bestehenden Fachschulen in die Kategorien der Holzschnitzerei, Tischlerei und Dreherei, Marmor- und Serpentinbearbeitung, Porcellan-, Fayence- und Siderolith-Industrie, Glasdecoration, Gold- und Silberarbeit, Schlosserei, Weberei, Stickerei und Spitzenindustrie, sowie schließlich der Spielwaarenerzeugung — Ein reiches Material für das kunstgewerbliche Schulwesen findet man noch in dem „Bericht über die Verhandlungen in der aus Anlaß der Jubelfeier des Münchener Kunst-Gewerbe-Vereins am 25. 26. 27 Sept. 1876 veranstalteten Versammlungen von Künstlern, Kunstindustriellen und Freunden des Kunstgewerbes. München 1876." Ich will hier noch besonders bemerken, daß im Text unter Fachschulen überall nur solche Anstalten verstanden werden, welche den Zweck haben, Gewerbslehrlingen und Gesellen eine höhere fachliche Ausbildung zu geben, als es in der Werkstätte geschehen kann — nicht Kunst- oder gewerbliche Realschulen.

Aber wir dürfen bei dem Kunstgewerbe nicht stehen bleiben; wir müssen das hier bewährte Fachschulsystem auch auf eine große Anzahl anderer Gewerbe ausdehnen, namentlich auf diejenigen, bei welchen physikalische, mechanische, chemische, mathematische Kenntnisse zum vollen Verständniß erforderlich sind, oder wo wegen der fortgeschrittenen Arbeitstheilung die Praxis das Gewerbe nicht in seinem vollen Umfange lehren kann. Natürlich sind derartige Special-Lehranstalten nur in Großstädten und an Orten, wo ein besonderer Industriezweig reichlich genug vertreten ist, anwendbar. Es ist dabei immer festzuhalten, daß praktische Arbeiter ausgebildet werden sollen; die Technik ist die Hauptsache, alles unfruchtbare Theoretisiren ist streng fern zu halten.

Es liegt mir daran, gerade hier nicht mißverstanden zu werden. Keinem halbwegs Vernünftigen wird es einfallen, die gewerbliche Ausbildung zu einer rein theoretischen machen zu wollen. Wir leiden ohnehin auf allen Gebieten der Fachbildung genug darunter, daß die Köpfe mit unfruchtbarem Wissen vollgestopft werden und daß selten das rechte Können erzielt und die Anwendung der meist todt bleibenden Schätze auf das Leben gelehrt wird. Auf unseren Universitäten hat man seit langem in unverantwortlichster Weise die Buchdruckerkunst ignorirt, bis man endlich einsah, daß es mit den Vorträgen allein nicht gethan ist. Für Philologen, Historiker, Juristen, Nationalökonomen hat man allmählich Seminare errichtet, in welchen der Student selbst praktisch in methodischer Forschung arbeiten lernt. Die Mediciner waren schon längst so klug. Von unseren akademisch gebildeten Architekten hörte ich vor kurzem einen namhaften Bauunternehmer sagen: „Sie haben alle möglichen konstruktiven und artistischen Feinheiten studirt; aber wenn sie auf die Baustelle kommen, kann sie ein Maurergeselle belehren.“ Die jungen Lehrer unserer Gymnasien und Realschulen machen Anfangs in der Schule die merkwürdigsten Mißgriffe und Experimente, weil sie wohl irgend eine humanistische oder exakte Wissenschaft studirt haben, in der praktischen Pädagogik aber von jedem Dorflehrer Unterweisung annehmen können. Vielleicht finden viele vermöge ihrer höheren Bildung nach mancherlei Umwegen die rechte Bahn, nachdem sie so unsanft aus den Himmeln der Theorie in die Wasser der Praxis gefallen sind; für die Industrie ist ein solcher Weg schlechterdings unmöglich. Vieles was der Gewerbsmann lernen muß, ist das Resultat uralter Erfahrung und Uebung. Es läßt sich nicht in Lehrsätze fassen, nicht durch die detaillirteste Beschreibung begreiflich machen, sondern nur durch praktische Uebung in der Anfertigung der Gegenstände selbst durch längere Erfahrung in Handhabung von Stoff und Werkzeug erlernen. Wie der Schreiner ein Fournir richtig aufsetzt, daß es weder Blasen wirft noch Risse erhält, wie der Metallarbeiter beim Härten und Löthen zu verfahren hat, eine Menge Kunst- und Handgriffe können nur in der Werkstätte selbst durch Erfahrung und Uebung angeeignet werden. Was helfen die geschmackvollsten Zeichnungen, die umfassendste Kenntniß aller Stilarten und ihrer Feinheiten, wenn der Zeichner die Rücksicht auf das Material und auf die Grenzen der Technik aus den Augen gesetzt hat, wenn der Arbeiter nach seinen Vorlagen nicht arbeiten kann?

Sollen darum in gewerblichen Fachschulen wirkliche Arbeiter, nicht bloß Künstler oder Dessinateure oder Fabrikaufseher gebildet werden, so

ist unumgänglich nöthig daß ihre Schüler vorher eine Zeitlang in der Werkstätte gearbeitet und sich hier alle die konkreten Anschauungen von Material, Werkzeugen, Handwerksmanipulationen angeeignet haben, welche sie zum Begreifen und zur richtigen Anwendung der theoretischen Unterweisung erst befähigen, sie vor Abwegen in ihren Bestrebungen bewahren, ihnen die Rückkehr in die Werkstätte leicht und einen veredelnden Einfluß der Fachschule auf das Gewerbeleben möglich machen.*) Wie lange diese praktische Thätigkeit dauern soll, muß je nach der Natur der einzelnen Gewerbe verschieden bestimmt werden; im Durchschnitt dürfte ein Zeitraum von zwei Jahren genügen. Innerhalb dieser Zeit behandle man den jungen Menschen als das, was heute der Gewerbslehrling schon fast überall ist, als jugendlichen Arbeiter, der je nach dem Umfange seiner Handfertigkeit gelohnt wird.**) Man verschone ihn mit all den Zwangsmitteln welche der ausgelebten Zunftperiode angehören; aber man beschütze ihn vor Ueberarbeitung durch Ausdehnung der Schutzvorschriften über die jugendlichen Fabrikarbeiter (G.-O. § 128—131) auf sämmtliche Gewerbe. Mag er dann in der Werkstätte Hand und Auge üben, Erfahrung und Fertigkeit in Einzelverrichtungen sammeln: in der Fachschule wird sich auf dieser Empirie die Kenntniß des ganzen Zusammenhangs, die volle technische Gewandtheit und Selbständigkeit aufbauen lassen. Der Weg ist kaum länger, als der gegenwärtig übliche und garantirt sicheren Erfolg; auch braucht er nicht nothwendig kostspieliger zu sein, da eine gute Fachschule auch immer die produktiven Zwecke festhalten wird und die Arbeitsleistung bald selbst die Unterweisung bezahlt.

In Amerika baut sich in ähnlicher Weise die höhere technische Ausbildung auf der praktischen Werkstatitthätigkeit auf, und man gewinnt

---

*) Es ist mir sehr erfreulich, daß dieser von mir bereits auf der Eisenacher Versammlung des Vereins für Socialpolitik 1875 angeregte Gedanke auf der Münchener Versammlung einen so kundigen Vertreter gefunden hat, wie Herrn von Miller, der diese grundlegende Idee unmittelbar aus langjähriger praktischer Erfahrung gewonnen und ihr in der Resolution Ausdruck gegeben hat: „Daß in die Kunstgewerbe- oder Fachschulen kein Schüler aufgenommen werde, der neben dem Nachweis empfangenen Elementarunterrichts nicht auch den geliefert, daß er ein Handwerk praktisch erlernt und wenigstens zwei Jahre in einer Werkstätte praktisch gearbeitet habe." Die meisterhafte Begründung dieses Antrages sowie die interessanten Debatten über denselben s. S. 11 ff u. 53 des angef. Berichts.

**) In der viel gesunden Menschenverstand verrathenden Schrift: Suum cuique. Vorschläge zur Gewerbe-Gesetzgebung hat Th. Ebeling in Hamburg bereits gerathen, die alte Zunftschichtung von Meister, Gesellen, Lehrling fallen zu lassen. „Wir haben es nicht mehr mit dem Lehrling zu thun, sondern mit einem jungen Menschen, der die Schule verläßt, um ins bürgerliche Leben einzutreten. Von dem Augenblicke an, da er diesen Schritt thut, gehört er der menschlichen Gesellschaft als Arbeiter an und bringt als solcher seine Leistungsfähigkeit an den Markt. Sowie er dieselben Pflichten auf sich zu nehmen hat, wie jeder andere Staatsangehörige, so hat er auch eben dieselben Rechte für sich in Anspruch zu nehmen. Von diesen seinen Rechten beschäftigt uns hier nur das eine, seine Arbeitskraft so vortheilhaft, wie möglich zu verwerthen. Nun ist selbstverständlich seine Leistungsfähigkeit zunächst eine sehr geringe; denn die meisten jungen Leute verstehen von dem Gewerbe, welches sie ergreifen, sehr wenig oder gar nichts. Aber zu irgend etwas ist er doch gleich zu gebrauchen, und wäre es nur zu den einfachsten Handreichungen, die in jedem Gewerbe nöthig sind und ihren Werth haben" ꝛc.

auf diesem Wege dort bessere Resultate, als bei uns auf dem umgekehrten einer schablonenhaften wissenschaftlichen Ausbildung die an den Klippen der Praxis oft genug scheitert.*) Mit Recht wurde in München auf das Beispiel der Apotheker hingewiesen: „ein junger Mann wird in die pharmaceutische Schule an der Universität nicht aufgenommen, wenn er nicht drei Jahre in der Apotheke gelernt hat, d. h. wenn er sein Gewerbe nicht vorerst praktisch getrieben hat — und der Erfolg ist gut." Auch unsere Handelslehranstalten begehen in ihren Lektionen über Waarenkunde, Handelsrecht ꝛc., den Fehler, daß sie bereits das lehren wollen, was eine umfassendere praktische Erfahrung voraussetzt. Richtiger scheint mir, nach einer tüchtigen allgemeinen Schulbildung unmittelbar in die Lehre einzutreten: hat der angehende Kaufmann das praktische Geschäftsleben gründlich kennen gelernt, dann kann jedenfalls ein theoretischer Kursus in der Waarenchemie, dem Handels- und Wechselrecht, der Volkswirthschaft und selbst der Buchführung mit großem Nutzen an die gewonnene Empirie anknüpfen.

Die Hauptsache bleibt immer, daß wir uns von dem verrotteten und nach keiner Richtuug genügenden Werkstattlehrlingswesen los machen. Schon am Ende des Mittelalters wußte man an den Hauptstätten höherer Gewerbsthätigkeit, daß das bloße Banausenthum zur technischen Verkümmerung führt: die Nürnberger hatten schon im 16. Jahrhundert einen Lehrer der Mathematik aus städtischen Mitteln angestellt, um einfache Handwerker in seinem Fache zu unterrichten, ein Beispiel das dem berühmten Peter Ramus der Bewunderung und Nachahmung würdig schien.**) Nur muß stets der Unterschied zwischen der allgemeinen Bildung zur Entwicklung der natürlichen Kräfte und Fähigkeiten und der Fachbildung zur Anwendung im praktischen Leben festgehalten werden. Hier muß jede pädagogische Einwirkung, wenn sie ihres Zieles nicht verlustig gehen will, eine persönlich individuelle und sachlich specialisirte sein. Mit Recht sagt der um die Gewerbeförderung in Württemberg hochverdiente Steinbeis im Hinblick auf die belgische Industrie: „Gar zu oft vernachlässigt der Deutsche die specielle Fachbildung der allgemeinen wissenschaftlichen Ausbildung wegen. In den Ländern der Industrie ist dies anders; dort wird eine einseitige Fachbildung keineswegs als Ignoranz angesehen, wenn sie dafür um so gründlicher ist und auch wir müssen, um durchaus gewerbstüchtig zu werden, dahin gelangen, daß wir es uns nicht zur Ehre, sondern zum Vorwurfe rechnen Alles wissen zu wollen. In dieser Weise muß auch der Unterricht des künftigen Industriellen von seiner frühen Jugend an geleitet und auf fortwährende gleichzeitige Ausbildung der Körperkraft und der Handfertigkeit neben der Stärkung des Nachdenkens und der Bildung positiven Wissens hingewirkt werden."

*) Ueber die Ausbildung höherer Techniker in Amerika vgl. die interessanten Mittheilungen von dem Ingenieur H. Heine, Reuleaux u. d. d. Industrie S. 36 ff; hierher gehören auch die in der deutschen Presse viel mißverstandenen Aeußerungen von Julius Sengenwald, die Lage der deutschen Industrie. Straßburg 1877. S. 18 ff.

**) Kriegk, Frankfurter Bürgerzwiste u Zustände im Mittelalter, S. 376.

(Schluß folgt.)

Academiſche Indiscretionen.

Verfänglicher als die Frage nach dem Alter der Damen iſt die nach dem Alter der Profeſſoren. Seitdem der bekannte Statiſtiker Laſpeyres, Profeſſor in Gießen, für die Jahre 1870/1 und 1875/6 daſſelbe auf $52_{/9}$ und $52_{/8}$ Jahre feſtgeſtellt hat, heißt es in academiſchen Kreiſen zu ſeiner Charakteriſtik: Ach das iſt der, welcher immer das Alter der Profeſſoren berechnet! Zwei Mal hat er es gethan; das eine Mal für 997, das andere Mal für 1056 ordentliche Profeſſoren an dreißig Univerſitäten deutſcher Lehrſprache.

Im wahrſten Sinne die älteſte Facultät iſt die theologiſche; ihre Lehrer waren vor fünf Jahren durchſchnittlich 54 Jahr alt, ſeitdem ſind ſie noch um Ein Jahr gealtert. Ihr zunächſt beharrte auf ihren 53 Jahren die jüngere Schweſter Philoſophie. Die Mediciner haben ihr Alter von $50_{/9}$ auf $51_{/8}$ Jahre erhöht, während die Juriſten ſich ihre Jugend mit $51_{/4}$ Jahren conſervirten.

Das Alterspräſidium der Hochſchulen führte 1870/1 Berlin. Seine Profeſſoren waren durchſchnittlich älter als ihre alma mater, nämlich 62 Jahr, voran die Verkünder der Rechtsgelehrſamkeit mit 65, zuletzt die der Gottesgelahrtheit mit 60 Jahren. Gegenwärtig iſt mit nur $58_{/4}$ Jahren die altersgraue Göttinger Georgia Auguſta zur Ehre des Seniorats gelangt, deren Lehrer ſchon vor fünfzig Jahrer der bekannte Harzreiſende Studioſus juris „unwandelbar wie die Pyramiden" nannte. Indeſſen ſind es nicht die Juriſten, welche die Schuld tragen, ſie ſind vielmehr auch hier die Jünglinge mit nur $54_{/9}$, wohl aber ſtammt die 60jährige Weltweisheit aus längſt verſchollenen Epochen. Berlin iſt mit 58 Jahren an die zweite Stelle gerückt; in allen Facultäten hat ſich in Folge von Berufungen jüngerer Kräfte das Durchſchnittsalter vermindert, nur die Gottesgelahrten ſind in den fünf Jahren des Kulturkampfs von 60 auf $67_{/7}$ Jahr gealtert. Es folgen Münſter, München, dann Leipzig mit 56,4 Jahren, Jena, Breslau, erſt an 19. Stelle Wien mit $51_{/7}$ und ganz zuletzt Dorpat mit 46, Straßburg mit 42 und Czernowitz mit $40_{/6}$ Jahren.

Auf den öſtreichiſchen Univerſitäten ſchreiben Penſionsgeſetze die Wiederbeſetzung einer ordentlichen Profeſſur vor, wenn ihr Inhaber über 70 Jahr alt iſt; derſelbe kann bei 65 Jahren ſeine Verſetzung in den Ruheſtand fordern. In Dorpat kann nach 25jähriger Dienſtzeit (Privatdocenten-, Docenten- und Extraordinarienjahre werden ins Dienſtalter eingerechnet) ein Profeſſor zwei Mal auf je fünf Jahre vom academiſchen Senate bei $^2/_3$ Stimmenmehrheit dem Miniſter zur nochmaligen Beſtätigung vorgeſchlagen werden, was in der Regel auch geſchieht. Nach 35 Jahren tritt die Penſionirung ein, früher mit dem Gehalt von 1400 Rbl., das gegenwärtige beträgt 2400 Rbl. In Straßburg und in Czernowitz wird das junge Alter der Profeſſoren durch die Neubegründung erklärt, bei der man naturgemäß gerade friſche Kräfte heranzog.

Ein deutliches Bild von den Altersverhältniſſen giebt erſt die Betrachtung der Untervierzig- und Ueberſechzigjährigen. Das Schwabenalter hatten noch nicht erreicht in der theologiſchen Facultät früher 10, jetzt 12 % aller Theologen, in der philoſophiſchen 16 und 19, in der juriſtiſchen 15 und 21, in der mediciniſchen 20 und 21 %. Von allen Profeſſoren waren früher $12_{/7}$, jetzt $18_{/8}$ % weniger als vierzig Jahr alt. — Dagegen waren die meiſten Ueberſechzigjährigen unter den Theologen, früher 31, jetzt 36 %, unter den Philoſophen 29 und 31, den Juriſten 30 und 26, den Medicinern 21 und 26 %. Im Ganzen waren von je 100 lebenden Ordinarien früher 28, jetzt 30, alſo faſt $^1/_3$, über 60 Jahr alt. Nimmt man das Mittel aus den Jahren 1870/1 und 1875/6, ſo gab es 316 Profeſſoren im Alter über 60 Jahr. Von dieſen ſtanden 107 im Alter von 60—65, 92 im folgenden Jahrfünft und 117 waren gar über 70 Jahr alt. Von den 316 waren 59 Theologen, 49 Juriſten,

57 Mediciner und 151 Philosophen. Hierunter waren über 70jährige Greise am zahlreichsten unter den Philosophen 62 (13 % aller Philosophen), 20 Theologen (11 %), 18 Mediciner und 17 Juristen (je 9 %).

Durch die Berufung eines Professors giebt der Staat demselben keineswegs ein Monopol für seine Fächer und kann daher schon bei seinen Lebzeiten einen anderen ernennen, nicht aber ist er im Stande, einem jeden Neuberufenen nun auch eine neue Klinik, ein Observatorium, Laboratorium u. s. w. zu erbauen. Professor Laspeyres will daher dem Staate das Recht vorbehalten, dem Professor nach erreichtem 60. Lebensjahr die Direction eines solchen Instituts zu entziehen und einem anderen zu übertragen. Gebrauch von diesem Rechte wird er schon im Interesse seiner Finanzen nur dann machen, wenn der Professor sein Amt in der That nur ungenügend versieht. Mit dem 65. Lebensjahr soll die Pflicht des Professors, Vorlesungen zu halten, in ein bloßes Recht übergehen; er soll das Recht erhalten, einen Ersatz für seine Lehrkraft vom Staate zu fordern. Bei großem Hörerkreise wird dieser Verzicht selten eintreten wegen des Verlustes an Collegiengeldern. Tritt aber der academische Lehrer ins 70. Lebensjahr, so soll der Staat verpflichtet sein, einen neuen Ordinarius zu ernennen und zwar muß es eine Verpflichtung sein, damit er nicht aus Sparsamkeitsrücksichten die Lehrthätigkeit der alten Professoren gar zu häufig für unersetzlich erklärt.

600,000 Mark etwa hätte Deutschland seinen 102 über siebzigjährigen Veteranen des Katheders auszusetzen; doch der Unterricht der studirenden Jugend durch allezeit rüstige Lehrer ist dieses Preises werth. Ohne Zweifel tritt abgesehen von der oft schon frühen physischen Hinfälligkeit auch für die Geisteskräfte ein Zeitpunkt ein, wo sie nach gewissen Richtungen hin abnehmen; — eine Thatsache, welche illustrirt wird durch die Notiz des Universitäts-Kalenders bei 22 Greisen: liest nicht mehr oder ist pensionirt. Und um einen geisteskräftigen Gelehrten in keinem Falle zu früh seines Wirkungskreises zu berauben, sollte ihm das Recht verbleiben, seine Vorlesungen, namentlich über seine Specialuntersuchungen fortzusetzen und die Institute, wenn auch nicht als Lehr-, so doch als Forschungsmittel fernerhin zu benutzen.

So allein wird Bahn gebrochen den jüngern Männern. In der Blüthe ihrer Geisteskraft erreichen dieselben jetzt ihr Ziel noch nicht, erst beim Niedergang derselben treten sie an die längst verdiente Stelle. Bis dahin ist ihre Wirksamkeit gelähmt, ihre beste Kraft verzehrt sich in stetem Kampfe gegen die Schwierigkeiten ihrer Stellung. Durch die Monopolisirung der Examina seitens der Ordinarien ist ihnen der große Zuhörerkreis entzogen, ihre Collegien sind meist leer und im Auditorium selbst des tüchtigsten jungen Gelehrten scheint es oft, als ob eine Geheimlehre vorgetragen würde. Dazu die schlechte pecuniäre Lage, welche nicht mehr durch die ehrenvolle sociale Stellung aufgewogen wird. In früheren Jahren war der deutsche Professor gewissermaßen der Repräsentant der deutschen Bildung, der deutschen Wissenschaft; heute concurriren fast übermächtig mit ihm die Abgeordneten, die politischen und wirthschaftlichen Parteiführer, die Techniker u. s. w. Daher das Bestreben die Lage zu verbessern durch Wechsel der Universitäten. Wirkten doch nach Verlauf der Jahre 1871/75 in Folge von Tod, Berufung u. s. w. nicht mehr an der nämlichen Universität von den Medicinern $24,_5$, Theologen $25,_9$, Philosophen $26,_9$ und Juristen gar $45,_8$ %. Also die Hälfte der Lehrstühle in jeder juristischen Facultät wurde neu besetzt, erklärlich allerdings z. Th. durch die politischen Umgestaltungen Deutschlands. Daher auch jener Schacher um Besoldungen, der die Männer der Wissenschaft ebenso interessirt erscheinen läßt als die der Börse. Ist es nicht eine förmliche Staatsspeculation, die ein Professor in Scene setzt, wenn er sich durch seine Freunde anderswo wählen läßt mit der festen Absicht nicht dorthin zu gehen, sondern

lediglich vielleicht 300 Thaler auf den Preis seiner Arbeit aufzuschlagen, oder wenn er den Ruf annimmt, gar Visiten bei den neuen Collegen macht, dann aber bei einer kleinen Zulage wieder zurücktritt. Der Freihandelsmann wird dies das ewige Gesetz von Nachfrage und Angebot nennen; uns erscheint es als Pflichtvergessenheit des Staats als einzigen Arbeitgebers, für die Bedürfnisse seiner geistig am höchsten stehenden Beamten so ungenügend zu sorgen und den früher ehrenvollen Ruf an eine größere Universität jetzt in ein einträgliches Geldgeschäft zu verkehren. Die Professoren selbst sind aber im Grunde genommen die letzten, denen eine solche Handlungsweise verübelt werden kann; kämpfen sie doch nur für ihre physische Existenz und ihre sociale Ehrenstellung, indem sie sich die Mittel verschaffen, der Steigerung der Preise und Zunahme aller Lebensbedürfnisse folgen zu können. Und gar die greisen Professoren können am wenigsten auf ihre Lehrstühle verzichten, da sie beim Mangel jeglicher Pensionirung am schlimmsten versorgt sind.

So wird denn in Folge des Mangels an Pensionsgesetzen die offiziell privilegirte Wissenschaft eine ganz andere als die der aufstrebenden jungen Gelehrten. Jeder akademische Lehrer eignet sich im Verlaufe seiner Studien gewisse feste Gesichtspuncte an und bildet sie zu einem System aus, beharrt aber auch wie psychologisch erklärlich selbst in spätestem Alter bei demselben. Dann wird dies System, das früher vielleicht auf der Höhe der Wissenschaft gestanden, zur Sprache der Aturen und während nebenan das Gegentheil von einem jungen Extraordinarius kräftig erschallt, wird im dicht gefüllten Auditorium das Ordinarius sorgsam ins reinliche Collegienheft eingetragen: ein gar bedenklicher Ton sei eingerissen in der Liasformation. So wächst die große Mehrzahl der Studenten, welche mit den Collegien und Heften ihrer Examinatoren, der Wissenschaft und dem Studium genug gethan zu haben glauben, ein großer Theil unsrer Beamten und Practikern an denselben dumpfen Lehren heran wie ihre Väter. Es gedeihen die Routine und das Epigonenthum; statt des frischen Zuges vorwärts strebender Forschung herrscht die niederdrückende Autorität der staatlich monopolisirten Schule.

Darum einen Invalidenfonds für die Veteranen des Katheders! **A. T.**

Neue Bücher.

Bancroft, G. Histoire de l'action commune de la France et de l'Amérique pour l'indépendance des Etats-Unis. 3 Vol. Paris, Vieweg. (M. 22,50.)

Sacher-Masoch, das Vermächtniß Kains. Zweiter Theil: Das Eigenthum. 2 Bde. Bern, Frobeen. (M. 12.)

Atrocités russes. Documents soumis à la conférence de Constantinople. Constantinopel, Lorenz und Keil. (M. 1,50.)

„Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung". Beitrag zur Geschichte der Napoleon. Fremdherrschaft. Neu herausgeg. von Heinr. Merkens. Würzburg, Stuber. (M. 0,80.)

Mackenzie Wallace, Russia. 2 Bde. London, S. Low. (24 Sh.)

Rob. Douglas, Prof., Vorlesungen über chinesische Sprache u. Literatur. Frei bearb. von Dr. W. Henkel. Jena, Dufft. (M. 5.)

Baragiola, A., Giacomo Leopardi, filosofo, poeta e prosatore. Strasburg, Trübner. (M. 1,20.)

La Marmora, I segreti di stato nel governo constituzionale. Mailand, Brigola. (M. 4.)

Karasowiki, Mor., Friedrich Chopin, sein Leben, seine Werke und Briefe. 2 Bde. Dresden, Ries. (M. 12.)

Wyl, W., Spaziergänge in Neapel. Zürich, Schmidt. (M. 6.)

Alb. Wigand, Galiani contra Dubois-Reymond, oder die teleologische Weltansicht vor der Berliner Akademie. Kassel, Kay. (M. 0,80.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 23. Februar 1877. Nr. 8.

Inhaltsverzeichniß: Der industrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung. Von Dr. K. Bücher. (Schluß.) — Die wahre Realpolitik. — Die Nihilisten. — Neue Bücher.

Der industrielle Rückgang und die Frage der gewerblichen Bildung.

Von Dr. Karl Bücher.

(Schluß.)

Mit den Fachschulen allein gelangen wir offenbar nicht dahin, auf allen Gebieten des Gewerbelebens die Werkstattlehre zu ersetzen, auch liegen hier, wie Beispiele zur Genüge beweisen, die Abwege nach der Seite einer unfruchtbaren Theorie zu nahe. Für die meisten Gegenden und Gewerbszweige empfiehlt sich ein anderes System, das dazu den Vortheil hat, daß es nur sehr wenig Kosten macht und sicherer zum Ziele führt: ich meine die Errichtung von Lehrwerkstätten. Versuche dieser Art sind meines Wissens in Deutschland noch gar nicht gemacht worden: aus Belgien liegen dagegen die günstigsten Erfahrungen vor.*) Die dortigen Atéliers d'apprentissage wurden vor etwa dreißig Jahren von der Regierung ins Leben gerufen, um auf die technische und moralische Hebung des gesunkenen flandrischen Arbeiterstandes hinzuwirken. Im Jahre 1850 bestanden sie bereits in der Zahl von fast 100. Der Staat, die Provinzen, Gemeinden und Private trugen zur Aufbringung der Kosten bei. Meist fanden sich Privatunternehmer, welche dieselben unter Aufsicht der Behörden verwalteten und leiteten, und fast alle fanden sehr wohl ihre Rechnung dabei. Man knüpfte bezeichnender Weise an die in Flandern alteinheimische Linnenindustrie an; Lehrarbeiter und Lehrarbeiterinnen wurden aus allen Weltgegenden herangezogen. Die Regierung sorgte für Einführung der besten und neusten Maschinen und Werkzeuge und verabfolgte dieselben auch an eingeschulte Arbeiter der Hausindustrie. Der Einfluß dieser Lehrwerkstätten auf die Erwerbsfähigkeit der flandrischen Arbeiter ist ein ungemein segensreicher gewesen. Noch einfacher und weniger künstlich ist das Verfahren, welches man in den letzten Jahren vereinzelt auf dem Gebiete des Kunstgewerbes in Oesterreich eingeschlagen hat. Die Regierung wendet einem Gewerbetreibenden, der sein Fach an einem Orte in vorzüglicher Weise

*) Vgl. Steinbeis, die Elemente der Gewerbeförderung, nachgewiesen an den Grundlagen der belgischen Industrie. Stuttg. 1853, S. 60 ff.

Digitized by Google

vertritt, Unterstützungen zu, unter der Bedingung, daß er eine Anzahl junger Leute in seine Werkstätte als Lehrlinge aufnimmt. „In der Regel hat sich eine derartige industrielle Kraft mit einigen Gehülfen in der Weise eines Privatateliers ohnehin schon etablirt, und es ist so leicht die Gelegenheit geboten, durch Staatsunterstützung eine Vermehrung seiner Schülerschaft zu ermöglichen, seinem Unterricht durch Ueberlassung guter Vorbilder und Lehrmittel einen höheren Werth zu verleihen und auf diese Weise die Begabung des Einzelnen zu einer Bildungsquelle der Bevölkerung allmählich zu gestalten."

Die Lehrwerkstätte ist die gewerbliche Bildungsanstalt der Zukunft; sie vereinigt in sich alle Vortheile des alten Systems mit den gesteigerten Anforderungen des modernen Wirthschaftslebens. In ihr ist es von vorn herein möglich, durch stete Unterweisung mit und an der Arbeit selbst das höchste Maß von Handfertigkeit und körperlicher Gewandtheit zu erzielen, Sorgfalt und Exaktheit der Arbeit, Zweckmäßigkeit der Ausführung und Schönheit der Form dem Lehrling zur zweiten Natur werden zu lassen, wo eine theoretische Unterweisung nöthig ist, dieselbe in stetem Zusammenhang mit der praktischen Anwendung zu ertheilen, kurz allseitig tüchtige und selbständige Arbeiter zu erzielen, die in der Verwerthung ihrer Kräfte sich nicht mit dem üblichen Minimum des Tagelohns zu begnügen brauchen, sondern einen ihrer Geschicklichkeit entsprechenden Theil des Arbeitsertrags beanspruchen können. Natürlich bedarf es zur Einführung und Verallgemeinerung derselben allseitig praktisch und theoretisch durchgebildeter Werkstattvorstände oder, wo sich die erforderlichen Eigenschaften in einer Person nicht vereinigt fänden, der Verbindung mehrerer zum gemeinsamen Zwecke. Es wird die Aufgabe des Staates sein, in allen seinen Werkstätten eine besondere Lehrabtheilung dieser Art zu errichten und auf solchen Gebieten der kunstgewerblichen und mechanischen Fächer besondere Werkstätten ins Leben zu rufen, wo die Privatthätigkeit aus irgend einem Grunde nicht ausreicht. Daneben kann den Gemeinden und gewerblichen Vereinen diese Aufgabe nicht dringend genug ans Herz gelegt werden. In jeder größeren Stadt sollte für jedes einzelne nicht allzuschwach vertretene gewerbliche Fach mindestens eine Lehrwerkstätte bestehen. Es dürfte nicht mit all zu großem Risico verbunden sein, wenn sich ein oder der andere verständige Arbeitgeber entschlösse, seine Werkstätte zur Lehrlingsschule zu machen. Die produktiven Zwecke seines Geschäftes dürften nach dem ersten Uebergangsstadium mehr gefördert werden, als wenn dasselbe, wie vielfach gegenwärtig, mit halbausgebildeten, gedankenlosen und um jeden Preis zu theueren Gehülfen betrieben wird. Wie ganz anderen Erfolg würde der gewerbliche Zeichen- und Modellirunterricht, die Unterweisung in Mathematik und Technologie haben, wenn sie direkt an ein solches Etablissement angeschlossen werden könnten!

Hier böte sich ein sehr dankbares Feld für Vereine zur Förderung von Lehrwerkstätten und zur Unterstützung und Ueberwachung von Lehrlingen. Für den letzteren Zweck wirken an einigen Orten des Auslands bereits solche Vereine mit nicht geringem Segen, welche sich der Lehrlinge, natürlich auf dem Boden des über-

lieferten Lehrverhältnisses, besonders annehmen.*) Es ist eine oft beklagte Thatsache, daß das Handwerk von seinem früheren Ansehen bedeutend verloren hat, und dies um so mehr, je mehr es aufhörte, einen „goldenen Boden" zu haben. Knaben aus vermögenden Ständen widmen sich demselben nicht; auf dem Lande, in den städtischen Arbeitervierteln muß es seine Zöglinge suchen. Oft genug sind hier die Eltern über die Wahl des Berufs, die Formalitäten des Lehrvertrags, die Pflichten des Lehrherrn ꝛc. in Unwissenheit; sie verstehen sich nicht oder nur gewaltsam zu helfen gegen eigennützige Ausnutzung des Knaben von Seiten des Meisters. Umgekehrt klagt der Letztere über Böswilligkeit, Ungehorsam, Vertragsbruch, unbillige Forderungen der Eltern. Dem Lehrlingshülfsverein würde es zufallen hier zu vermitteln, den Lehrling den von ihm ins Leben gerufenen und unterstützten Lehrwerkstätten zuzuweisen, darauf zu sehen, daß Lehrmeister und Lehrling ihrer Pflicht nachkommen, Streitigkeiten zu schlichten, unbemittelte Lehrlinge zu unterstützen und, wo es gewünscht wird, nach Abschluß der Lehre für ihr weiteres Fortkommen die erste Sorge zu tragen. Eine vorwiegende Betheiligung einsichtiger und mit den gewerblichen Zuständen und Personen des Ortes vertrauter Arbeitgeber wäre Haupterforderniß. Die Zeichen- und Fortbildungsschulen würden zwar zum Theil durch die Lehrwerkstätten überflüssig werden; für andere Fächer ließen sie sich vielleicht zweckmäßiger beibehalten. Aber sie müßten nach verwandten Gewerbegruppen specialisirt und den örtlichen Bedürfnissen genau entsprechend eingerichtet werden. Auf geeignet vorbereitete Lehrer, am besten ausübende Gewerbetreibende von Erfahrung und geläutertem Geschmack wäre besonders das Absehen zu richten. Die Unterrichtszeit müßte vor der Arbeitszeit in den ersten Morgenstunden liegen, jeder Lehrling zum Besuche derselben verpflichtet sein. Am besten würde der Verein zur Ueberwachung des Schulbesuchs und der Schulleitung eine besondere Kommission bilden, die auch für die neusten und zweckmäßigsten Lehrmittel sorgte und den Werkstätten mit guten Mustern, Werkzeugen u. dgl. an die Hand ginge. Von Zeit zu Zeit wären Ausstellungen von Lehrlingsarbeiten, die jetzt dem Gewerbebetrieb mancher Orte mehr zur Schande als zur Förderung gereichen, nach zweckmäßigem Plane zu veranstalten. Es würde sich bei einigem guten Willen doch immer eine Anzahl kundiger Männer finden lassen, welche sich die Mühe nicht verdrießen ließen, Musterzeichnungen und Modelle zu beschaffen, nach denen die Lehrlinge für die Ausstellung zu arbeiten hätten oder mindestens ihnen ihren Kräften angemessene Aufgaben zu stellen. Die Arbeiten müßten in Bezug auf den Gegenstand bescheidene Grenzen ein-

*) Seit 1837 besteht ein solcher Verein in Herisau im Kanton Appenzell a. Rh., über den der Leser im „Arbeiterfreund" XII. Jahrg. 1874 ff. Näheres findet. Ein ähnlicher Verein wurde 1874 in Dänemark gegründet. „Concordia" 1876 No. 11. Der Zweck des letzteren ist: 1) eine bessere Ausbildung der Lehrlinge im Handwerk wie in der (Fabrik-) Industrie herbeizuführen, 2) die Ausgelernten in ihrer weiteren Ausbildung zu unterstützen, 3) Aufklärungen über Arbeiterverhältnisse im In- und Auslande zum Besten der Arbeitgeber wie Arbeitnehmer zu sammeln, 4) einen engen Zusammenschluß zwischen den Meistern und den durch den Verein ausgebildeten Lehrlingen zu schaffen. Prämien und Reiseunterstützungen, Arbeitsnachweis, Erledigung von Streitigkeiten kommen daneben in Betracht. Auch in Frankreich sollen derartige Vereine in ziemlicher Zahl bestehen.

halten und könnten dennoch so gewählt sein, daß mehrere zusammen ein entsprechendes Ganze bildeten, Lehrlinge verschiedener Gewerbszweige an ein und demselben Stücke einander in die Hände arbeiten könnten.

So viel auch Privatvereine und Gemeinden auf diesem Wege im Einzelnen wirken und Segen stiften könnten: das muß festgehalten werden, daß, unserer modernen Wirthschaftsorganisation entsprechend, eine centralistische und sachkundige Staatsleitung, wie sie Württemberg und Oesterreich besitzen, auch die Förderung der Fachschulen und Lehrwerkstätten in die Hand nehmen muß. Erst wenn es gelungen ist, durch diese Anstalten auf dem Grunde einer gehobenen allgemeinen Volksbildung den Arbeiter- und Handwerkerstand intellektuell, sittlich und technisch zu heben, können die beliebten Staatsmittel der Gewerbebeförderung, wie Ausstellungen, Gewerbemuseen, Muster- und Werkzeugsammlungen ꝛc. die rechte Wirksamkeit ausüben.

Ich weiß nicht, ob man die vorgeschlagene Lösung der gewerblichen Bildungsfrage einer näheren Prüfung werth halten wird, ob man sich wird entschließen können, das Veraltete, Abgestorbene, da es nun einmal todt ist, auch in aller Form für todt zu erklären. Auf das Detail ist überall gern verzichtet worden; die leitenden Gesichtspunkte scheinen genügend hervorgehoben. Es ist hier kein theoretisches Luftgebäude nach subjektiver Willkür oder abstrakten Vernunftgründen konstruirt worden: ich habe in der Frage der allgemeinen Volksbildung nur versucht, die Konsequenzen anerkannter staatsrechtlicher Grundsätze zu ziehen, in der Frage der Fachschulen und Lehrwerkstätten, die Anhaltspunkte, welche das praktische Gewerbeleben selbst bot, im Zusammenhang zu verwerthen. Es sind junge unscheinbare Triebe, welche aus einem vielfach für so unfruchtbar gehaltenen Boden hervorgekeimt sind; sie bedürfen der Wartung und Pflege. Wird man sie ihnen zu Theil werden lassen, wird der Staat die Aufgabe anerkennen, die ganze Volks- und gewerbliche Bildung planmäßig und mit Rücksicht auf die socialen Aufgaben der nächsten Zukunft umzugestalten? Wird er beim Hinblick auf den „Rückgang" die Stimmen der einflußreichen Interessenten überhören und thun, was ihm die Rücksicht auf das ganze Volk gebietet? Oder wird er jene weiter mit Millionen unterstützen, diese mit Bettelsuppen, wie Fortbildungsschulen und Hülfskassengesetzen, abspeisen? Noch ist es Zeit, eine Wahl für die Zukunft zu treffen. Auf der einen Seite steht ein geistig und körperlich verkommenes Fabrikproletariat, Frauen- und Kinderarbeit, der Ruin des Familienlebens weiter Bevölkerungsschichten, eine grollende dumpfe Unzufriedenheit unlenksamer Massen; auf der andern Seite ein intelligenter, tüchtiger Arbeiterstand, der seinem Berufe genügt und befähigt ist, bei der Lösung der schwierigen socialen und politischen Fragen selbstthätig auf Grund des allgemeinen Stimmrechts mitzuwirken. Allgemeine Phrasen, Vorschläge ins Blaue hinein hört man jetzt auf allen Straßen. In einer richtigen Werkstätte geschieht kein Meißelstich und kein Feilenstrich, kein Hobelstoß und kein Hammerschlag umsonst und an der unrechten Stelle; auch auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik ist jedes unbestimmt tastende Experimentiren vom Uebel; nur solche Mittel sind gestattet, deren Nutzeffekt sich annähernd bemessen läßt.

Die wahre Realpolitik.

Wir kamen gerade von der großen Retirade, das besiegte Ideal treu in der Brust, während die „Retter" des Vaterlandes mit Pulver und Blei redeten und das kanonische Recht auf dem deutschen Malberge aufpflanzten. Im Asyl machten wir die Bekanntschaft eines ältern M. P., will sagen Member of Parliament, eines hünenhaften Sachsen aus dem irischen Belfast. Er zeigte sich uns armen Exilirten sehr zugethan, suchte stets unsere Gesellschaft auf, doch mischte sich in die Sympathie für die Geschlagenen offenbar eine Dosis Neugierde, zu erfahren, wie ein deutscher Idealist der so viel for the fatherland gelitten, eigentlich beschaffen sei.

Niemals hat wohl ein skeptischerer Kopf auf einem bessern Herzen gesessen, als bei diesem M. P. Der Pariser Staatsstreich rückte sichtbar heran, man witterte förmlich den Geruch des Blutes, in dem des verschuldeten Cäsar Mantel gefärbt werden sollte. Wir waren hoch aufgeregt, einige von uns in letzter Hoffnung, andere erzitternd in Wuth vor dem letzten Schlage gegen die Freiheit. M. P. nahm uns in die Lehre. Als Einer ihn frug, ob der Sohn der Hortense den Sieg davon tragen werde, antwortete er: Natürlich, denn er ist der größte rascal im Lande. Der größte rascal siegt immer bei solchen Gelegenheiten. Die Changarnier, Lamoriciere, Thiers ꝛc. seien kleinere Spitzbuben, little rogues, die alle die Republik nicht wollten, so wenig als der Sohn der Hortense; Er aber, der vor nichts zurückschrecke, this man Bonaparte, wie M. P. sich ausdrückte, werde sie alle zum Fenster hinauswerfen.

Diese politische Doktrin erschien uns des Prügelns werth; wenn wir aber dem Sprecher in die graublauen sächsischen Augen blickten, wenn wir auf den Mund sahen, um den der freundlichste Humor spielte, so waren wir entwaffnet. Als dann die Révolution des bottes vernies und der gants glacés eintrat, lächelte M. P. selbstzufrieden: Da sehen Sie die kleinen rogues, die gegen den großen rascal Sturm laufen.

Eines Tages faßten wir uns ein Herz, M. P. zur Rede zu stellen. Wie, redete ihn Einer von uns an, können Sie so wegwerfend über das Freiheitsstreben der Völker urtheilen? Wäre England frei, wenn Ihre Theorie die richtige wäre? Wo stände Großbritannien heute, hätte es nie ein langes Parlament, einen Oliver Cromwell, einen Russell gegeben? Säßen Sie selbst im Parlament, wenn einer der größern rascals gesiegt hätte?

M. P. zog eine lange Prise in seine große Nase auf, pustete etliche Male und sprach: Gentlemen, Sie verwechseln England mit dem Continent; der Continent kann niemals frei werden, weil er von stehenden Heeren besetzt ist. Die stehende Armee ist stets im Vorsprunge, revolutionäre, schlechtbewaffnete Schaaren, die noch dazu keinen Gehorsam kennen, halten nicht Stand wider gedrillte Truppen. Als Cromwell eine Parlaments-Armee bildete, stand er mit der Armee Karls I. auf gleichem Fuße und zerschmetterte mit seinen Eisenrippen die Kavaliere.

Also war Cromwell der größere rascal! rief Einer dazwischen. M. P. lachte herzlich: Ein rascal grade nicht, aber jedenfalls very smart, so smart als fromm. Doch lassen Sie mich ausreden.

Eine neue Prise förderte den Vortrag. M. P. fuhr fort: Wissen Sie, Gentlemen, worin die englische Verfassung besteht, kennen Sie das

Grundrecht von Großbritannien, weil Sie doch dadrüben immer von fundamental laws reden? Das Grundrecht Englands heißt die Mutiny Bill, das Aufruhrgesetz. Ist ein Jurist unter Ihnen, so muß er das kennen. Der Kontinent macht Aufruhr, wir Engländer schlagen den Aufruhr nieder, aber zugleich mit dem Aufruhr jedes Gelüste nach Despotie. Alljährlich muß die Königin beim Parlamente um Bewilligung der Gelder zur Erhaltung einer bestimmten Truppenzahl einkommen, die sie für nöthig erachtet, um Unordnungen und Meutereien im Lande gewachsen zu sein. Die Bewilligung dieser Gelder wird durch die Mutiny Bill ausgesprochen. Das heißt, die Armee und ihr Bestand hängt ganz vom Parlamente ab.

Und wenn das Parlament nicht bewilligt, die Königin aber die Armee gleichwohl behält? sagte Einer. M. P. mit steinernem Gleichmuth im Gesicht: Junger Kontinentale, das wird die Königin bleiben lassen. Die Königin ist so constitutionell gesinnt wie Jemand in England; wäre sie es aber nicht, so würde sie bald erfahren, daß kein Offizier mehr gehorchte und die Soldaten nicht ihren Offizieren. Die Steuern würden von selbst nicht mehr bezahlt werden, denn was nicht bewilligt ist, das kann gar nicht erhoben werden. Die Steuerbeamten hätten gar nicht den Muth etwas einzufordern.

Würde das wirklich so kommen, oder sind das Theorien? sagte ein kürzlich Gewitzigter spöttisch.

M. P.: Sie glauben, in England müßte Alles immer glatt verlaufen, weil die Dinge bei uns regelrecht von Statten gehen. Das wäre grade, als wenn Sie nicht an unsere Preßfreiheit glauben wollten, weil wir keine Preßgesetze haben. Denn die Verleumdungsklage ist eine pure Civilaktion. Kein Minister wagt auch nur einen Schritt über seine Kompetenz hinaus. Staatsstreich? Man mache ihn im Westend von London, in Ostend und in Lambeth gilt er nicht, in Richmond gar nicht, in Oxford lachen die Leute. Die Mayors und Aldermen übernehmen die Lokalregierung und sorgen für die öffentliche Sicherheit. Ich möchte this man Bonaparte in Buckingham Palace gesehen haben; jeder Constable hätte ihn beim Kragen genommen.

Das imponirte den Meisten, aber eine brennende Frage lag noch auf den Zungen. Auch diese wurde endlich losgeschossen. Wohnen in Großbritannien lauter ehrliche Leute seit Cromwell und dem Oranier; wohin sind die rascals gekommen?

Ich sehe, erwiderte M. P., daß Sie vom Parlamentarismus noch wenig verstehen. Dam! Der Oranier selbst war ein großer rascal, zum Glück ein geriebenerer als Jacob II., und Marlborough war ein großer ruffian sammt seiner Gattin, der Lady Sarah. Aber vertrauen Sie doch den Menschen überhaupt nicht; sie sind alle mehr oder weniger rogues . . . .

Wir waren sehr betroffen, ohne uns getroffen zu fühlen, denn wir waren interessenlos in den Kampf gegangen und hatten meist das Unsrige eingebüßt.

Aber „alle Menschen sind mehr oder weniger rogues!"

M. P. beobachtete uns mit etwas sarkastischem Blick und fuhr im selben Tone fort: Die rogues ernennen Abgeordnete zum Parlament, die von verschiedener Parteifarbe sind: die einen heißen Whigs, die an-

dern Tories, wie Sie wissen. Wenn einmal ein Unterschied zwischen ihnen war, so ist er seit langer Zeit getilgt. Die Whigs wollen in, die Tories nicht out. Ist die Zahl der Whigs größer als die der Tories, so kommen die Tories out und der größte rascal der Whigs bildet ein Ministerium. Oder umgekehrt. Lachen Sie nicht, ist einmal das Parlament die höchste Instanz im Staate, fürchtet sich kein Mensch mehr vor den Soldaten, so ist es nothwendig, daß die Regierung unter Controlle stehe, daß die Einen die Andern beobachten, die schlechten Streiche an die große Glocke hängen und so lange lärmen, bis die rascals out sind und andre in. Das ist das im Staate nothwendige Gleichgewicht und der ächte Parlamentarismus, und so wird das Volk vor dem größten Schaden bewahrt.

Aber ich bitte, Sir, die Minister der Krone wären rascals!

Leugnen Sie, daß Sir James Graham, der Brieferbrecher, ein regular rascal ist? Lesen Sie einmal den Urquhart, was für ein swindler dieser Lord Pam sein muß. Und dann ist da der Hebrew Benjamin, dem's im Gesicht geschrieben steht, ein very cunning fellow. Aber auch Benjamin ist brauchbar, wenn's die Whigs zu arg machen. Ist er grade nicht in, so schreibt er Romane, auch ein roguish business.

Einer der Zuhörer, der etwas Aehnliches verbrochen haben mußte, wurde sehr unruhig. Die Unterhaltung hörte bald auf. Der Unruhige mied fortan die Gesellschaft. — —

Diese Geschichte trug sich vor einem Viertelsjahrhundert zu; längst deckt die kühle Erde das M. P. und auch etliche seiner Schüler im Staatsrecht. Warum die Geschichte uns heute grade einfällt? Weil wir die Parlamentsverhandlungen vom vorigen Freitag gelesen haben, natürlich die englischen, wo von Europa, Rußland und der Türkei geredet wird.

Der Hebrew Benjamin ist nicht nur in, sondern sogar Lord Beaconsfield geworden. Er sitzt behaglich auf dem Wollsack und operirt geschickt (smartly) gegen diejenigen, die ihn out haben möchten. Er kann zwar nicht mehr persönlich dem Heißsporn Gladstone im Unterhause antworten, aber er soufflirt seinem Kriegsminister Hardy, der Herrn Gladstone trefflich bediente. Hr. Gladstone stellte sich dreist auf den russischen Standpunkt: der Vertrag von 1856 existirt nicht mehr, die Pforte hat ihre Zugehörigkeit zum europäischen Völkerrecht, ihre Integrität und Souveränität, durch Ablehnung der Konferenzbeschlüsse verwirkt. Sie ist vogelfrei. Ganz schlau (cunningly) distinguirte der christliche Türkenfeind: Selbst wenn England ein Recht zur Vertheidigung der Türkei hätte, so erwachse ihm daraus noch keine Verpflichtung, wie schon der große rascal Palmerston gesagt habe. Dann aber spitzte Gladstone seine Invective völlig zu: ob die Regierung jetzt einsehe, daß sie von der Verpflichtung befreit sei, von der Lord Derby noch am 5. September gesprochen habe? Der Kriegsminister Hardy antwortete ganz D'Israelisch: von der Pflicht zur Kriegführung für die Türkei stehe allerdings nichts im Pariser Vertrage (dort stehe blos, daß jede Beeinträchtigung der Pforte als Gegenstand des allgemeinen Interesses zu betrachten sei); England sei aber mit den andern Mächten verpflichtet, die Integrität und Unabhängigkeit der Türkei aufrechtzuerhalten, da unter

ſolcher ausdrücklichen Vorausſetzung die Konferenz zuſammengetreten ſei. England könne unmöglich das Schwert ziehen, weil die Türkei ungerechtfertigt gehandelt habe; jene Verpflichtung beſtehe trotz der Ablehnung der Konferenzbeſchlüſſe. Ueberhaupt könne ſich England jetzt im Voraus zu nichts verpflichten, als gemeinſam mit den andern Mächten einen moraliſchen Druck zu üben. Daraufhin acceptirte der Schatzmeiſter Sir St. Northcote die Kabinetsfrage, welche auf künftigen Freitag angeſetzt wurde. Die Entſcheidung in London wird alſo fallen, wenn dieſe Blätter in die Welt gegangen ſind.

Schade daß M. P. nicht mehr lebt. Mit ſeinem ſcharfen Blick würde er raſch noch einen andern Antagonismus herausfinden, als den zwiſchen Liberalen und Tories; er würde die parlamentariſche Kontrolle ins internationale Gebiet ausdehnen und den Fürſten Gortſchakoff mit Lord Beaconsfield, unter obligaten Beinamen, ein Duell for the benefit of the world ausfechten laſſen.

Der Eine kämpft für die chriſtlich-ſlaviſchen Brüder — a mere sham; der Andere für die Integrität und Souveränität der Pforte — hypocrisy. Sie wiſſen beide, was der andere meint und daß er weiß, was ſie nicht meinen. Sie ſind beide gleich ehrlich, und doch hat die Welt den Profit davon, daß ſie ſich balanciren. Das Völkerrecht iſt wie das Staatsrecht, in beiden handelt es ſich darum, den Andern to bring out.

Einſtweilen läßt Lord Beaconsfield dem Fürſten Gortſchakoff ſagen: England iſt verpflichtet, die Türkei aufrecht zu erhalten, weil das ein Gegenſtand von europäiſchem Intereſſe iſt, den alle vor Zuſammentritt der Conferenz für einen ſolchen erklärten. Was aber England thun wird, das fühlt es ſich nicht verpflichtet, vorher zu ſagen.

Und Fürſt Gortſchakoff kann ſich die Viſion gönnen, wie nach den blutigſten Balkankämpfen das ruſſiſche Heer auf eine engliſch-indiſche Armee ſtößt. Dann aber wird es ſich wieder darum handeln, wer in und wer out gerathen wird, hören wir M. P. ſagen.

Die Nihiliſten.

Als im December vor. Jahres zu Petersburg in der Säulenhalle vor der Kirche der Mutter Gottes von Kaſan ein ſehr bedeutſamer Verſuch der Empörung gemacht wurde, da erſcholl aus den Reihen als Loſungswort und Kampfesruf der Name Tſchernyſcheffsky. Man ſprengte prompt den Auflauf auseinander, man verhaftete als Rädelsführer einige Studenten und Studentinnen, alſo der Medicin, und die Juſtiz iſt diesmal ſo raſch am Werke geweſen, daß bereits Anfangs Februar die Verurtheilungen, meiſt in den ſtrengſten Formen der Deportation, ausgeſprochen werden konnten. Der Hamburg. Correſp., ein in ruſſiſchen Dingen wohl unterrichtetes Blatt, bringt über dieſe Verhandlung einen längeren Bericht, in dem freilich der Hauptangeklagte, Bogoljebow, bald als Student, bald nur als „ein des Leſens und Schreibens unkundiger, durch das großſtädtiſche Fabrikleben verwildeter Bauernburſche" charakteriſirt wird, der aber immerhin durch den offenen

Hinweis interessant ist, daß man es hier nur mit einem, der Oeffentlichkeit nun schon nicht mehr zu entziehenden, Gliede in der langen Reihe ähnlicher, allermeist in tiefem Geheimniß unterdrückter revolutionärer Versuche zu thun gehabt habe. „Es läßt sich kaum etwas Deprimirenderes denken" — so schließt der wohlmeinende Berichterstatter — „als der Eindruck, den diese jungen, oft hoch begabten und fast immer durch eine gewisse Energie ausgezeichneten (vorher freilich war ihnen wegen ihres Leugnens „Erbärmlichkeit und Feigheit" vorgeworfen worden) Menschen machten, welche durch die Schriften der Bakunin, Tschernyscheffsky u. s. w. um jeden Glauben an die idealen Güter des Lebens, um jede Genuß- und Leistungsfähigkeit gebracht worden sind, und in den Jahren der Kraft und Blüthe als catilinarische Existenzen ihre Zeit zwischen Hunger, Verschwörungsversuchen und tollen Orgien verbringen, bis sie in die Einöden Sibiriens oder in die Kasematten der Peter-Paulsfestung verschwinden."

Die Vorwürfe sind hart genug und erhalten ja scheinbar eine Unterstützung dadurch, daß auch bei dem Ausbruche des Putsches, wie oben erwähnt, der Name dessen, der hier als geistiger Anstifter angeschuldigt ist, der Name Tschernyscheffsky's angerufen worden ist. Nun denn, was ist's mit ihm?

Der abendländische Leser wird sich, erfreut er sich eines überflüssig guten Gedächtnisses, vielleicht der Sache erinnern. Ein russischer Schriftsteller war — es mögen nun an die 15 Jahre her sein — wegen staatsgefährlicher Umtriebe verhaftet und ein paar Jahre in oben erwähnten Kasematten in Untersuchung gehalten worden. Aber die Zeit hatte nicht hingereicht, ihn in Vergessenheit zu bringen und als er nun sein Urtheil, lebenslängliches Sibirien, empfangen und als er in entehrender Weise öffentlich abgeführt wurde, da hatte sich eine Schaar von Freunden, da hatten selbst Damen der vornehmen Gesellschaft sich eingefunden, dem Sträfling Blumensträuße zuzuwerfen und ihm das Lebewohl für immer zuzurufen. Das hätte nun vielleicht nicht viel zu sagen und dergleichen kleine Extravaganzen gönnt die kluge „dritte Abtheilung" den obern Klassen der Residenz einmal; aber woher kommt's, daß heute noch, nach 15 Jahren, der Name des, wie man weiß, noch Lebenden im Gedächtnisse einer jüngern Generation lebt und zum Alarmruf sich umgewandelt hat?

Darauf wird man in Deutschland nur unvollkommene Antwort bekommen. Wir wissen, daß Tschernyscheffsky eine mannigfache und, nach den Titeln zu schließen, beachtenswerthe literarische Thätigkeit entfaltet hat. Er hat „über das anthropologische Princip in der Philosophie" geschrieben und über „die ästhetischen Beziehungen zwischen Kunst und Wirklichkeit", er hat historische Werke „über den Parteienkampf unter Ludwig 18." und über die Julimonarchie verfaßt, Rußland verdankt ihm eine Darstellung Lessing's und seiner Zeit — aber das Alles ist dem Abendlande ein verschlossen Buch geblieben, es ist russisch geschrieben und nicht übersetzt. Nur mit zweien, und anscheinend seinen charakteristischsten Arbeiten, ist es besser gegangen. Seine Kritik der Mill'schen „Grundzüge der Nationalökonomie" — eine Arbeit, von welcher der im Lobe sonst nicht verschwenderische Carl Marx sagt, in ihr habe der „große russische Gelehrte und Kritiker Tsch." eine

Bankerotterklärung der bürgerlichen Oekonomie vollzogen — ist zur Hälfte wenigstens ins Französische übertragen und man verspricht demnächst auch den zweiten Band. Und ebenso ist sein letztes Werk, ein Roman, vor Kurzem ebenfalls in französischer Uebersetzung erschienen. Und von diesem wollen wir etwas ausführlicher sprechen.

Dieser Roman war, sagen wir, Tschernyscheffsky's letztes Werk, er schrieb ihn, während er bereits angeklagt in der Petersburger Festung saß, und man wird nicht irre gehn, wenn man die Arbeit als das politische Testament des Mannes betrachtet. Nicht, daß es ihm um seine Person und deren Geschick dabei gehandelt hätte; aber die Sache, für die er Märtyrer wurde, schien ihm damals härter bedroht, als nur durch Polizei und Strafrichter. Turgenieff, der bekannte russische Dichter, hatte zu jener Zeit in dem Romane „Väter und Söhne" der neuen geistigen Bewegung, die in den gebildeten Schichten der russischen Gesellschaft sich bemerklich machte, einen Typus zu schaffen gemeint, indem er Bazaroff den Nihilisten erfand. Man wird sich der Erzählung und des Charakters erinnern, man wird aber auch darüber einig sein, daß jene Figur, wie interessant sie auch sei und wie sorgfältig ausgearbeitet, doch nichts weniger als den Typus einer geistigen Art, einer Gesellschaftsklasse darstelle. Bazaroff ist vielmehr Sonderling in dem Sinne des Wortes, daß, sobald er auf einen Genossen seiner Weltanschauung stößt, das Dissociative dieser Naturen sofort zum Ausdruck gelangen muß. Turgenieff hat ihn darum auch wohlweislich allein hingestellt inmitten naiver Naturen und die poetische Wirkung in deren Gegensatz zu der Civilisationsmüdigkeit des Nihilisten erzielt. Wenn nun aber der wirkliche Nihilismus, wie er sich damals in Rußland ausbildete, prätendirt, zugleich eine sociale Mission zu erfüllen und von seinen Grundsätzen aus die Gesellschaft zu reconstruiren und den alten Staat zu verjüngen: so konnte er am Wenigsten damit zufrieden sein, in jener Figur Turgenieff's seinen Repräsentanten zu sehen. Er mußte dagegen protestiren, daß ein Dichter dieses Ranges, dessen Autorität weit über die russischen Grenzen ging, eine Culturerscheinung karrikirte und discreditirte, die ohnehin, weil sie so specifisch russisch war, nur schwer das richtige Verständniß außerhalb Rußlands finden konnte. Und auch den eigenen Landsleuten gegenüber durfte besonders ein Zug in dem Bilde, das Turgenieff entworfen, nicht ohne Widerspruch bleiben. Dieser Nihilist Bazaroff, obwol er nach der Definition seines Schöpfers ein Mann sein soll, „der sich vor keiner Autorität beugt, der keinen Satz ohne eigne Prüfung hinnimmt, möge sein Ansehen noch so unbestritten sein," spricht vom Volke mit der blasirtesten Geringschätzung, er findet es in der Ordnung, daß man mit der Peitsche seinen Willen ausdrückt, und er sieht im Weibe nichts als das Werkzeug sinnlicher Befriedigung. Das unbeantwortet zu lassen, das hieß auf jede Propaganda, die nicht unmittelbar in den Kerker führen sollte, verzichten.

Diese Nothwendigkeit empfand Tschernyscheffsky als das Urtheil über ihm schwebte, das den gewaltsamen Abschluß seiner öffentlichen Thätigkeit bedeutete. Nach dem, was wir von seiner vorherigen literarischen Thätigkeit zu berichten hatten, ist es nicht wahrscheinlich, daß es ein ursprünglicher poetischer Schaffensdrang gewesen, der ihn veranlaßte, Roman mit Roman zu bekämpfen. Er wird sehr wohl erwogen haben,

in welchen Nachtheil er sich setze, indem er für eine ethisch-politische Diskussion eine Form wählte, die zugleich ästhetische Anforderungen stellt, deren sein Gegner anerkannt Meister war. Aber es galt ihm, vor Rußland selbst und im eignen Namen diesen Streit aufnehmen zu dürfen und dafür gab es schwerlich einen andern Weg, als den einer scheinbar harmlosen Belletristik. Auch ist es ihm gelungen und noch während seiner Untersuchungshaft erschien der Roman in der zu Petersburg damals von Nekrassoff herausgegebenen Monatsschrift: Der Zeitgenosse.

Um zu einem gerechten Urtheil zu gelangen, muß man die zwei Puncte vorweg ins Auge fassen: der Roman ist nicht geschrieben, um damit ein Werk dichterischer Kunst zu schaffen, er soll in äußerst practischen Dingen belehren, berichtigen, bereden, und er ist auch in dieser seiner Aufgabe aufs äußerste beengt durch die Rücksichten, welche der Verfasser dem Argwohn der gegen ihn gereizten und thätigen Staatsgewalt einräumen mußte. Dies war vorauszuschicken und wir werden darauf zurückzuweisen haben.

„Was ist zu thun?" betitelte Tschernyscheffsky seinen Roman. In dieser Frage sollte eine Antwort auf die Frage liegen, die Alexander Herzen, wiederum 15 Jahre früher, in einem Romane gestellt hatte, dem er die Ueberschrift gab: An wem liegt die Schuld? Herzen hatte darin die Krankheit der russischen Gesellschaft geschildert und nach deren Ursachen gesucht, Tschernyscheffsky glaubte ihr das Heilmittel bieten zu können. Er thut einen radicalen und zugleich glücklichen Griff, indem er diese Heilung zunächst in der Familie vollzogen wissen will — es ist die Emancipation des Weibes, die das Hauptthema seines Romanes bildet.

Also die übliche Ehebruchsmisere — wendet man vielleicht ein. Aber man würde damit gewaltig irren. Die griechische Kirche ist zwar in Bezug auf Ehescheidung beinahe so unnahbar, wie die römische und jedenfalls läßt sie diesen Akt nur als ein Vergnügen für sehr reiche und vornehme Leute zu: aber der Russe empfindet auch, wie es scheint, das Bedürfniß einer kirchlichen oder staatlichen Reform nach dieser Richtung hin keineswegs so, wie der römische Katholik in den civilisirten Staaten des Occidents. Der niedere Russe prügelt das Weib, das etwa der ehelichen Treue vergäße, der vornehme verlangt und gewährt die Ungebundenheit, sobald die Flitterwochen vorüber sind: der Begriff der Ehe im heutigen Culturſinne ist beiden, dem Volke wie seinen Herren, fremd. Tschernyscheffsky versucht diesen Begriff herzustellen, freilich weder auf sentimentaler, noch auf der Grundlage der traditionellen Sittlichkeit und das bildet die interessanteste Seite seines Buches. Hören wir die Fabel:

Vera Paulowna heißt die Heldin. Der Vater ist ein kleiner Beamter, Hausverwalter, schüchterner Wucherer, die Mutter ein rohes, dem Trunke ergebenes Weib, die in ihrer Jugend auf nicht eben ehrenvollem Wege dem Manne zum Amte verholfen, seitdem unbedingt das Regiment führt, sich heimlich durch unsaubre Geldgeschäfte die Taschen füllt, ihre große Hoffnung aber auf die schön gewordene Tochter setzt, die durch Schlauheit sich und den Ihrigen ein glänzendes Loos bereiten soll. Das scheint ihr zu blühen, als der Sohn der Hauseigenthümerin,

ein junger Offizier, auf sie aufmerksam geworden und, nachdem ein plumper Versuch, sie zu gewinnen, gescheitert ist, ernsthaft sich in sie verliebt und ihr den Heirathsantrag macht, den sie, von der Mutter aufs ärgste gedrängt, nicht ablehnt, aber auch noch nicht definitiv annimmt.

Das Colorit dieser ersten Kapitel ist vortrefflich. Auf dieser Gruppe von Menschen, die, allesammt nur von den gemeinsten Motiven des egoistischen Gelüstes gelenkt werden, die nicht im Guten, nicht im Bösen einen eigenen Aufschwung zeigen, ruht jene matte regungslose, wie von zehnmal geathmeter Luft gefüllte Atmosphäre, in der selbst das Verbrechen nicht die Kraft gewönne anders als schäbig zu sein. Es ist russische Luft, in Pisemski's „Tausend Seelen" (und Kayßler's treffliche Uebersetzung giebt das auf's feinste wieder) liegt die ganze Erzählung unter diesem Bann, in Saltykoff's Skizzen tritt er oft ganz brutal auf, und kein französischer, kein deutscher, nun gar kein englischer Schriftsteller wäre im Stande, diese Schwüle, die auf kein Gewitter hofft, zu treffen. In sie tritt nun der Held der Geschichte, Lopukhoff, Student der Medizin, ernsthafter, den Studien ergebener Mann, der sich mit Stundengeben durchhelfen muß und nun den zweiten Sproß unseres Ehepaares, einen Knaben, zur Schule vorbereiten soll. Er gefällt der Mutter, weil er billig ist, noch mehr, als sie merkt, daß er unempfindlich für der Tochter Schönheit ist und somit ohne Gefahr dieser im Klavierspiel Nachhilfe — unentgeltlich, versteht sich — leisten kann. Ein Familienfest giebt den Beiden Anlaß, einander näher zu treten, ein Gespräch während der Quadrille, banal beginnend, lenkt sofort über zu den Frauen, die er nicht, wie sie neckend ihm vorwirft, haßt, wohl aber bemitleidet, da sie ja selbst ihre Inferiorität beklagten und Männer zu sein wünschten. Von da ab finden sich, nicht die Herzen, aber die Geister; die Mutter, anfangs argwöhnisch, beruhigt sich bald über den Inhalt der belauschten Gespräche, die sie nicht versteht, die aber nicht von Liebe handeln, und so wählt sie schließlich Lopukhoff sogar zum Vertrauten, daß er der Tochter das bevorstehende Ehebündniß plausibel mache. Diese, die er inzwischen Considerant und Feuerbach hat lesen lassen, ist daran Mannes genug geworden, um ihrem Freunde zu erklären, daß sie dem gutmüthigen, aber dummen Bräutigam keinen Geschmack abgewinnen könne, daß des Bleibens in ihrer Familie nun aber auch nicht länger sei, daß sie sich in der Welt ihr Brot suchen wolle. Er übernimmt dieses Suchen, aber fruchtlos, und faßt einen kurzen Entschluß: Um sie zu befreien, giebt es nur Ein Mittel, er wird sie heirathen!

Selbst der wohlerfahrene Leser wird hier einen kleinen Ruck fühlen. Er hat zwar in den Unterhaltungen der Beiden es wohlvermerkt, als der kleine zierliche, nicht ganz herzklopfenfreie Streit um das erste „Mein Freund" und „Meine Freundin" sich entspann und sich schlichtete, aber er hat auch, wie das ja sein Recht ist, Beider Selbstgespräche behorcht und wohl Interesse für den Andern und dessen Wesen, aber Liebe, Liebe, wie man's eben gewöhnt ist, weder sentimental noch sinnlich darin verspürt.

Und so ist's auch und so bleibt's auch, als sie kurzweg von Hause weggegangen, von einem befreundeten Popen getraut worden ist und nun

mit dem Gatten zusammen haust. In aller Decenz macht der Verfasser es doch durchaus klar, daß das junge Ehepaar wie Bruder und Schwester zusammen leben. Wohlverstanden! diese Geistigkeit der Ehe wird keineswegs mit einem besonderen Schimmer idealer Motive umgeben, der Verfasser legt es sichtlich in seiner Kleinmalerei grade dieses Verhältnisses darauf an, zu beweisen, daß sich ein gemüthlicher Hausstand auch unter solchen Bedingungen herstellen läßt. Und nicht etwa, daß das schließlich auf ein fades und innerlichst unsittliches Compliment an die Malthus'schen Lehren hinauslaufen sollte — es ist ein Gedanke der feinsten und reinsten Sittlichkeit, den er hier darzustellen versucht. Die gewöhnliche Ehe — so verstehen wir seinen Gedanken — beginnt mit der sinnlichen Verbindung und versucht's dann darauf hin, und die Macht der Gewohnheit zu Hilfe nehmend, auch eine Verbindung der Seelen und Geister zu werden. Glückt das nicht, nun, so ist das brutale geschlechtliche Band nur vorhanden und dann bleibt nur noch die Hoffnung, daß, was selbst die Thiere während der Brutzeit zusammen hält, das Kind eine freilich dürftige Art geistiger und seelischer Gemeinsamkeit bewirke, daß das Kind die Gatten erzeuge. Wenden wir es um, sagt der russische Dichter. Mögen die Beiden, welche ähnliche Weltanschauung zusammengeführt hat, erst erproben, wie auch die individuelle Ausgestaltung dieser Anschauung in ihren Persönlichkeiten sich in einander füge. Glückt das nicht, so werden beide von einander scheiden können, ohne Reue, ohne Haß; glückt es, so möge auf dieser festen Grundlage die Neigung zur Liebe, die Liebe zur Leidenschaft erwachsen, eine Täuschung ist dann nicht mehr zu fürchten. Dadurch wird nun freilich das ganze hergebrachte Dogma von der Liebe, wie es uns die Dichter, unsere Lehrmeister, seit Jahrtausenden gesungen, auf den Kopf gestellt, ja selber die Natur, die bisher mit dem äußerlichen Wohlgefallen als erstem Faden des Netzes begann, das sie vom Manne zum Weibe webt, auch sie muß sich hier eine tüchtige Correctur gefallen lassen: aber zum Nachdenken reizt das Theorem gar sehr an und besonders den, der, wie ein recht sehr guter Freund von uns, der ketzerischen Meinung nachhängt, daß mit all dem Singen und Reden von der gewaltigen Leidenschaft der Liebe seit Urzeiten ein schnöder Mißbrauch von Gereimten und Ungereimten getrieben werde, daß jene Liebe vielmehr, von der der Apostel in dem erinnerungsvollen Pathos eines, der da viel gesündigt, sagt, daß sie Alles dulde, Alles verzeihe — daß sie vielmehr ein seltener Vogel Phönix sei, von denen die nicht leicht sprächen, denen er über den Himmel gezogen.

Empfände nun Einer die Lust um dieser eigenthümlichen Entwicklung willen, den Roman zu lesen, so sei ihm nochmals die Warnung in's Gedächtniß gerufen, die wir an den Eingang hinstellten. Als Roman, nach dem betrachtet, was man Mache nennt, ist das Buch nur mittelmäßig, das Didaktische liegt ihm schwer in den Gliedern und der Verfasser verschmäht die kleinen Hilfen, welche die Phantasie giebt, fast ganz. Geschick genug würde er haben, denn die Nebenfiguren, die er mit wenig Strichen meist sehr plastisch zeichnet, weiß er gut und wirksam in die Handlung hineinzustellen. Weniger geschickt ist es, daß er die innere Entwicklungen der Heldin, die er, so lange sie eben noch unbewußte sind, nicht in der Form des Gespräches oder des Selbstgespräches hervortreten

lassen kann, als Träume zu Worte kommen läßt, das giebt unnöthigerweise einen mystischen Hauch. Besonders aber sei dem Leser vorweg Nachsicht empfohlen mit dem oft sehr seltsamen und willkührlichen Französisch, dessen sich der ungenannte Uebersetzer, wol ein Russe, bedient hat, sowie mit der wahrhaft gräulichen Ueberfülle von Druckfehlern. Das Buch ist in Lodi gedruckt, also wahrscheinlich von Leuten gesetzt, die des Französisch nicht kundig waren, es führte ursprünglich die vogelfreie Verlagsfirma: en vente chez tous les libraires, schließlich hat Hr. Stuhr in Berlin einen armseligen Umschlag zugefügt und es mit seinem Namen in die Welt gehen lassen: aber diese traurige Vagabondage erklärt wol, entschuldigt jedoch nicht. Sieht diese so viel im Auslande herumschwärmende Partei in Tschernyscheffsky einen Führer, so sollte sie ihn zuerst dadurch ehren, daß sie dem Abendlande seine Kenntniß in halbwegs anständiger Form vermittelte.

Kehren wir zu unserem Paare zurück. Der Roman beschränkt sich keineswegs darauf, ihr Stillleben sammt den psychischen Keimen in diesem zu schildern; zur rechten Zeit erinnert er sich, daß seine socialen Aufgaben weiter gehen. Die junge Frau sucht und begründet auch ihre bürgerliche Selbständigkeit, indem sie aus kleinen Anfängen heraus eine Productivgenossenschaft weiblicher Handarbeiterinnen gründet. Das hält sich nun vollständig in praktischen Grenzen, über die freilich nur in geringem Umfange auftauchende Frage des Unternehmergewinnes wird leidlich glatt hinweggegangen; die bescheidene und vorsichtige Verbindung mit einem Consumverein und die kleinen Humanitäten, die wie Rosinen in den Pudding gesteckt sind, gemeinsame Sonntagsvergnügungen u. dgl., würden wahrscheinlich selbst die Censur unseres Schulze-Delitzsch passiren. Während so auch das äußere Behagen des Hausstandes gedeiht (der Mann, wie wir denn doch nicht vergessen wollen, ist mit seinem literarischen Erwerbe auch zufrieden), wird die Neigung zur Liebe, die Liebe zur Leidenschaft, anscheinend für den Gatten .... das ist ungezwungen entwickelt, ungezwungen erzählt.

Damit wäre ja wohl die Geschichte zu Ende? Leider, leider nein. Dem Verfasser lag daran, nun doch auch die Scheidungsfrage noch zur Sprache zu bringen und dabei ist's ihm denn passirt, daß das, was er so säuberlich zur Vorderthür hinausgewiesen, nun zur Hinterthür doch wieder hereinkommt: die Liebe nach ihrer gewöhnlichen Façon. Unser Lopukhoff hat einen Jugendfreund und Studiengenossen gehabt, der an der jungen Ehe anfangs sein herzlich Wohlgefallen gezeigt, dann aber sich allgemach zurückgezogen hat. Als er gedrängt endlich doch wieder im Familienkreise erscheinen muß, benimmt er sich auffällig launisch, unliebenswürdig, erreicht aber nur, daß Mann wie Frau über die Gründe dieser Seltsamkeit in's Nachdenken gerathen und der Mann dabei die pflichtmäßig nnterdrückte Liebe des Freundes zur Frau, die Frau, was schlimmer ist, ihre eigne Liebe zum Freunde entdeckt. Sie kämpft herzhaft dagegen, sie verhehlt diese Kämpfe auch dem Gatten nicht und dieser, edelmüthig sich dem Glücke der Beiden opfernd, reist fort, angeblich die Eltern zu besuchen, einige Tage drauf findet man seinen Hut durchschossen an der Newa — er hat sich getödtet, um sein Weib zu befreien.

Und sie? O Wittwe von Ephesus! Die Scene beginnt mit dem schmerzlichen Abschiede für immer, den sie von dem nun durch ein Grab von ihr geschiedenen Freunde nimmt, und sie schließt — nach längerem Zwischenraum und vielfacher Erwägung des Falles — mit ihrer zweiten Heirath, bei der, beiläufig bemerkt, die platonischen Prüfungsjahre wegfallen. Auch der Kindersegen stellt sich reichlich ein und — um das Soll und Haben in gute Ordnung zu bringen — schließlich auch der selbstmörderische Gatte, der es damals vorgezogen nur seinen Hut zu erschießen, sich selbst aber in die weite Welt zu schleudern, aus der er nun als amerikanischer Bürger und mit geändertem Namen wiederkehrt. Da er den Zweck seines Verschwindens, das Glück seiner Frau und seines Freundes, gesichert findet, so widerstrebt er nicht, als sich auch ihm ein zweites Eheglück darbietet und wir verlassen die beiden Paare in traulichster Gemeinschaft die hoffentlich zu keiner neuen Wahlverwandtschaft führt.

Der Schluß nun behagt uns nicht sonderlich. Handelte es sich nur darum zu zeigen, daß die Scheidung in Rußland nicht anders als durch so gewaltsame Mittel zu erreichen sei, so hätte der Dichter das wol auch darstellen können, ohne grade die Lehre, die er in der ersten Hälfte des Buches gegeben, mit in die Luft zu sprengen. Um zu wissen, daß die Vernunftehe vor der Stimme des heißen Blutes nicht Stand hält, dazu bedarf es keiner Nihilisten und darin liegt keine Reform der Gesellschaft.

In den letzten Tagen des Oktober vor. J. brachte der „Golos" folgende Petersburger Notiz:

28. Okt. Morgen wird hier die Gesellschaft der Artell-Werkstätten für weibliche Handarbeiten ihre Thätigkeit beginnen. Die Gesellschaft bezweckt, Personen weiblichen Geschlechts, die ihren Unterhalt durch Arbeit erwerben müssen, vortheilhafte und unabhängige Arbeit zu schaffen. Durch Ersparnisse soll ein Kapital gebildet werden, um den Mitgliedern bei eintretender Krankheit und im Alter eine sichere Existenz zu schaffen. In einer Schule soll Unterricht in den Handarbeiten, in der Religion, russischen Sprache, Arithmetik u. s. w., und zwar nicht weniger als 2 Stunden täglich, ertheilt werden. Die Gesellschaft hat ihr eigenes Siegel und das Recht den von ihr erzogenen Schülerinnen Atteſtate zu ertheilen. Die Mittel der Gesellschaft bestehen hauptsächlich aus Beiträgen der Mitglieder und aus verschiedenen Spenden an Geld und Materialien. Die Verwaltung der Geschäfte ist dem Komitee der Gesellschaft und der Versammlung der Mitglieder übertragen. Das Komitee besteht aus einer bestimmten Zahl von Mitgliedern, die von der Versammlung auf 1 Jahr aus der Zahl der zahlenden und der arbeitenden Mitglieder gewählt werden. Diese wählen dann wieder aus ihrer Mitte den Präsidenten, worauf Personen beiderlei Geschlechts Anspruch haben. Die zahlenden Mitglieder können Personen beiderlei Geschlechts sein, die arbeitenden Mitglieder jedoch nur Personen weiblichen Geschlechts. Die arbeitenden Mitglieder zerfallen in a) in der Werkstätte wohnende, b) täglich dahin kommende und c) zu Hause arbeitende. Zur ersten Kategorie gehören Personen, welche in der Werkstätte Essen, Wohnung, Wäsche u. s. w. haben, zur zweiten Kategorie die, welche nur das Essen in der Werkstätte, und zur dritten solche, welche die Arbeit nach Hause nehmen. Sowohl die zahlenden wie die arbeitenden Mitglieder haben auf der General-Versammlung der Gesellschaft gleiche Rechte und Stimme.

Das ist nun wörtlich bis in das Kleinste hinein, die Productivgenossenschaft, wie Tschernyscheffsky sie, mit sichtlicher Liebe und Sorg-

falt in diesem seinem Romane sich aufgebaut. Vor 15 Jahren war es ein verbrecherischer Socialismus, solche Organisationen auch nur auf dem Papier zu entwerfen: heute setzt der Staat sein Siegel auf das vollendete Werk. Der es plante aber, bleibt in Sibirien — selbstverständlich.

Neue Bücher.

Camerer, Th., Die Lehre Spinoza's. Stuttgart, Cotta. (M. 8.)
Petersen, Dr. Jul., Hauptmomente in der geschichtlichen Entwicklung der medic. Therapie. Vorlesungen. Kopenhagen. Höst. (M. 9.)
Grünwaldt, C., Das Artelwesen und die Hausindustrie in Rußland. Petersburg, Röttger. (M. 2,50.)
Hesse, F. H., Der terministische Streit, ein Bild theolog. Lebens aus den Grenzjahren des 17. u. 18. Jahrh. Gießen, Ricker. (M. 8)
Stieda, W., Zur Entstehung des deutschen Zunftwesens. Jena, Dufft. (M. 3.)
Pierre, E., Histoire des assemblées politiques en France du 5. Mai 1789 au 8. Mars 1876. 2 Vol. Berlin, durch Asher. (15 Frs.)

Vom 20. Jänner d. J. ab erscheint in Wien zweimal monatlich als Centralorgan der österreichischen Gewerkschaften:

Der Gewerkschafter,

Organ für die wirtschaftlichen Interessen der Arbeiter Oesterreichs.

Vierteljähriges Abonnement für Oesterreich-Ungarn 40 kr. ö. W.; für Deutschland 90 Pfennige; für die Schweiz 1 Franc 25 Cent.

Zum zahlreichen Abonnement ladet ein

Die Redakzion u. Administrazion
des
„Gewerkschafter"
Wien, Sechshaus, Stiegergasse 5, 2. Stock.

Für Diejenigen unserer geehrten Leser, welche sich den Jahrgang 1876 der „Wage" completiren möchten, bemerken wir, daß wir gern, soweit unser Vorrath reicht, kostenlos die Ergänzung bewirken, wenn uns nur durch Postkarte die fehlenden Nummern angegeben werden.

Die Expedition der „Wage."

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 2. März 1877. Nr. 9.

Inhaltsverzeichniß: „Anarchische Bestrebungen". — Eine Vertheidigungsrede. — Die Nihilisten. (Schluß.) — Neue Bücher.

„Anarchische Bestrebungen."

Die Socialdemokratie, wie die häßliche Mißgeburt von Wortbildung heißt, hat im Deutschen Reiche einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Nicht etwa die 13 Abgeordneten meinen wir, die vermöge des allgemeinen Stimmrechts erzielt wurden; da wären uns die starken Minoritäten der Partei fast eben so wichtig, und wir hätten uns nach unserer Anschauung von der herrschenden ökonomischen Doktrin und der überdem noch dazu kommenden Stockung in Gewerbe und Handel eher zu verwundern, daß nicht weit mehr Vertreter der Partei aus den Urnen hervorgegangen sind. Nein, der entschiedenste Fortschritt, den die „Sozialdemokratie" gemacht hat, besteht in ihrer offiziellen Anerkennung.

Das Diplom, so ihr ausgefertigt worden, lautet zwar nicht besonders schmeichelhaft. „Anarchische Bestrebungen" sind jedenfalls verdammenswerth, insofern man darunter die Tendenz begreift, alle gesellschaftliche Ordnung zu vernichten und das Chaos herzustellen. Indessen haben Titel von jeher ihre Schicksale gehabt. 1848 wurde die entschiedene Bewegungspartei mit dem Namen der „Wühler" belegt, worauf die „Wühler" mit den „Heulern" antworteten. Die reaktionären Gelüste, wie sie sich damals besonders in der „Kreuzzeitung" Luft machten, bewirkten nur, daß die Männer der Bewegung sich mit Vorliebe selbst „Wühler" nannten und sich mit Lust dazu bekannten, die Kloaken der Vergangenheit, den gesammten Niederschlag seit 1815, einmal gründlich aufzuwühlen.

Ein viel früheres Exempel von der Wandlung einer Titelbedeutung sehen wir in der Geschichte des niederländischen Aufstandes gegen die spanische Despotie. Geusen, Habenichtse, arme Schlucker, nannten die Gesättigten die Partei der Befreiung. Was aber thaten die so Beschimpften? Sie alle, der Adel mit inbegriffen, legten einen Sack als Parteizeichen an und auf ihrer Hutmedaille stand die Legende: „Treu bis zum Bettelsack!" Das nördliche Niederland oder Holland blieb dieser Devise treu und der wahre Gueux war nach 80jährigem Kriege Spanien selbst, das sich von diesem Schlage nie wieder erholt hat.

Umgekehrt gehen die Dinge gegenwärtig in Frankreich zu. Die Reaktion, der die Republik ein Pfahl im Fleische ist, die unter einer solchen Staatsform nicht hoffen kann, ihre Schäfchen weiter zu scheeren,

der Herzog v. Broglie, Hr. Buffet u. s. w., gab sich selbst den wohltönenden Namen: Partei der „moralischen Ordnung". Wie rasch ist diese „moralische Ordnung" ein Gegenstand der Verachtung und des Gelächters geworden! Alles was sich das französische Volk nur Drückendes, Peinigendes, Verderbliches, Unheilbringendes vorstellen kann, der Verlust jeder persönlichen Freiheit, der Sicherheit in den öffentlichen Zuständen, die Angst vor der Zukunft, Alles ist in dem einen Ausdruck angesammelt: „moralische Ordnung", worunter nichts mehr verstanden wird als Unmoralität und Unordnung, auf Griechisch „Anarchie". Und was besonders zu bemerken ist, die Verfasser der letzten deutschen Thronrede haben durchaus keine Ursache, mit der Partei der „moralischen Ordnung" in Frankreich zu sympathisiren. Im Gegentheil, es liegt auf der Hand, daß die Republik, also die angebliche „Anarchie" in Frankreich, für den Frieden unendlich günstiger ist als irgend ein orleanistisches Königthum oder eine neue bonapartische Kaiserei. Ging ja doch der letzte offiziöse Zeitungssturm gegen orleanistische Zetteleien und vermeintliche Kriegspläne.

So ist also das deutsche Reich durch die Gewalt der Umstände zum Gegner der „moralischen Ordnung" und zum Gönner der republikanischen „Anarchie" geworden, oder, die Sachen mit dem richtigen Namen belegt, zum Freunde der Republik und zum Gegner der Monarchie.

Was ist denn „Ordnung" und was ist „Unordnung?" Je nach der Erklärung dieser beiden Begriffe können die Anarchisten ganz anderswo zu finden sein, als wo man gewöhnlich sie vermuthet, und es kann sich herausstellen, daß angeblich „anarchische Bestrebungen" auf Ordnung im höchsten und besten Sinne ausgehen.

Sind unsere wirthschaftlichen Zustände in Ordnung? Wären sie das, so entfiele ein ganzer Passus der Thronrede. Diese könnte ja dann nicht die obwaltende Stockung der Produktion und des Handels anerkennen, noch viel weniger den Ausspruch thun, daß Deutschland im Punkt der Stockung das allgemeine Schicksal theile. Demnach liegt ein europäischer Zustand vor, der zugegebenermaßen „nicht in der Ordnung" ist. Macht Frankreich noch zum Theil eine Ausnahme, die aber mit der abnehmenden Konsumtionskraft der übrigen Welt nothwendig mehr und mehr schwinden muß, so tritt dafür Nordamerika ein. Wir leben also in wirthschaftlicher Stockung und folglich Unordnung. Worin besteht denn der Defekt, der grade inmitten des „industriellen Aufschwunges" alle Schwingen lähmte? Das ist doch eine wohlaufzuwerfende Frage. Aus Nichts wird Nichts, und hier ist grade aus dem vielgerühmten Etwas, aus dem reichen Viel, das trostlose Nichts hervorgegangen.

Oesterreich mit seinem Schwindel und Krach kann jetzt nicht mehr verantwortlich gemacht werden für die allgemeine Stockung. Oesterreich besaß das Kapital gar nicht, dessen Papierzeichen auf den Börsenmarkt drückten. Deutschland hatte Kapitale, schwamm im Gelde, und zuletzt haben sich Deutschland und Oesterreich vor der gemeinsamen Noth nichts mehr vorzuwerfen. Der österreichische Galgenhumor sagt bereits: „Wir haben Deutschland fünf Milliarden vorgegeben und jetzt haben wir es doch eingeholt."

Worin liegt die Möglichkeit einer solchen Ausgleichung? Wie ist es denkbar, daß Achilles nicht weiter kommt als die Schildkröte? Da ist

doch etwas, und zwar etwas sehr Wichtiges und Wesentliches „nicht in der Ordnung;" da muß ein Faktor der Unordnung mitten im wirthschaftlichen Prozesse unausgesetzt thätig sein, dem weder mit großem noch mit kleinem Kapital beizukommen ist, dem aber beizukommen die unabweisliche Aufgabe aller Staatskunst und Staatsmannschaft ist.

Uebersetzt man Unordnung in „Anarchie", so leben wir in „anarchischen Zuständen", was die Wirthschaft, Produktion und Konsumtion betrifft, und die Bestrebungen solche Zustände aufrecht zu erhalten, sind offenbar Bestrebungen der „Anarchie" oder „anarchische Bestrebungen". Man braucht wahrlich nicht auf ein formales System der Sozialistik vereidet zu sein, man braucht die ganze künftige Gestaltung des gesellschaftlichen Haushalts nicht fix und fertig in der Tasche zu tragen, um die Richtigkeit vorstehender Argumentation einzuräumen, und es giebt bereits Schaaren von herzlich konservativen Leuten, die an dem Problem wahrer wirthschaftlicher Ordnung sich redlich abmühen, die sogar auf dem Katheder nicht ganz freigeblieben sind von „anarchischer" Ansteckung.

Das ist keine Frage, die auf die Spitze des Schwertes gestellt werden kann, wie man auch auf die Zauberkraft des „hauenden Säbels" sich verlassen mag. Auch eine neue konservative Majorität kann an dieser Sachlage nichts ändern; wir können uns vielmehr eine ächt konservative Anschauung denken, die weitherziger, verständnißfähiger und hülfsbereiter wäre, als die verbissene, verbohrte und verstockte Partei der ehemaligen Gothaer.

Sollte aber unter „Konservativ" verstanden werden, die Forderungen der Zeit im Stillschweigen ersticken, Knebel und Handschellen anlegen, die Debatte selbst todtschlagen: so müßten wir mit zahlreichen Andern abwarten, was der Dampf im Kessel anfangen würde, wenn das Ventil geschlossen wäre. Dann allerdings wären anarchische Zustände vorhanden und das letzte Mittel herauszukommen, wäre zuletzt wieder die — Anarchie.

Eine Vertheidigungsrede.

Ludwig Pfau, der wohlbekannte Kunstgelehrte und Dichter, hatte im vorigen Sommer in der Frankf. Ztg. die Erfahrungen und Eindrücke, die er aus der Münchener Kunstausstellung gewonnen, in einem Artikel besprochen. Daraus erwuchs ihm eine Anklage wegen Beleidigung der preußischen Staatsregierung, die ihn am 19. Februar vor die Schranken der Frankfurter Strafkammer führte. Pfau vertheidigte sich in eingehender Rede. Wenn wir diese hier nach der Aufzeichnung der Frankf. Ztg. wiedergeben, so sind uns mehrere Gründe dafür bestimmend. Die Rede ist ein oratorisch Werk von nicht geringer Bedeutung, sie ist juristisch wohlgefugt und bedenkenswerth, sie spricht endlich offenbar eine politische Stimmung aus, die in Süddeutschland nicht vereinzelt ist.

Die Wirkung der öffentlichen Rede ist in den letzten Jahrzehnten in steter Abnahme, am bemerkbarsten in Deutschland, wo die Permanenz der parlamentarischen Diskussion eine Abstumpfung hervorgebracht hat, die sich demnächst auch auf andere Gebiete übertrug. Auch die Gerichtsrede ist davon betroffen worden, es giebt keine Beredtsamkeit der Ver-

theidiger mehr, Staatsanwalt und Richter sind durchschnittlich den summarischen Verhandlungen geneigt, das Publikum hat die Oeffentlichkeit, die so eifrig einst als liberale Hauptforderung verfochten wurde, nach deren Erlangung niemals anders zu schätzen gewußt, als höchstens zur Befriedigung blasirter Sensationsgelüste und so haben auch schließlich die Angeklagten gelernt sich zu bescheiden. Das glänzende Beispiel eines Jacoby, Walesrode u. A., deren Vertheidigungen einstens Ereignisse waren, lockt nicht mehr, die Erfahrungen, die Lassalle an seinen Vertheidigungen gemacht, schrecken sogar ab. Und doch ist es das vielleicht traurigste Zeichen dieser Zeit, daß selbst die allerpersönlichste Bedrohung der Freiheit nicht mehr den Kampfesmuth erweckt, daß der Fatalismus in seiner faulsten Entartung, der Fatalismus des Hammels, die Anklagebank zu seinem Lieblingssitze erkoren hat.

Da ist nun einmal Einer, der sich rechtschaffen seiner Haut gewehrt hat, mit dem Schilde nicht blos, auch mit dem Speer und da ist es einer freisinnigen Presse Pflicht aufzumerken und zu secundiren.

Der Staatsanwalt führte zunächst aus, in der betroffenen Stelle (ihr Inhalt ergiebt sich aus Folgendem zur Genüge) sei zweifellos eine Beleidigung des preußischen Staats-Ministeriums enthalten. Wenn der Angeklagte sage, es handle sich nicht um Personen, sondern um das preußische Regime, er habe nicht an Personen gedacht, so widersprächen dieser Behauptung zunächst die eigenen Angaben, wonach es seine Absicht gewesen sei, in einem Artikel, in welchem die Politik nichts zu thun gehabt, etwas Politik zu treiben und den Eindruck zu verschärfen, welchen die Ausstellung auf ihn gemacht. Auf Seitenhiebe auf politische Gegner sei es abgesehen. Von einem System könne man nicht sagen, daß es die Freiheit zu Tode hetze. Nach der württembergischen Regierung, die getadelt werde, erwähne der Angeklagte unmittelbar die Reichsregierung und komme dann auf das preußische Regiment zu sprechen. Man könne ein Prinzip kritisiren, aber wer beleidigend kritisire, der beleidige die Personen, welche die Träger dieses Prinzips seien, denn jedes Prinzip müsse Menschen zum Träger haben und diejenigen, die das Prinzip der preußischen Regierung vertreten, seien die Mitglieder des preußischen Ministeriums. Der Thatbestand des § 186 sei demnach unzweifelhaft vorhanden.

Ludwig Pfau: Seitdem das neue Reich seine Adlerfittige über uns ausspannt, haben wir Süddeutschen, in Betreff der Klagformulare, Strafanträge und Verfolgungen, uns an alles Mögliche und Unmögliche gewöhnen müssen, so daß uns in dieser Richtung eigentlich nichts mehr in Erstaunen setzt. Und doch müssen wir uns immer wieder aufs Neue wundern, wenn den heutigen Staatsanwälten die Vergehen und Beleidigungen nur so auf der flachen Hand wachsen. Für diesmal hat der Hr. Staatsanwalt einen Beleidigten entdeckt, der gar nicht vorhanden ist. In Antwort auf seine Behauptungen muß ich daher in erster Linie die Klageberechtigung des preußischen Ministeriums auf das Entschiedenste in Abrede stellen, da von diesem in dem Artikel nirgends die Rede ist. Selbst die Anklageschrift kann nicht umhin, zu sagen, der angeblich beleidigende Angriff auf die preußische Staatsregierung stehe fast außer Zusammenhang mit dem Vorhergehenden. Wenn die Klagschrift das Wort „fast" weggelassen hätte, wäre sie der Wahrheit noch näher ge-

kommen; und wenn sie aus der Abwesenheit des Zusammenhangs den natürlichen Schluß gezogen hätte, daß das preußische Ministerium hier gar nichts zu thun habe, so wäre sie ganz bei der Wahrheit gewesen; dann aber wäre freilich auch die Anklage dahingefallen.

Die ganze Beleidigungsklage stützt sich auf ein einziges Wort, auf den Ausdruck „preußisches Regiment", den sie als gleichbedeutend mit „preußisches Ministerium" interpretirt. Diese Interpretation steht aber mit dem logischen und grammatikalischen Sinn des Satzes in directem Widerspruch. Nachdem ich in den Artikeln über die Münchener Ausstellung die Wichtigkeit einer geschmackvollen Anordnung hervorgehoben, der württemb. und der Reichsregierung ihre desfallsigen Unterlassungssünden vorgeworfen, und bedauert habe, daß diese letztere auch in Philadelphia sich ihrer ästhetischen Aufgabe wieder nicht gewachsen zeige, fahre ich fort: „Ist es nicht genug, daß uns das preußische Regiment in andern Dingen ruinirt, sollen wir uns auch ästhetisch von ihm ruiniren lassen?" — Ich gebe hier, der Klarheit wegen, den wesentlichen Sinn des Satzes ohne die weiteren Zuthaten, die vorläufig nicht in Betracht kommen. Nun fragt sichs vor allem, wer ist der uns, der ruinirt wird? Seitdem es eine Sprache und eine Grammatik giebt, hat das persönliche Fürwort eine einschränkende Bedeutung: wenn ich sage „wir, uns", so meine ich damit mich und noch eine Anzahl Genossen, welche ich mit mir in eine Kategorie rechne; und wenn ich nun fortfahre: „Wäre es nicht Pflicht der Kleinstaaten, wenigstens auf dem Felde von Kunst und Wissenschaft ihre Autonomie zu wahren?" so verstehe ich unter jener Kategorie offenbar die Kleinstaaten, und hauptsächlich Württemberg und Bayern. Was enthält also die incriminirte Stelle? Die Behauptung, daß die Kleinstaaten von einem gewissen Regiment ruinirt werden, und die Aufforderung, sich wenigstens dem ästhetischen Ruin zu entziehen. Nun möchte ich doch fragen, was das preußische Ministerium mit alledem zu thun hat. Das preußische Ministerium kann doch höchstens seine eigenen Unterthanen ruiniren, und diese Einräumung scheint mir schon weitgehend genug; jedenfalls kann es uns nichts anhaben, und für das, was uns im deutschen Reiche passirt, das preußische Ministerium verantwortlich machen zu wollen, das wäre doch gar zu absurd.

Wenn ich sodann fortfahre und sage: Die Kleinstaaten sollen die Arbeit des Geistes vor der Berliner Schablone retten, so spreche ich selbstverständlich von Berlin als Reichshauptstadt und nicht als Residenz des preußischen Ministeriums, und ebenso von der ästhetischen Schablone, nicht von der politischen. Es ist dies einfach eine Warnung vor dem steifen, starren und geschmacklosen Stil der im allgemeinen das Berliner Kunstgewerbe kennzeichnet. Denn wenn das dortige Regime seine ästhetische Hegemonie ebenso zur Geltung brächte, wie seine politische, so ginge es mit dem guten Geschmack bei uns ebenso zu Ende, wie es mit der Freiheit zu Ende geht.

Und was schließlich die Paläste betrifft, die man den Generälen baut — ein Satz dessen sich die Anklage auch bemächtigt hat — so bezieht sich dieser Schmerzenruf gleichfalls auf unsere eigenen Verhältnisse. Ich weiß nicht, ob man im Lande Preußen den Generälen Paläste baut, wenn man sie aus eigenem Säckel bezahlen muß; aber

das weiß ich, daß wir Württemberger genöthigt wurden, dem in Stuttgart residirenden preußischen General einen Palast zu bauen, der eine halbe Million kostete und daß dieser Luxus einen ökonomischen Skandal hervorrief, der Land und Kammer in Aufregung brachte. Wir Schwaben waren an solche Prätentionen des Militarismus nicht gewohnt, hielten es für unnöthig, daß die Generäle aus unserm Geldbeutel große Häuser machen, und waren allerdings der Meinung, die halbe Million hätte bei Kunst und Industrie eine nothwendigere und für die Wohlfahrt des Landes ersprießlichere Verwendung gefunden.

Aus alledem geht auf das Evidenteste hervor, daß die Anklage, wenn sie sich an das Wort „preußisches Regiment" klammert, um das preußische Ministerium klagberechtigt zu machen, mir einfach eine Absurdität unterschiebt. Wenn ich mich über den Schaden beklage, der uns zugefügt wird, so kann unter dem Schädiger doch nur die Potenz gemeint sein, welche die Macht zu schaden hat, diese Potenz aber ist für uns nicht die preußische, sondern die Reichsregierung. Aber auch diese wurde von mir nicht in ihren Persönlichkeiten verantwortlich gemacht, sondern in ihrem System, das ich preußisches Regiment nannte, gerade um mit diesem Ausdruck jedem persönlichen Angriff aus dem Wege zu gehen; denn dieser Ausdruck kann sich dem Sinne nach nicht auf das preußische Ministerium, und dem Wortlaut nach nicht auf das Reichsministerium beziehen; er geht vielmehr über die Köpfe der Personen weg und auf die Sache los.

Jeder der eine Idee von dem grammatikalischen und literarischen Werth der Worte hat, weiß, daß die Begriffe „Ministerium, Regierung und Regiment" durchaus nicht identisch sind, sondern der folgende immer einen umfassenderen und abstrakteren Sinn hat, als der vorhergehende. Schon bei dem Worte Regierung, das vor allem eine staatliche Funktion bezeichnet, muß man nicht nothwendig an die zufällig vorhandenen Minister denken; das Wort Regiment aber, in politischem Sinne gebraucht, bezeichnet nicht die jeweilige Regierung, sondern den Modus des Regierens, das System; es entspricht dem französischen Regime, den ich auch bereits geschrieben hatte nnd nur wegen seiner größeren Fremdartigkeit in Regiment verwandelte.

Im Uebrigen muthet sich das preußische Ministerium doch zu viel zu, wenn es das politische Regiment Preußens auf seine Schultern zu laden begehrt. Dieses Regiment, das mit dem großen Kurfürsten anfängt und mit dem Fürsten Bismarck leider noch nicht aufhören wird, hat ganz andere Faktoren als ein paar Minister, die wohl seine Trabanten sein können, aber nicht seine Urheber sind. Da ist die geschichtliche Entwicklung, die staatliche Tradition, die gebräuchliche Rechtsordnung und das allgemeine Volksbewußtsein; da ist Heer, Buraukratie und Landesvertretung, was alles viel wichtigere Faktoren eines politischen Regiments sind, als die paar Minister von heute oder gestern.

Ich bin gewohnt, für gebildete Leute zu schreiben, welche es lieben, die weggelassenen Mittelglieder zwischen den Zeilen zu lesen, und die ganz gut verstehen, daß ich dieses Regiment ein preußisches nenne, weil in der That die Politik, die uns heute regiert, keine deutsche, sondern eine preußische ist. Und warum sollte ich denn der Reichspolitik nicht den Namen geben, der ihr zukommt? Sind denn nicht der

deutsche Reichskanzler und der preußische Premierminister ein und dieselbe Person? und wird Jemand behaupten wollen, der Fürst Bismarck habe als Reichskanzler andere Prinzipien und andere Ziele, als die, welche er als preußischer Staatsminister bethätigt? Das heutige Deutschland ist mit einem Worte nichts als ein vergrößertes Preußen, und jede legislatorische und gesammtstaatliche Maßregel der Reichspolitik zeigt nur das Bestreben, diese Verpreußung immer gründlicher durchzuführen; dies kann nun einem Bewohner Pommerns oder Brandenburgs sehr erbaulich scheinen, erbaut uns andere aber nicht im Geringsten, und darum sprach ich von preußischem Regiment. Nicht den und nicht jenen, das Preußenthum selber klage ich an, und zwar deshalb, weil sich seine Hegemonie nicht mit dem begnügt, was ihm mit Recht zukommt, sondern weil es in das Heiligthum unseres Stammeslebens dringt, unseren Heerd entweiht, unsere Penaten zerbricht, und seine unschönen Götzenbilder an die Stelle unserer wohlgeformten Hausgötter setzt.

Der Präsident ermahnt den Angeklagten zur Mäßigung.

Die Reichseinheit, welche uns als eine fest verbundene nationale Macht dem Ausland gegenüberstellt, haben auch wir von ganzem Herzen gewollt; wir brachten zur Herstellung derselben jedes Opfer, und legten ohne Widerstreben die nationale Führung in die Hand Preußens, als des mächtigsten und in militärischen Dingen fähigsten Staates. Aber wir wollen nicht, unter dem Vorwand der Reichseinheit und allen Versprechungen zum Trotz, unsere guten, durch eine lange redliche Freiheitsarbeit erkämpften Gesetze gegen schlechte preußische vertauschen. Wir hatten eine Verfassung, eine Vertretung, welche den Schlüssel der Staatskasse führte, schon zu einer Zeit, wo man in Preußen noch Jahrhunderte lang mit dem Stock regierte und nun sollen wir zum Dank für unsere nationalen Opfer einer Gesetzgebung unterliegen, welche in Wahrheit mit der Vertheidigung und Machtstellung des Vaterlandes nichts zu thun, sondern nur den Zweck hat, das ganze innere Deutschland den alten Gewaltmaximen des preußischen Systems zu unterwerfen. Die Einheit nach außen mag zu Zeiten nothwendiger sein, als die Freiheit nach innen, aber die Freiheit ist jeder Zeit wichtiger, als alle Gleichheit der inneren Einrichtungen. Eine solche Politik ist keine Politik der Einheit, sondern der Zwietracht; und die Gemeinschaft, die man in Eisen bindet, ist nicht die dauerhafteste.

Es scheint mir denn doch, daß zu einer Beleidigung vor allem ein Beleidigter gehört, und der ist hier so offenbar nicht vorhanden, daß ich nicht glauben kann, ein hohes Gericht werde entgegengesetzter Meinung sein. Sollte ich mich jedoch täuschen, so habe ich in zweiter Linie geltend zu machen, daß die inkriminirte Stelle keine Behauptung von Thatsachen, sondern lediglich Urtheile enthält. Ob ein politisches Regiment den ökonomischen, moralischen und intellectuellen Interessen schädlich ist oder nicht, das ist offenbar eine dialectische Frage und niemand kann behaupten, daß in hundert Jahren die Geschichte nicht dasselbe Urtheil fällt, das ich heute ausspreche. Solange daher ein längerer geschichtlicher Verlauf nicht den materiellen Beweis geliefert hat, wird diese Frage nicht durch Thatsachen, sondern durch deren Kausalität, d. h. durch Auffassung und Beurtheilung der Thatsachen entschieden. Und hierüber können die Gelehrten sehr verschiedener Meinung sein. Ebenso

ſind die Begriffe Macht, Gewalt und Freiheit ideeller Natur, und es fragt ſich hier in erſter Linie, wie dieſe Begriffe definirt, und wie ihre gegenſeitigen Grenzen beſtimmt werden. Eine Monarchie von Gottes Gnaden und ihr Miniſterium, das ſich für die von Gott eingeſetzte Obrigkeit anſieht, wird manches für rechtmäßig halten, was ein Politiker, der auf dem geſellſchaftlichen Vertrag ſteht, für gewaltsmäßig hält. Ebenſo ſteht es mit der Praxis der Freiheit: die Regierung kann in einer Einrichtung eine Maßregel vernünftiger Freiheit ſehen, in welcher der Regierte nur eine Maßregel ungerechter Beſchränkung erblickt. Daß aber in einem ſachlichen Urtheil keine Beleidigung liegt, geht ſchon aus dem Umſtand hervor, daß die Handlungsweiſe, die ich als Demokrat am preußiſchen Syſtem tadle, vom Konſervativen als höchſt lobenswerth geprieſen wird. Das könnte nicht der Fall ſein, wenn es ſich um die Behauptung ehrkränkender Thatſachen handelte, denn über ſolche ſind alle Parteien einerlei Meinung. Eine Beleidigung kann nur das ſein, was von allen anſtändigen Leuten für ehrenrührig gehalten wird, wo alſo das Ehrenrührige nicht in der Beurtheilung der Handlung, ſondern in der Handlung ſelber liegt. Aber auch ſchon deshalb kann ein dialektiſches Urtheil keine Beleidigung enthalten, weil es die moraliſche Schuld des Beurtheilten nicht implicirt. Es iſt mir nie eingefallen zu behaupten, die Vertreter des preußiſchen Regiments hätten das Bewußtſein oder gar die Abſicht uns zu ſchädigen, ich glaube im Gegentheil, daß die Miniſter dieſes Syſtems ihre Pflicht gegen Gott, König und Vaterland auf's Beſte zu erfüllen meinen, nur erlaube ich mir, in Betreff des Vaterlands, anderer Meinung zu ſein wie ſie, und dieſe Meinung auszuſprechen. Dies aber ſtellt eine rechtsſtaatliche Regierung jedem Bürger frei, und wenn ſie eine Antwort für nöthig hält, ſo antwortet ſie der Preſſe durch die Preſſe, ſelbſt wenn ihr nicht die Hilfsmittel eines Reptilienfonds zur Verfügung ſtehen. Es iſt freilich bequemer, ſtatt durch triftige Gegenbeweiſe mit Hülfe des Staatsanwalts zu antworten, aber es iſt auch minder ſtaatsmänniſch. Solche Tendenzprozeſſe ſind nichts als politiſche Ketzerverfolgungen; ſie ſtellen ſich, ob ſie wollen oder nicht, auf den Standpunkt der heiligen Inquiſition, die ſich einbildet die Bücher zu widerlegen, indem ſie ſie verbrennt und die Menſchen zu bekehren, indem ſie ſie mißhandelt.

Präſident: Ich muß Sie erneut zur Ordnung rufen.

Angeklagter: Ich bin angeklagt weil ich eine Kritik geübt habe, wenn man mir nicht erlaubt dieſelbe zu begründen, ſo iſt die Vertheidigung unmöglich.

Präſident: Ich werde Sie in der ſachlichen Ausführung nicht beſchränken, ſondern muß Sie nur darauf aufmerkſam machen, daß Sie ſich nicht Ausſchreitungen beleidigender Natur hingeben ſollen.

Angeklagter: Ich habe durchaus nicht die Abſicht zu beleidigen, aber die mir auferlegte Beſchränkung illuſtrirt am beſten die Natur dieſer Art von Prozeſſen.

Sollten jedoch in der heutigen Zeit allgemeiner geiſtiger Verwirrung Urtheile für Thatſachen gelten müſſen, nun gut: ſo will ich den Beweis der Wahrheit antreten. Was den ökonomiſchen Ruin be-

trifft, so ist das eine Thatsache deren Wahrheit so offenkundig ist, daß sie Niemand zu leugnen wagen wird.

Ich weiß wohl, daß gegenwärtig die Erwerbsquellen überall ins Stocken gerathen sind; aber bei der heutigen Solidarität aller wirthschaftlichen Verhältnisse hat auch Deutschland seinen Schuldantheil an der allgemeinen Calamität. Denn die Art und Weise, wie die Leiter der großen Finanzoperationen des neuen Reichs diese zu Ende führten, konnte wahrlich nicht von ersprießlichen Folgen sein. Wenn Deutschland nur halb so viel Geschick im Ausgeben der Milliarden gezeigt hätte, als Frankreich im Anschaffen derselben, so würde es heute weniger schlimm um uns stehen. Ueberhaupt beweist in ökonomischen Dingen die Reichspolitik keine übermäßige Fähigkeit. So zeigt z. B. die Nichtbeschickung der Pariser Ausstellung eine bedauerliche Gleichgiltigkeit den gewerblichen Interessen gegenüber. Denn was man auch hier in negativem Sinne vorbringen mag, so viel steht fest, daß alle übrigen Nationen die Beschickung für nöthig erachteten und daß die große Mehrzahl der deutschen Sachverständigen derselben Meinung war. Ein Staat aber, in welchem selbst in solchen Dingen der Einzelne entscheidet, steht finanziell auf unsicherem Grunde, denn wenn es einen Punkt im Staatsleben giebt, wo der Einzelne immer unwissend und unmächtig ist, so ist es gerade die ökonomische Frage, die sich nicht durch Machtsprüche entscheiden läßt. Und wenn sich eine Regierung als allweise und allmächtige Vorsehung geberdet, die keinen Widerspruch zu hören und keine Kritik zu ertragen hat, dann kann sie sich nicht beklagen, wenn sie auch als Vorsehung behandelt, und für den Landschaden verantwortlich gemacht wird. Zu diesen Uebelständen kommt noch als schlimmster der alle Lebenssäfte aufzehrende Militarismus, und in seinem Gefolge das allgemeine Gefühl der Unsicherheit, das keine wirthschaftliche Thätigkeit aufkommen läßt, und das so lange nicht aufhören wird, als das bestehende System sich nicht ändert. Die Politik der Reaktion, welche heute in Europa herrscht, und welche von der menschlichen Solidarität der Völker nichts weiß, welche auf der einen Seite die ideellen Aufgaben, auf der anderen die ökonomischen Bedingungen des Staates ignorirt, deren Grundlage der nationale Egoismus, deren erstes und letztes Argument die Kanone und deren Steuer die Willkür Einzelner ist — eine solche Politik kann nur wie ein Alp auf der ganzen civilisirten Welt liegen und muß schließlich zum Kriege aller gegen alle führen. Daß unter solchen Umständen der Handel stockt, die Werkstätten feiern und der Kredit stirbt, darüber können nur die sich wundern, die da glauben, die heutige Welt, mit ihren tausendfach verschlungenen Interessen, lasse sich noch durch die Gewalt der Bajonette und durch die Kneblung des freien Worts regieren.

Was den sittlichen Ruin betrifft, so habe ich einen klassischen Zeugen, nämlich den Reichskanzler in Person, welcher seiner famosen Strafnovelle als Empfehlungsschreiben die Motivirung mitgab: Die Verwilderung habe in den letzten Jahren so zugenommen, daß die alten Strafmittel nicht mehr ausreichen. Natürlich, in einem Lande, wo eine dotirte Reptilienpresse die öffentliche Meinung korrumpirt, und der redliche Publizist durch den Zeugnißzwang zu Brechung seiner Ehrenpflicht angehalten wird, wie soll da die Sittlichkeit gedeihen? Den verderblichsten

Einfluß haben die traurigen Rechtszustände. Unsere Gesetzgebungen haben es im ganzen nichtfreien Europa soweit gebracht, daß selbst ein geschulter und urtheilsfähiger Mann beim Aussprechen der Wahrheit nicht mehr weiß, ob er sich in den Schlingen des Gesetzes gefangen hat oder nicht. Kein Rechtsgelehrter von Fach und Beruf vermag mehr zu sagen, was eine Verfolgung nach sich ziehen was eine Verurtheilung herbeiführen kann, und was nicht. Das erste Gericht spricht einen Beklagten frei von Schuld, und die zweite Instanz sperrt ihn ins Gefängniß. Wenn die Richter selber nicht mehr wissen, was recht oder unrecht ist, wie soll der Laie noch erkennen, was er zu thun und zu lassen hat. Es ist ein Beweis des herabgekommenen Volksbewußtseins, daß nicht Jedermann einen solchen Zustand als eine sittliche Ungeheuerlichkeit empfindet. Müssen solche Zustände nicht eine Rechtsunsicherheit erzeugen, welche die Grenzen von recht und unrecht verwischt, das Rechtsbewußtsein im Volke untergräbt, und die Achtung vor allen staatlichen Institutionen, vor allen socialen Einrichtungen zerstört? Wozu soll denn die Tugend noch frommen, wenn das, was alle anständigen Menschen für recht und billig halten, vom Gesetze gestraft, wenn der edelste Patriot, welcher die höchsten und heiligsten Güter der Nation vertheidigt, zu gemeinen Verbrechern ins Spinnhaus geschickt wird? Wie soll da die bürgerliche Tüchtigkeit, die erste Bedingung zum Gedeihen des Staats, nicht abnehmen, wo jeder freie Mann das Damoklesschwert eines dehnbaren Gesetzes in seinem Nacken fühlt, das in jeden Augenblick zu treffen bereit ist, nicht weil er etwas Strafwürdiges begangen, sondern weil sein Freimuth den Machthabern mißfallen hat? Ist es da ein Wunder, daß allgemeine Klage erschallt über das Sinken der öffentlichen Moral? So schieben im deutschen Reichstag die Parteien eine Verantwortlichkeit für sociale Zustände einander zu, die sie durch ihre Gesetzgebung doch selber verschuldet haben und man könnte diesen Herrn mit einer Parodie der Goethe'schen Verse zurufen: Wollt ihr immer weiter schweifen? Seht, das Schlechte liegt so nah!

Was den intellektuellen Ruin betrifft, so geht dieser mit dem sittlichen stets Hand in Hand. Schon der Umstand, daß die alles verschlingende Kaserne den Anforderungen eines rationellen Unterrichtswesens keine Mittel übrig läßt, wäre kulturschädlich genug, selbst wenn die Abwesenheit der idealen und ethischen Motive im Staatsleben nicht ein allgemeines Verkommen von Charakter und Intelligenz zur Folge haben müßte. So haben wir denn auch auf den letzten internationalen Ausstellungen eine schlechtere Rolle gespielt als je vorher; und unsere einst berühmten Lehranstalten sind nur noch Dressirschulen für die Examina des Freiwilligen und des Staatsdienstes. Auf den Universitäten herrscht die dumpfe Atmosphäre des Brodstudiums, und eine traurige Mittelmäßigkeit fängt an auf den Lehrstühlen sich breit zu machen, die früher von Forschern und Denkern eingenommen wurden.

Was schließlich die Freiheitshetze betrifft, so ist dieser mein Prozeß der beste Beweis, wie es mit der freien Meinungsäußerung in Deutschland bestellt ist. Ein solcher Prozeß ist in einem freien Lande nicht möglich; doch hat man ihm wenigstens ein gesetzliches Mäntelchen umgehängt, wenn auch ein fadenscheiniges. Aber andere Verfolgungen kommen vor, wo sich die Behörde nicht einmal mehr die Mühe des Be-

mäntelns giebt. Alle Tage werden Versammlungen aufgelöst unter den nichtigsten Vorwänden, im flagrantesten Widerspruch mit den Bestimmungen des Gesetzes, und ohne daß irgendwo Rechtshilfe zu finden wäre. Angesichts solcher Thatsachen kann es nicht geleugnet werden, daß sich ein Theil der Nation im Zustand der Rechtslosigkeit befindet. Ist es ein Wunder, wenn da die Sitten verwildern, wo die ausübenden Organe die Gesetze selber nicht achten? Soll ich noch an die jüngsten Großthaten der Justizgesetzgebung erinnern, an Bestimmungen, die selbst von den Getreuen des preußischen Regiments, in offenem Reichstag, nicht nur als reaktionäre, sondern als unsittliche verdammt wurden? Soll ich an die von der Nation mit Entrüstung aufgenommene Strafgesetznovelle erinnern, welche ihr Urheber den Wurm nennt, der niemals stirbt? Wenn das keine Verfolgung der Freiheit genannt werden darf, und wenn man in solcher Verfolgung kein System erblicken soll, dann haben die Worte ihre Bedeutung verloren, und selbst die deutsche Sprache und der deutsche Gedanke sind nur noch Kostgänger des Reptilienfonds!

Pfau ist zu 100 Mark Geldstrafe verurtheilt worden.

Die Nihilisten.

(Schluß.)

Worauf aber — so wird der Leser fragen, nachdem er den Umriß der Erzählung also erfahren — worauf gründet der Roman seinen Anspruch, ein nihilistischer genannt zu werden? Er fällt doch, soweit wir bis jetzt erkennen konnten, durchweg nur in die Literatur der Frauenemancipation und theilt auch den großen, den Widerspruch mit dem Princip in sich tragenden Fehler der Mehrzahl dieser Erscheinungen, daß nämlich der Mann schließlich der Benachtheiligte ist, derjenige auf dessen Kosten ein neues Glück gesucht und begründet wird. Das ist ein Widerspruch, insofern damit zugegeben wird, daß im Leben des Weibes die Liebe die souveraine Macht ist, welche verlangt daß die äußern Verhältnisse sich ihr beugen, während dem Manne mit der Resignation, die ihm der Roman zumuthet, zugleich die höhere Kraft zugesprochen wird, diese Resignation aus sich zu erzeugen. Mit diesem Unterschiede ist aber zugleich eingeräumt, daß die Voraussetzung der Emancipationsforderung, die Rangesgleichheit der männlichen und der weiblichen Natur, eine unwahre ist.

In der Liebesgeschichte selbst also haben wir nichts specifisch Nihilistisches zu entdecken. Vielmehr wird auf eine Menge Dinge in Sitte, Gewohnheit, Vorurtheil, welche der unbefangene freidenkende Mensch vielleicht am ersten ins Nihil werfen würde, sorgfältig Rücksicht genommen. Das junge Paar sucht sich sofort den Segenspruch des Popen auf, es läßt sich angelegen sein, die Eltern der Frau mit dem Schritte zu versöhnen, es richtet seine Ausgaben ganz correct nach den Einnahmen ein, kurz es ist bürgerlich durchaus respectabel. Wenn es sich dabei die Freiheit nimmt, die Bekanntschaft einer französischen Soubrette, die in ihrer gutherzigen Frivolität recht hübsch gezeichnet ist und der das junge

Paar in seinen anfänglichen Nöthen die freundlichsten Dienste zu danken hat, auch später noch zu cultiviren, so sind das Nebenscenen ganz harmloser Art und sehen ganz darnach aus, als habe der Verfasser zeigen wollen, daß sein Pärchen eigentlich weit lustiger sein müßte, als er es darzustellen vermöge. Eine bedenkliche Episode freilich ist eingeschoben. Unter den Arbeiterinnen der Productivassociation trifft der Freund Lopukhoff's, der spätere Gatte von dessen Frau, eine alte Bekanntschaft wieder, ein Mädchen, die er verwildert auf der Straße gefunden und in der er durch die trockne berufsmäßige Sorge, die er für ein beginnendes Lungenleiden derselben geäußert, unbekannte Gefühle der Dankbarkeit, der Ehrbarkeit und endlich einer demüthigen Liebe erweckt hat, die er sich eine Zeitlang gefallen läßt, bis er sie auf geregelten Wegen weiß und er sie nun, wiederum um ihrer Gesundheit willen, die sich den Aufregungen eines solchen Liebesverhältnisses entziehen soll, von sich entfernt. Diese findet er nun wieder, in der Anhänglichkeit an ihn festgeblieben, und da ihre Krankheit auch so vorgeschritten, daß nun die Vorsicht nichts mehr bessern kann, so nimmt er sie getrost wieder zu sich und läßt sie bei sich sterben. An sich ist das unschön und es ist hart erzählt ohne daß Betrachtungen darüber angestellt würden, geschweige denn daß der Versuch gemacht wäre, faule Sentimentalitäten nach dem Muster des Pariser Schwindsuchtsdrama dabei zu entwickeln. Vielleicht ist es eben dieser Gegensatz zu der französischen Literatur gewesen, den der Verfasser dabei im Auge gehabt hat, denn in innere Beziehung zu dem Mittelpunkte seines Romans tritt, wie gesagt, die Episode nicht und daß es sich hierbei um nichts weniger als etwa eine Verklärung der freien Liebe handelt, das erhellt am klarsten daraus, daß das kranke Mädchen, als sie mit ihrem Geliebten sich wieder vereint, damit auch aus der Gesellschaft die uns umgiebt, ausscheidet.

Diese Gesellschaft, welche dem Leser als Verkörperung des Nihilismus vorgeführt wird, ist, wir wiederholen das, eine durchaus tugendhafte, der Sitte sich ganz und gar accommodirende, ihr selbst da noch huldigende, wo es nur auf Kosten der Wahrhaftigkeit geschehen kann. Es ist weder rein noch schön, wenn die Heldin, als sie die erste Liebe zu dem Freunde des Gatten in sich keimen fühlt — einer der schon erwähnten Träume sagt es ihr —, nun das ihr bis dahin fremde sinnliche Gefühl auf den Gatten überträgt und so eine Beruhigung sucht, die nur eine Lüge ist. In einer ähnlichen Scene, die vielleicht Tschernyscheffsky hierbei vorgeschwebt hat, läßt Goethe in den Wahlverwandtschaften die Schuld sich vollziehn, der die traurige Buße der Unschuldigen folgt; der russische Roman begnügt sich einfach damit, die Illusion als eine trügerische, den Fortschritt der Leidenschaft nicht aufhaltende darzustellen.

In den Hauptfiguren selbst also und in ihren Geschicken liegt nichts von dem, was dem Nihilismus so schwere Anklagen zugezogen hat. In den Gesprächen und Betrachtungen, welche das Ganze reichlich durchsetzen, herrscht allerdings, und nicht grade zum Vortheile der Erzählung, ein einförmiges Streben vor, die Verhältnisse stets recht kühl und vorurtheilslos zu erwägen, aber diese Kritik ist ebenfalls weit davon entfernt, eine radikale zu sein, und trägt vor Allem kein Verlangen, sich den Andern aufzudrängen, propagandistisch zu sein. Nur in einer Nebenfigur

ſcheint der Verfaſſer die Energie ſeiner Anſchauungen zuſammengedrängt zu haben und von ihr haben wir billigerweiſe noch Notiz zu nehmen.

Rakhmetoff iſt der Namen dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit. Er iſt der Abkömmling einer alten tatariſchen Adelsfamilie, die ſchon im 13. Jahrhundert bekannt geweſen iſt. Mit einem mäßigen Vermögen, das ihm ein Jahreseinkommen von 3000 Rubel gewährt, kommt der 16jährige Jüngling nach Petersburg. Er ſtudirt ein paar Jahre, dann verſchwindet er aus dem Kreiſe der Freunde. Er hat ſich auf die Wanderſchaft gemacht, er will ſein Vaterland kennen lernen. Er durchſtreift wiederum ein paar Jahre lang Rußland nach allen Richtungen, zu Fuß und indem er ſich unter das arbeitende Volk miſcht, ja indem er ſelbſt Arbeiter wird, Laſtträger, Schiffsmann, um zunächſt das möglichſte Maaß körperlicher Kraft zu gewinnen und ſich aller Verwöhnung des frühern vornehmen Lebens zu entſchlagen. Er hat unterwegs da und dort unter den jungen Arbeitern einen beſonders aufgeweckten Kopf gefunden, dieſe ſchickt er auf ſeine Koſten nach Moskau, nach Kaſan, damit ſie ſich zur Univerſität ausbilden. Endlich kehrt auch er nach Petersburg zurück, um nun in gleich gewaltſamer Gymnaſtik die geiſtigen Kräfte zu bilden. Von ſeinem Vermögen ſind ihm, in Folge der Gönnerſchaften die er übernommen, nur noch 400 Rubel jährlich übrig geblieben, aber er bedürfte deren nicht einmal, wenn er den einzigen Luxus, gegen den er ſchwach geblieben iſt, das Rauchen guter Cigarren, ſich verſagen wollte. Er hat nur die Ausgaben für Fleiſch und Schwarzbrot, aus denen er ſich eine ſeinem Training angemeſſene Diät zuſammenſetzt, — und für Bücher. Er geht allen Dingen und Perſonen ſtracks auf den Leib, er weiß ohne Umſtände an die zu gelangen, von denen er eine Förderung ſeiner geiſtigen Intereſſen zu erwarten hat, und verläßt ſie ebenſo ohne Umſtände, ſobald dieſem Intereſſe Genüge geſchehen. Er iſt vergnügt, wenn man ihn mit ſeinen Wanderſchaftsabenteuern neckt: es mußte ſo ſein, ſagte er, denn ich habe dabei das Volk verſtehen und ſchätzen gelernt, und das wird eines Tages von Nutzen ſein. Ich trinke nie einen Tropfen Wein, ich rühre nie ein Weib an — das iſt ſein ſtreng innegehaltener Grundſatz. Auch das muß ſo ſein, ſagt er, denn wir verlangen, der Menſch ſolle ein menſchenwürdiges Daſein führen können und da müſſen wir durch unſer Beiſpiel beweiſen, daß es uns bei dieſer Forderung nicht um die Befriedigung perſönlicher Leidenſchaften zu thun iſt, ſondern um die geſammte Menſchheit und daß Ueberzeugung, nicht Gelüſt uns zu dieſem Verlangen treibt. Auch mit den Büchern hält er's eigenthümlich. Erſt hat er Tage und Nächte hindurch geleſen, ſobald er aber merkt, daß er folgerichtig im Sinne der Prinzipien, die er bei ſeiner Lectüre für die richtigen erkannt, zu denken vermag, ſchränkt er dieſe Beſchäftigung ſehr ein. In jedem Fache, ſagt er, giebt es einige Haupt- und Fundamentalwerke, alles übrige iſt Wiederholung, Nutzanwendung, Zänkerei, er bedarf all deſſen nicht. In der ruſſiſchen Belletriſtik läßt er nur Gogol gelten, in der Nationalökonomie ſchließt er mit Adam Smith, Malthus, Ricardo, Stuart Mill ab, das Andre iſt Nachbeterei. Es iſt ihm nicht möglich im Macaulay es über ein paar Seiten hinaus zu bringen, er geht bei Thiers, Guizot, Ranke, Gervinus ebenfalls mit einem kopfſchüttelnden „Imitation" vorüber. Die Zeit, die er ſolcher-

gestalt gewinnt, wendet er den Geschäften, dem Umgange zu, d. h. den Geschäften andrer Leute, die er auf sich nimmt, dem Umgange nur mit Männern, deren Superiorität anerkannt ist. „Wie bizarr auch seine Manieren waren, Jedermann gewann doch die Ueberzeugung, daß Rakhmetoff immer auf die einfachste und vernünftigste Weise handle und selbst seine fürchterlichen Rücksichtslosigkeiten kamen stets in einer Art heraus, daß, sobald man nur ruhig sie bedachte, Niemand sie übelnehmen konnte, ja er war bei all seiner phänomenalen Grobheit eigentlich doch sehr zartfühlend."

So wird er uns mit sichtlicher Vorliebe im Einzelnen gezeichnet und vorgeführt, und zwar in kritischem Momente, wo auf seinen Schultern allein die Verantwortung für den glücklichen Verlauf unserer Erzählung ruht. Lopukhoff hat durch den scheinbaren Selbstmord seine Frau von den Banden einer Ehe befreit, die sich sittlich nicht länger behaupten ließ. Es kommt jetzt darauf an, die hinterlassene Frau möglichst bald von selbstquälerischen Vorwürfen über das Geschehene zu befreien, ihr die Sachlage in unbefangenem Lichte zu zeigen und dadurch den Zweck, um dessen willen die Trennung geschehen, die Vereinigung der beiden Liebenden zur Erfüllung zu bringen. Mit dieser schweren Aufgabe ist Rakhmetoff betraut worden, in unbeschränktester Vollmacht. Er sucht die Trost- und Rathlose, die überdem vor seinem Wesen immer eine Scheu empfunden, auf, er stumpft diese Befangenheit ab und gewinnt eine Vertrauensstellung, indem er sich als häuslicher Helfer und Dienstwilliger in den Zimmern des Gatten installirt und es ihr überläßt, wann und wie sie ihn zu Rathe ziehen will. Nach etlichen Stunden beginnt er nun sein Werk. Er tadelt unumwunden den im ersten Sturm der Gefühle gefaßten Plan, sich von dem durch sie begründeten Magazin nun zurückzuziehn, weil sie, in ihrem Schmerze eigensüchtig, das Schicksal all der Arbeiterinnen, die sie zu organisiren gewußt, damit auf Spiel setze. Hat er sie damit erst aus sich selbst heraus wieder an die Welt gezogen, ihr eine objective Betrachtung der Dinge aufgenöthigt, so geht er nun frisch an die Hauptsache selbst. Er enthüllt ihr zunächst, durch ein Schreiben, das der verschwundene Gatte ihm übergeben, die wahren Beweggründe dieses Schrittes und es mag dabei wol auch durchscheinen, daß dieser Schritt nur dem Scheine nach ein so ernsthafter sei. Hat er damit ihr Gewissen zum großen Theil entlastet, so weiß er jetzt, als guter Materialist, durch etwas Weingenuß und Nahrung, wozu er sie beredet, ihren Sinn zu einer muthigeren Auffassung der Lage zu bewegen. Er legt ihr dar, wie das Unrecht, wenn von solchem überhaupt zu reden wäre, ganz auf Seiten Lopukhoff's gelegen habe, und indem sie genug damit zu thun hat, den armen Schelm gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen, läßt sie die sachlichen Beweisgründe ohne Widerspruch über sich ergehen. Die sind einfacher Art: Lopukhoff hätte die Pflicht gehabt, sie bei Zeiten, das heißt ehe wirklich ein thatsächlicher Grund dafür vorlag, darauf vorzubereiten, daß einmal eine Aenderung in ihren gegenseitigen Empfindungen eintreten könne, er habe sie dann vernachlässigt, indem er nicht darauf achtete, daß, als sich ihre Selbständigkeit entwickelte, zu gleicher Zeit auch die unharmonische Verschiedenheit ihrer beiden Naturen hervortrat. Daraus sei in ihr das Gefühl einer Nichtbefriedigung erwachsen und in diesem,

nicht in der später erst hinzugetretenen Neigung für den Freund, liege der Keim des Zerwürfnisses. Sie ihrerseits habe dann Unrecht gethan, daß sie, als das neue Gefühl ihr bewußt wurde, nicht sofort dem Gatten sich eröffnet habe. Sie habe ihm nicht die Schmerzen der Eifersucht bereiten wollen? Große Thorheit! Woher sollte bei einem aufgeklärten, die Gerechtigkeit anstrebenden Manne eine so egoistische gemeine Leidenschaft sich finden? Sei die Eifersucht denn etwas Anderes, als der Rest jener veralteten, ihnen Beiden gleich fremden Anschauung, daß das Weib dem Manne unterthan, daß es sein Eigenthum sei? — Aber lassen wir ihn nun für den Schluß selber reden: „Wie oft im Tage halten Sie eine Mahlzeit? Einmal. Nun, wenn Sie aber zweimal tafeln wollten, hätte Ihnen Jemand da etwas hineinzureden? Doch gewiß nicht. Warum thun Sie es also nicht? Fürchten Sie etwa Jemanden damit zu verletzen? Sie thuns nicht, weil Sie es nicht für nöthig finden, weil die Vernunft oder (der dabei das erste Wort zu führen hat) Ihr Magen Ihnen sagen, daß Eine Mahlzeit recht angenehm ist, daß eine zweite es aber nicht sein würde. Wenn die Lust Sie aber anwandelte, eine zweite Mahlzeit zu halten, würden Sie sich in der That davon durch die Furcht abhalten lassen, einem Andern zu mißfallen? Nein, vielmehr würden Sie, wenn wirklich ein Andrer daran Anstoß nehmen und es Ihnen verbieten wollte, wahrscheinlich insgeheim die Speisen aufsuchen und sie möglicherweise ohne die schickliche Zubereitung verzehren, Sie würden sich beschmutzen bei der Eilfertigkeit gestohlenen Genusses, Sie würden die Kleider beflecken indem Sie Ihr Thun zu verbergen trachteten und bei alle dem handelt es sich gar nicht um Sittlichkeit oder Unsittlichkeit, sondern allein um die Frage, ob solche Schmugglerei ein vernünftiges Thun ist? Wer läßt sich denn durch das Vorurtheil, daß die Eifersucht ein rechtmäßiges und zu respectirendes Gefühl sei, zurückhalten; wer sagt sich denn: „Wenn ich das thue, kränke ich den Andern“ — wer quält sich mit so unnützen Kämpfen ab? Doch wahrlich nur Wenige, nur die Besseren, nur die grade, deren Wesen aller Unsittlichkeit abhold ist! Die Masse läßt sich durch so thörichte Erwägungen nicht hindern, sie wendet höchstens etwas mehr List an. So erfüllt man sein Leben mit allerlei Falschheit und wird daran erst wirklich schlecht. Wo bleibt also der sittliche Nutzen der Eifersucht? Zu welchen Wirrnissen führt diese Thorheit! Wie glücklich hätten Sie alle drei nach wie vor leben können! Sie hätten sich verständigen und dann ebenso friedlich, wie bisher, den Thee mit einander trinken, mit einander in's Opernhaus gehen können! Und an alle dem ist er Schuld, weil er nicht rechtzeitig mit Ihnen über solche Möglichkeiten gesprochen und Ihnen dadurch die Qualen der Rathlosigkeit erspart hat.“

Man wird es recht natürlich finden, daß derartige Betrachtungen einen guten Erfolg hatten und die Entwicklung der Dinge aufs Beste förderten; man wird vielleicht sogar die psychologische Kunst anerkennen, die an dies Gespräch gewendet ist: aber eine besonders hervorragende Originalität, eine so überwältigende Macht der Weltanschauung, wie sie der Verfasser offenbar diesem seinem Lieblinge zugedacht hat, wird man nicht entdecken können. Und doch hält er es für angethan, dieser Scene, mit welcher Hr. Rakhmetoff sich für immer von uns verabschiedet, noch

ein besonderes Kapitel folgen zu lassen, in dem er dem Leser auseinandersetzt, daß er ihm hier den Normalmenschen der Zukunft vorgeführt habe. Die andern Alle, — heißt es da — wie ich sie Euch vorgeführt, sind ganz honnette Leute, aber nur vom Mittelschlage, sie sind so, daß jeder anständige Mensch sie als Freunde, als Seinesgleichen begrüßen kann. „Diese anständigen Menschen bilden freilich in der gegenwärtigen Gesellschaft immer noch die Minorität, die Mehrzahl befindet sich weit unterhalb dieses Typus. Nun würde der Mensch, der zeitlebens nur Hütten gesehen hat, sehr leicht, wenn ihm das Bild eines gewöhnlichen Hauses vor die Augen käme, glauben, daß er hier einen Palast erblicke. Wie stellt mans mit ihm also an, daß er das Haus für ein Haus und nicht für einen Palast hält? Nun, man sorgt dafür, daß auf demselben Bilde, und wärs auch nur der Seitenflügel eines Palastes zur Anschauung kommt und dann wird unser guter Mann sehn, daß ein Palast doch ein ganz ander Ding ist und daß das Haus auf dem Bilde wirklich nur ein Haus ist, wie es Jeder von uns haben sollte und sogar noch schöner. So auch hier. Hätte ich nicht Rakhmetoff mit in das Bild hineingestellt, wenn auch nur in flüchtigem Umriß, so würde die Mehrzahl der Leser gewiß geglaubt haben, daß dieser Lopukhoff und die Seinen Helden, ja Ideale sein sollten. Nein, ihr meine armen Freunde, Jene stehn gar nicht so hoch, Ihr aber steht so niedrig."

Es mag sein, daß wir Deutsche schon mehrfach, in der Theorie wenigstens und in der Literatur, unsre Sturm- und Drangzeiten durchgemacht haben und deshalb etwas abgehärteter sind: aber in diesem Rakhmetoff ist doch schwerlich etwas Anderes als ein braver Junge mit etlichen schnurrigen Gewohnheiten zu erblicken. Dem Verfasser hat, wie er selbst andeutet, hier eine bestimmte Persönlichkeit als Urbild vorgeschwebt, zu der er mit Verehrung emporgeblickt — aber diese Stellung ist eben keine günstige für den Zeichner, sie läßt das Bild nicht ohne arge Verkürzungen entstehen. Man kann jedoch von diesen Schwächen absehn und wird der Tendenz, eine Verjüngung der Gesellschaft nur durch den Genius zu verkünden, der durch die Zucht der Enthaltsamkeit und Selbstlosigkeit und der steten strengen Arbeit gegangen ist, ehrlich seine Huldigung darbringen dürfen. Allein das Buch ist, wie gesagt, vor 15 Jahren geschrieben und sein Verfasser seitdem der Welt entrückt, unfähig auf die Hauptfrage, die dem Leser auf die Seele fallen muß, zu antworten: Hat sich das, was man heute Nihilismus in Rußland nennt, nach dem Vorbilde entwickelt, das ihm der Meister damals geschaffen?

Neue Bücher.

Ellinger, Dr. Leop., der ärztliche Landes-Schulinspector ein Sachwalter unsrer mißhandelten Schuljugend. Stuttgart, Schober. (1,20 M.)

Noll, F. C., Die Erscheinungen des sogenannten Instinctes. Frankfurt, Alt. (1,60 M.)

Schröter, C., Die Schulsparkassen vom Standpunkt der Pädagogik und Nationalökonomie. Leipzig, Häffel. (2 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 9. März 1877. Nr. 10.

Inhaltsverzeichniß. Jacoby's Tod. — Der Präsident der Republik. — Pariser Briefe VII. — Lassalle, ein literarisches Charakterbild. I. — Darwin's botanische Arbeit. — Neue Bücher.

Johann Jacoby's Tod.

Ein weiser und tugendhafter Mann ist von uns gegangen. Das ist der Grundton in dem Schmerze, den die Trauernachricht über uns bringt.

Die politischen Parteien, auch die der Gegner, werden an diesem Grabe in Ehrerbietung sich neigen; der vorurtheilslose Geschichtsforscher wird in den Ruhmestafeln des Vaterlandes diesen Namen nicht missen wollen: uns aber steht es höher, uns geht es tiefer zu Herzen, was er in den Reihen der Menschheit bedeutete, was sie an ihm verloren hat.

Weise und tugendhaft — das war in ihm zum Ganzen verbunden. Aus der Weisheit ist ihm erwachsen der Gleichmuth in den Stürmen der Zeit; aus der Tugend, der Mannestugend, das Ausharren beim Recht und deß Bekennen, wie übergewichtig auch die Meinung des Tages dagegen gestanden; auf beiden Grundsäulen seines Wesens beruhte die Zuversicht auf die endlich kommende Erleuchtung und Erlösung.

Wie wäre es doch so natürlich, so menschlich gewesen, wenn er, dem es mehr als vielen Andern beschieden, daß die Freunde kopfschüttelnd von ihm wichen, darob entmuthigt und bitter eine unheilbare Verderbniß dieses Geschlechts angeschuldigt hätte! Und wie so ganz anders ist vielmehr sein treuer Glauben ans Volk unversehrt und heiter der Blick geblieben in eine doch kommende Zeit, in der gleich „Wolkenzug und Nebelflor" der Spuk der Gegenwart verschwunden sein wird.

Das Auge ist gebrochen — möge der ungebrochne Blick weiterleben und Erben finden. Das ist die Unsterblichkeit, auf die er gehofft hat, die sein letztes Recht ist.

In allem Arbeiten und Kämpfen des Lebens ist ihm der Frieden geblieben, nun ruhe im Frieden, Jacoby!

Der Präsident der Republik.

Natürlich in Nordamerika, selbstverständlich Mr. Hayes! Die nordamerikanische Union hat's so gewollt, die Verfassung von 1776 hat's so vorgeschrieben, daß alle vier Jahre, am 4. März, Nachts 12 Uhr, die oberste Regierungsbehörde einen andern Namen erhalte, damit die Souveränität des Volkes stets im Fluß bleibe und das unveräußerliche Selbstbestimmungsrecht niemals festfriere. Und also ist's am 2. März, um 12 Minuten nach 4 Uhr Morgens, in gemeinsamer Sitzung der beiden Häuser des Kongresses proklamirt worden, daß Mr. Hayes von Ohio mit 185 Stimmen gegen 184 zum Präsidenten erwählt ist, und Mr. Wheeler zum Vicepräsidenten, während Messrs. Tilden und Gredocks es nur auf 184 Stimmen gebracht haben.

185 gegen 184, das ist allerdings knapp, die Entscheidung tanzt auf der Schneide eines Rasirmessers, und es gehört die denkbar höchste Autorität dazu, um einen solchen Stand des Zünglеins an der Wage zu bestimmen und der öffentlichen Meinung als Staatsgesetz aufzulegen. Es ist diese Entscheidung wie das Moralgebot der Stoiker: omnia peccata sibi paria. Alle Sünden sind sich gleich; wer um eines Haares Breite von der Linie der Tugend abweicht, ist so strafwürdig, als wäre er meilenweit ins Gebiet der Sünde hineingesprungen. Es fehlte der demokratischen Partei eine Stimme, die 185ste, welche dem republikanischen Kandidaten abgezogen werden müßte, damit Tilden als vom Volke gewählt betrachtet werden könnte, denn erst bei Gleichheit der Stimmen wäre das demokratische Repräsentantenhaus befugt, die Wahl selbst vorzunehmen und Mr. Tilden zu proklamiren. Diese mangelnde eine Stimme ist der stoische Fehler, der politische Defect, der alle demokratischen Hoffnungen und Wünsche auf vier Jahre vertagt. 1880 ist dann der Verfalltag für Frankreich und Nordamerika zugleich.

Aber ist das nicht ein kläglicher Zustand, wenn die Ruhe und Sicherheit einer Großmacht von 40 Millionen so auf einer Eins balancirt, wenn eine Stimme mehr oder weniger über das Geschick des Staates entscheidet, wenn die leidige „Kopfzahl" den Gang der Regierung bestimmt? Wie festgefugt sind da im Vergleich die monarchischen Staaten mit festem Erbrecht, die auf der natürlichen Grundlage der Descendenz ruhen! Wie sagte man doch im bourbonischen Frankreich: Le roi est mort, vive le roi!

Daß die Monarchie weit über die wechselvolle, unsichere Republik erhaben sei, das ist durch und für unsre patriotischen Historiker seit 10 Jahren und mehr zum Glaubenssatze geworden, außer dem kein Heil. Daß die Monarchie mit etwas Parlament zur Seite das Lebenselixir der modernen Welt bedeutet, daran zu zweifeln ist Sache der Radikalen und Narren, wie sich bei allen Bluntschli's, Gneists und Sybels nach Herzenslust nachlesen läßt. Nur sind wir der bescheidenen Ansicht, daß die nordamerikanische Verfassung nicht vollkommen republikanisch ist, daß man an ihr die Stabilität einer Republik nicht messen kann, weil sie einen wahrhaft anarchischen Fehler an sich trägt: sie macht nämlich noch einen Staatschef, ein Oberhaupt der Republik, sie führt folglich aus der Welt der Antipoden ein Element in das Staatsleben, welches im absoluten Widerspruch mit ihrer Wesenheit steht. Ein Präsident auf

4 Jahre ist ein Monarch auf Zeit, ein kurzlebiger König ohne Krone, ein monarchischer Schemen. Die Souveränität des Volkes hat sich bereits einmal in den Wahlen zum ersten Hause des Kongresses, zur Repräsentantenkammer, ausgesprochen; die Souveränität der Staaten als selbständiger Theile der Föderation zum andern Male in der Wahl des Senats. Offenbar hat kein Bürger jetzt noch eine Souveränität zu verschicken, da alle denkbaren Akte bereits vollzogen sind, mit Ausnahme des Referendum, d. h. der Kontrolle über das Thun und Treiben der Delegirten. Eine Regierung zu ernennen ist gar nicht Sache des Volkes, denn die Regierung ist nur die Vollzugsbehörde der Legislatur; die Regierung steckt bereits implicite in den beiden Häusern des Kongresses. Die Verfassung der nordamerikanischen Union that demnach etwas Ueberflüssiges und Verkehrtes, indem sie die Wahl des ersten Beamten der Republik zu einem besondern Akte des Volkes macht. Das Ueberflüssige dieser Bestimmung haben wir bereits erörtert; das Verkehrte liegt in der Möglichkeit eines Widerspruchs, in den das Volk mit sich selbst gerathen kann. Das Volk ist weder eine Maschine, noch unfehlbar; die Gegenprobe einer Präsidentenwahl kann es zum Irrthum verlocken, indem es sich dem Glauben hingiebt, ein Recht zu üben. Wir habens 1848 ganz in der Nähe gesehen, daß das Volk roth zu wählen glaubte, und daß ihm nachher gesagt wurde: der Purpur sei auch roth. „Und führe uns nicht in Versuchung", das sollte die Devise jeder Verfassung, also auch einer republikanischen sein. Gib uns kein Jesuitisches Frage- und Antwortspiel, sondern laß unsere Rede ein für allemal Ja oder Nein lauten.

Zu keiner Zeit war aber für die nordamerikanische Republik diese leidige Verfassungsbestimmung gefährlicher als diesmal. Ulysses Grant hatte sich durch zwei Wahlperioden gehalten; die Seinigen, die sich wohl dabei befanden, dachten schon an ein drittes Mal. In den acht Jahren ist allerhand Mißliches, Unrechtes, Eigen- und Habsüchtiges im Lande passirt. Die Sippen und Magen des Präsidenten, die ganze Schaar der Aemter-Monopolisten, kurz die beati possidentes hatten sich vollgesogen und verspürten noch mehr Durst. Viele Interessen waren verletzt, viel Unmuth war großgezogen, viel Haß und Zorn angesammelt. Es war so weit gekommen, daß ein guter Theil der Staatsbürger über den Mißbrauch das Prinzip vergaß, das Prinzip von 1861, das Prinzip Abraham Lincolns, die Emanzipation der Sclaven und die Niederhaltung der südlichen Barone, die den Gesammtstaat lange genug ausgebeutet hatten. Die Rückkehr der Demokraten ans Ruder konnte doch wahrlich in der Verwaltung nichts lassen, konnte doch höchstens die Ausbeutung andern Händen besser anvertrauen und einen Theil der großen Errungenschaften in Frage stellen. Unter diesen Umständen war eine allgemeine Wahl ad hoc sehr bedenklich, während sich die herrschende Unlust an Grants Regime schon hinlänglich durch die Kongreßwahlen bekundet hatte und nur noch der Senat eine republikanische Majorität aufweisen konnte.

Nach der Verfassung aber wurde ab irato gewählt und auf ein Haar, auf Eine Stimme, war Tilden am Ruder. Die demokratische Mehrheit des Congresses erläßt sogar eine Resolution: Tilden sei mit 196 Stimmen gewählt, habe also noch 14 weitere Stimmen, die dem Republikaner Hayes nur 161 übrig lassen würden. So meinten es also

die Demokraten, und nur das Prinzip des Schweizer Bundesraths, der von beiden Kammern der Legislatur gewählt wird, hat auch die Vereinigten Staaten vor dem schnödesten Rückfall bewahrt. Wir geben bereitwillig zu, daß sich über Hayes Majorität juristisch streiten läßt; über was man jedoch nicht streiten kann, das ist die Mehrheit beider Kammern in gemeinsamer Sitzung, welche den Streit entschieden hat.

Arme Republik, welche am Rande des Abgrundes taumelte und auf ein Haar dem Junkerregiment wieder verfallen wäre, von dem sie ein vierjähriger Bürgerkrieg retten mußte. Und doch beneidenswerthe Republik, die in der Debatte aus Staatsklugheit die Mittel fand, einem neuen Konflikte zu entgehen und einen gesetzlichen Präsidenten zu schaffen! In Europa hätte eine ähnliche Lage Staatsstreich über Staatsstreich hervorgerufen, und die „Rettung des Vaterlandes", die „Rettung der Familie, Eigenthum und Religion," würde wieder einmal ihren Parade-Umritt mit obligatem Tedeum gehalten haben. Mr. Hayes aber, der ein Ehrenmann ist, wie Abrah. Lincoln einer war, soll sich den großen Vorgänger, den zweiten Washington zum Muster nehmen, auf reine Hände halten, Strenge mit versöhnlichem Geiste paaren und unserem Zuruf Ehre machen: „Es lebe die Republik — in Nordamerika!"

Pariser Briefe.

VII.

Paris, 3. März. Ich rathe den deutschen Hetzbrüdern wohlmeinend, sich auszuschnaufen und den Erbfeind nicht fort und fort wie einen ungezogenen Buben zu behandeln. Und dieser Rath soll nicht etwa mit Moralgründen plausibel gemacht werden. Gott bewahre! Ich weiß von Anno 70 her noch gut genug, daß es zweierlei Moral giebt: eine für den Frieden und eine für den Krieg, und daß die letztere die höhere, das Culturideal ist. Aber diese Moral hält nur Stich, wenn man siegt, andernfalls ist man wahnwitziges Gesindel. Nun, ich acceptire die Erfolgtheorie von 1870 und frage unsere Fanfarons nun nur: Sind denn die Chancen auch noch dieselben wie Anno 70?

Vor sechs Jahren hatte Frankreich nur eine Zweidrittel so starke Linienarmee als Deutschland, keine Reserven, keine Landwehr. Heute disponirt es im Friedensetat über mehr, auf dem Kriegsfuß über ebensoviel exercierte Soldaten als wir und hat außerdem mehr bespannte Kanonen als wir. Die Intendantur, der Train, der Generalstab, die Inspection sind reformirt worden, die Ausbildung der Officiere, die Schulung der Mannschaften ist besser geworden, und wie vieles auch nicht oder nur zum Schein geschehen sein mag, kein deutscher Officier wird bestreiten, daß man die französische Armee von heute nicht nach dem Maßstab von 1870 bemessen darf. Doch weiter.

Zwischen dem Rhein und den Vogesen wurden 1870 die ersten Corps der französischen Armee zersprengt, und bei Metz und Sedan ging das Gros verloren. Die Annexion von Elsaß-Lothringen verlegt den Schauplatz eines neuen

Aufeinanderſtoßens weſtlich der Meuſe, nördlich oder ſüdlich der Linie Paris-Verdun. Daß Paris heute der Grenze näher liegt als damals, iſt ein unbeſtreitbarer Vortheil für die Franzoſen: materiell und moraliſch verſtärkt die Nähe der Hauptſtadt ihren Vormarſch, und im Fall eines Rückzuges iſt ſie ihnen ein ſicheres Receptakel. Die Deutſchen können nicht über die Seine gehen und in den Departements operiren, ohne Paris wenigſtens zu cerniren.

Dies vorausgeſchickt, nehmen wir an, Weißenburg, Wörth, Spicheren, St. Avold wiederholten ſich von Verdun an weſtwärts, und ein deutſches Heer drängte, da unterwegs kein Metz mehr liegt, den Feind gleich bis unter die Hauptſtadt. Was nun?

Der Waffenplatz Paris, wie er heute iſt, unterſcheidet ſich von dem Paris, das 1870 belagert und ausgehungert wurde, ungefähr wie eine meſſingne Haubitze Modell 1843 von einem Kruppgeſchütz. Zunächſt iſt die Feſtung anderthalb bis zweimal ſo groß als früher. Ihre Außenwerke — ohne die Vertheidigungsarbeiten zu rechnen, die vorbereitet ſind und eintretenden Falles raſch noch über dieſen Gürtel hinausgeſchoben werden können — ſind mehr Kilometer lang als die ganze deutſche Reichsarmee Linienregimenter hat. Die Zahl der Kanonen, mit denen der Platz armirt iſt, beträgt über fünftauſend, d. i. etwa doppelt ſo viel als die ganze deutſche Feld-, Erſatz- und Beſatzungs-Artillerie zuſammengenommen. Natürlich werden hier zwei heterogene Dinge mit einander verglichen, nämlich Feld- und Feſtungsgeſchütze, aber 1870 war doch das Verhältniß ziemlich das umgekehrte, und wenn die Deutſchen wieder ihre Belagerungsgeſchütze herbringen, ſo haben die Franzoſen dafür diesmal viel Feldartillerie. Im letzten Krieg konnten ſie dieſelbe in Paris nicht hinlänglich verwenden, wegen Mangels an Futter. Seitdem iſt den großen Omnibus-, Tramway- und Fiacres-Geſellſchaften vom Staat die Unterhaltung eines großen Fouragevorraths auferlegt worden. Die gleiche Laſt ruht auf allen conceſſionirten Privatfuhrwerksbeſitzern, Spediteuren, Wagenvermiethern, Reitſchulen, Circusbeſitzern, Pferde- und Viehhändlern u. ſ. w. Daß die Militärverwaltung ihrerſeits auf alle Eventualitäten eingerichtet iſt, verſteht ſich wohl von ſelbſt, und man verſichert, daß wenn heute der Platz eingeſchloſſen würde, ſämmtliche Civil- und Militärpferde von Paris und Verſailles auf drei Jahre ſatt zu freſſen haben würden. Das mag etwas oder meinetwegen auch viel übertrieben ſein; ſoviel aber iſt daran ſicher, daß es an Cavallerie und an Geſchützbeſpannung nicht fehlen würde. Sehr wichtig iſt bei der Vergrößerung des Platzes der innere Verkehr mittelſt Dampfkraft. Die äußere Gürtelbahn, die alle Forts unter ſich und mit allen Theilen der Stadt verbindet, iſt in einigen Monaten beendet, und die tramways werden von Lokomotiven bedient. Mit Kohlen aber iſt Paris ſo reich verſorgt, wie keine zweite Stadt der Welt, denn dieſelben Zwangsmaßregeln, wie gegen die Pferdebeſitzer in Bezug auf Fourage, hat man gegen die Eiſenbahn- und Gas-Geſellſchaften, ſowie gegen alle Kohlenhandlungen, chemiſche Fabriken, Glashütten ꝛc. hinſichtlich ihres Kohlenvorraths ausgeübt; ferner hat man die zahlreichen Maſchinenfabrikanten und ſonſtigen großen Kohlenkonſumenten durch eine an ſich höchſt willkürliche und ungerechte Beſtimmung

zum Einkauf bedeutender Kohlenquantitäten „ermuntert“: wer über hunderttausend Kilo auf einmal nach dem Stadtbereich einführt, bezahlt nur halb so viel Oktroi, als wer sich etappenweise nach Bedarf zehn Waggons à 10,000 Kilo kommen läßt! Sie können sich denken, wie dies zog. Damit es aber noch mehr ziehe, homologirte die Regierung im vorigen Jahre den Eisenbahnen einen Tarif, welcher die Fracht für alle Kunden, die sich einen eigenen Waggon halten und denselben auf ihrem eigenen Terrain abladen, ebenfalls um 50 Procent ermäßigte. In der Umgebung von Paris existirt in Folge dessen bald keine Fabrik mehr, die nicht ihre eigenen Lowries hätte. Vergessen wir nicht, daß die Kohlenwagen auch für militärische Transporte benützt werden können.

Da wir uns um die Speisung des lieben Viehs und der Maschinen kümmern, so sei nebenbei bemerkt, daß auch für die menschlichen Kinnbacken in ähnlicher Weise gesorgt worden ist. Jedem Bäcker ist vorgeschrieben, wie viel Mehl mindestens er vorräthig haben muß, und die Controle ist streng. Das neue Weinlager in Bercy faßt 2 Millionen Hektoliter, das alte in Bercy 600,000, die Gewölbe neben dem Jardin des Plantes ebensoviel. In Bezug auf frisches Fleisch läßt sich der Zwang natürlich nicht so weit ausdehnen, da es verderben würde; allein auch hier ist mit Erfolg auf eine Vergrößerung und stärkere Beschickung der städtischen und vorstädtischen Viehmärkte hingewirkt worden, und zwar gleichfalls durch Prämien in Form von Nachlässen am Oktroi.

Es liegt mir wahrlich fern, den Wauwau spielen zu wollen und eben so wenig empfinde ich ein pessimistisches Vergnügen bei dem Gedanken, daß die beiden Löwen bei ihrem nächsten Zusammentreffen sich ein ganz Stück weiter auffressen könnten. Sieht man aber an solchen Beweisen, wie ernsthaft ein Volk bemüht ist, sich nach seinen Unfällen wieder emporzuraffen und die internationale Respectabilität, soweit sie sich in der Waffentüchtigkeit erweist, wieder zu gewinnen: so wär's wol auf der andern Seite endlich auch an der Zeit, die Renommirsporen abzulegen und die Propatria-Skandäler den Herrn Studiosen zu überlassen.

Lassalle, ein literarisches Charakterbild.*)

I.

So betitelt der treffliche dänische Literaturphilosoph sein Werk und in dieser Beschränkung liegt das Gebrechen. Den lebendigen Menschen vom Schriftsteller zu trennen, war unmöglich bei Lassalle, wenn auch anderseits unübersteigliche Schwierigkeiten für jetzt, vielleicht für immer, einer nach diesen beiden Seiten gerechten und einigermaßen vollständigen Darstellung entgegentreten. Dazu müßten die Aktenstücke eines großen Prozesses, an dem er zum Manne wurde, als benutzbares Material vorliegen, dazu bedürfte es einer Sammlung seiner reichen

*) Ferdinand Lassalle. Ein literarisches Charakterbild von Georg Brandes. Aus dem Dänischen. Berlin, Fr. Duncker. V. u. 266 S.

Correspondenz, dazu des Sichtens und freien Benutzens des an Entwürfen und Bruchstücken sehr reich gewesenen schriftlichen Nachlasses. Und das wird, wie wir glauben, sich nicht erreichen lassen. Man weiß, daß dieser Nachlaß sofort nach dem Tode Lassalle's Gegenstand eifriger Befehdungen gewesen, und daß er nicht ungetheilt geblieben ist. Ein umfänglicher Theil desselben ist später einem Berliner Schriftsteller übergeben worden, der sich einer Arbeit, die seinem Schaffenskreise ganz fern lag, nicht unterziehn wollte und deshalb das Anerbieten ablehnte. Seitdem ist es von diesen Papieren still geworden. Seine Correspondenz die, nach dem Urtheile Ziegler's, der in solchen Dingen competent war, darin ein hervorstechendes Interesse hatte, daß sie jede Frage sofort zur dialektischen Höhe brachte, ist, wohl eben um dieses ihres Charakters willen, von verschiedenen Seiten mit dem Protest gegen eine Veröffentlichung belegt worden — so fehlen ganze Reihen von Jahren für den, der sich diesen merkwürdigen Mann nach seinem Werden zurechtlegen möchte.

Freilich hat Hr. Brandes sich selbst nicht so genau an das „literarische" Charakterbild gehalten, wo sich der thatsächliche Stoff zu stark herandrängte. Er geht auf den Hatzfeld'schen Prozeß ein, er zieht aus den letzten Lebensjahren nicht blos das geschriebene und gedruckte Wort zu Rathe, sondern zeichnet auch die Ereignisse, aber er fühlt selbst daß ihm das kein ganzes Bild giebt und so greift er zu Hilfsmitteln, deren Werth ein sehr anfechtbarer ist. So glaubt er, mit nur geringem Vorbehalt, an die Wahrheit der Figur, in der Hr. Spielhagen in seinem Roman: „In Reih' und Glied" Lassalle zu treffen gemeint hat. Dieser Schriftsteller liebt es bekanntlich, ein glänzendes poetisches Geschick an Aufgaben zu setzen, die sich im Wege der Liebesgeschichte nun einmal nicht lösen lassen. Es mag den Dichter stark verlocken, an mächtigen Erscheinungen seiner Zeit die Gabe der Intuition zu erproben und, sie loslösend von dem verwirrenden Beiwerk des Zufalls, das Weltgeschichtliche an ihnen zu erspüren, das sonst erst der Jahrhunderte Lauf zur Klarheit bringt. Großartige Versuche hat Sealsfield in dieser Richtung gemacht und ist gescheitert, obwohl das erste ernste Erforderniß so ernsten Werkes, das Studium, ihm nicht gefehlt hat. Das aber fehlt Hrn. Spielhagen und hat ihm gefehlt, mag er nun das sociale Problem mit den Augen Schulze's oder Lassalle's anschauen oder mag er gar den mißlungensten Anlauf seines neuesten Romanes nehmen, das dem Dichter so große und seine Arbeit bietende Speculationsfieber der letzten Jahre zu schildern. Aber das Vergnügen dieser Section, aus der, wie wir vermuthen, manches Lehrreiche hervorgehn kann, müssen wir uns wohl auf eine andre und eigne Gelegenheit ersparen: diesmal haben wir es nur mit dem Dr. Leo Gutmann des Spielhagen'schen Romanes zu thun, von dem Hr. Brandes, meist zu Unrecht, sich Instructionen über den Lassalle'schen Charakter holen zu können glaubt. Spielhagen's Held ist der freigewordne Sclave, halb entsprungen halb entlassen, aber in jedem Schritte zögert oder gleitet oder haftet der Fuß, als müsse er ein verrätherisch Klirren der Kette verbergen: Lassalle war, in allem Hochmuth und Trotz, ein Freier durch und durch, in der Wissenschaft und durch diese sich gewachsen fühlend welch Höchstem immer. Das ist die Verschieden-

heit des Grundzuges und faßt man ihn in's Auge, so wird man nicht, wie Brandes unter dem Schutze Spielhagen'scher Autorität es thut, soviel Aufhebens davon machen, daß gelegentlich auch der Bischof Ketteler als Springer im Schachspiel vorgezogen wurde.

Ein andrer Irrthum, wie wir glauben, ist es daß Brandes sich seinen Lassalle zu häufig zurechtstellt und interpretirt aus dem „Franz von Sickingen", seinem bekannten dramatischen Versuch. Es mag ganz richtig sein — und der Grundfehler des Drama liegt sogar in diesem Umstande — daß Lassalle sich selber in die eine und andere Figur des Stückes gesetzt hat, Sich nämlich, wie er sich im Bühnenlichte in Hintergrunde welthistorischer Vorgänge erblickte, also Sich idealisirt. Die ganze moderne Natur seines Wesens aber konnte er — wie er auch in einzelnen Tiraden des Stückes anachronisirt hat — gar nicht in den Rahmen jenes Zeitbildes bringen.

Nun sind diese beiden Mängel des Brandes'schen Buches aber nothwendig —, sie beruhen darauf daß der Verfasser den Mann, den er zu schildern unternahm, persönlich nur aus Erzählungen kannte und daß auch diese Erzählungen, wie es scheint, nur einen kleinen Theil des Lebens, das er begreifen wollte, in sich faßten. So war er denn auch hier auf das Construiren ganz überwiegend angewiesen und was die Glanzseite seines großen literargeschichtlichen Werkes ist, das wurde hier Schattenseite. Diese einheitliche Entwickelung, die das geforderte Schema der Brandes'schen Arbeit ist, fand sich bei Lassalle gar nicht vor, seine Energie wirft sich vielmehr hierhin und dorthin in Sprüngen, die sachlich unvermittelt bleiben, die nur ihre persönliche Zusammengehörigkeit in dem Drange finden, die Welt zu bewegen und der Bewegung den Stempel seines Geistes aufzuprägen.

In dieser etwas theologischen Lust, an seiner Schöpfung, nachdem sie ihm viel Mühe gemacht, schließlich auch zu sehn daß „Alles sehr gut" sei, geht Hr. Brandes bisweilen recht kühn vor. Das Kapitel, in welchem er aus den einzelnen Sätzen des Herakleitos, den sie auch heute noch den Dunklen nennen, und notabene aus der Deutung die Lassalle diesen Sätzen giebt, herausfindet daß das durchaus Hegel'sche Gedanken seien, daraus aber zu der überraschenden Entdeckung gelangt, daß dieser verhegelte Epheser doch eigentlich das Urbild des spätern Lassalle sei— dies Kapitel ist ein dialektisch Kunststück nicht gewöhnlicher Art und es findet seine Krone in folgendem Satze: „Ich wollte mich in diesem Punkte (ob Lassalle auch den Heraklit richtig verstanden) nicht auf mein eigenes Urtheil allein verlassen; ich habe daher einen Mann, welcher auf diesem Gebiete eine Autorität ist — einen Professor der Philologie an der Berliner Universität — gefragt wie weit Lassalle nach seiner Ansicht Heraklit verstanden habe, und ich erhielt die charakteristische Antwort: Gewiß hat er ihn verstanden. Ein normal angelegter Philolog wird Heraklit nicht verstehn, ja darf ihn gar nicht verstehn. Aber man kann nicht leugnen, daß Lassalle ihn verstanden hat und daß sein Buch ein ausgezeichnet tüchtiges Werk ist."

Herr Brandes irrt ferner, wie uns scheinen will, wenn er in der zweiten Abtheilung seines Werkes, in welcher „Lassalle als Agitator" dargestellt werden soll, eine Scheidung vornimmt und einen Wendepunkt annimmt, der durch die Thatsachen nicht bestätigt wird. Vielleicht hat

hierbei ein ganz äußerlicher Grund mitgesprochen. Die erste Hälfte des Buches, die den Titel „Lassalle vor der Agitation“ führt, erschien zuerst in der „Deutschen Rundschau“. Wir denken, daß die Rücksicht auf den von Parteienwesen sich fernhaltenden Charakter dieser Monatsschrift es gewesen ist, welche zu einer solchen in Wesen und Entwickelung der geschilderten Persönlichkeit sich nicht rechtfertigenden Gliederung geführt hat. Das Jahr 1849 gehört offenbar in die Agitationszeit und das Jahr 1862, welches als der officielle Anfang der letztern angenommen wird, gehört noch nicht in sie. Ebenso sind Flugschriften, welche anscheinend den Gegensatz zu der compacteren Schriftstellerei bilden sollen, theils schon vor Heraklit und vor den „erworbenen Rechten“ in die Welt gegangen, während anderseits jener moderne Marsyas, Herr „Julian Schmidt“ doch keineswegs, und wär's nur um seiner so schön wuchtigen Vorrede willen, zur leichten Literatur zu rechnen ist. Negiren wir also die Annahme eines Lebensabschnittes, wie sie das Buch formell versucht, so gruppirt sich uns anderseits die Thätigkeit Lassalle's in den letzten drei Jahren seines Lebens in drei erkennbar unterschiedene Kategorien.

Die erste, auch zeitlich vorangehend, ist rein politischer Natur und bezeichnet durch die beiden Bezirksvereinsvorträge: Ueber Verfassungswesen, und: Was nun? Sie trafen in die Zeit, da der constitutionelle Conflict in Preußen mit den gewaltigsten Schritten zur Höhe stieg und sie versuchten in diesen Conflict direkt einzugreifen. Sie war einschneidend und traf den kranken Nerv der Lage, diese Erörterung des wahren Wesens der Verfassung als eines Spieles realer Gewalten, welche Lassalle in dem ersten Vortrage darlegte: aber sie war weder so unmittelbar wirkend, noch so neu, wie Brandes annimmt. In den Fünfziger Jahren hatte Herr von Gerlach oft genug, zum heftigsten Aerger und Widerspruch der braven Gothaer, die ihm gegenüber saßen, ihnen zu Gemüthe geführt, daß jene Verfassungsurkunde, die sie sich so mühsam erhandelt, nur ein mürbes Stück Papier sei, daß vielmehr überall, wo von „Verfassung“ die Rede sei, nur an die Zustände die im Staate bereits Macht und damit Recht erworben haben, zu denken sei. Der witzige, spöttische Ton, der diesem damals eben so fruchtbaren als interessanten Redner eigen war, hatte verhindert, den Ernst dieser Bemerkungen richtig zu würdigen: als jetzt Lassalle, freilich in ganz anderem Ton, zu ganz anderem Ziele, dieselben Anschauungen aussprach, fand er ebensowenig ernsthafte Hörer. In den Bezirksvereinen, in denen die Fortschrittspartei ganz ausschließlich vertreten war, begnügte man sich mit heftigen Bravo's und unterließ, zu ganz besonderen Ehren des Redners, der es verlangt hatte, das Tabackrauchen. Die parlamentarische Fraction der Partei, damals wie stets gegen jede Einwirkung von außen, sei es durch die Presse sei es durch die offene Rede, eifersüchtig mißtrauisch, auf die generatio aequivoca ihrer Resolutionen fest vertrauend, vielleicht auch schon im verschwiegnen Schoße die ersten Kindsbewegungen verspürend, die später als Forckenbeck'sche Amendements stärker anpochten und endlich mit „Blut und Eisen“'s Hilfe als nationalliberale Partei die vier Wände beschrien: sie wollten von „Herrn Lassalle“ nichts wissen. Waldeck hat es später für einen schweren Fehler seiner Partei erklärt, daß sie den Mann seines Weges allein weitergehen ließ — und Waldeck war bekanntlich mit solchen Zugeständnissen nicht besonders freigebig. Lassalle selbst hätte

einer derartigen Annäherung schwerlich Hindernisse in den Weg gelegt, denn seine Rede war, und gewiß ohne Reticenzen und Hintergedanken, nur an die politische, die bürgerliche Demokratie (was wir nicht in Bourgeois zu übersetzen bitten) gerichtet, sie weiß von der Volksmasse und ihrer Organisation als „auch einem Stück Verfassung" noch nichts.

Zu einem kleinen Erfolge wenigstens brachte es die zweite Rede Lassalle's: Was nun? Er rieth in ihr bekanntlich an, das Abgeordnetenhaus möge, um das verfassungswidrige Gebahren des Ministeriums vor aller Welt als das, was es sei, zu kennzeichnen, seine Sitzungen auf unbestimmte Zeit und bis die Regierung auf die Wege des Rechts zurücklenke, vertagen. Entweder müsse dann die Regierung nachgeben oder sich vor der Welt offen zum Absolutismus bekennen. Das Letztere könne sie nicht wollen, denn mit Bajonetten lasse sich viel machen, aber nicht darauf setzen, auch müsse eine Regierung, die ein so bedeutendes Budget aufbringen müsse, die stets die Hände in Jedermanns Tasche habe, wenigstens den Schein annehmen, als habe sie auch Jedermann's Zustimmung dazu. Endlich würde sie sich ja bei jedem Conflict mit dem Auslande den unerträglichsten Verhöhnungen von Seiten der anderen Mächte aussetzen, wenn sie in offenem und permanentem Widerstande mit ihrem eignem Volke stände und also ihre Schwäche vor Niemandem mehr verbergen könne — Hier lag nun ein Widerspruch mit der Verfassungstheorie, die Lassalle selbst entwickelt, auf der Hand, das Votum des Abgeordnetenhauses, von keiner realen Macht getragen, war eben noch kein „Stück Verfassung" und so lag auch in dem Widerstand von dieser Seite keine Schwächung der Regierung. Faktisch hat sie das kurz darauf bewiesen, als sie trotz dieses inneren Zerwürfnisses Krieg führte in Schleswig-Holstein und dann selbst gegen Oesterreich, ohne sich darin durch „unerträgliche Verhöhnungen von Seiten der anderen Mächte" verhindert zu fühlen. Ferner ist es ein logischer Fehler, für sich die Vernichtung jedes Scheines als das unwiderstehlichste Machtmittel anzuerkennen, von der Regierung aber vorauszusetzen, daß sie für die Aufrechterhaltung eines Scheines große Concessionen machen solle. Und ferner: stand denn, selbst wenn das Abgeordnetenhaus sich zu solcher Resolution aufraffte, der Regierung, die überdem das Herrenhaus auf ihrer Seite hatte, nicht ein noch sehr wohl ausgerüsteter Apparat zu Gebote, mittels Auflösungen, Wahlmanöver, Verwaltungsdruck aller Art schließlich doch die Opposition mürbe zu machen unter steter Wahrung der scheinconstitutionellen Form? Es ist unseres Wissens ein einziger ostpreußischer Abgeordneter gewesen, der sich Lassalle's Argumentation gefangen gab und, da er keine Möglichkeit für ihr Durchdringen sah, sein Mandat niederlegte.

„Aussprechen das was ist" — mit diesem Fichte'schen Worte hatte Lassalle den Kern seines Vorschlages bezeichnet. Hr. Brandes glaubt zu deutlicherer Charakterisirung dieses „gewaltigen politischen Mittels" hinzufügen zu sollen: „Es hat sich in unseren Tagen als eines der am häufigsten von Bismarck gewählten erwiesen." Wäre das nur Geschmackssache, so möchte das so dahingehn, aber es ist die vollste Täuschung und Verkehrung des Sinnes. Die Offenherzigkeit als diplomatisches Mittel — und diese hat Hr. Brandes offenbar im Sinne bei seinem Citate — hat zum Erfolge, es sei hingestellt, ob zum gewollten, gewöhn-

lich den Unglauben, während Fichte im Gegentheil die Energie des Glaubens damit hervorzurufen meint. Und nach ethischer Schätzung wäre das vermeintlich Identische also voller Gegensatz.

Von dieser, actuell politischen Seite her war also für den in der Thatenlosigkeit sich verzehrenden Mann keine Aussicht auf Arbeit und Kampf, beides sollte ihm von anderer Seite unerwartet kommen. In einem vorstädtischen Handwerkervereine — nicht mehr in Bezirksvereinen, er stieg langsam ins Volk hinab — hatte Lassalle einen Vortrag gehalten über den Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes. Ein agitatorischer Zweck lag dieser Arbeit fern, ja sie accommodirte sich dem Hörerkreise, vor den sie gerathen war, nur beiläufig. Es war eine Revision der bisherigen historischen Kritik über den deutschen Bauernkrieg, in dem Lassalle den nach heutigem Begriff reactionären Charakter aufwies. Der Vortrag war auch ohne sonderliche Aufregung hingenommen worden, erst als er gedruckt erschien, fand der Staatsanwalt Grund zum Einschreiten. Einer der gefährlichsten Paragraphen, weil er vollständig vom Wind und Wetter der öffentlichen Meinung und der Nervosität des Richters abhängig ist, der Haß- und Verachtungsparagraph wurde gegen den Redner ins Feld geführt. Und nun bäumte er sich auf und wuchs in einem Kampfe, der bald weit über das persönliche Interesse des Angeklagten hinausgriff. Das Proletariat stieg in seiner Seele auf.

Er hatte am Rheine, vor langen Jahren, sich mit den Fragen des Socialismus beschäftigt. Aber nur doctrinair im dialektischen Turnier mit gleich hochgebildeten Genossen, ohne Zusammenhang mit dem Leben selber. Und fiel selber einmal ein Blick auf dieses: am Rheine wars damals nicht so schlimm. Als Wilhelm Wolf in Breslau zuerst in die dortigen Höhlen des Elends stieg, als, wiederum in Schlesien, die Weberrevolte ihren Schrei erhoben, da war es wie eine neue aber grauenvolle Welt die aus der dunkeln Tiefe stieg. Und diese selbe stieg jetzt auch vor Lassalle auf, indem er die Ziffern suchte die ihm beweisen sollten, wie überwuchlig die indirekten Steuern auf den untern Klassen lasteten. Von Vertheidigung zu Vertheidigung — denn in dieser Form setzten sich seine Studien fort — kann man es verfolgen, wie ihm die Trost- und Entwicklungslosigkeit der von dem „ehernen Lohngesetz" Niedergedrückten immer schriller in die Seele drang. In die Seele? — es war der Verstand vielmehr der sich darob empörte.

Es war eine Aufregung ganz intellectueller Natur, die sich seiner bemächtigte und darum wirkte sie, als sie vor die Massen trat, auch so nachhaltig. Und dazu drängte sich die Gelegenheit bald ihm auf. — Seit der Gründung des Nationalvereins hatte sich eine Verstimmung in einem Theile der arbeitenden Klassen gegen die Fortschrittspartei bemerklich gemacht. Der Zutritt zu dem Vereine war dadurch, daß man Theilzahlungen für die Jahresbeiträge ausschloß, erschwert worden und heute wenigstens wird man, was damals bestritten ward, eher zugestehen, daß das mit Vorbedacht geschah. Die sogenannten „Liberalen" von Hannover, welche in dem Vereine bald die Leitung übernommen hatten, wünschten ihr durchaus diplomatisches Werk nicht gefährdet durch unberechenbare Majoritäten die sich auf Grund eines Monatsbeitrages in den Generalversammlungen zusammenfänden. Dazu kam daß die Schulze'schen

Associationen, je weiter sie sich entwickelten, desto deutlicher die scharfe Grenze zeigten, an der ihre für den kleinen Bürgerstand wohlthätige Wirksamkeit aufhörte. Endlich sei nicht der volkswirthschaftliche Congreß vergessen, der in den ersten Jahren vorsichtig und mit einer kleinen Popularität kokettirend, bald das öde herzlose Gesicht des Manchesterthums unverhüllt zeigte. So trat in den Kreisen der intelligenten Arbeiter und ihrer Vereine allmälig die Frage in den Vordergrund, ob es nicht geboten sei, eine selbständige Stellung gegenüber der Partei, die bisher als natürliche Vertreterin des Arbeiterstandes galt, einzunehmen. Von Leipzig aus ward die Anregung gegeben, diese Frage einer größeren Versammlung vorzulegen, und an Lassalle wandte man sich um Auskunft, wie er die Lage betrachte. Er hat diese Anfrage sofort in ihrer ganzen Tragweite erkannt und es ist ein unbestreitbares Zeichen ernster Gewissenhaftigkeit, das bei dem Urtheile über die kommende Entwicklung nicht übersehen werden darf, daß er sofort erkannte, welche persönliche Verpflichtungen er mit dem Rathe, den er ertheilen wollte, auch übernähme. Er hat darüber mit erfahrenen Freunden reiflich Raths gepflogen, die Briefe von Lothar Bucher und Franz Ziegler, die davon handelten, sind nicht unbekannt geblieben. Der Erstre, der ihm theoretisch bisher ganz beigepflichtet hatte (die politische und ökonomische Ketzerei, die Bucher schon längst in seinen Londoner Quadratcorrespondenzen bekundet hatte, wird von denen, die über den Charakter des Mannes gerecht urtheilen wollen, nicht übersehen werden dürfen), verzichtete darauf, bei dem Wagniß praktischer Gestaltung einen Rath zugeben, dessen schwere sittliche Verantwortung ihm nicht verborgen blieb; Ziegler rieth mit allem Pathos des Unglückspropheten von dem Anfange voll unabsehlicher Folge ab — wie ein Widerhall aus seinen Worten klingt jener erschütternde Schluß der letzten Lassalle'schen Volksrede mit ihrem resignirten Exoriare. Aber das Geschick trieb ihn: er erließ das „Offen Antwortschreiben".

(Schluß folgt.)

Darwin's botanische Arbeit.*)

Die Entdeckung Darwins, daß eine ganze große Pflanzenfamilie ihre Nahrung fast ausschließlich von Insecten bezieht, hat natürlich nicht versäumt, auch außerhalb der engeren naturwissenschaftlichen Kreise gerechtes Aufsehen zu erregen. Es bedarf deshalb keiner Entschuldigung, wenn auch die „Wage" in entsprechender Weise davon Notiz nimmt.

Die Pflanze, an der Darwin seine Entdeckung machte, ist der gemeine „Sonnenthau", Drosera rotundifolia L. Das Pflänzchen hat seinen vulgären und seinen wissenschaftlichen Namen davon, daß die gestielten Drüsen der Blätter im Sonnenschein wie Thautropfen glän-

*) Insectenfressende Pflanzen von Ch. Darwin. Deutsch von J. V. Carus Stuttgart, 1876.

zen (δροσερα die Bethaute.) Die Drosera ist in Deutschland allenthalben sehr verbreitet, stellenweise sogar eine der gemeinsten Pflanzen. Sie wächst ausschließlich auf Sumpfmoos (Sphagnum), findet sich daher in Torfmooren stets überaus reichlich. Im Schwarzwald z. B. fehlt sie nirgends in den oft sehr ausgedehnten Hochmooren und zieht sich auch in die Thäler und sumpfige Wiesen herab, entlang den Rinnsalen und Wassergräben. Durch den auffallend röthlichen Schimmer ihrer Drüsen ist sie schon auf ziemliche Entfernung kenntlich. Ihre äußerst zarte Wurzel dringt in das schwammige Moospolster ein und die etwa 6—8 Millimeter im Durchmesser haltenden kleinen runden Blättchen, meist 5—6 an der Zahl, liegen mit ihrem 2—3 Centimeter langen Stiel rosettenförmig auf der Unterlage. Im Juli oder August blüht die Pflanze. Die Blumen sind klein, röthlichweiß und stehen in einseitiger Traube, welche anfangs herabgebogen sich nach und nach so aufrichtet, daß immer die Blume, welche die Reihe zum Blühen trifft, die höchste Stelle einnimmt.

Nimmt man die niedliche Pflanze von ihrer Moosunterlage auf, so fällt zunächst die höchst eigenthümliche Configuration der Blätter auf. Jedes Blatt ist über und über mit gestielten Drüsen besetzt. Die randständigen sind am längsten, 4—5 Millimeter lang, die mittleren sind kürzer; ihre Zahl steigt stets über 100. Es ist höchst selten, daß an einer Pflanze sämmtliche Blätter ausgebreitet auf ihrer Unterlage ruhen. Meist sind einzelne Blätter ganz oder theilweise eingebogen, bald mehr oder weniger einfach zusammengefaltet, bald gekrümmt übergebogen. Ein Blick genügt um zu sehen, daß die Blätter in dieser Stellung stets irgend einen Gegenstand, insbesondere kleine Fliegen oder Bruchstücke solcher, Flügel u. dergl. umschließen. Faßt man diese eigenthümlichen Gebilde, die wir „gestielte Drüsen" genannt haben, die Darwin Tentakeln nennt, schärfer ins Auge, so sieht man leicht, daß an der Spitze einer jeden solchen Drüse ein kleiner Tropfen klebriger Flüssigkeit haftet. Drückt man die Fingerspitze sanft auf das obere Ende mehrerer Drüsen und zieht den Finger dann langsam wieder weg, so läßt sich der klebrige Stoff leicht in lange Fäden ziehen. Man begreift also sofort, daß ein Insect, welches sich auf einem Droserablatt niederläßt, unmittelbar, wie der Vogel von der Leimruthe, durch den klebrigen Saft festgehalten wird.

Dies ist der einfache Sachverhalt, welcher dem bezeichneten Naturforscher Gelegenheit gab, eine für das gesammte organische Leben höchst bedeutsame Entdeckung zu machen. Durch Jahrelang fortgesetzte, zum Theil äußerst subtile Versuche hat Darwin die merkwürdigsten Aufschlüsse zu geben vermocht.

Erstens kommt den gestielten Drüsen außer ihrer Fähigkeit den obengenannten klebrigen Saft abzusondern, eine ganz eigenthümliche Reizbarkeit (Irritabilität) zu. Sobald gewisse organische Stoffe, namentlich also kleine Thiere von dem Klebsaft festgehalten sind, pflanzt sich den Stiel der Drüse entlang ein Reiz fort, der sie ganz allmählig zu einer immer weiter fortschreitenden Einbiegung gegen die Mitte des Blattes hin veranlaßt. Ist das festgehaltene Object groß genug, um sämmtliche Drüsen in Mitleidenschaft zu ziehen, so legen sich die Drüsen alle der Reihe nach, zuerst die unmittelbar gereizten, dann

die ferner stehenden nach einwärts und hüllen so schließlich das betreffende Object vollständig ein. Die äußersten Drüsen beschreiben bei dieser Bewegung einen Kreisabschnitt bis über 180 Grad. Der ganze Proceß der Einhüllung dauert von 1 bis 4 und 5 Stunden. Die Zeitdauer hängt von der Jugend und Lebensfähigkeit des Blattes ab.

Zweitens tritt, sobald die Drüsen von bestimmten Stoffen, namentlich stickstoffhaltigen Körpern, gereizt werden, eine vermehrte Absonderung des klebrigen Secretes ein. Blaues Lackmuspapier wird durch das Secret geröthet; der abgesonderte Saft ist also sauer.

Drittens hat Darwin vollständig bewiesen, daß den Drüsen überdies eine auffangende Fähigkeit zukommt und durch eine Reihe schöner Versuche dieses Auffangungsvermögen erläutert. Die stickstoffhaltigen Körper werden von dem reichlich ergossenen sauren Saft vollkommen verdaut, und diese Verdauungsflüssigkeit dann aufgesogen. Sie bildet die Hauptnahrung der Pflanze, vielleicht die einzige überhaupt, denn es ist höchst wahrscheinlich, daß die äußerst zarten Würzelchen nur zur Wasseraufnahme dienen. „Von einer Drosera-Pflanze, sagt Darwin, an welcher die Ränder der Blätter nach innen gerollt sind, so daß sie einen zeitweiligen Magen bilden, und an welcher die Drüsen der dicht eingebogenen Tentakeln ihre saure Absonderung ergießen, welche animale, später zum Auffangen bestimmte Substanz auflöst, kann man sagen, daß sie sich, wie ein Thier ernährt. Aber verschieden von einem Thier, trinkt sie mit ihren Wurzeln; und sie muß viel trinken, um die vielen Tropfen der zähen Flüssigkeit, die um die Drüsen herumliegen, manchmal bis zu 260, und welche während des ganzen Tages der brennenden Sonne ausgesetzt sind, erhalten zu können."

Als vierter Punkt muß schließlich noch das Verhalten des Blattes nach geschehener Auffangung resp. Verdauung erwähnt werden. Der ganze Auffangungsproceß nimmt je nach Umständen 1 bis 2 ja 3 Tage in Anspruch. Nach dieser Zeit richten sich die Tentakeln allmählich wieder auf und das Blatt gewinnt nach und nach seine normale Gestalt wieder. Kleine Reste der Mahlzeit, Flügel-, Chitinstücke u. s. w. bleiben mehr oder weniger lang noch auf dem Blatte liegen oder werden vom Regen weggewaschen.

Jeder Freund der Natur kann die schöne Entdeckung Darwin's wenigstens in ihren gröberen Umrissen leicht controlliren. Da die Drosera stets gesellig wächst, so findet man überall alle Stufen des ganzen Proceß vom ersten Klebenbleiben des Insectes bis zur vollständigen Einhüllung oder Wiederausdehnung vertreten. Ganz besonders schön kann man es an lichten sonnigen Tagen sehen. Weniger bekannt ist, daß man den Prozeß auch zu Hause leicht verfolgen kann. Man nimmt ein kleines Moos-Polster, das Drosera-Pflanzen in verschiedenen Entwicklungsstadien trägt, vom Boden auf, stellt es zu Hause auf einen Teller und füllt den Teller vollständig mit Wasser, so daß das Moos fast zur Hälfte oder noch höher im Wasser ruht. Nun bringt man den Teller vor ein Fenster auf das Gesimse oder ein Stockbrett und alles Nöthige zur Beobachtung ist gethan. Sehr wesentlich ist, daß die Pflänzchen dem direktesten Sonnenlicht ausgesetzt werden, nicht minder wichtig ist die freie Luft. Im Zimmer verkümmern sie bald, werden matt und blaßgrün, ebenso in schattigen Lagen. Ein freies lichtes

Fenster-Gesimse gegen Osten gelegen ist der günstigste Platz. Je wärmer der Tag, je intensiver das Sonnenlicht, desto nothwendiger ist eine stete Wasserzufuhr. Am zweckmäßigsten füllt man jeden Morgen den Teller bis zum Rande mit Wasser. Ein zu viel des Wassers gibt es nicht, wohl aber sehr leicht ein zu wenig, denn es ist unglaublich, welche Wassermengen ein solches Moospolster mit seinen Drosera-Pflänzchen aufsaugt und verdunstet. Unter diesen einfachen Vorsichtsmaßregeln ist es uns stets gelungen, die Pflanzen kräftig und gesund zu erhalten. Die Beute an Insecten fällt freilich hier nicht so reichlich aus wie in der natürlichen Lage, aber man kann den Pflänzchen mit eingefangenen kleinen Fliegen oder ganz kleinen Fleischstückchen zu Hilfe kommen. Man bringt sie entweder mit den Fingern oder noch besser mit einer kleinen Pincette vorsichtig auf ein schön ausgebreitetes Blatt und kann nunmehr das ganze Schauspiel bis in seine Einzelheiten hinein verfolgen.

Ob die Insecten nur zufällig auf die Blätter der Drosera gelangen oder irgendwie von ihr angelockt werden, erklärt Darwin noch für eine offene Frage. Er nimmt aber als wahrscheinlich an, daß das ausgeschwitzte Secret die Geruchs-Organe der Insecten irgendwie verlockend afficirt. Es erscheint uns überdies wahrscheinlich, daß auch das Auge der Insecten von den röthlich glänzenden zierlichen Tröpfchen auf dem Gipfel der Drüsen angelockt wird.

Ausgehend von der in ganz Mittel-Europa gemeinen Drosera rotundifolia hat Darwin seine Untersuchung auch auf einen großen Theil der andern Arten von der natürlichen Pflanzenfamilie der Droseraceen ausgedehnt und allenthalben gefunden, daß sämmtliche Glieder dieser Familie, über 200 an Zahl in allen Welttheilen, besonders häufig in Australien, das Vermögen, Insecten zu fangen und zu verdauen, in mehr weniger entwickeltem Grade besitzen. Die Vorrichtungen hierzu sind öfters in der mannigfaltigsten Weise verändert und verschiedenartig ausgebildet. Von einer der merkwürdigsten Droseraceen, der sog. Venus-Fliegen-Falle, Dionaea muscipula, (Dionée attrape-mouche der Franzosen) welche in den Savannen Süd-Carolinas wächst, und von einigen andern hat man das Vermögen, Fliegen zu fangen, schon längst gekannt. Darwin ist aber der erste, welcher den wissenschaftlichen Beweis erbrachte, daß dieses Vermögen in der Wachsthums- und Ernährungs-Geschichte dieser Pflanzen eine ganz entscheidende Rolle spielt.

Auch außer den Drosera-artigen Pflanzen giebt es eine Reihe anderer zum Theil bei uns einheimischer Gewächse, denen das Vermögen, Insecten zu fangen und zu assimiliren, in gewissem Grade zukommt. Wir verweisen den Leser, der sich dafür interessirt, auf das Werk Darwin's.

Die Erkenntniß von den innigen Wechselbeziehungen, welche in der Natur zwischen thierischem und pflanzlichem Leben herrschen, ist durch die Entdeckung Darwin's in der eminentesten Weise bereichert worden. Die inductive Methode in der Naturwissenschaft hat wieder einen neuen bedeutsamen Sieg davongetragen und wenig fehlt mehr, bis sie sich zur unbedingten Alleinherrscherin emporgeschwungen haben wird. Daß die neue Lehre noch speciell der Entwicklungstheorie in überraschender Weise zu Gute kommt, verdient wohl noch besonders hervorgehoben zu werden.

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Hirth, G., Deutscher Parlamentsalmanach. 12. Ausg. Leipzig, Hirth. (3 M.)
Gebhart, Rabelais, la rénaissance et la réforme. Berlin, durch Asher. (3,50 Frcs.)
Erinnerungen eines Schwaben. Zeit- und Sittenbilder aus den letzten Tagen des vor. Jahrhunderts von E. J. Günthert. Zweites Bändchen. Nördlingen, Beck. (2,75 M.)
Schuré, Les chants de la montagne. Leipzig, durch Twietmeyer. (5 Frcs.)
Hoffmann, Fräul. F., Das Orakelwesen im Alterthum. Stuttgart, Grüninger (4 M.)
Musset, Paul de, Biographie d'Alfréd de Musset. Leipzig durch Brockhaus. (3,50 Frcs.)
Quatrefages, L'espère humaine. Leipzig, durch Brockhaus. (6 Frcs)
Reichensperger, A., A. W. Northmore Pugin, der Neubegründer der christl. Kunst in England. Freiburg, Herder. (90 Pf.
Bugistre-Belleysan, Les intrigues moscovites en Turquie. Pest, Kilian. (5 M.)
G. Hartung und Alb. Dulk, Fahrten durch Norwegen und die Lappmark. Stuttgart, Kröner. (6 M.)
Renan, Ern, Spinoza, discours prononcé à la Haye le 21. Fevr. 1877. Haag. Nijhoff. (1 M.)
R. Todt, Pastor, Der radikale deutsche Socialismus und das Neue Testament. Wittenberg, Rust. (6 M.)
Nippold, F., Die römisch-katholische Kirche im Königreich der Niederlande. Leipzig, Weigel. (11 M.)
Reuter, Rich., Die vereinigte freisinnige Partei. Berlin, Springer. (80 Pf.)
Moltke, Feldm. Gr. v., Briefe aus Rußland (1856.) Separatabdruck aus der „Deutschen Rundschau". Berlin, Pätel. (4 M.)
Ketteler, Bischof, Die thatsächliche Einführung des bekenntnißlosen Protestantismus in die kathol. Kirche. Mainz, Kirchheim. (50 Pf.)
Martineau, Miss Harriet, Memoirs. 3 Bde. London, S. Low. (32 Sh.)
Die Communalsteuerfrage. Zehn Gutachten und Berichte an den Verein für Socialpolitik Leipzig, Duncker Humblot. (6,60 Mk.)
Rosny, Léon de, Essai sur le déchiffrement de l'écritnre hiératique de l'Amérique centrale. Heft 1. Paris, Maisonneuve. (25 Frs)
Turgenieff, Iwan, Die neue Generation. Roman in zwei Bänden. Berlin, Wallroth. (6 M.)

Den 6. d. M. 5½ Uhr entschlief sanft nach längern Leiden unser geliebter Bruder und theurer Onkel, Dr. **Johann Jacoby.** Diese traurige Nachricht zeigen allen Verwandten und Freunden tiefgebeugt an

Die Hinterbliebenen.

Die Beerdigung findet Sonntag den 11. März Vormittags 11 Uhr statt.

Königsberg den 7. März 1877.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Recklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 16. März 1877. Nr. 11.

Inhaltsverzeichniß: Die Rede am Sarge Jacoby's. — Aus Süddeutschland. — Pariser Briefe. VIII. — — Lassalle, ein literarisches Charakterbild. II. — Darwin's botanische Arbeit. (Schluß.)

Rede des Rabbiners Dr. Bamberger am Sarge Joh. Jacoby's.

(Stenogramm der „Berl. Freien Presse".)

„Es sterben die Könige und lassen die Königreiche ihren Söhnen! Es sterben die Reichen und lassen den Kindern die Reichthümer. Dieser Weise ist gestorben und hat seinen ganzen Schatz mit sich genommen und hat uns zurückgelassen." Dieser Ausruf ertönte einst am Grabe eines großen Mannes, der kinderlos und schätzelos aus dem Leben gegangen war, in welchem er Großes und Herrliches gewirkt hatte. Einen Schlüssel und eine Feder legten die Freunde ihm auf das Grab, den einen als Zeugen, daß er, der Letzte seines Hauses, mit ihm sein Geschlecht abschließe, die andere als Sinnbild seiner Habe, die nur aus geistigen Besitzthümern bestand, als Sinnbild der Waffe, mit der er gekämpft und gestritten und Siege des Geistes erfochten. Und mit einem anderen Worte wüßte auch ich nicht an die ernste Aufgabe heranzutreten, die mir diese Stunde auferlegt, den Gefühlen Ausdruck zu geben, die heute in unserm Herzen und in den Herzen zahlloser Tausende außerhalb dieser Versammlung leben. „Ein Weiser ist gestorben und hat seinen ganzen Schatz mit sich genommen!" So tönte es in uns bei der Schmerzenskunde, daß Johann Jacoby nicht mehr unter den Lebenden weile. Wird doch immer das erste Gefühl, das die Todeskunde eines bedeutenden Mannes in uns wachruft, ein Gefühl der Betäubung, der Verarmung und der Vereinsamung sein, — ein trostloser Blick in das Leere, der Gedanke, daß wir ein Unersetzliches verloren, ein Unvergeßliches zu betrauern haben, uns erfassen, erfüllen und erschüttern. Als ein berühmter Talmud-Lehrer starb, da, wird erzählt, wurden die Sterne am hellen Mittag sichtbar. Was soll das heißen? Die Sterne werden sichtbar, wenn die Sonne untergegangen ist, und so spricht dieses Bild nur den Gedanken aus, daß mit dem Heimgange jenes Mannes auch seinen Zeitgenossen eine geistige Sonne untergegangen war, die ihnen bis dahin geleuchtet, Nacht sich über ihre Herzen ausbreitete. Das gilt auch von uns, gewiß von jedem Einzelnen, der seines Lebens reichen Inhalt verstanden und zu dem die Kunde dieses Todes dringt. Denn das ist ja die Herrlichkeit wahrer Größe, daß sie die sonst gespaltenen und auseinandergehenden Gefühle der Menschen in einem Mittelpunkte vereinigt, in der gemeinsamen Bewunderung einer

reichen geistigen Begabung, in der Anerkennung einer tiefen sittlichen Ueberzeugung. Auch das erbittertste Gemüth, das das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens für bös von Jugend auf erklärt, muß sich aussöhnen mit dem Menschengeschlechte und zu einer gerechteren und freundlicheren Beurtheilung der menschlichen Natur gelangen, wenn sich zeigt, daß das Wort jenes alten Weltweisen: „Nichts Menschliches ist mir fremd" im Grunde von jeder einzelnen menschlichen Seele gilt, daß uns mitten im heißesten leidenschaftlichen Kampfe nicht verloren geht das Verständniß und die Würdigung des wahrhaft Edlen und Guten, wann und wo es vor uns tritt, daß wir die Liebe und Verehrung nicht vergessen, die wir dem Genius schulden, wenn wir ihm auch auf seiner Bahn nicht immer zu folgen vermögen! Und so kann und wird das ganze Vaterland heute eins sein in der Trauer um das Hinscheiden dieses Mannes, eins sein in der Bewunderung seiner Größe, eins sein in dem Gedanken, daß das Vaterland einen seiner besten Söhne, die Menschheit einen ihrer leuchtendsten Geister, einen ihrer reinsten Charaktere verloren hat, und habe ich an dieser Stätte des Friedens nicht zu reden von dem, worin über diesen Mann, wie über jeden Sterblichen, der die Menge überragt, die Meinungen und Urtheile auseinandergehen, vielmehr nur von dem, worin wir Alle übereinstimmen, — und das ist ein so Großes und Reichhaltiges, daß auch das maßloseste Wort nicht genügt, um den Ausdruck der Anerkennung, der in Ihren Herzen lebt, einstimmen zu lassen in die allgemeine Empfindung. Und gelänge es mir, nur einem Theile von dieser Worte zu leihen, ich hätte ohne eigenes Verdienst meiner Aufgabe genügt. Geehrte Versammlung! Wir stehen an dem Grabe Johann Jacoby's, das will sagen, an einer Wallfahrtsstätte für die Gegenwart und Zukunft, wo gar Viele die Weihe größerer Erinnerung für ihr eigenes Leben einst suchen werden. Aber was ist es, was uns Alle, Alle sprechen läßt aus einem Munde, aus einem Herzen: „Ein großer Geist ist an diesem Tage gestorben"?

Bei dem ersten Blicke auf das Leben Johann Jacoby's weiß man in der That nicht, ob man in ihm mehr den hohen Charakter ehren oder den tiefen Denker bewundern, oder den Menschen lieben soll. Aber bei näherer Würdigung des Mannes wird man bald erkennen, daß es gerade das Zusammentreffen dieser einzelnen Geistes- und Herzenszüge gewesen, was seine Größe ausmachte. Es giebt auch charakterlose Denker und herzlose Charaktere, aber in ihm begegnete sich jene wunderbare Verschmelzung geistiger Klarheit und Freiheit, sittlicher Höhe und Reinheit, gemüthvoller Milde und Innigkeit, die uns überall wie mit dem Zauber antiker Größe anmuthet. Der Klarheit seines Denkens, der Unerschrockenheit seines Muthes, der Festigkeit seiner Ueberzeugung stand eine Hoheit und Reinheit der Gesinnung zur Seite, die auch die erbittertsten Gegner niemals anzutasten wagten; aber hier entflossen einem Herzen voll Liebe und Güte, voll Milde und Versöhnung. Der Mann, dessen Rede tief und gedankenreich wie die Sprüche der Weisen, kurz und schneidig wie ein Schwert, dem Hammer gleich, der donnernd hernieder fallend, Felsen zertrümmert — wie floß sein Mund über hier im Kreise der Freunde von munterem Scherze, dort am Bette des Leidenden von Worten des Trostes und der Beruhigung, wie von

den sanftesten Tönen inniger Liebe im Verkehr mit den Seinen! Der Mann, dessen bloßer Name eine Zeit lang seine Gegner erzittern machte — wie wenig vermochten sie es, bei näherer Berührung sich der stillen, sanften Gewalt zu entziehen, die er in herzgewinnender Weise über die Gemüther übte — der Mann, dessen Geist anscheinend in den großen Angelegenheiten des Vaterlandes und der gesammten Menschheit aufging, dessen Seele nur der Kampf für Freiheit, Wahrheit und Recht auszufüllen schien: wie war er ein Muster in seinem engern Berufe, ein Muster von Berufsliebe und Pflichttreue, wie umfaßte er mit dem ganzen Reichthum seines Herzens die Seinen, die Freunde, die Kranken, die Leidenden, die Schwachen und Hilfslosen, wie war er überall zu finden, wo es galt zu lindern, zu helfen. Unbeweglich, fest und unbeugsam und doch mild und weich, voll Ernst und Hoheit und Würde und doch schmucklos, einfach, strenge gegen sich und schonend gegen Andere, — tritt uns bei der Betrachtung seines Lebens unwillkürlich das Bild des Mannes vor Augen, zu dessen gründlichsten Kennern und wärmsten Verehrern er gehörte, zu dem er alle Zeit wie der Jünger zu dem Meister aufblickte, dessen Schriften ersichtlichen Einfluß auf seine Geistes- und Lebensrichtung geübt: sein Stammesgenosse Baruch Spinoza!

Der Amsterdamer Jude und der Königsberger Jude, sie sind sich in mancher Beziehung ähnlich; hier wie dort stehen wir vor derselben Reinheit des Charakters, vor derselben Uneigennützigkeit und Bedürfnißlosigkeit, vor demselben Freimuthe und Unabhängigkeitssinne, vor demselben ernsten Streben nach Erkenntniß der Wahrheit und Verwirklichung des Rechts! Aber was ein Spinoza in stiller Abgeschlossenheit als höchste Wahrheit anerkannt und wobei er in der Erkenntniß, aufrichtig und treu nach dem Wahren geforscht zu haben, sein Genüge findet, das suchte Jacoby, in andere Kreise gestellt, einer anderen fortgeschrittenen Zeit angehörend, zu verwirklichen mit einer Umsicht und einer Thatkraft, Hingebung und Ausdauer, mit einer Unerschrockenheit und Todesverachtung, wie sie nur der tiefinneren Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, wofür wir eintreten, erwachsen können. — Wollt ihr ein Bild des Mannes, — seht den Entdecker der neuen Welt, wie er, umtobt von dem Aufruhr der Elemente, bedroht von dem Aufruhr der Schiffsleute, daß er umkehre, zurückweiche von der ziellosen Fahrt, — wie er unentwegt das Fahrzeug weiter steuert dem Lande entgegen, das er geistigen Auges erschaut! — So stand auch Jacoby fest in dem Glauben an die Wahrheit und das Recht und den Sieg seines Strebens. Von Moses heißt es in der Thora: „Du wirst das Land aus der Ferne sehen, aber nicht in dasselbe gelangen.“ Auch Jacoby war es nicht vergönnt, dieses Land zu betreten, das, was ihn erfüllte, in seinem Sinne verwirklicht zu sehen; aber daß er demjenigen, was in seinem Geiste als Ideal lebte, treu blieb in allen Stürmen des Geschicks, durch alle Wandlungen der Zeit, — daß er den Glauben an dasselbe unwandelbar festgehalten als Greis mit dem Feuer eines Jünglings, wie er als Jüngling mit der Weisheit eines Greises es erfaßt hatte: das ist seine That, seine Größe, sein Verdienst. Auch die Welt der Ideale bedarf der Pflege, damit wir zu ihr flüchten, wenn die Wirklichkeit trübe und hoffnungsleer geworden, und der Dank des Menschengeschlechts gebührt den Männern, die sie uns bewahren und

treu hüten, bis die Stunde ihrer Verwirklichung angeht und wir an ihnen auferbauen die Trümmer des zerstörten Lebens.

Zu diesen Männern gehört Johann Jacoby: Tief gebeugt und doch erhoben stehen wir an seinem Grabe. In den Schmerz der Seinen und seiner Freunde, seiner Berufs- und Gesinnungs-Genossen und Mitbürger mischt sich der Schmerz des ganzen Volkes, das da weiß, wie kein Herz treuer und wärmer für dasselbe geschlagen, als das seine. Aber wir stehen hier auch hoch erhoben. „Ein Weiser ist gestorben und hat seinen Schatz mit sich genommen", — das ist die Sprache des ersten ungebändigtsten Schmerzes bei dem Gedanken an das Ende dieses thatenreichen Lebens; aber bei dem Blicke auf den reichen Inhalt desselben wissen wir, daß er uns ein Erbe hinterlassen gleich einem Könige und Reichen. Die Nachwelt wird lange ernten von den Früchten seiner Saaten, die er ausgestreut in Wort und That, vor allem durch sein eigenes Beispiel, das er uns gegeben. Sein Leben stand stets auf der Höhe seiner Erkenntniß und ist auch deshalb von bleibender Bedeutung, weil er selbst der freie Mensch war, den er als Urbild erkannte. Die Freiheit, die er für Andere erstrebte, für sich hat er sie alle Zeit besessen, hat uns gezeigt, daß, wer äußere Freiheit anstrebt, sich vorher zum inneren freien Menschen in der höchsten Bedeutung des Wortes emporgeläutert haben muß. In dieser inneren Freiheit fand er den Schwerpunkt und Mittelpunkt seines Lebens, jenen Gleichmuth, der, wie sein ganzes Leben auch seinen Tod verklärte. Er wußte zu leben wie ein Weiser alter Tage und starb mit dem Muthe eines Helden! So wandelte er in unserer Mitte, so lebt er in unserem Geiste.

Aus Süddeutschland.

Als wir Knaben noch den Cornelius Nepos lasen, machte es uns einen gewaltigen Eindruck, wenn von einem Helden geschrieben stand: Publice elatus est, und wenn uns der Lehrer mit gehobener Stimme erklärte, warum darin die höchste Tugend und Ehre ausgedrückt sei.

Publice elatus est, er ist öffentlich hinausgetragen worden, auf öffentliche Kosten, von Staatswegen, zur letzten Ruhestätte. Er hatte nicht so viel hinterlassen, als nöthig war, um einen großen Leichenzug zu bestreiten, und doch verdiente er die Ehre einer feierlichen Bestattung. Er hatte nichts hinterlassen, obgleich die Staatsgelder durch seine Hände gegangen waren, und obgleich an solchen Händen leicht etwas kleben bleibt. Das dankbare Vaterland der armen Tugend!

So einfach und gerade in dieser Einfachheit erhaben, dachten und thaten die Alten, die unchristlichen Heiden, denen vor nichts so graute wie vor der Willkürherrschaft eines Einzelnen, deren beste Männer den Tod der Knechtschaft hundertmal vorzogen.

Es ist gewiß unpassend, wir empfinden das selbst, solche antike Reminiscenzen in einer Zeit vorzubringen, die absolut der Chrematistik, d. i. dem Geldwesen huldigt, und die sich gerade in diesem Augenblicke so tief ins Gold hineingearbeitet hat, daß sie am gelben Fieber darniederliegt. Aber was hatte Er auch in dieser Zeit zu leben, wozu ragte Sein

ehrwürdig Haupt so fremdartig in diese börso-bankokratische Zeit hinein? Kann etwas Disparateres gedacht werden als ein Idealmann nach dem Herzen Baruch Spinoza's inmitten des allgemeinen Schachers?

Johann Jacoby war eine antike Natur, wie uns mit der Zeit Alles antik erscheinen wird, was im scharfen Lineament gezeichnet, auf wenigen klaren Grundsätzen beruht, Wort und That am gleichen Zügel führt und Offenheit und Wahrheit für das Einzige erklärt, was nie zum Mythus werden kann. Antik wird uns bald werden, was die Welt im 16ten Jahrhundert bewegte und was sich in Ulrich Hutten incarnirt hatte; antik die ehernen Denker des 17ten der große holländische Jude an der Spitze, dessen Gedächtnißfeier ausgewichen zu sein der erste Akt der Selbsterkenntniß von Seiten gewisser Böhnhasen war. Antik wird uns der Zopf des vorigen Jahrhunderts erscheinen, antik die Freiheitstragödie in Paris, antik der Kampf der Nationen gegen den übermüthigen Korsen, antik der Juli und der Februar, antik unser eigener März, die Jugend gar Mancher, die mit grauem Kopfe um das goldene Kalb oder vor dem Falsifikat der Bundeslade hertanzen.

Johann Jacoby stammte geistig von jenem Manne ab, der nach Lichtenberg „den größten Gedanken hatte, welcher je in eines Menschen Kopf gekommen war." Baruch Spinoza lebte in einer Republik und zwar in der ersten, welche Toleranz gegen alle Glaubensbekenntnisse übte, und dennoch betonte er in seiner Correspondenz: Je suis bon républicain! Auch Johann Jacoby war durch und durch republikanisch gesinnt, wiewohl er sich gern einst jenen Bestrebungen anschloß, die ein populäres Königthum mit festen demokratischen Institutionen zu umgeben vermeinten. Spinoza würde in einem monarchischen Staate gerade so gedacht und gehandelt haben; sein politischer Geistesverwandter in Deutschland hieß Immanuel Kant. Spinoza wurde von der eigenen Glaubensgemeinde ausgestoßen und mit allen Ceremonien der Synagoge gebannt. Ebenso ist Johann Jacoby von der orthodoxen demokratischen Gemeinde, von zwieschlächtigen Fortschrittlern und spießbürgerlichen Republikanern in Acht und Aberacht erklärt worden, weil sein scharfes Auge außerhalb der Zunft noch einen vierten Stand entdeckte, der so zu sagen auch „Menschenantlitz trug", obgleich auf diesem Menschenantlitz die nagende Sorge um den kommenden Tag, die Sorge für Weib und Kind, sich ihr Furchenbette ausgegraben hatte. So standen denn beide, Spinoza und Jacoby, Benedikt und Johannes, allein in der Wüste.

Die Geschichtschreiber der Philosophie zerbrechen sich und Andern die Köpfe mit dem Problem, wie man eigentlich diesen Spinoza in die Entwickelung des Gedankenthums einzureihen, an welchen Haken in der Philosophie ihn aufzuhängen habe. Woher kam er doch nur? wohin ging er? fragen sie mit dem Freiherrn von Schön. Sie wundern sich nämlich darüber, daß dieser portugiesische Völkerwanderer zu so früher Zeit schon so grundgescheidt gewesen, daß sie selbst zwei Jahrhunderte später alle erdenkliche Mühe aufwenden mußten, um ihm nachzudenken und auf den Grund seines tiefen Monismus zu kommen.

Für Johann Jacoby wird es keine zwei Jahrhunderte dauern, bis die politischen Geschichtschreiber ihn zum Problem machen; denn er ist es schon jetzt für die Tänzer ums goldene Kalb und die Korybanten der Bundeslade, kurz, für die, welche sich im eigenen Triumphgeschrei be-

täuben und völlig ſiegesgewiß ſind, weil ſie es ſo oft wiederholen. Es giebt noch andere Leute, allerdings vorläufig hinter dem Berge, die dem Gedankengange des Verſtorbenen vollkommen zu folgen vermögen, der Zeit gewärtig, wo dieſe Gedanken ausſchließlich die Köpfe beſchäftigen werden. Wenn dann noch ein hiſtoriſches Problem übrig bleibt, ſo wird es darin beſtehen, die Möglichkeit zu erklären, daß jene Tänzer und Korybanten ihren Spuk ſo lange treiben konnten, ohne von Saturn verſchlungen zu werden.

Wenn Jacoby durch der Zeiten Ungunſt nicht „öffentlich hinausgetragen" werden konnte, ſo iſt er doch wie ein Weiſer des Alterthums von uns geſchieden. Auch die Euthanaſie iſt ein klaſſiſcher Begriff, und Joh. Jacoby hat ihn in herrlichſter Würde verwirklicht. Dieſelbe majeſtätiſche Ruhe vor dem Tode wie vor dem Miniſtertiſch und vor dem Gerichtshofe; dieſelbe Ataraxie vor dem Chirurgenmeſſer wie vor der Einkerkerung und dem möglichen Todesurtheile. Keine Betäubung: das hieß ſo viel wie: keine Illuſion! Mein Leichnam der Wiſſenſchaft! Auch nach dem Tode noch ſich denen nützlich erweiſen, mit denen man gelebt hat, von denen Viele ihn verkannt, gehaßt und gekränkt hatten.

Und damit die wärmſten Grüße in den Norden, an alle die, welche dort ſeines Geiſtes ſind, welche von augenblicklichem Leidweſen ergriffen, nach der Stätte ſchauen, die jetzt leer iſt! Die wärmſten Grüße aus dem deutſchen Süden, der gerade an dem Verſtorbenen die Bürgſchaft beſaß, daß Main und Elbe doch nicht das Vaterland in zwei unvereinbare Theile ſcheiden, wie es ſchon mehrmals den traurigen Anſchein gewann; daß die Wiſſenſchaft uns fort und fort einigt durch den großen Königsberger Immanuel, und daß, wenn Wiſſenſchaft Leben iſt oder wird, das Füllhorn des ſtillen Gedankenthums Früchte für Alle tragen wird, heute, morgen oder übermorgen, wie er verheißen und gelehrt hat, der Königsberger Johannes.

Pariſer Briefe.

VIII.

Paris, 13. März. Die Kammern fahren fort, nichts zu ſchaffen. Nicht einmal das Budget wird bis zu den großen Sommerferien in beiden Häuſern erledigt ſein, und ein Theil deſſelben wird noch die Tagesordnung der Herbſtſeſſion belaſten, ohne den Train von Nachtragskrediten zu rechnen, der hinter allzu früh aufgeſtellten Voranſchlägen einherzukeuchen pflegt. Das Budget kann aber überhaupt nicht zur ſchaffenden Wirkſamkeit gerechnet werden, ſondern höchſtens zur erhaltenden, im ſchwächſten Sinne des Wortes, zumal wenn man, wie dies geſchehen iſt, die Frage der Steuerreform von der Budgetberathung ausſcheidet.

Und wenn man noch die Hoffnung haben könnte, daß Das, was heuer nicht geſchieht, im nächſten Jahre fertig wird! Rom, ſagt man, iſt auch nicht in einem Tage erbaut worden; wenn aber Remus beharrlich die von Romulus aufgeſetzten Ziegel zerſchlagen und Romulus ſodann das Bauen für inopportun erklärt hätte, ſo würde Rom nie gebaut worden ſein. Die beiden Kammern

paralysiren sich gegenseitig, und wie immer, wenn ein Pferd vorwärts, das andere rückwärts drängt, so ist dasjenige, das Anfangs noch leidlich anzog, wenn es auch nie ein Pegasus war, bald lahm und feig geworden und läßt sich von dem faulen beherrschen. Sonderbarer Weise hält es der Kutscher, die Regierung, mit dem letzteren, so daß auf die parlamentarische Lage das bekannte Wort von den Pferdegruppen vor dem Berliner Schlosse anwendbar ist.

Soll es so bis 1880 gehen? Man rechnet auf die Neuwahl von über achtzig Senatoren, die 1879 stattfinden muß. In zwei Jahren scheidet nämlich das Viertel des Senats aus, also fünfundsiebzig Mitglieder, die bereits durch's Loos bestimmt sind, und werden außerdem noch die Wahlkollegien derjenigen Departements einberufen, deren Vertretung durch den Tod lückenhaft geworden ist. Solcher verwaister Sitze giebt es bereits ein halbes Dutzend, und wenn das Wetter günstig ist, d. h. bei nassen Wintern, rauhen Frühlingen, kühlen Sommern und heißen Herbsten, kann es ein Photographendutzend werden. Dann soll sich die Lage mit einem Schlage ändern. Der Zufall will nämlich, daß über fünfzig der Ausscheidenden auf der rechten Seite des Senats sitzen, und ein Theil der Republikaner schmeichelt sich mit der Hoffnung, die Linke werde nicht nur ihre Sitze behalten, sondern auch noch ein gutes Theil der gegnerischen erobern, womit dann eine republikanische Mehrheit im Oberhaus entstände und die Gesetzgebung endlich marschiren könnte.

Ich gestehe, daß ich zu diesem Calcül wenig Vertrauen habe. Ja, wenn es sich um einen Gerichtstag des allgemeinen Stimmrechts handeln würde! denn Monsieur Toutlemonde's Verstand wächst mit den Jahren und ist Beweisen zugänglich. Der Bauer hingegen, der für die Senatswahl den Ausschlag giebt, indem die Gemeinderäthe, die seine Vertrauensmänner sind, den Wahlmann designiren, wodurch soll der Bauer binnen zwei Jahren sich vom Pfarrer, Richter und Gendarmen emancipirt haben und über seinen Kirchthurm hinaussehen lernen? Lernt er es nicht, so lernt es sein Factotum, der Gemeinderath, eine Vereinigung von condensirten Bauern, noch viel weniger. Ich fürchte also, der Termin von 1879 foppt die Optimisten ähnlich, wie das Heubündel, das der Kamtschadale vorn auf die Deichsel steckt, die Renuthiere. Vielleicht erleben sie es in zwei Jahren wirklich, daß eine Anzahl von neuen Mitgliedern unter republikanischer Flagge in den Senat einzieht, aber dann ist die Flagge dazu bestimmt, Verschworene der moralischen Ordnung oder Sklaven des Schlendrians zu decken. Ein Beweis, wie wenig auf die Verjüngung des Senats zu geben ist, liegt in der Haltung der Regierung. Würde das Cabinet sich so tief vor der konservativen Senatsmehrheit demüthigen, wenn es überzeugt wäre, daß dieselbe binnen zwanzig Monaten zu einer ohnmächtigen Minorität zusammensinken muß? Jules Simon macht seine Rechnung nicht mit dem Himmel, aber mit dem Wirth, seine Freunde machen sie offenbar ohne den letzteren.

Glücklicherweise schmilzt die Zahl Derer, die sich mit fetten Aussichten mästen, stark zusammen. Die Gesetzgebung kann still stehen, weil die Bourgeoisie, die über dieselbe verfügt, marklos geworden ist; die geistige Bewegung im Volke macht unverkennbare Fortschritte und der wichtigste Fortschritt liegt vorderhand in der großen Nüchternheit, mit der die politische Lage angeschaut

wird. Den Beleg hierfür findet man in dem Absatz der Tagespresse, die beim Einzelverkauf ein weit treueres Barometer der öffentlichen Meinung ist, als wenn sich das Publikum auf Vierteljahre anbinden läßt. Da war vor zwei Jahren, als der Belagerungszustand aufgehoben wurde, der „Rappel" das Lieblings-, ja fast das einzige Organ der Radikalen. Dieses Blatt, von talentvollen Schriftstellern geleitet, ist heute wie damals unermüdlich im Triumphschreien. Läßt der Senat aus Versehen ein noch so kleines Gesetzchen durchschlüpfen, in welchem ein aufmerksamer Beobachter ein demokratisches Haar entdecken kann, so sucht der „Rappel" das Härchen heraus, zeigt es unter dem Mikroskop dreier in einer und derselben Nummer erscheinenden Leitartikel und konstatirt mit Wonne, daß der Senat nicht mehr länger widerstehen kann, daß ihn die Macht der Thatsachen mitreißt u. s. w. Verwirft er umgekehrt die Vorlagen des andern Hauses, was viel häufiger ist, so findet der „Rappel" noch mehr Stoff zu Triumphen: So muß es kommen; auch die geringste Reform muß der Senat ablehnen; diese halbe, kleine, gekünstelte, scheinbare Reform hätte mehr geschadet als genützt; da hat uns der Senat einen Dienst geleistet, denn nun sind wir sicher, die volle, ganze, echte, wirkliche Reform zu bekommen u. s. w. Ich brauche Ihnen dieses System nicht weiter auseinanderzusetzen; Sie haben ja einen monarchischen Rappel in Berlin. Nun, das hiesige Publikum hat die Jubelgesänge satt bekommen; seine Auflage ist auf die Hälfte gesunken und neben ihm links stehen sechs große Tagesblätter, die über nichts mehr in Entzücken gerathen und nach Kräften vor Illusionen der innern wie der äußeren Politik warnen.

Diese neue Presse hat starken Einfluß auf ihr Publikum, obwohl natürlich ein gewisser Leserkreis vor ihnen da sein mußte, damit sie in demselben Boden finden konnten. Es hat Zeit gebraucht, bis dieses Publikum sich formirte, bis sich die Versprengten von 1871 wieder sammelten, bis die von den Pontons und Gefängnissen Kommenden, die ihre Strafen verbüßt hatten, und Andere, die begnadigt waren, sich hervortrauten und bis die fünfzigtausend Ausgerotteten und Vertriebenen, deren Abwesenheit die letzten Pariser Wahlen möglich gemacht hatte, durch eine neue Generation, die Erbin ihrer Erfahrungen, aber nicht ihrer Irrthümer, ersetzt war. Das ist nunmehr geschehen, und das Aufgeben des „Homme libre" seitens des doktrinären Louis Blanc, sowie die mehrfachen und gründlichen Verhandlungen, die in diesem Augenblick wegen Gründung von Arbeiterblättern gepflegt werden, bekunden deutlich, daß eine neue Aera der Pariser Demokratie beginnt, die über die Unthätigkeit der Kammern trösten kann. Die endlose Reihe skandalöser Processe, die sich vor den Gerichten abspielen, bringen die nöthige Temperatur hervor, unter der die neue Parteibildung stattfinden kann, und der Nothstand in Lyon und Marseille giebt ihr das **Argumentum ad hominem.**

Lassalle, ein literarisches Charakterbild.

II.

Damit sind wir an dem Punkte des Weges angekommen, der ihn jäh abschüssig ins öffentliche Leben hinein führte. Um was es sich

handelte, mit welcher Waffe er in den Kampf hinaustrat? Hier lassen wir gern Brandes reden, der mit seiner Kunst, die hier recht am Platze ist, aus den vorangegangenen und den nachfolgenden Schriften Lassalle's sich den Gedankenbau zusammenfügt, der in jeder einzelnen dieser Schriften, Plaidoyers, Volksreden unter dem Eindrucke des Anlasses und Zweckes nur vereinzelt, abgerissen erscheint. Brandes sagt:

„Als echter Hegelianer sieht Lassalle den zurückgelegten Theil der Weltgeschichte in drei Epochen getheilt, von welchen die beiden ersten Gegensätze bilden, während die letzte die bleibenden Elemente beider vereint. Er geht davon aus, daß alle geschichtliche Entwicklung von einer Gemeinschaft ausgegangen sei, und daß ohne eine solche gar keine Kultur hätte entstehen könne. Die gesammte alte Welt und das ganze Mittelalter suchten die menschliche Solidarität oder Gemeinsamkeit in Gebundenheit oder Unterwerfung. Die französische Revolution von 1789 und die von ihr beherrschte Geschichtsperiode suchten die Freiheit in der Auflösung aller Solidarität und Gemeinsamkeit, obschon Freiheit ohne Gemeinsamkeit Willkür ist. Die neue Zeit endlich, die nach seiner Ansicht von 1848 datirt, sucht die Solidarität in der Freiheit. Beiläufig bemerkt, ist es interessant zu beobachten, wie wenig ein philosophirender Historiker der Hegel'schen Schule sich abschrecken läßt, zu Gunsten zweier einander ergänzenden Kategorien die Weltgeschichte in drei gleich bedeutungsvolle geschichtliche Zeiträume einzutheilen, von denen der eine fünf- bis sechstausend Jahre, der zweite kaum sechzig währt. Es scheint einfacher und natürlicher, in der Entwicklung nach 1848 eine einfache Fortsetzung der 1789 begonnenen zu sehen, als, zu Gunsten der Hegel'schen Trilogie und des Umschlags des Begriffes, der zweiten Weltperiode einen so kurzathmigen Verlauf zu gewähren.

Lassalle hat darum nicht minder Recht, von der menschlichen Solidarität als von einem Faktum auszugehen. Er kommt zu dem Schlusse, daß sie sich wohl verkennen, aber nicht aufheben lasse, und daß sie, wenn die Gesellschaftseinrichtungen sie nicht anerkennen und regeln, gleichwohl fortexistire, nur daß sie dann als rohe Naturmacht erscheine und mit dem auf sich selbst angewiesenen Einzelnen Ball spiele. Die gesellschaftlichen Zusammenhänge (die Konjunkturen) schleudern dann dem Einen Reichthum zu, stürzen den Andern in Armuth, und treiben mit dem Fleiß und der Arbeit des Einzelnen ihr Spiel. Er betont daher, daß Diejenigen, welche diesen Zufall zu beschränken und zu beseitigen suchen, weit entfernt davon, die Freiheit und Verantwortlichkeit des Einzelnen aufheben zu wollen, vielmehr dieser Freiheit erst Raum und Boden schaffen wollen, sich vernünftig zu bethätigen. Das Hauptunglück ist nun nach seiner Ansicht, daß, während die günstigen Konjunkturen in der Regel nur einen äußerst geringen und vorübergehenden Einfluß auf die Lage des Arbeiterstandes haben, die ungünstigen Konjunkturen dagegen mit zermalmender Wucht auf den Unbemittelten zurückfallen. Unmittelbare Verminderung des Lohnes, Reduktion seiner Beschäftigung, gänzliche Arbeitsstockung sind die Schläge, welche die ungünstige Konjunktur und die durch die gierige Konkurrenz der Spekulanten herbeigeführte Ueberproduktion auf den Rücken der Arbeiter fallen läßt.

Die in Frankreich von Bastiat, in Deutschland von einem der Führer der Fortschrittspartei Schultze-Delitzsch repräsentirte volkswirthschaftliche

Richtung hatte den gegenseitigen Austausch der Erzeugnisse als das ganze Geheimniß der Volkswirthschaft betrachtet. Hiergegen macht Lassalle nachdrücklich geltend, daß die menschliche Gesellschaft und die menschliche Arbeit in unseren Tagen nicht darin bestehe, daß die Menschen neben einander hinleben und nur ihre individuellen Arbeitsprodukte umtauschen, sondern daß die Produktion eine gemeinschaftlich kooperative sei, — durch die streng in einander eingreifende Thätigkeit Mehrerer geschehe, während die Distribution (die Vertheilung der erzeugten Produkte) nicht gemeinschaftlich, sondern individuell sei: d. h. das Produkt geht nicht nur als Gegenstand, sondern auch als Werth dazu über, das individuelle Eigenthum des Unternehmers zu sein. Es ist also der Unternehmer, welcher sich die Arbeit persönlich einträglich macht, indem er sämmtliche Arbeiter, die im Verein das Produkt zu Stande gebracht haben, nach dem Lohngesetze abfindet, das sich unter diesen Umständen entwickeln muß, nämlich nach demjenigen, das in den Werken von Marx und in der Agitation Lassalle's eine so entscheidende Rolle spielt, nach der von Lassalle's Alltagsgegnern schlankweg geleugneten, aber von den meisten hervorragenden Nationalökonomen zugestandenen Ricardo'schen Regel, daß der Lohn durchschnittlich auf den Betrag beschränkt sein wird, der nach den Lebensgewohnheiten des betreffenden Volkes absolut nothwendig dazu ist, die Existenz zu fristen und das Geschlecht fortzupflanzen. Um diesen Punkt wird der wirkliche Tagelohn in Pendelschwingungen gravitiren, ohne sich lange darüber erheben oder darunter hinabsinken zu können. Es ist also die in unseren Tagen bestehende durchgängige Gemeinsamkeit in der Produktion im Verein mit jenem äußersten Individualismus in der Vertheilung, was nach Lassalle's Auffassung den tiefen Widerspruch in der heutigen Gesellschaft bildet.

Die patriarchalische Tausch-Oekonomie hatte das Verhältniß so geschildert, als ob Jeder zunächst producire, was er für den eigenen Bedarf gebraucht, und dann idyllisch nur den Ueberschuß dieser Produkte, die er nicht mehr für sich gebraucht, gegen die Erzeugnisse Anderer umtausche. Lassalle fragt spöttisch, ob die Trauermodenmagazine etwa zunächst für die Todesfälle in der eigenen Familie arbeiten, und dann, wenn diese zu spärlich ausfallen, die übrig bleibenden Trauerstoffe gegen andere Gegenstände umtauschen?

Dieselbe nicht ganz tendenzlose ökonomische Richtung hatte die Lehre in Umlauf gesetzt, das Zurücklegen sei die einzige Quelle der Kapitalbildung; Lassalle weist nach, wie unverständig die Annahme sei, daß etwas rein Negatives, das Sparen, das Nichtverzehren, die Quelle der volkswirthschaftlichen Kapitalbildung sein könnte. Welche Arbeitsprodukte, fragt er, können denn überhaupt „verzehrt" und also nicht gespart werden? Getreide, Fleisch, Wein und ähnliche Konsumtibilien. Und diese Dinge, welche verzehrt werden können, müssen sogar meistens mehr oder weniger bald verzehrt werden, weil sie in der Regel ein sehr langes „Gespartwerden" nicht vertragen. Wirft man nun aber einen Blick auf jene anderen Arbeitsprodukte, in welchen wirklich der hauptsächliche Kapitalreichthum der heutigen Gesellschaft besteht, also z. B. auf die Dampfmaschinen, die Bodenamelierationen, die Häuser, die Rohmaterialien aller Art, wie Eisenstangen, Erz- und Kupferklumpen, Ziegel, Steinblöcke ꝛc., ließen sich diese wieder „verzehren" und also „nicht

sparen"? und ist es vernünftig, die Kapitalisten so eifrig für das Verdienst zu bekränzen, daß sie alle diese Dampfmaschinen, all' diesen Guano, all' diese Erzklumpen und Steinblöcke nicht aufgefressen haben? Oder will man hervorheben, daß sie sie nicht verkauft haben? Aber für Den, welcher nationalökonomische Vorträge und nicht einen privatwirthschaftlichen Kursus schreibt, ist es selbstverständlich von gar keinem Belang, ob diese Dinge Peter oder Paul gehören. Nur ein Mißverstehen der Adam Smith'schen, hundert Jahre alten Definition des Kapitals als „aufgehäufter Arbeit" hat zu der Ersparungs-Theorie geführt.

Statt der unwissenschaftlichen Versuche, das Kapital als eine ewige Naturnothwendigkeit darzustellen, untersucht nun Lassalle, wie Kapitalien in Wirklichkeit geschichtlich entstanden sind.

In der alten Zeit konnte Der, welcher hundert Sklaven besaß, recht wohl das Produkt der Arbeit von sechzig Sklaven verzehren, und das der Arbeit von den übrigen vierzig aufhäufen. Nichts desto weniger war es kein „Sparen". Im Mittelalter konnte der Herr auf dieselbe Art die Arbeit seiner Leibeigenen aufhäufen. Es war ebenfalls kein „Sparen". Dann kam die Revolution von 1789, und die Arbeit war rechtlich für frei erklärt. Aber man kann, wie bekannt, keine Arbeit ohne Arbeitsgeräthschaften und ohne Mittel zur Selbsterhaltung während der Arbeit, d. h. ohne vorgethane Arbeit, ohne Kapital, beginnen, und die Folge davon ist, daß der Arbeiter nach wie vor dem „Herrn" seinen Arbeitsüberschuß, den über seinen nothwendigen Unterhalt hinausgehenden Arbeitsertrag, abliefern muß. Die vorgethane, die todte Arbeit, das Kapital, erdrückt in jeder Gesellschaft, die, wie die heutige, unter dem Gesetze der freien Konkurrenz und der Selbsthilfe producirt, die lebendige Arbeit*). Die eigenen Produkte seiner Arbeit erwürgen den Arbeiter, seine Arbeit von gestern steht wider ihn auf, schlägt ihn zu Boden und raubt ihm seinen Arbeitsertrag von heute. Die Arbeit des wilden Indianers (seine Jagd) wirft keinen Ueberschuß ab; nur unter der Theilung der Arbeit wirft die Arbeit einen Ueberschuß ab, und die Theilung der Arbeit setzt, um möglich zu sein, immer schon wieder eine vorhergegangene Kapitaliensammlung voraus. Die getheilte oder vereinte Arbeit und die durch sie bedingte Kultur war zuerst und lange nur

---

*) „Man hat uns vorgeworfen, wir wollten das persönlich erworbene, selbsterarbeitete Eigenthum abschaffen, das Eigenthum, welches die Grundlage aller persönlichen Freiheit, Thätigkeit und Selbstständigkeit bilde. Sprecht Ihr von dem kleinbürgerlichen, kleinbäuerlichen Eigenthum, welches dem bürgerlichen Eigenthum vorherging? Wir brauchen es nicht abzuschaffen, die Entwickelung der Industrie hat es abgeschafft und schafft es täglich ab. Und schafft etwa die Lohnarbeit, die Arbeit des Proletariers ihm Eigenthum? Keineswegs. Sie schafft das Kapital, d. h. das Eigenthum, welches die Lohnarbeit ausbeutet. . . . Unter Freiheit versteht man innerhalb der jetzigen bürgerlichen Produktionsverhältnisse den freien Handel, den freien Kauf und Verkauf. Fällt aber der Schacher, so fällt auch der freie Schacher. Ihr entsetzt Euch darüber, daß wir das Privateigenthum aufheben wollen. Aber in Eurer bestehenden Gesellschaft ist das Privateigenthum für neun Zehntel ihrer Mitglieder aufgehoben; es existirt gerade dadurch, daß es für neun Zehntel nicht existirt. Ihr werft uns also vor, daß wir ein Eigenthum aufheben wollen, welches die Eigenthumslosigkeit der ungeheuren Mehrzahl der Gesellschaft als nothwendige Bedingung voraussetzt".

Karl Marx, Kommunisten-Manifest, 1848.

in der Form der Sklaverei, in der Form gewaltsamer Unterwerfung und Vereinigung möglich. Allein unsere Zeit, zu deren Aufgabe es gehört, der Sklaverei in ihren verschiedenen Formen ein Ende zu machen, muß, nach Lassalle's Ansicht, wenn sie auch diesem Verhältniß noch lange kein Ende machen kann, doch wenigstens den Anfang des Endes machen.

Haben die Kapitalien sich nun solcher Art geschichtlich nicht durch Sparen und eben so wenig durch individuelle Arbeit gebildet, so bilden sie sich heutigen Tags eben so wenig auf diese Weise. Sie bilden sich durch die gesellschaftlichen Zusammenhänge. Der Kapitalgewinn ist so weit davon entfernt, ein Lohn für Entbehrungen zu sein, daß er manch liebes Mal entsteht, ohne daß der Kapitalist einen Finger rührt oder sich den geringsten Genuß versagt, so beim Steigen der Grundstücke, der Eisenbahnaktien. — Um nicht zugeben zu müssen, daß die Arbeit allein Werthe schafft, erfand Bastiat den „Dienst" als volkswirthschaftliche Kategorie. Nach seiner Lehre liegt der Faktor und Maßstab des Werthes nicht in der zur Produktion des Gegenstandes erforderlichen und aufgewendeten Arbeit, sondern in der dem Konsumenten durch Ueberlassung des Gegenstandes „ersparten" Arbeit, in welcher Ersparung eben der „Dienst" besteht. Lassalle fragt, ob etwa eine Eisenbahndirektion als Preis ihres Fahrbillets eine Summe fordern kann, die der Mühe, dem Zeitverlust und den Unkosten entspricht, welche der Reisende gehabt haben würde, falls er die Strecke zu Fuß oder zu Wagen hätte zurücklegen müssen.

Im Gegensatze hiezu lehrt Lassalle mit Marx: Arbeit ist Thätigkeit, also Bewegung. Aber alle Quanta von Bewegung sind — Zeit. Die Auflösung aller Werthe in Arbeitsquanta und dieser in Arbeitszeit ist Ricardo's Verdienst. Aller Werth löst sich also in die zur Herstellung des Produktes erforderliche Arbeitszeit auf. Ist diese Arbeitszeit nun individuelle Arbeitszeit? Mit Rücksicht auf das arbeitende Subjekt scheint sie es zu sein; faßt man aber den hervorgebrachten Gegenstand ins Auge, so wäre sie es nur in dem Falle, wenn ich reale Nutzobjekte für meinen persönlichen Bedarf arbeitete. Schaffe ich jedoch Tauschwerthe, d. h. Gebrauchswerthe für alle Welt, so habe ich wirklich in meiner Arbeit allgemeine oder gesellschaftliche Arbeit verrichtet. Was wirklich in meinem Produkte geronnen ist, ist nicht meine individuelle Arbeitszeit, sondern allgemeine, gesellschaftliche Arbeitszeit, und diese bildet die Maßeinheit des im Produkte geronnenen Quantums. Die allgemeine gesellschaftliche Arbeitszeit hat aber ihr selbstständiges Dasein als — Geld. Geld ist vergegenständlichte gesellschaftliche Arbeitszeit, gereinigt von jeder individuellen Bestimmtheit der besonderen Arbeit (als Arbeit in Stecknadeln, Holz, Linnen ꝛc.). Nur durch den Salto mortale der Waare in Geld bethätigt sich die Waare daher als Das, was sie sein soll, als „Dasein gesellschaftlicher Arbeitszeit". Say's Satz, daß Produkte nur gegen Produkte getauscht werden können, daß das Kapital eines Landes nur in seinen Produkten bestehe, nicht in Geld, und daß Geld nicht Kapital sei, ist eine Wahrheit, welche darin besteht, daß von allen wirklichen konkreten Bestimmtheiten des ökonomischen Processes abstrahirt wird. In der Wirklichkeit tauschen sich Produkte nie gegen Produkte, sondern immer gegen Geld, und so lange diese Produkte den Salto mortale ins Geld nicht gemacht haben, sind sie nicht Kapital; sie haben nur die Möglichkeit, dazu zu werden.

Der Pulsschlag des Kapitals, der durch den bürgerlichen Produktionsproceß hindurchgeht, intermittirt, und in diesen seinen Pausen heißt er Produkt. Kommt dieser Pulsschlag wieder in Fluß, so wird wieder das Produkt aufgehoben und zu weiterer Produktion verzehrt. Die Produktion ist also ein Fluß, dessen bewegende Macht das Kapital bildet, und der im Produkte zum Stehen gebracht ist. Soll das Produkt wieder zu Kapital werden, so kann es Dies nur, indem es aus seinem Geronnensein herausgerissen und von Neuem in den Fluß der Produktion geworfen, d. h. aber als Produkt aufgehoben wird (sei es als Lebensmittel oder als Rohstoffsunterlage einer weiteren Arbeit). Es giebt nur ein einziges Produkt, in welchem dieser Pulsschlag niemals intermittirt, sondern stets in lebendiger Blutwärme vorhanden ist — nämlich das Geld. Das Geld ist darum das Kapital par excellence.

Geborgt wurde im Alterthum und im Mittelalter, wie bei uns, aber zu bloßem Konsumtivzwecken, d. h. um das Darlehn zu verbrauchen. Daher kam es, daß hohe Zinsen, ja Zinsen überhaupt zu nehmen, oft als schmachvoll betrachtet wurde; man ging davon aus, daß ein zu bloßem Konsumtivzweck gemachtes Darlehn, durch welches der Borger keineswegs reicher ward, nicht den Ausleiher bereichern dürfe. Es galt mit andern Worten für schändlich, die persönliche Noth und Verlegenheit eines Menschen zur Ausbeutung desselben benutzen zu wollen. Bei uns Modernen spielt dagegen nicht dies Darlehn, sondern das Produktiv-Darlehn die Hauptrolle, wo das ganze Bedürfniß des Borgers das Bedürfniß, reicher zu werden, ist, ein Bedürfniß das der Ausleiher innigst mit ihm theilt; das Darlehn ist daher ökonomisch Antheil am Geschäftsertrag. Die Reichthümer und das Gold der antiken Welt waren nur der Kapital-Embryo, noch nicht das Kapital selbst. Unter dem beginnenden Welthandel des Mittelalters wird der Embryo allmählich zum Kind und Jüngling, aber erst nachdem die französische Revolution alle Fesseln der freien Konkurrenz gesprengt hat, steht das Kapital als ein reif entwickeltes Wesen da. Von jetzt an sind alle rechtlichen Bedingungen der Produktion zusammengesunken in die eine rein thatsächliche Bedingung, den erforderlichen Vorschuß zur Production, das Kapital, in Händen zu haben. Während der Preis der Produkte im Mittelalter zum großen Theil von der Entschließung des Producenten abhing — er konnte z. B. auf einen standesmäßigen Gewinn halten, — wird jetzt der Preis der Produkte durch die Erzeugungskosten bestimmt. Denn unter der nivellirenden Herrschaft der freien Konkurrenz unterbietet Jeder den Andern, um dessen Absatz an sich zu reißen. Dies giebt einen realen Vortheil für den Konsumenten: die Billigkeit. Allein diese erfordert wieder eine Produktion auf größerem Fuße, also großen Vorschub, großes Kapital. Folglich hat alles Kapital unter dieser Gesellschaftsordnung eine naturgemäße Attraktion zum großen Kapital, welches das kleine an sich zieht und aufschlingt.

Man könnte die Werthmesser des Produkts, d. h. die Quanta von Arbeitszeit, die zur Herstellung desselben erforderlich sind, das Gewissen der bürgerlichen Produktion nennen. Wird nun auch dies Gewissen nothwendigerweise beständig verletzt (in den oscillirenden Pendelschwingungen der Marktpreise zwischen einem Zuviel und Zuwenig), so hat dies doch nur für den einzelnen Kapitalisten Bedeutung. Für das Kapi-

tal selbst gleichen sich jene Pendelschwingungen in das bestimmende Gesetz derselben, die Arbeitszeit, aus. Wie der Preis aller anderen Waaren, so wird auch der Preis der Arbeit (der Arbeitslohn) durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage bestimmt. Allein diesen Preis jeder Waare bestimmen wieder ihre nothwendigen Erzeugungskosten. Was kostet es im Durchschnitt, einen Arbeiter zu erzeugen? Die übliche Nothdurft für seinen und einer Familie Lebensunterhalt, d. h. die Erzeugungskosten der Arbeit sind eben die Erzeugungskosten des Arbeiters. Wohin kämen die Waarenverkäufer, wenn sie nicht im Stande wären, einige Wochen einer in ihrem Preise zu niedrigen Nachfrage gegenüber zurück zu halten? Der Verkäufer der Waare „Arbeit" ist hierzu nicht im Stande. Er muß losschlagen, exekutirt vom Hunger. Was die Physiognomie unserer bürgerlichen Periode specifisch bestimmt, ist das kalte, unpersönliche Verhältniß des Unternehmers zum Arbeiter als zu einer Sache, einer Waare, die, wie jede andere Waare auf dem Markte, nach dem Gesetze der Produktionskosten erzeugt wird. Es zeigt sich denn auch auf diesem Wege, daß der durchschnittliche Arbeitslohn nothwendig auf den volksüblich für unerläßlich gehaltenen Lebensbedarf reducirt bleibt. Aller Ueberschuß des Arbeitsertrages über diesen nothwendigen Lebensbedarf fällt somit auf das Kapital in seinen verschiedenen Formen, — ist Kapitalprämie.

In der Unproduktivität der Arbeit liegt also das Geheimniß der Produktivität des Kapitals. In dem Unterschied der Arbeitsquanta, die im Preise der Producte bezahlt werden, und der Arbeitslöhne liegt sowohl der auf das Kapital fallende Profit, die Kapitalprämie, als auch die sich durch sich selbst vermehrende Kraft des Kapitals oder seine Produktivität, die durch die freie Konkurrenz endlich zum Durchbruch gekommen. Der Kapitalprofit ist nicht, wie man gesagt hat, der Lohn für die geistige Leitung der Arbeit; um diese Ansicht zu widerlegen, braucht man nur den Unterschied zwischen dem Gehalt, den ein Geschäftsführer erhält, und der Kapitalprämie zu vergleichen. Der Arbeitslohn steigt auch nicht mit der Zunahme der jährlichen Produktion, denn die größere Gesammtsumme von Arbeitslohn vertheilt sich nur auf eine größere Arbeitermasse. Mit anderen Worten: es giebt nach Lassalle's Anschauung unter dieser Geschäftsordnung keinen Thaler, d. h. keinen Schweißtropfen eines Arbeiter, der nicht morgen dem Arbeiter einen neuen unfruchtbaren Schweißtropfen und dem Kapital einen neuen Thaler erzeugt. Das Arbeitsinstrument (das Kapital) ist in seiner Trennung vom Arbeiter selbstständig geworden, hat mit seinem Saugrüssel alle Produktivität der Arbeit an sich gerissen, und die Arbeit auf den Ersatz Dessen, was während der Arbeit nothwendig an Lebenskraft verzehrt worden ist, beschränkt, sie also unproduktiv gemacht. Was ist also das Kapital? Es ist das Arbeitsinstrument, welches selbstständig geworden ist, und mit dem Arbeiter die Rollen vertauscht, ihn, den lebendigen Arbeiter, zum todten Arbeitsinstrumente herabgesetzt, und sich selbst, das todte Arbeitsinstrument, zum lebendigen Zeugungsorgane entwickelt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Darwin's botanische Arbeit.

(Schluß.)

Trotzdem die Droseraceen — namentlich was ihre Lebensweise betrifft, noch keineswegs eingehend erforscht sind, so steht doch schon jetzt unzweifelhaft fest, daß das Vermögen, Insecten zu fangen und die stickstoffhaltigen Bestandtheile derselben zu assimiliren, allen Arten dieser natürlichen Pflanzenfamilie zukommt. Die Einrichtungen hiefür sind aber außerordentlich verschieden. Gemeinsam, um nicht zu sagen, principiell, ist allen Droseraceen das Vorhandensein eines sauren, aus Drüsen ausgeschwitzten Verdauungssaftes zugehörig, aber die Art, wie sie ihre Beute fangen, ist in hohem Grade verschieden. Die bei uns einheimischen Arten, 2—3 an Zahl, sind vollständig übereinstimmend gebaut und in ihrer Lebensweise gleich, aber von ihnen aus bis zu der wohl am höchsten entwickelten Dionaea muscipula giebt es eine ganze Reihe von Uebergängen und Modificationen. Das Blatt der Dionaea gleicht besonders einer echten Falle und schließt sich, wenn ein Insect eine der wenigen Drüsen streift, augenblicklich. Bei ihr dienen die gestielten Drüsen nur als Gefühlsorgane, und sondern erst Secret ab, wenn sie gereizt sind.

Die Erste der merkwürdigen Eigenthümlichkeiten der Droseraceen — die Bewegungsfähigkeit der Blätter, wenn sie gereizt sind, bietet, was ihre Entstehung betrifft, am meisten Schwierigkeit. Diese Schwierigkeit trifft aber viel weniger die Sache selbst, als vielmehr die eigenthümlichen Modificationen, unter denen die Eigenschaft auftritt. Im Gegentheil, die Bewegungsfähigkeit auf Reiz ist bekanntlich in der gesammten Pflanzenwelt außerordentlich verbreitet. Man braucht nicht einmal an besonders frappante Beispiele, wie die Blätter der Mimosa pudica oder die Staubfäden der Berberis-Arten zu erinnern. Die Erscheinungen des sog. Pflanzenschlafes, die Eigenthümlichkeit der Rankenträger und Blattkletterer, *) die Reaction zahlreicher Blätter auf Erschütterung z. B. bei den Akazienarten, alle diese und noch viele andere Erscheinungen gehören hieher. Es ist außer allem Zweifel, daß die verschiedenartigsten Gewächse auf die verschiedenste Art und Weise das Bewegungsvermögen erlangt haben.

Die zweite Eigenthümlichkeit der Droseraceen und einiger anderer Pflanzen, animale Substanz zu verdauen, bietet der Erklärung schon weniger Schwierigkeit. Die Säfte vieler Pflanzen enthalten Säuren und wahrscheinlich dient jede Säure mehr oder weniger zur Verdauung. Schon Sachs in seinem bekannten Jahrbuche hebt hervor, daß die Embryonen einiger Pflanzen eine Flüssigkeit absondern, welche eiweißartige Substanzen aus dem Endosperm auflöst, obgleich das Endosperm nicht mit dem Embryo verbunden ist, sondern nur in Berührung mit ihm steht. Auch kommt den Pflanzen bekanntlich überhaupt das Vermögen zu, eiweißartige oder protëinartige Substanzen, wie Protoplasma, Chlorophyll, Leim aufzulösen und von einem Theil der Gewebe in andere fortzuschaffen. Darwin spricht deshalb die Vermuthung aus,

*) Die Bewegungen und Lebensweise der kletternden Pflanzen von Ch. Darwin. Deutsch von V. Carus. Stuttgart 1876.

daß jede Pflanze, welche klebrige Drüsen besitzt nnd damit gelegentlich Insecten fängt z. B. Saxifraga-Arten, unter Umständen in Species verwandelt werden könnten, welche das Vermögen wahrer Verdauung besitzen.

Die dritte Eigenthümlichkeit, die Absorption der verdauten Substanzen ist von vornherein verständlich. Drüsen, die ausschwitzen, müssen natürlich Zellwände haben, die für Flüssigkeiten durchdringbar sind. Daß hierbei auch Flüssigkeiten nach innen durchtreten können, ist nicht auffallend. Dieses Durchtreten nach innen aber ist es, was man gemeinhin Absorption nennt. Außerdem ist bekannt, daß die absondernden Drüsen vieler anderen Pflanzen Ammoniaksalze aus dem Regenwasser absorbiren. „Es liegt also nichts abnormes darin, sagt Darwin, daß die Droseraceen das Absorptionsvermögen in einem viel höher entwickelten Grade erlangt haben."

Die neue Entdeckung des großen Naturforschers ist, wie jeder Fortschritt in der Erkenntniß überhaupt, auch für das allgemeine Geistesleben von Bedeutung. Man spricht soviel von dem enormen Einfluß, den die Naturwissenschaften im Laufe der letzten Decennien errungen haben. Es wäre vielleicht besser, wenn man weniger davon sprechen, aber mehr davon lernen würde. Speciell die Entwickelungstheorie kann sich freilich über zu wenig Aufmerksamkeit nicht beklagen, aber diese Aufmerksamkeit ist wesentlich eine einseitige. Die Botanik, die Lebensgeschichte der Pflanze, ist, was allgemeine Anerkennung und populäre Auffassung betrifft, von jeher über Gebühr hintenangesetzt worden. Der Grund hiefür ist leicht einzusehen. Das thierische Leben in seinen Uebergangs- und Umwandlungsformen interessirt den Menschen unmittelbarer. Die Forschungsresultate aus dem Thierreiche dünken ihm interessanter und was noch mehr sagen will, pikanter und deshalb wendet er sich ihnen mit Vorliebe zu. Diese Ausschließlichkeit der populären Anschauungen für das Thierreich in Allem, was die Entwickelungs-Lehre betrifft, hat aber schon bedeutende Nachtheile mit sich gebracht. Da ein feineres Verständniß des thierischen Körpers und seiner Lebensbedingungen, Dank unseren Schulen, auch beim „Gebildeten" nie und nirgends vorauszusetzen ist, so hat man sich nur zu oft gewöhnt, in der Darwin'schen Theorie nichts Anderes zu sehen, als ein interessantes, geistreiches Spielzeug, das zu den abenteuerlichsten und kühnsten Hypothesen willkommen die Hand bietet. Je abenteuerlicher und kühner, desto mehr Grund, um der neuen Lehre mit der ganzen Inbrunst des religiösen Schwärmers anzuhängen.

Die stille, bescheidene Pflanze bietet zu solchem Treiben keine Handhabe. Und doch ist sie es wieder, die auch dem nicht naturwissenschaftlich Gebildeten für das Verständniß näher liegt. Ein Gang durch den grünenden Wald lehrt ein offenes Auge besser, was der „Kampf ums Dasein" ist, als die Lektüre dicker Bücher. Das Auge sieht Millionen von Organismen um ihre Existenz kämpfen und denjenigen den Sieg davontragen, der am besten für diesen Kampf ausgerüstet ist.

So ist zu hoffen, daß die neue Entdeckung Darwins, mehr als es bisher geschehen ist, auch das Pflanzenleben dem allgemeinen Bewußtsein näher rücken wird. Das Verständniß der Entwickelungstheorie überhaupt und die allgemeine Bildung, beide werden großen Nutzen daraus ziehen. A. M.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Kranzenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 23. März 1877. Nr. 12.

Inhaltsverzeichniß: Lassalle, ein literarisches Charakterbild. III. — Professor Vischer und der Goethe'sche Faust. — Neue Bücher.

Lassalle, ein literarisches Charakterbild.

III.

Will man eine strengere Definition haben, so ist Kapital der unter Theilung der Arbeit, bei einer in einem System von Tauschwerthen bestehenden Produktion und bei freier Konkurrenz, geleistete Vorschuß vorgethaner Arbeit, welcher zum Lebensunterhalt der Producenten bis zur Verwerthung des Produkts an den definitiven Konsumenten erforderlich ist, und zur Folge hat, daß der Ueberschuß des Produktionsertrages über diesen Lebensunterhalt auf Denjenigen, resp. Diejenigen sich vertheilt, welche den Vorschuß geleistet haben. Es ist also freilich wahr, was die Gegner sagen, daß im Preise der Produkte keine andere als die menschliche Arbeit bezahlt wird, aber sie wird nicht den Arbeitern bezahlt, sondern von dem Kapitalschwamme eingesaugt. „Das Eigenthum ist Fremdthum geworden".

Die reinste Offenbarung des heutigen Gesellschaftszustandes mit seiner Unsicherheit und Unberechenbarkeit findet Lassalle daher in der Agiotage und der Börse, in der Vermögensanlage in Aktien, Staats- und Kreditpapieren überhaupt. Durch jedes Ereigniß in der Türkei und in Mexiko, durch Krieg und Frieden, ja durch jede öffentliche Meinung, durch jede verlogene Depesche, durch jede Anleihe in Paris oder London, durch die Getreideernten am Mississippi und die Goldminen in Australien, kurz, durch jedes objektive Ereigniß, durch lauter rein objektive Bewegungen der Gesellschaft als solcher, sei es auf politischem, finanziellem, merkantilischem Gebiete, wird täglich auf der Börse das Mein und Dein der Individuen bestimmt und festgestellt. Lassalle fragt: wie würde man den Socialismus definiren? Doch offenbar so: Vertheilung des Eigenthums von Gesellschaftswegen. Allein dieser Zustand besteht gerade heute. Gerade heute herrscht ein anarchischer Socialismus unter dem Scheine individueller Produktion. Was also der regulirende Socialismus aufheben will, ist nicht das Eigenthum, sondern die Anarchie. Er will gerade individuelles, auf die Arbeit gegründetes Eigenthum erst einführen.

Wenn wir nun auch, sagt Lassalle, von dem einmal entstandenen Kapitaleigenthum, als in rechtlicher Uebereinstimmung mit den bestehenden Zuständen entstanden, absehen wollen, so haben wir doch jedenfalls das unbestreitbarste Recht, das noch ungewordene Eigenthum

der Zukunft durch eine andere Gestaltung der Produktion zum Arbeitseigenthum zu gestalten. Es handelt sich keineswegs darum, mit der Theilung der Arbeit, dieser Quelle aller Kultur, zu brechen, sondern blos darum, das Kapital wieder zum todten, dieneuden Arbeitsinstrumente zu degradiren, und dazu ist nur erforderlich, in der gesammten Produktion die individuellen Produktions-Vorschüsse aufzuheben, die ohnehin gemeinsame Arbeit der Gesellschaft auch mit den gemeinsamen Vorschüssen derselben zu betreiben, und den Ertrag der Produktion an Alle, die zu ihr beigetragen haben, nach Maßgabe dieser ihrer Leistung zu vertheilen.

Das Uebergangsmittel hiezu, das leichteste und mildeste, sind nach seiner Anschauung die Produktivassociationen der Arbeiter mit Staatskredit."

Soweit die theoretische Darlegung. Wie voll und entschieden aber Lassalle mit dem ersten Schritte auch das letzte Ziel in's Auge faßte, dafür spreche ein Brief, den er in jenen Tagen, am 9. März 1863, an einen rheinischen Freund richtete. In ihm heißt es:

. . . . . Ich stehe jetzt an „dem Vorabend", wie die beliebte Zeitungsphrase lautet, „eines sehr wichtigen Ereignisses." Ich meine mein Antwortschreiben an die Leipziger Arbeiter, welches bereits im Druck ist. Correctur erwarte ich heute oder morgen, und noch im Laufe dieser Woche wird es erscheinen. Von den Arbeitern direct und offen angefragt, ist es meine Pflicht gewesen, direct und offen mit der Sprache herauszugehen. Die Schwierigkeiten waren immens. Bei den Arbeitern kann nicht einmal die Kenntniß dessen vorausgesetzt werden, was man heute unter Nationalökonomie versteht. Noch weniger kann ich in einer kurzen Brochüre von 2½ Bogen mein nationalökonomisches Werk schreiben. Offenbar war die ganze Arbeit rein unnütz, wenn es nicht gelang die Arbeiter von innen heraus zum Verständniß ihrer ökonomischen Lage zu bringen und sie gegen alle Lügen, Illusionen und Täuschungen zu befestigen, mit denen man ihnen kommen kann. Dabei mußte es für alle Welt leicht verständlich sein. Ich hielt selbst, als ich mich hinsetzte, die Schwierigkeiten dieser Aufgabe noch für unüberwindlich, habe sie aber in einer mich selbst überraschenden Weise gelöst. Das Ganze liest sich mit solcher Leichtigkeit, daß es dem Arbeiter sofort sein muß, als wüßte er das Jahre lang und daß Niemand es ihm mehr rauben oder mit Trugschlüssen und Sophismen beseitigen kann. Die Wirkungen können erstaunlich sein. Da die Schrift ohnehin in eine bereits bestehende praktische Bewegung fällt, so müßte sie wirken ungefähr wie die Theses 1517 an der Wittenberger Schloßkirche. Und so muß sie wirken, wenn unser Arbeiterstand nicht noch sehr träge und faul ist!

Dies ist die eine Seite der Medaille. Nun kommt die andre. Ich las dieses Manifest im Manuscript zweien meiner Freunde vor. Der Eine (Bucher) erklärte mir, daß er mir Tags darauf seinen Rath geben werde. Tags darauf erklärte er mir, daß er mir feierlich jeden Rath verweigere, ob ich zur Veröffentlichung des Manifestes schreiten solle oder nicht. Näher gedrängt, ließ er mir hinreichend deutlich durchblicken, daß er allerdings sehr für die Publication sei, daß er mir aber nicht dazu rathen wolle, weil er sich scheue, dadurch einen Theil der Verantwortlichkeit von mir auf sich zu nehmen, wegen des wüthenden

Hasses und der scheußlichen Verunglimpfungen, mit welchen mich die Bourgeoisie verfolgen werde.

Der Andre (Ziegler), freilich ein politischer Revolutionär, sonst Bourgeois vom Scheitel bis zur Zehe, war, während ich ihm das Manifest vorlas, ganz damit einverstanden, daß ich es loslasse. Am Abend aber schrieb er mir einen drei Bogen langen Brief: ich sei, wenn ich das veröffentlichte, ein todter Mann, ich hätte mich auf immer ruinirt, es seien horreurs, die Fortschrittspartei würde himmelhoch jubeln, daß ich mich selbst gestürzt und unmöglich gemacht hätte, ich würde einen Haß gegen mich erregen, in dem ich unterginge u. s. w.

Ich antwortete auf dies Alles nur mit dem alten Luther: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir, Amen!" — Und wenn ich gleich augenblicklich moralisch todt wäre und selbst physisch in 77 Stücke zerrissen werden sollte, ich hätte dennoch nicht anders gekonnt! — Eine Arbeiteragitation ist da, es ist nöthig ihr das theoretische Verständniß und das praktische Losungswort zu geben — und wenn es 33mal den Kopf kostete!

So wenig aber Schwanken in mir ist und war über das, was ich zu thun hatte, so wenig übersehe ich die möglichen Folgen. Die Bourgeoisie ist sich, wie jeder herrschende Stand, sehr klar über ihre Interessen, vollkommen klar, und wird mich grade um so wüthender hassen, je praktischer und je leichter ausführbar das Losungswort und je klarer das theoretische Verständniß ist, das ich den Arbeitern gegeben habe.

Der Arbeiterstand im Allgemeinen ist aber vielleicht noch nicht reif zur Klarheit, und ist dies der Fall, so bin ich allerdings ein todter Mann und die Fortschrittspartei kann jubeln, daß ich mich gestürzt. Aber auch das soll mich dann nicht kränken! Ich ziehe mich dann in die reine Wissenschaft zurück und habe dann den entscheidenden Beweis erlangt, daß vorläufig die Zeit nur noch für Humbug reif ist. Dann kann ich der Politik mit gutem Gewissen den Rücken kehren und lebe still als todter Mann bei den Todten. Aufgehn wird der Same schon, den ich durch dieses Manifest gestreut; gleichviel wann.

Ich stehe also, wie gesagt, an einem sowol objectiv wie subjectiv für mich sehr verhängnißvollen Ereigniß.

Das Urkomische ist, daß ich so gar Nichts in meinem Manifeste gesagt habe, was nicht — im guten Sinne — streng conservativ ist. Es wäre die conservativste, durchaus legale und friedliche Weise, die Arbeiter zu erlösen. Aber freilich kann das Manifest dennoch nur im entschieden revolutionären Sinne wirken. Denn die herrschenden Klassen wollen eben die Erlösung der Arbeiter nicht. Sie wollen nicht nur, daß man ihren bestehenden Besitz respectirt — dies thut mein Manifest durchaus —, sie wollen die Fortdauer ihrer Privilegien, das Fortspielen der jetzigen Erwerbsmonopole auch für die Zukunft. Und grade je mehr ein Vorschlag auf Erlösung der Arbeit ihren vorhandenen Besitz respektirt und je legitimer und praktischer er dadurch ist, — für um so gefährlicher betrachten sie ihn mit Recht, um so wüthender sind sie. Gegen das Interesse hilft kein Disputiren!

Und so kann es denn ganz gut kommen, daß Sie in 14 Tagen schon einem todten Mann schreiben! Einstweilen ist es unsre Pflicht,

Alles aufzubieten, daß das Manifest zu einem zündenden Funken im Herzen der Arbeiter werde. Hierzu ist das Hauptmitttel die massenhafteste Verbreitung desselben und hierzu müssen diesmal die unerhörtesten, die riesigsten und wahnsinnigsten Anstrengungen gemacht werden. Das ist nun für das ganze Rheinland Ihre Sache! Ich habe aber auch in dieser Hinsicht Alles gethan, um eine beispiellose Verbreitung zu ermöglichen. Obgleich die Brochüre $2^1/_2$ Bogen stark ist, habe ich meinen Verleger vermocht, den Preis für die Arbeiter auf 1 Silbergroschen zu setzen (der Ladenpreis beim Buchhändler wird 5 Silbergroschen), damit jeder Arbeiter ohne Ausnahme sich sein Exemplar kaufen kann. Es gehen sofort 2000 Exemplare von Wigand oder Köhler an Sie ab, die Ihnen zu diesem Preise berechnet werden. Ich hoffe, daß Sie noch zweimal soviel nachbestellen werden. Was früher an Verbreitung geleistet worden ist, kann diesmal gar nicht in Vergleich kommen. Denn diese Schrift betrifft die eigentlichen Arbeiterinteressen und muß, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlt haben soll, gradezu eine Arbeiterbibel werden!

Sowie Sie die Schrift gelesen haben werden, wollen Sie mir Ihre Ansicht über die Anzahl von Exemplaren schreiben, die Sie im Rheinlande unterbringen zu können denken. (Auch unter die ländlichen Arbeiter muß sie möglichst gebracht werden.)

Mit dem Erfolge der Schrift steht und fällt nun auch die Frage nach dem Arbeiterverein, dessen Plan ich in der Schrift entrollt habe. Das Manifest soll ihn zu Stande bringen. Ein solcher Verein, wie ich ihn daselbst geschildert: 100,000 Arbeiter in Deutschland umfassend, mit 150,000 Thalern jährlichen Agitationsmitteln, und energisch geleitet — das wäre eine Macht!

Wir werden sehen!

Von hier aus habe ich nur mit einigen Worten auf die politische Frage zu kommen, die Sie anregen. Ich kann nur ganz kurz folgende Sätze hinwerfen:

1) Die innerlich übereinstimmende Veränderung in Frankreich, England, Amerika zeigt, daß die Bourgeoisie den Beruf zur politischen Herrschaft bereits verloren hat: darum kann sie auch keine politische Revolution mehr machen. Ihre Zeit ist vorüber.

2) Zu unterscheiden von politischen Revolutionen sind nationale Revolutionen, wie in Italien, Polen, Ungarn.

3) Die deutsche Bourgeoisie ist von allen die unfähigste zur politischen Revolution; das zeigt das Factum, daß noch 15 Jahre nach 1848 eine Partei, wie die Fortschrittspartei möglich ist.

4) Es ist in Deutschland allerdings auch noch eine nationale Revolution (die Einheit) möglich, die aber schon weit unmittelbarer politisch ist als die nationalen Revolutionen in Italien, Polen, Ungarn. Eben deshalb wird die deutsche Bourgeoisie sie nie freiwillig machen wollen. Ihr Hauptsatz ist (glauben Sie mir, ich habe die Fortschrittspartei hier auf das Genaueste studirt): nur keine Revolution von Unten, lieber noch Despotismus von Oben.

5) Es kann nichtsdestoweniger allerdings vorkommen, daß durch auswärtige Constellationen, z. B. durch Krieg, eine nationalpolitische Revolution eintritt (und ich hoffe gar sehr auf diesen Fall und

glaube an ihn: er wird eintreten, sei es etwas früher oder etwas später). Aber diese Revolution wird nur dann eine wirkliche, energische, vernünftige werden, wenn der Kern einer bewußten Arbeiterpartei schiebend hinter ihr steht. Wenn nicht, wird sie auch in politischer Beziehung in Schwachheit und Reaction verlaufen. Dies ist nothwendig. Der blos politische Radikalismus ist zeugungsunfähig und in der Bourgeoisie in einer unglaublichen Minorität.

Das Volk als solches hängt dem politischen Radikalismus an, aber ruckweise, wird schnell ermattet, kommt dann auf Zeitenlang von ihm zurück, läßt sich irren und wirren durch seine Resultatlosigkeit. Ein fester Kern einer Arbeiterpartei, einer bewußten, aus socialen Gründen revolutionären Partei, vorwärts schiebend und drängend — das kann allein einer Revolution, die durch Krieg und dgl. eintritt, auch in politisch-nationaler Hinsicht einen energischen, fruchtbaren Verlauf sichern. Sonst wieder Verschwommenheit, Unklarheit, Reaction!

Darum mein Versuch, diese Arbeiterpartei zu schmieden, darum das Manifest!

Mit herzlichem Händedruck
Ihr F. L.

Aus diesem Briefe, der Hrn. Brandes nicht bekannt gewesen ist, läßt sich einiges Irrige in den Betrachtungen seines Buches über diesen Zeitpunkt corrigiren. Der angebliche Widerwille Lassalle's (S. 229), an die Spitze des von ihm zu schaffenden Vereines zu treten, „da die Aussicht zur Erwerbung einer augenblicklichen Macht, durch welche sich etwas Ernstliches ausrichten ließe, so gering war", wird durch dieses Schreiben offenbar widerlegt. Lassalle glaubte an eine reelle Macht, die sich auf diesem Wege erreichen lasse, und um sie zu erreichen, bedürfte der Verein der klugen und thatkräftigen Leitung, für die Lassalle keinen Andern, als sich selber, zu stellen hatte. Darüber war er klar, die ernsten Bedenken, die er im Eingange des Briefes ausdrückt, galten dem Bewußtsein, daß mit der Veröffentlichung seines „Manifestes" — schon diese Bezeichnung ist ein Zeugniß — ihm der Feldherrnstab in die Hand gedrückt sei.

Brandes glaubt zu wissen, die Gräfin Hatzfeldt habe ihn zu dem Kampfe angereizt. Er steht hier, wie uns scheint, unter dem Banne eines Vorurtheils, das Viele mit ihm theilen. Ueber den Verkehr dieser beiden, durch ein Verhängniß an einander geketteten Menschen liegt der Welt nur eine leidlich authentische Kundgebung vor, der Bericht über den Liebeshandel, der Lassalle den Tod brachte. Er wurde unter den Augen der Gräfin, die das ganze Material dazu in den Briefen und Depeschen jener Tage besaß, zusammengestellt. Das Buch war fertig gedruckt, als die Gräfin zu der allerdings wohlbegründeten Einsicht kam, der Zweck dieser Arbeit, die Verherrlichung ihres Helden, werde damit nicht erreicht werden. So kaufte sie die Auflage auf, es scheint daß nur wenige Exemplare sich vorher bogenweise aus der Druckerei gerettet hatten. Auf Grund eines solchen ließ später Bernh. Becker einen neuen Abdruck veranstalten, den er reichlichst mit Randnoten versetzte, in welchen er die persönliche Mißhelligkeit, die zwischen

ihm und der Gräfin entstanden, frei walten ließ. Das Buch ist dadurch ein wesentlich andres geworden, der Leser, — und auch Herr Brandes — giebt sich nicht die unverhältnißmäßige Mühe, Text und Noten in ihrem Eindruck stets auseinanderzuhalten und so fällt auf die Frau ein tieferer Schatten, als recht ist und beweisbar. In der durch die tendenziöse Zuthat nicht alterirten Originalausgabe tritt uns allerdings ein wirres Bild gemischter Leidenschaften und in Folge dessen auch verzerrter Physiognomien entgegen, aber in diesem Wirbel des Unschönen und Unwahren ist es immer noch das Bild der Gräfin Hatzfeldt, das die klarsten Züge trägt. Von den angeblichen Intriguen, auf die sie gesonnen habe, um sich nicht durch einen Ehebund ihr bisheriges Recht auf den Freund schmälern zu lassen, ist nichts zu merken, auch gehn die Wogen von Anfang an viel zu hoch, als daß eine kluge Frau auf eine langsam wühlende Gegenwirkung noch ihre Hoffnung hätte setzen können. Er herrscht sie wild, gewaltsam an und sie ist eine widerspruchslos treue Dienerin seiner Aufträge. Und dieser herrische Ton einerseits, diese widerspruchslose Dienstbereitschaft andererseits lassen eben den Glauben nicht recht in uns aufkommen, daß die Gräfin in ernsten Dingen jemals eine Herrschaft über Lassalle's Einsicht und Willen ausgeübt habe.

Der Brief wirft ferner in seinem letzten, wenn auch nur aphoristischen Theile ein helles Licht auf die Stellung die Lassalle fortan zur Tagespolitik einnahm. Man begegnet bisweilen der Ansicht, der Unterschied zwischen Marx und Lassalle sei wesentlich der, daß Ersterer einem vaterlandslosen Kosmopolitismus huldige, während Letzterer national ja sogar patriotisch gesinnt sei. Das ist nun ein seltsames Mißverständniß des socialistischen Gedankens. Der Socialismus kann, wenn er irgendwie ernsthaft genommen wird, nationale Grenzen höchstens in seinen Anfangsstadien insoweit anerkennen, als dabei die gemeinsame Sprache von Wichtigkeit ist für die Volksbelehrung und als die verschiedne Gesetzgebung verschiedner Länder auch verschiedene Wege vorschreibt für die äußere Bildung der Partei. Aber damit hat die Bedeutung des einzelnen Landes ihr Ende, sobald der Socialismus zu praktischen Gestaltungen übergeht, muß er international, universal sein, muß er seinen Gegner, den Individualismus, auf dessen vielbelobtem „Weltmarkt" aufsuchen und bewältigen. Jeder Versuch in kleinerer Umfriedung einen „geschlossenen Handelsstaat" — um das Fichte'sche Wort zu gebrauchen, durch das wol auch das Wesen eines solchen Versuchs gedeckt sein würde — herzustellen, würde einige Dauer höchstens fern und naturisolirt von den Culturländern und mit Hülfe von Mitteln, wie weiland Doctor Francia's Republik, erlangen können und jedenfalls nicht maßgebend sein für das socialistische Experiment im Großen. An solche Beschränkungen hat auch Lassalle nie gedacht, daß er zunächst an die Bildung einer deutschen Arbeiterpartei ging, das war Gebot der einfachsten Klugheit für jedes praktische Vorgehn.

Aber auch patriotisch wird Lassalle genannt und das allerdings hat seine gute Begründung, vorausgesetzt, daß man sich über den Begriff dieses „Patriotischen" erst verständigt. Dieser Zug geht ja, wie Brandes das auch recht gut auseinandersetzt, durch alle politischen Reden Lassalle's, er ist maßgebend bei der Gründung der Arbeiterpartei

und dictirt ihre erste Forderung, das allgemeine gleiche Wahlrecht: der Zug nämlich, das Recht mit Macht zu erfüllen, ja die Macht als das eigentlichste und nothwendigste Lebenserforderniß des Rechts zu betrachten. Und wer nun in dem Preußenthum der Neuzeit das Machtbestreben so hervorstechen sieht und es bewundert, weil er des guten Glaubens ist, daß sich darin nur altes Recht zu neuem Leben emporringe, der mag allerdings auch in der Vermuthung sich gefallen, daß Lassalle, hätte er die letzten zwölf Jahre miterlebt, heute Bewunderer und Parteigänger des Fürsten Bismarck, also, was der Sprachgebrauch so nennt, „patriotisch" sein würde.

Auch Herr Brandes wird unruhig, wenn er an diesen Gedanken geräth — und das passirt ihm wiederholt. Ueber die nicht uninteressante Frage, wie weit der persönliche Verkehr zwischen Lassalle und Bismarck gediehen sei, weiß auch er nur Unsichres beizubringen, jedenfalls wird, wenn eine Einwirkung des Ersten auf den Letzteren stattgefunden haben sollte, dies einfacher und eindringlicher auf literarischem Wege, durch die Lectüre der Lassalle'schen Flugschriften sich bewerkstelligt haben. Und auch die andre müßige Frage, wie heute wol der Eine zum Andern stehen würde, dünkt uns nicht so unlösbar. Indem Brandes das Beispiel Lothar Bucher's anführt, dem Lassalle nach seiner Meinung wol gefolgt sein würde, leistet er damit sich selber den tristigsten Gegenbeweis. Jede der gewiß seltnen Eigenschaften, durch welche Herr Bucher seine bedeutsame Stellung zum Reichskanzler gefunden und bisher erhalten hat — wir brauchen sie nicht aufzuführen, aber Lassalle besaß sie sicherlich sämmtlich nur in schärfster Negation. Mit der Rolle des Nationalliberalen, der Abends im Bierconseil das Reich mitregieren hilft, würde er nicht zufrieden gestellt gewesen sein und hätte diese unbändige Natur sich selbst wider die Natur damit begnügen wollen, ein „Zweiter in Rom" oder ein Dritter, Vierter zu sein, so hat man doch nachgerade aus Beispielen genug gelernt, daß das bekannte Wort Cäsar's heutzutage eine ganz andre Bedeutung gewonnen hat, daß es nicht mehr das Wort des Ehrgeizes, sondern das eines vorsichtigen Selbsterhaltungstriebes ist.

Vom 1. März 1863 ist der „offne Brief" Lassalle's an das Leipziger Comité datirt und nun ging es rasch vorwärts. Die alten Künste des Todtschweigens waren ihm wohlbekannt und so sorgte er durch eigne Aufforderung dafür daß, als er wenige Wochen später, am 16. April, in Leipzig vor einer Arbeiterversammlung auftrat, er dies bereits, ausgerüstet mit einigen gewichtigen Zustimmungen thun konnte. Heinrich Wuttke, der Leipziger Professor, erklärte brieflich, auch er glaube an eine Besserung der Verhältnisse nur, wenn an Stelle des Arbeitslohnes der Arbeitsertrag trete. In Leipzig habe man schon vor 14—15 Jahren Genossenschaften zum gemeinsamen Geschäftsbetriebe gegründet, „die Erfahrung hat damals ausgewiesen, daß Alles sich gut anließ, allein — sie wurden aufgelöst." Lothar Bucher schrieb von Berlin aus, der Streit zwischen „meinem Freunde Lassalle und meinem ehemaligen Parteigenossen Schulze-Delitzsch" habe auf die Frage geführt, die ihn während seines langen Aufenthaltes in England viel beschäftigt habe, die Frage nämlich: wie sich die Manchesterpartei zu dem Wesen jedes Staates und zu den Aufgaben der gegenwärtigen

Staaten verhält? „Da die Erscheinungen (heißt es dann weiter und wir citiren gern wörtlich, da diese Frage auch heute wieder die heimlich brennende ist) die ich zu beobachten Gelegenheit gehabt, in Deutschland Vielen gar nicht bekannt sind, nicht nur für die Arbeiterverhältnisse, sondern für die Entwicklung Deutschlands in jeder Richtung von der größten Wichtigkeit sind, so würde ich die dargebotene Gelegenheit Zeugniß abzulegen, nicht ausschlagen können, ohne das Gefühl, einer Pflichtversäumung schuldig zu sein." Die in Berlin neuestens aufgetauchten Versuche, die Lassalle'schen Anhänger in Volksversammlungen zu terrorisiren, und demgemäß dann in der Presse entstellt zu berichten, machten es doppelt geboten Farbe zu bekennen und „ich verliere daher keine Zeit, meine Ueberzeugung auszusprechen, daß die Lehre der Manchesterschule: Der Staat habe nur für die persönliche Sicherheit zu sorgen und alles Andre gehen zu lassen — vor der Wissenschaft, vor der Geschichte und vor der Praxis nicht besteht. Mit demokratischem Gruße L. B." — Was aber Lassalle am werthvollsten sein konnte, das war ein ausführliches Schreiben von Rodbertus, welches den Thesen Lassalle's vollständig Recht gab, den Arbeitern zustimmte in dem Entschluß, sich von der Fortschrittspartei zu trennen und nur ihr Vorhaben nicht billigte, vorläufig nur das allgemeine gleiche Wahlrecht als Panier aufzustecken. Damit degradirten sie sich zu einer politischen Partei, stießen die Sympathien derer zurück die in der socialen Anschauung ihnen nahe ständen, aber in jener reinpolitischen Frage andrer Meinung wären. Das allgemeine gleiche Stimmrecht werde — das sei von dem Augenblick an entschieden, wo ein einfacher Arbeiter Mitglied einer provisorischen Regierung würde — „nicht über Kurz oder Lang, sondern über sehr Kurz, das gemeine politische Recht Europa's werden." Aber unumgängliche Vorbedingung zur Lösung der socialen Frage sei es nicht, ja es könne bestehn, ohne daß sich damit in der Lage der Arbeiter etwas ändre. —

Endlich kam ihm, wenn auch nicht Anhängerschaft, doch ehrliche Beachtung und Beurtheilung von hochconservativer Seite. V. A. Huber der sich, müde der Kämpfe, die sein ganzes Leben erfüllt und ihn aus den Reihen Riego's des Rebellen bis ins Lager der Kreuzzeitung geführt, nach dem Harzstädtchen zurückgezogen hatte, war auch in den Streit eingetreten, der sich um das Auftreten Lassalle's entzündet hatte. Einseitig aber ehrlich, wie er war, ließ ihn die liberale Bourgeoisökonomie und ihre Popularisirung durch Schulze durchaus kühl. Ihm selbst war das christliche Glaubensleben erst spät aufgegangen, aber nun hatte es auch seine Anschauungen und Studien durchaus durchdrungen und so konnte er kein Herz fassen zu Bestrebungen und Arbeiten, die eine solche Grundlage verschmähten, ja feindselig gegen sie auftraten. Das hinderte ihn nicht Schulze persönlich hochzuachten, seinen guten ernsten Willen anzuerkennen, aber er kritisirte ihn scharf von dem Punkte an, wo dieser sich zu weit in die Manchesterei, die ihm ursprünglich sehr fern gelegen hatte, verführen ließ. Es könnte, beiläufig bemerkt, einmal ein sehr drolliges Kapitel in der inneren Geschichte der Wissenschaften geben, wenn Einer es unternähme, an der Hand etwa der Protokolle der volkswirthschaftlichen Congresse und unbefangener Privatnotizen zu schildern, wie die Freihandelslehre in der

Manchesterentartung in den Funfzigerjahren so plötzlich aus ihrer bisherigen cultusmäßigen Abgeschlossenheit hervorsprang ins große Publikum, durch allerlei Diplomatenkunst etliche gutangesehene Namen, wie den von Schulze-Delitzsch, von Lette u. A. sich in die Firma zu bringen wußte und nun den politischen Begriff des Bourgeois zu der Höhe ausbildete auf der er heute noch, abnehmenden Glanzes freilich, in der Presse und den Parlamenten leuchtet.

In Huber's Natur lag es nun aber durchaus, daß er in dem Augenblick, da er den immerhin doch nur halben Gegner von einem so wuchtigen Feinde bedroht sah, gegen diesen aufsprang. In der Brochüre, die er 1863 vom Stapel ließ: „Die Arbeiter und ihre Rathgeber" setzte er sich gegen Lassalle zur Wehr, er bestritt (was freilich auch von L. nie behauptet worden war), daß durch Staatshilfe eine plötzliche Umwandlung der ökonomischen Lage erreicht werden könne, er nannte das „eherne Gesetz" eine arge Uebertreibung. Das war ein Angriff, der unter andern Umständen eine zermalmende Zurückweisung erfahren haben würde; jetzt, wo es sich vor Allem darum handelte, die Frage in die öffentliche Diskussion zu bringen, beantwortete Lassalle ihn mit einem Briefe voll aufrichtigen ja drinnlichen Verständigungsverlangens. Ich muß mich bei Ihnen selber beschweren, daß Sie mich so ungerecht behandelt haben — damit beginnt er, und nun zählt er das einzeln auf. Selbst bei groben Vorwürfen, wie dem mangelnder Wissenschaftlichkeit, Zweifel am guten Glauben, giebt er den freundlichen Ton nicht auf, er giebt ihm zu, daß das „eherne Gesetz" nur insoweit unvermeidlich wie ein Naturgesetz zu erachten sei, so lange die heutigen historischen Productionszustände bestehen, und schließt endlich: „Was mich aber am meisten überrascht hat, ist ein Ton bitterer und feindlicher Polemik, der durch Ihre Schrift überall hindurchgeht, wo Sie mich erwähnen, und zu dem ich Ihnen keinerlei Anlaß gegeben zu haben glaube. Es schmerzt mich Ihre Ungerechtigkeit eben deshalb, weil ich sie bei Ihnen treffe, dem ich, wie Ihnen manche meiner Schriften zeigen können, stets eine große Hochachtung gewidmet hatte. Käme sie von einem Andern — sie sollte mich wenig kümmern und am wenigsten zu einem Brief veranlassen! — Es ist richtig, Sie mögen meine politische Richtung nicht. Das begreife und achte ich. Aber meine politische Richtung ist der Ihrigen nicht stärker entgegengesetzt, als die Ihrige der meinigen. Und warum hat mich das nie abgehalten, stets billig und gerecht gegen Sie zu sein? Warum hält es Sie ab, der Sie sonst billig gegen Alles und gegen Jedermann sind und sich gerade dadurch meine warme Sympathie und Hochachtung erworben haben? — Sie hassen meinen Weg, die Massenagitation. Aber warum wollen Sie grade mich nicht auf meinem Weg versuchen lassen, was Sie auf dem Ihrigen verfolgen? Und sind wir denn wirklich in Bezug auf den Weg principiell verschieden? Sie sagen in der Vorrede: „Uebrigens haben wir schon öfters erklärt: wenn die aristokratischen Elemente des Volkslebens in der Verkennung oder Vernachlässigung ihres socialen Berufes verharren, und wenn die Arbeiter selbst sich unfähig zeigen, sich im größeren Maaße selbst zu helfen", so würden Sie auch für weitgehende Staatsinitiative sein! Nun, verehrter Herr, wir unterscheiden uns nur dadurch, daß für mich diese „Wenns" seit lange keine „Wenns" mehr sind, sondern nach meiner ge-

ſammten wiſſenſchaftlichen Geſchichtsauffaſſung unbedingte Thatſachen! Sie haſſen meinen Weg, den der Maſſenagitation. Ich möchte ſagen: Sie haben hierzu ein gewiſſes ſubjectives Recht. Wenn nämlich auch nur ein Drittheil oder ein Zehntel oder ein Zwanzigſtel der Beſitzenden wäre, wie Sie, ſo voll von Liebe und ehrlichem Wohlwollen für die Sache der Arbeiter und der untern Klaſſen überhaupt, ſo uneigennützig und aufopferungsfähig — ja dann wäre mein Weg der Maſſenagitation ſehr unnöthig, und dann würde ich auch nie zu demſelben gegriffen haben. Aber ſchauen Sie doch um ſich! Sehen Sie doch, wie vereinzelt Sie daſtehen im conſervativen Lager! Wenn dieſe Ihre Vereinzelung ein Grund iſt, Ihnen eine ganz ausnahmsweiſe hohe Achtung zu widmen, ſo iſt dieſelbe Vereinſamung aber auch ein Grund, der mich berechtigt den Weg der Maſſenagitation zu beſchreiten. Kurz, ich mag auch irren, ich mag einen ſehr verderblichen Weg ergriffen haben, aber ich bitte Sie, an meine tiefe Ueberzeugung zu glauben, daß es eben ſchlechterdings nur auf dieſem Wege der Maſſenagitation geht! Sie ſind ungerecht gegen mich geweſen und ich müßte eigentlich mit Härte antworten. Aber bewahre mich der Himmel, wegen einer momentanen Ungerechtigkeit gegen mich Jemandem mit Härte zu antworten, den ich ſeit ſo manchem Jahre und aus ſo vielen Schriften liebe und achte. Und ſo antworte ich Ihnen lieber gar nicht öffentlich und ſende Ihnen ſtatt deſſen beiliegend mein neueſtes kleines Opus, welches Sie vielleicht etwas gerechter gegen mich macht" u. ſ. w.

Dieſe Beſchwörung war fein und mächtig genug, ſie traf ſo richtig alle ſchwachen und alle wunden Stellen Huber's, daß der Starrkopf ſich zu einer Art Capitulation herbei ließ, er erklärte Laſſalle, und zwar mit aller Offenheit, wie er zu einer übeln Meinung über ihn gekommen ſei. Und darauf folgt denn die Replik (der erſte Brief war vom 28. Juni 1863, der zweite datirt vom 24. Febr. 1864):

Daß Sie mich wie Sie ſchreiben, nach meinen frühern Antecedentien, nach den Hatzfeldt'ſchen Proceſſen beurtheilten, weil jede Trennung des politiſchen und des Privatmenſchen doch nur wie andres Zopfthum ſei, das — finde ich ganz in der Ordnung. Ich finde es um ſo mehr in der Ordnung als, was ich auch ſeitdem gethan habe und was mir noch etwa in der Zukunft zu thun vergönnt ſein möchte, doch jene meine Intervention für die Gräfin von Hatzfeldt ſtets dasjenige Factum in meinem Leben ſein wird, auf welches allein ich ſtolz bleiben werde. Daß Sie, wie Sie ſelbſt ſagen, als ein „Atom des Publikums" über jene Affaire nicht gut unterrichtet waren, kann ich Ihnen ebenſo wenig verdenken. Ebendeshalb wollte ich erſt in Berlin zurückſein, um Ihnen darauf zu antworten — um Ihnen nämlich wie beifolgend geſchieht, meine Kölner Aſſiſenrede einſenden zu können. Sie werden jedenfalls daraus erſehen, daß ich bei jener Angelegenheit von nichts weiter entfernt war als von Frivolität! Daß ich vielmehr durch und durch religiös — in meinem politiſchen Sinne — dabei war! Es iſt die liebſte Erinnerung meines Lebens, die mich, welche Reihe von Jahren ſeitdem auch verfloſſen, mit der reinſten Befriedigung erfüllt. Acht Jahre lang habe ich jenen Kampf geführt und die Waffen nicht aus der Hand gelegt, bis ich der Gräfin Recht und Sieg verſchafft hatte. Und ich würde den Kampf auch bis heute geführt haben,

wenn ich ihn nicht eben schon 1854 siegreich beendet hätte. Lesen Sie die Rede, so werden Sie einen Beleg mehr dafür haben, daß kein Unterschied zwischen dem politischen und dem Privatmenschen, nämlich bei ganzen Charakteren. Jene Intervention für die Gräfin war nichts Andres als eine Insurrection, eine Insurrection auf eigne Faust in einem Falle, welcher als der reinste Mikrokosmus unsere ganze sociale Misere in sich enthält. Mein ganzer Mensch liegt in jener Handlung. Soviel hierüber! — Ihrem Ausspruch, daß Sie die von Ihnen in Ihrem Briefe wie in der Vorrede zum zweiten Theil Ihrer Reisebriefe (diese Lust an der Citirschmeichelei finden wir in dem Briefwechsel der letzten Tage wieder, als er die Geliebte vor der ersten Zusammenkunft mit deren Vater bittet ihm etwas von dessen Schriften zuzusenden, die Unselige fand und sandte nur — Papa's Jugendgedichte!) citirten Worte des Kaisers Nicolaus: „Ich begreife die absolute Monarchie, ich begreife die Republik, aber ich begreife nicht den Constitutionalismus!" — unterschreiben, pflichte ich wieder aus ganzer Seele bei. Republikaner von Kindesbeinen an, habe ich nie etwas für lächerlicher, corrumpirter und auf die Dauer unmöglicher gefunden, als den Constitutionalismus. Es ist die organische Sichselbstzerstörung. Wie gesagt, von Kindesbeinen an bin ich Republikaner. Und trotzdem oder vielleicht grade dadurch bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß nichts eine größere Zukunft und eine segensreichere Rolle haben könnte, als das Königthum, wenn es sich nur eben entschließen könnte, sociales Königthum zu werden. Mit Leidenschaft würde ich dann sein Banner tragen und die constitutionellen Theorien würden schnell genug in die Rumpelkammer geworfen werden. Aber wo gäbe es ein Königthum, das den Muth und die Einsicht hat, sich zum socialen Königthum herzugeben? (Schluß folgt.)

Professor Vischer und der Goethe'sche Faust.

Es wäre allmählich an der Zeit, daß der größte Genius der Deutschen einer allgemeinen, umfassenden, sagen wir kulturgeschichtlichen Betrachtung nnd Darstellung unterworfen würde, daß sich ein Talent von Fleiß und Styl fände, welches eine vorläufig abschließende Goethe-Monographie lieferte. Einzelne Ansätze sind mit größerem oder geringerem Geschick bereits gemacht worden, am Sinnigsten in Herm. Hettner's „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", wenigstens so weit als Goethe's Verhältniß zur Kunst in Betracht kommt; was hier fehlt und fehlen mußte, haben die Naturforscher, Häckel, Osk. Schmidt ꝛc. wieder nur einseitig ergänzt. Eine größere Arbeit von Dr. S. Kalischer im Jahrgang 1876 der „Wage" ist unsern Lesern wohl noch in angenehmer Erinnerung. Was uns stets mangelt, ist der ganze Goethe. Ein Engländer, Hr. Lewes, hat sich daran versucht, muß jedoch trotz der auch in Deutschland erlangten Popularität seiner Biographie als unzulänglich erkannt werden. Herm. Grimm, der seine Goethe-Vorlesungen als Buch herausgegeben, ist wieder zu vorwiegend literarisch-ästhetisch, um unserm Zwecke zu genügen. Auch Gödeke in seiner Einleitung zur kritischen

Gesammtausgabe, beschäftigt sich wesentlich mit dem Klassiker Goethe, nicht mit dem *näv*, dem Kosmos dieses Riesengeistes.

Vor allen Dingen müßte eine solche universelle Behandlung Goethe's nicht von systematischen Philosophen ausgehen; die verschiedenen sich ablösenden Systeme der spekulativen Denker, von Schelling bis Schopenhauer, haben uns genugsam gezeigt, wohin es führt, auch „diesen Geist" in „spanische Stiefel" einzuschnüren und ihn so lange zu drangsaliren, bis er Schellingisch, Fichtisch, Hegelisch oder Schopenhauerisch redet.

Angesichts dieser doppelten Forderung an die Goethographen: der Universalität und der Freiheit von der Scholastik, erscheinen Bücher wie Prof. Fr. Vischer's: „Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts" (Stuttgart 1875) doppelt verkehrt und doppelt überflüssig. Hr. Vischer geht noch immer wie ein stolzer Privatdozent seinen Lieblingscollegien nach, stöbert und sucht in dem alten Kram der Varianten und Konjekturen umher, und ist äußerst verwundert, wenn ihm die erwartete Bewunderung nicht kübelweise zu Theil wird.

Was ist der Goethe'sche Faust im Entwicklungsgange des Dichters, was im Gange der Menschheit zweier Jahrhunderte, welchen Schlüssel giebt uns dieses Werk, an das der Autor 60 Jahre seines Lebens verwandte, für sein Verhältniß zur Welt, zur Wissenschaft? Das ist die Frage, die einzig noch für denkende Menschen, welche nicht Schulmeister sind, übrig bleibt, und zu deren Beantwortung die Vollkraft des Wissens und die feinste Spürkraft des analytischen Studiums gehört. Aristarche und Göthomastixe sind nicht mehr am Platze, es sei denn in der Schule, um den Scharfsinn der Jugend turnen zu lassen.

Hr. Vischer dagegen kann noch immer nicht loskommen von seinen „gründlichen Untersuchungen" über Zusammenhang und Nichtzusammenhang des ersten mit dem zweiten Theile Faust, er reitet noch immer sein altes Steckenpferd der Kritik des zweiten Theiles, ergießt seine unerschöpfliche Suada über Symbol und Allegorie, behauptet magistral die Poesielosigkeit der letztern Form und schwingt sich sogar zur unbewußten Komik auf, wenn er Goethe'n ironisirt!

Wir wissen alle, daß der „Faust" nicht entstanden ist wie der „Prometheus" des Äschylos, wie der Marlow'sche „Faust", wie der „Hamlet" Shakespeare's, auf einen Wurf, auf einen Guß, um aus des Dichters Kopf auf die Bretter zu wandern. Es ist Jedem, der sich mit Goethe beschäftigt hat, bekannt, daß die Faustsage unsern Dichter durch all seine Wandlungen und Entwicklungsstufen begleitet hat, daß sie sich mit ihm wandelte, mit ihm entwickelte, ja sich mit sämmtlichen neu an ihn herantretenden Bildungsmomenten verwickelte. Unser Dichter war auch noch Aesthetiker, Archäolog, Philosoph, Geolog, Osteolog, Anatom, Morpholog, Dioptriker, Meteorolog, und da ihm der Faust allgegenwärtig blieb, so mußte dieser sich nothwendig mit all diesen Dingen einmal und irgendwo berühren und in seiner eigenen langsamen Herausgestaltung die Spuren dieser sämmtlichen Wissenschaften, eines modernen Alexandrinerthums, an sich tragen.

Der Goethe'sche Faust ist ein Unicum und will als solches behandelt sein, als ein großes Memoirenwerk in mehr und weniger poetischer Form. Wer andere Maßstäbe anlegt, der kann recht gründlich und scharfsinnig verfahren, manche Inconsequenzen aufdecken, Goethen im

Widerspruch mit sich selbst zeigen, übertriebene Superlative aufstechen, die steten Allegorieen bejammern, die Bildlichkeit des Bildes bedenklich finden; er wird es immer nur zum Göthomastix bringen, nichts zur Erklärung Goethe's und seines Faust, kein Steinchen zum Bau der modernen Kulturgeschichte beitragen.

Selbstredend ist in einer solchen Kritik manches Unbestreitbare richtig, während anderes in Schulmeisterei und Pedantismus ausläuft. Richtig ist, daß der zweite Faust in Ton und Schwung nicht zum ersten klappt, daß im ersten ein blühender realistischer Styl und die poetische Unmittelbarkeit herrschen, während im zweiten mit dem Gedanken auch die Poesie vielfach aus zweiter Hand kommt. Nur beanstanden wir für den zweiten Theil den Ausdruck „klassisches Stylprinzip", das in der „Iphigenie", im „Tasso" und in dem nie genug zu preisenden Idyll „Hermann und Dorothea" waltet, während in den betreffenden Stellen des zweiten Faust Spätrenaissance mit Hinneigung zum Barockstyl herrscht.

Auch die philosophische Discrepanz zwischen Eins und Zwei, die schon Schillern beschäftigte, erkennen wir an. Nicht minder richtig ist, daß die Politik des zweiten Theiles „etwas vom Feuer Huttens" vermissen läßt; dieses Feuer war im „Götz" verraucht. Der vierte oder subjective Grund unseres Herrn Kritikers reduzirt sich sehr einfach darauf, daß Goethe nicht immer ein Zwanziger oder Dreißiger blieb, sondern es nach und nach auf die Achtzig brachte.

Schulmeisterlich ist es dagegen, bei Goethe von „Nachlässigkeit und Säumniß" zu reden, grade als ob einem angehenden Poeten ein Denkzettel mit auf den Weg gegeben werden sollte. Und hochpedantisch, erzphilisterhaft ist die Andeutung, Faust müßte auf den Gedanken kommen, „ehrlich an Gretchen zu handeln" auf Deutsch, sie zu heirathen, wobei dann Mephistopheles als Carlos im „Clavigo" auftreten könne! Wer nach einer weiteren und weitläufigen Pedanterei Lust trägt, der lese S. 228 die Erörterung der Verse:

„Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last",

die der Hr. Vers. früher höchst eigensederig verböjert hatte in:

„Mag auch der Böse immerdar verneinen,
Er ist, als Schalk, mir nimmermehr zur Last"

eine Verböserung, die er jetzt als „redliche logische Bemühung" verabschiedet. Endlich nehme der geduldige Leser noch die Behauptung in den Kauf, das Wort des Herrn „So lang er auf der Erde lebt," deute auf Fausten's einstige Himmelfahrt, womit dann freilich der Herr alles durchschneidet. Da sind wir viel anspruchsloser, und geben mit Freude den zweiten Theil als eine Fortsetzung der Geschichte des ersten, auf.

Diesem letztern ergeht es nun bei Prof. Vischer sehr schlimm; weil er dort das nicht findet, was nicht zu suchen ist, so schilt er auf poetische Impotenz, Mangel an Ineinsbildung des Idealen und Realen, Allegorie der Allegorie ꝛc.; und weil er das nicht sucht, was dort zu finden ist, so schließt er: „Nichts darf uns mehr verführen, noch einmal auf den zweiten Theil einzugehn. Er fällt, nach dem poetischen Werthe betrachtet, neben Scenen wie diese letzte (die Versöhnung im „Himmel" durch die Liebe) ganz ins Bodenlose."

Faust am Hofe gefällt ihm nicht, der Mummenschanz gar nicht, wobei er beiläufig den Faust in der Rolle des „Knaben Lenker" vermuthet, während er viel eher im „Plutus" steckt; aber die großartige Phantasmagorie des Papiergeldes, die den Law'schen Schwindel, die französische Assignatenwirthschaft und zum Voraus den Wiener „Krach" bedeutet, sieht er gar nicht.

Welche welthistorische Ironie liegt in Faust's Worten:

„Doch fassen Geister, würdig, tief zu schauen,
Zum Gränzenlosen gränzenlos Vertrauen!"

Man sollte denken, die „Mütter" hätten den Metaphysico-Aesthetiker Vischer ganz besonders interessiren und ergreifen müssen.

„In's Unbetretene,
Nicht zu Betretende, ein Weg in's Unerbetene,
Nicht zu Erbittende" — —
„Nichts wirst Du sehn in ewig leerer Ferne":

Das erinnert doch lebhaft an gewisse Herleitung ästhetischer Prinzipien aus der „absoluten Idee." Und wenn dann die auf solche Weise, nach solchem Recept hervorgequälten Gestalten als Schemen explodiren, an wem liegt die Schuld, und wen darf's wundern?

Mephistopheles im alten Schnakenpelz des Ordinarius, die Anmaßlichkeit des Fichte'schen oder Hegel'schen Baccalaureus, die Schöpfung des Homunculus in der Retorte: Alles das ist dochhandgreiflich und sogar leidlich poetisch. Die „classische Walpurgisnacht" ist zugleich ein Exposé der griechisch-plastischen Schönheitsentwicklung und der poetisirte Wettkampf zwischen Neptunisten und Vulkanisten, endlich die Apotheose der Entstehung alles Lebens aus dem Meere. Neben etlichen Zopfigkeiten fehlt nicht die herrlichste Hymnik, die ja, wie uns Pindar lehrt, auch reflektiv sein kann.

Der dritte Akt: Antik und modern, ist ein großes Kapitel Aesthetik in illustrirten Mustern. Der antike Trimeter, von trefflichen Chören unterbrochen, die Entstehung und Bedeutung des Reimes, die Geburt Lord Byron's aus der Umarmung von Klassisch und Romantisch: uns däucht, daß man „Kuß und Brautnacht" schon in den Kauf nehmen könnte.

Der vierte Akt ist allerdings poetisch sehr schwach, die reine Reflektion und Ironie über Kriegsführung und Kriegszwecke, eine Ironie die noch in den zopfigen Alexandrinern des römisch-deutschen Kaiserhofs mit den Kurfürsten und ihren Aemtern fortdauert.

„Trug, Zauberblendwerk, hohler Schein!"

Aber poetisire Einer einmal den Krieg und das heil. römische Reich!

Im fünften Acte vermag Vischer nicht den Faustischen Zweck einer gemeinnützigen Thätigkeit mit dem Gerede der Baucis zu reimen, nach welchem die Schöpfung der Kolonie mit unrechten Dingen zugegangen, Alles durch Zauberei entstanden sei, sogar durch Menschenopfer. Als ob der altfränkische Aberglaube der Baucis die Wahrheit über Faust's Thun und Treiben enthielte!

Daß Goethe zum Schlusse die katholische Mystik zur Inscenirung des „Himmels" verwendet, wie zu Anfang der Gott Hiobs im Gespräch mit dem Satan herbeigeholt worden, liegt beides in der Unbildlichkeit rationeller Vorstellungen begründet. Daß in einer so lustigen Symbolik

manches erzwungen aussieht, daß die ganze Spiritualisirung nicht nach Jedermanns Geschmack ist, kann zugegeben werden. „Allein hier gilt es keine Kritik mehr, sondern Freude an dem was da ist, was der Greis mit zitternder Hand doch noch Herrliches gezeichnet hat.“ Wer spricht so? Niemand anders, als Hr. Prof. Vischer auf dem vorletzten Bogen. Nun, wozu ereifert er sich dann darüber, daß Faust die Knaben, ihn selbst Gretchen lehren soll? Goethe war überdies der Ansicht, daß das einmal Erworbene in der Welt unverloren sei, und dachte sich den Prozeß des Wachsthums als unendlich.

Endlich merkt auch Vischer, daß der Faust nicht ohne die neue „Naturwissenschaft“, ohne Goethe's „eigenes Forschen“ zu verstehen sei. Von dieser „Naturwissenschaft“ scheint er jedoch sehr dunkle Vorstellungen zu haben, wenn er den Faust den „Vorläufer des Hegel'schen Pantheismus“ nennt, während Goethe überall das Werden der realen Dinge betont und erörtert, und niemals etwas Anderes vom Geiste „gesetzt“ sein läßt, als wieder geistige Wirkungen. Man kann sich überhaupt zu Goethe in keinen schärferen Gegensatz stellen, als wenn man wie Vischer sagt: „Wenn die Natur doch der volle Gegenschlag des Geistes, nicht bloß sein „Außer sich sein“ ist, wie kommt es, daß sie ihn gebiert? Und wenn er doch irgendwie in ihr vorher sein muß, weil sie ihn sonst nicht gebähren könnte, wie kommt es, daß er dies sein Gegentheil sich voranschickt, um als Hysteronproteron aus ihm hervorzugehen?“ Von diesem incurablen Dualismus würde der Alte gesagt haben: „Dem Manne ist nicht zu helfen.“ Da steht freilich die Philosophie noch immer vor der (unlösbaren) Aufgabe, „der Natur ihr ganzes Recht zu geben, dem Geiste sein ganzes zu lassen, und doch Monismus zu sein.“

Armer Monismus! Da ist schon wieder ein Freier um die Braut, die jeder gern heimführen möchte, wenn dieser Freier nur die geringste Anwartschaft hätte und nicht gleich beim ersten Räthsel stolperte.

Monismus ist doch die Lehre vom Ein,
Sie aber kommen gleich mit Zwei'n.

Gegen den Pessimismus finden sich in dem Buche fünf Kraftstellen, und doch haben wir anderwärts aus derselben Feder gelesen, der Pessimismus sei „tief“ und noch dazu in seiner dümmsten Zurichtung. In Prof. Vischer sind wie im Faust „zwei Seelen“, eine Hegelsche scholastische, und eine gesunde schwäbische Seele. Wo die eine der andern in die Quere kommt, da giebt's regelmäßig ein Unglück. Derselbe Mann kann scharfblickend, dabei gemüthlich und derb deutlich, aber auch formalistisch, pedantisch, kategoriengestopft sein. Dieses zweite Element bewirkt, daß er den „Schein der Mühelosigkeit“ bei seinen Arbeiten nicht zu befürchten hat; denn der Metaphysiker lauert stets dem Schwaben auf, um ihm ein Bein zu stellen und seine einfachsten Behauptungen zu verzwicken.

Neue Bücher.

Zur Geschichte der orientalischen Frage. Briefe aus dem Nachlasse Friedrichs v. Gentz, 1823—29. Herausgeg. von Anton Graf Prokesch-Osten. Wien, Braumüller. (5 M.)

Berliner städtisches Jahrbuch. 3. Jahrg. Berlin, Simion. (5 M.)

Csengery, A., Franz Deak. Ueberſ. von G. Heinrich. Leipzig, Duncker Humblot. (4 M.)

Balck, C. W. A. Finanzverhältniſſe in Mecklenburg-Schwerin in ihrer geſchichtl. Entwicklung, 1. Bd. Wismar, Hinſtorff. (5 M.)

Solowyczik, E., Die Bibel, der Talmud und das Evangelium. Ueberſ. von M. Grünwald. Leipzig, Brockhaus. (6 M.)

Maspero, G., Geſchichte der morgenländ. Völker im Alterthum. Ueberſ. von R. Pietſchmann. Leipzig, Engelmann. (11 M.)

Stahr, Adolf, Aus der Jugendzeit. Lebenserinnerungen. 2. (Schluß-) Band. Schwerin, Hildebrandt. (3,25 M.)

England und Rußland. Von Junius jun. Berlin, Behr. (1 M.)

Pfizmaier, A., Der Nebel der Klage. Ein japaniſches Zeitbild. Wien, Gerold. (4 M.)

Billigſte
demokratiſche Tages-Zeitung Berlins.
Berliner Freie Preſſe
erſcheint **täglich** des **Morgens. Sonntags** mit der **prachtvoll illuſtrirten Gratis-Beilage** die
Neue Welt.

Die **Berliner Freie Preſſe** bringt **Original-Correſpondenzen** aus Paris, London, Wien, Peſt, Petersburg, Madrid, Rom u. ſ. w., außerdem ein intereſſantes Feuilleton, ſowie eine ſorgfältige, durchgearbeitete und manigfaltige Tages-Chronik.

Die **Neue Welt** bringt regelmäßig populär geſchriebene Artikel aus allen Gebieten der Wiſſenſchaft, ſowie außerdem ſpannende Romane, Novellen, Erzählungen und gut ausgeführte Illuſtrationen.

Die Tendenz iſt ſtreng ſocial-demokratiſch.

Abonnementspreis: Bei allen deutſchen Poſtanſtalten pro Quartal 4 Mark ohne Bringerlohn.

In der Zeitungspreisliſte iſt die Berliner Freie Preſſe unter Nr. 560 eingetragen.

Da die „Berliner Freie Preſſe" bereits in 10,000 Exemplaren erſcheint, ſo ſind Inſerate gewiß vom beſten Erfolg.

Inſertionsgebühren: pro viergeſpaltene Zeile 25 Pfennig. Bei größeren Aufträgen Rabatt nach Uebereinkunft.

Zu zahlreichem Abonnement einladend zeichnen
Achtungsvoll
Die Redaction und Expedition der Berliner Freien Preſſe.

Selbſtverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. E. Hermann in Berlin, Beuthſtraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 30. März 1877. Nr. 13.

Inhaltsverzeichniß: Die Katastrophe. — Lassalle, ein literarisches Charakterbild. (Schluß.) — Das deutsche Reichsgericht und das preußische Obertribunal. Von H. St. — Das Erbrecht vor dem Forum der Gesetzesreform. I.

Die Katastrophe.

Wir stehen vor der Katastrophe. Die ganze europäische Diplomatie hat sich als unfähig, die Macht der fünf Mächte als ohnmächtig erwiesen, den Slavismus und die moskowitische Ländergier in Schranken zu halten. Was bis jetzt gesündigt worden, muß später abgebüßt werden.

Keine der fünf Großmächte hat das geringste Interesse, welches mit einem russischen identisch wäre. England und Rußland stehn sich am Bosporus wie in ganz Asien contradictorisch gegenüber; jeder Vortheil des einen ist der Nachtheil des andern; was dem einen Fortschritt bedeutet, ist Rückschritt für das andre. In Afghanistan werden sie wohl zunächst auf einander stoßen, selbst wenn es keine türkische Frage auf der Welt gäbe. England setzt soeben festen Fuß in Khelat nieder. In Kaschgarien, dem äußersten Westen Chinas, hetzt Rußland den Sohn des Himmels wider Jakub Khan und hofft dabei im Trüben zu fischen. Die russischen Eisenbahnprojekte in Nordasien sind der Gegenzug gegen Englands Plan eines Schienenwegs von Skutari an die Euphratmündung.

Oesterreich, das sich nach schweren Schlägen sammeln, namentlich von dem abscheulichen Krach erholen möchte, hat Slaven genug in beständiger Reibung mit Deutschen und Magyaren, um sich eine slavische Walpurgisnacht an seiner Gränze zu verbitten. Auch noch solche disparate Elemente zu annectiren, wäre für die Monarchie der Anfang vom Ende. Oesterreich, mit Bosnien, der Herzegowina und etwa noch Serbien behaftet, würde sofort an die Stelle der Türkei rücken und der „kränkste Mann“ in Europa werden.

Das deutsche Kaiserreich hat schon in Rumänien dynastische Hausinteressen, deren Wahrung hier einmal zufällig mit deutschen Volksinteressen zusammentreffen würde. Der deutsche Handel kann ferner nie darein willigen, daß Rußland auch nur das Stück Bessarabien, welches 1856 zur Walachei geschlagen wurde, zurückbekomme. Die drei Donaumündungen, namentlich die unterste, die St. Georgsmündung muß in den Händen einer neutralen Macht bleiben und darf weder durch russische Quarantäne noch durch russische Zollhäuser gesperrt werden. Der deutsche wie der österreichische Export steht in unversöhnlichem Gegensatze zur Einverleibung irgend eines Stückes der Türkei, z. B. Bul-

gariens, durch Rußland. Vom Balkan bis zu den türkiſchen Meerengen hat England gleiche Befürchtungen und Intereſſen mit Deutſchland und Oeſterreich im Norden. Ganz ſehen wir dabei ab von einer Ein- und Abſperrung Rumäniens durch die Ruſſifizirung — ſei es auch im Wege einer Sekundo-Genitur — Bulgariens.

Frankreich hat ſtets, wie ſchon mehrfach erwähnt, korrekte Politik im Orient getrieben und grade der Vertrag von 1856, gegen den Rußland alle Minen ſpringen läßt, alle Rubel und Intriguen ins Feld ſchickt, iſt das einzig lobenswerthe Werk Napoleons III., der im richtigen Anſchluß an England den Damm wider Rußlands Uebergriffe aufgeworfen zu haben glaubte. Unſere Offiziöſen aber rühren ſchon wieder die Jagdklapper gegen Frankreich.

Italien ſchien ſich einen Augenblick zur Raubpolitik verleiten laſſen zu wollen. Es braucht nur einen Augenblick darüber nachzudenken, daß es die höchſten Pflichten gegen das bis jetzt Errungene zu erfüllen hat, daß jeder Anſpruch auf deutſches Gebiet ihm unverſöhnliche Feinde erwecken müßte, daß der Beſitz jenſeits der Adria ein höchſt prekärer ſein und es in alle möglichen Händel verwickeln würde, von denen es jetzt inſulariſch frei iſt, um ihm jede Raupe auszutreiben. Uebrigens wiegt die italieniſche Stimme trotz des vereinigten Königreichs noch wenig im europäiſchen Rath.

Wenn nun dieſe Vier oder Fünf ernſtlich zuſammengetreten wären, zur Zeit als Rußland mobil zu machen begann; wenn ſie ſich nach der Beſtimmung der Prutharmee in nicht mißzuverſtehender Weiſe erkundigt hätten: ſo würden ſchwerlich mehr als 50000 Mann in Kiſcheneff verſammelt, die Uebrigen zu Hauſe gelaſſen worden ſein.

Statt dieſer prohibitiven Schritte ſind die Mächte in ſcheinbarer aber tief unwahrer Einhelligkeit nach Konſtantinopel gezogen, haben jede ein Solo von „unendlicher Melodie", wie im Wagner'ſchen „Tannhäuſer", gegen die Pforte geſungen, ſich in falſchem Pathos überſtürzt — merkwürdigerweiſe ohne ſich gegenſeitig auszulachen — und ſind dann mit der hohlſten Demonſtration von der Welt, en plein désaccord, heimwärts gezogen. Als ob die Dinge, die Verhältniſſe und Intereſſen Europas nicht gerade da liegen geblieben wären, wo ſie vorher lagen; als ob dieſe theoretiſche Einmüthigkeit nicht den alten Zwieſpalt unter dem Herzen getragen hätte!

Rußland rüſtete und marſchirte immer zu, die Türkei ſtrengte ihre letzten Kräfte an. Die Reformen, das angebliche Ziel der Haupt- und Staatsaktion, erblichen hinter den ruſſiſchen Drohungen und vor den Nöthen der Pforte. Man hörte nur noch wie ein fernes Echo: „Chriſtliche Brüder — Sicherheit gegen die Barbarei der Türken." Die Frage lautete vielmehr: Fängt Rußland ſeinen Eroberungskrieg an oder läßt es ſich mit einer Anweiſung auf die Zukunft abſpeiſen? „Nur ein Protokoll, meine Herren!" flötete Ignatieff, „ein Protokoll für das friedliebende Rußland, daß ſeine Forderungen an die Türkei gerechte ſind, daß Europa ſie anerkennt und zu den ſeinigen macht!" In Berlin und Paris warf man ein freundliches Ja auf den Teller des Flötenſpielers, bedeutete ihm jedoch, er möge ſich das Jawort auch in London holen. Das wird mir keine Mühe machen, erwiderte der Tauſendſaſſa, Lord Salisbury iſt mein guter Freund, er hat mich nach Hatfield, auf

das alte jakobitische Schloß eingeladen; seine Lady entwirft das Protokoll beim Souper und meine Frau vidimirt es.

Und sie gingen, Herr und Frau Ignatieff, sammt dem unaussprechlichen Sekretärzögling. Sie wurden freundlich empfangen, thronten in Hatfield Castle, diniirten hier, soupirten dort und kamen endlich an's Protokoll. Dieses aber war kein Thee à la lady Salisbury und kein geröstet Brod a la Madame Ignatieff, sondern die wirkliche und wahre pièce de résistance. Gut, sagten die Lords Derby und Beaconsfield, das Papier ist unschädlich, vielleicht die Dinte nicht werth, mit der wir unterschreiben; aber wie steht's mit der Pruth-Armee, die dann ja überflüssig wird? Ignatieff telegraphirt an Gortschakoff: „Abrüsten!" Gortschakoff an Ignatieff: „Doch nicht etwa im Protokoll!" Ignatieff oder Schuwalow an Gortschakoff: „Das wäre das Wenigste, aber in der That!" Gortschakoff an Schuwalow oder Ignatieff: „Aber die Türkei muß zuerst abrüsten." Lord Derby: „Die Abrüstung der Türkei uehmen wir auf uns, dafern Rußland vorgeht." Gortschakoff an Ignatieff: „Unmöglich, wir können uns nicht vor der Pforte zurückziehen." Lord Derby, Namens des Ministerraths: „Die Abrüstung im Protokoll! Si no, no." — Ignatieff, der das Gras wachsen hört, war schon vorher nach Paris abgereist, um dort sein Mißgeschick zu erzählen und die Unvermeidlichkeit des Krieges in Aussicht zu stellen. Zum Ueberfluß begab er sich noch nach Wien. Dort brauchte man ihm nicht einmal das Ja auf den Teller zu werfen, sondern blos achselzuckend auf Albion zu weisen, welches leider ein unverbesserlicher Trotzkopf sei. In der That stand Oesterreich auf dem Punkte, wenn England sich etwas Geschriebenes hätte ablocken lassen, Nein zu sagen, weil es doch bald gegen den russischen Einmarsch faktisch Einspruch erheben muß. Das ist ihm jetzt erspart, und den alten Schwindel von der „parallelen Okkupation" wird hoffentlich Ignatieff nicht wieder auspacken.

Das hört sich recht ergötzlich an, aber die diplomatischen Zickzacks haben den Krieg heranrücken lassen; sie haben verschuldet, daß die russische Presse jetzt sagt: „Die Regierung stellt uns zwischen Beschimpfung und Krieg." Die „Beschimpfung" wäre die Revolution, der Krieg nur die Möglichkeit der Revolution, im Falle der Niederlage oder eines von Europa ertrotzten Rückzugs auf halbem Wege. Zwischen der sichern und der möglichen Revolution wählt Rußland die letztere; es stürzt sich in den Krieg. Und Europa wird nichts sagen bis es später auszuessen hat, was es sich da einbrockt.

Die Völker Europas aber seufzen unter der wirthschaftlichen Stockung, der Steuer- und Militärlast und der Aussicht auf eine furchtbare Krise der Noth und Verzweiflung.

Lassalle, ein literarisches Charakterbild.

IV.

Huber hat, wie wir aus dem interessanten Lebensbilde ersehen, das Rud. Elvers (Bremen, bei Müller) von ihm entworfen, sich der Liebenswürdigkeit dieser Annäherung nicht entziehen können, aber nur

für kurze Zeit und durchaus hart klingt das Urtheil, das er Jahre nach dem Tode, 1868, in der Augsb. Allg. Ztg. über Lassalle abgab. Er war — sagt er dort — „ohne Zweifel eine durchaus bedeutende, reichbegabte, vielseitig, auch wissenschaftlich gebildete Persönlichkeit, die man aber nach ihren durch maßlosen Ehrgeiz entwickelten, bedenklicheren Anlagen des Kürzesten sehr richtig als eine „catilinarische" Natur bezeichnet hat. Wohin der Weg, den er betreten, ihn und seine Sache geführt hätte, wenn er nicht derselben so plötzlich und gewaltsam in einem ihr ganz fremden Streit entrissen worden wäre, ist schwer zu sagen; immerhin war auch das Ende allzu charakteristisch für den Mann. Jedenfalls ist es sehr merkwürdig und nach mehr denn einer Richtung hin belehrend, daß ein Roué im Sinne der sogenannten „Welt" — zumal jener der mammonistischen Emporkömmlinge, der in einem dieser Welt würdigen Abenteuer sein Leben verliert, nachdem er nie einen Beweis wirklicher Liebe, eines Herzens für das Volk gegeben — denn die Agitationsrhetorik genügt dazu wahrlich nicht — daß ein solcher Mensch zu einer Art von Arbeiterheiligem und Märtyrer werden konnte."

Ohne hier die sehr zweifelhafte Competenz zu erörtern, welche B. A. Huber zu einem Urtheile über „wissenschaftliche" Bildung hatte, ohne hier die schreiende Ungerechtigkeit zu betonen, die offenbar darin liegt, Lassalle unter die „mammonistischen Emporkömmlinge" zu reihen — wollen wir hier nur die letzten Worte jenes Verdicts zur Betrachtung heranziehen. Ja, in der That lehrreich auch für Herrn Huber und seine frommen Gesinnungsgenossen war es, wie starke Aehnlichkeiten die von Lassalle hervorgerufene Bewegung mit einer religiösen hatte. Hr. Brandes wird da vielleicht wieder den Franz von Sickingen citiren wollen, er wird sogar eine neue Stütze für die von ihm so überwiegend cultivirte Auffassung in den Worten des Briefes finden, den wir oben mittheilten und der eine Parallele des „Manifestes" mit den Thesen an der Wittenberger Schloßkirche nicht scheut. Hat aber dieser Vergleich seines Werkes mit der Reformation anfangs vielleicht auch in Lassalle's Sinn gelegen, so drängte ihm die steigende Fluth bald eine ganz andere Parallele auf. In einem Briefe an die Gräfin Hatzfeldt, vom 20. Mai 1864, in welchem er ihr seinen Reisezug durch die rheinischen Gemeinden schildert, spricht er von dem Empfange in Wermelskirchen: „So was habe ich noch nie gesehn! Unwillkürlich mußten einem die Faustscenen einfallen. Sowol die im ersten Theil („Zufrieden jauchzet Groß und Klein, hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein!"), als die am Schluß des zweiten Theils, wo er befriedigt stillsteht. Hier war nicht mehr von einem Parteifest oder von einer Parteiversammlung die Rede. Die ganze Bevölkerung war in einem namenlosen Jubel. Ich kam — ohne es zu zeigen — aus einer gewissen Verwunderung gar nicht heraus, daß gerade die Landgemeinde diese Agitation so gewaltig ergreifen konnte! Ich hatte beständig den Eindruck, so müsse es bei der Stiftung neuer Religionen ausgesehen haben." — Und in einem Artikel der, ebenfalls durch seine Hand, an das Hamburger Vereinsblatt ging, kehrt dieselbe Analogie wieder, dieselbe Verwunderung, daß auch die sonst doch nicht so leicht aufzuregende ländliche Bevölkerung sich so begeistert gezeigt, endlich sogar versucht er es (denn Lassalle's Feder ist dabei unverkennbar) in einem von den Arbeitern selbst zusammengefügten und

natürlich etwas ungeschickten Festliede den „Charakter des echten alten Volksgesanges" in unversieglicher Spur seiner vollsten Schönheit wieder zu finden. — Darin offenbart sich nun allerdings ein gewaltiger Sprung, und nicht vorwärts, sondern — ins Dunkle. Hier ist nicht mehr von der Einsicht und Reife des Arbeiterstandes die Rede, auf die er beim Beginn seiner Agitation rechnete: nicht die Erkenntniß, sondern der Glaube und sein Fanatismus sind es, die er fortan als Werkzeug begrüßt. Und Lassalle hat scharf und richtig gesehen, es war ein ungestümer Glaube der sich an ihm entzündete und dieser Glaube wirkte — wie wir auf des Herrn Huber Verwunderung zu bemerken haben — in accurat derselben Form und Weise, wie dies bei den großen historisch und damit ehrwürdig gewordenen Gestaltungen des Massenglaubens stets zu beobachten gewesen ist. Man hat mit frommen Schauern sich davon abgewandt, daß Hr. Rudolf Meyer, der verdienstvolle Verfasser der besten Geschichte des modernen Socialismus, die wir besitzen, an die Apostelgeschichte erinnert hat, indem er von den Wanderpredigern Lassalle'scher Lehre sprach. Nun in der That, die damaligen Bekenner des Christenglaubens, zumal so lange derselbe nur in den armen und gedrückten Volksklassen sich verbreitete, werden schwerlich viel anders gehandelt haben, als ebenfalls des Meisters Worte verstanden und unverstanden zu wiederholen und kühne Hindeutungen auf eine bald glücklichere Zeit zu wagen, für die sich der geeignete römische Tessendorf denn auch bald gefunden haben mag. Und heute — so will uns scheinen — regt sich, wie einst im 2. und 3. Jahrhundert, schon in dem einen und andern Hirn der Gedanke, ob nicht von Lassalle's Sätzen (versteht sich: mit etlicher Modification) das Eine oder Andere in den Staatskatechismus, den ökonomischen, hinübergenommen werden könnte, dürfte, sollte? Das „sociale Königthum" ist ein Wort, das nicht für alle Zeit auf steinigen Grund und unter die Dornen gefallen ist.

Aber Stunden, wie die zu Wermelskirchen und Ronsdorf konnten eine dauernde Illusion nicht erzeugen, das intellectuelle Feuer, mit dem er in die Bewegung trat, war erloschen, als er sah, daß der Funken begeisterten Verständnisses so selten zündete, die Dictatoren-Energie schrumpfte zusammen, als sie sich zu täglichen kleinen Kämpfen der Disciplin verbrauchen lassen mußte. „Ich bin der Politik müde und satt", schreibt er wenige Wochen vor seinem Tode an die Gräfin. „Zwar ich würde so leidenschaftlich wie je für dieselbe aufflammen, wenn ernste Ereignisse da wären oder wenn ich die Macht hätte oder ein Mittel sähe, sie zu erobern — ein solches Mittel, das sich für mich schickt, denn ohne höchste Macht läßt sich nichts machen. Zum Kinderspiel aber bin ich zu alt und zu groß." Zwar tröstet er sich noch: „Ich werde versuchen, in Hamburg einen Druck auf die Ereignisse auszuüben", aber hinter dieser etwas dunkel klingenden Andeutung steckt nichts, als eine Resolution in Sachen Schleswig-Holsteins, welche aussprach, daß die deutschen Regierungen allerdings die Pflicht hätten, jetzt diese Länder, und sei es mit Waffengewalt, zu Deutschland zurückzuführen, daß aber aufs entschiedenste von der Entsendung von Freiwilligen und Turnern nach den Herzogthümern abzumahnen sei. Das Volk verlöre damit nur seine besten Vorkämpfer und mit der Einigung Deutschlands werde sich die schleswig-holsteinsche Frage von selbst lösen. Die Fortschrittspartei

und der Nationalverein aber benützten die Frage nur, um die Aufmerksamkeit von der innern Lage abzulenken und der Lösung eines Conflicts, dem sie nicht gewachsen seien, unter dem Schein des Patriotismus zu entfliehen. — Dieser „Druck auf die Ereignisse" wäre allerdings ein sehr mäßiger gewesen.

Er ging nach der Schweiz und hier begegnete ihm das Abenteuer, welches ihn in den Tod trieb. Wir haben vorher schon Einiges darüber bemerkt, in die Einzelheiten dieser Tragödie, der das Satyrspiel nicht folgte, sondern mittendurch lief, ist hier nicht einzugehen, sie sind, wenn man wahr darüber sein will, für die Oeffentlichkeit nicht geeignet. Und wenn man nach der bekannten Katharsis dabei sucht, so ist Keiner und Keine reingeblieben von Allen, die auch nur gestreift wurden von dieser Geschichte. Was den Helden betrifft, so hat ein unscheinbarer Nebenumstand uns immer sehr bedeutsam scheinen wollen. In den Tagen ärgsten Sturms und Dranges, da er in München Ministerium und Diplomatie in Bewegung setzt gegen des alten Dönniges Widerstand, in diesen Tagen, wo er nur durch Telegramme und in deren herbstem Stil mit den Seinigen verkehrt, unterzeichnet er diese stets mit „Julian". Diesen nom de guerre hatte er bereits in dem gegen Schulze-Delitzsch gerichteten Pamphlet diesem gegeben, als Ankündigung, daß er den Volkswirth ebenso vernichten werde, wie er einst Julian den Literarhistoriker vernichtet habe. Und nun, gleich dem Indianer der zum Kampfe schreitet geschmückt mit den Skalpen der Feinde, stärkte er in heißer Stunde sich das trotzige Selbstbewußtsein, indem er sich und seine Freunde an die frühern Siege, die er unter diesem Zeichen errungen, erinnerte, ein dritter Julian schien ein drittes Schlachtopfer ankündigen zu sollen, aber er designirte damit — sich selber.

Der Zweck dieser Zeilen, Randbemerkung nur zu der Monographie von Brandes zu sein, hat uns verhindert, das Bild des interessanten Mannes in zusammenhängendem Zuge zu entwerfen. Auch wäre ein solches Unternehmen kein dringliches, da die Arbeit des Dänen eine liebevolle und — unter der Restriction, daß eben fast alles Material zur Kenntniß des innern Lebens Lassalle's fehlt und daß der Mangel persönlicher Eindrücke oft dem Autor störend ist — auch eine vollständige ist. Bedingungslos aber wollen wir den Muth des Biographen loben. Die 13 Jahre, die seit dem Tode Lassalle's vergangen, haben den Haß der ordnungliebenden Leute gegen ihn nicht gemindert; findet doch der Verleger des Buches, Hr. Franz Duncker, es für gerathen in besonderem Vorwort sich über die Gründe, die ihn zu dieser Veröffentlichung bewogen, des Genauern auszusprechen. Hrn. Brandes kann das nicht fremd geblieben sein und bei der Bedeutung die der deutsche Markt für seine literarische Produktion hat, würde ein bedenklicherer Mann vielleicht dieser Biographie aus dem Wege gegangen sein. Dank ihm, daß er's nicht achtete, daß er auf sein literarisches Gewissen gehört hat! Wir Deutschen brüsten uns gern damit, daß wir die Retter und Rächer der in ihrer Heimath verkannten und verketzerten Geister zu sein lieben — nun, da hat's uns einmal Einer heimgezahlt. Die Ehrenrettung Lassalle's verlangte nichts weiter, als daß man ihn als einen ernsthaften Mann behandelte und weiter hat auch Herr Brandes keiner Künste bedurft. Möge sein Buch auch ernsthafte Leser finden!

Das deutsche Reichsgericht und das preußische Obertribunal.

Der Reichstag ist am 24. März in die Osterferien gegangen, nachdem er noch vorher mit erheblicher Majorität den von den verbündeten Regierungen vorgelegten Gesetzentwurf angenommen hat, welcher das Reichsgericht, den künftigen höchsten Gerichtshof für Deutschland, nach Leipzig verlegt. Mit Absicht habe ich den Ausdruck verlegt gebraucht, den Sie, Herr Redakteur, an dieser Stelle vielleicht nicht als ganz korrekt und logisch finden dürften, denn allerdings finde ich abweichend von den Vertretern meiner Partei im Reichstage, daß der Beschluß, welcher Leipzig zum Sitz des Reichsgerichts macht, eine Verlegung bedeutet, eine Verlegung des Reichsgerichts von der meines Erachtens allein richtigen Stelle, der Hauptstadt des Reichs, und halte dafür, daß der Reichstag durch seinen Beschluß einen vielleicht großen Fehler begangen hat, dessen Folgen nur dadurch abgewendet werden können und müssen, daß nach einem schon jetzt absehbaren bestimmten Zeitraum der begangene Fehler wieder gut gemacht werden kann und wird. Sowohl die Genesis der Vorlage über den Sitz des Reichsgerichts als auch die dreitägige Diskussion im Reichstage bieten für die Betrachtung höchst interessante Momente. Bekannt ist, daß bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal die preußische Regierung, welche Berlin als Sitz des Reichsgerichts vorschlug, im Bundesrath überstimmt worden ist und aus diesem Umstande das eigenthümliche Schauspiel sich entwickelte, daß am Regierungstische die einzelnen Bevollmächtigten gewissermaßen coram publico, d. h. vor dem Reichstage sich gegenseitig bekämpften. Im Reichstage selbst traten eigentlich geschlossen außer der Fortschrittspartei nur die sogenannte reichsfeindliche Partei auf, die Klerikalen und Sozialdemokraten, während die recht eigentlichen Reichstreuen, die Anhänger der Reichsregierung, die diametralsten Gegensätze aufwiesen. Selbst das unzertrennliche Dioskurenpaar — Lasker-Bamberger — sah man zur Ueberraschung in entgegengesetzten Lagern und von der Trias der äußersten Rechten, den Herren v. Kleist-Retzow, v. Rathusius-Ludom und Marcard plaidirte der Erstere mit Begeisterung für Berlin, während die beiden anderen, um mit Bamberger zu sprechen, tacite loquentes für Leipzig votirten.

Am 19. März — 28 Jahre nach jenem Tage, welcher den Sieg der Revolution entschied, die nach Waldecks Ausspruch der gewaffnete Protest des Volkes gegen den alten büreaukratischen Militair- und Feudalstaat gewesen ist und damit, was auch seitdem geschehen sein mag, den Beruf Berlins, Deutschlands Hauptstadt zu sein, für alle Zukunft begründet hat, fand die erste Berathung über den ominösen Gesetzentwurf statt, den Herr Ludwig Bamberger allerdings mit einiger Uebertreibung, die überhaupt auf beiden Seiten eine große Rolle spielte, als das erste Unternehmen charakterisirte, um die deutsche Reichshauptstadt „abzutakeln". Es wird dies allerdings nicht durch die Verlegung des Reichsgerichts nach Leipzig in den Maße bewirkt, wie der nationalliberale Redner meinte; gleichwohl wird zugestanden werden müssen, daß die Entfernung des höchsten Gerichtshofes die Reichshauptstadt eines Schmucks beraubt, auf den sie vor allen anderen Städten des Reiches gerechten Anspruch hat. Haben von jeher diejenigen Deutschen, welche die Einheit Deutschlands

anſtrebten — und deren gab es bekanntlich lange vor Bismarck und Lasker — ob ſie nun als Unitarier oder als Föderaliſten auftraten, dieſe Einheit vornehmlich in der Concentration des Heerweſens, der Vertretung nach außen, und des Rechts erblickt, ſo mußte es faſt als ſelbſtverſtändlich gelten, daß die Reichsbehörden, in welchen dieſe Concentration ihren Ausdruck findet, in ihren Spitzen ihren Sitz im Mittelpunkt des Reichs in der Reichshauptſtadt haben. Iſt dies aber aus rationellen Geſichtspunkten ſelbſtverſtändlich, ſo ſcheint es uns für die freiheitliche Entwicklung, für die Ausbildung des Reichs zum Rechtsſtaat von noch größerer Bedeutung zu ſein. Es erſcheint mir von eminenter Wichtigkeit, daß neben den Volksvertretern der Macht, den Häuptern der Armee, der Diplomatie, auch die Vertreter des Rechts den ihnen gebührenden Rang einnehmen und das iſt eben nur möglich in der Hauptſtadt des Reichs, wo die Spitzen der Reichsbehörde verſammelt ſind. An der Seite der Macht ſoll das Recht thronen, gleichſam als Controlle jener. Darum iſt es nicht gleichgültig, wenn den großen Reichskörpern, dem Kanzler, dem Bundesrath, dem Parlamente ſelbſt der höchſte Gerichtshof des Reichs zur Seite tritt, eine ſtets lebendige mahnende Erinnerung daß alle Verwaltung und Regierung des Reichs im Geiſte des Rechts erfolgen muß, vom Geſetz kontrollirt werden muß. Der erſte Redner im Reichstage, Profeſſor Gneiſt, hat in einem vielleicht allzugelehrten Vortrage, dem Reichsgericht, wie es nach den zuletzt veröffentlichten Reichsjuſtizgeſetzen conſtruirt iſt, eine zu weit gehende ſtaatsrechtliche Bedeutung beigelegt, wie das auch von ſpätern Rednern monirt wurde, indem er ihm faſt den Charakter eines vollkommenen „Bundesgerichts“ im politiſchen Sinne des Wortes beilegte. Immerhin aber wird die Competenz des Reichsgerichts, welches bekanntlich Staatsgerichtshof für die Verbrechen des Hochverraths und Landesverraths im Reiche ſein ſoll, eine ausgedehnte ſein und die Möglichkeit iſt nicht ausgeſchloſſen, daß ſeine Competenzſphäre je nach der Entwicklung der deutſchen Verfaſſungszuſtände eine immer größere Ausdehnung erfahre. Für dieſen den Anhängern des Rechts- und Freiheitsſtaates erwünſchten Fall iſt es aber gewiß von großer Wichtigkeit wenn die großen Reichskörper, die Reichsregierung, Kanzler und Bundesrath und auch der Reichstag mit dem Reichsgericht und ſeinen Mitgliedern in unmittelbare und ſtetige Wechſelbeziehungen treten. Dieſer hohe Geſichtspunkt ſchwebte gerade dem in dieſer Frage gewiß kompetenten Waldeck vor Augen als er vor acht Jahren bei der Berathung über das Oberhandelsgericht es für gar nicht denkbar erklärte, daß ein Gerichtshof für ganz Deutſchland einen andern Sitz haben könnte als in Berlin. Ich weiß recht gut, daß man dieſen und ähnlichen Ausſprüchen Waldecks ſofort mit der Bemerkung entgegenzutreten pflegt: Waldeck wäre ein ſpezifiſcher Preuße geweſen, er habe vor allen Dingen den Einheitsſtaat erſtrebt und von dieſem Geſichtspunkte aus habe er auch den Sitz des höchſten Gerichtshofes nach Berlin verlegen wollen. Es iſt dies richtig — Waldeck war ein begeiſterter Anhänger bewährter preußiſcher Inſtitutionen; er war zugleich Unitarier und die bunte Landkarte der auf wenig hiſtoriſche Weiſe entſtandenen deutſchen Bundesſtaaten vermochte ihm nur wenig zu imponiren: in erſter Linie aber war Waldeck Demokrat und man werfe doch nur einen Blick in den Entwurf einer Gemeindeordnung für Stadt und Land, den er

der preußischen Nationalversammlung im Jahre 1848 vorlegte und man wird begreifen, daß der alte Bauernkönig kein Unitarier vom Schlage der Treitschke und Gneist, ja nicht einmal Loewes — ich meine des vormaligen Präsidenten des Stuttgarter Parlaments — gewesen ist. Und nicht als Unitarier — als Demokrat und Mann des Rechts, der da wußte, daß gerade die Vertreter der Macht die Vertreter der Gerechtigkeit stets vor Augen haben müssen, um fortwährend an die Majestät des Gesetzes erinnert zu werden, warnte Waldeck schon damals davor, den höchsten Gerichtshof nach Leipzig zu verlegen.

Ich habe mir nicht die Aufgabe gestellt, die Gründe alle, welche in der dreitägigen Diskussion im Reichstage mit mehr oder weniger Beredsamkeit vorgetragen wurden, der Reihe nach zu erörtern und gegeneinander abzuwägen. Soviel indeß dürfte nach dem allgemeinen Urtheil feststehen, daß abgesehen von den Personen der Redner, deren Ueberzeugungstreue ja manchem Zweifel ausgesetzt sein mochte, das Gewicht der sachlichen Gründe größer gewesen ist auf Seiten derer, die das Reichsgericht in Berlin errichtet zu sehen wünschten. Die dürftigen Motive der Regierungsvorlage, welche für Leipzig lediglich anführten, daß dort bereits der Sitz des Oberhandelsgerichts sei, für Leipzig also der Besitzstand spreche, fanden in der Diskussion nur geringe sachliche Ergänzung, wenigstens insofern, als die zu Gunsten dieser Stadt angeführten Gründe in demselben oder vielmehr in noch höherem Maße zu Gunsten Berlins geltend gemacht werden konnten. Was aber den Besitzstand Leipzigs betrifft, so hob der preußische Justizminister ganz richtig hervor, daß zwischen dem zu errichtenden Reichsgericht und dem Oberhandelsgericht, dem man als einen Specialgerichtshof für Handelssachen den Sitz in Leipzig anwies, weil Leipzig ein bedeutender Handelsplatz ist, gar keine Analogie besteht und man daher von einer Verlegung des Reichsgerichts von Leipzig nach Berlin logischer Weise gar nicht sprechen konnte. Aus demselben Grunde darf man sich auch kaum auf die in wissenschaftlicher Beziehung günstige Entwicklung des Oberhandelsgerichts in Leipzig berufen, da allerdings, wenn es sich lediglich um Entscheidungen über das Mein und Dein, über Handelsgeschäfte handelt, der Sitz des Gerichts durchaus gleichgültig ist.

Aber es handelte sich in der ganzen Diskussion nicht um die Abwägung und Hervorhebung Leipzigs, um seine Wahl für den Sitz des Reichsgerichts zu motiviren, wie denn die Redner für Berlin, insbesondere die Herren Bamberger und v. Treitschke, die theilweise, namentlich der Letztere einen ihrer Sache sehr schädlichen Eifer entwickelten, dem Goetheschen „Klein Paris" die größten Lobsprüche spendeten. Leipzig wurde als die patriotischste Stadt Deutschlands gerühmt, mit größerem Rechte würde man sie die nationalliberalste genannt haben. Wenn nicht der durch den sogenannten Besitzstand motivirte Beschluß des Bundesraths Leipzig genannt hätte, so hätten die in der Discussion angeführten Gründe in größerem oder geringerem Maße für viele andere Städte Deutschlands geltend gemacht werden können und sogar solche, die jedenfalls einen berechtigteren Anspruch darauf hatten, zum Sitz des Reichsgerichts gewählt zu werden. Aber nicht sowohl um die Vorzüge Leipzigs handelte es sich, als vielmehr um die Gründe, den Sitz des Reichsgerichts nicht nach Berlin zu legen

und die in der einmal gegebenen Wahl Leipzigs die heterogensten Parteigruppen vereinigten. Wir haben schon oben erwähnt, daß die gesammte Fortschrittspartei, und darunter die Abgeordneten von Berlin, für Leipzig gegen Berlin votirte, im ausgesprochenen Gegensatz zu ihrem verstorbenen Führer Waldeck, auf dessen für sie stets ehrwürdige Autorität sich auch der Justizminister berief — freilich zum ersten Mal, wie ein Zwischenruf, der seine Rede unterbrach, ausdrücklich betonte. Der Verfasser dieser Zeilen glaubt übrigens, aus der persönlichen Kenntniß der Anschauungen Waldecks die Ueberzeugung schöpfen zu dürfen, daß er auch heute noch, wenn er lebte, und als Volksvertreter wirkte, denselben Standpunkt vertreten hätte, wie im Jahre 1869. Wenn nun auch bei der geringen Zahl von Abgeordneten, über welche die Fraktion der Fortschrittspartei im deutschen Reichstage gegenwärtig verfügt, dieselbe für den Majoritätsbeschluß kaum als ausschlaggebend zu betrachten sein dürfte, so ist doch andrerseits das moralische Gewicht, welches die Fortschrittspartei unter den gegebenen Verhältnissen in die Wagschale warf, nicht zu unterschätzen. Lokalpatriotische Gründe, wie sie offenbar bei anderen Parteigruppen, die für Leipzig votirten, zum Theil maßgebend gewesen sind, haben auf die Fortschrittspartei, die nur zwei Mitglieder aus Sachsen zählt, keinen Einfluß gewinnen können. Auch ist eine partikularistische Strömung in der Fortschrittspartei oder ein Streben die Gewalt der Exekutive gegenüber den Einzelstaaten zu schwächen, nicht vorhanden. Gegen Berlin wurde aber von allen Rednern und insbesondere von dem Redner der Fortschrittspartei geltend gemacht, die Rücksicht auf die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Mitglieder des Reichsgerichts, die man auf Grund gemachter Erfahrung in Berlin nicht für ausreichend gewahrt erachtete. Sehr richtig und in vortrefflicher Ausführung wies man darauf hin, daß nicht der Ort diese Unabhängigkeit und Selbstständigkeit verbürge, daß vielmehr die erforderlichen Garantien in der Organisation und in den Personen gefunden werden müßten und in ersterer durch die Gerichtsverfassung in nahezu vollständiger Weise gegeben sind. Nicht gegen Berlin, nicht gegen die Hauptstadt des Reiches und gegen die dort vorhandenen Einflüsse, die in heutiger Zeit durch keine Entfernung abgeschwächt werden, kam das einmal geweckte Mißtrauen zum Ausdruck, sondern in ausgesprochener, in deutlicher Weise gegen den höchsten Gerichtshof in Preußen, gegen das preußische Obertribunal. Treffend nannte es Herr Hänel eine Frage des politischen Taktgefühls, welches die Fortschrittspartei veranlaßte, Berlin als Sitz des Reichsgerichts zu perhorresciren, und schon bei der ersten Berathung machte der Abg. Franckenburger unter lebhafter Zustimmung eines großen Theils der Versammlung geltend, daß das Reichsgericht nur dann als ein wirklich deutsches Gericht im gesammten deutschen Reiche erkannt werden würde, wenn es nicht als eine Fortsetzung des preußischen Obertribunals äußerlich erschiene, und es werde als eine solche Fortsetzung angesehen werden, wenn es in Berlin bleibe. Und einen sehr plausibeln Grund für diese Volksmeinung gab Herr Franckenburger an, indem er weiter bemerkte: „Es wird (bei der Wahl Berlins) ganz gewiß eine weitaus größere Zahl der jetzt an diesem Gerichte (dem preußischen Obertribunal) wirkenden Richter an dem Reichs-

gerichte weiter thätig sein, als wenn das Gericht nach Leipzig verlegt wird."

Bei der zweiten Berathung räumte sogar Herr Bamberger in seinem mehr geistreichen als überzeugenden Plaidoyer für Berlin ein, daß das Gespenst Twesten der Errichtung des Reichsgerichts in Berlin hindernd entgegentrete und erinnerte zugleich, wenn auch vielleicht wider Willen daran, daß noch gegenwärtig, wie der Fall Kantecki beweist, in der preußischen Rechtspflege jene altpreußischen Traditionen nicht überwunden sind, welche das Urtheil des Obertribunals gegen Twesten möglich gemacht haben.

Herr Bamberger sagte freilich bei der Hervorhebung des Falles Twesten, es handle sich dabei nicht um Beugung des Rechts, wobei wir allerdings in Erinnerung bringen möchten, daß in dem bekannten Urtheile des Obertribunals die durch einen Artikel der feierlich beschworenen Verfassungsurkunde garantirte Redefreiheit vernichtet wurde; er meinte nur, daß der Beugung des Rechts am nächsten komme die allzuharte und grausame Anwendung des Rechts.

Indem ich auf dem Standpunkt stehe, welchen seinerzeit der verstorbene Führer der Fortschrittspartei eingenommen hat, daß alle sachlichen Gründe, die Rücksichten auf die Rechtseinheit, auf die Rechtsprechung, auf die Weiterbildung des Rechts für die Wahl Berlins zum Sitze des Reichsgerichts sprechen, habe ich mir nur zur Aufgabe gestellt, den jüngeren Zeitgenossen, welche die Geschichte unserer Reaction nicht mit vollem Bewußtsein mitdurchlebt haben, die Gründe zu erklären, welche trotz alledem und alledem für den Beschluß des Reichstages, den Sitz des Reichsgerichts nach Leipzig zu legen, ausschlaggebend gewesen sind. Allerdings hätten wir gewünscht, daß ein Mitglied der Fortschrittspartei, am Besten ein Vertreter der Hauptstadt selbst, den Ansichten und Voraussetzungen einen speciellen Ausdruck gegeben hätte, welche im preußischen Volke und in der deutschen Nation in Bezug auf das preußische Obertribunal bestehn. Die Wurzeln gehen weit über den Prozeß Twesten hinaus; sie reichen weit in jene gewaltthätige Reactionsära hinein, welche in die Gerichtshöfe eindrang, um dieselben als Werkzeuge der grausamsten Verfolgungswuth gegen politische Gegner zu benutzen. Ich will nicht, um mit Bamberger zu sprechen, damit sagen, daß diese Gerichtshöfe und insbesondere das Obertribunal gegen ihre Ueberzeugung das Recht beugten. Die Kunst jener Reactionszeit bestand eben darin, daß die Gerichtshöfe mit jenem Geiste erfüllt wurden, welcher vor der „allzuharten und grausamen Anwendung des Rechts" dem politischen Gegner gegenüber nicht zurückschreckte. Und in dieser Beziehung stand das preußische Obertribunal, wie schon angedeutet, nicht allein, sondern theilte seinen traurigen Ruhm mit anderen Gerichtshöfen. Für den Geist, welcher das preußische Obertribunal in jener Zeit beseelte, ist schon jenes Schreiben characteristisch, welches seine Mitglieder am 16. December 1848 an ihren Collegen Waldeck richteten, in welchem sie diesem nach Auflösung der Nationalversammlung das Ansinnen stellten, aus dem Collegium auszuscheiden; eine ähnliche Aufforderung richteten die Appellationsgerichte von Münster und Ratibor an die Abgg. Temme und v. Kirchmann. Im Bewußtsein ihrer Würde harrten die angegriffenen Volksvertreter auf ihrem Posten aus; bald aber wußte die Reaction schärfere Waffen

gegen sie in Anwendung zu bringen. Das gegen Waldeck in Scene gesetzte Bubenstück und seine glänzende Freisprechung vor dem Berliner Schwurgerichte sind allzubekannt, als daß wir desselben mehr als vorübergehend zu gedenken brauchten. Jene Rechtssprüche des Obertribunals, welche nach jahrelanger Verfolgung, bezw. Zurücksetzung die Entfernung von Männern, wie Temme und Kirchmann herbeiführten, verdienen immer wieder auf's Neue der Vergessenheit entrissen zu werden, zumal eine Sühne dieser „allzuharten und grausamen Anwendung des Rechts" bis zur Stunde noch nicht erfolgt ist. Für unseren Zweck genügt es übrigens, zu konstatiren, daß Temme nach 33jähriger Dienstzeit unter Anwendung eines Gesetzes, welches von späterem Datum war als die ihm zur Last gelegten Handlungen, mit vollem Verlust seiner Pension aus dem Amt entlassen wurde und daß Kirchmann an der Schwelle des Greisenalters dasselbe Schicksal widerfuhr auf Grund einer mißverständlich aufgefaßten Rede, die er im Berliner Arbeiterverein gehalten hatte. Darf man also den Männern Unrecht geben, welche vor einem solchen Gerichtshofe zurückschrecken, welche fürchten, daß auch heute noch derselbe Geist den Gerichtshof beseelen könnte, welcher Erkenntnisse, wie gegen Temme und Kirchmann, wie gegen Twesten und Frenzel in's Lebens rief? Muß man es nicht begreiflich finden, wenn sie eine Fortsetzung der Traditionen des preußischen Obertribunals in dem künftigen Reichsgerichte fürchten und den Wunsch hegen, das Reichsgericht von jenem Geist möglichst purifizirt zu sehen?

Eine solche Purificirung ist aber allerdings nur zu erreichen, wenn zunächst das Reichsgericht in Leipzig errichtet wird, wohin ihm der Natur der Dinge nach die meisten gegenwärtigen Mitglieder des preußischen Obertribunals nicht folgen werden. Das Reichsgericht in Leipzig wird allerdings von vornherein ein ganz anderes sein als das preußische Obertribunal, da es zum weitaus größten Theile aus neuen, auf Vorschlag des Bundesraths vom Kaiser ernannten Mitgliedern bestehen wird. Allerdings haben wir die Ueberzeugung, daß die logische Nothwendigkeit die deutschen Regierungen und den deutschen Reichstag am Ende dahin führen werden, den Sitz des Reichsgerichts nach einer Reihe von Jahren und zwar spätestens zu der Zeit, wo ein gemeinsames deutsches Civilrecht geschaffen sein wird, nach Berlin zu verlegen. Dann aber wird hoffentlich der höchste deutsche Gerichtshof sich bereits seine eigene Tradition geschaffen und durch seine Rechtssprüche bewiesen haben, daß er ein deutscher Gerichtshof ist, kein preußisches Obertribunal. H St.

Das Erbrecht vor dem Forum der Gesetzes-Reform.

Motto: Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort.

Die hereditas ist ebenso wie die obligatio und das jus in re aliena eine Institution des römischen Rechts. Sie umfaßt das ganze Vermögen eines Verstorbenen, alle dazu gehörigen Rechte und Pflichten, ja selbst diejenigen Rechte, von denen Niemand mit Bestimmtheit sagen kann, ob der Verstorbene sie ausgeübt haben würde, z. B. alle Klagen aus Rechtsverletzungen, welche nicht rein persönlicher Natur sind, wie die Injurien und Statusklagen. Da nun aber ein Vermögen nicht wohl ohne eine

Person zu denken ist, in welcher sich die verschiedenen Bestandtheile desselben, wie die Glieder eines Körpers organisch vereinigen, so entstand gleichzeitig mit dem Begriff der Erbschaft oder, um es objectiv auszudrücken, der Verlassenschaft der des Erben. Der Erbe war der gesetzlich nothwendige Fortsetzer des vom Schauplatz abgetretenen Rechtssubjects, gewissermaßen seine auf Erden zurückgebliebene vermögensrechtliche Persönlichkeit. Hierbei fragte man sich keineswegs, ob die Institution des Erben außer ihrer juristischen auch eine rationelle oder socialpolitische Berechtigung hätte, ob nicht vielleicht gerade von Seiten der Staats-Oekonomie Bedenken dagegen zu erheben wären, den ganzen Vermögens-Complex einer Person sofort wieder auf eine im Voraus längst bestimmte Person übergehen zu lassen, ob ein solcher prämeditirter Uebergang nicht sogar aus sittlichen Gründen verwerflich sei. Man bedurfte eines Werkzeuges, um die Schulden der Erbschaft zu bezahlen und die activa derselben einzuziehen, und die bequemste, juristisch vielleicht einzig mögliche Handhabe hierfür bildete die fortgesetzte Persönlichkeit des Verstorbenen, sein Universal-Rechtsnachfolger, der Erbe. Mit diesem konnte man prozessiren, gegen ihn und für ihn konnte man Verjährungen eintreten lassen; seine Existenz erhob die zweifelnde Rechtslogik über sich selbst; sie hatte die effective Unendlichkeit gesetzt, den Menschen in vermögensrechtlicher Hinsicht unsterblich gemacht. Dieses war der Grundgedanke des römischen Rechts. Und um diesem Grundgedanken die richtige practische Sicherheit und Objectivität zu geben, erfand man das testamentarische Legitimitäts-Prinzip. Der in Gegenwart von Zeugen erklärte und niedergeschriebene letzte Wille des Erblassers sollte eine unumstößliche Norm dafür bilden, wie es nach seinem Tode mit seinem Vermögen zu halten sei. Man verlieh dem Testament gleiche Rechtswirkung mit dem Gesetz, es hatte also in gewissem Sinne die Natur des öffentlichen Rechts. Erst in der Folgezeit bildete sich das Erbrecht ohne Testament, das sogenannte Intestat-Erbrecht heraus. Angesichts des hervorgehobenen Umstandes der absoluten Nothwendigkeit eines Erben, stieß es auf keine wesentliche Schwierigkeiten. Der Begriff einer Familie, als einer rechtlichen oder sittlichen Gemeinschaft, welche durch das Oberhaupt derselben, den paterfamilias, in allen äußeren Beziehungen vertreten wird, war bei den alten Römern frühzeitig derartig entwickelt, daß die weitere Folge der gegenseitigen Beerbung der einzelnen Familienglieder, der Fortsetzung ihrer Persönlichkeiten für den Todesfall auch ohne ausdrücklich documentirten Willen sich von selbst ergab.

Am spätesten entstand das Pflichttheils-Erbrecht, die Erbfolge gegen den ausgesprochenen letzten Willen des Erblassers. Denn wenn man auch dem paterfamilias die unumschränktesten Befugnisse über die Personen der seiner Gewalt unterstellten sui einräumte, so war es doch im Sinne der alten Juristen eine Ungeheuerlichkeit, dem Sohne irgend welche vermögensrechtlichen Ansprüche gegen den Vater zu gestatten und sollte dies auch erst nach dem Tode des letzteren geschehen. Man half sich mit der Fiktion, daß ein Vater, der seinen Sohn im Testament überging, ohne genügend gesetzlich gutgeheißenen Grund, im Augenblick der Testaments-Abfassung verrückt gewesen sein müßte. Die Fiktion ist bekanntlich das große Universalmittel, womit sich die Rechtswissenschaft in jedem Nothfalle, mag derselbe nun praktischen oder theoretischen

Ursprungs seien, zu helfen weiß. Wir werden später Gelegenheit haben, dem einen Beispiele viele ähnliche von nicht geringerer Fragwürdigkeit anzureihen.

Die neueren Juristen haben an dem Thatbestande des Römischen Erbrechts wenig oder Nichts geändert. Auch ihnen ist der Erbe der classische Repräsentant der juristischen Unsterblichkeit. Auch ihnen gilt er als der willkommene Bauplatz, auf welchem sich das Gebäude der Erbschaft mit seinem mannigfachen Winkeln und Erkern construiren läßt. Den lachenden Erben kennt die Rechtswissenschaft nicht. Sie sagt: „le mort saisit le vif.“ Der Erbe muß es sich gefallen lassen, von seinem Erblasser bei den Haaren gepackt zu werden. Er ist im juristischen Sinne der Prügelknabe, der für die Sünden des Erblassers einzustehen hat.*) Die modernen Juristen haben zwar, um dem subjectiven Erbrecht Relief zu geben, um namentlich das absolute Erbrecht der Blutsverwandten plausibel zu machen, zu der fernern Fiktion des ruhenden Miteigenthums sämmtlicher Familien-Mitglieder oder, um auch diesen Punkt gleich hier zu erwähnen, zu dem als vorhanden gedachten, wennschon nicht ausgesprochenen (fiktiven) Willen des Erblassers ihre Zuflucht genommen. Aber dies waren nur Zugeständnisse, die man dem Zeitgeiste schuldig zu sein glaubte. Ernsthaft hat sich die Rechtswissenschaft nie mit der Begründung des Erbrechts beschäftigt. Dasselbe galt ihr vielmehr stets als ein Axiom, als ein unanfechtbarer Glaubenssatz der höheren juristischen Integral-Rechnung. Es kam ihr nie in den Sinn, daß das Erbrecht bei fortgeschrittenen Zeitverhältnissen, deren Signatur ungeheuere Kapitals-Ansammlung bei gleichzeitigem Nothstande der arbeitenden Klassen ist, zu einem öffentlichen Unrecht, ja zu einem Verbrechen werden könnte. Was kümmert es die Rechtswissenschaft, wenn einem Rechtssubject die Millionen in die Wiege gelegt werden, während Hunderttausende in Noth und Elend aufwachsen. Die Hauptsache ist, daß das Prinzip gerettet wird. Aber das wahre Prinzip lautet: „Gleiches Recht für alle“ und wenn dieses Princip anders einen Sinn haben und nicht nur eine schöne Redensart bleiben soll, so muß die Justizgesetzgebung

---

*) Anmerkung: Das Preußische Landrecht (Th. I. Tit. 9 §§ 368 u. 421) hat dies sehr bestimmt in zwei Sätzen ausgesprochen:

1. Um das Eigenthum einer Erbschaft zu erlangen, bedarf es keiner Besitzergreifung.
2. Wer sich innerhalb der vorschriftsmäßigen Fristen über einen Erbanfall nicht erklärt, gilt für einen Erben mit Vorbehalt d. h. er haftet den Gläubigern, soweit die Erbschaft reicht, NB. wenn er rechtzeitig ein Inventarium legt.

Die Bezeichnung „Prügelknabe“ ist also keineswegs übertrieben. Denn sogar rechtskräftig erkannte Geldstrafen müssen vom Erben bezahlt werden (§ 363 ibid.) Wer sich also von der oft sehr lästigen Pflicht, ein Inventarium zu legen, befreien will, der kann sich nur durch rechtzeitige Entsagung retten. Diese muß aber schriftlich sein und ist dann unwiderruflich. Auf der anderen Seite ist derjenige, der nach den Gesetzen als verantwortlicher Erbe gilt, für immer an den Felsen der Erbschaft geschmiedet (semel heres, semper heres). Hat er es also versäumt, binnen drei Monaten den Nachlaß inventarisiren zu lassen, so haftet er nunmehr auch mit seinem eigenen Vermögen für alle Erbschafts-Schulden. Von dieser Seite hat die Stellung des Erben viel Aehnlichkeit mit der des Sitzredakteurs. —

auch mitbestrebt sein, die Lebensbedingungen aller Stände und Klassen nach Möglichkeit auszugleichen.

Hat nun aber der Begriff der hereditas, der Verlassenschaft im juristischen Sinne, in der That einen practischen Werth? Und was hat es mit dem Gerede von der nothwendigen Fortsetzung der Persönlichkeit auf sich? Liegen die Wurzeln des Erbrechts in der That nur auf dem Boden des positiven Juristenrechts oder stehen sie in einem integrirenden Kausal-Nexus mit unserem ganzen übrigen Leben und Sein?

Daß der juristische Erbschaftsbegriff ein rein formaler und materiell von gar keinem Werthe ist, zeigt sich am deutlichsten darin, daß der Erbe, der als Universal-Rechts-Nachfolger des Verstorbenen doch dessen ganze Persönlichkeit fortsetzen soll, in der Regel nur nach dem Was? des nachgelassenen Vermögens, aber selten oder nie darnach fragen wird, wie, in welchem Sinne, nach welchen Grundsätzen dieses Vermögen von dem Verstorbenen verwaltet wurde. Das ist nun zwar juristisch auch völlig gleichgiltig: aber es ist nicht minder charakteristisch für das ganze System der Erbfolge. Diese ist, wie gesagt, eine universale; sie begreift also activa und passiva. Was insbesondere die letzteren anbetrifft, so sind viele derselben, wie aller Welt bekannt ist, derartig, daß ihre rechtliche Qualificaton zweifelhaft, ihre moralische aber um so unbestreitbarer ist. Der Erbe, als der privilegirte successor in omne jus defuncti, hat aber nur die rechtlich nachweisbaren Schulden seines Erblassers anzuerkennen: die moralischen sowie diejenigen, für welche kein vollgiltiger Beweis erbracht wird, gehen ihn Nichts an. Man wende mir nicht ein, daß sich ebenso auch unter den Activis verschiedene Posten finden werden, welche sich entweder aus Mangel an Beweisen oder wegen Insolvenz der Schuldner nicht beitreiben lassen. Dieser Einwand wäre am Platze, wenn es sich um ein lästiges Geschäft handelte, wenn der Erbe seinerseits etwas zu leisten hätte für Uebernahme der Erbschaft. Aber die Erbschaft ist, wenn schon die Juristen dies nicht anerkennen wollen, ein Akt der Wohlthätigkeit. Man höre doch nur die vox populi. Würde Jemand eine Erbschaft antreten, wenn er im Voraus wüßte, daß die Gläubiger ihm nichts übrig lassen werden? Er thut es doch nur in der Hoffnung, daß der Begriff des Vermögens sich für ihn im positiven Sinne bewahrheiten werde, als Aktiv-Vermögen. In der Volksmeinung steht die Erbschaft ungefähr auf gleichem Niveau mit dem Lotterie-Gewinnst, nur mit dem großen Unterschied, daß im Lotterie-Spiel die Chancen für alle gleich sind, während bei dem großen Loos der Erbschaft nur wenige concurriren. Der präsumtive Erbe wird daher wohl eher Schulden à conto des künftigen Nachlasses machen, als an die Erfüllung der vom Erblasser eingegangenen Verpflichtungen denken. Mithin ist das Beerbungs-Gesetz gleichzeitig ein Privilegium für die Wucherer und Halsabschneider, welche sehr oft das Fell des Bären unter sich vertheilen, während dieser sich noch bei ganz gesunden Kräften befindet. Von der Seite der juristischen Unsterblichkeit aber erweist sich der Erbschaftsbegriff als ein Wahn- und Schein-Gebilde, auf dem Trugschluß beruhend, daß der Wille eines Verstorbenen sich mit dem eines Lebenden identificiren müsse. Denn wenn überhaupt eine wahrhafte

und wirkliche Beerbung, eine Fortsetzung der Verwaltung eines Vermögens in dem Sinne des Besitzers, möglich sein sollte, so müßte der Erblasser berechtigt und verpflichtet sein, die Wahl seines Erben nicht nach der Bluts- sondern nach der Geistesverwandschaft zu treffen, oder mit andern Worten: nicht das abstrakte Rechtssubjekt, sondern der concrete Mensch müßte beerbt werden. — Nur der ursprüngliche Besitzer, nur der Erwerber eines Vermögens, weiß genau, worin dasselbe besteht und nur diese genaue Wissenschaft giebt dem Ganzen seine Existenzberechtigung. Daher ist es eine vollkommen gerechte Bestimmung, daß die Uebertragung eines ganzen Vermögens verbunden mit der nothwendigen Folge der Universalsucceession, unter Lebenden unzulässig ist. Denn das Vermögen, dieser wunderbare Complex der verschiedenartigsten menschlichen Befugnisse und Bedürfnisse, ist, wenn wir den Begriff auf die Goldwage legen, eine innere, um nicht zu sagen, eine ideelle Thatsache. Ueber eine solche Thatsache läßt sich kein Compromiß schließen. Warum aber das im Todesfall des Besitzers plötzlich anders werden soll, dafür sind uns selbst die unerschrockensten Rechtslehrer den Beweis schuldig geblieben. Denn daß die angeblichen Vortheile, welche für die Gläubigerschaft eines Nachlasses dadurch entstehen sollen, daß die Person des Erben von vornherein bestimmt und bekannt ist, in der Thatsache imaginärer Natur sind, bedarf kaum der Ausführung. Schlimmstenfalls wendet sich die Gläubigerschaft an das Gericht und wenn das Gericht erkennt, daß die vorhandenen Nachlaß-Activa zur Befriedigung sämmtlicher angemeldeten Forderungen nicht ausreichen, so wird ein Aufgebots-Verfahren eingeleitet, es ergeht ein Präclusions-Erkenntniß, d, h. wer nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit die Zeitungen studirt, wird von der Theilnahme am Nachlaß ausgeschlossen, und das Ende vom Liede ist ein von der Calculatur sauber entworfener Vertheilungsplan, in welchem die gerichtlichen Regulirungskosten oft eine sehr hervorragende und stets bevorrechtete Rolle spielen. Um dieses in's Werk zu setzen, brauchen wir wahrhaftig keine Erben. Und weiter als der Nachlaß reicht, haftet ohnehin kein Erbe; er müßte denn entweder ein außergewöhnlich großmüthiger Mann sein, der die Erbschaft ohne Vorbehalt antritt, oder er müßte die Unvorsichtigkeit begehen, die Frist zur Inventarisirung des Nachlasses zu versäumen. Leider ist die gegentheilige Erfahrung, daß die Erben das Prävenire spielen und den Gläubigern die besten Stücke vor der Nase wegschnappen, in unseren aufgeklärten Zeiten eine sehr häufige. Aber nicht nur Gläubiger und Erben stehen einander feindlich gegenüber, sondern vielmehr noch die einzelnen Erben selber, und zwar — was das Traurigste bei der Sache ist, aber von jedem in Erbschaftsstreitigkeiten einigermaßen erfahrenen Richter bestätigt werden wird — um so feindseliger, je mehr sie als Blutsverwandte Veranlassung hätten, Frieden zu halten und das Andenken des Verstorbenen wenigstens dadurch zu ehren, daß sie über sein nachgelassenes Vermögen nicht wie Geier über ein Stück Aas herfallen. Aber auch in denjenigen Fällen, wo nur ein Erbe vorhanden ist, wird man mit Schaudern wahrnehmen, wie sehr durch den Begriff Erbschaft, womit der Gesetzgeber den Verstorbenen eine Wohlthat erweisen wollte, selbst die allergewöhnlichste Pietät muthwilligerweise an den Pranger gestellt wird.

(Forts. folgt.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. E. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung d. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 6. April 1877. Nr. 14.

Inhaltsverzeichniß: Jean Paul und seine Zeitgenossen. Von Jul. Duboc. — Pariser Briefe. VIII. — Das Erbrecht vor dem Forum der Gesetzesreform. II. Neue Bücher.

Jean Paul und seine Zeitgenossen.*)

Von Julius Duboc.

Auf keinen der Schriftsteller aus unserer großen Literaturperiode paßt der Ausspruch Buffon's: „nicht die Vortrefflichkeit des Inhalts sichert einem Buche die Unsterblichkeit, die gut geschriebenen Werke allein gelangen zu den nachfolgenden Geschlechtern" so genau wie auf Jean Paul. Einer der nach verschiedenen Seiten des geistigen Könneus reichsten Autoren, die je gelebt, von einer wahrhaft staunenswerthen Fülle des Vermögens, in der ihm eigenthümlichen Begabung nach gewissen Richtungen des Empfindungslebens, und der Kraft diesem den angemessenen Ausdruck zu verleihen unübertroffen, ja kaum je auch nur annähernd erreicht, gilt er nur 50 Jahre nach seinem Tode unter uns gleichsam als verschollen und wie Fabel klingt es heute, daß vor dieser Spanne Zeit, ja noch bis in die 40er Jahre Jean Pauls Name und Wirken eine Anziehungskraft sonder Gleichen ausübte und einen nimmer verlöschenden Glanz auszustrahlen schien. Prophetisch rief ihm Börne nach: „Nicht Allen hat er gelebt. Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des 20sten Jahrhunderts und wartet lächelnd bis sein schleichend Volk ihm nachkomme" — aber diese Prophezeiung wird durch die Theilnahmlosigkeit unserer Zeit anscheinend Lügen gestraft und es muß fraglich erscheinen, ob je eine nähere oder fernere Zukunft dieselbe zu Ehren bringen und wahr machen wird. Trägt nun lediglich der veränderte „Geist der Zeit" Schuld an diesem ungeheuren Verfall eines einstigen Lieblingsschriftstellers? Sind wir so rauh, grobsinnlich und materialistisch geworden, daß wir einen Dichter, dem das Uebersinnliche in weichen Accorden von den Saiten der Leier tönt, durchaus nicht mehr „verdauen" können? Und wenn dies, wie billig, zu verneinen, wenigstens in seiner ausschließlichen Bedeutung zu verneinen ist, da derselbe Zug der Zeit dann auch manche andere gefeierte Tagesschriftsteller beseitigen würde und müßte, welchen anderen Erklärungsgrund können wir für eine so auffallende Erscheinung wohl anführen? Ich habe im

*) Jean Paul und seine Zeitgenossen von Dr. Paul Nerrlich. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung 1876.

Eingang, Buffon's Ausspruch citirend, auf den Stil hingewiesen. Allein scheint nicht auch diese Erklärung unzulänglich, wenn man die Kürze des Zeitraums erwägt, die zwischen Jean Paul's Glanzzeit und seinem gegenwärtigen Verfall liegt? Wenn vor wenigen Jahrzehnten Jean Paul durch seinen Stil nicht gehindert wurde die höchste Ehrenstaffel zu ersteigen und eine außerordentliche Wirkung zu entfalten, klingt es da nicht unwahrscheinlich, daß dieser jetzt alle oder die Hauptschuld daran tragen soll, daß die Anziehungskraft des Dichters auf ein äußerst geringes Maaß zusammengeschwunden ist? Es klingt in der That fast unwahrscheinlich und doch ist es dasselbe wohl nicht und bei genauerem Zusehen dürfte auch der Anschein der Unwahrscheinlichkeit sich wesentlich vermindern. Denn ein Moment wird bei einem solchen Vergleich meistens übersehen, das anscheinend trivial gleichwohl sehr wesentlich ins Gewicht fällt und in manchen Fällen in der That die Hauptentscheidung trägt. Für den lebenden Schriftsteller wirkt eben durch den lebendigen Zusammenhang mit seinen Zeitgenossen ein Etwas, welches in Wegfall kommt, sobald derselbe aus dem Leben geschieden ist. Dies Etwas ist aber unter Umständen und je nach der Individualität und den Verhältnissen des Schriftstellers von der außerordentlichsten Bedeutung. Schon der einzige Umstand, daß jedes neu erscheinende Werk, wenn es nur einige Bedeutung erlangt oder in besonders frappirender Weise wirkt, von der Tageskritik nicht übersehen werden kann, daß ihm eine Stellung eingeräumt werden muß, scheidet die Stellung des zeitgenössischen lebenden Schriftstellers völlig von der des gestorbenen und zwar mit einem momentanen Uebergewicht, über dessen Dauer und Nachhaltigkeit freilich nichts feststeht, zu Gunsten des Ersteren. Jean Paul's Individualität, sowohl seine schriftstellerische wie seine persönliche, war nun ganz danach angethan, um dem hier angedeuteten Moment die größte Bedeutung zuzuführen. Er schrieb rasch, viel, seine Hauptwerke folgten Schlag auf Schlag und jedes derselben forderte durch seine guten wie durch seine schlimmen Eigenschaften die öffentliche Aufmerksamkeit in einer Weise heraus, der gar nicht auszuweichen war. Die frappante Wirkung seiner schriftstellerischen Originalität war so stark, daß sie ihn zu einem Art Phänomen machte, auf das sich alle Blicke richteten, selbst die Blicke derer die dem tiefsinnigen Schwung seiner Gedanken und dem Sternenflug seines Gefühlslebens vielleicht wenig Sympathie entgegengebracht hätten. Jean Paul war seit dem Erscheinen des Hesperus zur Mode geworden, zur Mode noch dazu unter den Frauen und man weiß, welches Gewicht in diesem Worte liegt. Dieser Umstand sicherte ihm eine für geraume Zeit unwiderstehlich wirkende Kraft, die Kraft namentlich, der Theilnahmlosigkeit, der Stimmung, die einen Schriftsteller links liegen läßt, weil er ihr ungenießbar erscheint, zu widerstehen. Man mußte Jean Paul kennen, man mußte ihn gelesen haben, man mußte eine Meinung über ihn haben und äußern. In dem Meinungskampf entzündete sich der Widerspruch, der Widerspruch trieb die aufrichtige empfundene Bewunderung und Verehrung Vieler über ihre eigentlichen Grenzen hinaus und so entwickelte sich jener häufig zu beobachtende Prozeß einer immer gesteigerten Anspannung der allgemeinsten Theilnahme der nicht minder häufig eine rasche Abspannung folgt, sobald eine Haupttriebfeder außer Wirkung kommt. Wie Jean Paul's schriftstellerische

Individualität so war aber auch seine persönliche derjenigen Geltung, die der celebrité contemporaine von den Mitlebenden bereitwillig eingeräumt wird, im höchsten Grade förderlich. Von den beiden Seelen, die er wie die meisten Menschen in seiner Brust beherbergte, war die eine bekanntlich viel weniger in der stillen, engen Heimlichkeit des Wuz oder Fixlein als in den Salons der eleganten Welt zu Hause. Kaum einer unserer Dichter hat sich mit so vielen fürstlichen Persönlichkeiten berührt, wie Jean Paul. Am preußischen Hof, in Meiningen, in Coburg, in Hildburghausen, in Gotha, an den Höfen von München und Stuttgart, beim Primas Dalberg und der Herzogin von Kurland, überall steht er mit den fürstlichen Personen für kürzere oder längere Zeit fast auf Du und Du, er berauscht sich an den Huldigungen, die ihm von dieser Seite aus dargebracht werden und erwiedert sie mit dem feurigsten Schwung seiner dichterischen Phantasie. Seine Freundinnen und „Seelenbräute" sind fast unzählbar wie der Sand am Meere. Nimmt man aber nur die hervorragendsten unter ihnen die grade ein rundes Dutzend ausmachen, so gehören sie sämmtlich, mit einziger Ausnahme seiner späteren Frau, dem Adel an, Fürstinnen, Gräfinnen, Baroninnen und das einfache „von". Ich verzichte darauf an dieser Stelle aus diesem Verhältniß Jean Pauls zur Gesellschaft diejenigen Folgerungen zu ziehen, die sich für eine ethische Schätzung des Dichters daraus etwa entwickeln lassen, nur das Eine, worauf es mir hier zunächst ankommt, hebe ich hervor, daß diese Seite seiner persönlichen Individualität seiner dichterischen sehr mächtig zu Hülfe kommen mußte. Beide zusammenwirkend erzeugten eine Stimmung, eine Theilnahme für Jean Paul, für das Phänomenartige, persönlich-lebendig-Wirkende des Dichters, neben welcher sein Stil d. h. das, was neben hohen Schönheiten das für uns jetzt Ungenießbare desselben ausmacht, kaum noch eine Betonung erlangte. Wer außerhalb jener bannenden Wirkung stand, glaubte daher trotz aller Bewunderung für Jean Pauls Genius auch nicht an die nachhaltige Dauer dessen, was er schuf. Jens Baggesen urtheilte über den Titan: es fehle ihm nicht an echt Jean Paul'schen d. h. überhimmlischen Sonnen- und Wolkenblitzen, allein dieselben wurden beeinträchtigt durch „gar zu auffallende Wiederholungen, schläfrige Raisonnements, überspannte Empfindungen und gesuchte Bilder und Gedankenverknüpfungen" Jean Paul besitze überschwängliche Einbildungskraft, unerschöpflichen Witz, überströmende Fülle der Empfindung und reichen Vorrath des Gedächtnisses. Allein wenn er fortfahre auf diese Weise alle Mittel der Kunst zu verachten, werde trotz seinem ganzen allmächtigen Genie kein einziges Werk von ihm zur Unsterblichkeit gelangen. Jean Paul war über dieses Urtheil eines entschiedenen Verehrers von ihm sehr erbittert, allein die Jetztzeit wird kaum geneigt sein demselben zu widersprechen, sie wird in dem wesentlichsten Punkt ihm vielmehr beipflichten müssen.

Wir sind also auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtung, auf den Stil, als das Hauptmotiv zurückgeführt worden, weshalb Jean Paul so schnell seine Beliebtheit eingebüßt hat, so schnell trotz der jugendlichen Fülle seines Gemüthslebens, die grade ihn in so wunderbarem Maaße auszeichnete, gewissermaßen erkaltet ist. Daß noch andere Motive, die in der allgemeinen Zeitrichtung gelegen sind, an diesem Ver-

alten mitwirken, hat natürlich nicht in Abrede gestellt werden sollen. Ich wollte nur zu zeigen versuchen, daß des Dichters außerordentliche Popularität auch trotz seines Stils recht gut möglich und erklärlich war, weil sie zum großen Theil nicht von der Wirkungsweise der lebenden Person zu trennen ist und daß es daher auch nichts absonderlich Verwunderliches bietet, wenn wir dieselbe mit jedem Jahrzehnt nach seinem Tode mehr und mehr in Wegfall kommen sehen. Die Nachwirkung des gewaltigen Einflusses, den Jean Paul sich lebend erworben, dauert ungefähr noch 20—25 Jahre nach seinem Tode und erlischt alsdann fast vollständig. Von unserer jungen Generation ist kaum einer unter hunderten in dem Dichter des Hesperus und des Siebenkäs auch nur noch oberflächlich bewandert.

Ist denn nun aber Jean Paul für die Gegenwart völlig gestorben? Läßt er sich etwa wiedererwecken oder hat ein solcher Wiedererweckungsversuch keine Aussicht auf Erfolg? Ist es zwecklos ihn zu unternehmen? Börne verhieß in seiner Todtenklage Jean Paul eine Auferstehung, die aber erst dem nächsten Jahrhundert sichtbar werden und ihm Frucht bringen werde. „Ein Stern ist untergegangen", sagte er, „und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen bevor er wieder erscheint, denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig den willkommen von dem trauernde Väter einst weinend geschieden." Lassen wir diese Vorhersage auf sich beruhen und wenden wir uns zu einem neuesten Versuch, der mit ernsthafter Absicht und mit einem höchst anerkennenswerthen Fleiß in der Ausführung gemacht worden ist, um Jean Paul der Gegenwart wieder näher zu rücken, um „das objective endgültige Verständniß des Dichters zu fördern." Es ist dies das in der Ueberschrift bereits erwähnte ziemlich umfangreiche Werk von Dr. Paul Nerrlich: Jean Paul und seine Zeitgenossen. Ich komme weiterhin auf die Behandlung, die der Verfasser seinem Gegenstand gegeben, eingehender zu sprechen und möchte mich vorläufig nur mit einigen Ausführungen in seiner „Schlußbetrachtung" auseinandersetzen. „Unsere ganze Zeit", sagt derselbe, „ist immer noch zu sehr in der Goethe'schen Ueberschätzung des Alterthums befangen, daher auch die Abkehr derselben von Jean Paul. Die bereits mit der Reformation, diesem Anfang vom Ende des Christenthums, beginnende Hinneigung zur antiken Welt war historisch als Reaction gegen den einseitigen Spiritualismus des Christenthums nothwendig. Jetzt aber hat diese Reaction ihre Dienste geleistet und es ist wieder eine Reaction gegen die Reaction nöthig d. h. eine tiefere Auffassung vom Wesen des Christenthums. Die Weltanschauung unserer großen Philosophen, wonach der menschliche Geist frei und autonom ist, wird nicht eher ein Gemeingut unserer Nation werden, als bis das Christenthum von derselben richtig erkannt ist. Nur der befreit sich vom Christenthum, der dasselbe versteht." Der Verfasser wendet sich dann weiterhin gegen die sogenannten Freisinnigen, die „Halben" die das Christenthum verflachten und seine schlimmsten Feinde seien. Er hält diesen, die sich immer noch für Christen halten und ausgeben, obgleich sie fast den gesammten dogmatischen Inhalt des Christenthums Preis geben, entgegen daß das Christenthum nicht in der Ethik oder im „Leben" gipfele, sondern wesentlich „Lehre" sei, eine Weltanschauung, eine Metaphysik, eine

Spekulation über Anfang und Ziel alles Existirenden und als solche sich ebenso vom Alterthum wie von der neuen Zeit unterscheide. Mit diesen Sätzen, von denen mir nur der letzte den metaphysischen Character des Christenthums etwas zu nachdrücklich in den Vordergrund zu stellen scheint, kann ich im Ganzen übereinstimmen, ohne daß ich gleichwohl von ihnen aus eine Brücke zu Jean Paul zu schlagen wüßte.

In welcher Weise wir auch die religiöse Seite dieses Dichters auffassen mögen, wir können nicht anders als anerkennen, daß sie den Dualismus auf's innigste in sich hegt und trägt. Den Dualismus — zwar nicht in dem altchristlichen Sinn eines schroffen Gegensatzes und unversöhnlicher Zwiespältigkeit zwischen dem Diesseits, das insgesammt verwerflich und dem Jenseits, das auserlesen ist, aber doch in dem Sinn, daß der Mensch durch eine erhabene jenseitige Bestimmung aus dem „Sackgäßchen in der großen Stadt Gottes," welches die Erde ist, in persönlicher Fortdauer zu einer viel höheren Entwicklung mit endloser Perspective geführt werde. Nur wer diesen Standpunkt einnimmt, gilt Jean Paul als wahrer Mensch und hat unter Umständen, je nach der Fülle seiner sonstigen Geistesgaben und seiner seelischen Beschaffenheit, Anspruch darauf zu den großen und erhabenen Naturen wie seine Emanuel und Dahore uud Klotilde gerechnet zu werden. Er setzt ausdrücklich (im Hesperus) der idealen Gestalt Viktors Mathieu entgegen, „der keine zweite Welt und keinen dafür organisirten inneren Menschen annahm." Wir können ferner nicht anders als anerkennen, daß Jean Paul sich der überschwenglichen Wundermacht des Gemüthes, welche in der christlichen Religion die hervorragendste wenn auch meines Erachtens nicht gerade die vornehmste Rolle spielt, sich gewissermaßen mit wohllüstiger Begeisterung gefangen giebt, daß sie es ist, die ihn auf dem mächtigen Flügelpaar seiner reichen Phantasie in die ideale Region seiner religiösen Visionen und aller Schätze, die er dort vor uns ausbreitet, emporträgt.

Jean Paul hatte — und das ist, was mir an ihm wie an jedem anderen Menschen hochbedeutungsvoll erscheint — das feine Gehör für jenen ehrfurchttönenden, ernsten und erhebenden Klang, der uns geheimnißvoll umfängt, sobald wir uns im Verhältniß zu dem uns unendlich überragenden Weltganzen fühlen, sobald wir uns als kosmische und nicht blos als irdische Wesen in einer local abgesonderten Begrenzung wissen, sobald wir den Blick hinausrichten auf das, was vor uns war und nach uns bleibt, was uns trägt und wiederum auch von uns im Prozeß des Werdens und Entstehens getragen und erhalten wird. Wenn grade in unserer Zeit jener andachtgebietende Ton dem Menschenohr mehr und mehr verklingt, so könnte man schon aus diesem Grunde unseren Dichter vielleicht für besonders berufen halten das Predigtamt an unserer Zeit zu üben. Und auch nach einer andern Richtung steht er uns, wie ich gerne zugebe, nah', nämlich in der Anerkennung der Würde und Bedeutung der Lebenserscheinung an sich. Es ist in unserem Sinn gesprochen, wenn er irgendwo in der „Levana" sagt: „Wo Religion ist, werden Menschen geliebt und Thiere und alles All. Jedes Leben ist ja ein beweglicher Tempel des Unendlichen." Aber wie sehr wir uns auch hier auf gleichem Boden mit dem Dichter fühlen, jener

Grundzug des Dualismus, von dem ich sprach, jene Gestaltung einer Weltanschauung im Sinn der Allmacht des religiösen Wunschverlangens trennt uns doch weiter als uns die Berührungspunkte einander nähern. Ich für mein Theil vermag mich in Strahlen, die so stark durch das theistisch-christliche Prisma gebrochen sind, weder recht eigentlich zu wärmen noch zu sonnen noch sind sie mir ein Quell des Lichts. Und ich meine, wenn ein Kind unserer Tage, die ja doch auch ihr lebendiges Anrecht auf Beachtung haben, bei einem Dichter Erbauung im Sinn der neueren Anschauung sucht, so wird er noch eher nach Paul Heyse's „Kinder der Welt" greifen und dort das ihm Gemäße finden als nach dem „Hesperus" und dem „Titan".

Der Verfasser hat noch einen andern Punkt berührt, nämlich daß wir noch immer zu sehr in der Goetheschen Ueberschätzung des Alterthums befangen seien. Allein wenn dem so wäre, erwächst uns daraus wohl eine irgend ernsthaft zu nehmende Gefahr? Mich dünkt, wenn auf irgend etwas der Spruch Anwendung findet: „es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen", so ist es auf unser Verhältniß zum Alterthum. Den modernen Menschen vermögen wir doch nicht auszuziehen. Er behauptet sich zu Recht und leider auch zu Unrecht, mit seinem unendlich bereicherten geistigen Inhalt und seiner Zersplitterung. Die „Reaktion gegen die Reaktion", das Correctiv gegen eine etwa zu weit treibende Hinneigung zur antiken Welt liegt in unserer Stellung. Jeder Versuch uns umfassend antikisiren zu wollen mißräth und ist von jeher mißrathen. Was eine Metamorphose werden sollte wird ein Costümwechsel. Die Außenseite deckt die Toga, im Innern pulst der Herzschlag der modernen Zeit, vorausgesetzt daß wir nicht die leere Schablone vor uns haben, der es an einem aus dem Innersten kommenden Herzschlag überhaupt fehlt. In einem Punkt nimmt unsere Hinneigung zur antiken Welt in neuerer Zeit allerdings beinahe gefährliche Proportionen an, nur daß dieselbe grade da einsetzt, wo das Alterthum seine Classicität eingebüßt hat. Die Zeiten des Verfalls und der Entartung sehen sich überall verzweifelt ähnlich. Wie könnte es auch anders sein, da sich darin doch nur das Gesetz abspiegelt, wonach der Fäulnißprozeß die individuelle Verschiedenartigkeit der Lebenserscheinung bis zur Unkenntlichkeit aufhebt. Es ist gewiß typisch für unsere Zeit oder wenigstens für eine gewisse morbide Empfänglichkeit derselben, daß der Nero wie der Ansteckungsstoff einer moralischen Lustseuche unter uns grassirt. Vielleicht ist übrigens auch dies nur eine Etappe und wir werden unsere Dichter und Maler nächstens beim Heliogabal oder einer verwandten Größe anlangen sehen. Denn da es sich bei all' diesen Vorgängen im Wesentlichen nur um Orgien, nur um die Befriedigung einer gewissen erregungswüthigen Nervengereiztheit handelt, so kann bei der Auswahl des Stoffes noch weit über Nero hinausgegriffen werden. Es kommt eben nur auf den kühnen Griff und eine gewisse Meisterschaft in der Technik an, um damit Sensation zu erregen, die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln und einen zeitweisen Erfolg bis zur Höhe eines Triumphes zu erleben. Diese Hinneigung zur antiken Welt, die in der Gegenwart gelegen, hat nichts mit derjenigen zu thun, welche der Verfasser meint, sie ist im Gegentheil das Widerspiel derselben. Sie kann aber eben als solches

vielleicht beweisen, daß die Gefahr einer einseitigen Ueberschätzung des Alterthums in seiner classischen Zeit und Bedeutung uns überhaupt nicht allzu nah' gelegen ist.

Nach dem bisher Vorgebrachten könnte es nun fast erscheinen, als ob ich die von dem Verfasser auf seinen Stoff verwendete Mühewaltung, die, wie schon bemerkt, eine sehr bedeutende ist, für übel angebracht und mehr oder weniger überflüssige hielte. Ich bin dieser Ansicht aber gar nicht, halte seine Arbeit vielmehr für höchst dankens- und lesenswerth. Es hängt dies zum Theil mit der Behandlung des Stoffs, zum Theil mit der Bedeutung, die Jean Paul trotz aller Einwände und Abzüge dauernd zukommt, zusammen. Was die Behandlung betrifft, so hat der Verfasser ungedruckte Quellen, namentlich den noch nicht zur Veröffentlichung gelangten schriftlichen Nachlaß des Dichters zwar nicht benutzen können, dagegen aber das gedruckte Material so vollständig und gewissenhaft benutzt, wie es wohl selten geschieht und damit einen ganz erheblichen Beitrag zur Literaturgeschichte sowohl wie zur Kenntniß des Dichters und seiner Stellung in der Zeit geliefert. Das ganze Buch zerfällt in drei größere Abschnitte, welche Jean Paul's Verhältniß zur Gesellschaft, zu den Dichtern und den Gelehrten seiner Zeit uns vorführen. In dem ersten Abschnitt wird über des Dichters häufig wechselnde Wohnplätze und die daraus hervorgegangenen Beziehungen, über seine Reisen und sein Verhältniß zu den Frauen, in dem zweiten über Jean Paul's Verhältniß zu den Dichtern vor Goethe und dem Weimarer Kreis, zu den Romantikern, den jüngeren Dichtern und dem Ausland berichtet, der dritte gliedert den Stoff, indem er Jean Pauls Stellung zu den Historikern, Philologen und Naturforschern, den Philosophen und den Zeitschriften und Literaturgeschichten gesondert behandelt. Eine vorausgeschickte Einleitung: „Jean Paul und die Gegenwart" orientirt uns über die meistens höchst abweichende, zum Theil sich direct widersprechende Würdigung, die Jean Paul von den Aesthetikern und Kritikern der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit zu Theil geworden und eine Schlußbetrachtung zieht diejenigen Folgerungen in Bezug auf die Gegenwart, welche dem Verfasser nach seinem eigenen Standpunkt als die richtigen erscheinen. Einiges von dem Inhalt derselben ist bereits auf den vorstehenden Seiten angedeutet worden.

Den auf diese Weise umfassend und übersichtlich gruppirten Stoff hat der Verfasser nun im strengsten Anschluß an die Quellen, mit fortlaufender wörtlicher Citation aus denselben bearbeitet. Es läßt sich nicht läugnen, daß dadurch weniger ein ausgeführtes Bild entsteht als gewissermaßen der Umriß und die Anleitung ein solches zu entwerfen. Die malerische Wirkung, die ein Gemälde von „Jean Paul und seinen Zeitgenossen" haben könnte, leidet, die historische Treue aber gewinnt. Denn wenn ich auch nicht unbedingt und für alle Fälle Feuerbach beistimmen möchte, wenn er in der Einleitung zu der Biographie seines Vaters sagt: „Mögen die Herren Historiker sich noch so sehr mit ihrer Objectivität brüsten — es giebt nur eine, nämlich auf das eigne Wort zu verzichten und den Gegenstand reden zu lassen; es vertritt sich Jeder selbst am besten," — so läßt sich eine gewisse Gültigkeit dieses Ausspruchs für die Durch-

schnittszahl der Fälle doch kaum bestreiten. Wie der Verfasser das ihm vorliegende Material verwerthet hat, ist aus der Benutzung der Quellen, die er mit größtem Fleiß und competenter Sachkenntniß herangezogen, eine neue Quellenschrift entstanden und gerade darin scheint er mir einem wahren Bedürfniß unserer wissenschaftlichen Arbeit entsprochen zu haben. Dieses Bedürfniß ist darum nicht minder vorhanden, weil es in weiten Kreisen der Gebildeten verhältnißmäßig vielleicht nur schwach empfunden wird und es wurzelt dasselbe einerseits in dem außerordentlich reichen Material unserer Memoiren- und Correspondenz-Literatur, andererseits in dem wenig befriedigenden Zustand unserer literargeschichtlichen Arbeit.

Was diese anlangt, — es wird wenige Kenner dessen was bei uns auf literar- und culturgeschichtlichem Gebiet geleistet, resp. gesündigt wird, geben, welche nicht der Ansicht beipflichteten, daß daselbst in sehr vielen Fällen ein literarischer Industriebetrieb ausgeübt wird auf den das Reulcaux'sche Anathem der Unsolidität ebenfalls in hohem Maaße Anwendung findet. Die Gründe, warum dem so ist, im Einzelnen zu entwickeln dürfte hier zu weit führen. Im Allgemeinen ist leicht einzusehen, daß der fast unübersehbare durch seine Fülle erdrückende Stoff, den die Literaturgeschichte zu bewältigen hat, für den auf diesem Gebiet thätigen Arbeiter eine große Verlockung zur leichtfertigen Schriftstellerei in sich schließt, zumal die kritische Controle über das Ganze hier immer auf's Aeußerste erschwert ist. Es ist verhältnißmäßig leicht als literargeschichtlicher Gelehrter zu glänzen, unendlich schwer allerdings einer zu sein. Die dreiste Behauptung des Scheins einer intimen Kenntniß alles dessen, was in solchen bändereichen Werken vorgetragen und berührt wird, begründet die Vermuthung eines Wissens von staunenswerthem Umfang. Hat der Verfasser noch genügend Erfindungsgabe und Scharfsinn, um einige perspectivische Durchblicke in großen Zügen zu entwerfen, kühne Parallelen zu ziehen und oberflächliche Aehnlichkeiten und Contraste zu einem Gesammtgemälde der geistigen Entwicklung der Menschheit zu verweben, so ist das „epochenmachende" Werk fertig und die Bedeutung und das Ansehen des „Literarhistorikers" fast unanfechtbar sicher gestellt. Wie wenig Anfechtungen im Ganzen ins Gewicht fallen, davon ist das zähe schriftstellerische Renommee des Literarhistorikers Herrn Julian Schmidt gewiß ein sehr schlagender Beleg. Ich erinnere hier nur an einen Punkt, den ich in meinen „gesammelten Aufsätzen" (Gegen den Strom. Hannover, Rümpler. 1877) nachgewiesen, an die gänzlich schiefe, auf einer vollständigen Unkenntniß beruhende dabei aber dictatorisch absprechende und mit größter Sicherheit vorgetragene Würdigung und philosophische Characteristik von L. Feuerbach. So etwas schleppt sich durch viele Auflagen durch, es bildet den Ausgangspunkt von allerhand geistreich schillernden Reflexionen und Speculationen, die Bewunderung der Unkundigen, das Entsetzen der Kundigen. Und Herr Julian Schmidt ist nur Einer von Vielen!

Der üble Stand dessen, was man seit den Tagen von Gervinus, dem mancherlei nachgesagt werden kann, Unsolidität aber nicht vorzurücken war, Literaturgeschichte zu nennen sich gewöhnt hat wird durch einen Umstand noch vermehrt. Die Nachfrage ist grade nach dem Artikel: „Literaturgeschichte" bei uns ungewöhnlich stark. Die meisten dahin gehörigen

Werke erleben mehrere Auflagen und dies macht das ganze zu einem Art Speculationsobjekt, wobei, wie in der Regel, die wissenschaftliche Gediegenheit in den Hintergrund gedrängt wird. Aber abgesehen davon, liegt wie ich bereits zugegeben, ein wirklicher Erschwerungsgrund in der übertriebenen Stoffmenge, die durch immer neue Publikationen anschwellend der literargeschichtlichen Arbeit zugeführt wird und die der gewissenhafteste Fleiß nicht mehr seinem vollen Umfang nach zu bemeistern vermag. Man bedenke, daß eine ganze Bibliothek allein aus den veröffentlichten Correspondenzen zusammengestellt werden könnte, die aus unserer großen Literaturperiode herstammend, in den letzten 10—15 Jahren an das Tageslicht getreten sind. Ihnen reihen sich die Memoiren und Denkwürdigkeiten geistesverwandter Größen und Zeitgenossen an — kaum ist ein Einzelner noch im Stande durch das ungeheure Material seinen Weg zu finden und es zu sichten, geschweige denn es zu beherrschen. Hier ist nun in der That nur Rath zu schaffen durch Schriften, welche in einer so eigenthümlichen Weise wie die Nerrlich'sche ihre Aufgabe anfassen und durchführen. Indem sie alle auf eine hervorragende Persönlichkeit bezüglichen Briefstellen, Urtheile, Aussprüche, u. s. w. sowie die dieser Person selbst in Wechselwirkung mit ihrer Umgebung sammeln und nach einem vernünftigen Plan vertheilt ordnen, entsteht von selbst eine Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, es wird Ordnung in eine chaotische Masse geschafft und diese selbst in ein Formelement umgebildet, die mit leichter Mühe unserem Bildungsprozeß sich organisch einverleiben läßt.

Freilich wenn diese ganze umfangreiche und äußerst mühevolle Arbeit einem Schriftsteller gölte, den man mit Recht als antiquirt bezeichnen und ablehnen könnte, so würde ich doch sagen: Schade drum, wer gewinnt bei diesem Ausgraben eines Verstorbenen, wem nützen alle diese Spatenstiche? Aber so steht die Sache mit Jean Paul doch nicht und auch dafür, daß er diesem unter uns allerdings sehr verbreiteten Vorurtheil durch seine Arbeit nachdrücklich entgegengetreten, gebührt dem Verfasser voller Dank und Anerkennung. Jean Paul ist, — um einen Ausspruch Vischers zu citiren — „eine historisch merkwürdige integrirend in den Gang unserer Literatur sich einfügende Gestalt." Wir mögen ihn getrost zu den Klassikern unserer Nation rechnen. War er es nicht in dem Sinn einer den höchsten Kunstzwecken Rechnung tragenden Ausgleichung von Form und Gehalt, so war er es doch in dem anderen, daß er gewissen Seiten, und nicht den schlechtesten, im Empfindungsleben seines Volkes den prägnantesten Ausdruck verliehen hat. Nach drei Richtungen ist diese Original-Wirknng unzweifelhaft und unantastbar, wie mir scheint, vorhanden. Die eine liegt in dem typischen Ausdruck den er für die Stimmung des Jünglingsalters und das in ihm emporquellende Empfindungsleben geschaffen hat. Selbst eine Jean Paul im Ganzen so unsympathisch gestimmte Natur wie Gervinus anerkannte, daß hier ein ganz unvergleichlicher, einziger Werth des Dichters liege, daß er hier geleistet habe was keiner vor ihm leistete und daß er den Menschen in jener Periode des Lebens kannte wie ihn vielleicht nie wieder Jemand gekannt habe. „Das dunkle Gedankenleben dieser Troubadourzeit im Menschenleben zu belauschen," sagt Gervinus in Bezug auf die „Flegeljahre" — und was darüber zu

sagen ist, läßt sich nicht besser ausdrücken —, „die unendlich rührenden Thorheiten, die in diesen Jahren den Kopf durchfliegen, aufzudecken, das kleine Glück der Seele so endlos groß zu schildern, wie es in dieser genügsamen Periode des Menschen ist, den Jugendträumen, der Atmosphäre von Heimat, von Vaterhaus und vom Spielraum der Kindheit und Allem was daran hängt so zarte und wahre Züge zu leihen, die schrankenlose Gutmüthigkeit, Liebe, Sanftheit, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens, den Reichthum eines Tages dieser durch Phantasie reichen Zeit abzubilden, die stillen sanften Empfindungen des „Sonntagsheimweh's" zu entfalten, dies Alles ist von Niemandem und nirgends so geleistet worden wie hier."

Die andere Richtung, in welcher Jean Paul an eine tiefinnerste Saite im deutschen Volksgemüth gerührt, liegt da, wo seine Natur sich froh und friedlich in das engste Behagen der Idylle zurückzog und dort ein glückliches sonnengoldiges Heim poetisch verklärte. Die Stimmung eines sympathischen Zugs nach dieser Richtung wird schwerlich je ganz unter uns ersterben, wie viel Abbruch ihm auch die rauhe Noth der Zeit bereitet und wie sehr auch ein ernsterer Sinn sich das Ueberwuchern solcher Stimmung selbst verwehrt. Bekannt ist die für Jean Paul so characteristische Stelle aus der Vorrede zu Quintus Fixlein, welche lautet: „Ich konnte nie mehr als drei Wege glücklicher zu werden auskundschaften, der erste, der in die Höhe zieht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinaus zu dringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von Weitem unter seinen Füßen wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: grade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in die Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest herussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der mit den beiden andern zu wechseln."

Diese Stelle paßt auf die Gegenwart nur schlecht, denn wir kennen und anerkennen ja noch einen dritten, in der Mitte liegenden Weg, auf welchem der Mensch in thätiger Antheilnahme für die Zwecke des öffentlichen Lebens ein Glück sucht und sich erschafft, aber trotzdem — das deutsche Volksgemüth wird das poetische Erbtheil sich im Engen einfriedigen zu können und in der Beschränkung eine Welt zu hegen, nicht wie Flitter von sich abzustreifen vermögen. Es bewahrt sich die Gabe auch für den zweiten Weg, auf den der Dichter hinweist und ohne sich ernsteren Anforderungen weichlich zu versagen, ist es doch auch im Stande, wenn es sein muß oder kann, wie eine Lerche „grade herabzufallen ins Gärtchen und sich da einheimisch in die Furche einzunisten." In dieser Beziehung ist die Continuität zwischen uns und Jean Paul nicht aufgehoben und während wir mit den „erhabenen" Menschen, die hier nur „2½ Minute haben, eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben" in der That keinen Zusammenhang mehr haben, werden die Wuz und Fixlein wohl immer mit einigen Fasern in unserer Sinnesweise festgewurzelt haften. Die dritte Richtung seines poetischen Schaffens, die Jean Paul eine national-classische Bedeutung anweist, liegt in seiner Verwandtschaft

mit dem musikalischen Grundzug unserer Nation. Denn Jean Paul war gewissermaßen ein Tonmeister. Er setzte zwar nicht Worte in Musik, wohl aber Musik in Worte um. Die reiche Empfindung, die sein Genius in geistiger Berührung mit dem Weltall, emporgehoben zu den leuchtenden Sternenwelten und durchschauert von dem Gefühl des Ueberragenden davontrug, faßte er in Worte, er erweiterte die Prosaform der Rede, die solcher Erweiterung so unzugänglich scheint, zur Symphonie und was er in dieser Beziehung geleistet, nimmt nach meiner Schätzung eine sehr hohe Rangstufe ein und besitzt einen unvergänglichen Werth. So erblicken wir den Dichter, auch wenn wir ihn aus der Beleuchtung rücken, in die ihn eine enthusiastisch-blinde Vergötterung versetzte, doch in hochbedeutsamen, entscheidenden Punkten eng verflochten mit dem, was bleibend und grundzüglich in unserer Nation lebt. Keiner, der in unserer Nationalliteratur mit tieferem Verständniß, mit Herz und Sinn heimisch sein will — was uns Einheimischen doch wohl am wenigsten erlassen werden kann — wird an der großen Dichtergestalt Jean Paul's achselzuckend oder theilnahmslos vorübergehen dürfen. Wir können Vieles an ihm streichen und doch werden wir noch immer die Fülle des Reichthums haben und wo uns der Künstler im Stich läßt wird gleichwohl Etwas bleiben das unsere Liebe erzwingt: Der Mensch Jean Paul und sein warmes Herz. Es bleibt wahr, was Gottfr. Keller begeistert über diese Seite seines Wesens sagte: „Mag die wandelbare Welt in ihrer Vergänglichkeit Jean Paul zu dem alten Eisen werfen, mag ich selbst dereinst noch meinen und glauben, was es immer sei: ihn werde ich nie verleugnen so lange mein Herz nicht vertrocknet. Denn dieses ist der Unterschied zwischen ihm und den anderen Helden und Königen des Geistes. Bei diesen ist man vornehm zu Gaste und geht umher in reichem Saale wohl bewirthet doch immer als Gast, bei ihm aber liegt man an einem Bruderherzen!“

Pariser Briefe.

VIII.

Paris, 2. April. Nachdem sich ein Stück Papier zwischen Rußland und die Türkei geschoben hat, ist ja nun der Weltfriede wieder auf einige Wochen gesichert. Auf Monate hinaus wagt wohl keiner der Unterzeichner des Londoner Protokolls sich für die Ruhe zu verbürgen. Allerseits gesteht man ein, daß das Protokoll eine Lücke enthält: die Entwaffnungsfrage, und die Diplomaten finden, daß diese Lücke noch der genialste Theil ihres Werkes ist, für den sie besonderes Lob verdienen. Man muß gestehen, daß sie mit der Weglassung der wichtigsten Frage aus ihrer neuesten Abmachung ganz ihren Traditionen treu geblieben sind. Zwischen Sieger und Besiegten zogen sie stets nur das Facit des Erfolgs, stellten die Rechnung aus. Die Bestimmungen von Friedensverträgen sind daher in der Regel klar und bündig; der Diplomat stellt hier genau das Material zusammen, das ihm seine militärischen, juristischen und finanziellen Hülfsarbeiter an die Hand geben. Gilt es aber vor dem

Kampfe, den Kampf zu verhindern, so waren sie von jeher unfähig und versteckten ihre Unfähigkeit hinter einem geschäftigen Unterhandeln, welches sie, um ihre Ueberflüssigkeit nicht zu verrathen, in ein Scheinresultat ausmünden lassen. Alle Betheiligten unterzeichnen ein Schriftstück, aus dem man sorgfältig jedes Wort ausgemerzt hat, das irgend einem der Betheiligten nicht paßt. Da ist natürlich die Zweideutigkeit oberstes Gesetz, und was nicht gesagt wird, legt sich Jeder aus, wie er mag; das Ganze reduzirt sich auf eine Tautologie und die Pforten des Janustempels bleiben, entgegen dem französischen Sprüchwort, halboffen; hinterher bricht dann der Streit über die Auslegung des Orakels aus und führt gewöhnlich zum Kriege.

Ich fürchte, daß es auch dieses Mal wieder so gehen wird. Wenn Frieden bleibt, so geschieht dies jedenfalls trotz der Diplomatie, nicht durch sie. Das Verdienst der Friedensliebe Rußlands gebührt vielmehr offenbar der Bodenlosigkeit seiner Kasse. Der Wahlspruch der individuellen Wegelagerer: „Geld oder Tod!" gilt in der hohen Politik nicht; hier ist das Geld nicht die Antithese, sondern die Bedingung des Todes. Kein Geld, keine Kosaken, heißt es da. Fürst Gortschakoff mag es immerzu geschmackvoll finden, sich wie der Ajax der Operette von seinen Freunden mit Gewalt zurückhalten zu lassen, um nicht loszuschlagen; man weiß doch recht gut, welche Motive seine Kampflust gemäßigt haben. Nachdem die russische Regierung bei vierzig europäischen Bankiers vergeblich herumgeklopft hat, ist sie schließlich froh, die Münze für ihren fälligen Coupon von der Bank von Frankreich vorgestreckt zu bekommen. Wer sollte sich über diesen Strike des Capitals gegenüber einem so patenten Kriegsunternehmer nicht freuen? Wenn der Bankerott die Staaten zwingt, zu Hause zu bleiben, anstatt das Schlachtroß zu besteigen, so könnte uns das Schicksal der östlichsten Mächte beinahe zu einem: Vivat sequens! verleiten. Also nicht „Geld her!" ist die wahre Friedensbürgschaft, wie der neue Perikles von der blasentreibenden Spree versichert, sondern im Gegentheil: „Kein Geld her!"

Nun hört man freilich, daß Rußland einen Friedens- und Abrüstungspump im Schilde führt, und es wäre nicht unmöglich, daß die Börsen auf diesen Köder anbissen und gleichsam in dritter Lesung bewilligten, was sie zweimal abgelehnt haben. Man hat ihm ja diese Naivetät oft genug vorgemacht. Die Würfel liegen also nicht in den Händen der Diplomatie, sondern in denen der hohen Finanz, der die Million europäischer Rentiers blindlings folgt. Die industrielle und Handelskrisis, an der unser ganzer Continent laborirt, legt die Anlage der flüssigen Fonds in Staatsanleihen noch besonders nahe, und schließlich decken ja die verlockenden Blumen vortheilhafter Emissionsbedingungen den häßlichen Abgrund des Risicos zu. Ich traue also dem Landfrieden nicht, so lange die russischen Reserven nicht bis auf den letzten Mann entlassen und die Linientruppen in ihre Garnisonen zurückgekehrt sind.

Meine letzte Correspondenz (Nr. 10 d. Bl.), in der ich über die seit 1871 wesentlich erhöhte Vertheidigungsfähigkeit von Paris sprach, hat die unverdiente Ehre gehabt, in einigen Offiziersblättern erwähnt oder abgedruckt zu werden. Ich fühle mich sehr geschmeichelt; aber warum unterstellt mir eines dieser Blätter, ich hätte die „Schlagfertigkeit Frankreichs" hervorheben wollen?

Daß man, um ſich gut zu vertheidigen, im Stande ſein müſſe, leicht über ſeinen Nachbar herzufallen, das iſt eine Theorie, die ich den Strategen vom Kaliber des Herrn Thiers überlaſſe; ich halte mich an den alten Buffon, nach welchem die einen Thiere Vertheidigungsmittel, die andern aber Angriffswaffen haben je nachdem ſie im Staatshaushalte der Natur als Arbeiter oder als Raubthiere functioniren. Ein Volk, das ſich darauf einrichtet, Andere anzugreifen, muß nothwendig ſeine eigene Sicherheit einbüßen. Ich habe die Ueberzeugung, daß heute Paris, von einer Million Soldaten umlagert, nicht mehr, wie 1870, ein Igel, ſondern ein Knüppel aus dem Sack ſein würde, und ich habe noch lange nicht Alles geſagt, was dieſe Meinung rechtfertigt; aber andererſeits bin ich ebenſo überzeugt, daß die Angriffsfähigkeit Frankreichs oder ſeine Schlagfertigkeit, wie man ſich ausgedrückt hat, erbärmlicher iſt als je. Ich will nur einen Punkt hervorheben. Das Kaiſerreich hielt 1870 nur in Paris und Lyon Garniſonen gegenüber der Eventualität einer Revolution für nöthig und fand dazu Vinoy mit 20,000 Mann hinreichend. Mac Mahon müßte ſich heute mit einem zehnfach ſtarken Heer den Rücken decken, und ſelbſt dieſes würde ihm nichts helfen.

Eine deutſche Zeitung fand in den Argumenten, mit denen ich auf die Schwierigkeiten eines wiederholten Bombardements von Paris hinwies, „ſchlechtverhehlte Schadenfreude". Dieſes Wort iſt von unbezahlbarer Naivität; es enthält das Eingeſtändniß, daß meine Zeilen jenem Collegen den ſchmerzlich ſüßen Ausruf entlockt haben: „Wie ſchade!" Solcher Gutmüthigkeit gegenüber will ich denn auch nicht ſo perfid ſein, meine Schadenfreude länger zu verhehlen.

Das Erbrecht vor dem Forum der Geſetzes-Reform.

(Fortſetzung.)

Denn indem der Erbe vom Geſetz gewiſſermaßen autoriſirt wird, die vermögensrechtliche Seite ſeiner Miſſion vorzugsweiſe zu urgiren und als die allein bedeutende aufzufaſſen, verliert er völlig den Charakter gemüthvoller und geiſtiger Befangenheit, die ihn veranlaſſen könnte, den Fußſtapfen des Verſtorbenen zu folgen, auch wenn dieſe nicht immer mit Gold und Silber ausgelegt ſind. Da iſt z. B. im Nachlaſſe ein zwar nicht ſehr werthvolles, aber immerhin noch wohlerhaltenes Bildniß der frühverſtorbenen Frau des Erblaſſers: der Erbe weiß unzweifelhaft, wie theuer dem Verſtorbenen gerade dieſes Beſitzthum war. Vielleicht findet ſich ſogar im Nachlaſſe eine ſchriftliche Bitte, das Porträt nicht zu verkaufen, ſondern als ein Familienſtück aufzubewahren, event. weiter zu vererben. Im Vollbewußtſein ſeiner Sendung findet der Erbe dieſe Bitte hyperſentimental. Das Geſetz verpflichtet ihn nicht zur Erfüllung derſelben. Kalt lächelnd betrachtet er den ſtarkvergoldeten Rahmen des Bildes und ſieht in der Ecke nach den Namen des Malers. „Zum Kunſtauktionator!" lautet die Ordre. Ein Gläubiger des Nachlaſſes, ein naher Geſchäftsfreund des Verſtorbenen kommt ihm zuvor. „Geben Sie mir das Stück. Ich nehme es zum Taxpreiſe mit 10 pCt. Zuſchlag an." — Die geſundeſte und zweckmäßigſte Geſtaltung bewahren die Erbſchaftsregulirungen

bei den Majoratsgütern ued in den bäuerlicheu Verhältniſſen. Hier findet ſich in der That jenes große Wort von der Fortſetzung der Perſönlichkeit in Uebereinſtimmung mit der lebendigen Wirklichkeit. Beſonders gilt dies für die norddeutſche Bauernſchaft. Der älteſte Sohn oder wenn dieſer noch nicht herangewachſen iſt, die Wittwe übernimmt das im Nachlaſſe vorhandene bewegliche und unbewegliche Vermögen und ſetzt die Bewirthſchaftung nach den unverbrüchlich feſtſtehenden Grundſätzen unſerer bäuerlichen Landes-Oekonomie fort ganz im Sinne deſſen, dem der Tod den Pflug aus der Hand genommen und der ſeinerſeits in gleicher Weiſe den Fußſtapfen ſeines Vorgängers gefolgt war. Hier alſo hat das Erbrecht eine wirkliche materielle Bedeutung, es iſt nicht eine auf Flaſchen gezogene juriſtiſche Weisheit, welche meiſtens zum Spott des Verſtorbenen und ſelten zur Ehre der Hinterbliebenen führt. Aber nothwendig, im ſtrengen logiſchen Sinne und praktiſchen Wortverſtande nothwendig, iſt auch in den angegebenen Fällen die Beerbung durch eine im Voraus beſtimmte Perſon nicht. Sie iſt nur im eminenten Sinne vortheilhaft für die Landwirthſchaft, für dieſen Urquell aller geſunden ſtaatlichen Exiſtenz. Wir müſſen froh ſein, daß der Bauer mit einer ſolchen Zähigkeit an den alten Urväter-Gewohnheiten feſthält, und daß ſich in jeder Bauernfamilie noch immer eine tüchtige Kraft findet, welche das mühevolle Werk übernimmt, dem ärmlichen Boden Früchte zu entlocken und für die Speiſung von Tauſenden zu ſorgen. Wir müſſen Gott hierfür danken, denn wenn wir keine gegenſeitige Beerbung unter dem Bauernſtande hätten, wo ſollten die Arbeiterkräfte für das ſo unendlich mühſame Tagewerk des Landmanns herkommen? Uebrigens könnte der Bauernſtand das Erbrecht, wie es die Juriſten conſtruirt haben, am eheſten entbehren. Denn nur in höchſt ſeltenen Fällen behält der Bauer die Führung der Wirthſchaft bis zu ſeinem Tode in Händen. Meiſtens entäußert er ſich derſelben ſchon bei Lebzeiten durch einen ſogenannten Altentheils-Vertrag, wodurch er ſeinem älteſten Sohne das geſammte vorhandene Grundvermögen nebſt ſämmtlichem Zubehör zum Allein-Eigenthum überläßt und ſich dafür ein lebenslängliches Ausgedinge aus der verkauften Nahrung reſervirt.

Wenn wir nun aber den Begriff des Erbrechts zerſtören, wenn wir dem fleißigen und ſtrebſamen Familienvater die Ausſicht benehmen, ſeinen nächſten Leibeserben einen geſicherten und wohlabgerundeten Beſitz zu hinterlaſſen, was wird die nothwendige Folge davon ſein? Eine allgemeine ökonomiſche Anarchie. Es wird Niemand mehr daran denken, Schätze aufzuhäufen, Capital anzuſammeln, Eigenthum zu erwerben, wenn er in völliger Ungewißheit lebt, für wen er eigentlich arbeitet und ſpart, oder wenn er gar weiß, daß dies der große Alles-Verſchlinger, der Staat, der Steuerfiscus iſt. Die reichen Leute werden von der Erde verſchwinden und es wird Niemand ein Mehres zu erwerben ſuchen, als er für ſeinen eigenen und ſeiner Familie ſtandesgemäßen Unterhalt gerade gebraucht. Wer den Tod herannahen fühlt, der wird ſchnell ſein ganzes Vermögen unter ſeine nächſten Verwandten vertheilen oder er wird es lieber an den erſten beſten Bettler verſchenken, als daß er es dem Racker „Staat" in den Rachen wirft. — Nun, die eine Folge: Verminderung übermäßiger Capitalanhäufungen wäre ſicherlich

eine so erwünschte, daß schon aus diesem einzigen Grunde der Zerstörer des Erbrechts der Eröffner eines neuen Zeitalters genannt zu werden verdiente. Im Uebrigen aber kümmert es uns wenig, wie man in einem gewissen Lager über den Plan denkt, aus dem fremden Juristenrecht wahrhaftes, materielles, lebendig und wirkendes produktives Recht zu schaffen.

Unser Zweck war nachzuweisen, daß die Person des Erben, wie sie von unsern Juristen aufgefaßt wird und in den meisten Rechtsbüchern der civilisirten Völker als bezopftes Wunderkind herumspukt, eine vollkommen überflüssige, mitunter sehr kostspielige römisch-rechtliche Antiquität ist, die man besser in die Rumpelkammer wirft, als sie noch ferner durch die Jahrhunderte mitzuschleppen. Wir haben nachgewiesen, daß der Begriff der Universalsuccession nach zwei Seiten hin ein verfehlter ist, indem er ein Mal Verpflichtungen auferlegt, die selbst zum Ruin unschuldiger Personen führen können — der Erbe ohne Vorbehalt ist vor dieser Eventualität niemals sicher — und zweitens Rechte gibt, die zu schreienden Rechtsverletzungen führen können, da die Ausübung jener Rechte in vielen Fällen ohne oder sogar gegen den Willen des Erblassers als des eigentlich Berechtigten, geschehen können. — Was der Erbe leistet, kann eben so gut jede dritte, bei der s. g. Erbschaft ganz unbetheiligte Person leisten. Die Liquidation der Nachlaßmasse, die Vertheilung derselben unter diejenigen Personen, welche ein Recht, d. h. ein materielles Recht an dem Nachlasse haben, ist eine Sache, die jeder Curator besser und billiger besorgt, als die schwer zu vereinigende oft in alle Himmelsrichtungen zerstreute Gemeinschaft der Erben. Die Abwickelung, selbst eines verhältnißmäßig einfachen Nachlaßregulirungs-Verfahrens mit seinen Legitimationsbedingungen, seinen Tauf-, Trau- und Todtenscheinen (jetzt standesamtlichen Attesten), seinen Feststellungen der Aktiv- und Passivmasse, seinen Siegelungen und Entsiegelungen, seinem Aufgebot der unbekannten Erben, seinen Vertheilungsplänen, nachträglichen Vertheilungsplänen, Urkunden, Ausfertigungen, Acten, Versendungen, welch' ein Verbrauch von richterlichen, kalkulatorischen und kanzellirenden Kräften, welch' ein Aufwand von Papier, Zeit und Gehirnsubstanz! und alles das, um dem todten Gesetzesbuchstaben zu genügen und die Ansprüche eines Gespenstes zu befriedigen, während die Wirklichkeit leer ausgeht! —

Ehe wir nun in einem zweiten Theil unserer Abhandlung die Kritik der beiden Hauptfälle des subjectiven Erbrechts, des testamentarischen und des Intestat-Erbrechts unternehmen, sei es gestattet, auf eine Zwischenfrage, was denn an die Stelle des abgeschafften Erbrechts zu setzen sei, im Voraus eine Antwort zu ertheilen, da mancher Leser vielleicht über unsere anscheinend im radikalsten Sozialismus wurzelnden Grundgedanken bedenklich den Kopf geschüttelt haben wird. Unmöglich, wird jeder ruhige Bürger ausrufen, kann es auf dem Wege der rationellen Gesetzgebung jemals dahin kommen, daß der Sohn nicht seinen Vater und dieser nicht jenen beerbt, sondern daß unsre sauer erarbeiteten und aufgesparten Kapitalien, mit unserm Tode herrenloses Gut, Gegenstand der allgemeinen Besitzergreifung werden! Abgesehen von andern Eventualitäten, welche Niemand verbieten, über sein Vermögen unter Lebenden nach freiem Ermessen zu verfügen, würde ein auf

eine allgemeine Vertheilung des ganzen Nachlasses eines Verstorbenen lautende Forderung niemals die Billigung einer vernünftigen Rechtskritik finden. Die Rechtsgleichheit, die wir anstreben, ist ebenso wenig eine bedingungslose, als z. B. die Gleichheit, welche angeblich die Menschen aus der Hand der Natur empfangen haben. Aber ebenso wie unsere Erziehung in Schule und Haus dahin zielen soll, die Wirkungen der natürlichen Verschiedenheit der Menschen in Hinsicht ihrer Fähigkeiten zur Existenz möglichst auszugleichen und die Selbstständigkeit der Individuen, soviel wie möglich auf dasselbe Niveau zu heben, ebenso muß auch die Rechtsgesetzgebung die socialen Mächte, welche wie die Natur Feinde der Culturentwickelung sind (? Red.), durch kluge Abschleifung der Unterschiede und Gegensätze zu versöhnen suchen. Und das Feld, auf welchem die Versöhnung früher oder später stattfinden muß, wenn nicht die menschliche Gesellschaft zu Grunde gehen soll, sind die s. g. erworbenen Rechte.

Es wird sich also, bei Erlaß eines neuen Gesetzes über das Erbrecht, vorwiegend darum handeln, festzustellen: „Hat überhaupt Jemand auf den Nachlaß eines anderen ein wohlerworbenes Recht, welches unter allen Umständen respektirt werden muß, und an welches daher auch im öffentlichen Interesse nicht die Axt der Vernichtung gelegt werden darf?“ Aber darüber muß man sich von vornherein klar sein, daß der Gesichtspunkt der erworbenen Rechte einzig und allein ausschlaggebend sein darf für die Gesetzgebung des Zukunftstaates. Dieser Gesichtspunkt beruht in der allgemeinen Vernunft und nicht in einer zünftigen Juristenlogik. Der ersteren gegenüber wird das rothe Gespenst stets Gespenst bleiben; dagegen könnte es sich leicht in Fleisch und Blut verwandeln und mit gewaltigem Anhang in die Arena stürmen, wenn man länger als nothwendig, mit zeitgemäßen Reformen auf diesem sehr praktischen Rechtsgebiete zögern wollte.

In der Anwendung auf die Erbschaftsfrage heißt das erworbene Recht subjectives Erbrecht.

Die Juristen unterscheiden, wie bereits erwähnt, zwei Hauptfälle des subjectiven Erbrechts: 1) das Erbrecht auf Grund des vom Erblasser urkundlich ausgesprochenen letzten Willens, testamentarisches Erbrecht und 2) das Erbrecht derjenigen Personen, welche beim Mangel einer letztwilligen Anordnung durch das Gesetz zur Erbfolge berufen werden, wozu dann als besondere Klasse auch diejenigen gehören, welche selbst gegen testamentarische Bestimmung des Erblassers einen bestimmten Antheil vom Nachlasse zu verlangen haben. (Pflichttheils- oder Noth-Erben.)

(Forts. folgt.)

Neue Bücher.

Wieseler, K., Die deutsche Nationalität der kleinasiatischen Galater. Gütersloh, Bertelsmann. (1,60 M.)

Hoff, J. H., van't, Die Lagerung der Atome im Raume. Deutsch von F. Herrmann. Braunschweig. Vieweg. (2 M.)

Born, Steph. Nikolaus Lenau. Basel, Schweighauser. (80 Pf.)

Weber, M. M. v., Die Stellung der deutschen Techniker im staatl. und socialen Leben. Wien, Hartleben. (1 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung d. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 13. April 1877. Nr. 15.

Inhaltsverzeichniß: Ein Arbeiter-Manifest. — Die Eroberung Frankfurts. — Das Erbrecht vor dem Forum der Gesetzesreform III. — Neue Bücher.

Ein Arbeiter-Manifest.

Der Ausschuß des „Allg. Oesterr. Arbeitervereins" hat vor Einberufung des Jahreskongresses wie gewöhnlich sein Manifest erlassen. Mit Sicherheit und in ruhigem Tone, sehr wohl gesetzt, wer immer der Verfasser sei, tritt diese Thronrede an das Arbeiterparlament auf.

Der Kern des Manifestes ist der Gedanke, daß die Emancipation des dritten Standes, wie sie die französische Revolution von 1789 einführte, jetzt vollendet und überlebt sei, und daß eine neue Aera mit neuem Programm vor der Thür stehe. Die Verbindung, in welche dieser Gedanke mit den politischen Verhältnissen der Gegenwart und gradezu mit der orientalischen Frage gebracht wird, ist äußerst geschickt und zeugt von strenger Logik.

„Als nach den Erschütterungen der großen französischen Revolution der sociale Inhalt derselben eine bleibende Errungenschaft geworden war und die berühmte Koalition als Wiederherstellerin der „Ordnung" auftrat, da wurde Rußland die Führerschaft zuerkannt. Heute wo der mit der französischen Revolution eingeleitete Zeitabschnitt im Ablaufe begriffen ist, sehen wir abermals Rußland im Vordergrunde des europäischen Völkerkonzerts stehen. Das chauvinistische Frankreich träumt von der Allianz mit Rußland, und dieser Traum erlaubt es dem deutschen Kaiserreich nicht, die auf dem gemeinsamen Haß gegen die Revolution basirte, schon zur Zeit der heiligen Allianz bewährte Freundschaft mit Rußland zu vernachlässigen. Im Verein mit Italien und den slavischen Stämmen Oesterreichs wird Deutschland daher die österreichische Neutralität unterstützen."

Diesen letzten Satz verstehn wir nicht. Daß Deutschland zu Rußland hält, um den Magnetismus zwischen Chauvin und Kosak „hintanzuhalten", ist ein klarer, wohl zu begreifender Gedanke, daß aber Deutschland „im Bunde mit Italien" stehe, und zwar in der orientalischen Frage, ist bis jetzt ganz unerhört gewesen. Italien hat von Anfang der Verwicklung an bis zur letzten Anwesenheit Ignatieffs in Wien, wo ihm Graf Robilant in auffallendster Weise die Cour machte, russische Sympathieen an den Tag gelegt. Als es hieß, die Türkei werde getheilt, England werde sofort über Aegypten herfallen, der Suezkanal gehöre ihm schon: da wurde dem begehrlichen Italien aus der Ferne Tunis gezeigt, das sein Algerien werden sollte. Als Oesterreich später von seiner anfänglichen Verblendung zurückkam und die Löschung des slavischen Brandes an seinen Grän-

zen als erste Nothwendigkeit begriff: da züngelte der italienische Appetit nach dem Brenner hinauf und sprach vom Trentino, auch wohl von Dalmatien. Die italienische „Neutralität" war stets nur ein aufgezwungener Zustand, der transmontane Chauvin ließ sich zum Enterhaken wider Oesterreich gebrauchen.

Daß nun Italien „im Bunde" mit Deutschland „die österreichische Neutralität unterstützen" werde, ist ein Satz den gewiß Niemand versteht. Seine „Neutralität" kann Oesterreich allein aufrechterhalten, — es braucht nur nicht zu mobilisiren und Rußland gehen zu lassen, damit dieses sich den Weg nach Wien einstweilen absteckte. Die „Neutralität" Oesterreichs hat nur in sofern einen Sinn, als sie die russische Neutralität in türkischen Angelegenheiten zum Corollar, ja zur Bedingung hat. Ein Bund Deutschlands mit Italien zur Unterstützung der österreichischen Neutralität hätte also auch nur dann einen Sinn, wenn jene beiden Staaten auf Rußland drückten, daß dieses sich nicht von der Stelle bewegte.

Was endlich die „slavischen Stämme Oesterreichs" in dem deutsch-italienischen Bunde sollen, ist absolut dunkel. Die slavischen Stämme Oesterreichs gehören doch zur Habsburgischen Monarchie, können sich doch nicht mit fremden Mächten verbünden, den Fall der Revolution ausgenommen, wooon wir 1866 ein kleines Vorspiel hatten. Die „Unterstützung" Oesterreichs von Seiten Deutschlands und Italiens wäre nur dann eine solche zu nennen, wenn die „slavischen Stämme", trotz des Tumults in ihrer Nähe, trotz des „slavischen Brüderthums" und der russischen Befreiungen, in Ruhe und Gehorsam erhalten und in der Einsicht bestärkt würden, daß der Slave bis jetzt nirgends größere Freiheit — fast mehr als er ertragen kann — genießt, als unter österreichischem Scepter.

Es ist schade um diesen Passus des Manifestes, der nur Verwirrung bei minder Unterrichteten anrichten kann. Fast möchte man auf den Gedanken kommen, es liege eine unglückliche Uebersetzung aus einer fremden Sprache vor, worauf auch der Ausdruck „deutsches Empire" hinweist.

Nicht genug kann dagegen anerkannt werden, wie scharf und richtig die wahre Arbeiterpartei und ihre berechtigten Bestrebungen von Allem geschieden werden, was zwar dieselbe Flagge führt, unter dieser jedoch hin und wieder compromittirendes Piratenthum zu decken sucht.

„Die dem französischen Cäsarismus und dem russischen Despotismus entwachsenen antistaatlichen Doctrinen, welche in der sogenannten anarchischen Gruppe der Arbeiterbewegung eine Verkörperung erhielten, sind wissenschaftlich durch die hervorragendsten Vertreter der Arbeiterklasse und praktisch durch die Ereignisse widerlegt worden. In Belgien und Italien hat sich deßhalb ein totaler Umschwung in der Agitationsweise der Arbeiter vollzogen, und in Frankreich ist die sociale Bewegung in ein neues Stadium getreten indem man nach dem Beispiele Deutschlands und Oesterreichs zur Organisation einer selbständigen Arbeiterpartei schreitet."

Bravo! rufen wir. Es ist schon viel gesündigt worden durch fanatisches und zielloses Gebahren, durch phantastische, im Innern hohle Programme. Je ruhiger und gemäßigter, bei aller Festigkeit und Deutlichkeit des Programms, die Arbeiter vorgehen, um so gewisser nähern sie sich dem Ziele, um so größer wird der Abfall

zu ihm werden, um so einleuchtender wird der Satz des Manifestes: „Wir vertreten keine Sonderinteressen, keine Privilegien, wir vertreten die Sache der Menschheit."

Noch notiren wir die folgende Zurückweisung:

„In Rußland rührt sich wohl ein oppositioneller Geist; derselbe hat aber, jede Gemeinschaft mit der modernen socialen Bewegung entbehrend, noch keineswegs die Volksmassen ergriffen und äußert sich bis jetzt nur in sinnlosen Verschwörungen."

Das ist wahr, aber man gestatte uns eine kurze nähere Erklärung. In Rußland ist durch den hochweisen Beschluß des Czarenthums und seiner Paladine jede Opposition mit dem Bann belegt. Alle Oppositionen sind dort gleich verhaßt und verfolgt, die Aufrührer werden ohne Ansehen des Programms und der Schattirung alle in denselben dunkeln Polizeisack gesteckt, der mit einer stupenden „Gleichheit vor dem Gesetz" auf die Kibitke geladen und erst in Sibirien ausgeschüttet wird. Daher die sonst unverständliche Verbindung zwischen Offizieren, Professoren, Beamten, Adligen mit dem Popen und dem Mudschick. Alles rebellirt chaotisch gegen den Einen unerträglichen Druck von Oben: Die Gewalt besitzt und verlangt Alles, man antwortet ihr mit: Nichts, Nihil. Sieht sich die Regierung in Folge des gegenwärtigen Heeres-Aufgebots, aus dem der Krieg entstehen muß, zu irgend einer politischen Concession im Innern gezwungen, gibt sie nach dem Muster der barbarischen Türkei einen Reichstag, gruppirt dieser gewisse, unsern bürgerlichen analoge Interessen, bildet sich eine Art von parlamentarischer Mitregierung heraus: dann, aber auch erst dann, könnte das Verlangen des arbeitenden Volkes zu klarer Form krystallisiren; dann wird aus dem Nebel sinnloser Parolen und „sinnloser Verschwörungen" von selbst eine deutlich umschriebene Gestalt hervortreten.

Schließen wir mit dem korrekten Schlusse des Manifestes selbst:

„Die jetzige Epoche des Niedergangs ist an ihrem Ausgangspunkte angelangt. Die Krankheit des gesellschaftlichen Organismus hat einen Grad erreicht, der unmittelbar zur Katastrophe führen muß. Wirthschaftliche Stockung in Permanenz, steigendes Massenelend, Demoralisation, Haltlosigkeit und Verzweiflung, epidemisches Auftreten von Selbstmorden und schauderhaften Verbrechen — so lautet die Signatur der Zeit, und Alles dies inmitten einer maßlosen Verblendung, welche jede ernste Kritik als Anmaßung, Schwarzseherei und Entstellung, jedes Streben nach einer andern sozialen Ordnung für utopistisch erklärt.

„Aber mit der Gewißheit, mit welcher die Fluth der Ebbe folgt, naht eine neue Periode des wirklichen Aufschwungs, wo der Verzweiflungsschrei der Bedrückten nicht ungehört verhallen wird, wo die Völker wieder freudig bewegt zu einem neuen sittlichen Ideale emporblicken und die Auferstehung der verjüngten Menschheit feiern werden."

Man kann nicht besser und überzeugter aussprechen, daß es sich nicht blos um eine Verbesserung des wirthschaftlichen Calcüls handelt, daß nicht blos eine Brod- und Magenfrage auf der Tagesordnung steht; daß vielmehr eine Frage der höchsten Sittlichkeit, eine wahre Kulturfrage, die Seele der Arbeiterbewegung ist. Die alten Ideale sind todt, ihre Gestalten liegen wie nach einem Erdbeben oder nach einer Völkerwanderung in Trümmern am Boden. Die Haushalter der Kultur sind der Unfähigkeit und Ungerechtigkeit überwiesen. Die Menschheit kann aber ohne Ideale nicht leben; deßhalb seufzt sie auf dem Siechbette,

nicht blos weil ihr des Leibes Nahrung abgeht. Andre Kräfte müssen zur Arbeit des Jahrhunderts aufgeboten werden, Eckſteine die bisher verworfen wurden, auf daß der Bau eines neuen Ideales unternommen werden könne! —

Die Eroberung Frankfurt's.

Geſchichte der Eroberung der freien Stadt Frankfurt durch die Preußen im Jahre 1866. Von Otto Kanngießer. Frankfurt a. M., Heinr. Keller. 472 S.

Wie unendlich oft tritt Einem, an dem das öffentliche Leben vorbeiſtreift, die Klage und Frage entgegen, ob es denn gar keine etwas ausführliche, etwas ehrliche, etwas über den Standpunkt der alten Volksſchulenloyalität ſich erhebende Geſchichte der letzten funfzig Jahre gebe? Und unabänderlich muß man mit Nein antworten, ja man muß Warnungen hinzufügen vor böſem Unfug, der mit dieſem Bedürfniß getrieben wird. Der Schaden aber, der durch dieſen Mangel angerichtet wird, iſt ein ſehr großer. Wir wollen hier gar nicht von der auswärtigen Politik reden, wäre die Geſchichte der ruſſiſchen Zettelungen ſeit den letzten hundert Jahren nur einigermaßen im Volke bekannt, ſo hätte unmöglich auch nur für Tage ein ſolches Schwanken der öffentlichen Meinung in Deutſchland ſtattfinden können, wie das in der That im vorigen Jahre der Fall war. Das Hauptgebrechen offenbart ſich jedoch in der Unkenntniß unſerer innern vaterländiſchen Geſchichte. In dieſen letzten Tagen erſt iſt Vielen mit Grauen klar geworden, wie ſeltſam doch dieſer auf zwei Augen conſtruirte deutſche Bundesſtaat ſich in der Praxis ausnimmt. Dieſe Ueberraſchung wäre denen erſpart worden, die von des alten Bundestages Werden und Vergehen etwas gewußt hätten. Welche Fülle von Lehre und Warnung für die politiſchen Parteien der Gegenwart liegt, ungenützt, in der parlamentariſchen Geſchichte von 1848—1849!

Aber man muß zugeſtehen, ein Theil der Schuld an dieſem Uebelſtande liegt auch an den Fragenden. Eine Geſchichte der neuen Zeit, wie ſie ſie wünſchen, läßt ſich nicht in den Umfang zuſammendrängen, den ſie nur bewilligen wollen, ſowohl in Bezug auf den Preis eines ſolchen Buches, wie auf die Studiumszeit die ſie ihm zu widmen gedenken. Ebenweil dieſe Zeit ein ununterbrochenes Werden darſtellt, iſt es nicht möglich, bereits einen hiſtoriſchen Kern des Gewordenen herauszuſchälen und das Beiwerk ohne Schaden wegzuwerfen, die Fülle der Erſcheinungen muß unmittelbar zur Darſtellung gebracht werden, weil jedes Einzelne ſeine Luftwurzeln ausſendet, dieſes mit der Gegenwart, vielleicht auch mit der Zukunft, verbinden. In dieſem Stadium hat zunächſt die Monographie ihre guten Dienſte zu leiſten. Hr. Otto Kanngießer hat ſich an eine ſolche, und in ſehr verdienſtlicher Weiſe, gemacht.

In Alt-Preußen ſpricht man nicht mehr gern von der Art, in der die freie Reichsſtadt Frankfurt 1866 ihre Selbſtändigkeit verlor. Die Vorwürfe die man der Stadt zu machen hatte, waren denn doch gar zu ſehr nur moraliſcher Art, ihre Schuld allzu platoniſch, als daß man heute noch gern darüber diskutiren hörte. Und anderſeits war die Art,

in der man ihre Selbständigkeit brach, die Mittel, durch die man ihr die höhere preußische Mission begreiflich zu machen suchte, so eigenthümlich veralteten Geschmacks, daß man sich nicht zu verwundern hat, wenn in flagranti die Ableugnung versucht wurde. Darüber ist denn auch in allen preußenliebenden Seelen in aller Stille ein solches Einverständniß gewesen, daß es heutzutage für jede etwa neu auftaucheude Geschichte der Gegenwart als Probirstein der nothdürftigsten Ehrlichkeit gelten kann, wenn über die Erwerbung Frankfurts einfach mit Datum und Punctum hinweggegangen wird. Der „nothdürftigsten Ehrlichkeit" — sagen wir bescheidenerweise, seit wir grade in diesem Punkte gesehen haben, wieweit das Gegentheil geht, seit wir schaudernd erlebt haben, wie unser alter prächtiger Meister Schlosser „fortgesetzt" worden ist! O, einen Knüttel statt des Obolus, einen derben, einen eichenen, einen unverweslichen, und er würde getrost dem großen Tage der Posaunen entgegenschlafen.

Der Verf. hält es an der Zeit, das Material zur Geschichte jener Tage zu sammeln, so lange es noch durch das Zeugniß der Mitlebenden gesichtet werden kann. Denn selbst dieses Zeugniß, fügt er hinzu, steht lange nicht mehr in dem Maße zu Gebote, in welchem die miterlebende, miterleidende Generation noch existirt. Viele haben ihren Frieden mit der herrschenden Gewalt und sonach auch mit den Wegen gemacht, auf denen die Gewalt zur Herrschaft wurde. Hr. Kanngießer hat das Jahr 1866 selbst in Frankfurt durchlebt, er hat seitdem ununterbrochen Aufenthalt dort und so ist an seinem Urtheile über diese Wandelung im Geiste der Bevölkerung nicht zu zweifeln. Um so dringender, um so nützlicher war dann auch sein Werk. Es ist im Wesentlichen ein objectiv referirendes, es muß — so scheint uns — selbst auf den Gegner den vollen Eindruck der Unparteilichkeit machen, wenn er findet, daß die mehr oder weniger amtlichen Berichte von Offizieren eine Hauptgrundlage der Darstellung bilden, und daß Schriften, welche den antipreußischen Standpunkt sehr offen vertreten, wie die bekannten „Tagebuchblätter eines deutschen Staatsmanns" hier wiederholt mildernde Berichtigung erfahren. Wo der Verf. sich zu einer Kritik herbeiläßt, z. B. in Bezug auf den Bürgermeister Müller, da sind es nur die, allerdings schreienden, Thatsachen selbst, die er sprechen läßt. Er verzichtet, um diesen historischen Charakter nicht zu beeinträchtigen, auf den Reiz der Anekdote oder des on dit; je schmuckloser seine Erzählung, desto härter wirkt das Erzählte.

Das Buch wird Manchem unbequem sein, aber es läßt sich schon dagegen nichts thun, denn es ist, wie ein Igel, gegürtet mit Beweisen. Und auch zeitgemäß muß es genannt werden, denn der Mann, der in ihm die nicht eben beneidenswerthe Hauptrolle spielt, ist derselbe der ja auch heute noch, des Sprunges gewärtig, hinter der ersten Coulisse steht: Hr. v. Manteuffel!

So sei es dem Leser bestens empfohlen.

Das Erbrecht vor dem Forum der Gesetzes-Reform.

(Fortsetzung.)

Am meisten Kopfzerbrechen hat den Juristen alter und neuerer Zeit die wissenschaftliche Construktion des Pflichttheil-Erbrechts gemacht.

Die alten Römer gingen wie schon oben angedeutet, von der Fiktion aus, daß der Testator, der seine sui d. h. die in vollgiltiger Ehe erzeugten Söhne, ohne hinreichende Ursache im Testament überging, bei der Niederschrift des letzten Willens verrückt gewesen sein müßte. Das Testament war demgemäß seinem ganzen Inhalte nach ungiltig. Als hinreichende Enterbungsursachen galten Nachstellungen nach dem Leben, sonstige grobe Verletzungen des respectus parentelae, entehrende Strafen u. s. w. Die Neueren modificirten das römisch-rechtliche Prinzip, indem sie die Ungiltigkeit des Testaments nur theilweis, soweit die Pflichttheilsverletzung reichte, im Uebrigen aber die letztwilligen Verordnungen bestehen ließen. Als Pflichttheilserben gelten im Preußischen Landrecht nur die Deszendenten, die Ascendenten und der Ehegatte, aber nicht die Geschwister.

Wir werden später auf die Motivirung dieser wichtigen Bestimmungen zurückkommen. Zunächst bleibt zu erörtern: auf welchem materiellen Rechtsgrunde ruht das Testamentsgesetz, d. h. die Einrichtung, daß der Wille Jemandes auch nach seinem Tode noch Kraft haben soll, Akte des bürgerlichen Rechts mit voller Wirkung vorzunehmen? Von dem Intestaterbrecht stehen wir dabei völlig ab, obschon es in den meisten Fällen mit dem testamentarischen concurriren wird. Um aber dem Princip möglichst nahe auf den Leib zu rücken, nehmen wir an, daß der Testator eine Person zu seinen Erben eingesetzt hat, welche mit ihm in gar keiner verwandtschaftlichen oder erbschaftsberechtigten Beziehung steht. Der Staat, das Gesetz erkennen einen solchen letztwilligen Uebertragungsact als vollkommen giltig an und begnügen sich damit, einen gewissen Prozentsatz des nachgelassenen Vermögens unter der Form einer Steuer von den Erben einzuziehen. Die Antwort auf obige Frage aber lautet: ein materieller Rechtsgrund ist für die Wirksamkeit der letztwilligen Anordnungen nicht vorhanden. Das Testamentsgesetz ist vielmehr ein durch und durch positives, d. h. es steht vollkommen außerhalb allen Naturrechts. Ja man kann sagen: die Einrichtung der Testamente verdanken wir nur der Geschichte, sie ist eine Erbschaft des römischen Rechts. Denn das alte deutsche Recht kannte nur Intestaterbfolge. Bei den alten Römern war das Testament eine Art religiöser Institution, die mit ihrem Unsterblichkeitsglauben zusammenhing: es war die Verewigung des Rechtssubjekts innerhalb der ihm angehörigen Rechtssphäre.*) — Die römischen Juristen bedurften daher keiner Motive für die lex testamentaria: „uti legasset super pecunia tutelave sua, ita jus esto.“ Es war ihnen eine Kultusangelegenheit. Das Privatrecht, das Rechtssubject, mit allem seinem Zubehör von res mancipi nec mancipi, war der Gott der Römer. Die Heilighaltung dieses Gottes kam im Testament zum Ausdruck. Für uns hat nun zwar der letzte Wille eines Verstorbenen auch etwas Heiliges; auch wir pflegen das Andenken Jemandes, der uns im Leben nahe gestanden, nach seinem Tode mit besonderer Verehrung zu umgeben. Aber dieser Kultus der Verstorbenen ist doch ein wesentlich anderer, selbst in vermö-

*) Anm. Vergl. Lassalle, System der erworbenen Rechte. Bd. II S. 21.

gensrechtlicher Beziehung, als bei den alten Römern. Die teſtamentariſchen Anordnungen Jemandes gelten uns nicht als Formen einer ſubjectiven Unſterblichkeitsidee, ſondern ſie ſtehen für uns ungefähr auf gleicher Stufe mit jeder beliebigen anderen finanziellen oder öconomiſchen Beſtimmung, die unter Lebenden über Beſtandtheile ihres Vermögens getroffen wird. Ein Teſtament gilt uns mit einem Wort ungefähr ſo viel wie eine Schenkung.

Dadurch iſt keineswegs ausgeſchloſſen, daß der Teſtator in einzelnen Fällen aus ſehr guten Gründen, ja vielleicht zur Erfüllung vollwiegender, wenn auch nur moraliſcher Verbindlichkeiten die teſtamentariſche Anordnung getroffen haben kann. Die Hauptſache iſt, daß die allgemeine Rechtsanſicht den Charakter des Teſtaments völlig verkennt und zwar aus dem einfachen ſchon oben angegebenen Grunde, weil das Teſtament, will ſagen: das moderne bei uns übliche Teſtament überhaupt keinen rechtlichen Charakter hat, ſondern auf einer nur poſitiven Rechtsbeſtimmung beruht. Denn wenn der Teſtator wirklich eine Schenkung beabſichtigte, ſo hätte er dieſelbe unzweifelhaft noch bei ſeinen Lebzeiten vollzogen. Von der Schenkung nach dem Tode hat er ja Nichts, weder Dank noch ſonſtige lebendige Anerkennung. Der Teſtator denkt aber in den weitaus meiſten Fällen gar nicht an eine Schenkung; denn er weiß ja, daß ihm der Widerruf des Teſtaments, die Veränderung ſeines Inhalts, die Einſetzung eines andern Erben, bis zum letzten Athemzuge freiſteht. Wenn der Teſtator überhaupt einen feſten Willen hat, ſo iſt es dieſer, daß alle anderen, außer einem, in ſeine intimſten Rechts- und Vermögens-Angelegenheiten keinen Einblick haben ſollen. Und indem das Geſetz dieſen Willen ſanktionirt, hat es, wie wir gleich zeigen werden, nicht nur etwas Unvernünftiges, ſondern eine offenbare Unſittlichkeit ſanktionirt.

Man könnte nun freilich fragen: „warum ſoll es nicht in Jedermanns Willen ſtehen, durch vorhergetroffene Anordnungen ſein wohlerworbenes Eigenthum auch nach ſeinem Tode unter einige ihm liebgewordene Perſonen zu vertheilen? Es iſt ja doch erlaubt, ſein Geld zum Fenſter hinauszuwerfen.“

Halt! Das iſt nur im Lande der Sage, unter dem wohlwollenden Scepter eines Königs von Thule erlaubt. Nach dem Privatrecht der civiliſirten Völker darfſt Du im Allgemeinen nicht mehr als die Hälfte Deines Vermögens auf ein Mal verſchenken. Um's Himmelswillen mache keine Anſtalten Dich ſelber zu Grunde zu richten. Gib nicht zu viel Geld auf einmal aus, weder für Dich noch für andere, denn hinter Dir ſteht drohend, mit dem Geſetzbuch in der Hand, die Phalanx Deiner liebevollen Angehörigen. Dieſe werden Dir mit allem Reſpect vor Deiner ſonſtigen Liebenswürdigkeit, ſehr bald eine wohl geſchmiedete Kette um den Leib legen, dieſe Kette heißt: „Antrag der Unterzeichneten, unſern lieben guten Onkel, welcher zwar ſehr geſund iſt, aber für unſern Geſchmack eine zu offene Hand hat, für einen Verſchwender zu erklären und ihm einen Vermögens-Curator zu beſtellen.“ Und der Richter wird dieſen Antrag prüfen nach der Strenge der Geſetze; Du erhältſt eine geharniſchte Citation, eine peinliche Procedur wird mit Dir vorgenommen; man befühlt Deinen Puls, verſteht ſich nur in ökonomiſcher Beziehung; man legt die Hand an Deine Stirn, auch nur in ökonomiſcher Beziehung. Aber Du mußt mir zugeben, lieber Freund,

daß Alles dies sehr unangenehm ist. Und Du wirst daher lieber darauf verzichten, Dein Geld zum Fenster hinauszuwerfen.

Nur das Testament durchbricht diese allgemeinen Grundsätze des bürgerlichen Rechts. Im Testament kann man faktisch sein Geld zum Fenster hinaus werfen, nb. wenn man keinen Pflichttheilserben hat. Diese Antinomie ist nur eine Consequenz der lex testamentaria überhaupt. Der letzte Wille soll ein Mal allmächtig, in der Rechtswirkung mit dem Gesetz identisch sein. Aber nicht dieses ist der Haupt-Grund, warum wir die materielle Rechtsbeständigkeit des letzten Willens bestreiten. Denn wenn schon es sehr gerechtfertigt sein mag, die Verschwendungssucht des Privatmannes einzudämmen, so sollte doch auch hierfür mehr das öffentliche Interesse, als das sehr zweifelhafte schwerlich als wohlerworben zu betrachtende Recht entfernter Anverwandter als Motiv gelten.

Die Haupt-Frage ist: wie kommt man dazu, dem Willen Jemands auch nach dem Tode desselben irgend welche Rechtskraft zuzugestehen? Wo liegt der vernünftige Grund für diese Fiktion? Ist denn der Wille Jemandes in der That so allmächtig und selbstständig, daß man daraus eine eiserne Klammer für alle Ewigkeit schmieden kann? — Ist es nicht vielmehr ein sehr zerbrechliches, selbst in gesundsten Tagen hin- und herschwankendes Instrument? Ist nicht vielmehr sein eigenster Charakter der des Wechselvollen, Unbeständigen? Und nun soll plötzlich, nachdem die Möglichkeit des Wechsels *faktisch* aufgehört hat, derselbe auch *rechtlich* ausgeschlossen sein? Wie ist nur ein einigermaßen plausibler Grund hierfür zu finden, außer in jener Römischen Unsterblichkeit, um nicht zu sagen: Unfehlbarkeit? Bei den Germanen hat es von jeher einen Glauben an die Unsterblichkeit des *Geistes*, niemals aber einen solchen an die Fortdauer des Willens, des abstrakten nüchternen Rechtswillens bis über das Grab hinaus gegeben.

Die rationell nothwendige Folge bei dem Todesfall Jemandes — ich bitte in Erinnerung zu behalten: vorausgesetzt, daß dieser Jemand keine Blutsverwandten hinterläßt, deren Erbrecht wir später diskutiren werden — ist die, daß sein Vermögen bonum vacans, mithin öffentliches Eigenthum wird. Wie also kommt der Testator dazu, mit *öffentlichem Eigenthum* unumschränkt und sogar in viel willkürlicherer Weise zu verfahren, als bei Lebzeiten mit seinem Privat-Vermögen? Psychologisch ist die Frage leicht zu beantworten. Er thut es deswegen, weil es *nicht mehr sein Eigenthum ist*. Das Gesetz bedroht die Verschwendung nach dem Tode nicht mehr mit Interdiktion, *also* verschwendet der Erblasser. Denn die schöne Gelegenheit, auf anderer Leute Kosten wohlthätig zu sein, wird sich Niemand so leicht entgehen lassen.

Diese Schlußfolgerung klingt allerdings in hohem Grade paradox. Aber man wolle bei der Testamentsfrage von der Wirkung ja nicht auf die Ursache schließen, d. h. die Bezeichnung „letzter Wille" durchaus nur in Pausch und Bogen, keineswegs buchstäblich acceptiren.

Es ist nämlich eine alte oft bestätigte Erfahrung, daß kein Mensch seinen letzten Willen gern bei gesunden Tagen aufsetzt. So sehr er auch von Berufenen und Nichtberufenen gedrängt werden mag, immer wird er eine Entschuldigung, einen Grund des Aufschubs haben. Die Erscheinung ist eine so natürliche, daß man sich fragen könnte, warum die testamentarische Erbfolge nicht längst durch Nicht-Gebrauch factisch obsolet

geworden ist. Der Grund aber liegt auch keineswegs in dem prädominirenden Willen des Erblassers, sondern vielmehr in der ängstlichen Besorgniß der liebevollen Angehörigen, der reiche Erb-Onkel könnte eines schönen Tages mit dem Tode abgehen, ohne ihnen die goldenen Früchte eines mühevollen Daseins auf sauberem Stempelbogen zur gefälligen Selbstverzehrung zu hinterlassen. Der Erb-Onkel ist der eigentliche Märtyrer des Testaments-Gesetzes. Unter nahen Verwandten sind testamentarische Anordnungen schon deswegen nicht dringend nothwendig, weil sie ohnehin durch das Gesetz zur Erbfolge berufen und in ihren Ansprüchen durch den Pflichttheil gesichert sind. Nicht so bei den ferner stehenden Collateralen, den Vettern, Basen, Nichten und Neffen. Diese haben kein Pflichttheil zu fordern. Die Rangordnung ist zwar auch bei ihnen durch das Gesetz bestimmt, indem der nähere Grad den entfernteren ausschließt. Aber diese Rangordnung läßt sich durchbrechen, wenn man nur den Erblasser auf seiner Seite hat. Der kann Erben einsetzen und wieder absetzen, Arme reich und Reiche wieder arm machen, ganz wie es ihm der Genius eingiebt. Am ergiebigsten aber ist die Thätigkeit des Erbschleichers offenbar für denjenigen, der gesetzlich zur Erbfolge garnicht berufen ist. Denn nur er kann, wenn seine Thätigkeit von Erfolg gekrönt ist, im Vollbewußtsein eines gelungenen Streiches von sich sagen: „Die Erbschaft ist mein wohlerworbenes Recht. Ich habe sie im Schweiße meines Angesichts verdient."

Es ist nun ja möglich, daß dieser selbstgemachte Rechts-Nachfolger ein sehr guter Mensch ist, der dem Erb-Onkel seinen späten Lebens-Abend in jeder Weise verschönt hat. Aber die Regel wird dies sicherlich nicht sein. In der Regel gehört, um die Millionen des Onkels zu erschleichen, einige Pression dazu. In der Regel wird es nothwendig sein, daß man dem langsamen Willen des Sterbenden durch kleine freundschaftliche Rippenstöße etwas auf die Sprünge hilft. Und zu solchen Machinationen werden sich eher Jesuiten und Scheinheilige als ehrliche Pfleger und Freunde des Erblassers verstehen.

Man denke sich den Sorgen- oder Krankenstuhl des Letzteren, umlagert von der Meute der Erbschleicher. Die eine Seite heult in Dur, die andere jammert in Moll. Alle beschäftigen sich in ihrer Weise mit dem „Breitschlagen" des armen alten Mannes oder vielmehr des reichen alten Mannes. Die einen versuchen ihn nach rechts, die andern nach links zu drücken; die einen verlangen Geld, die andern ein Landgut, die dritten wollen sich mit einem „kleinen Andenken" begnügen; und in dieser beneidenswerthen Lage greift die zitternde Hand des Bedrängten endlich zur Feder oder nein zur Glocke! Der Notar oder das Gericht wird bestellt, und: „es ist mein ernster, freier und wohlüberlegter Wille," so heißt es in dem Protokoll, „heut mein Testament zu errichten." Ich sagte oben, daß ein Testament selten bei gesunden Tagen gemacht wird. Noch seltener aber kommt es vor, daß ein bereits gemachtes und bei Gericht deponirtes Testament vom Testator widerrufen wird. Und doch wie oft mag ihm der Widerruf als dringend nothwendig erscheinen! Denn wie oft ändern sich die Verhältnisse, unter denen das Testament aufgesetzt ist, derartig, daß letzteres gerade das Gegentheil von dem enthält, was sich in Folge der geänderten Verhältnisse in der Seele des Testators als Wunsch und Wille festgesetzt hat. Allenfalls wird der-

ſelbe mit einem letzten Reſt von Energie dazu gelangen, ſeine abgeänderte Meinung in einer Privatſchrift niederzulegen. Leider aber findet dieſe Privatſchrift vor den prüfenden Augen des Richters keine Anerkennung. Denn ſie iſt im Teſtament nicht ausdrücklich vorbehalten. In allen dieſen Fällen, die in der Praxis keineswegs ſelten ſind, haben wir eine Beerbung *wider* den Willen des Teſtators. Alſo gerade diejenigen beiden Seiten der lex testamentaria, auf welche die Juriſten den größten Werth legen, die abſolute Freiheit des letzten Willens und ſeine Unumſtößlichkeit nach erfolgtem Ableben des Teſtators, erweiſen ſich vor dem Forum einer vorurtheilsloſen nicht in Fiktionen befangenen Kritik theils als hinfällig, theils als geradezu verderblich. Damit iſt aber die ganze Inſtitution des Teſtaments gerichtet.

Wir kommen zu der ſogenannten Inteſtaterbfolge, welche beim Mangel eines letzten Willens durch das Geſetz eintritt. Wir haben bereits erwähnt, in welcher Weiſe die Berufung zu derſelben ſtattfindet. Es bleibt uns übrig, die Gründe zu prüfen, welche von den Juriſten für dieſe Spezies der Univerſal-Succeſſion geltend gemacht werden.

Dieſe Gründe ſind im Weſentlichen zwei, und beide haben wieder denſelben Urſprung, wie die der Teſtaments-Erbfolge, nämlich die Fiction. Die geſetzlichen Erben Jemandes ſind ſeine Blutsverwandten. Man nimmt erſtens an, daß die Berufung derſelben zur Erbfolge mit dem Willen des Erblaſſers und durch denſelben geſchehe, der wenn ſchon nicht ausdrücklich zu erkennen gegeben, doch als ſtillſchweigend vorhanden gedacht werden müſſe, und zweitens, daß die Verwandten durch ein ſchon bei Lebzeiten des Teſtators, gewiſſermaßen ſchlafend exiſtirendes, aber beim Tode deſſelben zum Bewußtſein erwachendes *Miteigenthum* an dem nachzulaſſenden reſp. nachgelaſſenen Vermögen vor allen anderen Menſchen zur Erbſchaft berechtigt ſeien.

Wir befinden uns hier auf dem vielbebauten Felde der *erworbenen Rechte* und es iſt daher gerechtfertigt, daß wir dem Mißbrauch, der mit dieſem Wort reſp. mit dem hineingelegten Begriff getrieben zu werden pflegt, inſoweit entgegentreten, als dies für unſern Zweck nothwendig iſt.

Es giebt zweierlei Arten erworbener Rechte, erſtens ſolche, welche mir ohne meine Thätigkeit lediglich durch die Hand des Glücks verabreicht werden und ſolche, die ich ausſchließlich oder doch hauptſächlich der Arbeit meiner Hände, meines Geiſtes und ſo weiter verdanke. Inſofern dieſe Erwerbungen Rechte ſein ſollen, müſſen ſie in Uebereinſtimmung mit der beſtehenden Geſetzgebung vor ſich gehen. Ich kann z. B. ohne die geringſte Befürchtung wegen plötzlichen Reichwerdens in Anklageſtand verſetzt zu werden, ſehr wohl 100,000 Mk. in der Lotterie gewinnen. Aber ich kann dieſelbe Summe nicht auf der Straße oder in einem öffentlichen Local *finden*, ich muß ſie als Fundſache durch die Behörde aufrufen laſſen und dann erſt, wenn ſich innerhalb der geſetzlich vorgeſchriebenen Zeit kein Eigenthümer meldet, darf *ich* ſie als mein Eigenthum betrachten. In beiden Fällen aber iſt meine Erwerbsthätigkeit faſt = Null. Ebenſo auch bei der Beerbung Jemandes. Auch hier habe ich nicht viel mehr zu thun, als das Schickſal über mich ergehen zu laſſen. Der erwerbende Factor iſt alſo in dieſem Falle eigentlich das Geſetz; meine Verwandtſchaft, meine der Wiege des Erblaſſers nahe

Geburt ſind nur Zufälle, welche das Geſetz mit jenem günſtigen Erfolge privilegirt hat. Wenn man alſo dies, daß Jemand durch das beſtehende Erbgeſetz zu der Erwartung berechtigt wird, beim Tode eines anderen deſſen Vermögensnachfolger zu werden, ein wohlerworbenes Recht nennen will, ſo läßt ſich vom poſitiven Rechtsſtandpunkte nicht das Geringſte dagegen einwenden. Früher hatten die Gutsherrn ein wohlerworbenes Recht auf die leibeigenen Dienſte ihrer Bauern; ſie konnten ſie züchtigen, einſperren und wenn ſie alt und ſchwach waren, von Haus und Hof jagen; alles mit voller Uebereinſtimmung mit der beſtehenden Geſetzgebung. Noch heute exiſtiren in manchen Diſtrikten Deutſchlands Geſetze, welche die Verfolgung des Wildes auf das Gut des Nachbars geſtatten, ſog. Jagdfolge; in Preußen iſt die Jagd noch immer ein Privilegium der Großgrundbeſitzer und gegen die ſchonungsloſe Ausübung derſelben ſteht der Bauer mit ſeinem Acker faſt wehrlos da. Das poſitive Recht hat überhaupt keine Grenzen. Es iſt eine *Machtfrage* im eminenten Sinne. Ich brauche nur an die moderne Steuer-Geſetzgebung zu erinnern. Aber im philoſophiſchen oder naturrechtlichen Sinne kann das Recht des Staates zur poſitiven Rechtsgeſetzgebung nur gedacht werden im Vereine mit der Verpflichtung zur Abſchaffung ſolcher Inſtitutionen, welche das Wachsthum des ſocialen Körpers verhindern und ſonach gleichzeitig als Störungen des Cultur-Fortſchritts zu betrachten ſind. Denn da die Legislative der Juſtiz nicht unmittelbar produktiv, nicht ſelbſt lebenerzeugend wirken kann, muß ſie wenigſtens dafür ſorgen, daß die von anderer Seite entſpringenden Neubildungen und Kräfte-Zuflüſſe nicht erſtickt und in ihrer Ausbreitung gehemmt werden. Dies iſt die *ſociale* Aufgabe der Juſtizgeſetzgebung. —

Wir haben geſehen, daß der Wille des Erblaſſers keine ausreichende Stütze gewährt, um die Uebertragung von Vermögens-Gegenſtänden auf Perſonen zu rechtfertigen, welche kein eigenes Recht zu dieſen Gegenſtänden nachweiſen können. Iſt aber ſchon der ausgeſprochene Wille hierzu ungenügend, wie viel mehr der nur als vorhanden gedachte, imaginäre! In der That iſt dieſer Wille, was die lieben Blutsverwandten anbetrifft, ſehr oft ein ſehr imaginärer. In wie vielen Fällen verdrängt der lachende Erbe diejenigen Perſonen, die dem Erblaſſer bei Lebzeiten die Liebſten waren, es aber aus erklärlicher Scheu verſäumt haben, ſich ihre Anſprüche auf die Dankbarkeit des Rechtsnachfolgers gehörig verbriefen und verſiegeln zu laſſen. Wie häufig ſteht die Freundſchaft um viele Grade näher zur Verlaſſenſchaft Jemandes als die Verwandtſchaft! Aber auch hier tritt die Poſitivität des Geſetzes wie eine zur „Plage gewordene Wohlthat“ auf, daß, wenn kein Teſtament da iſt, unwiderruflich ſelbſt die entfernteſten Collateralen, die Zeit ihres Lebens ſich nicht um den Erblaſſer gekümmert haben, ein beſſeres Recht haben, als die intimſten Geiſtes- und Herzensfreunde. Auch hier kann der Einwand, daß der Erblaſſer, wenn er wirklich von ſeinen Freunden, nicht von ſeinen Verwandten beerbt ſein wollte, dies ja durch ein Teſtament hätte ausſprechen können, nur einen Schein von materiellem Recht erzeugen. Denn abgeſehen davon, daß die Abfaſſung eines Teſtaments vom Erblaſſer in der That beabſichtigt, indeſſen aus Zufall unterblieben ſein kann, wer will denn behaupten, daß die Exiſtenz eines Vetters im zehnten oder zwölften Gliede dem Ver-

ſtorbenen überhaupt nur bekannt war! Das Gericht ſpielt hier wieder die Rolle des Schickſals ex officio. Der unbekannte Erbe wird an allen Welt-Ecken geſucht, wie ein verloren gegangener Königsſohn, deſſen herrenloſes Land aus Sehnſucht nach dem angeſtammten Oberhaupte unterzugehen droht. Wie kann aber Jemand *mit ſeinem Willen* von einer Perſon beerbt werden, deren Exiſtenz ihm nicht ein Mal bekannt war?! Wenn alſo die Rechtsfiction einen Schein von Wahrheit für ſich haben wollte, ſo dürfte nicht ſchlechthin das Aufgebot der unbekannten Erben erfolgen, ſondern es müßte zunächſt der Beweis geführt werden, daß wenigſtens das Daſein des präſumtiven Erben dem Verſtorbenen bekannt war.

Tiefer eingreifend in die Sphäre des materiellen Rechts iſt die Theorie von dem Miteigenthum der Blutsverwandten. Dieſe geht ſo weit, daß man beim Vorhandenſein naher Blutsverwandten die Wirkung ihrer ruhenden Rechtsanſprüche ſogar bis in die Lebenszeit des Erblaſſers erſtreckt und dieſem gewiſſe freigebige Dispoſitionen über ſein Eigenthum, durch welche die Erbrechte der Anverwandten beeinträchtigt werden könnten, — ganz abgeſehen von dem oben erörterten Interdiktions-Verfahren gegen Verſchwendung — dadurch beſchränkt hat, daß die Rechtsgiltigkeit jener Dispoſitionen innerhalb einer gewiſſen Friſt nach dem Tode von den Erben angefochten werden kann. Alſo *ich* ſoll in meinen wohlerworbenen Rechten beeinträchtigt ſein, damit die wohlerworbenen Rechte meiner Nachkommen nicht gekränkt werden. — Die bedeutendſte Stütze, welche die Jurisprudenz der neuern Zeit auf dieſem Gebiet erhalten hat, beruht in den rechtsphiloſophiſchen Deduktionen Hegels. Dieſer*) geht von dem Gedanken aus, *daß das Eigenthum des Familien-Oberhaupts als Vermögen die ſubſtantielle Baſis der Familie als der urſprünglichſten, den Staat vorbildlich in ſich enthaltenden ſittlichen Gemeinſchaft iſt.* Die Familie im Sinne Hegels umfaßt aber nur die nächſten Blutsverwandten, die Eltern und die Kinder. Ihnen iſt das zu ihrem Unterhalt dienende Vermögen *an ſich* gemeinſam. Alle Geſetze daher, welche darauf abzielen, dieſes Vermögen als ein gemeinſchaftliches zu erhalten, und ſomit auch durch dieſes äußere Band den geiſtigen Zuſammenhang der einzelnen Glieder zu wahren, ſind im eminenten Sinne ſittliche Geſetze. Alle Geſetze aber, welche die Verſchleuderung des Vermögens zu eigennützigen Zwecken des Einzelnen begünſtigen, ſind unſittlich. Zu der letzteren Art gehört nach Hegel auch die römiſch-rechtliche lex testamentaria, welche in der früheſten Zeit der Republik dem Erblaſſer volle Teſtirfreiheit, ſogar mit Uebergehung der sui geſtattete. Hegel verwirft alſo, beim Vorhandenſein einer Familie, die abſolute Willkür in den letzwilligen Anordnungen und erkennt gleichzeitig an, daß ein vernunftrechtliches Prinzip für dieſe Willkür überhaupt nicht vorhanden ſei. Dagegen findet er die philoſophiſche Begründung des Erbrechts der nahen Verwandten in der ſittlichen Idee der Familie. Wohlverſtanden: nur der nahen Verwandten. Die entfernteren Verwandten, inſofern ſie den engeren Familienkreis verlaſſen haben und ſelbſtſtändig geworden ſind, haben naturrechtlich keinen An-

*) Rechtsphiloſophie §§ 178—180.

spruch an das Familien-Vermögen. Sonach würden also schon Geschwister, welche einen eigenen Haushalt gegründet und eigenes Vermögen erworben haben, von der Erbfolge ausgeschlossen sein. Dagegen könnten z. B. sogenannte Familien-Tanten, wenn sie anders wirklich das sind, was ihr Name andeutet, auch ältere Dienstboten, arme, aber der Familie geistig engverbundene Hausfreunde, zu mäßigen Ansprüchen an die zu vertheilende Erbmasse berechtigt sein.

Soweit nun die juristische Miteigenthums-Theorie mit dieser philosophischen Auffassung von der gegenseitigen Beerbung der Familien-Mitglieder resp. naher Blutsverwandten Hand in Hand geht, dürfte wenig dagegen zu erinnern sein. Dennoch möchte ich mir vom Standpunkte einer rationellen Kritik einige einschränkende Bemerkungen erlauben.

Die Hegel'sche Auffassung von der Gemeinsamkeit des Familien-Vermögens hat doch nur für diejenigen Fälle praktischen Werth, wo beim Tode des Oberhauptes oder eines anderen Mitgliedes der Familie diese in der That noch ungetrennt, geistig und sittlich verbunden, besteht. Hier bleibt auch das Vermögen, gewissermaßen der verkörperte Familiensinn, als feste ungetheilte Masse bestehen. Die Familie bemächtigt sich desselben, und die Beerbung geht mit jener immanenten, äußerlich wenig sichtbaren Naturnothwendigkeit vor sich, wie sich etwa die Charakter-Eigenschaften und Neigungen vom Vater auf die Kinder vererben. Der Grund der Gemeinsamkeit fällt jedoch fort, wo die factische Trennung der einzelnen Familienglieder, beim Tode des zu Beerbenden, bereits stattgefunden hat. Sobald die Söhne selbstständig geworden sind, die Töchter sich verheirathet haben, pflegt auch die geistige Entfremdung der einzelnen einzutreten. Die Familie hat sich aufgelöst, das Vermögen ist also thatsächlich nicht mehr Familien-Vermögen, sondern Privat-Eigenthum eines Einzelnen, selbst im Sinne der Hegel'schen Philosophie. Mithin bleibt der consequenten Logik nunmehr weiter nichts übrig, als in diesem Falle das nachgelassene Vermögen für herrenloses Gut, mithin für Staats-Eigenthum zu erklären. Daher denn auch Hegel, um in allen Fällen die Idee der Familie zu retten, die Stiftung von Familien-Fideikommissen empfiehlt. Es soll eine die Existenz der Familie sichernde compakte Vermögens-Masse gebildet werden, die sich auf Grund eines vom Staate individuell sanktionirten im öffentlichen Interesse vorzunehmenden Aktes von Generation zu Generation vererbt und in ihrer Substanz unantastbar ist.

Nach unserem Princip, welches bei jedem Rechtsgesetz, insoweit dadurch finanzielle und ökonomische Interessen berührt werden, auch die socialpolitischen Anforderungen der Zeit berücksichtigt wissen will, kann eine derartige Institution nur für die Landwirthschaft wahrhaft segenbringend sein, weil wir nach den Erfahrungen der neueren Zeit nach Garantieen gegen das Ueberhandnehmen des Güterwuchers und der Güterschlächterei suchen müssen, während auf dem Gebiete des Capitalerwerbs gerade das Condensiren der Massen verhütet werden muß. Auch der Majoratsbesitz kann freilich, beim Vorhandensein mehrerer männlicher Erben, von Wirkungen, die dem Sittlichkeitsprincip zuwiderlaufen, nicht freigesprochen werden. Die feindlichen Brüder sind in gewissen Adelskreisen eine ziemlich häufige Erscheinung und der bessere Mann muß auch auf dem kleinen Königsthrone sehr oft dem schlechteren weichen.

Aber dennoch bleibt bei dem Güterfideicommiß ein so starker Ueberrest sittlich-ökonomischen Grundcharakters, daß wir im Sinne einer allgemeinen Wirthschafts-Politik das Zusammenbleiben der Zersplitterung vorziehen müssen. Nicht so bei dem Capitals-Fideikommiß. Hier kann die Wirkung nur die sein, wie wir sie überhaupt bei dem Vermögen in todter Hand beobachten, wenn nicht der sittliche Zweck so überwiegend ist, daß die Capitals-Interessen dagegen völlig in den Hintergrund treten. Der reiche Hanssohn, der präsumtive Millions-Erbe, gehört nicht zu den Elementen, von denen eine Förderung gesunder socialer Bestrebungen zu erwarten wäre. Das Wort Goethe's: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb' es, um es zu besitzen," findet auf ihn in der Regel eine sehr beschränkte Anwendung. Die Vermehrung der reichen Patricierfamilien eines Landes ist durchaus nicht identisch mit der Vermehrung des Reichthums überhaupt und was den Sinn für Familie und Gemüthlichkeit anbetrifft, so möchten wir behaupten, daß derselbe bei kleinen Leuten, die von ihrer Hände Arbeit leben müssen, meist höher und stärker ausgebildet ist, als bei großen Banquiers.

Ein zweiter Einwand, der gegen die Hegel'sche Theorie vom Familien-Eigenthum zu erheben ist, betrifft die Quantitätsfrage. Hegel sagt schlechthin: „Das Vermögen ist an sich gemeinsam." Das ist aber nur intensiv, nicht extensiv richtig. Was die Ausdehnung, das Quantum anbetrifft, so kann sich das Miteigenthum offenbar nicht weiter erstrecken, als zum Unterhalt der einzelnen Familienmitglieder und zur Beförderung ihrer allgemeinen Interessen nothwendig ist. Was darüber hinausgeht, das gehört nicht mehr zur Existenz der Familie, das ist bonum vacans. Der Sohn soll nicht ausruhen auf den Lorbeeren seines Vaters: er soll überhaupt die Lorbeeren desselben nicht erben, sondern nur das tägliche Brot, nur so viel als nothwendig ist, ihn vor Mangel zu schützen und ihn in den Stand zu setzen, seine eigenen Kräfte zur menschenwürdigen Arbeit gehörig ausreifen zu lassen. Aber der Herausforderung dieser Kräfte bedarf es, durch alle Klassen, in hohem Maße. Die Talente, die der Hunger verschlungen hat, lassen sich zählen, aber wer zählt diejenigen, die im Meere des Ueberflusses erstickt sind! Was will man da noch von Erbrecht, als einem erworbenen Recht, sprechen. Das erste und ursprünglichste Recht, welches ein jeder durch sich selbst erwirbt, ist das auf seine eigenen Kräfte und Fähigkeiten. Und der Gesetzgeber soll dafür sorgen, daß Niemand an der Ausübung dieses Rechts gehindert wird, weder durch Ueberfluß noch durch Mangel.

Statt von solchen praktischen Gesichtspunkten bei der Ehe- und Erbrechtsgesetzgebung auszugehen, haben die Juristen bisher einen großen Theil des Scharfsinns in Aufstellung völlig überflüssiger Definitionen verbraucht. Von dem Gedanken ausgehend, daß jedes Ding auf der Welt einen Zweck haben müsse, haben sie lange darüber nachgedacht, welches wohl der Zweck sein möchte, daß zwei Leute sich verehelichen? Der größesten Inconsequenz hat sich in dieser Beziehung das preußische Landrecht schuldig gemacht; denn es bestimmt im 1. Titel des II. Theils:

§ 1. Der Hauptzweck der Ehe ist die Erzeugung und Erziehung der Kinder.

§ 2. Auch zur wechselseitigen Unterstützung allein kann eine giltige Ehe geschlossen werden.

Bald darauf aber heißt es, daß „die halsstarrige und fortdauernde Versagung der ehelichen Pflicht" einen triftigen Ehescheidungsgrund abgiebt.

Am meisten Aehnlichkeit scheint mir die Ehe mit einem gewagten Geschäft zu haben. Dies gilt namentlich auch in Beziehung auf das Vermögen der Ehefrau. Denn nach dem weitaus verbreitetsten System des sog. Dotalrechts geht das gesammte Hab und Gut der Frau mit Schließung der Ehe in die „Gewehre" des Mannes über; das heißt der Mann wird faktisch Allein-Eigenthümer desselben, er hat das alleinige Verwaltungs- und Nießbrauchsrecht, und die Rechte der Frau sind selbst gegen die Gläubiger des Mannes nur in sehr ungenügender Weise geschützt. Ebenso kommt Alles, was die Frau in stehender Ehe erwirbt, in das Eigenthum des Mannes, gleichwie der Vater mit wenigen Einschränkungen, freie Disposition über das eigenthümliche Vermögen der in seiner Gewalt befindlichen Kinder hat und der Erwerb der letzteren ihm ebenfalls gehört. Und auch dies sind meistens nur Folgen mangelhafter oder mißverstandener Begriffsdefinitionen. Die alte römisch-rechtliche in manum conventio, vermöge deren die Frau durch Schließung der Ehe die Sklavin d. h. die Sache des Mannes wurde, hat ihr Sitz- und Stimmrecht bei Aufstellung des ehelichen Güterrechts niemals ganz verloren. Ebensowenig hat man jemals daran gedacht, das unwürdige Institut der patria potestas, welche dem Vater das Recht gab seinen Sohn zu verkaufen und den letzteren moralisch als eine Null betrachtete, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Väterliche Gewalt! Wie duckmäuserlich und vorsündfluthlich klingt das im letzten Viertel des 19. Jahrhundert. Aber freilich der Sohn, der sich Zeit Lebens unter die Ruthe des Vaters beugt, ist dafür auch sein alleiniger Erbe! Er hat das Recht, den Todten auszulachen, wenn er erst zur väterlichen Gewalt gelangt ist. Bis dahin muß er Brosamen unter seinem Tische auflesen. Die Sitte hat freilich viele Bestimmungen des väterlichen und ehemännlichen Nießbrauchsrechts außer Uebung gesetzt, und die Frauen-Emancipation heutiger Tage scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, das ganze Verhältniß umzukehren. Faktisch ist dies bereits in vielen Fällen geschehen, und wenn Schiller von der theuren Gattin spricht, so hat er sicherlich vielen Ehemännern des gegenwärtigen Zeitabschnitts aus der Seele gesprochen.

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Rütimeyer, L., Ueber die Art des Fortschritts in den organischen Geschöpfen. Rectoratsrede. Basel, Georg. (1,20 M.)

Michelis, F., Antidarwinistische Beobachtungen. Bonn, Neusser. (2,80 M.)

Hoffmann, J. J., Japanische Sprachlehre. Leiden, Brill. (19 M.)

Häckel, Ernst, Biologische Studien. 2. Heft. Jena, Dufft. (12 M.)

Sandvoß, F., Freibank, Textrevision und Commentar. Berlin, Bornträger. (8 M.)

Tschackert, P., Peter v. Ailli. Zur Geschichte des großen abendländ. Schisma und der Reformconcilien von Pisa und Constanz. Gotha, Perthes. (9 M.)

Rée, Dr. Paul, Ueber den Ursprung der moralischen Empfindungen. Schloß-Chemnitz, Schweitzner. (3 M.)

Mayr, R., Die philosophische Geschichtsauffassung der Neuzeit. 1. Abth. bis 1700. Wien, Hölder. (6 M.)
Magnus, Dr. Hugo, Die geschichtliche Entwicklung des Farbensinns. Leipzig, Veit. (1,80)
Johann Jacoby, Gesammelte Schriften und Reden. Zweite Ausgabe, mit Nachtrag enthalt. die seit 1872 veröffentl. Aufsätze und Reden. Hamburg, Meißner. (4 Hbbde à 1 M.)
— — — Der Nachtrag allein. Ebenda. (1 M.)
Brugsch-Bey, Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen. Leipzig, Hinrichs. (18 M.)
Roth, E., Historisch-kritische Studien über Vererbung auf physiol. und pathol. Gebiete. Berlin, Hirschwald. (2 M.)
Perty, M., Der jetzige Spiritualismus und verwandte Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, Winter. (6 M.)
Das Disciplinarverfahren gegen Gr. Harry v. Arnim in letzter Instanz vor dem Reichsdisciplinarhofe am 3 März 1877. Leipzig, Bidder. (1 M.)
Foster, James, Geschichte der Entstehung und juristischen Gestaltung der öffentl Domainen in den Verein. Staaten von Nord-Amerika. Berlin, Puttkamer-Mühlbrecht. (4 M.)
Paul Heyse, Skizzenbuch, Lieder u. Bilder. Berlin, Hertz. (5 M.)
Gaskell, Algerien wie es ist. Wien, Fäsy Frick. (8 M.)
Ergebnisse der Bundesrath-Enquete über Frauen- u. Kinderarbeit in den Fabriken. Amtlich. Berlin, Heymann. (4,50 M)
Ergebnisse der Bundesrath-Enquete über die Verhältnisse der Lehrlinge, Gesellen, Fabrikarbeiter. Amtlich. Berlin, Heymann. (5 M.)
Günther, Prof. Sigm., Studien zur Geschichte der mathemat. und physikal. Geographie. Zwei Hefte. Halle, Nebert.
Göcke, Dr. Rud., Das Großherzogthum Berg unter Joach. Murat, Napoleon I. u. Louis Napoleon. Nach Archivacten. Köln, Dumont. (2,80 M.)
Lehr, Prof. J., Schutzzoll u. Freihandel. Berlin, Springer. (3 M.)
Victor Hugo, Thaten und Worte. 3. Bd. 1871—6. Stuttgart, Auerbach. (3,60 M.)
Wattenwyl, E. M. v., Zwei Jahre in Algerien. Bern, Wyß. (4,40 M.)
Kapp, Prof. Ernst, Grundlinien einer Philosophie der Technik. Zur Entstehungsgeschichte der Cultur. Braunschweig, Westermann. (6 M.)
Schulze, Dr. W. Nic., Die reichsrechtliche Literatur seit Entstehung des norddt. Bundes bis 1876. Leipzig, Stauffer. (2 M.)
Bosizio, Athanas. Priester der Ges. Jesu, die Geologie u. die Sündfluth, eine Studie über die Urgeschichte der Erde. Mainz, Kirchheim. (9 M.)
Richthofen, Ferd. Frh. v., China, Ergebnisse eigner Reisen. Erster, einleitender Theil, mit Holzschn. u. Karten. Berlin, D. Reimer. (36 M.)
Comte, A., Lettres à John Stuart Mill, 1841—6. Berlin, Asher. (10 Frs.)
Neumann, B., Die heilige Stadt u. deren Bewohner in naturhistor., culturgeschichtl., socialen u. medic. Beziehungen. Berlin, Ad. Cohn. (14 M.)
Taine, H, Die Entstehung des modernen Frankreich. 1. Bd.: Vor der Revolution. Leipzig, Günther. (7,50 M.)
Hillebrand, K., Geschichte Frankreichs von 1830—70. (Zur Heeren-Ukert'schen Staatengeschichte.) Erster Band, bis 1837. Gotha, Perthes. (15 M.)

Im **Verlags-Magazin** in **Zürich** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Das preußische Regiment" vor Gericht.

Rede, gehalten von **Ludwig Pfau** zu seiner Vertheidigung vor dem Stadtgericht zu Frankfurt a. M.

Preis: 40 Pfg.

Inhalt: Vorwort. — Auszüge aus dem Münchener Kunstbericht. — Anklageschrift. — Gerichtsverhandlung. — Rede Ludwig Pfau's. — Urtheil.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung d. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Kransenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 20. April 1877. Nr. 16.

Inhaltsverzeichniß: Zur Krise in der Krise. — Erinnerung an Börne. — Ein Ketzergericht in Schwaben. — Das Erbrecht vor dem Forum der Gesetzesreform. Von Ad. Rutenberg. (Schluß). — Neue Bücher.

Zur Krise in der Krise.

Vorige Woche las man in einem sehr liberalen und ebenso nationalen Blatte die ahnungsgrauende Nachricht: In Berlin herrscht Anarchie! Wenn Einer im tollen Jahre sich freiwillig oder unfreiwillig zur Ruhe gebettet und vorige Woche wieder aufgerappelt hätte — der möchte das natürlich gefunden und höchstens das „Gras" vermißt haben, welches, o Berliner! „in Euren Straßen wächst"!

Aber so — Hauptstadt des Königreichs Preußen, vermehrte Auflage von 1866, Sitz der deutschen Reichsregierung und des Reichstags — nur nicht des Reichsgerichts —, Centrum der größten europäischen Militärmacht, ohne deren Willen der bekannte Kanonenschuß nicht fallen sollte: und dann „Anarchie!" — Die Sache war um so seltsamer, als die „Anarchie" diesmal nicht aus ihren gewohnten Schlupfwinkeln hervorkam, aus demokratischen Vereinen, von Liberalen, Juden und Polen, sondern einen viel nobleren Ursprung hatte, nämlich die Regierungskreise selbst.

Das Problem lautete: Kann der Reichskanzler beurlaubt werden, so daß er sich um nichts zu bekümmern braucht, ohne daß die Reichsverfassung geändert werden muß? Man denke, ein Beamter, der höchste freilich, immer aber nur Ein Beamter, darf nicht das Fieber bekommen, in welchem er nicht zu unterzeichnen vermag, ohne daß die ganze Reichsverfassung aus den Fugen ginge! Eine langwierige Krankheit, vom Tode gar nicht zu reden, ist nach dem Inhalt des bestehenden Reichsrechtes dem Kanzler untersagt. Begeht der Kanzler einen solchen Fehler, so muß das Parlament sofort außerordentliche Maßregeln ergreifen, da sich schwerlich ein zweiter Mann fände, der die Verantwortlichkeit für das Reich nach Innen und nach Außen und dazu noch die preußische Ministerpräsidentschaft auf sich nähme. Nicht einmal unter unbewölktem Himmel, geschweige denn jetzt, wo die Wolken-Aegis heftig geschüttelt wird und Aeolus aus allen Ecken dazu accompagnirt.

Man dachte zunächst an eine Theilung der Gewalten, an einen Stellvertreter für das Präsidium im Ministerrath und im Reichsinnern, an einen zweiten für die auswärtigen Angelegenheiten des Reichs. Das wären zwei Vicekanzler gewesen, als welche man die HH. Camphausen und v. Bülow bezeichnete. Aber der Reichskanzler kann zwar die preu-

ßische Ministerpräsidentschaft delegiren, da nach der preuß. Verfassung die Minister sämmtlich, wenn auch sine foro, verantwortlich sind, nicht aber die Reichskanzlerschaft, weil für diese nur Eine Person, der Reichskanzler selbst, verantwortlich sein kann. Es war daher auch ganz korrekt von Hrn. Camphausen, daß er eine solche Delegation ohne Reichstagsbeschluß, d. h. ohne eine Aenderung der Verfassung, nicht annahm.

Was geschah nun in dieser Lage? Die Kompetenz des Reichskanzlers war nicht zu theilen, da sie strikt mit seiner Person verwachsen ist; die Geschäfte aber wurden dreigetheilt. Hr. Camphausen verwaltet das preußische Ministerpräsidium, Hr. Hofmann das Innere des Reichs, Hr. v. Bülow das Aeußere; aber die beiden letztern haben nur die laufenden Geschäfte zu besorgen; sobald Verantwortlichkeit vor dem Reiche eintritt, muß Fürst Bismarck gegenzeichnen. Jetzt erst wird die Aeußerung des Abg. Dr. Hänel verständlich, die schon vor der „Kanzlerkrise" gefallen war: „der Reichskanzler möge doch bei Zeiten für seinen Nachfolger sorgen." Das war durchaus nicht sarkastisch gemeint, kein böses Augurium; es war ganz in der Lage der Dinge begründet und hätte eigentlich heißen sollen: der Kanzler möge an die Nachfolge und an deren verfassungsmäßige Möglichkeit denken.

Es ist gewiß kein normaler Zustand, in welchem sich das Reich befindet, ein Zustand, der unter keinen Umständen feste Garantieen bot, der aber gradezu kritisch genannt werden muß, angesichts der endlich demaskirten orientalischen Batterieen. Rußland, das sich auf ganz andere Dinge noch zu rüsten scheint, als auf die „Okkupation Bulgariens" und einen spätern Rückmarsch, Rußland schwingt das Londoner Protokoll in die Luft und geberdet sich als Executor des europäischen Willens, als Mandatar der Christlichkeit und Humanität. Es kann nicht fehlen, nicht einmal lange dauern, bis die Mächte, eine nach der andern, die kollektiv zu keiner Erklärung zu bringen waren, weil keine der andern traut und jede der andern auf die Finger sieht, mit ihrer Ansicht herausrücken müssen: wie weit sie sich durch Rußland vertreten lassen wollen und wo sich die stolzen Wogen dieses usurpirten Einverständnisses zu legen haben.

Eine solche Nothwendigkeit wird auch für Deutschland noch im Laufe dieses Sommers eintreten, und ganz natürlich einen an Leib und Seele gesunden verantwortlichen Reichsminister erfordern. Wird eine solche Zwangslage die schwer geschädigte Constitution des Fürsten Bismarck plötzlich herstellen, oder wird erst dann ein Wechsel im Regiment vorgenommen werden?

Die Reichsverfassung ist bis dato Einem Mann „auf den Leib geschnitten"; nicht diesen Mann klagen wir an, denn Jeder nimmt sich nach dem Naturrechte so viel Gewalt als er bekommen kann. Aber wie mußte eine Vertretung des ganzen deutschen Volkes beschaffen sein, die ganz ruhig Alles „auf zwei Augen" stellen ließ! Und wie ist diese Vertretung noch jetzt beschaffen, wenn sie angesichts der Mahnungen und Drohungen der nächsten Zukunft in einem Vertrauensvotum ihre politische Ehre zu retten glaubte. Und an der Spitze dieser Anabasis die Fortschrittspartei mit ihrem Hrn. Hänel!

Man möchte wie der Jäger auf den Busch klopfen, um zu erfahren, ob vielleicht ein deutsches Volk darin steckt; denn in der That und Wahr-

heit ist das Deutschland, das wir einmal auf dem Plan zu sehen glaubten, spurlos abhanden gekommen. Wir haben das allgemeine Stimmrecht, und dieses Ur- und Grundrecht freier Völker von leidlicher Bildung bringt uns immer und immer wieder nur jene seit 1866 so abgelebten, nur noch vom Hinunterschlucken eigner großer Worte und Gelübde von früher her sich nährenden Doktrinaire! Diese festgefahrenen Professoren, Advokaten, Fabrik- und Handelsherren gelten noch heute als die Vertreter deutscher Nation, und was als Opposition dagegen ins Gewicht oder in die Zahl fällt, ist gleichfalls nur die Konsequenz böser Verhältnisse, die sich zum nicht geringen Erstaunen der Beobachter grade im neuen Reiche enthüllt. Wie das Erstaunen im Jahre 1848 maßlos war, daß der „Staat der Schulen und der Intelligenz" eine Kreuzzeitungspartei in sich barg, so maßlos war die Verwunderung über das Auftauchen der Centrumspartei in unsern Tagen. Wer kann sich nur einen Augenblick freuen, wenn diese schwarzen Herren, denen es an Suada und Findigkeit nicht fehlt, einmal das Richtige sagen?

Man schuldet auch seinem Vaterlande die Wahrheit, und doch bleibt hier nur eine Alternative offen: Entweder ist Deutschland seiner Einheit, seines allgemeinen Stimmrechts und seines Reichstags nicht werth; oder es ist mit diesen Dingen so überrascht und überrumpelt worden, daß es sich seit sieben Jahren noch nicht in die neue Lage gefunden hat. Es giebt doch noch Männer in Deutschland, die im Reichstage ein anderes Wort mitzureden wüßten, die sich nicht durch die Autorität ohne Weiteres niederdonnern ließen; sie scheinen aber der herrschenden Strömung zu wenig zu vertrauen, um sich zum Mandat zu melden, und böte man ihnen dieses Mandat, sie würden vor der Sisyphusarbeit zurückschrecken, sie würden der Versuchung widerstehen, sich in dem mechanischen Poch- und Stampfwerk nutzlos zermartern zu lassen.

Und doch nahen entscheidende Momente auch für Deutschland; denn, wie gering angeblich bisher sein Interesse an der orientalischen Krise war, zu Europa gehört doch auch Deutschland, und eine europäische Frage bäumt sich täglich höher empor. Es konnte nur höchst beifällig aufgenommen werden, wenn uns gesagt wurde, daß die „gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers" ihren Werth haben; wenn aber die Schonung eines Musketiers später das Opfer ganzer Regimenter kosten könnte, so treten selbst jene Knochen in eine ganz andere Beleuchtung. In einem großen deutschen Blatte ist besagtem Musketier eine Variante angehängt worden, die sich hören läßt; die Aeußerung wird nämlich dahin gedeutet: keinen einzigen Musketier „für fremde Interessen!" Das soll gelten; weder für türkisches, noch für russisches, noch für englisches Interesse! Handelt es sich aber um deutsches Donau-Interesse, um das große Gebiet Illyricums und der Levante, das uns durch russische Zollquarantänen versperrt werden könnte: dann viele Musketiere und sehr viele Kanonen!

Kaum ein Reich geworden, werden wir doch nicht sofort wieder abdanken: wir werden doch nicht den Slaoismus zur osteuropäischen Präpotenz erwachsen lassen. Dort lauert doch eine größere Gefahr, als jemals vom Westen her sich uns genaht hat. Liest man freilich unsere Offiziösen und Inspirirten, so möchte man kleinmüthig werden; da steht eine Masse von Cynikern in Reih und Glied, die vor lauter russen-

freundlichen Bäumen den Wald von Dunsinan nicht gewahren oder ihn doch wegdisputiren. Aber auch für diese Sophisten wird der Tag des Schweigens kommen; Männer werden reden und echt deutsches Blut wird wieder wallen. „Deutsche Hiebe" aber werden endlich dahin fallen, wo sie am Zweckmäßigsten angebracht sind, und wo selbst Kant die Ausnahme vom „Ewigen Frieden" bereitwillig statuiren würde.

Erinnerung an Börne.

Vierzig Jahre sind es nun, daß in Paris ein Mann gestorben, dessen Name „bewundert viel und viel gescholten" wol von keinem der Zeitgenossen mit Gleichgültigkeit genannt worden ist, der ein Feldgeschrei war in seinem kämpfereichen Leben, wie noch geraume Zeit nach dessen Ende. Wenn man den Jahrgang einer damals erschienenen Zeitung zur Hand nimmt, so wird man nicht lange suchen müssen, um den Namen Ludwig Börne zu finden, der hier in Liebe und dort im Hasse genannt wird — und damals wurde Börne von seinem Volke gelesen. Heute ist dies anders geworden; nur hie und da ergötzt sich noch ein literarischer Feinschmecker an seinen köstlichen, geistsprühenden Aufsätzen oder citirt eines seiner schlagenden Witzworte, die Literaturprofessoren, die nie recht wußten, wo sie ihn einschachteln sollten, glauben der Bedeutung des Mannes genügt zu haben, wenn sie seine Denkrede auf Jean Paul und allenfalls seine kritischen Schriften erwähnen — an seinem politischen Wirken gehen sie mit einem achselzuckenden „Ueberlebt" oder „Chimären" vorüber und die große Masse des Volkes kennt von ihm kaum mehr als den Namen. Ich habe mich vergebens umgesehen, nirgends fand ich eine Erinnerung an seinen Sterbetag und so dürften ein paar Worte in diesem Blatte — dem er ja Taufpathe geworden — vielleicht zweckmäßig sein.

Und zwar denke ich hauptsächlich von seiner Bedeutung als politischer Schriftsteller zu sprechen, nicht allein von der reichen Fundgrube, welche seine Schriften für den sind, welcher den Aufschwung des deutschen Volksgeistes seit 1815 verfolgen will, sondern auch von ihrem Wesen als Vermächtniß an die Gegenwart. Wer hat sich nicht schon mit der Frage beschäftigt, wie sich Pioniere der Freiheit, Geister, die ihrem Zeitalter vorausgeeilt waren, die ihr Canaan nur in weiter Ferne sehen konnten, zu einer fortgeschritteneren Epoche, einer Bewegung, welche ihre Ideen verwirklicht und noch über sie hinausgegangen, verhalten, was Rousseau und Voltaire, was unser Lessing zur französischen Revolution gesagt haben würden? Bei Männern, deren Leben abgeschlossen vor uns liegt, deren Entwickelungsgang wir verfolgen können, sind wir wol berechtigt, aus dem, was sie gethan und gesprochen, zu folgern, welche Stellung sie zu bestimmten Fragen genommen haben müßten. Und so denken wir uns wol zuweilen Börne ins Jahr 1848 versetzt oder in die Komödie der Gegenwart. Würde er, der ein so glühender Patriot war, der Deutschland mit allen seinen Fehlern, sogar mit seinen Philistern, doch mehr liebte, als jedes andere Land, nicht in dem neuen Kaiserreiche seine Ideale verwirklicht sehen, würde nicht auch er gleich so vielen Anderen berauscht

durch die sogenannte Einheit, durch den äußeren Glanz, die Forderungen der Freiheit auf die Seite gelegt und sich zur Schaar der Befriedigten gesellt haben? Nein tausendmal nein! Es wird neuerdings Mode, daß jene Herren, welche sich in der eigenen Gesellschaft geistig einsam und nicht recht behaglich fühlen, kecklich dahingegangene Volksmänner annectiren. Wenn so Herr Bamberger mit einer gewissen Betonung die Worte seines Meisters, daß „Robert Blum, wäre er am Leben geblieben, auf nationalliberalen Bänken und zwar rechts von Lasker säße" citirt, so ist solches Thun einem todten Mann gegenüber, der sich seiner Haut nicht wehren kann, mindestens nicht ritterlich und wenn sie bei ihren Nekrologen Jacoby's, den zu schmähen sie nicht wagen durften, seine politische Bedeutung und Wirksamkeit nur bis zum Beginn der neuen Aera kennen wollten, seinen späteren Weg aber gar nicht oder nur sehr flüchtig berührten, so war dies eben ein gut Stück bewußter politischer Heuchelei. So hatte Schreiber dieses, der Börne hoch verehrt, weil er ihm zuerst politischer Wegweiser war und seine Worte ihm oft bei verwirrenden Ereignissen Leitstern waren, gerade in der letzten Zeit häufig ungesuchte Veranlassung, Börne gegen die Verunglimpfung, er würde, wenn ers erlebt hätte, die neue Zeit gutgeheißen, die Segel eingestrichen haben, zu verwahren.

Wenn wir die Entwickelung Börnes in ihrer fortgesetzt aufsteigenden Richtung verfolgen, so können wir nach dem, was er geworden, kühn behaupten, daß er nicht stehen geblieben oder zurückgegangen wäre: nein, er würde mit den Bedürfnissen der Zeit vorangeschritten sein und er stände heute im Kampf in den vordersten Reihen, er würde Socialist sein, was er dem Gefühle nach schon war, als er prophetischen Auges von dem „fürchterlichen Kriege der Armen gegen die Reichen" sprach, — in jener schönen Stelle, welche die Theorie des Manchesterthums bekämpft — wenn er auch eine tiefere Kenntniß der wirthschaftlichen Fragen nicht besaß, und sich auch zu bestimmt formulirten Forderungen für eine Beseitigung der gesellschaftlichen Ungleichheit noch nicht durchgearbeitet hatte. Börne ist durchaus nicht aus einem Gusse entstanden, er hat in dem Suchen der Wahrheit ringen und kämpfen müssen und wie natürlich ist da, daß er auch oft geirrt. Aber immer und immer wollte er nur die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, die ganze Wahrheit und wenn er im Jahre 1814 sagte: „Es ziemt uns nicht, uns keck in den Rath der Fürsten einzudrängen, sie sind besser als wir"; 1832 aber: „Wahrlich, es ist edler, die ganze Menschheit hassen, als eine einzige Thräne um einen König weinen" und in seinem letzten Buche: „Die Liebe der Freiheit wohnt im Herzen und das Herz altert nicht. Ich kannte achtzigjährige Republikaner und ich selbst war bis in mein fünfundvierzigstes Jahr der constitutionellen Monarchie zugethan", so sind das ehrliche Bekenntnisse und Zeugnisse zugleich einer zunehmenden Reife. Und für die Beurtheilung Börne's in seiner Bedeutung für die Gegenwart ist wol hauptsächlich seine letzte Schrift maßgebend; in dieser konnte er der Schaar von politischen Windfahnen, der ihn anklaffenden Meute zurufen: „Ich bin standhaft geblieben, während andere umgewandelt. Mich haben die Zeiten gegerbt, ich bin rauh, aber fest."

Haben wir es nun heute wirklich schon so herrlich weit gebracht, daß wir das, wofür Börne kämpfte, als überholt bezeichnen müssen,

oder ist es nur Chimäre? Sind wir schon so weit, daß wir „überall, wo ein Mensch athmet", unser Vaterland sehen und Liebe unsere Religion ist, oder sind wir zu dem trostlosen Pessimismus gelangt, solche Zeiten als unerreichbar zu bezeichnen? Nein und darum können wir Börne noch lesen, darum sollen wir ihn verbreiten. Obgleich er schon in seinen Theaterberichten und Buchbesprechungen den Guerillakrieg gegen den Bundestag, gegen die damals auftretende Reaction führte, obgleich seine Aphorismen viel Treffendes enthalten und einen merkwürdigen historischen Scharfblick verrathen, so haben wir es hier doch vorzugsweise mit seinen Hauptwerken, den Pariser Briefen und dem Franzosenfresser zu thun.

Wir „Jungen", die wir gewohnt sind, täglich unsere Zeitung zu lesen, die wir in einer Zeit gewachsen sind, wo das politische Interesse sich verbreitert und verallgemeinert hat, wir können uns kaum ein Bild machen von der gewaltigen und zündenden Wirkung, welche jene Briefe, die ein Neues und Originelles waren, auf die Jugendtage des Volksbewußtseins machen mußten. Ein objectives Zeitbild sind sie nun keineswegs; aber ich meine, eine subjective Darstellung, die sich ehrlich als solche präsentirt, wäre aller objectiv sein wollenden Geschichtsschreibung — die es ja doch fast nie ist — vorzuziehen, weil wir in ersterem Falle doch wissen, wie viel wir der Individualität des Autors zuzurechnen haben. Die Pariser Briefe kommen vom Hundertsten in's Tausendste; bald sprechen sie vom Pariser Leben, bald von Literatur und Kunst, dann von den Regungen der Opposition in Hannover und Hessen, von den Maßregeln des Bundestages, von dem Kampf der Polen und immer ist sein Ziel die Freiheit. Hier sind es Tagesfragen, die ihn beschäftigen, dort allgemeine Grundsätze, die er in klarer, oft wunderbar schöner Form ausspricht. Denn Börne war ein Meister der Sprache, wie vor ihm nur Lessing und es wird sich vielleicht ein andermal Gelegenheit bieten, darüber zu reden, was ihm die Entwickelung der modernen Prosa zu danken hat. All das heute noch Lesenswerthe in den Pariser Briefen anzuführen, verbietet mir der Raum, ich muß diejenigen, welche sie noch nicht kennen, auf die Sammlung selbst verweisen und sie müssen sich eben durch das, was heute interesselos geworden, hindurcharbeiten. Nur ein paar Stellen zu citiren, die heute wol noch zeitgemäß sind, sei mir erlaubt. Vor Allem seine Worte gegen die Todesstrafe:

„Vor einigen Tagen wurden hier, zum ersten Male seit der Revolution, zwei Menschen hingerichtet. Da verlosch der letzte Strahl eines schönen Tages. Als damals das Volk über das Leben aller seiner Feinde gebot und es schonte, dachten einige edle Männer daran, diese Tugend des Volkes, solange sie noch regierte, zum künftigen Gesetze zu erheben, damit, wenn die Macht wieder an jene käme, die nie geschont, sie ihren Rachedurst doch wenigstens nicht mit Blut sollten stillen dürfen. Sie trugen daher in der Kammer auf die Abschaffung der Todesstrafe an. Doch jene andere, die es genau berechneten, wie viel in dieser betrübten Zeit, da ihr Gewerbe ganz darniederlag, ihnen an Capital und Zinsen verloren ginge und daß sie das später alle wieder herbeischaffen müßten, es zum alten Schatze zu legen, erschraken über die Abschaffung der Todesstrafe. All' ihr Glück liegt in der Hoffnungslosigkeit des Unglücks — wie kann man regieren ohne Tod? — — — — — Der eine Verurtheilte sagte am Fuße der Guillotine zum Henker: eilt Euch! eilt Euch! Aber sie haben ihn nicht verstanden, diesen Donner des Himmels. Eilt Euch!

Eilt Euch! ruft es ihnen von oben herab. Kurz ist eure Zeit. Die heillos verblendeten Thoren! Als der edle Tracy in der Kammer auf die Abschaffung der Todesstrafe angetragen, da hätten sie nicht ruhen und rasten, sie hätten ihre Kinder nicht wiedersehen, nicht eher essen, trinken und schlafen sollen, bis das rettende Gesetz angenommen und verkündigt worden. — — —

Und dann seine Worte gegen den auch heute noch oft in Anwendung kommenden Köder der Machthaber, der nie versagt:

„Keine Freiheit ist möglich, so lange es Nationen giebt. Was die Völker trennt, vereinigt die Fürsten, der wechselseitige Haß, der die Einen trennt und schwach läßt, verbindet die anderen zu wechselseitiger Liebe und macht sie stark. Die Könige werden Brüder bleiben und verbündet gegen die Völker, solange ein thörichter Haß diese auseinander hält. Auch die Edelleute sind stark, weil sie kein Vaterland kennen. Deutsche! Franzosen! Ihr zumal, Schiedsrichter der Welt, laßt euch nicht länger thöricht von euern Herrschern zum wahnsinnigen Patriotismus entflammen. Weil man eure Vereinigung fürchtet, soll wechselseitiges Mißtrauen euch ewig getrennt halten. Was sie als Vaterlandsliebe preisen, ist die Quelle eures Verderbens. Verstopft sie, werft Kronen und Scepter und zerschlagene Throne hinein und ebnet den Boden mit dem Pergamentschutte eures Adels." — — —

Fürwahr es ist noch weit bis zu dieser Vereinigung und das Jahr 1870 hat die Quelle gar sehr erweitert.

Und ähnlicher Stellen enthalten die Briefe noch eine stattliche Anzahl. Karl Grün sagt in der seiner Gesammtausgabe der Börne'schen Schriften, der vollständigsten, die meines Wissens existirt, angefügten, sehr lesenswerthen Biographie: „Ich behaupte, Börne ist gerade von Denjenigen gar nicht gelesen worden, die ihn hätten lesen sollen und auf die er gewirkt haben würde. — — Gerade in unserer Literatur ist neben den Hobelspänen und dem Kehricht so viel scholastischer Beikram, so viel gelehrter Scholienplunder, daß wir von unseren Klassikern immer zwei Ausgaben machen sollten, eine vollständige, gelehrte, und eine Volksausgabe." — Hier wäre nun ein verdienstlich Werk für den berufenen Mann. Wir, die wir Börne lieben, möchten nichts von dem missen, was er geschrieben hat, aber für die anderen, die ihn erst kennen lernen sollten, wäre gerade bei den Pariser Briefen eine Auswahl nöthig, eine Sammlung seiner treffenden und trefflichen Aussprüche mit den nothwendigen Erläuterungen. Das gäbe ein Buch, für die Propaganda geeignet, aber es müßte als Volksbuch wohlfeil sein und eine andere Auswahl bieten, als die in der Reclam'schen Sammlung enthaltene.

Von Börne's letztem und reifstem Buche zu sprechen, seinem „Menzel der Franzosenfresser", das er „müde wie ein Jagdhund" geschrieben, ist hier wohl umsomehr der Platz, als in diesen Blättern schon wiederholt von den beiden Helden Menzel und Semilasso die Rede war. Jenes Buch, Börne's politisch Testament, ist vor Allem um deswillen werth gelesen und verbreitet zu werden, weil es eine Reihe von Definitionen enthält, die heute noch unübertroffen, mustergültig und zutreffend sind. So die von der Freiheit, in welcher er einen Vorwurf zurückweist, der jetzt noch täglich gegen die oppositionellen Parteien erhoben wird:

„Was in allen meinen Negationen das Positive sei, was ich gründen wolle, wenn ich Alles zerstört haben werde, was für eine Freiheit ich denn wolle? Fangt Gimpel, Ihr Finkler der öffentlichen

Meinung, daß es Euch nicht an Gesellschaft fehle; aber redet mit menschlichen Geschöpfen nicht von Freiheit, die Ihr nicht versteht und nicht fühlet. Die Freiheit ist gar nichts Positives, sie ist nur etwas Negatives: Die Abwesenheit der Unfreiheit. Die Freiheit kann und will nichts gründen als sich selbst; sie kann und will nichts zerstören als die Gewaltherrschaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, sie kann ihm nicht Tugenden und Vorzüge verschaffen, die ihm die Natur versagt, sie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angeboren, die sein Klima, seine Natur, seine Beziehung, seine Geschichte, sein unglückliches Gestirn verschuldet; die Freiheit ist nichts und dennoch Alles, denn sie ist die Gesundheit der Völker. — — Wie ein gesunder Bettler, der an seiner steinernen Brotrinde kaut, glücklicher ist, als der kranke, reiche Mann, der an einem üppigen Tische schwelgt: so ist ein freies Volk, und wohnte es am eisigen Norden, ohne Kunst, ohne Wissenschaft, ohne Glauben, ohne alle Freuden des Lebens, und mit den Bären um seine Nahrung kämpfend, — so ist es dennoch glücklicher als ein Volk, das unter einem paradiesischen Himmel mit tausend Blumen und Früchten schwelgt, die ihm der Boden, die Kunst und die Wissenschaft reichen, aber dabei der Freiheit entbehrt. Nur die Freiheit vermag alle Kräfte eines Volkes zu entwickeln, daß es das Ziel erreiche, welches ihm auf der Bahn der Menschheit vorgesteckt worden. Nur sie kann die verborgen keimenden Tugenden eines Volkes an den Tag bringen, offenbaren, welche seiner Gebrechen der Entartung, welche der Natur zuzuschreiben, und seine gesunden Vorzüge von denjenigen trennen, die unter dem Scheine der Kraft nur eine Schwäche bedecken, die nichts als krankhafte Congestionen, gesetzwidrige Anmaßungen eines Organes über das andere sind — —"

Trefflich ist seine Definition des Patriotismus, die heute, wo sich gegen jeden ehrlichen Feind des Regimes das „Kreuziget ihn, er ist Reichsfeind und vaterlandslos" erhebt, noch recht am Platze ist: „Die Neigung, stete Bereitwilligkeit und der unerschütterliche Muth, für das Glück, die Ehre, den Ruhm, die Freiheit und Sicherheit seines Landes thätig zu sein, und dabei kein Opfer, keine Anstrengung zu scheuen, sich von keiner Gefahr abschrecken zu lassen: das ist es, was wir Liebe des Vaterlandes nennen. Das Glück, der Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit eines Landes können von zwei Seiten bedrohet werden, von außen und von innen. Die Uebel, die von außen kommen, sind seltener, es sind gewaltsame Verletzungen und sie gleichen den Verwundungen des menschlichen Körpers. Sie sind schmerzlich, aber nicht bösartig und können den stärksten und gesundesten Staat treffen. Die Uebel, die von innen kommen, gleichen den Krankheiten; sie sind häufiger und bösartiger, denn sie setzen verdorbene Säfte, eine fehlerhafte Constitution oder ungeregelte Lebensordnung voraus. Nun haben aber die Machthaber, welche die öffentliche Meinung, Moral und Erziehung nur zu ihrem eigenen Vortheile lenken, die Liebe zum Vaterland, die sich gegen die inneren Feinde hülfreich zeigt, nie als eine Tugend geltend zu machen gesucht, sondern vielmehr als das größte aller Laster verdammt und unter dem Namen Landesverrätherei und Majestätsverbrechen durch ihre Gesetze mit den härtesten Strafen bedroht. Diejenigen Bürger haben sie für die besten Patrioten erklärt, die ihren unheilbringenden Gesetzen am meisten Ehr-

furcht und Achtung bezeigten, indem sie nur für sich und ihre Familie Sorge trugen, sich aber um die Kränkungen, welche ihre Mitbürger und ihr Vaterland erlitten, nie bekümmerten. Nur denjenigen Patriotismus, der sich äußeren Feinden des Vaterlandes entgegensetzt, haben sie als eine Tugend angepriesen und belohnt, weil er ihnen nutzt, weil er ihre Herrschaft sicherte — — — Man handelt nur schön für das Vaterland, wenn es das Vaterland ist, für das man sich bemüht, nicht aber ein einzelner Mensch, ein Stand oder ein Interesse, die durch Ränke und Gewalt sich für das Vaterland geltend zu machen wußten." Und wenn er in vielen herrlichen Worten — es wäre sündhaft gegen die anderen, wollte ich eines herausgreifen — die Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich, die Liebe und Freundschaft der Völker predigt, mahnt das nicht an die Prophezeiung des alten Jesaia, klingt das nicht wie die Verkündung einer kommenden besseren Zeit, heute, wo das wüste Geschrei der Chauvinisten drüben bis in die radikalsten Organe nachtönt nnd auch bei uns gierig aufgegriffen wird? Und ist es nicht wie ein Protest neueren Datums, wenn er — immer 1837 — ausruft:

„Ergreift die Waffen, Ihr hochherzigen Vertheidiger der Nationalehre, erobert das Elsaß wieder; aber eilt Euch, die Sache ist dringend, bald werden die Festungen Spielberg, Olmütz, Spandau, Magdeburg, Ehrenbreitenstein, Hohenasperg für die väterlichen Bedürfnisse Eurer Regierungen nicht mehr ausreichen; nehmt Straßburg mit Sturm ein, damit es eine Citadelle mehr gäbe, um Eurem Patriotismus als Prytaneum zu dienen. Allein bevor Ihr Euch den Gefahren des Ruhmes aussetzt, fragt die Elsässer ob sie einwilligen, wieder Deutsche zu werden — — — und sie werden Euch antworten: wir sind die glühendsten und treuesten Patrioten unter allen Franzosen, gerade weil wir an der deutschen Grenze liegen." — —

Gutzkow hat vor Jahren eine sehr gute Biographie Börne's geschrieben, welcher er beim Erscheinen, empört durch die damals von Heine verübte Leichenschändung, eine leidenschaftliche Vorrede vorausschickte; bei dem Vorwort zu der 1875 erschienenen dritten Ausgabe sieht man, wie alt Herr Gutzkow geworden, wenn er mit folgenden Worten über B.'s politisches Wirken spricht: „Einen deutschen Kaiser anzustreben, war vor 1848 geradezu lächerlich. Das Erz mußte erst wieder durch eine Revolution in Fluß kommen, um darüber nachzudenken, welche Gestalt man ihm geben könnte." (!)

Ich glaube nicht, daß ich noch nachweisen muß, wie wenig Börne sich mit der Gegenwart hätte befreunden können, wie er nicht dem „juste milieu" sich angeschlossen hätte, das er stets mit der bittersten Lauge seines Spottes übergoß und wie er nichts weniger als ein Chauvinist geworden wäre.

Von der Wirkung seiner Schriften sagt er einmal mit Stolz: „Habe ich nicht die Röthe des Zornes in tausend blutleere Wangen gejagt und seid Ihr denn so ganz gewiß, daß nicht manche schüchterne Schamröthe das benutzt, sich leise, sachte auch darüber hinwegzuschleichen. Mag nun die Flamme meinen Scheiterhaufen anzünden oder den Weihrauch, den man auf meinen Altar streut, was geht das Euch an? Das ist meine Sache. Genug es flammt!"

Digitized by Google

Und ſpäter ſagt er über ſeine, des Publiciſten Aufgabe: „Wir wollen das deutſche Volk nicht ändern, wir wollen es aufwecken, denn es ſchläft. Wir ſind ſeine Fliegen, die ihm um die Ohren ſummen und im Geſicht herumkitzeln; ich wenigſtens glaubte nie mehr zu ſein. Zwar ſchläft das deutſche Volk einen ſehr feſten Schlaf — — aber wir ſind auch unermüdliche Fliegen. Und weckt es unſer Stachel nicht auf, ſo weckt es einſt der Donner, und thut es der Donner nicht, ſo thut es ein Erdbeben! Aufwachen, aber nicht ſich ändern.“

— — — — — Wie lange noch? — — — — —

Ihm hieß Leben Kampf und That und darum erzürnte ihn die „ſteinerne Ruhe“, mit welcher Göthe, den er mehr als Einen berufen glaubte, für ſein Volk einzutreten, den äußeren Ereigniſſen gegenüberſtand. Man hat über die Abneigung Börne's gegen Göthe ſehr viel geſchrieben, ohne ſie meiner Anſicht nach genügend erklärt zu haben und man mußte gewöhnlich einem der beiden Unrecht thun. Aber man kann in Göthe trotz mancher häßlichen Seiten, trotz ſeiner zuweilen unbegreiflichen Devotion gegen die Großen, den gewaltigen Heros, wie ihn die Natur in Jahrtauſenden nur einmal hervorzubringen vermag, anſtaunen und man wird, wenn man ſich nur in die Seele Börne's verſetzt, den Haß gegen Göthe erklärt, wenn auch noch nicht gerechtfertigt finden. Es iſt eben der alte Krieg des Prometheus gegen Jupiter. Börne verſtand die Wahrheit des Göthe'ſchen Wortes nicht, daß Eines ſich nicht ſchickt für Alle, er verkannte, daß auch die befreiend arbeiten, die dem Aberglauben ſeine Waffen aus der Hand winden, er vergaß in dem Dichter Göthe den Mann der Wiſſenſchaft, dem allein durch die letztere Eigenſchaft unvergänglicher Ruhm ſicher wäre. Börne vergaß, daß, wie der leider zu früh geſtorbene Lazarus Geiger ſo ſchön ſagt, auch der „Gedanke der Weltentwickelung weltbefreiend ſein wird, wie es jemals irgend eine der größten weltgeſchichtlichen Thaten geweſen iſt. Dieſer Gedanke wird dereinſt lehren, was der Menſch von ſich, von der Menſchheit, von der Natur zu erwarten und zu fordern hat“. Und für dieſen Gedanken hat Göthe gelebt und gewirkt.

In unſerer Culturgeſchichte ſind zwei vor Börne, welche mit ihm vergleichbar, Hutten und Leſſing. Aber auch der große Denker und Kämpfer, welchen wir jetzt betrauern, hat viel Aehnlichkeit mit ihm, äußere ſowohl als innere, ja er iſt größtentheils als die Entwickelung von ihm zu betrachten. Jacoby gehörte einer ſpäteren, fortgeſchritteneren Zeit an und war tiefer, abgeſchloſſener. Börne wie Jacoby ſind Juden geweſen, beide begannen damit, gegen den ungerechten Druck zu kämpfen, der auf ihrer Nation laſtete, beide wurden dadurch zu einem Kampf gegen jeden Druck, zu einem Kampf für das Wohl und Recht Aller hingeleitet. Beide hatten ärztliche Studien gemacht — der Arzt, der die Anatomie des menſchlichen Körpers kennt, gewinnt oft auch ein Auge für die Anatomie des ſtaatlichen, und die Leiden des menſchlichen Organismus ſchärfen ſeinen Blick für die Leiden des geſellſchaftlichen. War aber Jacoby, der ernſte Denker, der immer direct auf das Ding an ſich losging, auch perſönlich das Muſter eines vollendeten Menſchen und von einer ſo unüberwindlichen Liebenswürdigkeit, daß Jeder, der dies milde Auge auf ſich ruhen ſah, ihn bewundernd lieben mußte, ſo durfte Börne mit berechtigter Selbſtironie ſagen: „Jede neue Bekanntſchaft, die ich

mache, vermehrt den Ruhm meiner Schriften.“ Wer Jacoby's Schriften lieſt, der muß ſchon ernſten politiſchen Sinn mitbringen, weil Jacoby, der ſelbſt klar und logiſch dachte, die breiten Erklärungen verſchmähte, und darum nicht gerade von Jedem leicht geleſen werden kann; dieſen Sinn zu erwecken und zu nähren, iſt aber Börne geeignet, deſſen Bücher viel Populäres enthalten.

Im Jahre 1869 entſtand in Frankfurt der Plan, Börne ein Denkmal zu ſetzen; es bildete ſich ein Comité und es ging auch eine ziemlich große Summe ein. Dann kam das große Schießen, manche der Comitémitglieder wollten nichts mehr von der Sache wiſſen, nicht mehr daran erinnert ſein, daß ſie Börne verehrt hatten und ſo gerieth die Sache in's Stocken.

Nun hat ein alter Herr, der ſich mit greiſen Haaren die Begeiſterung der Jugend zu wahren wußte — ſeine Jünglingsjahre fallen in die Zeit des Erſcheinens der Wage — die Mittel dazu gegeben und ſo wird das Denkmal wol in Kurzem aufgeſtellt werden. Möge bei dieſem Anlaß auch die populäre Ausgabe von Börne's Schriften entſtehen.

— o —

Ein Ketzergericht in Schwaben.

Es wäre ein ſehr verdienſtvolles Werk, wenn ein orts- und ſachkundiger Mann — am liebſten freilich ein in pſychiatriſchen Dingen erfahrener Arzt — ſich einmal daran machen wollte, uns ausführlicher von dem innern und äußern Leben der religiöſen Sekten in Württemberg zu berichten. Es fehlt uns, unſeres Wiſſens, eine genaue Darſtellung der Arbeitsorganiſationen, welche der Reutlinger Werner einſt mit ſo viel Glück in's Leben rief, daß ſelbſt unter den nüchternen Geldmännern der Glaube feſtſtand, ein Jedes werde zu Golde, was der Mann in die Hand nehme. Die direkt dem Phalanſtere entlehnten geſellſchaftlichen Einrichtungen beruhten in der Blüthezeit dieſer Etabliſſements auf der angeblich und auch anſcheinend freiwilligen Zuſtimmung aller Theilnehmer: hat dieſe Entſagung Stich gehalten auch als ſpäter das Unglück über dieſe großen Geſchäfte hereinbrach? — Ferner: wie wenig iſt außerhalb der nächſten Kreiſe bekannt von Bad Boll und den ſeltſamen Kuren und Heilungen, die dort von Blumhardt vollzogen ſein ſollen? Wer jenſeits der ſchwarzrothen Pfähle kennt Weſen und Leben, das im „Salon“ bei Ludwigsburg ſich concentrirte, wer jene „Tempel“-Gemeinden, von denen Sepp bei ſeiner letzten Orientreiſe die Ueberſiedelungsſpuren in der Levante fand? Was iſt aus jenem merkwürdigen Apokalyptiker geworden, dem Bruder des zum preußiſchen Hofprediger und Gräfinnenheirather avancirten hofmänniſchen Hofmann, der einſt, notabene der Apokalyptiker, in dem glaubensdürren Berlin bei Gelegenheit des durch den Bunſen'ſchen Kuß berühmt gewordenen Kirchentages, in einer öden Kapelle eine Erweckungs-Scene zu Stande brachte, wie ſie beſſer kein camp-meeting aufzuweiſen vermag?

Das ſind nur zerſtückte Reminiscenzen, die der Zufall, kein darauf gerichtetes Streben, uns zugeführt; der Kundige würde uns wahrſchein-

lich noch ganz andere Manifestationen, andere Verzweigungen und das Wurzeln bis zu Bengel und vielleicht noch weiter zurück nachweisen. Und wäre so erst das eigentlich theologische Gebiet recht ummarkt, so würde es sich darum handeln, dies „Hereinragen der Geisterwelt" nachzuweisen auf anderen Gebieten des geistigen Lebens, vor Allem auf dem scheinbar entgegengesetztesten, dem der Medicin, nicht blos der Meßmer, Eschenmayer, Kerner, sondern auch in dem stark metaphysischen Zuge der bedeutenden philosophischen Aerzte, welche Württemberg hervorgebracht. Denselben Zug hätten wir dann zu verfolgen in den schwäbischen Dichtern, von Uhland und Schwab, den sonst so gesunden, an bis auf den nach dieser Quelle seine tiefsten Wurzeln senkenden Mörike, ja bis auf Dav. Fr. Strauß.

Wäre das aber Alles durchwandert und abgesteckt, dann könnten wir von dieser Seite her an die Frage gehen: Wie kommt es doch, daß diese Alt-Württemberger, die seit einem Jahrhundert und darüber so fest, so treu die Sturmfahne vorangetragen haben im Kampfe gegen weltliche Willkür und Bedrückung: wie kommt es, daß bei ihnen dichter, als anderswo, heute noch sich zusammenschaart, was in der protestantischen Kirche sich nur an Verknöcherung, Unduldsamkeit und Herrschsucht bisher erhalten konnte?

Die Frage mag weh thun, aber wir Norddeutschen, die wir gern in Dingen der Freiheit dem Süden das Vorrecht älterer Befahrenheit einräumen, und die wir, mit Ausnahme freilich des stierköpfigen Mecklenburg, das wir aber doch nicht in Parallele stellen wollen mit schwäbischem Lande, über solchen Bann geistlichen Lebens hinaus sind: wir Norddeutschen möchten um künftiger Zeiten willen, wo wir ohne viel Preambel müssen die Bruderhand zu fassen wissen, doch klar darüber sein.

Der Anlaß für diese öffentliche Anfrage ist ein naheliegender und speciell dieses Blatt berührender. Im Frühjahr vorigen Jahres brachte die „Wage" die Abhandlung eines Stuttgarter Gymnasialprofessors über die Begründung der Sittlichkeitsidee auf monistischer Weltanschauung. Das war eine ernsthafte, für manchen Leser vielleicht zu ernsthafte Erörterung, aber der Titel schon konnte lehren, daß es sich dabei um das Bemühen handelte, Altes dem Neuen zu versöhnen. Dem redlichen Suchen nach frischen Lebensgrundlagen sollte der Spruch nicht erspart sein: Neue Götter, alte Leiden. Als die Abhandlung in Sonderabdruck erschien und damit der württembergischen Glaubensveste näher auf den Leib zu rücken schien, da war die Denunciation bei der Hand, der Staatsanwalt ward angerufen und that, was seines Amtes ist.

Damit freilich hatte man sich nicht Mühe gegeben, den Gedankengang der Arbeit zu verfolgen und aus ihrem Innersten heraus etwa das der herrschenden Lehre Absagende zu suchen: man begnügte sich an dem einzelnen Dorn, an dem des vorüberstreifenden Lämmleins Vließ Schaden nehmen könnte. Der Artikel hatte den Gegensatz berührt in den die vom Dogma geforderte Allwissenheit und Allgüte Gottes mit dem offenbar auf Erden waltenden Zufall gerathe. Das Argument hätte den Herrn Angebern doch nicht gar so neu vorkommen sollen.

Im Sextus Empirikus schon, in der Hypotypposen drittem Buche, hätte unser schwäbisch Pfäfflein lesen können: „Wer da sagt, daß es

einen Gott gebe, der ſagt damit auch: entweder daß derſelbe Sorge trägt um die Dinge ſo in der Welt geſchehen; oder daß er keine Sorge um ſie trägt; oder auch, daß dieſe Sorge ſich auf Alles oder daß ſie ſich nur auf Einiges erſtreckt. Wenn nun Gott um alle Dinge Sorge trüge, ſo könnte es weder Uebel noch Laſter geben. Und doch ſagt man, daß nichts vollkommen ſei in der Welt. Alſo darf man auch nicht ſagen, daß Gott um alle Dinge Sorge trägt. — Aber wenn er ſich nur um Einiges kümmerte, warum nur um das Eine und nicht um das Andre? Entweder will und kann er ſich um Alles kümmern; oder er will es, kann es aber nicht; oder er kann es, will es aber nicht; oder endlich er kann es weder noch will er es. Wollte und könnte er es, ſo würde er ſich um alle Dinge kümmern. Aber er thut das nicht, wie oben ſchon bewieſen iſt. Alſo iſt es nicht richtig, daß er ſich um Alles kümmern kann und will. — Nun will er aber vielleicht ſich um Alles kümmern und kann es nicht. Offenbar überſteigt das alſo ſeine Kräfte. Iſt es nun aber nicht widerſinnig ſich einen Gott vorzuſtellen, deſſen Kräfte an irgend Etwas erlahmen? Wenn er aber ſich um Alles kümmern könnte, und wollte es nicht, wäre das dann nicht ein boshafter und ſchadenfroher Gott? Endlich aber, wenn er es weder kann noch will, ſo iſt er ſchwach und bösartig zugleich und das von Gott zu behaupten, wäre doch nur Sache der Gottloſen."

Soweit der dem Prälaten Kapff entrückte Philoſoph. Will man den Cicero de natura deorum hintennach leſen und im Bayle endlich nachſchlagen, wie durch Alterthum und Mittelalter hindurch ſich dieſes Bedenken vor einer offenbaren Widerſinnigkeit geäußert hat, ſo wird man ſchließlich nicht überraſcht ſein, auch in dem Stuttgarter Profeſſor Maier dieſen Zweifel laut werden zu hören. Das gräuliche Verbrechen in Bremerhaven, das fürchterliche Unglück der Weihnachtsfeier in einem Schweizer Schulhauſe — beides damals friſch blutende Ereigniſſe — gaben ihm den Antrieb des Herzens, davon nicht zu ſchweigen.

Den Satz, daß ein derart gedachter Gott, der Böſes verhindern könne, aber nicht wolle, aus der Welt geſchafft werden müſſe, hatte unſer ſchwäbiſcher Philoſoph durch ein Bonmot illuſtrirt, das, urſprünglich aus der erſten franzöſiſchen Revolution ſtammend, in der Communezeit wieder aufgelebt war. Auf den ſchreckhaften Klang dieſes Wortes hatten die Herren Angeber ihre beſondere Hoffnung geſetzt, haben ſich aber da in ihrem blinden Eifer eine gar koſtbare Gelegenheit entgehen laſſen, ihren Zionsweheruf auch noch weiterhin, als nur gegen die Perſon des Angeklagten, ertönen zu laſſen. Man ſchreibt beſagtes Bonmot bald Raoul Rigault zu, dem Polizeipräfecten der Commune, bald Vaillant, der das Departement des Cultus in eben jenen Tagen leitete. Beide nun waren — hört! hört! — Zöglinge der Hochſchule Tübingen, ja dem Letzteren bewahrte man dort, auch nach der Communezeit, nach dem gewiß unverdächtigen Zeugniſſe eines Nekrologes auf Hub. Luſchka (Augsb. Allg. Ztg. 1875 vom 22. April) eine gute Erinnerung als „einen durch und durch ehrenhaften, aber ſchwärmeriſchen" jungen Manne. Wie wirkſam hätte ſich nicht in Eßlingen vor den Geſchworenen der Hinweis auf ſolche Früchte der modernen, vom Chriſtenthum losgelöſten Bildung probiren laſſen!

Dieser eine Satz nun, herausgerissen aus allem Zusammenhange mit der tiefgehenden ernsthaften Abhandlung, an deren Eingange er sich fand, mußte den frommen Männern dazu dienen, eine Anklage auf Gotteslästerung zu erheben. Das Strafgesetz wollte es so, mochte die Logik sehen, wie sie hintennach damit zurechtkäme. Der unbefangene Sinn hätte vielleicht herausgefunden, daß der Verfasser, indem er eine so fehlerhafte anstößige Vorstellung eines höchsten Wesens zurückwies, damit doch nur zu Gunsten einer besser zu construirenden plaidire; im schlimmsten Falle war eine Gottesleugnung, d. h. immer nur eine Leugnung des Gottesbegriffs, der mit der Willensfreiheit des Menschen im Conflicte steht, vorhanden: aber § 166 des Strafgesetzbuchs verlangte nun einmal ein stärkeres Vergehn und demgemäß ward der Verfolgungsantrag eingerichtet.

(Schluß folgt.)

Das Erbrecht vor dem Forum der Gesetzes-Reform.

(Schluß.)

Gesetzlich besteht nur eine Verpflichtung des Mannes, seiner Frau den nothdürftigen, oder, wie es in der gebildeten Umgangssprache heißt, den standesgemäßen Unterhalt zu reichen. Dieselbe Verpflichtung hat der Vater gegen seine Kinder. Aber hier nur so lange, bis die Söhne auf eigenen Füßen stehen können — was allerdings ein sehr relativer Begriff ist — und die Töchter eine giltige Ehe schließen. Die Alimentations-Verbindlichkeit ist übrigens eine wechselseitige. Denn auch die Kinder müssen den Eltern das tägliche Brod geben, wenn diese verarmen oder zum Selbsterwerb untauglich werden. Das allgemeine Landrecht hat auch den Geschwistern ersten Grades die Verpflichtung zur Verabreichung des nothwendigen Lebensunterhaltes auferlegt.

Dieses ist in ungefähren Umrissen das Croquis des juristischen Familien-Begriffs. Sucht man darin nach einem Motive für die gegenseitige Erbfolge, so findet man dasselbe allenfalls in der alternativen Alimentationspflicht, aber nimmermehr wird es gelingen, aus dem bestehenden Recht die beliebte Theorie des Miteigenthums abzuleiten. Denn wenn Frau und Kinder durch die ehemännlichen und väterlichen Rechte sogar verhindert werden, außer durch Schenkung oder Glücksfall, eigenes Eigenthum zu erwerben, wie will man alsdann die Antinomie rechtfertigen, daß sie sogar am Eigenthum des Mannes und Vaters, also am fremden Eigenthum mitberechtigt sein sollen?! Man erkennt aber gerade an dieser Antinomie, die in der That von einigen Juristen behauptet wird, die tief einschneidende Verderblichkeit unseres auf Römischem Boden wurzelnden Familienrechts. Es ist freilich mit vielfachen Schwierigkeiten verknüpft, die vermögensrechtlichen Beziehungen der einzelnen Familien-Mitglieder aus dem innern Wesen der Familie heraus juristisch zu construiren. Denn dieses Wesen, als das eines vorwiegend sittlichen Instituts, entzieht sich der Operation durch die kategorische Logik. Aber soviel dürfte nachgerade bis zur Evidenz erwiesen sein, daß für die Neubildung eines deutschen Rechts Unterscheidungen und Vorrechte, wie

sie das sehr oft mißverstandene römische Recht mit sich brachte, untauglich und unwürdig sind.

Als letzter Stützpunkt des Erbrechts im juristischen Sinne bleibt uns demnach die gegenseitige Alimentations-Verbindlichkeit der nahen Blutsverwandten übrig. Wir haben bereits erwähnt, daß dieselbe nach dem in Preußen geltenden Recht nur bis zu den Geschwistern ersten Grades reicht, daß ihr Inhalt nur den standesgemäßen Lebensunterhalt begreift und daß sie im Verhältniß des Vaters zu den Kindern mit der Selbstständigwerdung der letzteren aufhört. Es dürfte auch kein einigermaßen plausibler Grund erfindlich sein, diese Pflicht etwa in analoger Weise auf sämmtliche Verwandte bis zu den entferntesten Graden auszudehnen oder sie schlechthin zu einer absoluten zu machen. Denn dieselbe ist ihrer eigensten Natur nach subsidiär. Jeder Mensch hat die natürliche Verpflichtung für sich selbst zu sorgen. Nur wenn der Beweis erbracht wird, daß er hierzu auf keine Weise mehr im Stande ist, kann überhaupt die Verpflichtung eines Dritten in Frage kommen, sei dieser Dritte nun ein Verwandter oder die Gemeinde oder der Staat. Es ist leicht erweislich, daß dieses Gesetz im vorwiegend öffentlichen Interesse einer restriktiven Interpretation dringend bedarf. Denn andernfalls würde es eine der ungerechtesten Steuern enthalten, welche den arbeitsamen Leuten auf Kosten der arbeitsscheuen, auferlegt wird. Warum nun aber die Erbberechtigung der Verwandten weiter gehen soll, als ihr gesetzlicher Anspruch auf Alimentation, den wir doch als den alleinigen materiellen Rechtsgrund des Erbrechts erkannt haben, ist schlechterdings unerfindlich. Vielmehr ergiebt sich als nothwendige Folge unserer kritischen Betrachtung, daß *das bestehende Erbrecht in seiner Basis sowohl wie in seinen weit über den Begriff ausgedehnten Consequenzen alle Elemente einer ungerechten Besteuerung der arbeitenden zu Gunsten der besitzenden Classen in sich vereinigt.*

Wie will man es z. B. rechtfertigen, daß die Erbanfälle zwischen Descendenten und Ehegatten überhaupt und schlechthin der Erbschaftssteuer entzogen sind? Einen Schein von Rechtfertigung hätte eine solche Bestimmung allenfalls für diejenigen Akte, wo es sich um die Versorgung eines vermögenslosen Ehegatten oder unerwachsener Kinder handelt. Aber selbst in diesen Fällen bleibt die gänzliche Steuer-Exemtion immer noch ein Privilegium des Besitzes. Denn es ist ein uraltes Grundgesetz der öffentlichen Finanzpolitik, basirt auf den Umstand, daß jeder Besitz den Schutz des Staates in vorwiegender Weise beansprucht und resp. desselben bedarf, daß *jeder* Uebergang des Eigenthums vom Erwerber auf einen andern der öffentlichen Abgabe unterliegt. Nur der eigentlich so zu nennende Erwerb, d. h. derjenige welcher durch die Arbeit entsteht, aber auch nur dieser, darf und muß steuerfrei sein. Es ist m. E. ein ganz falsches Prinzip, den Uebergang des Besitzes schlechthin zu erleichtern, wie dies von der modernen Steuer-Gesetzgebung wiederholt geschehen ist. Dadurch wird nur das Leben vom todten Besitz auf Kosten der Arbeit erleichtert, und diese in die Existenz des Proletariats zurückgedrängt. Der Besitz-Uebergang dieser Art, insbesondere aber der des Capitals, muß im Gegentheil wenn nicht erschwert, so doch zur vorzüglichsten Steuerquelle erhoben werden, damit

der Werth der Arbeit in stetem Steigen bleibe und nicht zur Abhängigkeit von den Coursschwankungen des Papier-Markts verurtheilt werde.

Was wir von der Gesetzes-Reform auf dem Gebiete des Erbrechts in erster Linie fordern, ist eine durch die von uns hervorgehobenen materiellen Rechtsgründe gebotene Einschränkung des Intestat-Erbrechts, der gänzliche Wegfall desselben hinsichtlich der entfernten Blutsverwandten und eine derartige Besteuerung auch der Erbanfälle zwischen Descendenten und Ehegatten, daß das Maß ihrer Pflichttheile auf die Mittel zur standesgemäßen Existenz zurückgeführt wird. Consequenterweise verlangen wir ferner die Einschränkung der Testirfreiheit bis zu den vorgeschriebenen Grenzen. Soll dem Testator gestattet sein, über ein Mehr zu verfügen, so muß hierzu ein genügender Grund vorhanden sein. Für einen solchen Grund kann unter Umständen auch eine blos moralische Verbindlichkeit gelten; es muß dies aber im Testament ausdrücklich erwähnt sein und müssen darüber von dem mit der Zuwendung Bedachten die erforderlichen, von dem Richter nach freier Ueberzeugung zu beurtheilenden Beweise beigebracht werden.

Adolf Rutenberg.

Neue Bücher.

Lehmann, Prof., Aug., Sprachliche Sünden der Gegenwart. Braunschweig, Wreden. (2,80 M.)

Bernh. ten Brink, Prof., Geschichte der engl. Literatur. (Einer „Geschichte der europ. Literaturen" erste Abtheilung.) Erster Band: bis Wiclif. Berlin, Oppenheim. (7,50 M.)

Arneth, Alfr. v., Maria Theresia's letzte Regierungszeit, 1763—1780. Zweiter Band. Wien, Braumüller. (13 M.)

Gauß, Briefe zwischen ihm und Alex. v. Humboldt, herausgeg. zum Gauß-Jubiläum von K. Bruhns. Leipzig, Engelmann. (3 M.)

Weber, Pastor, Die Religion der Gartenlaube, ein Wort an die Christen unter ihren Lesern. Sechste Auflage. Stavenhagen, Beholtz. (0,10 M.)

Goethe's Briefe an Soret, herausgegeben von H. Uhde. Stuttgart, Cotta. (6 M.)

Eilhart von Oberge, zum ersten male herausgegeben von Franz Lichtenstein. (Der „Quellen zur Sprache und Culturgeschichte german. Völker" 19. Heft) Strasburg, Trübner. (10 M.)

Cannstatt, Oskar, Brasilien, Land und Leute. Mit Illustrationen. Berlin, Mittler. (12 M.)

Landau, M., Giov. Boccaccio, sein Leben und seine Werke. Stuttgart, Cotta. (6,50 M.)

In unserm Verlage erschien kürzlich:

Portrait von Dr. Johann Jacoby.

Letzte Aufnahme.

In Kupfer gestochen von Wilh. Rohr.

Größe 42 und 29 Centimeter.

Preis: Vor der Schrift 6 *M*, mit der Schrift 4 *M*.

Wir empfehlen diesen wegen seiner sprechenden Aehnlichkeit und seiner künstlerischen Ausführung selbst von Dr. Jacoby anerkannten und dazu einzigen Kupferstich zur thätigen Verwendung, für welche der soeben erfolgte Tod des berühmten Volksmannes erneute und erfolgreiche Gelegenheit gibt.

Königsberg, den 9. März 1877. **Braun & Weber.**

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß. Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Kranenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. **Berlin, 27. April 1877.** **Nr. 17.**

Inhaltsverzeichniß: Gesetz und Ziel der Geschichte. — Ein Ketzergericht in Schwaben. (Schluß). — Der Fürstentag von 1863.

Gesetz und Ziel der Geschichte.

Jüngst lasen wir in einer Geschichte der „großen Rebellion" in England, daß der Unterschied und Gegensatz zwischen „Kavalieren" und „Rundköpfen" eigentlich der von „Müßiggang und Macht" gegen „Arbeit und Freiheit" gewesen sei. Das ist gut formulirt und insinuirt sich in seiner ersten Hälfte durch die zeitgemäße Alliteration, die ja auch mit zur „deutschen Sache" gehört, besonders gut: „Müßiggang und Macht!" Man ist müßig und hat deshalb die Macht; man übt die Macht, weil man müßig ist. Beim Gegensatze ist der Anlaut nicht vorhanden, da geht's hart und herbe zu; man arbeitet und möchte sich die Freiheit erwerben, man setzt der Arbeit ein Ziel, die Freiheit; nur wer arbeitet, kennt das Ideal des Menschen, die Freiheit. Gäbe es keine Arbeiter auf der Welt, so wäre der Begriff der Freiheit nie aufgekommen. Die Philister — „sie wissen den Teufel was Freiheit heißt."

Aber, um auf unsern Historiker zurückzukommen, der jene mächtige Antithese aufstellte, so möchte man ihn fragen: Lieber Mann, mußtest du wirklich erst bis zur „englischen Rebellion" kommen, um den grimmen Gegensatz zu entdecken: „Müßiggang und Macht" contra „Arbeit und Freiheit"? Hat das die englische Revolution, so großartig sie sein mochte, zuerst aufgebracht? Waren früher Müßiggang und Arbeit Busenfreunde und lagen sich Macht und Freiheit in den Armen? oder ist diese süße Harmonie seitdem nicht wieder gestört worden, ist Freiheit an die Stelle der Macht, Arbeit auf den Lehnstuhl des Müßiggangs gekommen? Wenn das wäre, so lebten wir ja im goldenen Zeitalter, während wir offiziell benachrichtigt wurden, daß wir erst beim „Eisen" angekommen sind und folglich noch lange Zeit vor uns haben, bis wir zu den Edelmetallen gelangen. Allerdings leben wir nebenbei auch noch in der Goldwährung, aber damit ist noch nicht bewiesen, daß das Gold bei der Arbeit, und nicht beim Müßiggang und der Macht ist.

Müßiggang ist nicht nur aller Laster Anfang, sondern auch der Ursprung der Macht. Erst muß sich Einer von der Arbeit und ihren Sorgen befreit haben, ehe es ihm einfallen kann, die Andern zu beherrschen; erst muß er die Last des Daseins auf fremde Schultern gewälzt haben, ehe er den Hermelin auf die eigenen nehmen kann: wo andre Dinge auf den Kopf drücken, da ist nicht Platz für Diadem oder Krone.

Und nur der Müßiggang hat Macht, weil Machtübung und Machterhaltung das erste ideale Geschäft der Menschen ausmachen. Die Macht fordert auch eine gewisse Art von Arbeit, nämlich die Arbeit, die Arbeit im Zaume zu halten. Die Macht ist wesentlich die Macht über die Arbeit. Es ist nicht besonders leicht, diese Macht unter allen Umständen auszuüben und namentlich festzuhalten, besonders wenn viel gearbeitet, wenn viele Arbeit aufgespeichert wird. Da giebt es kritische Momente für die Macht, die in unsern Geschichtsbüchern mit dem Namen der „Revolution" bezeichnet werden. Durch die Anfspeicherung der Arbeit entsteht nämlich ein neuer, bis dahin nicht gekannter Müßiggang, der sofort Anspruch auf Macht erhebt. Seltsamer Lauf der Dinge, daß auch die Revolutionen aus dem Müßiggange entstehen, ein Faktum, welches die historische und fromme Schule zum ernstlichen Nachdenken bringen sollte.

Nur ist dieser später entstandene Müßiggang durchschnittlich von bescheidener Natur: er erkennt die Priorität des Müßiggangs bereitwillig an, er meint nur, eine gewisse limitirte Mitmacht könne man ihm füglich nicht absprechen. Da aber der avitische Müßiggang anfänglich von solcher Mitmacht nichts hören will, so setzt es Krawall ab; Felsblöcke von Freiheitsphrasen werden geschleudert, die Arbeit wird sogar zum Barrikaden-Bau zugelassen, was sich auch für ihre schwieligen Hände besser paßt, als für die parfümirten Glacés. Macht sich aber die Arbeit bei der Gelegenheit zu laut, redet sie gar von ihren Rechten, da doch Rechte immer nur Privilegien des Müßiggangs waren, so paktiren die beiden Müßiggänge, der erste und der zweite, rasch mit einander; die Mitmacht wird auf einem Bogen Papier anerkannt und darf fortan wenigstens — mitreden, was man ein „Parlamang" nennt.

Selten gelingt es, soll aber doch schon vorgekommen sein, daß die Mitmacht die erste Macht verdrängt und sich an deren Stelle setzt und dort behauptet. Es giebt Leute, die darüber großes Triumphgeschrei erheben und das tausendjährige Reich als gekommen ausrufen. Es ist wahr, die Zahl der Mächtigen hat sich alsdann vermehrt, die vielen Müßiggänger theilen sich entweder in Freundschaft oder auch unter heftigem Wortwechsel in die Macht, und dieser Streit bildet dann die tägliche Unterhaltung der Arbeitenden und Freiheitsdurstigen. Rühren sich aber die Letztern, wollen sie auch vom süßen Müßiggange kosten, der denn doch das Ziel der Menschheit zu sein scheint, so vertragen sich die vielen Müßiggänger rasch unter einander und setzen ihre Kollektivmacht dem Sturm von unten entgegen.

Es ist nicht anders, wie sehr man die nackte Wahrheit auch verhülle und maskire: Müßiggang ist der Staatengründer, Müßiggang ist der alte Adam in jedes Sterblichen Brust, Müßiggang die geheime Triebfeder aller politischen Agitation, mit dem noch geheimeren Vorbehalt und Zusatz: mit jeder Spanne Müßiggang ein Pfund Freiheit zu erwerben.

Da seht mir doch die Sozialisten und Sozialdemokraten an, die gegenwärtig am lautesten von „Arbeit und Freiheit" reden und den Mitmächtigen schlaflose Nächte verursachen. Was verlangen jene Männer der Arbeit und Freiheit? Einen Normalarbeitstag, die Gemäßigten von 10 Stunden, die Ungenügsamen gar von 8 Stunden. Wie schlau

und doch wie durchsichtig! Der Tag hat 24 Stunden, nach Abzug von 10 oder 8 Stunden Arbeit bleiben 14 oder 16 Stunden für Schlaf und Müßiggang übrig. Nehmen wir 8 Stunden Schlaf an, so kommen auf den Müßiggang 6—8 Stunden. Das ist gleich einem Viertel oder Drittel der Macht. Vergessen denn die Fordernden ganz den tiefen Satz wahrer Staatsweisheit: Misera plebs optima flens, pessima ridens. Zu Deutsch: der Arbeiter soll nicht lachen, Wenn er weint, so wird sich's machen!

Alle Aspiranten auf den Müßiggang haben von jeher die schönsten Scheingründe ins Feld geführt und ihre eigentliche Absicht zu bemänteln gewußt. Die englischen Peers, die Stammhalter der Latifundien sagen: Wer soll denn England regieren, wer soll sich der Staatskunst und der Diplomatie widmen, wenn wir reichen Müßiggänger das nicht thun? Wer repräsentirt englische Bildung, wer hält die englische Sprache sauber, wenn nicht wir im Hause der Lords? Es giebt im Unterhause nicht ein Dutzend Personen, die korrekt und elegant zu reden wissen! — Und was sagten uns Jahrzehnte lang die zur Mitmacht Strebenden, wenn es sich um Wahlgesetz und Census handelte? Nicht die blöde Kopfzahl darf entscheiden, sondern allein die Bildung; Bildung aber ist nur bei Vermögen denkbar. Vermögen ist Bildung, je mehr Einer besitzt, desto intensiver muß er stimmen. Daher ist die Manteuffelsche Dreiklassenwahl der Ausdruck der Wahrheit. Wenn Bildung dem Vermögen anklebt, Vermögen aber nur ein andrer Ausdruck für Müßiggang ist, so ist das Dreiklassengesetz ein Privilegium des Müßiggangs. Und damit glauben wir durchaus nichts Schlimmes oder gar Beleidigendes zu sagen, wir denken nur eine historische Wahrheit auszusprechen.

Machen es denn die Sozialdemokraten besser? Auch sie kommen mit Vorwänden heran, sie sagen: der Mensch kann nicht ewig im Joche gehen, er ist nicht zum Lastthiere bestimmt. Ihr werft uns Unwissenheit und Unbildung vor; kein Wunder, wir haben keine Zeit uns zu belehren. Abends sinken wir ermattet auf das schlechte Pfühl in schlechter Luft, mit dem Morgengrauen, nicht einmal ausgeruht, müssen wir heraus und in die permanente Tretmühle hinein. Wir möchten Menschen werden, zum Menschsein gehört Bildung, zur Bildung sind Bücher und Zeit erforderlich; gebt uns 6 Stunden Muße, drei zur Erholung, drei zum Lernen! Das hört sich sehr hübsch an, und kann nicht verfehlen, da wo der Herzmuskel noch nicht versteinert ist, einigen Eindruck zu machen. Läßt man sich aber nicht von Gefühlserregungen bestimmen — und es giebt glücklicherweise noch Leute, die kühl bis ans Herz hinan solche Dinge anhören — so wird man bei dem letzten Wort „Muße" stutzig. „Muße" ist die Wurzel von Müßiggang, wie der Müßiggang die Wurzel der Macht. Die Arbeits- und Freiheitsfreunde wollen sich ein Stück Müßiggang erobern, und haben sie das erst erlangt, so werden sie der Mitmacht eine gefährliche Konkurrenz machen, darauf läuft doch Alles endlich hinaus . . . . . .

Die Kavaliere sind ein ständiger Faktor der Geschichte, und die Rundköpfe nicht minder. Beide wechseln die Namen, wie die Schlange die Haut und der Hirsch das Geweih, aber da waren sie immer. Der Streit ist nicht ausgefochten und der Friede kann erst geschlossen werden,

oder schließt sich vielmehr selbst, wenn Müßiggang und Arbeit sich vermählen, wenn Macht und Freiheit beieinander wohnen wie Tiger und Lamm nach der Wiederkunft des Herrn. Dem Absoluten Abbruch zu thun, das ist die Aufgabe der Menschheit; es gilt den absoluten Müßiggang und die absolute Arbeit aufzuheben, den Müßiggang zur Arbeit anzuhalten und der Arbeit Müßiggang zu gewähren. Dann wird die Macht nicht mehr die Freiheit erdrücken und die Freiheit wird Macht sein. Wir gehn langsam, in kurzen Etappen, aber wir gehn.

Ein Ketzergericht in Schwaben.

(Schluß.)

Das Verfahren, um zu der Anklage zu gelangen, war ein einfaches und recht probates. In einer Versammlung der „evangelischen Gesellschaft", bei der gut ausgewählten Gelegenheit also, wo — um mit dem Belastungszeugen zu sprechen — „groß Volk" beisammen war, brachte der eine Amtsbruder die mehrerwähnte Stelle, natürlich eben nur sie, außer allem Zusammenhang, zur Verlesung: damit war das für den Strafgesetzparagraphen erforderliche „Aergerniß" geschaffen. So ausgerüstet begab sich nun ein anderer Amtsbruder zum Staatsanwalt, um seine traurige Pflicht zu üben: er hat, wie er bei der Schwurgerichtsverhandlung zugestehn muß, die Schrift nicht gelesen, er kennt nichts von ihr als wie das halbe Dutzend Zeilen, wie es der Herr Confrater vorgetragen, aber er denuncirt.

Doch nein! er weiß noch etwas mehr von der Schrift, er hat gehört, daß Prof. Maier ihr Verfasser sei. Und er, der Denunciant ist ein Pastor Kapff, ein Sohn des bekannten Zionswächters, des Prälaten Kapff. Nun hatte Papa Kapff vor etlicher Zeit eine nicht ganz klare, nicht ganz liebliche Mißhelligkeit wegen — nun, sagen wir: zu weit getriebner Seelsorge — und in dieser zu offnem Familienzwist führenden Angelegenheit hatte Prof. Maier Anlaß gehabt, gegen den Prälaten aufzutreten. Nun stehet zwar geschrieben: „Die Rache ist mein!" — und eine Delegation in diesem Amte findet nach protestantischem Lehrbegriffe nicht statt; indessen — genug, der Sohn Kapff denuncirte den Gegner des Vater Kapff wegen Gotteslästerung, und der Staatsanwalt nahm sich der Sache förderlichst an. Dennoch zog sich die Sache etwas in die Länge. Der Stadtrichter hatte sich gegen Einleitung dieser Untersuchung gesträubt und als dennoch endlich die Sache in Gang gebracht war, trat auf eine Beschwerde des Angeklagten das Obertribunal mit einer Zurückweisung dazwischen, da die „Vorsätzlichkeit" nicht nachgewiesen sei. Die Vorsätzlichkeit, Aergerniß zu erregen, sollte man meinen: denn in dieser Wirkung der Handlung vollzieht sich erst ihre Strafbarkeit. Anders dachte die Anklagekammer, sie setzte in das Aktenstück einfachst nur die Worte: „vorsätzlich und absichtlich" hinein, so war die Sache der Form nach in der Ordnung.

Darüber waren einige Monate vergangen, im Lande war der Streit genügend bekannt geworden, aber es schien, als wenn die öffentliche Meinung dafür kein Interesse habe. Wo blieben denn die „Wir" unseres David Strauß, die doch wahrlich von jenem widerlichen Nach-

ſpiele her, das ſeinem Leichenbegängniſſe gefolgt war, wiſſen mußten, weſſen ihre Widerſacher fähig ſeien? Ein kräftiges Wort Fr. Viſcher's, des redegewaltigen, in der Allg. Ztg. hätte hingereicht, dieſe tückiſche Verfolgung in der Entwicklung zu lähmen: gedachte er nicht mehr der ähnlichen Befeindung, die ſeiner Antrittsrede von 1844 gefolgt? War es denn nicht jetzt, nach mehr denn dreißig Jahren, eben wieder ſo geſchehen, wie damals, wo er — in eigener Sache — die Anklage ſchleuderte: „Der Clerus iſt es, der die Sache vor das Volk gezogen hat; auf Kanzeln, in religiöſen Volksſchriften hat er dem Volke ein völlig entſtelltes Bild der Wiſſenſchaft vor Augen geführt, entſtellt, weil die Sätze derſelben, in die unterſcheidungsunfähige Volksſprache überſetzt, nothwendig allen Sinn verlieren müſſen. So erſcheint nun die Wiſſenſchaft dem Volke als ein geſpenſtiſches Ungeheuer, von dem es dunkle, entſetzliche, dämoniſche Träume ausbrütet."

Aber es blieb ſtill im Lande. Das iſt es, was wir Nicht-Schwaben nicht verſtehen. Es ſind alleſammt Männer von Herz — in welchem guten Sinne man auch das Wort nehme —, ſie fürchten ſich nicht vor Geſpenſtern, aber ſie glauben an ſie. Und ein ſolch Geſpenſt iſt die geiſtliche Stimmung, die über, nicht in ihnen waltet. — Da endlich brach das Eis.

Wir wiſſen nicht, ob Hr. Maier einer beſtimmten politiſchen Partei angehört. Wir glaubens nach ſeiner Abhandlung nicht einmal, ſie hält ſich fernab von jeder Berührung mit einer Frage des Tages, ſelbſt ſein Communardencitat hat er aus der „Gartenlaube". Der „Schwäb. Merkur" hatte ſeine Abhandlung lobend erwähnt, aber auch er hielt ſich, nun eine Anklage daraus emporgewachſen, ſtille im Hintergrunde. Da trat in letzter Stunde der „Beobachter" in ſtahlharter, ſtahlblanker Rüſtung auf den Platz.

Das kleine ſeit Jahrzehnten mühevoll und unentwegt kämpfende Blatt iſt außerhalb der Landesgrenzen, wenigſtens nach Norden hin, faſt gar nicht bekannt. Der gegenſeitige Austauſch, durch welchen bei den in ihrem Budget meiſt ſehr beſchränkten demokratiſchen Blättern wenigſtens zwiſchen den Redactionen eine unſichtbare Loge hergeſtellt werden kann, ſcheint nicht in den ſchwäbiſchen Gewohnheiten zu liegen. So kennen wir auch jenen Artikel nur nach einem Auszuge der Frankf. Zeitung, welche bei ſolchen Gelegenheiten immerhin ihrem ſchönen Berufe, ein Central-Organ der Demokratie zu ſein, etwas ausgiebiger gerecht werden könnte. Sie nun citirt aus dem Artikel:

Unſere Kritik mag vielleicht herb ſcheinen, aber das Maß des Muckerthums iſt voll, und wie der Klotz, ſo der Keil. Der Unfug muß endlich einmal aufhören, daß ein Häuflein von Finſterlingen, die zu geiſtesſchwach oder zu geiſtesträg ſind, um denken zu lernen, denjenigen Mitbürgern, welche ſich dieſer Mühe unterzogen haben, im Namen der Ignoranz einen Maulkorb anlegen will. Iſt es nicht genug, daß man dieſe Leute trotz ihres gemeinſchädlichen, die Vernunft erſtickenden Treibens ungeſtört ſchalten läßt? Aber die eigene Freiheit genügt ihnen nicht, ſie verlangen noch die Unterdrückung der Andern. Wer an ihren Glauben rühre, ſagen ſie, ſei „ein ruchloſer Frevler an des Herrn Majeſtät und ein gewiſſenloſer Verbrecher an des Volkes Wohl" — und ihre praktiſche Schlußfolgerung iſt die Verfolgung dieſes Ungeheuers. Aber mit welchem Recht werfen ſich Leute, die im Reiche der Intelligenz höchſtens die Stiefelwichſer und Gaſſenkehrer vorſtellen, zu Richtern über Männer

auf, welche einen großen Theil ihres Lebens und ihrer Kraft an die Erforschung der Wahrheit gesetzt haben? Seit wann hat der Herr sie zu Anwälten seiner Majestät bestellt? Und wissen sie überhaupt in ihrer Finsterniß, was des Volkes Wohl erheischt? Sündigen sie nicht jeden Tag gegen die höchste „Majestät des Herrn", gegen die Vernunft, und gegen das höchste Wohl des Volks, gegen die Erkenntniß? Sobald ein Wort über die letzten Fragen gesprochen wird, das nicht den Stempel der Sakristei trägt, so schreien sie über Aergerniß: aber sie maßen sich das Recht an, uns Tag für Tag zu ärgern, indem sie die Vernunft verleumden, die Wissenschaft verlästern, und das, was uns das höchste und heiligste Ziel des Lebens ist, die Erkenntniß der Wahrheit, in den Koth ziehen. Haben wir nicht dieselbe Achtung für unsere Heiligthümer anzusprechen, welche sie für die ihrigen in Anspruch nehmen? Und sind sie nicht die größten Heuchler der Christusreligion, wenn sie die Nächstenliebe nicht einmal in der negativen Form zu üben vermögen, die da heißt: „Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem Andern zu?" Aber in ihrem fanatischen Dünkel stellen sie den Freidenker auf eine Linie mit dem Räuber und Mörder. Sagt doch der Oberhelfer Kapff (auch ein Sohn des Vaters) in Nr. 11 seines „Christenboten", nachdem er die „gräßliche Blutthat" Greiners und eine ähnliche „böse That" eines Holzhackers erzählt hat, wörtlich folgendes: „Daß die Ausübung jenes Verbrechens in Stuttgart der Zeit nach zusammentraf mit einer bisher unerhörten öffentlichen Verhöhnung des Gottesglaubens in einer Reihe von Vorträgen, die der Socialdemokrat Dr. Dulk hielt, das ist kein bloß äußerliches und zufälliges Zusammentreffen." — Also ein nothwendiger innerer Zusammenhang, ein Causalnexus: Dulk und Greiner Arm in Arm, der eine als moralischer, der andere als materieller Missethäter! — Den sittlichen Bildungsgrad eines Menschen zu qualifiziren, der seinen Nächsten in solch frivoler Weise zum Mitschuldigen einer Mordthat macht, blos weil dieser in religiösen Dingen eine andere Meinung hat als er — das können wir getrost allen anständigen Leuten überlassen. Und solche Heilige bezahlt der Staat, auch aus unserem Steuerbeutel, um dem Volke Moral beizubringen! Die pfäffischen Ehrabschneider aber, welche alle freien Geister gewohnheitsmäßig mit scham- und gewissenlosen Verleumdungen überschütten, würden weit besser thun, uns einmal zu erklären, warum doch überall die Philosophen und Freidenker, und zwar von Sokrates bis auf Spinoza, von Kant bis auf Feuerbach, die tugendhaftesten, edelsten und selbstlosesten Menschen waren, während es kein Laster gibt, keine Schand- und Greuelthat, die nicht von den Pfaffen und ihrem Anhang in reichstem Maße verübt worden wären? Erst kürzlich, seitdem das neue Kabinet den schwarzen Herren etwas genauer auf die Finger sieht, wurden in Frankreich während eines Zeitraums von drei Monaten nicht weniger als zweiundzwanzig Verurtheilungen gegen Geistliche und Klerikale wegen Verbrechen wider die Sittlichkeit ausgesprochen. Und das sind Thatsachen, keine Verleumdungen. Das Alles aber hindert diese Lügenpropheten nicht, sich als die Hüter der Tugend darzustellen und die Andersdenkenden als Lasterhafte anzuklagen, während ihnen doch durch die ganze geistige Errungenschaft der Jahrhunderte, durch die Ergebnisse alles menschlichen Wissens und Denkens die Unhaltbarkeit ihrer Weltanschauung und die Nichtigkeit ihres Moralprinzips auf das Unwiderleglichste dargethan wird.

Freilich behaupten sie, ihr Dogma halte die Welt zusammen und ihr Glaube sei das Palladium der Sittlichkeit; freilich geberden sie sich, als ob ihre willkürlichen Voraussetzungen unanfechtbare Axiome wären — aber Behauptungen sind keine Gründe, und die Beweise sind sie von jeher schuldig geblieben. Wogegen ihnen die Geschichte nachweist, daß, je fester der Glaube, desto größer die Barbarei ist, daß erst mit dem Zerfall des Kirchenregiments und der Pflege der weltlichen Bildung die Rohheit abnahm und die Kultur

sich ausbreitete, und daß alle Gemeinwesen, die im Pfaffenthum stecken blieben und nicht zu geistiger Freiheit gelangten, elendiglich zu Grunde gingen; wogegen ihnen die Statistik vorrechnet, daß zu den Bewohnern der Zuchthäuser die gründlich unterrichtete und freidenkende Klasse höchstens 5 Prozent liefert, die ganze Masse des Zuchthauspöbels aber auf dem Boden des Dogmas gewachsen ist: wogegen ihnen die Erfahrung zeigt, daß diejenigen ländlichen Bevölkerungen, die als einziges Bildungsmittel die Religion haben, in einem traurigen Zustand sittlicher Verwahrlosung sich befinden. Mit einem Worte, Religion und Bildung, Glaube und Sittlichkeit stehen in umgekehrtem Verhältnisse. So lange die frommen Herren diese Thatsachen nicht gerechtfertigt haben — was sie wie bisher, so wohl auch künftig unterlassen werden — so lange erklären wir ihre herrschsüchtigen Anschuldigungen für die keckste Umkehrung der Wahrheit. Gerade ihnen fällt ein Haupttheil der heutigen Sittenzustände zur Last; denn all ihr seichtes Gepredige kann nicht verhindern, daß in der wissenschaftlichen Atmosphäre des Jahrhunderts der Dogmenglaube zu einem todten Formelwesen herabsinkt, welches selbst dem Gläubigen keine geistige Nahrung mehr gewährt, und sein Gemüthsleben weder steigert noch ausfüllt; aber indem sie sich gegen die Verbreitung einer vernünftigen Weltanschauung sträuben, verhindern sie die Religionsmüden, in den Wahrheiten der Wissenschaft, in den Offenbarungen der Kunst den einzig möglichen Ersatz für die alten, verbrauchten und ihrer Wirkungskraft beraubten Ideale zu finden. Sie begehen also selber die Sünde welche sie Andern vorwerfen: sie nehmen dem Volke den Trost der Seele, das Brod des Geistes, das zu liefern sie nicht mehr im Stande sind; und eben die von ihnen angeklagten Männer des Wissens leisten die Dienste moralischer Erhebung und geistiger Läuterung, die sie fälschlich sich zuschreiben. Nicht der blinde Glaube, nur die sehende Erkenntniß ist heute noch im Stande, den Menschen zu einem würdigen Gliede der Gesellschaft zu erziehen, ihn zu sittlichen und glücklich zu machen.

Ueberhaupt hat die christliche Ethik in Geschichte und Gesellschaft vollständig Fiasko gemacht. Seit achzehnhundert Jahren predigt sie ihre Liebeslehre, und noch immer massakriren sich die Menschen zu hunderttausenden, und zwar unter der „Führung" ihres Gottes und dem Dankgeläute ihrer Glocken. Diese berühmte christliche Liebe, welche die Pietisten so eifrig im Munde führen, ist bis auf den heutigen Tag eine heuchlerische Phrase geblieben; sie wirft höchstens dem Bedürftigen einen Bettelpfennig in den Schoß, und verbirgt so ihre Selbstsucht hinter einer Mildthätigkeit deren sie vollständig entrathen könnte, sobald sie wirklicher im Namen sozialer Billigkeit und menschlicher Solidarität gebrachter Opfer fähig wäre. Wenn jedoch die unterdrückten und ausgebeuteten Klassen die Besserung ihrer Zustände von der christlichen Liebe erwarten wollten, so könnten sie noch einmal achtzehnhundert Jahre warten, und wären noch so weit wie heute. Denn da helfen keine Bettelsuppen, da hilft nur der Umbau des religiös verballhornten Gewaltstaats, und seine Verpflanzung von dem Boden der Autorität auf den Boden der Gerechtigkeit. Aber gerade gegen eine wirkliche Abhülfe sträuben sich vor allen die Pietisten, die stets auf Seiten der „von Gott eingesetzten" Obrigkeit, d. h. auf Seiten der Gewalt, der Bedrückung, der Ungerechtigkeit stehen. So sind sie denn auch, trotz ihrer Honigworte, die eigentlichen Widersacher des armen Mannes, dessen Elend nicht mit ihren Almosen zu heilen ist, selbst wenn dieselben nicht größtentheils in die Tasche des Bruders Dunkelmann zu wandern hätten. Die pietistische Moral gehört also gleichfalls in's Kapitel der großen Lügen. Die Begriffe des Guten und Bösen, deren Grenzscheide, je nach den socialen Umständen und Entwicklungsgraden, sich verschiebt, sind nur mit Zugrundelegung des Weltgesetzes richtig zu definiren. Das Weltgesetz ist die Entwicklung, oder die konstante Arbeit, durch welche aus einer niederern Form sich fort und fort eine höhere erzeugt, und zwar in der physischen wie in der moralischen

Welt. Das Gute aber ist das dem Gesetz gemäße, also das was die Entwicklung d. h. den Fortschritt befördert; das Böse dagegen ist das was dem Entwicklungsgesetz widerstrebt, also den Fortschritt aufhält. Folglich ist — um zu den Figuren der christlichen Mythologie zurückzugreifen — der Vertreter des Guten, oder Gott, der oberste Fortschrittler, und der Vertreter des Bösen, oder der Teufel, der oberste Reaktionär. Da nun die Pietisten, als Anhänger der autoritären Tradition und als Gegner der Erkenntnißwissenschaft, die geschworenen Feinde jedes geistigen Fortschritts sind, so stehen sie nicht auf der Seite Gottes, wie sie sich einbilden, sondern auf der Seite des Teufels. Sie sind die „frumben" Landsknechte seiner gehörnten Majestät und daher, überall wo sie sich einnisten, eine wahre Landeskalamität.

Der Artikel — so schließt die Fkf. Ztg. ihren Bericht — wendet sich sodann auch gegen den Staat, der durch Unthätigkeit oder gar durch directe Mithilfe das Unwesen fördere, und schließt mit der praktischen Forderung: „Hinaus mit der Kirche aus dem Budget! Hinaus mit den Pfaffen aus der Schule!" — Der kräftige Ton dieser Ansprache war nothwendig, denn das Schwurgericht, vor das Prof. Maier demnächst treten sollte, bestand, wie man im voraus wissen konnte, durchweg aus ungelehrten Leuten, bei denen, selbst wenn sie theilweise nicht unter geistlichem Einfluß stehen sollten, doch eine philosophische Erörterung, wie sie der Natur des Klagegegenstandes entsprochen hätte, durchaus nicht am Platz gewesen wäre. In dieser sehr gerechten Besorgniß liegt, unsres Bedünkens, einer der stärksten Beweise zur Verurtheilung solcher Processe überhaupt. Sie waren zulässig, sie waren mit der Idee der Gerechtigkeit vereinbar, so lange der gelehrte Richter über sie entschied. Sobald das Volksgericht eingeführt ist, muß sich der Begriff des Verbrechens und Vergehens auch danach modificiren. Denn das erste Erforderniß dafür, daß es bei solchen Gerichten mit rechten Dingen zugehe, ist doch wol, daß die Richter im Stande seien, sich eine unbefangene und selbständige Anschauung des Rechtsfalles zu bilden. Das wird der Ungelehrte in Fragen philosophischer Forschung nicht vermögen und darum gehören solche Fragen nicht vor sein Forum, d. h. überhaupt nicht vor Gericht. Freilich wird man hier entgegnen, das Kriterium liege in der Erregung des „Aergernisses", aber dabei enthüllt sich eben nur der grundreactionaire Charakter dieses aus der Bibel in das Strafgesetz verschleppten Terminus. Wo liegt denn der allgemeingiltige Maßstab für die Berechtigung eines „Aergernisses?" Je gebildeter der Mensch, also auch die Menschengesellschaft ist, desto mehr wird die Toleranz und das comprendre c'est pardonner sie davor schützen. Je ungebildeter der Mensch, je enger seine Lebensanschauung, je formalistischer sein sittliches Bewußtsein, desto öfter wird er Anstoß nehmen an Erscheinungen, die sich ihm nicht sofort accommodiren, desto schneller wird er zum „Aergerniß" bereit sein. Seiner Borniertheit also dient der Ausdruck, dient das Gesetz, das ihn adoptirt hat, und das ist wohl nicht die Aufgabe vernünftiger Legislation. Thaten, welche unbedingt in jedem gesunden Sinnne, des Gelehrten wie des Ungelehrten, „Aergerniß" erregen müssen, lassen sich so leicht nach ihren sonstigen Kennzeichen characterisiren, daß das Gesetz einer solchen Krücke nicht bedarf und in der That wendet es sie ja auch sonst fast nirgends an. Und wohin verläuft sich bei Anwendung solcher unberechenbar subjectiven Kriterien die Rechtsprechung? Die Herrn Pfarrer und ihr Anhang

haben erklärt: Uns ist es ein Aergerniß, darum ist es eine Gotteslästerung! — und die Eßlinger Geschworenen respondiren darauf: Uns ist's kein Aergerniß; drum ist es auch keine Gotteslästerung!

So kam's denn zur Schwurgerichtsverhandlung. Ein Obertribunalsrath aus Stuttgart hatte den Vorsitz, die Anklage vertrat der Oberstaatsanwalt Lenz, zwei Pfarrherren sind die Belastungszeugen. Sie erzählen, wie schon oben erwähnt, daß die betreffende Stelle der incriminirten Schrift in einer Versammlung der evangelischen Gesellschaft vorgetragen worden sei, aber sie gerathen dabei in eine kleine, doch charakteristische Abweichung. Pfarrer Hofacker, der die Stelle verlesen, sagt aus, er habe daran die Bemerkung geknüpft, daß es solchen Schriften gegenüber doppelt angezeigt erscheine, für die evangel. Gesellschaft gute geistliche Schriften zu verbreiten. Er hat also nur den Kampf auf geistigem Gebiete gewollt, und erst als der Vorsitzende es ihm in den Mund legt, erklärt auch er, daß er in der Schrift „ein Attentat auf den ersten Artikel des Glaubensbekenntnisses" erblicke. Darauf nämlich hatte der erst vernommene Zeuge, der besagte Pfarrer Kapff, sich gestützt, dieser hatte von einem Kampfe mit geistigen Waffen nichts gesagt, nichts gewußt, sondern nur die große Entrüstung der Versammelten bemerkt und es für den richtigsten Ausdruck ihrer Gefühle gehalten, zum Staatsanwalt zu gehn. Er muß zugeben, daß, als er diesen Gang gethan, er die Schrift noch gar nicht gelesen gehabt. — Bei dem Herrn Staatsanwalt, der nun folgte, scheint das Fleisch willig, der Geist schwach gewesen zu sein. Nachdem er den Angeklagten abgethan, ging er zu einer förmlichen Anklage gegen den Artikel des „Beobachter" über, dessen mögliche und befürchtete Einwirkung auf die Geschworenen er damit zu neutralisiren vermeinte, daß er einen zweiten Preßproceß gegen besagten Artikel ankündigte. Das hat, wie wir glauben, entschieden. Vor dem gelehrten Richter wäre der schwäbische Tessendorf wahrscheinlich, wenn man heimischen Analogien vertrauen darf, mit seinen Angriffen auf die Zeitungsschreiberei von bestem Effect gewesen: vor dem Bauern und Kleinbürger erreichte er damit eher das Gegentheil. Ohne in das Herz dieser Geschworenen sehen zu können, vermuthen wir: eine Mördergrube wollten sie nicht daraus machen. Daß sie durch ein dem Staatsanwalte günstiges Verdict in der vorliegenden Klage diesem einen Anreiz mehr geben sollten, sofort eine zweite Klage zu erheben, das mochte denen, die vielleicht von der „monistischen Sittlichkeitsidee" noch keinen sichern Begriff hatten, nicht behagen: auch ihre Sittlichkeit wollte von solchem Dualismus nichts wissen.

So ist's also wol Herrn Lenz selber am meisten zu verdanken, wenn nach einigen Minuten der Berathung die Geschworenen mit einem „Nein" zurückkamen. Jetzt bleibt den frommen Pfarrherrn nur noch das Todtbeten übrig.

Der Fürstentag von 1863.

In den „Denkwürdigkeiten" des Bremer Senator Duckwitz, der als Bevollmächtigter seiner Stadt den Frankfurter Verhandlungen von 1863 anwohnte, findet sich eine Darstellung dieser Tage, die uns mittheilenswerth erscheint. Ueber den innern Verkehr dieser Zusammenkunft ist fast gar nichts bekannt geworden, die amtlichen Protokolle sind von österreichischer Seite und, wie sogar Duckwitz eingesehen hat, in österreichischem Sinne abgefaßt und, was uns das Wesentlichste scheint, wenn selbst dem Bremer Gesandten — und daß Bremen in solchen Dingen etwas leisten kann, haben uns die letzten Wochen gelehrt — jenes allerletzte Convivium deutscher Fürsten so über alle Maaßen dürftig erschienen ist, wie aus seinem Berichte wider Willen hervorgeht, so wird der Leser finden, daß diese kleine Erinnerung aus tertiären Zeiten nicht unrecht erweckt wird.

Hr. Duckwitz also schreibt:

An die Möglichkeit eines Umschwunges, wie wir ihn seit dem Sommer 1866 erlebt haben, konnte zu der Zeit auch nicht im entferntesten gedacht werden, als, wie ein Blitz aus blauer Luft, Anfang August 1863 die Einladung des Kaisers von Oesterreich zum Fürstentage in Frankfurt a. Main zum Zweck der Neugestaltung des deutschen Bundes einging. Man wußte nicht wie diese Einladung zu verstehen sei; indeß hielt der Senat dafür, daß derselben Folge zu geben sei, und beauftragte mich, nach Frankfurt zu reisen und an den Berathungen Theil zu nehmen.

Ich habe täglich Abends ein Journal über die Vorkommnisse während des Fürstentages geführt, weniger über die geschäftlichen Verhandlungen, über welche durch Herrn von Biegeleben ein Protokoll geführt wurde, als über die Dinge, welche nebenher gingen, Berathungen der Fürsten in vertraulichen Zusammenkünften, Gespräche, Aeußerungen, Scherze und Anecdoten, und werde auszugsweise über den Verlauf dieses Fürstentages zur Characterisirung desselben schon deshalb hier Einiges niederschreiben, weil darüber bis jetzt nichts in weitere Kreise gelangt ist.

Am 13. August 1863 fuhr ich um 7 Uhr Abends nach Hannover und traf im Coupé der Eisenbahn mit den Herren von Scheele, Staatsrath Zimmermann, Graf Platen, Minister von Roessing und Hauptmann Zebelius zusammen, welche, mit Ausnahme des Grafen Platen sämmtlich direct nach Frankfurt reiseten. Im Union-Hotel zu Hannover fand ich die Präsidenten der Senate von Lübeck und Hamburg, die Herren Roeck und Haller, mit welchen am folgenden Morgen nähere Verabredung getroffen wurde. Diese ging dahin, daß wir bei den bevorstehenden Berathungen über die Verfassung Deutschlands, worüber das Nähere erst in Frankfurt a. M. vorgelegt werden sollte, alles ad referendum nehmen wollten, und höchstens uns darauf einlassen würden, persönliche Aeußerungen zu machen.

Um 10½ Uhr Abends kamen wir in Frankfurt an. Der Bahnhof war mit Fackeln erleuchtet und prangte in schwarz-roth-goldenen Flaggen, allenthalben standen Ehrenwachen. Gleich wie die Bahnhöfe waren alle Straßen mit Kränzen und Flaggen geschmückt. Am 15. erwartete man den Einzug des Kaisers von Oesterreich, und mag sich darunter Gott

weiß was gedacht haben; denn die Gallusstraße, durch welche er kommen mußte, war mit Menschen gefüllt, nicht minder die Fenster der Häuser, wo man für einen Platz 2 Thaler für die Person sich zahlen ließ. Man wartete lange bis endlich verlautete, der Kaiser sei in einer einfachen Equipage längst unbemerkt durch die Straße gefahren.

Am 16. Morgens 7 Uhr brachte ein Hoffourier die mündliche Einladung des Kaisers zum Diner um 4 Uhr Nachmittags. Dieser Tag, ein Sonntag, war schön aber sehr heiß. Der Vormittag wurde benutzt, um alle Monarchen zu besuchen, wir trafen aber Niemand zu Hause, weil auch sie ihre Besuche machten. Es war daher auf den Straßen Frankfurts ein ungeheures Fahren der glänzendsten Equipagen, in welchen Fürsten, Generale, Minister u. s. w. in ihren schönsten Uniformen saßen. Gegen 12 Uhr fuhren wir zu dem Kaiser von Oesterreich, der unsern Besuch annahm. Eine Menge glänzender Uniformen standen im Schloßhofe, in den Hallen des Thurn und Taxis'schen Palais, und vor dem Entrée-Zimmer zwei Riesen, Hartschiere in alterthümlicher Tracht. Wir wurden sogleich zum Kaiser geführt. Derselbe empfing uns sehr freundlich, und sprach die Hoffnung aus, daß etwas Gutes für „unser deutsches Vaterland" zu Stande kommen werde, und drückte sich dabei sehr bestimmt aus: Es müsse die Sache durchgeführt werden, wenn nicht eine Auflösung alles Bestehenden eintreten solle. Ich erwähnte, daß es wohl ohne Schwierigkeiten und Weiterungen nicht abgehen werde, worauf er erwiederte, daß er gern seinerseits Modificationen zugestehen werde, nur müsse in der Hauptsache festgehalten werden.

Gegen 4 Uhr fuhren wir zum Diner im Thurn und Taxis'schen Palais, eine Reihe der glänzendsten Equipagen vor uns und hinter uns, die Straßen und Fenster der Häuser vollständig mit Menschen gefüllt. Im Palais strahlte Alles in Glanz. Das Versammlungszimmer der Fürsten war dasselbe, in welchem einst das Reichsministerium seine Sitzungen hielt. Ich war bald im Gespräch mit den mir bekannten Monarchen von Hannover, Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin, und fanden nun vielseitige Vorstellungen statt, da die Fürsten sich mehrentheils unter einander persönlich nicht kannten. Wie nicht anders zu erwarten, war diese erste Zusammenkunft sehr steif und förmlich. Diese Förmlichkeit hielt auch noch mehrere Tage an, verwandelte sich aber dann nach und nach in ein ganz gemüthliches Beisammensein, unter Scherzen und heiterer Unterhaltung. Bei Tisch saß man so ziemlich nach der Bundes-Rangordnung. Die Minister und Generale speiseten in einem andern Zimmer. Das Diner ließ an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig. Nach Tisch war allgemeine Conversation im Caffeezimmer. Ich stand unter dem Kronleuchter im Gespräch, als ich plötzlich den Kaiser vor mir erblickte. Ich bedauerte, daß Majestät nicht meinen alten Freund Schmerling mitgebracht hätten. Der Kaiser erwiederte, daß Schmerling nicht habe abkommen können. Darauf erzählte ich ihm: „An der Stelle, wo ich jetzt die Ehre habe, mit Majestät zu stehen, habe ich auch vor 15 Jahren mit den Herren von Schmerling und von Peucker gestanden." Der Erstere habe dann unsere Hände in einandergelegt, und hätten wir so auf das Feierlichste vor dem Allmächtigen gelobt, nach besten Kräften für das Glück unseres Vaterlandes wirken zu wollen. Der Kaiser erwiederte: „O, das ist ja

sehr interessant, ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir diese Sache erzählt haben."

Darauf kamen der Großherzog von Baden und der Herzog von Coburg zu mir und sagten: „Was meinen Sie dazu, Herr Bürgermeister, wenn wir jetzt einmal eine Deputation an den König von Preußen schickten, um ihn zu ersuchen, sich hierher zu bemühen?" Ich erwiederte, daß, wenn der König einwillige, ganz Deutschland in einen großen Jubel ausbrechen werde, da ohne Preußens Theilnahme doch nichts zu Stande kommen könne. Das meinten die beiden Herren denn auch.

Dann ging der Kaiser im Kreise herum und sagte: „Ich bitte, daß die Herren sich morgen Vormittag 11 Uhr hier wieder einfinden wollen."

Es wurde nun weggefahren. Die Eschenheimer Gasse und die Zeil waren, gleich wie die Fenster der Häuser, gänzlich mit Menschen angefüllt, und wurden viele Fürsten beim Vorbeifahren mit Hurrah begrüßt. Wir Hanseaten in zwei Wagen waren die Letzten. Ob nun unsere einfache bürgerliche Erscheinung im Frack und runden Hut dem Volke besonders gefiel, oder was es gewesen sein mag, kurz, wir wurden mit einem nicht enden wollenden Hurrah und Hüteschwenken bis in unseren Gasthof „Zum römischen Kaiser" begleitet. Man rief aus den Haufen: Da kommen die Bürgermeister; Hoch die freien Städte, hoch die Bürgermeister! —

Am 17. August wurde gegen 11 Uhr zur Conferenz im Thurn und Taxis'schen Palais gefahren.

Die Fürsten setzten sich, nachdem man sich begrüßt hatte, um einen ungeheuren runden Tisch nach der Bundes-Rangordnung in der Weise, daß zunächst dem Sitze des Kaisers abwechselnd rechts und links die Fürsten ihren Platz einnahmen, und die Bürgermeister der freien Städte mithin dem Kaiser grade gegenüber saßen. Der Kaiser verlas darauf eine recht hübsche Eröffnungsrede, wesentlich des Inhalts, daß er es für unerläßlich erachtet habe, zur Beseitigung der gegenwärtigen Zustände in Deutschland Vorschläge zu machen, von denen er hoffe, daß sie den Beifall seiner Verbündeten und lieben Freunde und auch der deutschen Nation finden würden. Der König von Bayern verlas darauf eine Erwiederungsrede, die sich in allgemeinen Ausdrücken bewegte. Der König von Sachsen billigte im Allgemeinen die Anträge, welche inzwischen uns eingesandt waren, aber bis dahin schwerlich von irgend einem der Fürsten hatten studirt werden können, meinte aber, daß eine nähere Prüfung noch nothwendig sei. Die Andern schwiegen ganz still, augenfällig aus Respect und zum Theil aus Verlegenheit. Hierauf trug der Kaiser darauf an, daß die Hohen Herren sich erklären wollten, ob sie die Vorschläge als Basis für eine nähere Berathung anzunehmen geneigt seien. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin machte dann darauf aufmerksam, daß die Sache doch recht mißlich sei, wenn Preußen fehle und schlug vor, daß der Congreß eine Deputation an den König von Preußen, welcher sich in Baden-Baden aufhielt, senden wolle, um ihn im Namen aller deutschen Fürsten und freien Städte zu ersuchen, an deren Berathung Theil zu nehmen. Der Großherzog von Baden unterstützte den Antrag, bemerkte aber, daß eine große Schwierigkeit darin liege, daß der König von Preußen seine Minister nicht bei sich habe,

und man doch in so wichtigen Fragen erst mit denselben Rücksprache nehmen müsse. Der König von Hannover erwiderte, es scheine ihm das Befragen der Minister ganz überflüssig zu sein, der König von Preußen sei Herr seines Willens, er (der König von Hannover) habe auch keinen seiner Minister befragt. Der König von Sachsen bemerkte, daß eine einfache Einladung an den König von Preußen nicht wohl genüge, man müsse dabei zugleich erklären, daß alle deutschen Fürsten und die freien Städte sich bereits dahin geeinigt hätten, auf der Basis der kaiserlichen Vorlage in die Detailberathungen einzutreten. Er glaube, es müsse ein Schreiben, worin dieses ausgesprochen sei, von sämmtlichen Anwesenden unterzeichnet, dem Könige durch eine Deputation überreicht werden. Der Kaiser fand dieses sehr zweckmäßig, hielt aber dafür, daß man die Berathung der Details nicht aufhalten möge, und falls der König von Preußen, wider Verhoffen, ablehnen sollte, müßten die Anwesenden doch das Verfassungswerk in kürzester Frist fertig machen, und könne man dann Preußen den Beitritt offen lassen. Der blinde Großherzog von Mecklenburg-Strelitz sprach sehr hübsch und empfahl den Antrag des Königs von Sachsen. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin schlug nun vor, ob Se. Majestät der König von Sachsen die Güte haben wolle, die Mission nach Baden-Baden zu übernehmen. Der Kaiser fügte hinzu, daß er auch seinerseits diese Bitte an den König von Sachsen richte, auch noch eine zweite Bitte an ihn beifüge, nämlich mit der Abfassung des Schreibens sich bemühen zu wollen, und richtete die Frage an die Versammlung, ob sie sich dieser Bitte anschließen wolle. Alle verneigten sich zustimmend, worauf der König von Sachsen sich bereit erklärte, beide Wünsche zu erfüllen.

Jetzt bat Bürgermeister Roeck, Namens der freien Städte, ums Wort, und führte aus, daß die Vertreter der vier freien Städte sich in anderer Lage befänden, als die Souveräne: sie hätten ihrerseits den Vorbehalt der verfassungsmäßigen Zustimmung ihrer Bürgerschaften zu machen, und nicht minder zu bemerken, daß sie, wie es auch nicht anders sein könne, sich gänzlich ohne Instruction von ihren Senaten befänden, und diese daher noch einzuholen hätten. Es wurde diese Erklärung zu Protokoll genommen, und bemerkten viele Fürsten, daß sie dieses ganz in der Ordnung fänden. Später sagten mir mehrere Fürsten und viele der in Frankfurt anwesenden Minister, daß die Städte am correctesten und vernünftigsten gehandelt hätten.

Ins andere Zimmer eingetreten, blieb man noch eine Viertelstunde bei einander, um sich zu unterhalten. Der stets liebenswürdige Kaiser fing mit mir ein Gespräch in Beziehung auf die Mission nach Baden-Baden an. Diese Gelegenheit benutzte ich, um hinzuwerfen, ob Majestät es nicht für zweckmäßig hielten, dem Könige von Preußen etwas anzubieten, etwa ein Veto in besonders wichtigen, näher zu bestimmenden Fragen, namentlich in solchen, welche mittelbar die andern, nicht dem Bunde angehörigen Provinzen mitbetrafen, da doch sowohl für Preußen als für Oesterreich in dieser Hinsicht Inconvenienzen durch Majoritätsbeschlüsse entstehen könnten, oder ob man hinsichtlich der Gleichstellung Preußens mit Oesterreich noch etwas thun könne. Der Kaiser antwortete, daß er nicht glaube, daß Preußen auf ein Veto Werth lege, zumal auch er keinen Anspruch darauf mache, die Sache werde dadurch zu sehr ab-

geschwächt werden. Was die Gleichstellung betreffe, so habe ein Alternat im Vorsitz doch seine Schwierigkeiten. Jetzt redete mich der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin an und das Gespräch war unterbrochen. Derselbe bezeugte mir seine Freude über das, was ich dem Kaiser gesagt habe und meinte, daß Alle eine große Scheu hätten, diese Fragen zur Sprache zu bringen. Es sei das ein glücklicher Gedanke, der uns über manche Schwierigkeiten hinweghelfen werde, man müsse daher darauf zurückkommen.

Bekanntlich erklärte Preußen Ende September, daß es nicht abgeneigt sei, in eine Unterhandlung einzutreten, wenn man Preußen in gewissen Fällen ein Veto und das Alternat im Vorsitz einräumen, sowie ferner das Parlament aus allgemeinen directen Wahlen hervorgehen lassen, nicht aus Delegirten der Kammern zusammensetzen wolle.

Um 4½ Uhr versammelte man sich wieder. Der Kaiser war so aufmerksam, daß, wenn die blinden Fürsten, der König von Hannover und der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, angemeldet wurden, er ihnen stets bis an die Treppe entgegen ging und sie im Arm durch die Vorzimmer in das Versammlungslocal führte. Das war denn auch diesmal geschehen. Als der Großherzog sich mitten im Zimmer befand, und ich zufällig neben ihm stand, rief er: George, wo bist du, George von Hannover! Es machte einen traurigen Eindruck, denn der König von Hannover stand unmittelbar neben ihm.

Wir traten darauf in das Conferenzzimmer, und verlas der König von Sachsen nun seinen Entwurf eines Schreibens an den König von Preußen. Mit dem Inhalte war man einverstanden, nur beantragte ein Fürst, statt Basis Grundlage zu sagen. Ein Anderer stimmte diesem Amendement bei, wieder Andere vermochten aber einen Unterschied zwischen den beiden Worten nicht zu ermitteln. Der König von Sachsen strich aber mit großer Liebenswürdigkeit das Wort „Basis" und setzte „Grundlage" dafür hin.

Der Entwurf wurde darauf zur Reinschrift gegeben, man ging ins andere Zimmer, unterhielt sich und nach einer halben Stunde wurde das Schreiben von Allen unterzeichnet. Nachdem dieses geschehen, fuhr man nach Haus, um sich um 6 Uhr zum Römer zu begeben, wo die Stadt Frankfurt ihren Gästen ein glänzendes Bankett gab.

Die Menschenmasse, die sich in den Straßen, auf den freien Plätzen, an den Fenstern und auf den Dächern der Häuser zeigte, war erdrückend. Die Equipagen hielten in unabsehbarer Reihe. Vor dem Römer war eine Compagnie Frankfurter Militär aufgestellt, ein Musikcorps spielte Nationalhymnen, und im Römer sah man zwei Reihen Hellebardiere in alterthümlicher Tracht, welche mit ihren Hellebarden auf den Boden stießen an Stelle des Präsentirens, wenn Herrschaften vorbeigingen. Es ging das so fort die Treppe hinauf bis in die Räume des oberen Römers. Hier war eine Gesellschaft in den glänzendsten Uniformen versammelt, darunter sämmtliche Monarchen. Man unterhielt sich und machte Bekanntschaften. Der Großherzog von Baden bat die Bürgermeister der Hansestädte, daß wir mit ihm und Gleichgesinnten zusammentreten möchten, um die österreichische Frage im Detail zu berathen, wozu sich dieselben gern bereit erklärten. Sie erhielten in diesem Kreise vielfach Beweise von dem Eindruck, den das Auftreten der Hanse-

ſtädte in den bisherigen Verſammlungen gemacht hatte, und äußerten viele Miniſter, daß ſie gewünſcht hätten, ihre Souveräne möchten ſich ebenfalls etwas reſervirter verhalten haben.

Dann ging es zum Diner im Kaiſerſaal. Die Fürſten und die Vertreter der freien Städte hatten die Ehrenplätze, und ſo ergab ſich denn, daß der Kaiſer und die Könige an derſelben Stelle ſaßen, wo vor 15 Jahren der Funfziger Ausſchuß, namentlich deſſen Präſidenten, Vicepräſidenten und die Schriftführer des Ausſchuſſes ihre Plätze gehabt hatten. Der Kaiſer von Oeſterreich auf dem Platze des vormaligen Vicepräſidenten des Funfziger Ausſchuſſes, Robert Blum!!!

Der Bürgermeiſter Müller von Frankfurt brachte das Wohl der anweſenden Fürſten und Vertreter der freien Städte aus, und der Kaiſer von Oeſterreich dankte in hübſcher Rede und gab einen Toaſt auf die freie Stadt Frankfurt. Das Feſt verlief in der heiterſten Stimmung.

Am folgenden Morgen (18. Auguſt) kam eine Einladung des Großherzogs von Baden zu einer vertraulichen Beſprechung in ſeiner Wohnung um 12 Uhr. Es waren gegenwärtig die Fürſten von Baden, Weimar, Oldenburg, Coburg, Altenburg und Waldeck mit ihren Miniſtern für auswärtige Angelegenheiten von Roggenbach, von Watzdorf, von Roeſſing, von Lariſch, von Seebach und von Holzhauſen, nebſt den Bürgermeiſtern der Hanſeſtädte. Man mühte ſich zunächſt damit ab, den Rechtsboden zu ermitteln, auf welchen man ſich ſtellen möchte, um eine neue Verfaſſung für Deutſchland aufzubauen. So viel Scharfſinn in gründlichen Reden auch entwickelt wurde, ſo ergab ſich doch die Unmöglichkeit, die alte Bundesacte zur Grundlage für die Neugeſtaltung zu gebrauchen, zumal ohne Zweifel Dänemark für Holſtein und die Niederlande für Luxemburg und Limburg Bedenken tragen würden, ihre Zuſtimmung zu einer radicalen Umgeſtaltung zu ertheilen. Die Zeit verging mit dieſer Diſſertation und zugleich die Geduld der Fürſten und Anderer. Es wurde daher beliebt, daß am Abend die Miniſter und Bürgermeiſter, ohne die Fürſten, zuſammen treten möchten, und zwar in der Wohnung des Herrn von Roggenbach, um ſich über den modus procedendi zu verſtändigen. Man blieb noch ein halb Stündchen bei einander in traulicher heiterer Unterhaltung, wobei die Fürſten ihre Freude darüber zu erkennen gaben, daß die ſteife Etiquette der erſten Sitzungen verſchwunden ſei, und ſich jetzt ein freimüthiges und freundſchaftliches Benehmen eingeſtellt habe. Und in der That wurde bei allem Ernſt der Berathung doch mancher Scherz eingeflochten.

Die Abendconferenz fand ſtatt und hatte das Ergebniß, daß auch nicht zwei der Anweſenden über den einzuſchlagenden Weg einer Meinung waren, ſogar nicht einmal die Hanſeaten. Es tauchten ſo viele Bedenken materieller und formeller Art auf, und zwar bei lauter Männern, die auf das Ernſteſte und Lebhafteſte wünſchten, daß etwas Erſprießliches zu Stande gebracht werden möge, daß alle Hoffnung dazu ſchwinden mußte, wenn man, was bereits im Kreiſe der Fürſten angeregt war, eine allgemeine Miniſterconferenz veranſtalten wollte, um das Verfaſſungswerk zu berathen. Man beſchloß daher, daß jeder Miniſter ſeine Meinung beſonders ſeinem eigenen Fürſten unterbreiten möge. Es wurde daher eigentlich nichts beſchloſſen.

Der 19. August verging mit dem Empfangen von Besuchen. Es sollte gleichzeitig mit dem Fürstencongreß eine Versammlung von Abgeordneten der verschiedenen deutschen Kammern in Frankfurt tagen, und waren es besonders die Mitglieder derselben, welche sich meldeten, um etwas über das Treiben der Fürsten in Erfahrung zu bringen, welches bisher sich in Geheimniß gehüllt hatte, so daß selbst die Minister nur wenig davon erfuhren. Soweit die österreichischen Vorschläge ins Publikum gedrungen waren, fanden sie keinen Beifall. Man wollte von einem Parlamente, aus Delegirten der Kammern bestehend, nichts wissen, man wünschte eine Zusammensetzung desselben aus Urwahlen, der Eine wollte die nicht zum Bunde gehörenden österreichischen Stämme ausgeschlossen haben, der Andere eine concentrirte Regierungsmaschine, wieder Andere wollten die Verfassung durch das „deutsche Volk" gemacht haben, oder auch Oesterreich ganz ausschließen, und dergleichen mehr; überhaupt schien das Wünschen der Abgeordneten nicht minder chaotischer Natur zu sein als die Meinungen der Minister. Die Anspruchsvollsten unter den Abgeordneten schienen gerade diejenigen zu sein, welche nach 1866 ihre Stimme in der entgegengesetzten Richtung erhoben haben. Man konnte den vielen Fragenden nichts erwidern, als daß noch nichts feststehe, aber dem Anschein nach ein guter Wille bei den Fürsten vorherrsche.

Abends hatte die Stadt Frankfurt eine Festvorstellung im Theater veranstaltet.

Am 20. berief der Herzog von Coburg eine Versammlung derselben Personen, welche am 18. bei dem Großherzog von Baden sich vereinigt hatten, um mitzutheilen, daß fast sämmtliche Fürsten durch ihre Minister so besorgt gemacht seien, daß die österreichischen Vorschläge bestimmt nicht angenommen werden würden. Es frage sich daher, was man unter solchen Umständen thun wolle. Da war nun guter Rath theuer. Man meinte, damit die Fürsten mit Anstand aus der Geschichte herauskämen, solle man die Vorlage an eine Ministerconferenz überweisen und lasse diese sich damit abmühen, bis sie sich über einen Vorschlag geeinigt hätte, worauf dann die Fürsten wieder zusammentreten könnten. Dabei setzte man jedoch voraus, daß Preußen an der Conferenz Theil nehme, weil sonst selbstverständlich nichts zu Stande kommen könne. Gleichzeitig hatte eine Zusammenkunft der anderen Fürsten (der sog. Würzburger) stattgefunden, in welcher man, nach vielem Hin- und Herreden, zu der Ansicht gekommen war, daß im Fürstencollegium eine Discussion der Specialien der Vorlage nicht stattfinden möge, daß vielmehr eine kleine Commission von drei oder vier Ministern zu beauftragen sei, eine Verfassung auf Grund der österreichischen Vorlage zu entwerfen, und diese dann einer Conferenz sämmtlicher Minister vorzulegen sei, worauf dann der Fürstentag wieder zusammentreten werde. Man fühlte daher allseitig die Schwierigkeit, in der Sache vorzugehen.

(Schluß folgt.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 4. Mai 1877. Nr. 18.

Inhaltsverzeichniß: Johann Jacoby. Rede zu seiner Gedächtnißfeier in Berlin, am 1. Mai. — Der Fürstentag von 1863. (Schluß).

Johann Jacoby.

Rede zu seiner Gedächtnißfeier in Berlin, am 1. Mai.

In den Frühlingstagen des Jahres 1848 war ein Wort rasch gebildet worden, rasch in Gebrauch gekommen, das so recht mit ein paar Silben all die Last aussprach, die nun von den Herzen gefallen sei: es war das Wort: „Vormärzlich". Was nur als veraltet, verknöchert, für die Gegenwart unmöglich geworden galt, das ward mit diesem Worte fröhlich zur Ruhe bestattet. — Seltsam! so rasch es damals emporgewuchert, so schnell ist es auch wieder gewelkt — man hört es heute selten mehr und dann nur mit einer gewissen Zaghaftigkeit laut werden. Ist man zu der einstweilen noch verstohlenen Einsicht gekommen, daß in so vielem Nachmärzlichen nur Form und Anschein gewechselt, das Wesen aber unverändert das alte geblieben ist, oder sollte man sogar, auf die Gefahr hin zu den murrköpfigen Lobrednern vergangener Zeiten gerechnet zu werden, erkannt haben, wie doch in so Manchem jenes „Vormärzlichen" unter dürrer Schale ein sehr gesunder Kern sich finden ließ?

Das bleibe heute unerörtert, aber Eins sei gesagt: Wohl dem, dem die Jugendzeit in die Jahre fiel, die so recht eigentlich als die vormärzlichen galten, in die Jahre von 1840, von dem Thronwechsel an! Das Eis war gebrochen, der Frühling stürmte mit Macht herein. Wohin der Fuß rührte, da rieselten die lebendigen Quellen des Volksgeistes, wohin das Auge sah, da keimte die Lust des selbstthätigen Werdens. Die Stumpfheit, die Gleichgiltigkeit war wie aus der Welt verschwunden, dem unbekannten Neuen, das sich da offenbar entwickeln wollte, war aller Sinn zugewendet. Ob es gut, ob es böse, darüber mochte Hoffnung und Furcht sich streiten: aber daß die Unruhe das ganze Volk im innersten Herzen ergriffen hatte, darüber war kein Streit. Jedes, auch das unbedeutendste Ereigniß des Tages regte die ernstesten Fragen auf: heute war es ein griechisch oder französisch Trauerspiel, morgen ein Bischof zu Jerusalem, um die ein Parteienkampf entbrannte.

Eine große Gefahr war mit dieser Lage verbunden: das berechtigte Thätigkeitsbedürfniß des Volkes mußte, wenn es nicht sein legitimes Arbeitsfeld erhielt, zum Sensationsbedürfniß ausarten und wenn dieses Strohfeuer erst erloschen, dann war der patriarchalische Absolutismus, der bis dahin im Lande gewaltet, für Jahrzehnte hinaus, vielleicht verbrämt mit dem einen oder andern ebenso mittelalterlichen Aufputz, wieder gefestigt.

Vor dieſer Gefahr hat der Mann, den wir heute feiern, Preußen damals gerettet. Indem er den dunkeln Trieben des Volks rechtliche Grundlage gab und ſittliche Wege wies, hat er, Er allein die Pflichten einer Volksvertretung auf ſich nehmend, die Freiheitsarbeit, den Freiheitskampf organiſirt. Als wir — ſo ſagt Franz Ziegler, ein competenter Richter, 30 Jahre ſpäter in ſeinem ſchönen Briefe an die Berliner Wähler vom 4. Decbr. 1870 — „Als wir Alle noch in politiſcher Finſterniß lebten, trat Joh. Jacoby aus dem Dunkeln hervor, fertig, klar, glänzend, kühn, und ward der Schöpfer des politiſchen Lebens in Preußen."

Des Lebens, d. h. des Kämpfens, des ausdauernden, zähen, unermüdeten, das zu thun aber auch zu warten verſteht, das nicht, gleich jenem römiſchen Ritter, mit einem einzigen martyrfreudigen Sprunge den Abgrund zu ebnen hofft, — und zu dieſer langſamen, nicht um den Beifall einer ungeduldigen Gegenwart buhlenden Arbeit entſchloß ſich Jacoby.

Friedrich Wilhelm III. hatte in der Verordnung vom 22. Mai 1815, als dem Abſchluß von langjährigen Vorarbeiten, deren Bedeutung wir jetzt erſt aus dem Hardenberg'ſchen Nachlaſſe kennen gelernt haben, ſeinem Lande eine „Repräſentation des Volkes" verſprochen, die aus den Provinziallandtagen hervorgehen ſolle, und auf dieſe Zuſage wiederholt in den nächſten Jahren verwieſen. Dann war es ſtille davon geworden, den greiſen, vom Leben hart mitgenommenen König, deſſen Lieblingswort „Calmiren" — beruhigen — geworden war, wollte ſeine Umgebung nicht beunruhigen, nun, und außerhalb deren waltete die Cenſur. Beim Erlaß des Geſetzes hatte er ſich ſeine Gedanken darüber gemacht, im Originale des Dokumentes, das im Archive ruht, zeugt davon ein ſtarker rother Randſtrich, mit dem der König die hervorragendſten Stellen der Verordnung ſich angezeichnet. Ihm nicht mehr, aber ſeinem Sohne iſt dieſer rothe Strich durch das Leben gegangen, wie durch ein verfehltes Exempel. An dieſe Zuſage hatte 1840 bei der Huldigung in Königsberg der Provinziallandtag erinnert, als an ein ſtändiſches Anrecht, aus dieſen Körperſchaften ſollte die Volksvertretung ja hervorgehn. Der König hatte zwar abgelehnt, darauf einzugehn, aber in der begeiſternden Anſprache, die er dem Huldigungsakte ſelbſt folgen ließ, doch wieder unbeſtimmte Hoffnungen erweckt. Während in den folgenden Monaten berathen wurde, ob und wie in den Provinziallandtagen die Angelegenheit wieder aufgenommen werden könne, nahm ein Andrer ſie auf und ſtellte ſie an ihren richtigen Platz, mitten in das Volk. Wie ein Schwarm wilder Tauben — die junge Sonne, die über Preußen aufgegangen, ſehr verdunkelnd — flog ein dünnes Heftchen durch das Land, ſich in jeder vertrauten Hand niederlaſſend, aller Frage und Forſchung nach dem Woher ſpottend. Es waren die „Vier Fragen, beantwortet von einem Oſtpreußen".

Den überwältigenden Eindruck dieſer Schrift zu ſchildern, iſt ſelbſt heute noch ſchwer. Man hat ſie mit der berühmten Brochüre des Abbé Sieyes: Was iſt der dritte Stand und was ſoll er ſein? verglichen, aber dieſe war ein Blitzſtrahl, der nur das ſchwere Gewitter ankündigte, das ihn ſofort verſchlang; hier war eine Flamme aufgelodert, zündend und leuchtend zugleich. Wie in den Urzeiten der Menſchheit das geſprochne Wort zur Zauberformel wurde, ſo wandelte ſich unter dieſer

Beleuchtung das Angesicht der Dinge. Die derben Späße Hoffmann's des Fallerslebner, die glatten witzigen Reime des kosmopolitischen Nachtwächters, manch' leidenschaftliche Klage aus den geheimen Pressen der Exilirten: all das war wol von Mund zu Mund, von Hand zu Hand gegangen, es hatte wol die Spottlust, die Schadenfreude erweckt, zu ernsterer Betrachtung rief es nicht auf. In dieser neuen Schrift war nun nichts, was jenen leichteren Gelüsten gefällig gewesen wäre: nicht Witz, nicht pikante Redeweise, nicht Enthüllung, es war der schmucklose Aufruf an das Volk, seine Pflicht zu thun, indem es sein Recht wahrt. „Die Sprache der Ereignisse, — so hub die Schrift an — gleich vernehmlich für Jeden, ist nicht immer und Jedem verständlich. Aus derselben eindringlich und sinngetreu in die Sprache des Volkes zu übersetzen, ist die Aufgabe des Publicisten. Wir werden in diesen Blättern die politische That des ostpreußischen Huldigungs-Landtags dergestalt zu übertragen versuchen. Was wünschten die Stände? Was berechtigte sie? Welcher Bescheid ward ihnen? Was bleibt ihnen zu thun übrig? Jeder Preuße lese und prüfe unsre Antwort." — Das waren die vier Fragen und auf ihre letzte antwortete der Schluß der Schrift: „Das, was sie (die Stände) bisher als Gunst erbeten, nunmehr als erwiesenes Recht in Anspruch zu nehmen."

So ließ die Schrift den Ständen das Vorrecht des ersten Angriffs, aber sie berief das gesammte Volk zum Hüter und Richter des Kampfs. Das war es, was man in Berlin so bitter empfand, da war der constitutionelle Streit ausgesprochen, bevor an eine Constitution gedacht werden sollte. Die Schrift war in Berlin mit gutem Bedacht allerletzt erst zur Vertheilung gekommen, als sie aber erst da war, ließ die Verfolgung nicht auf sich warten. Der Confiscation für Preußen folgte mit bis dahin unerhörter Schnelligkeit das Verbot Seitens des Bundestages. Als das dem Verfasser bekannt wurde, der auf der Schrift nicht genannt war, sandte er ein Exemplar an den König, verlangte seinen Schutz gegen das Verbot, und unterschrieb: Dr. Johann Jacoby, Arzt zu Königsberg. Damit war der Namen in die Tafeln der Geschichte eingetragen.

Der Befehl zur Criminaluntersuchung folgte, Hr. v. Rochow, der bekannte Minister, hatte nicht weniger als Hochverrath, Majestätsbeleidigung und frechen Tadel der Landesgesetze herausgelesen. In zwanzig peinlichen Verhören hatte Jacoby Satz um Satz der Schrift zu erklären, zu rechtfertigen, zu vertheidigen, noch ausgedehnter wurde die Inquisition betreffs der Verbreitung der Schrift. Late sparguntur favillae combustorum librorum — sagt Jacoby in seiner Appellationsschrift — weithin stäubt die Asche verbrannter Bücher. „Mit ungewöhnlicher Anstrengung hat man die „hochverrätherische Tendenz", welche nach Angabe des Denuncianten „besonders aus der Art der Verbreitung hervorleuchten" sollte, zu erforschen gesucht; man hat zu dem Ende die Gerichte in Breslau, Danzig, Marienwerder und Leipzig, die Gesandtschaften in Mannheim und Dresden in Bewegung gesetzt, man hat 96 Zeugen, Buchhändler, Buchdrucker, die Aelterleute sämmtlicher hiesiger Gewerke, selbst Ladenmädchen, Köchinnen nud Schulkinder verhört, allein in allen den Verhandlungen, welche man aufgenommen, ward mein Name immer nur von Seite des Inquirenten genannt, überall hat es sich, wie die Acten bezeugen, auf's klarste herausgestellt, daß ich — nach Hingabe meines

Manuſcripts — bei der Verbreitung der incriminirten Schrift in keiner Weiſe betheiligt geweſen bin."

Die Unregelmäßigkeiten und Außerordentlichkeiten dieſes Proceſſes, der ſich zwei Jahre lang hinzog, in erſter Inſtanz mit der Verurtheilung zu 2½ Jahren Feſtungsarreſt und Verluſt der Nationalkokarde, in zweiter Inſtanz aber mit völliger Freiſprechung endigte, hier zu ſchildern, würde zu weit aus dem Rahmen treten. Was ihm eigenthümlich war und was ihm den Charakter der ſteten Freiheitsarbeit gab, das war, daß Jacoby von jedem neuen Stadium des Proceſſes öffentliche Rechenſchaft ablegte in neuen Brochüren, welche hier und da im Auslande ihr Aſyl fanden, im Inlande meiſt eifrig verfolgt wurden, auch die Sache des Angeklagten wahrlich nicht verbeſſerten, aber dem Volke — und das war die klare Abſicht dieſes Thuns — eindringlich predigten, wie nur durch ſolch' Beharren der Einzelne wie die Geſammtheit ſich das Recht ſichern könne. Zwei Jahre lang hindurch die Aufmerkſamkeit der Theilnehmenden ſtets und ſtets auf die langſame Entwicklung dieſer Rechtsfrage lenken und feſſeln, das war eine Aufgabe erſten Ranges für die politiſche Pädagogik und Jacoby löſte ſie glänzend. Dieſer ſtille, einfache, aller Oſtentation fremde, aus dem Weichbilde der Vaterſtadt nicht hinausgehende Mann wurde der Führer der freiſinnigen Bewegung in Preußen, ſeinen Rath, ſeine Zuſtimmung holten ſelbſt die Chefs der großen organiſirten Oppoſitionsparteien des Auslandes ein.

Lieſt man heute jene ſtattliche Reihe von Aktenſtücken — und ſie ſind es werth wegen der von den tüchtigſten Juriſten anerkannten unübertrefflichen Klarheit der Auseinanderlegung und ihrer logiſchen Schärfe, — ſo überkommt Einen beinahe eine Art von Sehnſucht nach den Zeiten des heimlichen ſchriftlichen Verfahrens. Auch da hat ſchlechte Juſtiz gewiß oft genug zum Himmel geſchrien, aber ſie gab ſich wenigſtens die Mühe die Egards zu wahren, ſie verſuchte es, den Angeklagten nicht blos zu verurtheilen, ſondern auch zu widerlegen, jene Themis hatte, ſtatt einer Schnellgoldwaage, die alte etwas mühſame Balkenwaage, die auf jedes Gewicht der einen Seite ein gleiches auf der andern forderte, es war für den Richter ſchwerer ſich's leicht zu machen.

Es war ein ſtolzer Sieg, den Jacoby am 19. Januar 1843 erfocht. Das freiſprechende Endurtheil, das den ehrwürdigen Namen Grolmann's trug, war in ſeiner umfangreichen Argumentation eine erſchöpfende Verurtheilung des erſten Erkenntniſſes und damit auch der von Herrn v. Rochow dictirten Anklage. Die Lauterkeit der Geſinnung und die Vaterlandsliebe des Freigeſprochenen waren darin ausdrücklich anerkannt. Man fühlte das ſchmerzlich in Berlin, denn auf Betreiben des Richters erſter Inſtanz wurde dem Freigeſprochenen eine Abſchrift der freiſprechenden Erkenntnißgründe verweigert. Und ſo begann denn ein neuer Rechtshandel, hinaufgeleitet bis zur oberſten Inſtanz, dem Könige, wiederum durch den Druck dann der letzten Inſtanz, der Oeffentlichkeit, unterbreitet. Erſt 20 Jahre ſpäter iſt das Aktengeheimniß gelöſt worden.

Aber er wäre nicht Jacoby geweſen, wenn er an dem Jubel, an den Ehrenbezeigungen die dieſe Freiſprechung ihm in ganz Deutſchland erregte, ſich hätte genügen laſſen. Die Sache, die Sache! Und als er ſah, daß in den Landtagen jenes Rechtsverlangen, angeſichts der immer ſchrofferen Stellung des Königs zu ihm, ſtill werden wollte, kam er mit

zwei neuen Schriften: „Preußen im Jahr 1845“ und: „Das königliche Wort Friedrich Wilhelm's III.“ hervor, die den alten Ruf von Neuem erhoben. Wilberforce hatte 19 mal seinen Antrag auf Abschaffung der Sklaverei im englischen Parlamente gestellt: warum sollte Er nach dem ersten Mißlingen abstehn? Und neue Hochverrathsanklage, neue Verurtheilung zu seinen 2½ Jahren Festung, neue Freisprechung in zweiter Instanz und wiederum war der Kampf in allen seinen Stadien öffentlich ausgefochten worden.

Damit war das Jahr 1846 herangekommen. Wer da gewöhnt war, wie das Sprichwort sagt, am Ufer zu stehn und das Wasser fließen zu sehn, der merkte wohl, daß über den Strom nun sein Geschick gekommen war. Die Wirbel wurden häufiger, die Wogen wilder — sie eilten auf einen Sturz hin. Noch der ohnmächtige Damm des allgemeinen Landtags, dann war 1848 da.

Die große schwere Aufgabe, an der Jacoby seit Beginn des Jahrzehnts geschafft, war vollbracht: das Volk selber nahm nun die Arbeit in die Hand, die Helden der Rede traten in den Vordergrund. Damit war der erste große Abschnitt in seinem Leben zu Ende, ich meine: der größte. Denn die stille Mitarbeit der Tausende, die er von seiner Studirstube aus zu erregen gewußt hatte, war nun dem lauten Kampfe der Parteien gewichen und die Künste des Marktes hatte der einsame Denker nie kultivirt. So lange aber eine auch nur etwas unbefangene einsichtige Geschichte sprechen wird von den Versuchen, die Preußen einst gemacht, ein Verfassungsstaat zu werden und in „moralischer Eroberung“ — o, wie verschollen klingt dies Wort! — vorzugehen: so lange soll sie auch als den ersten, als den ältesten Paladin des Volkes Dich nennen, Johann Jacoby!

Er ward aufgefordert, am Vorparlamente theilzunehmen und dieses wählte ihn in den Fünfziger Ausschuß. Sowie er früher über die Provinzialstände hinweg an das Volk selbst appellirt, so wollte er auch jetzt kein bevormundendes Dazwischenhandeln zwischen dem Volke, das sein souveränes Recht am 18. März errungen, und der von diesem frei zu wählenden Vertretung. Nach links wie nach rechts hin machte er das geltend. Er opponirte Hecker, als dieser verlangte, die republikanische Staatsform solle vorweg der künftigen Volksvertretung zur Bedingung gestellt werden; er trat gegen den Bundestag auf, als dieser von einer Vereinbarung des Verfassungswerkes zwischen Parlament und Regierungen sprechen wollte. Als in dieser Diskussion der alte Welcker, heftig perorirend von der Reaction, an die er nicht glaube und die er nicht sehe, im Saale auf und ab lief, schlug ihn das eine freundliche Wort Jacoby's: Ei, da springt sie ja eben vor uns herum! — Dann berief Berlin ihn in die Nationalversammlung. Von seiner Theilnahme an den Debatten berichten seine gesammelten Schriften, zwei andere Momente scheinen mir bemerkenswerther. Das Eine ist die Rede, die er am 5. Juni vor seinen Berliner Wählern hielt. Er vertheidigt sich in ihr gegen die Verdächtigungen, die über ihn ausgesprochen worden und setzt die politische Lage auseinander. Der fürstlichen Souveränetät gegenüber sei die des Volkes durch die Revolution zur Geltung gelangt, aber es sei nicht zu erwarten, daß das unangefochten bleiben werde. Zwei Handhaben setze man gewöhnlich gegen volksthümliche Verfassungen

in Bewegung, das zu blindem Gehorſam abgerichtete ſtehende Heer und die Furcht der Beſitzenden vor den Beſitzloſen. „Volle Gerechtigkeit alſo gegen die arbeitende Klaſſe!“ „Bei all unſerm politiſchen Sinnen und Trachten — Eins, meine Herren, laſſen Sie uns feſt im Auge behalten: die ſtaatliche Freiheit iſt nicht der höchſte, nicht letzter Zweck, ſie ſoll uns nur den Weg bahnen zur Löſung einer höhern, der geſellſchaftlichen Aufgabe, nur als Mittel dienen zur Erhebnng und Veredlung des Menſchen, zu dem, auf ſittliche Freiheit begründeten Wohlergehen Aller! Dies Ziel — nicht durch ein einzelnes Volk, und wär' es noch ſo mächtig — nur durch das verſtändnißinnige brüderliche Zuſammenwirken der Völker iſt es erreichbar!“ Hier tritt zuerſt, zu einer Zeit da, in Berlin wenigſtens, die Erörterung dieſes Thema gar nicht an der Tagesordnung war, in Jacoby der ſociale und ſogar, in der internationalen Beſtimmtheit, der ſocialiſtiſche Gedanke in Erſcheinung. Und nicht beiläufig, ſo daß man etwa an einen vorübergehenden lokalen oder temporären Grund glauben dürfte, der ihn zu dieſer Aeußerung beſtimmt hätte, ſondern ſo fundamental ſeinem politiſchen Glaubensbekenntniß eingefügt, daß, wenn auch Jahrzehnte lang dieſer Gedanke in ihm zu ruhen ſcheint, wir doch an ſeinem innern Leben nicht zu zweifeln haben. — Und zweitens ſei hier erwähnt jenes vielberufene, auch heute noch nicht zur Ruhe gekommene Wort, das er im November, in den Tagen der Kriſis, vor Friedr. Wilhelm IV. ſprach. Man erinnert ſich: das Miniſterium Brandenburg war zur Staatsrettung berufen worden, die National-Verſammlung wollte einen letzten Verſuch zur Verſtändigung bei dem Könige ſelbſt machen. Dieſer empfing, nur von einem Adjutanten begleitet, die Deputation in Potsdam, ſofort unter ſo draſtiſchen Zeichen der Mißſtimmung und Ungnade, daß die loyalen Männer, als ſie die Thür des Audienzzimmers nur erſt im Rücken hatten, ſofort und zuerſt zu dem Beſchluſſe zuſammentraten, von dieſen Formen des Empfanges vollſtändig zu ſchweigen. Das mußte vorangeſchickt werden, nun ſei der ſonſtige Verlauf kurz erzählt. Hr. v. Unruh, der Führer der Deputation, hatte die Adreſſe verleſen, der König ſie ihm ohne ein Wort der Entgegnung haſtig aus der Hand genommen und war dann der Thür zugeſchritten. Hr. v. Unruh, der Führer der Deputation, ſchwieg, da nahm Jacoby das Wort: „Wir ſind nicht blos hierher geſandt, um Ew. Majeſtät eine Adreſſe zu übergeben, ſondern auch, um Ihnen über die wahre Lage des Landes mündlich Auskunft zu ertheilen. Geſtatten Ew. Majeſtät uns Gehör!“ Ein kurzes Nein! war die Antwort, auf ſie folgten die Worte Jacoby's: „Das eben iſt das Unglück der Könige, daß ſie die Wahrheit nicht hören wollen!“ Wie Höflinge darüber außer ſich gerathen können, wie in jenen Zeiten beſonders dieſes Wort zum gräulichſten Ungethüm aufgebauſcht werden konnte, um die ſchwankende Stimmung im Lande zu beſſern, das iſt ja wol klar; nicht aber wie die ruhigere Kritik ſpäterer Zeiten daran noch Anſtoß nehmen konnte. Es war, das ergiebt ja der Sinn des Wortlautes ganz offenbar, ein in der Nothlage ausgeſtoßener Ruf loyalſter Warnung, unehrerbietig vielleicht, wie ja auch der ſein würde, der den Fürſten vom Abgrunde zurückreißen wollte, ihm aber dabei das Kleid beſchädigt. Sei eines nur wiederum geſagt: Der wirklich Bösartige, Feindſelige würde den Gedanken jenes Zurufs anders formulirt haben, er hätte vor ſich hingeflüſtert: Das eben iſt das Glück

der Völker, daß die Könige die Wahrheit nicht hören wollen! Und wenn nun Friedrich Wilhelm umgekehrt wäre: „Wohlan, sprechen Sie!" und wenn dann ein Gott die Zunge des Mannes nnd des Königs Herz gelöst hätte — wahrlich! eine hohe Ehrensäule hätten sie dem Urheber des heilvollen Wortes errichtet und die mit der goldenen Kette wären am lautesten dabei gewesen, ihn zu preisen.

In Preußen war die Staatsrettung vollzogen, nun blieb Jacoby noch eine Trauerpflicht im deutschen Parlamente, für das er auch gewählt war. Als die anderen preußischen Mitglieder von ihrer Regierung zurückberufen wurden und dem Rufe auch größtentheils folgten, ging er nach Frankfurt hin, erlebte die letzten Stunden in Stuttgart mit und wanderte von da mit seinen Freunden nach der Schweiz. Am Genfersee traf ihn die Nachricht, daß wieder ein Hochverrathsproceß, und diesmal wol der ernsteste, gegen ihn, wegen Theilnahme am Rumpfparlamente, in der Heimath erhoben sei. Da war kein Bedenken, mochte in Baden sein Parlamentsgenosse Trützschler eben unter preußischen Kugeln gefallen sein, mochte an seinem Freunde Waldeck sich eben alle Herrlichkeit preußischer Justiz offenbaren: er ging heim, vor den Geschwornen das Verfassungsrecht zu wahren. Es war ein großer Tag für ihn, für Königsberg, für das Verfassungsrecht, der 8. Decbr. 1849. Die Geschwornen waren sorgsam gesichtet und gesiebt, der Ankläger trat mit aller Wucht des Eifers auf, mit dem die geschlagene Partei auch vernichtet werden sollte und er, der Angeklagte, setzte dem Allen nur Eines, aber das unerschütterlich überzeugt und deshalb auch überzeugend, entgegen: die Gesetzesbestimmung, daß kein Abgeordneter wegen seiner parlamentarischen Thätigkeit verfolgt werden dürfe. Und er siegte: grade ein Paar sehr conservativer Geschworner, auf die der Staatsanwalt sein volles Vertrauen gesetzt, waren die eifrigsten gewesen, für den Angeklagten einzutreten. Den Geschwornengerichten ist bald darauf das politische Verdict ganz, und bis heute noch, entzogen worden, aber muß es nicht als patriotisches Verdienst für Jacoby gelten, daß, wie er zuvor die Selbstständigkeit des preußischen Richterstandes so glänzend an seinem ersten Prozeß zur Erscheinung gebracht hatte, er nun durch das Vertrauen, auch in stürmischester Zeit sich dem Gerichte der Volksgenossen zu stellen, diesem Gelegenheit zu so ehrenvoller Bethätigung gab?

Lange Jahre der Ruhe folgten, die demokratische Partei in Preußen hatte dem octroyirten Dreiklassenwahlgesetz gegenüber die Wahlenthaltung beschlossen. Philosophische Studien füllten die Muße, sie kamen seinen Lieblingsmeistern Spinoza, Lessing, Kant, Schiller zu Gute. Bis die neue Aera, 1859, anbrach. Einer der ersten war Jacoby auf dem Plan.

Nicht daß er zu der Parteigestaltung, wie sie aus Junglitthauen heraus sich entwickelte, vorweg großes Vertrauen gehabt hätte. Er wußte, daß die Fortschrittspartei bei ihrer Gründung die Forderung des allgemeinen Wahlrechtes zurückgewiesen hatte, er erkannte die Gefahr, die in der Compromißnatur dieser Parteibildung lag, sofort, er erkannte auch unter den 1848ern, die zu den Begründern gehörten, hier und da seine Pappenheimer wieder. So lehnte er denn, als der 4. Berliner Wahlkreis ihm das alte Mandat wieder anbot, das ab, er sei für eine Lage, in der Rücksichten ihr Wort mitsprächen, nicht der geeignete Mann. Auch die Wahl, die dann im 2. Wahlkreise der Hauptstadt auf ihn fiel, wies er zurück, erst die trotzdem wiederholte zweite Wahl nahm er an,

die Gegensätze waren inzwischen durch das Ministerium Bismarck zum Conflicte gewachsen, er hoffte, daß damit ein eisernes Band für die Liberalen der verschiedenen Schattirungen geschaffen sei.

Die Hoffnung ward zur Täuschung. Als er dem verfassungswidrigen Regimente das ganze Budget verweigern wollte, blieb er in der Minorität; nach den, freilich durch eigene Schuld nicht beweiskräftigen Erfahrungen fürchteten die Anno 1849 Gemaßregelten einen neuen Versuch der Steuerverweigerung. So blieb ihm wenig andres mehr, als am Schlusse der Etatsberathungen sein absolutes Nein zu begründen und der je Zeuge gewesen des tiefen Eindruckes, dessen diese schlichten, ernsten Worte stets sicher waren, wird sie nicht vergebliche schelten. Denn er ging weiter, er versuchte nun — wiederum Er der einzelne Mann — die Sache vor das Volk selbst zu tragen, diesem klar zu machen, daß nur in der Selbstthätigkeit des Staaatsbürgers das letzte Heil liege, daß die Volksvertretung am Ende ihrer Macht, ihrer wirklichen oder ihrer vermeintlichen, angekommen sei. Das geschah in der Rede, die er vor seinen Wählern am 13. November 1863 hielt. Sie war ein Meisterwerk. Nicht zu wenig, nicht zu viel sollte gesagt werden, war es doch nur wie ein Strich mit dem Probirstein, wie viel edles Metall wohl in dieser Masse noch sei. Sie war auf's strengste gegliedert, sie war eindringlich klar bis in's geringste Wort, sie verschmähte jeden Zug, der nach populärem Beifall gehascht hätte. Die Massen, dicht gedrängt auf Tisch und Stuhl, Achsel an Achsel, lauschten todtenstill dieser ruhigen, leidenschaftslosen Stimme, hin und wieder brach unwiderstehlich ein Sturm der Zustimmung los, der augenblicks verstummte, sobald der Redner fortfuhr. Ja, er konnte an dem Abend meinen, das sei Ein Herz und Eine Seele, Ein Kopf und auch Ein Arm.

Und wiederum ein Proceß, diesmal auf Majestätsbeleidigung und Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Steuergesetze. Und diesmal auch eine endgiltige Verurtheilung — zu sechs Monaten Gefängniß. Er hatte sie nur eben verbüßt, als der Krieg von 1866 losbrach. Seine Stimme fehlte nicht, als die Königsberger Stadtverordneten in einer Adresse den König beschworen, den inneren wie den äußeren Frieden durch Wechsel des Ministeriums und des Regierungssystems zu erhalten — noch mächtiger aber ward sie laut, als nach dem Kriege, in dem wieder zusammengetretenen Abgeordnetenhause, es sich darum handelte, mit eben diesem Ministerium auch den inneren Frieden zu schließen. Es war ein Muth, höher als der vor Batterien erprobte, als dieser Mann, angesichts der siegestrunkenen Gegner, um sich nur die nun anderer Meinung werdenden einstigen Genossen, in so starken Worten, als sein innerer Gleichmuth nur zuließ, Protest erhob gegen den Krieg und seine Früchte, Protest gegen die Annexionen und die Spaltung Deutschlands, Protest gegen die Entwicklung des Militärstaats und dessen Gefahren für die innere Freiheit. Hier vollzog sich der Bruch mit der Fortschrittspartei, der großdeutsche Demokrat schied sich von Denen, die sich gern preußische Demokraten nennen lassen. Aber diese Unterscheidung war nur eine zufällige, durch die jeweilige politische Lage bedingte, der Scheidungsgrund lag tiefer: Jacoby war, wie das schon in jener Rede von 1848 hervorleuchtete, internationaler, kosmopolitischer Demokrat und auch für dieses Bekenntniß fühlte er nun die

Zeit gekommen. „Das Ziel der deutschen Volkspartei", die Januarrede von 1868 an seine Wähler, constatirte die Ohnmacht aller bisherigen Bestrebungen der freisinnigen Parteien, sie stellte zugleich den Grund dahin fest, daß überhaupt die Mehrzahl des Volkes, in der Noth des täglichen Erwerbes befangen, gar nicht an der politischen Arbeit sich betheiligen könne, daß deshalb politische und sociale Reform sich gegenseitig bedingten, die demokratische Partei nicht fürder eine blos politische sein dürfe, sondern sich zur wahrhaften Volkspartei entwickeln müsse. Und sein Programm für diese stellte er zwei Jahre später auf, in der Rede über die Ziele der Arbeiterpartei, der Rede, die ihm das Mandat kostete. Die Fortschrittspartei, ihre Ohnmacht auf politischem Gebiete für lange Jahre voraussehend, suchte eine Wirksamkeit durch Solidarität auf wirthschaftlichem Gebiete, sie that, so weit sie es verstand, sich zur Freihandelspartei zusammen und sorgte nun vor Allem davor, daß die Wahlkreise, die sie als Besitzthum betrachtete, von Ketzerei gereinigt würden. So geschah es, daß Jacoby, obwohl er in seiner Rede, wie Herr v. Schweitzer ihm damals nicht mit Unrecht bezeugte, durchaus nicht die Brücken hinter sich abgeschnitten und z. B. Schulze-Delitzsch's Thätigkeit als Uebergang zu seinem socialen Programm anerkannt und adoptirt hatte, doch im Herbste 1870 nur noch ein Fünftel der alten Wähler treu fand. Wenn einige Jahre später die Fortschrittspartei den Schreckensruf ausstieß über den Einbruch, den die Socialdemokratie in die scheinbar so sicher umfriedete Hürde Berlin gewagt, so mag sie Keim und erste Ursache dafür in dem großen Abfall suchen, den sie selber an dem ältesten Kämpfer der Freiheit begangen.

Und überdem war dieser zur Zeit, als die Berliner ihn fallen ließen, soeben erst wieder Opfer einer schroff willkürlichen Gesetzesverletzung gewesen. Eine Parteiversammlung zu Königsberg hatte auf seinen Antrag eine Verwahrung ausgesprochen gegen die gewaltsame, wider den Willen der Bewohner geschehende Annexion von Elsaß-Lothringen. Das hatte dem Commandeur der Küsten, dem General Vogel v. Falckenstein genügt, Jacoby nach der Festung Lötzen transportiren zu lassen. Vergeblich wendete er sich nach Versailles an den Kanzler Bismarck: „Obgleich allezeit ein entschiedener Gegner Ihrer Politik, habe ich doch das Vertrauen zu Ihnen als Menschen, daß — wenn anders es in Ihrer Macht steht — Sie nicht dulden werden, daß über schuldlose Männer, auf Grund des sogenannten Kriegsrechts, eine durchaus willkürliche Strafe verhängt wird." Hr. v. Bismarck antwortete, er sei nicht competent. Im November ward Jacoby mit seinen Leidensgenossen willkürlich, wie man sie verhaftet, auch wieder freigelassen. Hrn. v. Falckenstein hat später ein Braunschweiger Gerichtshof für schuldig der Rechtswidrigkeit erklärt, vor einem Preußischen Gerichtshof hat man die Klage nicht versucht.

Damit schied Jacoby aus dem öffentlichen Leben. Nicht müde, nicht hoffnungslos, sogar für eine Zukunft, die er noch erleben möchte, aber dankbar für die Muße, die dem Greisenalter gegönnt ward, das nun nahete. Als zwei Jahre später Bebel und Liebknecht in einem Tendenzprocesse, wie er selber deren so oft erfahren, zu harter Strafe verurtheilt wurden (denn aus dem Feldzuge von 1870 ist die geringere Werthschätzung menschlichen Lebens allmälig in die deutsche Rechtspflege

herübergekommen), da raffte der tapfre Alte sich auf und erklärte seinen Beitritt zu der verfolgten Partei, an ihrer parlamentarischen Thätigkeit hat er, obwol das Mandat des Leipziger Landkreises für ihn errungen wurde, nicht mehr theilgenommen, hatte er doch schon bei Entstehung des Reichstages erklärt, daß er, wie mit dem Reiche, so mit dessen Vertretung nichts gemein habe.

Damit wäre der Umriß seines öffentlichen Lebens gegeben und der Aufgabe, die dieser Versammlung gegenüber gestellt war, nach schwacher Kraft genügt. Von dem reichen, schönen innern Leben zu sprechen, in welchem dieser gute und edle Mensch alle erhob und an sich fesselte, die ihm je nahe getreten sind, dazu fehlt mir heute, an seinem Geburtstage, die Kraft. Steht doch die ehrwürdige, liebe Gestalt mir zu nahe noch vor den Augen, wie er vor heute zwei Jahren, auf den Glückwunsch der Freunde zu der nun erreichten 70, diese 70 begrüßte als, wie die Römer meinten, den Anfang einer zweiten Jugend, und lächelnd die Jugend pries, die nur in den Alten noch zu finden sei, eben weil sie die Alten geblieben.

Den antiken Sinn, der in dieser Seele waltete, hat er im Tode bewährt, er wollte nicht das Leben verlängern auf Kosten des Lebenswerthen: in der Vollkraft des Charakters ist er dahingegangen. So lange tapfre Herzen schlagen für die Freiheit, wird sein Name unvergessen sein. Sei gegrüßt, Unsterblicher!

Der Fürstentag von 1863.

(Schluß.)

Inzwischen war der König von Sachsen wieder eingetroffen. Er hatte zwar ein freundliches Schreiben des Königs von Preußen mitgebracht, jedoch dessen Einwilligung zur Theilnahme an den Berathungen nicht erwirkt.

Die Pause während der Abwesenheit des Königs von Sachsen war österreichischerseits benutzt worden, um ein Promemoria auszuarbeiten mit dem Vorschlage, die Hauptpunkte der Vorlage definitiv anzunehmen. Der Kaiser hatte befohlen, dies Promemoria den Fürsten ohne Verzug zur Kunde zu bringen. Das wurde nun buchstäblich in Ausführung gebracht, und zwar mitten in der Nacht, mochten die Betheiligten bereits im Schlaf liegen oder nicht, sie mußten sich erheben und über den Empfang quittiren.

Morgens früh kam eine Einladung des Großherzog von Baden zu einer Zusammenkunft um 9 Uhr mit sämmtlichen Großherzogen, Herzogen und Fürsten, um Rath zu halten. In dieser Conferenz äußerte man sich sehr erregt wegen der angesonnenen Ueberstürzung, und kam schließlich überein, auf den Vorschlag des Bürgermeisters Haller, in der Conferenz zu beantragen, die Reformacte in allen wesentlichen Punkten als Grundlage für eine von einer Ministerconferenz auszuarbeitende Vorlage anzuerkennen, welche Letztere demnächst dem Plenum der Bundesversammlung zur Beschlußnahme zu unterbreiten sei.

Gleich darauf, um 11 Uhr, war Conferenz bei dem Kaiser von Oesterreich. Der König von Sachsen berichtete über seine vergebliche

Miſſion an den König von Preußen, und ging man darauf ohne Weiteres zur Berathung der einzelnen Paragraphen der öſterreichiſchen Vorlage über. Von dem, was eine Stunde vorher die Großherzoge und Herzoge beſchloſſen hatten, war keine Rede; denn man hatte vergeſſen, zu verabreden, wer den Antrag ſtellen ſolle, und mochte daher Keiner dem Andern vorgreifen. So kam man in die Discuſſion der Vorlage hinein. Der Großherzog von Baden war der Einzige unter den Fürſten, der ſich ſeine Erklärung vorbehielt, um vorab mit ſeinem Miniſter ſich zu benehmen. Andere Fürſten meinten, es müſſe jedenfalls etwas zu Stande gebracht werden, und zwar durch ſie perſönlich, da die Miniſter ſich niemals einigen würden, und müſſe man, wenn der eine oder andere Miniſter nicht damit einverſtanden ſei, denſelben verabſchieden und einen andern nehmen.

Die Miniſter waren außer ſich über das Verfahren ihrer allergnädigſten Herren, und machten denſelben die lebhafteſten Vorwürfe über ihr Eingehen auf die ihnen ſehr bedenklich erſcheinende öſterreichiſche Vorlage. Allein die Fürſten ließen ſich nicht irre machen.

Abends war große Soirée bei Herrn von Bethmann. Derſelbe hatte das Abendeſſen um 12 Uhr angeſetzt. So lange hielt die Geduld der Fürſten aber nicht aus, denn um 11 Uhr hatten ſie ſich ſämmtlich wieder entfernt.

Am 23. Auguſt kam Morgens eine Einladung des Königs von Hannover zu einer Vorberathung um 12 Uhr mit ſämmtlichen Fürſten über das zur Berathung ſtehende Directorium, welches die Herren perſönlich ganz beſonders intereſſirte. Das Directorium ſollte eine Verkleinerung des alten Bundestages vorſtellen, und nahm man an, daß demſelben die nöthige Beweglichkeit nicht mangeln werde. Dabei überſah man freilich, daß bei dem alten Bundestage das Hinderniß der Action viel weniger bei den kleinen Staaten ſich fand als grade bei den großen, und namentlich auf dem Dualismus von Oeſterreich und Preußen beruhte, daß mithin das alte Uebel durch dies Directorium nicht beſeitigt werde. Der König von Sachſen legte ein Project vor, nach welchem außer Oeſterreich, Preußen und Bayern, die drei Könige von Sachſen, Hannover und Württemberg in einem jährlichen Turnus eintreten ſollten, außerdem würden der Kurfürſt und die Großherzoge ein fünftes, und die übrigen Fürſten und freien Städte ein ſechstes Mitglied zu wählen haben. Darüber entſtand eine gewaltige Discuſſion. Es wurde eine Direction von fünf Mitgliedern beantragt, Andere wollten eine Trias, indem der Kaiſer von Oeſterreich bleibendes Glied, die anderen Beiden aber durch Wahl erkoren werden ſollten. Ein anderer Vorſchlag ging dahin, daß Oeſterreich und Preußen mit abwechſelndem Vorſitz bleibende Mitglieder ſein ſollten, das dritte Mitglied aber durch allgemeine Wahl der Fürſten und Städte zu ermitteln ſei. Da man ſich nicht einigen konnte, ſchlug der König von Sachſen vor, dieſe Frage durch die Bürgermeiſter entſcheiden zu laſſen, weil dieſe keine dynaſtiſche Intereſſen zu vertreten hätten. Die Bürgermeiſter hielten es aber für beſſer zu empfehlen, daß die Herren das Vorgekommene erſt in Ruhe zu Hauſe überlegen nnd dann wieder zuſammen treten möchten.

Es wurde darauf beliebt, Abends um 8 Uhr wieder im „Hotel de Ruſſie“ zuſammen zu kommen.

Nachmittags hatte die Stadt Frankfurt ein Wettrennen veranstaltet, und Abends 8 Uhr wurde die Conferenz bei dem Könige von Hannover fortgesetzt. Die Ansichten hatten sich in der Zwischenzeit nicht sonderlich geklärt; indessen handelte es sich jetzt hauptsächlich um die Frage, ob das Directorium aus fünf oder sechs Mitgliedern zu bestehen habe. In beiden Fällen war eine Wahl nothwendig, und da die Idee sich mehr und mehr auf die Zahl sechs fixirte, so handelte es sich um zwei Wahlen, die Eine unter den Großherzogen und dem Kurfürsten, die Andere unter den Uebrigen. Der Kurfürst von Hessen, der wohl vermuthen mochte, daß bei einem Wahlverfahren für ihn nicht viel zu erwarten sei, erklärte sich mit großer Entschiedenheit gegen das Wählen und bemerkte, er sei ein souveräner Fürst und lasse sich nicht wählen. Der König von Hannover, der stets voll des heitersten Humors war, saß neben ihm, legte die Hand auf des Kurfürsten Schulter und sagte ihm ins Ohr, aber laut genug, daß die Nächsten es hören konnten: „Wilhelm, wenn man Dich zum deutschen Kaiser wählte, würdest Du das nicht annehmen?" Der Kurfürst lachte und opponirte nicht weiter gegen das Wählen. Damit war man denn, wie es schien, mit dem Directorium fertig.

Wie aber ein solch sechsköpfiger Regent eine Regierungsmaschine in Bewegung setzen und darin erhalten solle, kam nicht zur Erörterung. Man betrachtete dies Directorium als letzte Instanz für eine Entscheidung, indem man annahm, daß alle weiteren Details der späteren Entwickelung zu überlassen seien.

Am andern Morgen (24. August) um 8 Uhr ließ der Herzog von Braunschweig zu einer Versammlung um 9 Uhr in seiner Wohnung einladen. Es fanden sich daselbst die Herren ein, welche für ein Directorium von fünf gestimmt hatten, und hatte man die Vertreter der Hansestädte hinzugezogen, weil man annahm, daß dieselben, zumal in dieser Frage, großen Einfluß hätten. Es wurde nochmals der Gegenstand durchgesprochen. Die Herren wollten in der auf 11 Uhr Vormittags angesetzten Plenarversammlung wieder mit dem Fünferproject ins Gefecht, mußten indeß doch einsehen, daß sie für ihre Idee eigentlich gar keine Aussicht hatten.

Um 11 Uhr war Plenarversammlung. In einer der Vorversammlungen war zur Sprache gekommen, die Mitglieder des Directoriums nach Armeecorps zu wählen; man hatte aber die Idee fallen lassen, weil die Könige sich dagegen erklärt hatten. Ganz unerwartet erklärte jetzt der König von Hannover, er sei nunmehr bereit nachzugeben, und sich einer Wahl auf Grund der Gruppen nach Armeecorps zu unterwerfen. Der König von Sachsen hielt dagegen zwar seinen Antrag aufrecht, allein bei der Umfrage stimmten die Herren dem hannoverschen Antrage bei, bis an mich die Reihe kam, und ich darauf aufmerksam machte, daß bei jedem Armeecorps sich ein König befände, und daher nach diesem Antrage voraussichtlich das Direktorium stets aus dem Kaiser und den fünf Königen bestehen werde, und mithin von einer wirklichen Wahl kaum mehr die Rede sein könne. Daran hatte man noch nicht gedacht, und erklärte sich nun die große Mehrheit für den bereits genehmigten Antrag des Königs von Sachsen. Nachdem dieses geschehen, stimmte auch der König von Hannover bei. Der Ton der

Besprechungen wurde stets unbefangener und ungenirter, und zeugte von dem lebhaften Wunsche aller Fürsten, eine Einigung zu Stande zu bringen, in dem guten Glauben eine Grundlage zu gewinnen, welche in ihrer weiteren Entwickelung und Ausbildung zum Heile des Vaterlandes gereichen werde. Man nahm dabei stets an, daß eine Verständigung mit Preußen eintreten werde, und dachte sich, daß, wenn alle deutschen Staaten mit Oesterreich zu Trutz und Schutz verbunden seien, dieser Verband den Frieden Europas sicher stellen werde. Man nahm ferner an, daß durch das Parlament, welches aus Abgeordneten der Kammern zusammengesetzt werden solle, der Nation Gelegenheit zu geben sei, in allen die Gesammtheit berührenden Fragen ein entscheidendes Wort mitzusprechen, und hoffte damit allgemeine Zufriedenheit herbeizuführen. In diesem Ideengange und in dieser Erwartung äußerten sich die Fürsten oft mit warmem patriotischen Schwunge, wodurch eine gemüthliche Stimmung zur Geltung kam. An eine concentrirte Regierungsmaschine, wie sie für Norddeutschland nach 1866 möglich wurde, dachte damals Niemand, und konnte auch daran nicht denken, weil die Verhältnisse, ohne gewaltsames Einschreiten, nicht danach angethan waren. Wie man sich das Geschäftsverfahren eines sechsköpfigen Directoriums dachte, ist freilich stets dunkel geblieben, es war im Grunde nicht mehr als ein verkleinerter Bundestag, aber insofern eine Verbesserung, als Mehrheitsbeschlüsse die Regel sein sollten. Die Nation erwartete mehr; was sie aber in ihrer Gesammtheit verlangte, war nicht minder unklar, und was sie wirklich vollständig befriedigen wird, liegt auch jetzt (Februar 1870) noch nicht klar zu Tage. Erst durch eine Beseitigung des Dualismus der Großmächte wurde eine concentrirte wirkliche Regierungsmaschine möglich; dieser Dualismus bestand aber 1863 in seiner vollen Schwere, und es zeigte sich damals kein Symptom, das sich auf eine Wandlung deuten ließ. Man stand daher vor der Unmöglichkeit, unter Festhaltung an der bestehenden Zusammensetzung des deutschen Bundes, etwas die Nation wirklich Befriedigendes ausfindig zu machen. Es blieb deshalb nichts übrig, als sich abzumühen das Bestehende thunlichst zu verbessern.

Darauf kam die entscheidende Frage des Präsidiums im Directorium zur Sprache. Der Großherzog von Baden beantragte ein Alternat zwischen Oesterreich und Preußen, und stimmten dem Antrage sogleich eine Menge Fürsten bei, bevor es dem Könige von Sachsen möglich war, dagegen geltend zu machen, daß es räthlich sei, diese Frage bis zur Verhandlung mit Preußen auszusetzen, damit die Majestäten von Oesterreich und Preußen dieses persönlich mit einander ausmachen könnten. Andere Fürsten appellirten an die großherzige und patriotische Gesinnung des Kaisers und hielten dafür, daß man eine Verständigung sehr erschweren werde, wenn man nicht von vorne herein Preußen mit einem solchen Vorschlage entgegen komme. Der Kaiser erwiederte, er sei außer Stande sich über eine so wichtige Frage sogleich zu erklären. Es schien aber, daß fast alle Fürsten, mit Ausnahme der Könige, welche zwar auch sich nicht dagegen, wohl aber für den sächsischen Antrag aussprachen, dem Antrage Badens beistimmten. Die Discussion wurde höchst peinlich und der Kaiser immer ernster. In diesem kritischen Augenblick schlug Bürgermeister Roeck vor, daß man das

1. Alinea des Art. 3 als eine offene Frage für jetzt auf sich beruhen lasse und dieses im Protokoll ausspreche. Diesem Vorschlage schlossen sich Alle an und war damit die Frage erledigt.

Die folgenden Sitzungen waren der Berathung der einzelnen Paragraphen der Vorlage gewidmet. Es wurde immer parlamentarischer. Der Kaiser leitete die Versammlung wirklich ganz ausgezeichnet, man discutirte und stimmte ab, alles mit großem Ernst und Eifer, zugleich aber auch in der heitersten Stimmung. An Scherzen fehlte es nicht, und machte sich besonders der Humor des Königs von Hannover geltend. Den Fürsten machte diese Discussion augenfällig großes Vergnügen, namentlich der Umstand, nicht stets an die Meinung ihrer Minister gebunden zu sein. Viele Fürsten haben mir versichert, daß sie die in Frankfurt verlebten Wochen zu den angenehmsten ihres Lebens rechneten; denn sich so unbefangen unterhalten zu können, ohne durch die unglückliche Etiquette genirt zu sein, wäre für sie etwas ganz Neues, Ungewohntes gewesen. Nachmittags gaben die Fürsten häufig kleine Diners, in welchen stets der ungenirteste heiterste Ton vorherrschte, ganz wie in gewöhnlichen Privatgesellschaften. Die Fürsten fühlten sich einmal als Menschen unter Menschen, und waren dessen froh. Viele vertrauliche Gespräche gaben davon Zeugniß, wie unglücklich sich manche Fürsten unter dem Hofzwange fühlen, und wie gar Vieles anders sein würde, wenn sie sich diesem Zwange entziehen könnten.

Nachdem alle Paragraphen durchgesprochen waren, kam die Frage zum Vorschein, wie nun zum Schluß zu verfahren sei. Eine Menge Amendements waren unerledigt geblieben, ebenso Reservationen vieler Fürsten und Vorbehalte ständischer Zustimmungen. Dennoch war die Meinung vorherrschend, daß die Fürsten nicht abreisen könnten, ohne ein Document zu hinterlassen, über welches dann Oesterreich und Preußen in ein weiteres Benehmen zu treten hätten. Der Kaiser von Oesterreich schlug nun vor, alle Amendements und Vorbehalte zurückzunehmen, und Preußen zum Beitritt aufzufordern. Dagegen erklärten sich Baden und eine große Zahl anderer Fürsten. Eine Einigung schien nicht zu erlangen zu sein, so daß man nahe daran war auseinander zu gehen, ohne ein Resultat der Besprechungen zurück zu lassen. Da erklärte der Bürgermeister Haller sich etwa in dem folgenden Sinne, nämlich, daß, da die Senate der Hansestädte sich über die Vorlage noch nicht erklärt hätten, und sich auch nicht hätten erklären können, die Vertreter der Hansestädte sich ihre Erklärung vorbehalten müßten. Er halte aber dafür, daß füglich alle Fürsten und Städte die Reformacte unterzeichnen könnten *unter Vorbehalt der Zustimmung aller Bundesstaaten*, und daß selbstredend, wenn diese, womit im Grunde nur Preußen gemeint sei, nicht zustimmten, eine neue Berathung stattzufinden habe. Der Kaiser und fast alle Fürsten stimmten diesem Vorschlage bei, und wurde eine Commission niedergesetzt, um die Form der Zustimmung zu concertiren, sowie vorzuschlagen, in welcher Form nun die Verhandlungen mit Preußen vorzunehmen seien.

Nach Schluß der Sitzung trat der Kaiser zu den hanseatischen Bürgermeistern heran und sagte: „Die Hansestädte, ich meine Frankfurt mit, haben zu unserer Sache wirklich eine ganz ausgezeichnete Stellung eingenommen, meine Herren, ich danke Ihnen dafür aufs herzlichste."

Wir hatten allerdings dahin gestrebt, in die Reformacte einige

Harmonie zu bringen und Meinungsverschiedenheiten unter den Fürsten auszugleichen, jedoch hatten wir stets nicht nur die Unverbindlichkeit der Städte, nach Lage der Sache, festgehalten, sondern auch immer hervorgehoben, daß ohne eine Verständigung mit Preußen alles ohne Folge bleiben werde.

30. August. Ein Sonntag. Es wurden Besuche gemacht und empfangen. Unter diesen Letzteren befand sich der hannoversche Staatsrath Zimmermann. Dieser erwähnte unter anderm: Der König von Hannover, der Graf Platen und er seien mit der Idee nach Frankfurt gekommen, dem Bundestage eine ähnliche Einrichtung zu geben, wie sie die Senate der Hansestädte hätten. Nämlich zwei Bürgermeister, Oesterreich und Preußen, mit wechselndem Vorsitz zu bestellen, und die übrigen Staaten in Commissionen zu gliedern. Das Parlament werde dann die Stellung der „Bürgerschaften" einnehmen. Natürlich war davon jetzt nicht weiter die Rede. Indessen würde diese Idee sich der Ende September kundgegebenen preußischen Auffassung: Alternat im Vorsitz zwischen Oesterreich und Preußen, Veto in gewissen Fällen und Reichstag aus Urwahlen, schon nähern. Ich besuchte auch den sächsischen Minister, Herrn von Beust, und besprach mit ihm die weitere Behandlung der Sache in den Einzelstaaten. Derselbe hielt dafür, daß die Reformacte den Ständen vorzulegen sei, und man diese auffordern müsse Delegirte zu wählen, und diese dann in Frankfurt zusammentreten zu lassen, um, unter Annahme der Vorlage im Allgemeinen, die Specialien in Berathung zu nehmen. Man wußte aber jetzt schon, nachdem die Versammlung der Abgeordneten in Frankfurt getagt hatte, daß die öffentliche Meinung der Reformacte sehr ungünstig sei, und daher schwerlich etwas daraus werden dürfte.

Nachmittags fand die Commissionssitzung statt, an welcher Haller für die Städte Theil nahm, während Roeck und ich eine Spazierfahrt nach Homburg unternahmen. Haller erzählte uns, daß bei der Commissionssitzung im Bundespalais eine Fledermaus die Hohen Herren arg incommodirt und die Berathungen sehr gestört habe. Besonders sei dadurch der Kurfürst in große Sorge gerathen, und habe immer beide Hände auf dem Kopfe gehalten. (Das alte Bundespalais war in der That schon 1848 voll von Ratten, Mäusen, Fledermäusen u. s. w., und wird es seitdem nicht besser damit geworden sein.) In dieser Commissionssitzung hatte nun der Kaiser, welcher vermuthlich mit seinen Räthen Rücksprache genommen, wieder eine andere Form für den Vollzug der Reformacte gewünscht, und eine Denkschrift darüber ausarbeiten lassen. Sein Antrag ging dahin, daß eine Ministerconferenz sofort zusammentrete, um die Reformacte fertig zu machen. Das veränderte nun die Sachlage vollständig. Vorbehalte aller Art kamen jetzt von Neuem zur Sprache, und eine so große Aufregung machte sich geltend, daß die auf den folgenden Tag (31. August) anberaumte Sitzung wieder abbestellt werden mußte.

Am 31. Abends fand eine Conferenz bei dem Könige von Sachsen statt, wo wir fast das ganze Collegium trafen, und gleich von Anfang an in heftigem Streite. Die Großherzoge von Baden, Mecklenburg-Schwerin und Weimar weigerten sich jetzt unbedingt die Reformacte zu unterschreiben, bevor Preußen seine Zustimmung gegeben habe, oder eine Verständigung mit demselben herbeigeführt sei. Der Herzog von

Altenburg war sogar, ohne Abschied zu nehmen, abgereist. Darin waren aber Alle einig, daß aus der vom Kaiser von Oesterreich gewünschten sofortigen Ministerconferenz nichts werden dürfe, und hielten die meisten Anwesenden dafür, daß es dann noch besser sei, die Reformacte en bloc anzunehmen, um sie Preußen zu weiterem Benehmen vorzulegen. Man unterhielt sich dann noch weiter über die oesterreichischen Vorschläge, nachdem die Großherzoge von Schwerin und Weimar sich entfernt hatten.

Am 1. September fand nun die Plenarversammlung statt. Zuerst kam das noch unentschieden gebliebene erste Alinea des Art. 5, das Präsidium des Directoriums betreffend, zur Sprache, wobei, da es eine persönliche Frage sei, der Kaiser sich entfernte. Die Discussion war kurz, und schritt man rasch zur Abstimmung. Etwa $^1/_3$ der Stimmen erklärte sich für Stehenbleiben des Passus (nämlich, daß dem Kaiser von Oesterreich das Präsidium zustehe), etwa $^1/_3$ für ein Alternat zwischen Oesterreich und Preußen, und $^1/_3$ für Offenhaltung der Frage behufs Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen. Ich bemerkte, daß ich diesen Satz ebenso ansähe als alle andern Sätze der Reformacte, nämlich, daß, sobald sie von Preußen beanstandet würden, sie einer neuen Berathung und Beschlußnahme zu unterziehen seien. Damit schienen Alle einverstanden zu sein. Es wurden nun noch mehrere andere unerledigt gebliebene Fragen zum Beschluß gebracht, und legte schließlich der Kaiser von Oesterreich die entscheidende Schlußfrage vor:

„Hält die Versammlung sich so lange an die Beschlüsse gebunden, bis die hier nicht vertretenen Bundesmitglieder den ihnen mitgetheilten Entwurf entweder definitiv abgelehnt oder uns ihre Gegenvorschläge eröffnet haben?“

Diese Frage beantworteten Alle mit Ja, mit Ausnahme von Mecklenburg-Schwerin, Baden, Weimar und Waldeck. Die Bürgermeister nahmen Bezug auf ihre wiederholten Erklärungen, daß sie ohne Instruction seien und daher ohne Verbindlichkeit für die von ihnen vertretenen Städte sich äußern müßten, daß sie aber unter dieser Bevorwortung, mithin gleichsam par courtoisie, ihre Unterschrift zu geben bereit seien.

Es darf wohl darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Protokolle des Fürstentags von dem österreichischen Hofrath, Herrn v. Biegeleben, im österreichischen Sinne geführt wurden, und daß daraus thunlichst weggelassen ist, was diesem Sinne nicht entsprach, oder, nach seinem Dafürhalten, überflüssig zu sein schien.

Man schritt darauf zur Unterzeichnung, und da die Fürsten abzureisen wünschten, übertrugen sie den Bürgermeistern die Feststellung des Schlußprotokolls.

Der Kaiser forderte nun die Versammlung auf, sich in den Garten zu begeben, damit die ganze Gruppe von dem königlich bayerischen Hofphotographen Albert photographirt werden könne. Man stellte sich in einen Halbkreis und wurden nun die Fürsten von Herrn Albert zurechtgeschoben, wobei es allerlei Scherz gab.

Hiermit endete der Fürstentag. Die Pointe, die Verständigung mit Preußen, war nicht erreicht, und da der Kaiser von Oesterreich nicht geneigt schien, sich auf ein Alternat mit Preußen, und auf ein Veto für beide Großmächte einzulassen, wenigstens zur Zeit nicht, so war damit die Reformacte ad acta verwiesen.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Meckenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 11. Mai 1877. Nr. 19.

Inhaltsverzeichniß: Historie und Vernunft. — Zur Lehre vom Zeugnißzwang. — Der Socialismus der Ultramontanen. — Turgenieff's letzter Roman. — Neue Bücher.

Historie und Vernunft.

Man soll mir nicht auf den Spiritismus raisonniren; es ist eine angenehme und lehrreiche Sache, Geister zu beschwören. Im Grunde ist es auch nur der Neid, der Zungen und Federn gegen das Geisterreich in Bewegung setzt. Dieser Tage unter dem Zeichen des Makrokosmos citirte ich zwei himmlische Kräfte auf einmal. Ich halte dies für bequemer, weil dann die Zwei gleich unter einander reden mögen und der Beschwörer nur zuzuhören braucht. Die beiden Geister aber waren das historische Recht und das Vernunftrecht. Ich sah ihnen gleich an, daß sie sich nicht grün waren, und mir schien als ob das historische Recht sich davon machen wollte.

Das Vernunftrecht aber that etliche starke Schritte zur Gegnerin hin und rief ihr mit gediegener Barytonstimme zu: „Ha Du, weich' mir nicht wieder aus, steh' mir endlich einmal Rede!"

Historia, im tiefen Grundbasse: „„Ich habe keine Zeit.""

Ratio: „Du keine Zeit? Was hättest denn Du zu thun?"

Historia: „„Am sausenden Webstuhl der Zeit zu sitzen.""

Ratio: „Dann hast Du ein sauberes Kleid gewebt."

Historia: „„Sauber oder schmutzig, ich habe aus dem vorhandenen Stoffe gemacht was zu machen war. Du aber hast blos aufgetrennt, zerrissen, nein gesagt.""

Ratio: „Ich? ich habe Dich immer und überall korrigiren müssen, Deinen Unsinn aufdecken, die Menschen zu Verstande bringen, sie persuadiren, doch die Dinge endlich nach ihrem Kopfe zu machen, statt nach Deinen steifen, tropfsteinernen Ueberlieferungen."

Historia: „„Du hättest die Menschen gelehrt, die Dinge nach ihrem Kopfe zu machen! Ha ha ha! Verzeih, daß ich lache über den alten Sauerteig, gute Ratio! Die Menschen haben die Dinge leider stets nach ihrem Kopfe gemacht; hätten sie besser auf die Natur und die Vergangenheit geachtet, so wären sie vermuthlich weiter gekommen.""

Ratio: „Auf die Natur? Wo sich Alles nur wiederholt, wo Alles an der Kette liegt, wenn auch an goldener?"

Historia: „„Du kennst die Natur nicht und das ist Dein größter Fehler. Nichts in ihr stätig, nichts wiederholt sich, nichts wird zweimal gesehen, außer dem stäten Gesetz der Entwickelung, des Vor- oder Rückganges. Denn auch dies ist, nebenbei, einer Deiner Irrthümer, daß Du und Deinesgleichen immer nur von dem „Fortschritte" redet und

alle Kreatur zur cherubinischen Vollkommenheit prädestinirt wähnt, ohne das Maß ihrer Leistungsfähigkeit zu kennen oder kennen lernen zu wollen. So doktert und apothekert Ihr mit Vorliebe und Treibhaus-Begeisterung an gewissen hybriden Gebilden herum, aus denen in Ewigkeit nichts werden kann, weil sie den Widerspruch in Wurzel und Samen tragen, so daß die Blüthen zwar doppelt und dreifach voll, aber gänzlich taub sind.""

Ratio: „Aber wie ist mir denn? Mit wem habe ich in dieser grauen Morgenstunde eigentlich die Ehre . . .?"

Historia: „„Ich bin das historische Recht, das Recht des Geschehnisses und das Gericht über das Geschehniß . . . Aber laß' mich Dir auf Deine noch nicht gethane, auf Deinen Lippen schwebende Frage antworten: „Auf die Vergangenheit?" Nein, Du hast auch auf die Vergangenheit nicht geachtet; denn hättest Du das gethan, so würdest Du wissen, wohin die Gegenwart will, deren ganzes Bestreben in jeder Minute und Sekunde dahin geht, Vergangenheit zu werden. Du kommst mir vor, wie Wagner, der den Homunkulus machen will und dem der Teufel in die Retorte pustet, anstatt bei der Mutter des Sokrates in die Lehre zu gehen.""

Ratio: „Warum nicht bei Sokrates selbst, meinem großen Ahnherrn, der meine Vorfahren freilich nicht mit der Xantippe ächt historisch erzeugt hat, dessen Seele vielmehr der Dämon begattete?"

Historia: „„Das war ja gerade die ungeschlechtliche Zeugung, das rationelle Experiment, die Homunkulus-Bravour. Die Mutter war viel gescheidter als der Sohn.""

Ratio: „Wie so?"

Historia: „„Weil sie eine Hebamme war und ganz auf dem Standpunkt des historischen Rechts stand. Sie entband — das ist der philosophischste aller Begriffe — das Kind von der Mutter, sie zog die Gegenwart aus der Vergangenheit heraus; sie war human gegen die Mutter, die dem Kinde das Leben gegeben, und sie wusch das Kind rein von den Unsauberkeiten der Vergangenheit. War das Neugeborene ein Mädchen, so wiederholte die Philosophin oder deren Schülerin an diesem denselben Prozeß. Nur so kommt die species humana weiter.""

Ratio: „Du setzest mich in Erstaunen. Die Menschheit soll weiter kommen? Und das sagst Du, die starre Kleberin am Alten, die wohlweise Einbalsamiererin alles Verrotteten, Verfallenen, die Hüterin aller Mumien, die Todfeindin alles Besserwerdens? Hat Dich nicht Savigny so gelehrt und Eduard Gans so befehdet?"

Historia: „„Alle Gottheiten haben sich über ihre Priester zu beklagen; Viele verbreiten absichtlich falsche Kunde über das Numen im Tempel; Manche reichen mit dem Scheitel nicht an das Knie der Göttin und stellen sie dann den Gläubigen nach ihrem Bilde, nach dem Bildchen in ihrem Köpfchen dar, welches Bildchen nur gerade bis zum Schienbein der Gestalt reicht. Wenn dann die Priester einer andern Gottheit gegen jene Ministranten predigen und spottend auf den Abozzo hinweisen, der dort dem Volke zur Verehrung erhöht wird, so sind sie in ihrem vollkommenen Rechte. Aber ich glaube mich zu erinnern, daß bemeldeter Eduard Gans zwanzig Jahre seines Lebens das chinesische Erbrecht verfolgt hat. Das hieß doch, von der „historischen Schule" sein.""

Ratio: „Aber Du wirfst ja alle Begriffe durcheinander, am Ende war Savigny gar unser Einer, ein Mann des Vernunftrechts!"

Historia: „„Nicht weit vom Schwarzen. Grade nicht des Vernunftrechts, weil ja sonst nicht abzusehen wäre, weßhalb Ihr Männer der Vernunft ihn so grimmig bekämpft habt; aber doch ein Mann des Verstandesrechts, des Rechts, wie es die scharfsinnigen Römer verstanden, die ja den Begriff des absoluten Eigenthums noch fester in die Welt gekeilt haben, als die Apostel das Christenthum.""

Ratio: „Was, Du mäkelst gar am Eigenthum, an der Realisirung der Persönlichkeit, an der Grundlage aller Civilisation? Das muß ja doch Dir grade dreimal heilig sein."

Historia: „„Ich mäkle an nichts, ich sage nur, die Römer, welche die Kriegskunst zu einem System machten, haben auch die Besitzkunst erfunden, nämlich des absoluten Besitzes, in dessen Behauptung sich zwei Advokaten grade so balgen, wie sich zwei Armeen um ein Terrain schlagen, welches Länderbesitz im Großen bedeutet. Jus utendi ac abutendi, das Recht des Gebrauchs, Mißbrauchs und folglich auch des Nichtgebrauchs: das war die verstandsmäßige Definition der Römer, ein offenbar abstraktes Recht, welches mit dem historischen Verlaufe der Dinge, mit dem Ager publicus, der germanischen periodischen Vertheilung, der Gemeinlande, der Almende und dem russischen Kommunalbesitz im schroffsten Widerspruche steht, die es aber mit Hülfe des Savigny'schen Festhaltens an der römischen Theorie fast überall aus dem Felde geschlagen hat. Jeder, der ein einzelnes Moment der Rechtsentwicklung eigensinnig festhält, ist mehr oder weniger Vernunftrechtler, macht aus seiner Doktrin eine Reliquie, und bleibt im gegebenen Augenblick hinter mir zurück.""

Ratio: „Alle Wetter, da wärst ja am Ende Du .... Daß Dich! Wer sich so etwas hätte träumen lassen! Du geberdest Dich ja grade wie ...."

Historia: „„Wie was denn? Ich geberde mich überhaupt nicht, ich trage meine natürliche Geberde.""

Ratio: „Wie das wahre Vernunftrecht."

Historia: „„Das Kompliment kann ich nicht annehmen, weil ich dadurch einer gefährlichen Verwechslung vorarbeiten würde. Das „Vernunftrecht", welches auch die Kühnheit besitzt, sich „Naturrecht" zu nennen, ist gerade wie das römische Recht, von dem es auch eigentlich abstammt, das Petrefakt eines vergangenen Begriffes, der einmal neu war und deshalb alt wurde. Das Vernunft- oder Naturrecht stammt aus dem 18. Jahrhundert und krystallisirte in der französischen Revolution von 1789.""

Ratio: „Nun und die war nicht „historisch", die hat nicht das Mittelalter, die Leibeigenschaft, die Frohnden und persönlichen Zwangsdienste gestürzt?"

Historia: „„Die französische Revolution hat gethan, was sie gekonnt und gewußt; sie hat den Menschen von Allem befreit, vom absoluten Könige, vom Pfaffen, von der Zunft, leider in der Geschwindigkeit auch vom Eigenthum ""

Ratio: „Auch vom Eigenthum und „leider"? Da hätte ja die Revolution den einseitigen Savigny'schen Begriff zum Heil und Segen Aller umgestoßen, und Du sagst „leider"? Du sophizistirst."

Historia: „„Nichts weniger als das. Ich könnte ja auch mit dem besten Willen nicht, denn ich bin das Geschehniß, das Geschehene selbst. Es giebt Eigenthum und Eigenthum; die Römer schufen mit ihrem Verstandesrechte das absolute Eigenthum, welches nicht dem Menschen, sondern dem der Mensch gehört, gebunden, gefesselt, aufgenagelt ist, ein trauriger Prometheus auf dem Felsen des Eigenthums. Der Geier der Gier, der im Genusse nach Appetit schmachtet, frißt ihm täglich die Leber aus, die immer wieder nachwächst, um dem räuberischen Verlangen neue Nahrung zu gewähren. Daneben sehe ich hier und da, in sporadischer Erscheinung, andeutungsweise, ein anderes Eigenthum aufsprießen, das relative, weil es eine Relation, einen Bezug zum Menschen hat, ihn nicht quält, sondern nährt, nicht zerfleischt, sondern wachsen läßt, nicht anschmiedet, sondern frei macht, mit ihm geht als getreuer Schatten, bis ans Ende der Erde. Dieses Eigenthum hat die französische Revolution nicht gekannt und in natürlicher Verblendung — wenn das Nichtkennen Verblendung genannt werden darf — hat sie ihre Schutzbefohlenen von diesem Eigenthum ferngehalten, sie nicht zur Freiheit im Eigenthum kommen lassen.““

Ratio: „Das finde ich mystisch, doch da ich merke, du bist nicht, für was man dich ausschrieb, nämlich reaktionär —“

Historia: „„Irrthum, ich bin allerdings reaktionär, weil ich stets auf die Vergangenheit blicke, stets auf die guten Keime achte, die dort vergessen und von Parasiten überwuchert, ein nur ideales Leben fristen, die aber doch wohl einmal befreit und dem frischen natürlichen Wachsthum zurückgegeben werden könnten.““

Ratio: „Du verwirrst mich ganz und gar. Also zum Exempel!“

Historia: „„Die Sonne ist so hoch gestiegen, daß es Geistern unbequem wird. Bei einem der nächsten Morgengrauen, wenn du willst. Lebewohl!““

Und damit verschwand Historia in eine alte Burgruine, an die sich ein verödeter Park anschloß.

Ratio aber rieb sich die geisterhaften Augen, murmelte für sich: „Wie räthselvoll interessant diese Historia ist! Ich will sie gleich morgen früh wieder aufsuchen,“ und verschwand nach der entgegengesetzten Seite in einem wohlgehaltenen Forste, an dessen Eingang eine Tafel besagte: „Hier sind Wolfseisen und Selbstschüsse angelegt.“ —

△ Zur Lehre vom Zeugnißzwang.

In dem neuesten Falle von Zeugnißzwang, dem Kantecki'schen, richtete sich der öffentliche Unwillen fast allein gegen den Antragsteller, Herrn Stephan, aber sehr mit Unrecht, denn in erster Linie ist die Justiz verantwortlich.

Herr Stephan „konnte nicht anders“, wie er meinte, oder wie wir meinen: er wußte nicht anders. Warum sollte man dem Herrn General-Postmeister nicht glauben, daß er vom Rechte nichts versteht, und daß er fest überzeugt ist, daß ein ungemessener Zwang gegen widersetzliche Zeugen in unseren Gesetzen begründet sei. Aber der Justiz steht eine

gleiche Entschuldigung nicht zur Seite, sie muß wissen, was Rechtens ist und darf ignorantia juris nicht vorschützen; und, da es auch zweifellos ihr Beruf nicht ist, den Verwaltungs-Behörden Liebesdienste zu erweisen, sondern Rechte und Freiheiten der Bürger zu schützen, da sie auf ihrem Gebiete nicht irgend jemals Magd, sondern ihre eigene Herrin ist, so muß sie auch unwandelbar ausführen, was sie für Recht zu erkennen hat. Auch Beschlüsse des Ober-Tribunals ändern hieran nichts, denn sie schaffen nur formelles Recht für den einzelnen Fall, sind aber keine Gesetze und im Allgemeinen und für jeden neuen Fall ohne bindende Kraft. Der gute Glaube der Richter, die in der Sache fungirt haben, soll nicht im mindesten angefochten, um so mehr aber muß die Richtigkeit des Verfahrens bestritten werden. Es fragt sich also, ob ein ungemessener Zeugnißzwang in unseren Gesetzen begründet ist. Es müßte wunderbar zugehen, wenn dies der Fall sein sollte.

Die Pflicht zur Zeugnißablegung in Criminal- wie in Civilprozeßsachen, mit Ausnahme von Fällen, in denen bestimmte Befreiungsgründe durchgreifen, und die Zulässigkeit von Zwangsmitteln, um die Erfüllung dieser Pflicht zu sichern, ist von jeher anerkannt worden, sowohl im Römischen als im Canonischen Rechte, als auch in den Reichsgesetzen. Es erhellt aber nicht, daß der angeordnete Zwang jemals ein unbegreuzter gewesen. In der gemeinrechtlichen Praxis wendete man allerdings die Tortur, die man dem Angeklagten gegenüber für statthaft hielt, auch auf renitente Zeugen an, aber doch nur in den wichtigsten Fällen und unter bestimmten Voraussetzungen, und schwerlich würde man die Indiskretion eines Postbeamten für einen dazu geeigneten Fall erachtet haben.

Nach Abschaffung der Tortur kennt die Gesetzgebung in Deutschland und Frankreich als Zwangsmittel gegen Zeugen nur noch mehr oder minder hohe Geld- oder Gefängnißstrafen. (cf. Mittermaier, Strafverf. Bd. I. S. 434.)

Und in Preußen allein sollte, nachdem dort bereits im Jahre 1756 die letzten Spuren der Tortur gegen den Angeklagten getilgt worden, durch die Criminal-Ordnung von 1805 die Tortur gegen Zeugen neu eingeführt sein? Denn darüber wird kein Zweifel bestehen können, daß der Zwang durch ungemessene Freiheitsentziehung im Gegensatze zur Strafe unter den Begriff der Tortur fällt.

Die Strafe ist auch ein Zwangsmittel, wie die Tortur: sie wird angedroht und im Fall der Verwirkung vollstreckt, um die Erfüllung bestimmter bürgerlicher Pflichten zu sichern und von der Ueberschreitung der gesetzlichen Grenzen abzuhalten. Aber es gehört zu ihrem Wesen, daß sie gerecht d. h. dem Vergehen adäquat und somit in jedem einzelnen Falle demgemäß bemessen sei.

Dies ist bereits im Römischen Rechte mit trefflichen Worten anerkannt worden.

l. 11 pr. D. de poenis XLVIII. 19.

Perspiciendum est judicanti, ne quid aut durius aut remissius constituatur, quam causa deposcit: nec enim aut severitatis aut clementiae gloria affectanda est: sed perpenso judicio, prout quaeque res expostulat, statuendum est. Plane in levioribus causis proniores ad lenitatem judices esse debent: in gravioribus poenis severitatem legum cum aliquo temperamento benignitatis subsequi.

Und auch für die Fälle, in denen das Gesetz eine bestimmte Strafe nicht festsetzt, für das Verfahren extra ordinem wird derselbe Grundsatz anerkannt.

l. 13. eod.

Hodie licet ei, qui extra ordinem de crimine cognoscit, quam vult sententiam ferre, vel graviorem vel leniorem: ita tamen, ut in utroque modo rationem non excedat.

Dagegen besteht das Wesen der Tortur darin, daß sie nicht darauf ausgeht, durch ein dem Vergehen entsprechendes, gerechtes Uebel den Willen der Vernunft gemäß zu bestimmen, sondern vielmehr ihn durch die Unerträglichkeit eines maßlosen Uebels zu brechen. In diesem Sinne gehört gewiß der Zeugnißzwang durch ungemessene Freiheitsentziehung zur Tortur.

Und wie sieht denn nun diese Bestimmung aus, durch welche diese Ungeheuerlichkeit in Preußen eingeführt sein soll, nemlich § 312 der Criminal-Ordnung vom 11. December 1805? Sie lautet:

„Weigert sich Jemand, als Zeuge sich vernehmen zu lassen, so soll er dazu von seinem ordentlichen Richter durch Geld- oder Gefängnißstrafen angehalten werden".

Da ist ja aber klar gesagt, daß der Zwang gegen widersetzliche Zeugen bestehen soll in Geld- oder Gefängnißstrafen, denselben Miteln, die auch anderswo die moderne Gesetzgebung für diesen Fall anordnet, in Strafen also, nicht in Tortur.

Daß das Gesetz das Maß der Strafe nicht normirt, ist für die Principienfrage, um die es sich hier handelt, ganz unerheblich, denn das Maß liegt im Wesen der Strafe, und, wo das Gesetz es nicht bestimmt, hat der Richter es nach der Natur des vorliegenden Falles festzusetzen. Ueberdies dürfte es die richtigere Ansicht sein, welche dahin geht, daß auch für die Strafe des § 312 der Crim.-Ordn. der § 35 Tit. 20. Th. II des Allgemeinen Landrechts maßgebend sei, welcher für eine „willkührliche" Strafe als höchstes Maß 50 Thlr. Geld oder 6 Wochen Gefängniß vorschreibt. (Temme, Crim.-Recht § 22. S. 55.) Indessen, wenn man auch dies nicht annehmen und die Höhe der in § 312 der Crim.-Ordn. vorgeschriebenen Strafe ganz in das Ermessen des Richters gestellt haben will, so muß doch dies Ermessen ein vernünftiges, gerechtes, der Natur des Falles entsprechendes sein, der Richter mag „quam vult ferre sententiam, ita tamen, ut rationem non excedat."

Auch der Ausdruck „anhalten" in § 312 der Crim.-Ordn. ändert nichts in der Sache, denn er bedeutet offenbar nur, daß die Strafe nicht schon durch die bloße Weigerung des Zeugen, eine Aussage zu machen, verwirkt sein soll, sondern erst dann, wenn eine voraufgegangene Androhung der Strafe sich erfolglos erweist, und folgerecht wohl auch, daß die Vollstreckung der festgesetzten Strafe sich nicht weiter ausdehnen soll, als der Widerstand des Zeugen, wenn dieser vor völliger Verbüßung der Strafe zur Zeugnißablegung sich versteht.

Diese harmlose Bestimmung des § 312 der Crim.-Ordn. ist nun das Ei, aus welchem die Lehre vom grenzenlosen Zeugnißzwange unter dem geburtshülflichen Beistande des Obertribunals hervorgekrochen ist. Unterm 5. November 1862 hat das Obertribunal den Beschluß gefaßt:

„Die Geld- oder Gefängnißstrafe des § 312 der Crim.-Ordn. ist

keine Strafe, sondern eine Zwangmaßregel.“ In der Begründung wird dann ausgeführt, daß dieser Zwang keine Grenzen hat. (Oppenhoff, Rechtspr. Bd. 3. S. 109.)

Dieser Gegensatz von Strafe und Zwangsmittel ist zunächst ganz verfehlt. Denn die Strafe ist auch ein Zwangsmittel, obwohl nicht jedes Zwangsmittel eine Strafe ist. Es giebt Zwangsmittel, die der Person kein Uebel zufügen, überhaupt nicht den Willen zu bestimmen suchen, sondern ganz objectiv auf die Herstellung eines bestimmten factischen Zustandes gehen, wie dies z. B. die durch den Gerichtsdiener vollzogene Vorführung einer Person vor den Richter ist. Wenn sich aber der Zwang gegen den Willen richtet, so ist er nothwendig entweder Strafe, die vernünftig, gerecht, maßvoll ist, oder Tortur, die durch übermächtigen Druck den Willen zu bewältigen strebt. Das Obertribunal hat nun aus dem § 312 der Crim.-Ordn. obwohl er ausdrücklich von Strafe spricht, herausgelesen, daß er nicht Strafe, sondern Tortur will; und bewunderungswürdig ist der intellectuelle Muth, der in dem Satze Ausdruck findet: diese Strafe ist keine Strafe, sondern —. Eben so gut könnte man vom Obertribunal sagen: dieses Gericht ist kein Gericht, sondern —.

Dieser Beschluß hat dann noch, nachdem schon früher angenommen worden, daß die Ablegung des Zeugnisses auch in Disciplinarsachen erzwungen werden könne, eine Ergänzung erhalten, die im Oppenhoff so formulirt ist:

„Das Gericht, welches von einer Behörde eines anderen Ressorts requirirt worden ist, behufs Vorbereitung eines Disciplinarverfahrens Zeugen zu vernehmen, hat nicht zu prüfen, ob Veranlassung zur Einleitung eines Disciplinarverfahrens oder auch nur eines Scrutiniums zum Zwecke einer künftigen Disciplinar-Untersuchung vorliege: diese Prüfung steht vielmehr lediglich der betreffenden vorgesetzten, resp. Disciplinarbehörde zu.“

Dieser Beschluß ist in allen seinen Theilen unhaltbar. Es kann sich erstlich der § 312 der Crim.-Ordn. gar nicht auf Disciplinarsachen im heutigen Sinne erstrecken, denn es gab solche zur Zeit des Erlasses der Crim.-Ordn. nicht; vielmehr wurden alle Verletzungen der Amtspflicht, von denen das damalige Strafrecht, Tit. 20, Th. II. des Allgemeinen Landrechtes im 8. Abschnitt handelt, vor dem Richter im regelmäßigen Criminal-Untersuchungsverfahren verhandelt.

Es ist zweitens nicht anzunehmen, daß die Zeugnißpflicht, deren Erfüllung § 312 der Crim.-Ordn. als erzwingbar bezeichnet, auch außerhalb der Grenzen eines bestimmten gegen einen bereits bekannten Angeklagten eingeleiteten Criminalverfahrens zur Geltung zu bringen ist, denn ohne Beziehung auf eine bestimmte Sache und einen bekannten Angeklagten ist nicht einmal festzustellen, ob nicht einer der gesetzlichen Befreiungsgründe vorliegt, welche die Zeugnißpflicht ausschließen.

Es verstößt endlich geradezu gegen Recht und Verfassung der Ausspruch, welcher den Richter zum stummen und willenlosen Vollstrecker von Anträgen der Verwaltungsbehörden machen will, von Anträgen sogar, die sich gegen die persönliche Freiheit der Staatsbürger richten.

Das Ergebniß ist, daß die Beschlüsse des Obertribunals, aus denen der heute in Praxis gehabte grenzenlose Zeugnißzwang hervorgegangen,

nichtig sind, und daß ein solcher Zeugnißzwang in unseren Gesetzen nicht begründet ist. Es bedarf daher in dieser Beziehung nicht sowohl neuer Gesetze, als vielmehr einer besseren Erkenntniß und Handhabung der bestehenden.

Und die Compromißgelehrten des Reichstages wollen uns nun noch ihren § 69 der neuen Strafprozeßordnung als eine große That und als eine Verbesserung des bestehenden Rechtszustandes anpreisen, während er eine wesentliche Verschlechterung desselben ist, denn er führt neben der „Strafe" für Zeugnißverweigerung den eigentlichen Zeugnißzwang durch unbestimmte Haft, wenn auch mit der Maximalgrenze von 6 Monaten, als eine gesetzliche Institution ein, die er vorher nicht war; und, was fast noch schlimmer ist, er macht die Requisitionen der Verwaltungsbehörden auf Ausführung solchen Zwanges zu einer gesetzlichen Regel, indem er auch den „ersuchten" Richter — von wem, verschweigt des Sängers Höflichkeit — zur Anordnung solchen Zwanges ermächtigt.

Der Socialismus der Ultramontanen.

Eine offenbar in Fallmerayer's Schule gespitzte und geschliffene Feder zeichnet in der Augsb. Allg. Ztg. die socialdemokratischen Anwandlungen, die den altbairischen Centrumsmännern in ihren Wahlreden und Wahlprogrammen passiren, so ergötzlich und zugleich so ernst treffend, daß wir der Lust nicht widerstehen, auch unsere Leser an dieser Lectüre theilnehmen zu lassen. Der Artikel lautet:

München, Ende April. In Sauerlach fanden sich bei der letzten Reichstagswahl mehr Westermayer-Zettel in der Urne als Wähler erschienen waren — ein Wunder das an die Vermehrung der zwei Fische erinnert und jeden Christen heute noch mit heller Freude erfüllt. An einem andern Ende des Wahlkreises aber saß das arbeitende Volk vom Morgen bis zum Abend im Wirthshaus „zum Hadererweg," um den Sieg des christlichen Socialisten zu sichern und zu feiern. Da muß man doch wohl zeigen, daß die Mühe nicht vergebens war. In früherer Zeit suchte sich der frictionsbedürftige Pfarrherr seine Opfer unter protestantischen Amtsbrüdern — man denke nur an die Polemik gegen den sel. Pastor Leidl —, seit er aber im Reichstag sitzt, gibt er sich mit solchen Kleinigkeiten nicht mehr ab, und die Lösung der socialen Fragen ist das Geringste was ihn noch reizen kann. Schon sein Wahlaufruf von 1873 sprach von „Auspressung der Arbeiter durch das in einzelnen Händen admassirte Capital," und es wäre interessant zu wissen bis zu welcher Höhe der Hr. Doctor die Admassirung von Capital für christlich und erlaubt hält. Wir kennen ultramontane Industrielle und Kunstindustrielle, deren Vermögen sich auf Hunderttausende beläuft, und die Druckdifferenz mit welcher diese ihre Arbeiter im Vergleich zu liberalen Unternehmern ausgepreßt haben, sollte nicht verschwiegen werden. Dutzende von Westermayer'schen Pfarrkindern ziehen sich jährlich in den Rentier-Stand zurück; gibt es einen Maßstab dafür bis zu welcher Höhe ein solcher Brauer, Bäcker oder Metzger admassiren darf, ohne von seinem schreibluftigen Seelenhirten einen Warnungsbrief zu bekommen? Am Ende wird gar nicht weiter nachgesehen wenn sich der Betreffende versteht, einen Theil der „Masse" an die nächste Kirche abzulassen. Das mag in der „Stunde unseres Absterbens" beruhigend wirken, für die sociale Ausgleichung ist es nicht von Belang.

In seinem heurigen Circularschreiben an die Wahlcapacitäten von München II behauptete der hochw. Candidat: es seien dem deutschen Volk innerhalb zweier Jahre 2400 Millionen aus den Taschen gezogen worden, und

zwar von den Gründern, worunter sich die namhaftesten liberalen Wortführer befänden. Zunächst vergißt der Hr. Rath zu sagen: ob es sich um Thaler, Gulden oder Francs handelt; da er aber einem königl. preußischen Bureau nachrechnet, so sind es wahrscheinlich Thaler, wovon also auf jeden Gründer, und wären deren Zweihundert aufgestanden, zwölf Millionen treffen, wozu wir einigen uns bekannten „namhaften liberalen Wortführern" besonders gratuliren. Man sieht: die Nationalökonomie des Herrn Dr. Westermayer ist von derselben Art wie die Politik seines Freundes Jörg: reiner Nachtisch, und wird deßhalb auch immer erst am Schlusse der Session herumgereicht. Einen praktischen Anstrich hatte nur sein Rath: man solle von der alten Zunftordnung das Gute beibehalten, was aber ungefähr klingt wie wenn einer die unstreitig guten Seiten des Absolutismus auch ins constitutionelle Leben hinübernehmen wollte. Die Reformirung des Gewerbestandes soll nicht bei den Lehrlingen, sondern bei den Meistern beginnen, obwohl auch die Curie ihr modernes System zuerst den Knabenseminarien einpflanzte und in aller Welt die Vervollkommnung der geistlichen und militärischen Offiziere bei den Cadetten in Angriff genommen wird. Doch verläßt unser Freund alsbald den schwierigen sachlichen Boden mit einem kühnen Sprung auf das Gebiet der „Religion." Soll damit gemeint sein, daß sich die wirthschaftlichen Zustände ganz gewiß bessern, wenn die Reichen nicht mehr in der Aufhäufung irdischer Güter das höchste Ziel erblicken und in erster Linie das allgemeine Wohl berücksichtigen, und wenn andererseits die Arbeiter jeder übertriebenen Genußsucht entsagen und nur noch im Verhältniß zu ihren Leistungen belohnt sein wollen, dann hat Hr. Westermayer eben so recht wie wenn er sagte: die vielen Krankheiten werden verschwinden, sobald sich der allgemeine Gesundheitszustand überhaupt gebessert hat. In ähnlicher Weise hört man auch mitunter die geistreiche Behauptung: daß die Kriege aufhören und die Welt sich viel besser befinden müßte wenn der Papst als Schiedsrichter über alle Streitigkeiten der Nationen aufgestellt würde. Ja, wenn man die physischen Kraftfactoren dahin bringen könnte, daß sie sich dem Ausspruch eines Einzelnen unterwürfen, so brauchte man nicht den Papst dazu. Irgend ein Professor, Notar oder Dichter würde, wenn die Gewißheit bestünde, daß seinem Verdict gehorcht wird, denselben Dienst vielleicht noch uneigennütziger leisten. Die Peterspfennig-Realisten thun manchmal gar zu ideologisch.

Ein ganz harmloser Phrasenmacher ist übrigens unser zweiter Vertreter im Reichstage nicht. Auf den moralphilosophischen Sack schlägt er, und den Neukatholicismus meint er. Er wollte eigentlich sagen: dem Gewerbestand kann nur geholfen werden, wenn die Jesuiten wieder kommen; der Arbeiter mag Bier oder Schnaps trinken, wenn er an das Lourder Wasser nur wenigstens glaubt, und die Ueberzeugung von dem Wunderzustande der Louise Lateau ist der beste Talisman für die sittliche Kraft der Gesellen und Lehrlinge. Mit einem Wort: die römische Kirche neuesten Styls ist im Stande, ja sogar allein im Stande, die sociale Frage zu lösen. Das wird in tausenderlei Blättern abgehandelt und, um mit dem Abg. Schmelcher zu reden, in „Volksversammlungen und andern Localitäten" so oft wiederholt, daß es die Redner fast selber glauben. Natürlich ließ auch Dr. Westermayer diesen Stein der Weisen blitzen, und es ist nur zu verwundern, daß im Reichstage, wo doch so viele wohlbeschlagene Historiker sitzen, nicht einmal ordentlich auf das Thema eingegangen wurde.

Was ist denn die „sociale Frage?"

Von den souveränen Familien, einigen Ritter-Orden und dem preußischen Garde-Dragoner-Offiziercorps abgesehen, gibt es keine Privilegien der Geburt mehr. Wenigstens in Mitteleuropa sind alle Menschen gleich, und Jedermann kann General, Bischof, Großbrauer, Kanonen-Fabricant oder sonst etwas werden, es braucht ihm nur das nöthige Glück und Geschick beschieden zu sein. Das so oft verwünschte Capital haftet an keinem bestimmten Stand, es liegt auf der Straße, und was man vielleicht tadeln könnte, wäre: daß alles auf der

Suche ist und Niemand mehr seinen Blick aufwärts wendet. Der scharfsinnigste Alte, Aristoteles, hatte bekanntlich viele naive Momente, und in einem solchen beklagt er es als eine Krankheit seiner Zeit, daß das Gold über seine natürliche Bestimmung hinaus geliebt werde und viele Leute ganz unlogischerweise Tauschmittel aufhäufen; daß sich eine unästhetische Kunstgattung entwickle, nämlich die Kunst reich zu werden. An dieser Krankheit laboriren wir auch, und die armen Kunstjünger stehen den glücklicheren Meistern drohend gegenüber. Die sociale Frage ist innerlich ein Mißverhältniß und äußerlich eine Geldangelegenheit. Und in Geldsachen will die Kirche berufen sein den ethischen Standpunkt zu retten? Betrachten wir sie ein wenig.

Das ursprüngliche Christenthum war für den Bekehrten allerdings eine sociale Liquidation. Wer in den Schoß der ersten Gläubigen aufgenommen wurde, empfing seinen Lebensunterhalt von der Gesammtheit, er mochte nun etwas oder nichts eingebracht haben. Der Reiche mußte arm werden und auf die Liebe Aller angewiesen sein; darin lag die wahre Demuth. Nach diesem Princip sollten auch St. Peter, Ramersdorf und dgl. ihre Millionen in einen gemeinsamen Opferstock legen und daraus ebenso Unterstützungen empfangen wie ein armes Kirchlein zu Biberg oder Putzbrunn. Statt dessen kommt es vor, daß reiche Pfarren und Wallfahrtsorte, um keine Beiträge abgeben zu müssen, lieber ihre Erübrigungen aufbrauchen und die Wände fingerdick vergolden. Wir geben zu, daß jener verklärte Communismus nicht haltbar war, daß er, als die Gemeinden sich ausbreiteten, zur förmlichen Armenpflege werden mußte. Auf diese wurde aber auch das ganze Kirchenvermögen verwendet; selbst Geistliche erhielten nur insofern sie arm waren und durch ihr Amt an Arbeitszeit einbüßten. Die Species der Beneficiaten hat sich im Kampf ums Wohlsein erst später herausgebildet.

Das Prinzip: kein Reichthum Einzelner, auch kein Collectiv-Eigenthum, sondern fortwährende Verschenkung nach Bedarf und Ermessen — gilt heute noch. Die Kirche würde, wenn möglich, alles Privateigenthum an sich ziehen, um es als einzig autorisirte Wohlthäterin wieder zu vertheilen. Sehen ja die französischen Ultramontanen sehr streng darauf, daß Spenden für Abgebrannte, Ueberschwemmte u. dergl. nicht den weltlichen Comités, sondern den Bischöfen übermacht werden, die allein fähig sind Liebeswerke in gottgefälliger Weise zu insceniren. Daß der Pförtner, der den Bettlern Brod abschneidet, selbst nicht verhungert, läßt sich denken. Damit wird ja auch mitunter die Habgier der Klöster entschuldigt: daß sie nur für die Armen sammeln. Wohin aber das christlich-sociale Faulfieber ein Volk zu bringen im Stande ist, läßt sich an Spanien und Italien unschwer erkennen, obwohl die katholische Presse den Nothstand dieser Länder, ja sogar das durch die päpstliche Compositionsbulle patentirte Räuberwesen, den Liberalen zuschreibt.

Kirchengut — Armengut. Aber auch dieses zweite Stadium hielt nicht lange vor. „Christus pauper" erwarb nämlich in Rom, Antiochia, Alexandria u. s. w. Gold, Silber, Häuser, Landgüter, Sklaven in Menge. Das konnte man doch nicht an Leute verschleudern, die nichts rechtes damit anzufangen wußten. Es wurde also die Viertelung erfunden, wonach ein Theil dem Bischof, einer dem Clerus, einer dem Cultus und einer den Armen gehören sollte. Man kann das gerade nicht unbillig oder unvernünftig nennen, aber — um 75 Proc. waren die Armen doch geprellt, und bald ging ihnen auch das letzte Viertel verloren, da sich herausklügeln ließ, daß unter den „Armen," deren Antheil durch Bullen und Concilsbeschlüsse verbürgt war, eigentlich die „freiwillig Armen" zu verstehen seien, nämlich — Mönche und Nonnen.

Die alte Kirche hatte es jedem Besitzenden zur Pflicht gemacht, für bedürftige Verwandte selbst zu sorgen. In der Familie sollte sich das Feuer der christlichen Liebe entzünden, und von da aus seine Wärmestrahlen in die Gemeinde versenden, in das Volk, ja über die ganze Christen- und Menschheit. Das ist der eigentliche mystische Leib der Kirche, wie ihn Ratzinger in seiner

„Geſchichte der kirchlichen Armenpflege“ ſehr ſchön erklärt. Indeß wurde aus der Verwandten-Unterſtützung allmählich der „große“ und der „kleine Nepotismus,“ der die Säfte, anſtatt ſie in die äußeren Kreiſe zu treiben, auf die Familie oder Anhänger des Papſtes concentrirte. Derzeit könnte man die Jeſuiten die Nepoten des neunten Pius nennen. Sonach iſt das apoſtoliſche Weſen längſt nur noch Emblem, etwa wie die Turnierhelme auf den Wappen unſerer Finanz-Barone. Seit dem Entſtehen geiſtlicher Standes-Intereſſen iſt die Kirche dem Erwerbstrieb anheimgefallen und den Abarten deſſelben ebenſo ausgeſetzt wie die profane Geſellſchaft auch, hat alſo die Kraft letztere an dieſem Punkte zu curiren leider verloren.

Bedenke doch Hr. Dr. Weſtermayer wie hitzig ſich ſchon im vierten Säculum Damaſus und Urſinus um den römiſchen Biſchofsſtuhl ſtritten. In der Baſilika des Liberius, jetzt Sta. Maria maggiore kam es zum Handgemenge der Gläubigen und mußten hundertundſechzig Erſchlagene aus den geweihten Räumen herausgeſchafft werden. Der ſehr objective gleichzeitige Geſchichtſchreiber Ammianus Marcellinus macht hiezu folgende Bemerkung: „Wenn ich mir den Prunk und das Wohlleben in Rom denke, ſo geſtehe ich, daß, wenn man einmal den Trieb fühlt daſelbſt Biſchof zu werden, es ſchon der Mühe werth iſt eine Hüfte daran zu ſetzen. Denn wer dieſes Ziel erreicht, iſt aller Sorgen überhoben, bereichert ſich mit Geſchenken und Vermächtniſſen alter Weiber, fährt in prächtigen Wagen und gibt Gaſtmähler die ihm kaum ein Fürſt nachahmt.“

Unter dem Epiſkopat deſſelben Damaſus ſah ſich denn auch der gutgläubige Kaiſer Valentinian genöthigt das bekannte, noch der Theodoſianiſchen Sammlung einverleibte, Geſetz „de vita, honestate et conversatione Ecclesiasticorum et Continentium“ (Lib. XVI, Tit. II, 20) zu erlaſſen, an deſſen Strammheit nichts zu wünſchen übrig bleibt. „Geiſtliche, deren Angehörige und Anhängſel (Continentes, worunter nach dem Commentar Schüler, junge Aſceten, angehende Mönche und Nönnchen und derlei Pflanzen zu verſtehen ſind) haben die Häuſer von Wittwen und (weiblichen) Waiſen durchaus zu meiden. Sie dürfen die Schwelle nicht überſchreiten, ſelbſt wenn ſie von Verwandten der Inwohner hingeführt würden. Geiſtliche und deren Anhängſel können durch weibliche Freigebigkeit abſolut nichts erwerben; was ihnen Frauenzimmer dennoch ſchenken oder vermachen — usurpet Fiscus!“ Das Verbot wurde ſpäter noch dahin erweitert: daß ſelbſt Biſchöfe und gottgeweihte Jungfrauen rechtlich unfähig erklärt wurden, ex liberalitate mulierum zu irgend einem Stück Geld oder Land zu kommen. Prohibentur quidcunque „capere,“ meint der Commentator. Dieſe Kirchengeſetze waren an den Biſchof von Rom gerichtet, wurden in Roms Kirchen verleſen, galten aber im ganzen Reiche.

Groß war der Schmerz der Kirchenväter. Hr. Weſtermayer kann ſich gratuliren nicht damals und in Rom gelebt zu haben, ſondern in München zu blühen und unter dem Miniſterium Lutz. „Alſo was eine Wittwe einem heidniſchen Pfaffen vermacht, das gilt, ſeufzt Ambroſius; einem Diener Gottes kann ſie nichts geben.“ Und erſt Hieronymus! In ſeinem Brief an Nepotianus heißt es: „Von Götzendienern, Schauſpielern und Kutſchern dürfen ſich Damen beerben laſſen, von Klerikern und Mönchen nicht.“ Die wichtigſte und lehrreichſte Stelle aber, die dem Heiligen wirklich Ehre macht, lautet: „Nec de lege conqueror, sed doleo cur meruerimus hanc legem: nicht über das Geſetz beklage ich mich, ſondern die Gründe ſchmerzen mich, aus welchen wir dieſes Geſetz verdient haben.“*) Wo iſt heutzutag ein Biſchof, ein geiſtlicher Rath oder

*) Die klerikale „Conversatio“ muß damals überhaupt einen gemüthlichen Anſtrich gehabt haben Hieronymus ſchreibt u. a.: „Kleine Schenkereien, Schnupftuchgeſchichten, ſüße Briefchen u. dgl. kennt die heilige Liebe nicht. Wenn uns Ausrufe wie: mein Honigplätzchen, mein Leben und andere täppiſche Verliebtheiten ſchon auf dem Theater anwidern, um wie viel mehr müſſen wir dergleichen

sonst ein Kirchenlicht, welches so ehrlich ist wie St. Hieronymus, und zugibt daß die Kirche die Kirchengesetze verdient haben könnte?

Selbstverständlich wurde dadurch der klerikale Geiz nicht beseitigt und die Freigebigkeit der Gläubigen erst recht angespornt. Während der Klerus zur besitzenden und herrschenden Klasse aufstieg, suchte sich der bischöfliche Hof zu Rom unter Vorzeigung falscher Testamente und Schenkungs-Urkunden, untergeschobener Dekrete und Concilsbeschlüsse als kirchlich-politische Macht und Großmacht zu constituiren. Das „Reich Gottes auf Erden" — (welches Christus rein ethisch genommen hat, Hr. Pfarrer!) — fing an Soldaten zu werben, Kriege zu führen, Länder zu verschlucken. Was für ein Geschrei der klerikalen Blättchen, wenn ein jüdischer Privatdocent angestellt wird, das sei gegen die Intention der Fundatoren. Wie ist es aber dann mit der großen Universitas, der Stiftung Christi? Ist sie nicht längst in ihr Gegentheil umgestülpt?

Eigentlich bildet die Kirchengeschichte, auf die wir hier nicht eingehen können, nur eine Geschichte von Erwerbungen jeder erlaubten und unerlaubten Art: auch die dogmatische Production dient meist nur materiellen Zwecken. Man kann bald nicht mehr von Erbschleichereien reden, es handelte sich um die Enterbung der Laienwelt überhaupt. Tausende von Adelsgeschlechtern wurden in das Morgenland getrieben, nachdem man sich wohl versichert hatte, daß die Güter der nimmer Wiederkehrenden der Kirche zufielen. Unglaubliche Dogmen wurden aufgestellt, um den Unglauben mit Confiscation des Vermögens bestrafen zu können. Als das erste Jahrtausend zu Ende ging, hielt man den jüngsten Tag für nahe, und unzählige Schwachköpfe beeilten sich ihre Schätze abzuwerfen und unter dem Schutz oder gar im Habit eines Ordens den Richter zu erwarten. „Bei anbrechendem Weltende", so beginnen die Stiftungsbriefe — und uns ist kein Fall bekannt, daß die Geber eines besseren belehrt worden wären. Europa hatte schon einmal eine Gründerperiode, die noch dazu ein paar Jahrhunderte dauerte, und mit welcher, was die Ausfäckelung der Leute betrifft, die jüngstverflossene keinen Vergleich aushalten kann. Es war die traurige Zeit, wo das Mönchsgewölk aufstieg und in Deutschland und Frankreich kaum eine edle oder wohlhabende Familie war, die nicht einen großen, wenn nicht den größten Theil ihres Besitzes in Klostergut verwandelt hätte.

Die Curie lernte, nicht nur aus dem Gewimmel ihrer Hörigen und der Einfalt der Leute, sondern aus den politischen und ökonomischen Lebeformen überhaupt Rente zu ziehen, und zwar in der mannigfaltigsten Weise, durch kanonische Vorschriften zum Zweck der Dispensation für Geld, Tantièmen, Stellenverkäufe und Taxen aller Art, oder endlich auch durch frische und fröhliche directe Besteuerung. Philipp der Schöne versetzte den Nachfolger des Heilands in Wuth durch ein Verbot der Gold- und Silberausfuhr; noch heftiger reagirte England gegen die Blutsaugerei der päpstlichen Legaten. (Vergl. Shakespeare: „König Johann.")

Doch der industrielle Erfindungsgeist Roms war unerschöpflich. In den Katakomben erschlossen sich wahre Goldgruben. Wagenladungen von Reliquien wurden nach allen Ländern exportirt, und wir möchten nicht wissen, welche Summen sich Bayern und der kurfürstliche Hof für die heilige Modewaare kosten ließ. Kisten voll Knochen finden sich heute noch in Kirchen und Residenzen aufgespeichert, ja die Münchener reiche Capelle besitzt sogar einen Finger des Apostels Paulus, der mindestens eben so theuer war als die Juwelen, in die er gefaßt wurde. Denn der Apostelfinger sind wahrhaftig nicht viele, höchstens hundertzwanzig, und nimmt man auch die Zehen dazu, so war der Vor-

---

an Geistlichen und Mönchen verabscheuen!" Auch giebt er seinem Schüler Nepotian den Rath: „Du mußt alle Mädchen gleich ignoriren oder gleich lieb haben," und fügt sehr praktisch bei: „Solus cum sola non introeas: Tritt nirgend ein ohne einen Dritten."

rath noch immer gering genug um selbst die höchste Preissteigerung zu rechtfertigen.

Was hat erst die Lehre vom Fegfeuer in Verbindung mit der Messe, was der Ablaßhandel eingetragen! Daran reihte sich, wie von selbst, die Theorie, daß man durch Schenkungen und Vermächtnisse, wenn nicht Sünden tilgen, so doch beim Strafausmaß eine bedeutende Abminderung erzielen könne. Einen lucrativen Gedanken hatte auch Clemens VI., als er erklärte, daß sich selbst Eidschwüre in „gute Werke" verwandeln ließen. Eine „Sühne des Eides" kennt allerdings auch der Koran (Sure V), jedoch nicht gegen Geldentschädigung, sondern wer sich von einem Eide losmachen will, der muß zehn Arme speisen, oder einen Gefangenen oder Sklaven freigeben, oder endlich, wenn er weder Hausstand noch sonst etwas hat und doch gern eidbrüchig werden möchte, muß er drei Tage streng fasten, dann löst sich die Verbindlichkeit ebenfalls ab. Immerhin ein beschämender Unterschied zwischen arabischer Naivetät und römischer Speculation.

Bände wären zu füllen, wollte man die finanziellen Pump-, Trieb- und Saugwerke der Curie beschreiben, die zum großen Theil heute noch, und zwar mit wesentlichen Verbesserungen, im Gange sind. Für uns handelt es sich nur darum, dem Vatican jede Legitimation zum Auftreten gegen die profanen Ausbeutungssysteme abzusprechen, nicht aus Gehässigkeit, sondern aus den triftigsten moralischen und historischen Gründen. Hr. Dr. Westermayer spricht freilich pfiffigerweise von „Religion", und läßt nur hier und da etwas von „Confession" fallen, gleichsam als ob auch Stahl-Gerlach'scher Protestantismus geeignet wäre den Mammon von seinem Throne zu stürzen. In Wirklichkeit meint er natürlich nur seine römische Kirche, unbekümmert um die schlimmen Früchte, welche die „Freiheit", resp. Alleinherrschaft derselben, die ja schon so und so oft Thatsache war, der Menschheit gebracht hat. Als Spanien die überseeischen Länder entdeckte und deren Reichthümer in Besitz nahm, warf es sich weder der Industrie noch dem Gründerthum in die Arme, sondern der reinen Möncherei und — ging dabei zu Grunde.

Selbst wenn es den HH. v. Galen und Westermayer mit ihrer Bescheidenheit und ihren christlich-sozialen Süßigkeiten Ernst wäre, was hätte man damit gewonnen? Die Feiertagsschüler würden vielleicht dem Herzen Jesu geweiht, in den Schulzimmern ein paar Bilder mehr aufgehängt und einige jetzt verbotene Collecten veranstaltet; der katechetische und pädagogische Eifer der Weltgeistlichen ist meist nicht weit her, wie der Hr. Pfarrer selbst wissen dürfte. Man würde auch trachten, daß die Lehrlinge später in die katholischen Gesellenvereine eintreten und diesen ihre Cassen bereichern helfen, sie aber in der Hauptsache nach wie vor ihrem Schicksal überlassen. Da finden wir im Münchener sogenannten „Zeitgeist" eine Ausführung, die nicht nur ein Körnchen, sondern selbst einen hübschen Brocken Wahrheit zu enthalten scheint. Die theilweise Decadenz unserer jungen Handwerkerschaft wird nämlich aus den schlechten ökonomischen Verhältnissen vieler Meister erklärt, die nicht mehr im Stande sind mit größeren Producenten Schritt zu halten, wenn sie sich nicht ganz billige Arbeitskräfte verschaffen. Zu diesem Behuf wird auf den Lehrling eine Art Schnellräucherungsmethode angewendet, derselbe oberflächlich unterrichtet, dafür aber vorzeitig und einseitig angestrengt. Es gebe Gewerbsleute, die ohne Gehülfen, nur mit Lehrlingen, fortarbeiten so lange es geht. Daß darunter die technische Ausbildung ebenso leidet als Pflicht- und Subordinationsgefühl verschwinden, leuchte ein. Wir glauben nun allerdings, daß die bekannten professionsmäßigen Agitationen, in Folge deren die Gesellen, sobald sie einen Aufschwung des Geschäftes merken, auch sofort ihre Forderungen überspannen, zur Herbeiführung eines solchen Zustandes hauptsächlich beigetragen haben, daß überdieß eine so traurige Aus- und Selbsthülfe nur bei einzelnen Gewerbsarten möglich und auch bei diesen nur in der Minderzahl der Fall ist. Beachtenswerther bleibt der socialistische Fingerzeig immerhin als das confessionelle Recept

des Hrn. Dr. Weſtermayer. Was würde letzterer ſagen, wenn ein ſchlecht geſtellter Pfarrer darum einkäme ſich ein paar Miniſtranten abrichten zu dürfen, um keinen Cooperator bezahlen zu müſſen?

Wir können nur wiederholen was wir ſchon einmal an dieſer Stelle ausgeführt: die katholiſche Kirche war nie in der Lage, konnte es nicht ſein, die beſtehenden Erwerbsverhältniſſe und Beſitzbedingungen zu ändern; ſie hat dieſelben immer acceptirt und für ſich ausgenützt. Exiſtirte die Sklaverei nicht bis in unſere Tage, und gerade in jenen Districten Nordamerika's, wo ſich die meiſten klöſterlichen Niederlaſſungen befinden? Ein ſpaniſcher Mönch war es, der den erſten Gedanken faßte, afrikaniſche Neger in Amerika zu importiren. Noch heute vermitteln Pfarrer Auswanderungen nach Peru — bekanntlich ein ſicherer Weg in Elend und Tod. Danken wir der Kirche vielleicht die Aufhebung der Feudallaſten? Das Concil von Tours hat dogmatiſch feſtgeſtellt daß auch von Leibeigenen Zehnt gegeben werden müſſe. Selbſt die Seelſorge wurde zur Knechtesarbeit, und Karl der Große ſah ſich veranlaßt, die höhere Geiſtlichkeit zu ermahnen mehr Freigeborne auszuweihen. Von den Klöſtern wollen wir nicht reden. Die unzähligen Verordnungen und Geſetze, wodurch man immer und überall die Aufſaugung des Nationalvermögens durch die Kirche zu verhindern ſuchte, zeigen, daß ſich die bürgerliche Geſellſchaft der Gefahren bewußt iſt, die ihr durch den geiſtlichen Paraſitismus drohen.

Gerechterweiſe vertheilt ſich der Vorwurf der Geldgier freilich auf alle prieſterlichen Organiſationen. Auch in den Tempeln von Delphi und Jeruſalem admaſſirten ſich Schätze, die von Zeit zu Zeit abgeſchöpft werden mußten, damit die Heiligthümer nicht in ihrem eigenen Fett erſtickten. Das Inka-Reich war eine communiſtiſche Theokratie: alles Land und Werkzeug gehörte dem Sonnengötzen, d. h. ſeinen Pfaffen. Aus dieſem Jammerzuſtand erklärt ein neuerer Forſcher das auffallende Factum, daß ein ſo gewaltiger Staat mit ſo vielen Einwohnern von einer Handvoll Abenteurer geſtürzt und vernichtet werden konnte. Wo alles nur Nutznießer iſt und Niemand etwas ſein Eigen nennen kann, da fehlt der ſtrebſame Muth und die Kraft und Luſt der Vertheidigung. Auch auf dem Programm der türkiſchen Reformpartei ſteht die Einziehung der ungeheuren Moſcheengüter. Die Muſelmänner ſelbſt aber haben das bezeichnende Sprichwort: „Eher entlockſt du dem Auge des Todten eine Thräne, als dem Imam ein Geldſtück.“ Von keiner anderen Religionsgeſellſchaft aber haben wir noch gehört, daß ſie ihren Glaubensſchatz als finanziellen Haarbalſam angeprieſen hätte. Nur unſer geehrter Landsmann ſcheut ſich nicht im Intereſſe ſeines Standes das ohnehin ſchwierige Verſtändniß der nationalökonomiſchen Frage noch mehr zu trüben. Doch iſt er immerhin loyaler und beſcheidener als Jörg, der uns immer dem Auslande denuncirt, und der Welt zumuthet, daß ſie „ſeine Rede“ von dieſem Datum und „ſeine Rede“ von jenem Datum heute noch auswendig wiſſe. Auch nährt ſich die Weſtermayer'ſche Rhetorik im eigenen Lande, während der gelbe Heftenmann ſelbſt den Großſcheriff von Mekka anzapft und die europäiſche Türkei erobern will, um daſelbſt ſociale Verſuchsſtationen zu errichten, für die doch ſchon Grundſtücke in Amerika erworben ſind.

Eben in dieſem Augenblick ſucht ſich die römiſche Kirche, von jeher eine Geldmacht erſten Ranges, als ſolche neu zu etabliren, zu welchem Zweck bekanntlich im Vatican eigene Conferenzen gehalten werden. Und mit dem Geiſt dieſes nämlichen Inſtituts will man den Capitalismus austreiben? Und ein deutſcher Reichstag ſoll ſich dem anſchließen, alſo hinter die geſetzgeberiſche Weisheit des Kaiſers Valentinian zurückgehen?

Einen ſolchen Rückſchritt müßte wirklich der Teufel holen!

Turgenieff's letzter Roman.

Nicht blos der neueste, sondern in der That der letzte Roman soll es sein, den der berühmte russische Schriftsteller soeben unter einem Titel, den die deutschen Uebersetzungen bald als „Die neue Generation", bald als „Neu-Land" (besser wohl: Rodeland) wiedergeben, veröffentlicht hat. Am nächsten läge die Vermuthung, diesen Abschied habe der Widerwille an dem brutalen Deutsch hervorgerufen, das die biedern, durch keine Nachdrucksconvention in ihrem Concurrenzeifer gehinderten Herrn Verleger an dem feinsinnigen Russen verüben. Und in der That, es lohnte sich, einmal durch Beispiele nachzuweisen, welche rapide und grauenvolle Verschlechterung der deutsche Stil in neuester Zeit durch die alle Leihbibliotheken füllenden, auf allen Näh- und Schreibtischen sich herumtreibenden Uebersetzungen, zumal der Amerikaner, erfährt. Diese in ihrem Werthe sehr verschiedenartigen, oft genug der Uebertragung überhaupt nicht würdigen, aber auch in den besten Fällen, durch Eigenartigkeit des Dargestellten wie des Darstellers, Kenntniß und Kunst für die Reproduction erheischenden Erzeugnisse kommen hier unter den ungünstigsten Verhältnissen auf den Markt. Bei dem Mangel eines Vertrages steht ihnen kein literarisch Eigenthumsrecht zur Seite, der Wettbewerb stürzt sich auf sie, die Uebersetzung muß billig und schnell da sein, und weil sie billig und schnell sein muß, kann sie auch nicht anders als schlecht sein. Und daraus, nebenbei auch aus dem Reporterstil unserer Zeitungen, lernt die Jugend dann erzählen, vielleicht später selbst schreiben. Sprechen und schreiben sie aber erst salopp, so kommt das saloppe Denken hintennach von selber.

Nun, dieser Grund wird für Turgenieff wol nicht der ausschlaggebende gewesen sein. Aber geistige Ermüdung, das Nachlassen der poetischen Gestaltungskraft, kann auch nicht die Ursache sein. Nach dem größesten seiner letzten Werke, das mit „Dunst" oder „Rauch" übersetzt worden ist, hätte man eher einen solchen Argwohn hegen dürfen — aber in dem „Neuland" waltet eine Frische und Prägnanz der Gestaltungskraft, wie nur in seinen Jugendwerken. So ist es vielleicht eine sittliche Ermüdung, die ihm die Feder aus der Hand zieht: er glaubt nicht mehr an seinen Beruf.

Unbeirrt durch die Angriffe, die, erst von rechts später von links, ihm kamen, hat er vom Beginn seiner Laufbahn, vom „Tagebuch eines Jägers" an, ein patriotisches Ziel fest im Auge gehabt: er glaubte an die Kraft freier Entwicklung zu einem Staatsleben im russischen Volke, sobald nur die Uebelstände der Adels- und Beamtenwirthschaft beseitigt und die Leibeigenschaft von den Bauern genommen sei. Daß der im Kampfe gegen die Machthaber erwachsende, und daher selbstbewußt unabhängige Bürgerstand, der nun einmal nach westeuropäischem Begriff unentbehrliche Grundlage des modernen Staates ist, in Rußland ganz fehlt und daß in der Bauernbevölkerung vermöge der bekannten Eigenthumsverhältnisse in der Commune, der Trieb zur Entwicklung nur ein sehr beschränkter bleiben muß: das schienen ihm keine oder doch besiegbare Hindernisse, sobald nur von oben her die Reform in Angriff genommen würde. Dieser Optimismus hielt Stand, so lange er seine Gegner hauptsächlich in den höhern Kreisen fand, deren Mißbräuche er mit

scharfem Griffel gezeichnet hatte: er wurde stutzig, als jene eigenthümliche Bewegung sich bemerkbar machte, die er nicht vorausgesehen hatte, die er nicht begriff und die er, soweit sie ihm klar war, fürchten und hassen mußte, weil sie den Entwicklungshoffnungen, die er gehegt, schroff in den Weg trat: die nihilistische.

In diesen Blättern ist kürzlich von ihr die Rede gewesen, aber die Ereignisse des Tages weisen wieder und wieder auf diese Erscheinung hin. Rußland hat wieder einmal sein altes Abenteuer versucht, und diesmal unter Umständen, die es zum Verhängniß machen können. Im eigenen Lande ist, wenn die Anzeichen nicht allzusehr trügen, die Stimmung in den herrschenden Kreisen so, daß selbst ein Sieg, mit dem unvermeidlichen Gefolge des Menschenverbrauchs und der Schuldenlast, kaum ohne Rückschlag bleiben kann; bei zweifelhaftem Ausgange ist es ohnehin sicher genug, daß nur weitreichende Zugeständnisse im Innern vermögen würden, einem turbulenten Ausdruck der Enttäuschung vorzubeugen. Und diese Aussicht auf Verfassungskämpfe, die für einstweilen unberechenbare Zeit den russischen Einfluß auf das Abendland lähmen würden, ist der einzige Standpunkt, von dem aus die russisch-türkische Conflagration sich noch mit einiger Hoffnung anschauen läßt. Da liegt dann aber die Frage sehr nahe, auf welche Faktoren denn eine Bewegung, sei sie eine von dem Throne ausgehende constitutionelle, sei sie eine gegen den Thron gehende revolutionäre, in Rußland zu rechnen habe?

Daranf hat Turgenieff's Roman fast gleichzeitig mit einer großen Gerichtsverhandlung, die vor etlichen Wochen in Petersburg stattfand, einen Bescheid gegeben. In beiden handelt es sich um eine, wie es scheint, erst in letzter Zeit eingetretene Phase des Nihilismus. Nicht mehr zufrieden damit, auf das Volk durch Verbreitung verbotener Literatur, vielleicht auch hier und da einmal durch besondere Sendboten zu wirken — was in der That eine äußerst dürftige Propaganda giebt —, haben sich jetzt die Jünger dieser Lehre entschlossen, selbst unter dem Volke, in voller Genossenschaft seiner Leiden und Freuden, zu leben und dadurch die Lehre und Anregung um so eindringlicher zu machen, denen die Mußestunden dieses Zusammenlebens gewidmet sind. Indem sie, junge Männer wie Mädchen aus guter Familie, sich diesem Werke widmen, legen sie mit dem Namen auch alle Erinnerung ihres bisherigen Lebensstandes ab, ohne Geldmittel, in dürftiger Kleidung werden sie äußerlich durchaus Arbeiter, Fabrikmädchen, nur um im Gespräch des Tages, und Abends durch Vorlesen in den Arbeitsgenossen den Prometheusfunken zu wecken.

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Die mecklenburgische Verfassungsfrage, deren Geschichte und gegenwärtiger Stand. Leipzig, Brockhaus. (5 M.)

Schwalbe, B., Ueber Geschichte und Stand der Methodik in den Naturwissenschaften. Berlin, Bichteler. (1 M.)

Colberta, G. M., Socialwissenschaftliches. 1. Heft: Karl Marx' „das Kapital" und der heutige Socialismus Dresden, Schönfeld. (1 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 18. Mai 1877. Nr. 20.

Inhaltsverzeichniß: Schäffle's Quintessenz des Socialismus. Von Ludwig Büchner. — Die zweite Beschwörung. — Pariser Briefe IX. — Turgenieff's letzter Roman. (Schluß.) — Neue Bücher.

Die Quintessenz des Socialismus.

Von Ludwig Büchner.

Ersetzung des Privat-Capitals durch das Collektiv- oder Staats-Capital — gemeinsames Eigenthum aller Producenten oder Arbeiter an allen Produktions-Mitteln — Vertheilung des gemeinsamen Produktes an Alle nach Maßgabe der Einzel-Arbeit oder der produktiven Arbeits-Leistung eines Jeden — also „Organisation der Arbeit" von Gesellschafts wegen mit Verwandlung des ja doch schon mit gesellschaftlicher Arbeit faktisch verknüpften Privat- oder Concurrenz-Capital's in gemeinsames oder gesellschaftliches Eigenthum oder in einheitliches Collektiv-Capital — dieses ist nach Dr. A. Schäffle, dem bekannten National-Oekonomen und ehemaligen österreichischen Minister,*) die Quintessenz oder das A und O der gesammten socialistischen Bestrebungen der Gegenwart oder des Socialismus selbst. „Der Leser, welcher sich mit diesem umwälzenden Organisations-Plan niemals näher abgegeben hat, wird ihn kaum begreifen. Wir selbst — sagt Schäffle — haben Jahre gebraucht, uns in denselben hineinzudenken." Aber erspart kann diese Gedanken-Arbeit dem Verfasser zufolge Niemandem bleiben, der ernstlich die Lösung des großen Räthsels sucht, das jetzt so viele Gemüther beschäftigt, und das uns, ob wir wollen oder nicht, immer näher auf den Leib rückt. Der Verfasser ist der Meinung, daß an der gründlichen Verbesserung der volkswirthschaftlichen Organisation die besitzenden und gebildeten Klassen mindestens ebenso sehr interessirt sind, als die Proletarier; denn Eigenthum und Familien-Leben sind durch die bestehenden Zustände bedroht, und „die besitzenden Klassen sind nicht sicher, ob sie nicht in der nächsten oder übernächsten Generation selbst in das Proletariat hinabsinken werden."

Allerdings kann eine so tiefgreifende Umwandlung der Volkswirthschaft, wie sie in den Eingangs aufgestellten Sätzen enthalten ist, nicht mit einem Male vor sich gehen; es kann dieses nur in einer fernen Zukunft und weit mehr durch den natürlichen Entwicklungs-Proceß der capitalistischen Produktions-Weise selbst und durch die Selbsterhaltungs-Noth des Staates geschehen, als durch gewaltsame Mittel. Um so un-

*) Dr. A. Schäffle: „Die Quintessenz des Socialismus," 2. Aufl., Gotha 1877.

befangener aber auch und unbeschadet aller bestehenden Interessen kann jetzt schon die wichtige Frage, über welche in den meisten Köpfen noch so arge Unklarheit herrscht, discutirt werden.

Es ist leicht ersichtlich, daß das aufgestellte Programm nichts gemein hat mit der so oft genannten und so sehr gefürchteten „Theilung" der Privat-Besitzthümer. Wer bei dem Wort Socialismus noch an ein solches periodisches Theilen privaten Besitzes denkt, macht sich „platter Ignoranz" schuldig. Der Privatbesitz bleibt bestehen in der Form verschiedener Betheiligung an dem Genußmittel-Ertrag der Gesammtheit nach Maßgabe der geleisteten Arbeit. Soweit aber das Privat-Capital als solches *nicht* bestehen bleiben kann, soll es dem Einzelnen nicht genommen, sondern abgelöst werden in derselben Weise, wie einst die Feudal-Rechte abgelöst worden sind, und zwar in der Gestalt einer Genußmittel-Rente. Da aber ein erstickender Reichthum an Genußmitteln auf die Dauer für den Einzelnen unbrauchbar ist, so ist leicht ersichtlich, daß die privaten Riesen-Capitale der Gegenwart auf solche Weise nicht bloß als Capitale, sondern auch als Vermögen mit der Zeit sich von selbst beseitigen würden. Der Socialisten-Staat läßt also den angesammelten Reichthum als gesetzliches Produkt der Vergangenheit wohl bestehen, läßt ihn aber für die Zukunft nicht mehr als ungerechte „Renten-Quelle" weiter wuchern — womit jeder, nicht aus Arbeits-Leistung hervorgehenden Einkommens-Ungleichheit auf die Dauer ein Ende gemacht ist. Allem Börsen- und Speculations-Schwindel, allem Wucher, allen Privat-Monopolen, aller Beherrschung der Arbeit durch das Privat-Capital, allen arbeitslosen Renten u. s. w. wäre damit die Wurzel ausgerissen. Das Capital selbst wird dabei nicht negirt, nicht abgeschafft, wie man so oft in Folge eines plumpen Mißverständnisses äußern hört, sondern es wird nur ein allgemeines, der gesammten National-Produktion dienendes „nationales Geschäfts-Capital". Auch ergibt sich aus dieser volkswirthschaftlichen Umwandlung weder die Aufhebung individuell freier Bedarfs-Wahl und freien Haushalts, noch die Aufhebung des Familien-Lebens und freier Privat-Geselligkeit. Es muß vielmehr Jedem überlassen bleiben, seine privaten Einkünfte nach freiem Belieben individuell zu verwenden. Der Socialismus in dem Sinne des Verfassers negirt auch nicht, wie man so oft fälschlicher Weise behaupten hört, den Staat und die Gemeinde, sondern er ist vielmehr nur die Verallgemeinerung von deren eigenstem Princip oder eine Verallgemeinerung öffentlichen Dienstes und öffentlicher Anstalten. Was den Einzelnen betrifft, so verspricht er ihm nicht mehr und nicht weniger, als „eine mittlere Behaglichkeit des Daseins, ohne Ausschließung der besseren Besoldung besonderer Verdienste" — d. h. für Alle, die arbeiten wollen!

Selbstverständlich müßte im Socialisten-Staat das ganze private Credit-, Leih-, Mieth- und Pacht-Wesen der Gegenwart ebenso aufhören, wie der private Handel oder wie Handelsprofit, Markt, Börse und Zins. Auch das Metallgeld müßte schließlich hinwegfallen und durch Arbeitsgeld oder Arbeits-Certifikate ersetzt werden. Diese Certificate würden sich stützen auf die öffentlichen Arbeits-Conti der Einzelnen, deren Werth-Maß durch die „gesellschaftliche Arbeitszeit" bestimmt ist. Die Arbeit allein soll als Werth-Substanz und als Werth-Maß dienen und bildet als solche den Eckstein des ganzen socialistischen Systems im Sinne der

K. Marx, Lassalle u. A. Die Produkte selbst gelten als „verkörperte Arbeit", und den Werth seiner Arbeit erhält jeder Einzelne von der Gesellschaft selbst zurück als privates, nach Belieben für Leben oder Genuß zu verwendendes Eigenthum. Arbeits-Zwang giebt es nicht; aber da Jeder nur durch Arbeit leben kann, wird auch Jeder arbeiten wollen. Als Vortheile eines solchen Systems werden genannt: wechselseitige Arbeits-Zucht und Arbeits-Controle, erneute freie Disciplin, sichere Vereitelung der Ueberarbeitung und der Kinder- und Frauen-Verwahrlosung, Verhütung der Ausbeutung durch Privat-Interessen, Beseitigung der Faulenzerei und des unproductiven, parasitischen Lebens, Verhütung der Corruption, des maßlosen Luxus, der Eigenthums-Verbrechen u. s. w. — in weiterer Linie gründliche Beseitigung des Geld-, Speculations- und Börsen-Schwindels, des Annoncen- und Reklamen-Wesens, des Schaustellungs-Luxus, des heutigen Steuer-Wesens u. s. w. Der öffentliche Bedarf der Gesammtheit würde nicht in Form von Steuern von den Einzelnen erhoben, sondern aus den öffentlichen Lagern direkt bezogen und zur Besoldung der öffentlichen Diener verwendet werden. Eigenthums-Ersparung und Privat-Eigenthums-Bildung ist nach Schäffle mit dem Grund-Princip des Socialismus durchaus verträglich, soweit sie nicht solche Produktions-Mittel zum Gegenstande hat, welche der Collectiv- oder Gesammt-Arbeit dienen, wie z. B. Grundstücke, Werkhäuser, Maschinen u. s. w. Dagegen können Lebensmittel, Kleider, Mobiliar, Bücher u. s. w. niemals dem Privat-Besitz entzogen werden. Auch das Erb-Recht wird durch den Socialismus im Sinne des Verfassers durchaus nicht tangirt, wenn ihm auch selbstverständlich im socialistischen Staat nicht mehr Raum gestattet werden kann, als dem Privat-Eigenthum überhaupt, und das Staats-Capital davon unberührt bleibt. Da nun aber die Vererbung von privaten Genußmitteln mit Ausschluß des Capitals naturgemäß nur eine sehr beschränkte sein kann, so verliert das Erben seine jetzige unheilvolle Bedeutung für die Erhaltung socialer Ungleichheit von selbst. Auch Ehe und Familie bleiben, wie schon erwähnt, unangetastet; desgleichen die Concentration größerer Einkünfte für Privat-Zwecke, wie Reisen, Studien, Vereins-Bestrebungen u. s. w. Nur das Zinsnehmen und Zinsgeben bleibt radikal ausgeschlossen. Auch Geselligkeit, Gastfreundschaft, Wohlthätigkeit, freie Armenpflege, freie Verfolgung humanitärer, wissenschaftlicher, religiöser Interessen in Form von Vereinen ist im Staate der einheitlich organisirten Produktion vollkommen denkbar. Es ist also Summa Summarum nicht richtig, daß, wie man gewöhnlich annimmt, der Social-Staat das Privat-Eigenthum oder das Capital als solches, aufhebe; es ist nicht richtig, daß er die Groß-Produktion unmöglich mache, oder daß er Familie und Erb-Recht principiell negire; es ist nicht richtig, daß er Freizügigkeit, freie Berufs-Wahl, Freiheit des Bedarfs, des Haushalts, der Geselligkeit, der Vereins-Bestrebungen ausschließe. Es ist dagegen richtig, daß er zahllose und schreiende Mißbräuche mit der Wurzel ausreißen will. Im Grunde ist die ganze Streitfrage nur ein Streit zwischen Individualismus und Collektivismus in Bezug auf das Capital, oder zwischen Privat- und Staats-Interessen.

Die wichtige Frage, wie und auf welche genauere Weise das gesammte Privat-Capital in Staats- oder gemeinsames Capital umgewan-

delt werden ſolle, hat der Verfaſſer der kleinen, hier beſprochenen Schrift unerörtert gelaſſen, wohl weil er eine ſolche Erörterung zur Zeit, und ehe die Geiſter über die Sache ſelbſt mehr aufgeklärt ſind, für unpraktiſch oder nutzlos gehalten haben mag. Dieſes ſollte aber Niemanden, der Antheil an der Sache nimmt, abhalten, von dem Schriftchen ſelbſt Kenntniß zu nehmen. Referent ſelbſt will ſich über die Ausführbarkeit der darin niedergelegten Ideen kein Urtheil erlauben, nur das möchte er am Schluſſe ausſprechen, daß der Grundgedanke der Schrift, welcher in dem Ueberwiegen der Geſammt- oder gemeinſchaftlichen Intereſſen der Geſellſchaft über die Einzel-Intereſſen gipfelt, ihm ein durchaus berechtigter zu ſein ſcheint, und daß allem Anſcheine nach unſere ganze ſtaatliche und geſellſchaftliche Entwickelung der Erreichung eines ſolchen oder ähnlichen Zieles, wenn auch noch ſo langſam oder allmählich, zudrängt, auch ohne daß dabei Erſchütterungen oder Umwälzungen gewaltſamerer Art in Frage zu kommen hätten.

Die zweite Beſchwörung.

Der Mai war endlich zur Wahrheit geworden, es lohnte ſich, morgens in der Frühe in die freie Natur hinauszutreten und dem friſchen Erwachen von Pflanze und Thier mit allen Sinnen zu lauſchen. Rechts lag der öde Park um die zerfallene Ruine, links glitzerte der Thau im wohlgehegten Forſte. Herbei, ihr Geiſter! herbei! Ihr zögert? Erwartet nicht die ſtärkſte von meinen Künſten!

Aber was iſt denn das? Ratio kommt von rechts her, ſchwebt aus dem Parke hervor, webt um die Ruine, und ſteht eilfertig vor mir. Historia fliegt aus dem Forſte auf, unbekümmert um Wolfseiſen und Selbſtſchüſſe und biegt gleichfalls auf den Anger ein.

„Guten Morgen!“ und „„Guten Morgen!““ Ich trete zurück und verwandle mich in ein einziges Ohr.

Ratio: „Woher des Wegs? Geſtern, ſo ſcheint mir —“

Historia: „„Geſtern war nicht heute; geſtern verſchwand ich in der Sphäre des Nichtgebrauchs. Ein Bankier in der Stadt, der ſich wenig träumen läßt, von den alten Römern abzuſtammen, wollte gern die Ruine beſitzen, wie man ſich einen gemalten Seeſturm kauft, vor dem man äſthetiſirend Mokka ſchlürft. Er führt ſeine Gäſte bei ſchönem Wetter im eleganten Char-à-banc hinaus und läßt ſie Ruine und Wildniß bewundern. In dem Gemäuer wird dann vor freier Ausſicht eine Kollation aufgetragen, Moſelchampagner getrunken und das lebende Bild bewundert.““

Ratio: „Nun ja, das iſt eben hiſtoriſches Terrain, und deshalb fand ich es ganz paſſend, daß Du Dich dort verſenkteſt.“

Historia: „„Du hörſt aber, daß es ganz verſtandesrechtlich, ganz römiſch iſt, und deshalb fand ich es ſehr paſſend, daß Du heute Deinen Aufgang von dort nahmſt. Oder wie kamſt Du ſonſt dazu?““

Ratio: „Die Wahrheit zu ſagen, mehr durch Zufall. Es zieht ſich nämlich ein Bergwerk bis unter den Park, und ich ſtellte grade Betrachtungen darüber an, wie das Recht an die Oberfläche mit dem Rechte auf das Darunter in vernünftiger Weiſe zu verbinden ſei, wie weit der Eigner des Bodens berechtigt ſein darf, auch den Untergrund ſein zu nennen. Da fiel mir unſere Abſprache ein und ...“

Historia: „„Du ſtiegſt herauf. Aber wie kannſt Du zweifeln, daß dem obern Eigenthümer auch das untere Eigenthum gehört, da er ja mit ſeiner obern

Fläche Alles machen oder nichtmachen kann, was ihm beliebt, auch sie ausgraben bis zu den Antipoden. Und wenn Du von diesem Standpunkt weiterschließest, so muß Dir der Staat, der eine neue hohe Abgabe vom Untergrundbesitz erhebt, sehr tyrannisch, ja abschaffenswerth erscheinen.""

Ratio: „Eigentlich, ja. Was geht den Staat das an, was ich unter meiner Scholle finde?"

Historia: „„Besonders wenn es gar keine Scholle gibt, wenn kein Pflug und kein Karst die Dornen und Disteln aus ihrer Ruhe aufstört, wenn der Boden im Nichtgebrauch ruht und nichts trägt als Moselchampagner und Biscuit.""

Ratio: „Aber Du, wie kamst Du in den Forst, in die rationelle Kultur, in mein eigentliches Bereich?"

Historia: „„Dein Bereich, Dein eigentliches Bereich? Der Wald, das im wahren Sinn Naturwüchsige, ein Eigenthum!?""

Ratio: „Der Besitzer hat ihn vor dreißig Jahren gepflanzt, auf seinem Boden!"

Historia: „„Nachdem er oder andere Besitzer den alten Wald auf dieser oder einer andern Stätte gefällt, zerschlagen, verkauft und verzettelt hatten, so daß die Gesundheit einer ganzen Generation Noth litt, die Bäche austraten, die Ackerkrume wegschwemmten, das Thal verödeten, durch ihre Unregelmäßigkeit den Fluß seiner Nahrung beraubten, die Schifffahrt lahm legten. Als sie das Holz rar gemacht, das freie Holznugsrecht, welches mit dem Wildrecht und dem Fischerrecht zu den urältesten Menschenrechten gehört, zur Unmöglichkeit gemacht hatten, da pflanzten sie Kunstforste, erzeugten Kunstholz zu künstlichen Preisen, machten die Feuerung der Nichtbesitzer „brandtheuer" — und das heißt „Vernunftrecht"! Jüngst sah ich . . ."""

Ratio: „Aber was kann der Mann dazu, daß vor Zeiten die Wälder gelichtet und ausgerodet wurden? Er hat den Boden gegen sein gutes Geld erstanden, hat Setzlinge gekauft, Arbeiter besoldet, Forsthüter mit Gehalt angestellt, trägt die Kosten des Schlages, des Hauens, des Verfrachtens. Soll er das etwa umsonst thun?"

Historia: „„Wer hat von „umsonst" geredet? Wenn der Fischer sich sein Netz strickt, der Bauer seine Axt macht, wenn beide vom Morgen bis Abend ihre Zeit und Kraft zum Fang und zum Schlag verwenden, endlich im Schweiße ihres Antlitzes die Last heimwärts schleppen, geschieht das „umsonst"? Im Gegentheil, dann hat das Produkt gerade seinen Werth, den eigentlichen Tauschwerth seiner Arbeit.""

Ratio: „Nun, und diesen Tauschwerth darf doch der Forstbesitzer auch in Anspruch nehmen? Soll ihm mit anderm Maße gemessen werden, als Deinem Fischer und Bauern?"

Historia: „„Du citirst falsch, wenn Du blos sagst: „Tauschwerth". Ich drückte mich anders aus.""

Ratio: „Nun meinetwegen: „Tauschwerth der Arbeit."

Historia: „„Noch immer falsch, ich sagte: „Tauschwerth seiner Arbeit." Aber Du unterbrachst mich überhaupt, grade da ich Dir diese letzte Debatte ersparen wollte.""

Ratio: „Ich erinnere mich nicht mehr, also sprich aus!"

Historia: „„Jüngst sah ich — da fuhrst Du mit Deinem Ankauf, Deinen Setzlingen, Arbeitern und Forsthütern dazwischen — den Forsteigenthümer mit einem Botaniker in jenem dichten Schatten dreißigjähriger Buchen spazieren. Der Botaniker interessirte sich für die gute Baumkultur, sprach von den Jahresringen der am Boden liegenden Stämme, von deren Gesundheit u. s. w. Der Eigenthümer sagte lächelnd: Wissen Sie auch, Herr Gelehrter, was so ein Jahresring werth ist? Verdutzt schaute der Andere auf. Nun ja, fuhr der Eigenthümer fort, jeder Jahresring eines ins Ausladen gekommenen Baumes trägt mir vier Mark. — Und was thun Sie dafür? — Nichts, lautete die

Antwort, ich laſſe wachſen. Höchſtens laſſe ich noch Acht geben, daß der Baum nicht geſtohlen wird; trifft ihn der Blitz, ſo iſt's ein kleines Unglück, und ich bedaure, ihn nicht das Jahr vorher gefällt zu haben. Aber das ſind ſo die Chancen des Eigenthums. — Der Botaniker, in allen Geldfragen das reinſte Naturkind, frug: Wie viele ſolcher Viermarkträger haben Sie? — Vielleicht 12,000. — So laſſen Sie denn alle Jahre in Gottes Namen für 48,000 Mark wachſen? Was koſtet Ihnen die Hut? — Etwa 3000 Mark. — Kann man ſich nicht auch einen ſolchen Forſt anlegen? — O ja, wenn gerade Boden zu verkaufen iſt, wenn Sie dann Kapital hineinlegen und ſo lange von andern Revenüen leben können, bis Bäume reif zum Fällen ſind. — Wie komme ich zu den „andern Revenüen"? — Am Beſten thun Sie zu erben, damit Sie 30 Jahre vor ſich haben.""

Ratio: „Ich ſehe wohl, daß im Rechte noch viel Unrecht mitläuft, aber wie läßt ſich das wegſchaffen, wir können doch nicht die Eigenthümer zwingen Rechnung zu legen oder ſie gar austreiben."

Historia: „„Austreiben, nein! Das hieße Unrecht mit größerem Unrecht heilen; aber expropriiren im allgemeinen Intereſſe, gegen gebührende Schadloshaltung, zum Marktpreiſe. Damit die 48,000 Mark für nächſtes Jahr nicht mehr in dieſelbe Privatkaſſe fließen, damit das hiſtoriſche Unrecht zum Unrechte zurückkehre. Es giebt vorab und vor jeder weiteren Unterſuchung drei Dinge, die mit Verletzung aller Menſchenrechte in's Privateigenthum gekommen ſind.""

Ratio: „Drei, alſo noch zwei außer dem Walde? Welche?"

Historia: „„Nun, die Bergwerke und die Verkehrsmittel.""

Ratio: „Bergwerke, darauf konnte ich gefaßt ſein; aber die Verkehrsmittel? Ich darf keinen eigenen Wagen, kein Pferd halten, darf mir keine Straße auf meinem Grundbeſitz anlegen, mit andern zuſammen keine Eiſenbahn bauen?"

Historia: „„Poſſen, Du darfſt Alles, darfſt Dir Eiſenbahnen in Deinen Wieſen und Feldern anlegen, darfſt auf den öffentlichen Straßen kutſchiren oder traben, darfſt alle Deine Briefe und Packete per Expreſſen beſorgen, eigene Dampfſchiffe für den überſeeiſchen Verkehr heizen. Du darfſt Alles, was Du kannſt. Aber Du kannſt die Briefe und Packete nicht ſo billig befördern wie die Poſt, und außer auf Deinem Grund und Boden wirſt Du das Eiſenbahnbauen bleiben laſſen, wenn Du kein Expropriations- oder eigentlich Appropriationsrecht erlangſt, wenn nur die Geſammtheit zum Geſammteigenthum zugelaſſen wird. Die Poſt hat der Staat, die Eiſenbahnen hat er ſämmtlich nur auf Zeit, nur auf Rückkaufsrecht hingegeben. Viele Bergwerke, z. B. die Salinen, ſind bereits ſein; die andern wird er an ſich nehmen. Wo er noch Waldungen beſitzt, deſto beſſer; aber das wird ein großer Tag ſein, wann ein freies Parlament dekretirt: Es giebt nur noch Staats- und Gemeindewälder, die letzteren unter Oberaufſicht des Staates. Die gegenwärtigen Beſitzer werden nach dem laufenden Werthe entſchädigt.""

Ratio (kopfſchüttelnd): „Und das möchteſt Du Alles dem Staate, wie er ſteht und geht, übertragen, anvertrauen, hingeben, daß er uns am Ende noch mehr Feſtungen baut, noch ſtärkere Panzerflotten herſtellt, noch mehr Soldaten auf die Beine bringt, die Ausſicht auf die öffentlichen Plätze durch Berge von Kugeln und Bomben ganz verſperrt .....?"

Historia: „„Du hörſt nicht gut, liebe Ratio, Dein Trommelfell hat unter all den Kanonen und Mörſern gelitten. Ein „freies Parlament" habe ich geſagt.""

Ratio: „Ja, Klauſeln haſt Du immer, aber ich fürchte — ich weiß nicht ob ich ſagen ſoll, ich hoffe — Deine Klauſeln ſind unerfüllbar, Du ſtellſt ſo viele Bedingungen, daß der Forſt da ruhig für 48,000 Mark dem Eigenthümer weiter wachſen, daß der Beſitzer der Oberfläche gemüthlich den Profit der Unterfläche einſtreichen und Köln-Minden ſeine Dividende ohne Störung einheimſen wird, in saecula."

Historia: „„Meinst Du, bockbeiniges Vernunftrecht, das niemals über seine Scheuleder hinaussieht und stets in der besten aller möglichen Welten seelenvergnügt herumspringt, wie der gefangene Vogel auf den Stäben seines Käfigs! Entschuldige meine Grobheit! Wer über gewisse Dinge die Geduld nicht verliert, an dem ist überhaupt nichts verloren. Sei wieder grob, entrüste Dich über mich, so viel Du willst und mußt, denn der Kampf zwischen uns ist ewig.““

Ratio: „Allerdings, ewig ist der Kampf zwischen Vernunft und Geschichte, untilgbar die Feindschaft gegen das Stätige, Rückläufige, Feindschaft ist zwischen meinem Samen und Deinem! Wir wollen die Dinge allmählich bessern, die Menschheit langsam zum Stande der Vernunft entwickeln; Ihr dagegen haltet sie fest, oder, wie ich heute in Erfahrung gebracht habe, möchtet sie zurückschrauben zum wilden Zustande des Pflück-, Holz-, Waid- und Fischrechtes, — Ihr drängt sie zum Kommunismus hin, aus dem sie sich mit unserer Hülfe befreit, den sie zu ihrem Heile mit dem freien Eigenthum vertauscht hat! Der Staat, den Ihr so tendenziös in den Vordergrund schiebt, würde, wenn es nach Euch ginge, ein grimmiger Moloch sein, der Alles fräße, auch seine eigenen Kinder, wie der klassische Saturn, ein kostspieliger Götze, unter dessen Augen arme Fellahs sich vom Morgen bis Abend schinden müßten, ohne etwas zu erzielen als ihre dürftige Portion und die Peitsche als Mahnung zum Aufstehen.“

Historia: „„Die Geschichte spricht seit 7000 Jahren umsonst; erst laßt Ihr sie fälschen, dann predigt Ihr das Gefälschte. Eine bornirte Sekte hat Euch den Moloch als Ungeheuer aufgebunden und das kolportirt Ihr seit Jahrhunderten hartnäckig durch die Schule hindurch. Der Moloch, liebe Ignoranz, ist der Sonnengott, der Repräsentant der einzig wahren, begreiflichen Religion, welche die positiven Glaubenssysteme nur travestirt haben. Das Fellahthum ist eine rationalistische Entartung gemeinsamen Arbeitens und Genießens, ein Produkt modernster Tyrannei und Menschenquälerei. So sieht es mit Eurer Geschichtskenntniß aus; was Ihr von den gewesenen Dingen lehrt, ist Alles in usum delphini travestirt. Die ganze Geschichte ist neu zu schreiben. Aber da Du unbelehrbar bist, so laß' uns scheiden, obgleich — doch es sei genug!““

Ratio: „Was „obgleich“? — Ich höre Dich so gern, wenn Du Dich selbst enthüllest, wenn Du durch den Mund der Taylor, Lubbock, Caspari Urzustände erklärst, symbolische Handlungen und Ausdrücke real deutest, Kulturgeschichte bist und uns das Wesen des Menschen in der Zeit auseinanderlegst.“

Historia: „„Das ist dann für Dich und Deines Gleichen der neueste Roman: spannend, überraschend, unterhaltend.““

Ratio: „Du wirst bitter, sei lieber grob!“

Historia: „„Es ist bitterer Ernst, denn gelernt habt Ihr durch Alles das noch kein Jota; vor wie nach behandelt Ihr die Dinge der Gegenwart nach der alten Schablone, nach Eurem Großvater Wolff in Halle, der über alles Mögliche und Unmögliche „Vernünftige Gedanken“ hatte und sie leider auch sämmtlich aufschrieb.““

Ratio: „Sage mir doch, was Du mit Deinem „Obgleich“ wolltest.“

Historia: „„Du bekommst Gedächtniß, erstes Zeichen der Rekonvalescenz. Gedächtniß ist Alles, Vernunft ist Schall und Rauch. Nur aus dem Gedächtniß entwickelt sich Urtheil und Schluß. Wer ganz Gedächtniß ist, der ist der lebendige Schluß. „Obgleich“, wie sagte ich?““

Ratio: „Ja, obgleich —“

Historia: „„Obgleich wir bisher nur von Deinem Kunstwald gesprochen haben, der jährlich 48,000 Mark — von Gottes Gnaden — herauswächst, und noch kein Wort von dem öden Park da, außer daß er einen geadelten Bankier, einen Molochsfeind, nebst Familie und Freunden in Champagner und Biskuit trägt, nnd selbst von einem Bergwerk getragen wird.““

Ratio: „Nun, alſo zum Park! Du ſiehſt, daß ich nicht unverſöhnlich bin.“

Hiſtoria: „„Die Sonne ſticht bereits, und da ich Dir auch noch etliche Stiche zu verſetzen hätte, ſo wäre das zuviel für einmal. Bei Gelegenheit!““

Sie verſchwanden und ich wanderte lange um den öden Park herum. —

Pariſer Briefe.

IX.

Paris, 7. Mai. Rußland hat ſich lange geſträubt, bevor es in die Falle ging; aber was wollte es machen? Wenn es nachgab, was hätten die Nachbarn, was hätten vor Allem die Ruſſen ſelbſt geſagt? Sie wiſſen, von welchem Rußland ich rede, da ich ihm die Ruſſen gegenüberſtelle. Natürlich rede ich von dem Auch-Volk. Es ſah längſt, daß hinter den Türken England ſtand und hier das wirkliche Volk; aber konnte es die Siege, die ſeinem Tſchernajeff der Halbmond abgenommen, einſtecken? Das Zarenthum wäre degradirt geweſen; der Abſolutismus hätte in Moskau und in Petersburg kapituliren müſſen. Der Krieg war alſo — wie die meiſten Kriege — eine dynaſtiſche Nothwendigkeit. Er wurde unternommen, um einem vierten September zu entgehen. Ich würde ein analoges deutſches Datum anführen, aber wir haben nichts dergleichen, denn nach Jena ſchnitt man lediglich einige Zöpfe ab und legte ſie auf den Altar des Vaterlandes nieder, das ſie, großmüthig, wie alle Götter, zehnfach neu wachſen ließ. Die Ruſſen ſind offenbar mehr zu fürchten, wenn ſie ausbrechen, als wir, die wir vollends zahnlos geworden ſind. Mit uns kann man es zur Noth riskiren, geſchlagen zu werden, wir bleiben doch beſcheidene Unterthanen; mit Ruſſen aber muß man heutzutage ſiegen: Adler friß oder ſtirb! Ich fürchte, er wird eher ſterben als freſſen, denn der Biſſen iſt zäh und hart, wo man ihn anpickt, in Montenegro, in Albanien, in Theſſalien, an der Donau und beſonders im kluftigen Paphlagonien, diesſeits des ominöſen Halys. Da kann man ein großes Reich zerſtören, auch wenn man das Gegentheil von Cröſus iſt.

Freilich, für diesmal dürfte der Bär mit etwas geſchundenen Seiten und Tatzen davonkommen, aber ſo friſch und ſo kräftig als er ausgezogen iſt, kehrt er wohl kaum wieder heim, dafür werden ſchon die Engländer ſorgen, die ihm den Honig von Khiwa, den er ihnen vor drei Jahren um den Mund ſchmierte, nicht vergeſſen haben. Sie werden jetzt der ruſſiſchen Regierung das Syſtem indirekter, offiziöſer Kriegführung, das ſie im vorigen Jahre in Serbien mit dem bekannten Erfolg handhabte, mit reichlichen Zinſen zurückgeben. Sie können der Türkei daſſelbe geben, was Rußland den Serben gab: Soldaten, und können ihr ferner geben, was Rußland den Serben aus guten Gründen nicht geben konnte, nämlich Geld und Kriegsſchiffe. Anderſeits werden die Engländer, die der Türkei „privatim“ beiſtehen, diverſe Dinge *nicht* dorthin mitbringen, die Rußland ſeinen Serben mitbrachte und von denen ich vornehmlich den Belagerungszuſtand anführe. Unter dieſen Umſtänden iſt die Gefahr, das Zarenthum werde einen Weltbrand anzünden, ziemlich zurückgedrängt und dafür

die Hoffnung hervorgetreten, daß es, andern zu abschreckendem Exempel, exemplarisch gezüchtigt wird. Wie werden die Russen aufathmen! Oesterreich gab nach Solferino und nach Königgrätz Reformen und die Freiheit, die es meinte; Frankreich brauchte Sedan, um das Kaiserreich abzuschütteln — gönnen wir den armen Russen auch etwas Freiheit!

Von dem, was ich im Innern sehe, bin ich gleichfalls befriedigt. Dieses allmählige Heraufschwimmen aller vor sechs Jahren ersäuften Dinge, die von den Lebenden vergessen waren und nur von den Leidenden im Herzen bewahrt wurden, hat etwas Großartiges. Leise, leise kommen die Communards in langen Reihen, setzen sich stumm an die Tische. Wollen sie Malzeit halten oder zu Gerichte sitzen? Die Revision ihres Prozesses — ach, man hat kurzen Prozeß mit ihnen gemacht! — hat begonnen. Der Restaurationsplan der Monarchisten von 1873 war ihre erste Rechtfertigung, die Rebellion der Bischöfe ist ihre zweite. Die Geschichte der Commune von Lissagaray ist vergriffen; ein guter Theil der Exemplare ist nach Frankreich gegangen, ich glaube in Viehfutter eingeschmuggelt; und obgleich das Buch wegen der Schwierigkeiten, es über die Grenze zu schaffen, zu fünfzehn Franken verkauft wird, so sind doch noch Hunderte davon verlangt. Das Publikum dürstet eben darnach, eine andere als die offizielle Wahrheit zu hören. Ebendarum ist Rocheforts Laterne heute eines der gelesensten Tagesblätter; noch ein paar Prozesse — der geschickte Jules Simon ist darin bereits gefällig gewesen — und es wird das gelesenste sein. Ein anderes Blatt, die „Politique" veröffentlicht auch eine Geschichte der Commune, die, wenn auch nicht ganz auf dem Standpunkte der Föderirten, so doch noch viel weniger auf dem der Versailler steht. Endlich gründen Freunde des alten Felix Pyat, der im Lissagaray'schen Buche gehörig mitgenommen wird, ein Blatt, in welchem er mit einer von ihm geschriebenen Geschichte des Aufstands seine Rechtfertigung versuchen wird. Es wird ihm wohl schwerlich gelingen. Als Mitarbeiter an dem Blatte nennt man — ohne daß darüber ein Anhaltspunkt vorliegt: Rogeard, den Verfasser der „Propos de Labienus", Elysée Reclus, Lachâtre (den Verleger von Marx und Louis Blanc), Gambon, Mad. Léo, die drei Romane liefert, u. A. An der Spitze des Blattes wird ein Brief Garibaldis figuriren. Alles das ist gut, weil es anregt und weckt.

Turgenieff's letzter Roman.

(Schluß.)

Und dabei sind es, wie sich in der Senatsverhandlung herausgestellt, keineswegs Lehren und Vorträge, die direct auf einen revolutionären Zweck hinausgelaufen wären: die Mehrzahl der Bücher, die man mit Beschlag belegt, sind durchaus erlaubte, populäre, meist geschichtliche Schriftchen. Darin freilich liegt nach unsrer Meinung der Beweis, daß es nur um eine neue Form der Blasirtheit handelt. So war etwa das dritte und vierte Jahrhundert nach Christus, wo selbst die Laster Rom's schon untergegangen waren, wo die Imperatoren stumpf und schläfrig

wurden, wo ein innerer Gram energische Menschen so tief zerfraß, daß sie in die Wüsteneien der Thebaide flohen, wo die Menschen nicht selten ihre goldenen Talente auf die Straße warfen und als Bettler — so St. Alexius — für immer aus ihrem Vaterlande wichen. Retten kann man die dahinsiechende alte Welt nicht mehr, fata urgent, orbis ruit, das Verhängniß ist nicht mehr wegzutreiben. — So spiegelt sich, wie wir glauben, auch die Gegenwart in den Augen jener Schwärmer, es ist die Befriedigung eines durchaus egoistischen Triebes, die gewaltsame Flucht aus der Unerträglichkeit des eignen öde gewordenen Innern, die sie zu so crasser Selbstentäußerung zwingt: handelte es sich ihnen wirklich und in aller Nüchternheit nur darum, alle Kraft eines gebildeten Geistes daran zu setzen, daß ein Dutzend Muschiks Freude hat an den Erzählungen irgend eines russischen Ostereier-Dichters, so ist doch wol das Spiel die Kerze nicht werth, außer etwa daß der Apostel selbst durch diese einfache Diät wieder zur geistigen Gesundheit gelangte. Denn das eben ist der traurige Unterschied von der oben erwähnten Geschichtsepoche, daß damals in den verrottenden Boden der alten Welt als Samenkorn die herbe junge Lehre des Christenthums fiel: was für Kern und Korn aber haben diese vor der Reife Welkgewordenen zu versenden?

Mit diesem Urtheil, das nur die Bewegung trifft, so weit sie von oben kommt, soll nun keineswegs gesagt sein, daß nicht die von unten entgegenkommende Bewegung eine ernste und berechtigte sei. Diese zeichnet sich denn auch gar nicht in so absonderlichen, schwer erklärlichen Formen, sie tritt als die für Westeuropa durchaus verständliche „Magenfrage" auf. Ein authentisches Beweisstück für ihren Charakter hat der schon erwähnte, am 23. März vor dem Senatsgerichte zu Petersburg verhandelte Proceß gegen die „fünfzig wegen social-revolutionärer Propaganda in Iwanowo-Wozniessensk, Kiew, Tula und Moskau Angeklagte" geliefert. Das patriarchale Regiment in Rußland ist trotz der neuern angeblichen Reformen noch so fest und in seiner Sicherheit so naiv, daß es die Schamhaftigkeit nicht kennt, und so ist auch dieser Proceß, der im Abendlande „aus Gründen des öffentlichen Wohls" wahrscheinlich hinter verschlossenen Thüren verhandelt worden wäre, doch so weit öffentlich geführt worden, daß sogar die Stenographie, und nicht blos die amtliche, sich seiner bemächtigen konnte. Die Presse der Emigration in London hat die Berichte veröffentlicht und ihnen entnehmen wir, nach einer Uebersetzung der Berliner „Freien Presse", die Vertheidigungsrede des im Gouvernement Smolensk gebornen Bauern Peter Alexew. Mag sie im Stile vielleicht etwas nachgebessert sein, im Gedanken trägt sie den Stempel der Echtheit. Sie lautet:

Sobald wir, die Millionen von Arbeitern, nur anfangen, auf eigenen Füßen zu stehen, so werden wir von unseren Vätern und Müttern der Willkür des Schicksals überlassen. Wir werden dann schon frühzeitig abgestumpft, weil wir keine Erziehung erhalten, weil wir keine Schulen, für die uns jedenfalls keine Zeit übrig bliebe, haben; wir werden abgestumpft durch die lange unüberwindliche Arbeitslast, für die wir aber auch keine genügende Belohnung erhalten. Schon im neunten Lebensjahr, wenn wir noch Kinder sind, werden wir aus dem Elternhaus fortgeschickt, um uns das Brot selbst zu erwerben. Und was erwartet uns dann bei diesem „Erwerb"? Da werden wir dem Kapitalisten verkauft für einen Hungerlohn, für ein Stück Schwarzbrot, da werden wir der

Aufsicht von Werkführern überantwortet, die uns mit Ruthen und Ohrfeigen zur unerschwinglichen Arbeitslast anhalten; da werden wir schauderhaft genährt, ersticken im Staub und in der von Miasmen erfüllten und verpesteten Luft. Wir schlafen wie es eben geht — auf der Diele, ohne Bett, ohne Kissen, eingehüllt in Lumpen und umgeben von Unmassen von Ungeziefer. In einer solchen Lage gehen Vielen auf immer ihre Fähigkeiten und Geisteskraft verloren und die Sittenlehren, die sie in der frühesten Jugend empfingen, bleiben unentwickelt und werden vergessen. Es bleibt blos das, was in einer brutal auferzogenen, von Allen vergessenen, von jeder Kultur isolirten, nur durch äußerste physische Anstrengung das Brot verdienenden Arbeitersphäre übrig bleiben kann. Das ist, was wir Arbeiter zu ertragen haben im Kindesalter unter dem Joche des Kapitalisten! — Was anders als den größten Haß gegen die Kapitalisten können wir dann aus einem solchen Leben tragen? Unter dem Drucke von solchen Lebensbedingungen reift in uns der Entschluß, nur bis zu einer gewissen Zeit die drückende Last der Kapitalisten zu ertragen, mit tiefem verbissenem Groll im Herzen die uns zugefügten Verhöhnungen zu ertragen.

Dem erwachsenen Arbeiter hat man den Lohn bis zum Minimum herabgesetzt und auch von diesem Wenigen bemühen sich die Kapitalisten, gewissenlos auf alle mögliche Weise dem Arbeiter den letzten Groschen zu entlocken. Dieser Raub wird dann „Verdienst" genannt. Die besten unter den Moskauer Fabriken haben, außer einem kärglichen Lohn, die größte Ausbeutungspraxis und Tyrannei und zwar auf folgende Weise: Der Arbeiter verkauft sich dem Kapitalmenschen für den Lohn und muß dafür ohne Widerspruch und mit strengster Genauigkeit die Arbeit, auf die er gegangen, und noch dazu die vom Herrn bestimmte Ueberarbeit gratis, erfüllen. Die Arbeiter müssen aus Furcht, die Stellung zu verlieren, das Brot, das sie durch 17stündige Arbeit verdienen sie müssen auf jede Strafe, die ihnen mit Recht oder Unrecht zudiktirt wird, eingehen. Uebrigens will ich mich nicht in ausführliche Beschreibung aller Mißbräuche der Fabrikanten einlassen, weil meine Worte für übertrieben gehalten werden von Denen, die das Leben der Arbeiter nicht wissen wollen, die das Leben der Moskauer Arbeiter bei den berühmten russischen Fabrikanten Bobkin, Gutschkow, Nossow, Morosow und Anderen nicht gesehen haben.....

Der Gerichtsvorsitzende: Es ist ganz gleich; Sie brauchen das nicht zu erzählen.

Peter Alexejew (fortfahrend): Ja wohl, ist es ganz gleich. Denn überall sind die Arbeiter in die jämmerlichste Lage gebracht. 17 Stunden Arbeit und kaum 40 Kopeken (ungefähr 1 Reichsmark gleich!) Lohn — das ist schrecklich! — Bei dieser Theuerung der Lebensmittel muß man von diesem Hungerlohn eine Familie unterhalten und noch die Staatssteuer zahlen! Nein! bei den gegenwärtigen Lebensbedingungen der Arbeiter ist die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse des Menschen unmöglich. So sollen sie denn einstweilen den langsamen Hungertod sterben und wir werden dem so lange, unsern Haß zurückhaltend, zusehen, bis wir nicht die müden Hände aus dem Joche befreien und sie dann frei den Anderen zu Hülfe ausstrecken können. Es kommt Ihnen, was ich da sage, vielleicht eigenthümlich und unerwartet vor; ja vielleicht gar bedauerlich. Ja, unzweifelhaft ist es bedauerlich, wenn auf der Anklagebank ein Mann sitzt, der fast von seiner Wiege an durch 17stündige Tagesarbeit sich sein karges Stück Brot erarbeitet hat. Ich bin einigermaßen mit der Arbeiterfrage unserer Brüder im Westen Europa's bekannt.

Sie sind in Vielem den Russen nicht ähnlich; dort werden nicht so wie bei uns jene Arbeiter verfolgt, die alle ihre Mußezeit und viele schlaflose Nächte hindurch dem Lesen und der Selbstbildung widmen; im Gegentheil, dort ist man darauf stolz und von uns spricht man wie von einem sklavischen und halbwilden Volke. Und wie soll man anders von uns sprechen? Haben wir

denn freie Zeit für irgend welche geistige Beschäftigung? Haben wir denn nützliche und dem Arbeiter zugängliche Bücher, wo er etwas lernen könnte? Sehen Sie sich einmal die russische Volksliteratur an. Es braucht keinen eklatanteren Beweis der Leerheit derselben als das, daß bei uns für das Volk hauptsächlich derartige Bücher herausgegeben werden, als da sind: „Bowa, der Königssohn", „Herustan Lazarewitsch", „Wanjka-Kain", „Der Bräutigam in der Dinte und die Braut im Kohl" u. dergl. m. (Lauter phantastische Mährchen und Schauergeschichten voll Aberglauben und Albernheiten der primitivsten Volkspoesie. Anm. d. Uebers.) Darum hat sich bei unserem Volke die Meinung gebildet, daß das Lesen nur entweder erbaulich oder amüsant sein kann. Ich glaube, einem Jeden wird es wohl bekannt sein, daß bei uns in Rußland die Arbeiter noch nicht aufgehört haben, verfolgt zu werden für das Lesen von Büchern, besonders wenn man bei ihm ein Buch findet, in dem von seiner Lage die Rede ist. In solchem Falle heißt es aufpassen. Man sagt ihm einfach: „Du bist, Freund, wohl kein Arbeiter, denn Du liest ja Bücher". Und das Wunderbare ist, daß in diesen Worten gar keine Ironie enthalten ist. Denn in Rußland heißt es: was dem Arbeiter ähnlich ist, muß einem Thiere gleich sein. Und nun, meine Herren, glauben Sie denn wirklich, daß wir, die Arbeiter, schon so weit taub, blind, stumm oder dumm sind, daß wir es nicht hören, daß man uns Dummköpfe, Faullenzer, Säufer nennt? Als ob wirklich die Arbeiter alle diese Bezeichnungen verdient hätten? Sehen wir denn nicht, wie um uns Alle sich bereichern und vergnügt leben auf unsern Schultern? Können wir denn nicht capiren und verstehen, warum man uns so billig schätzt und wohin unsere unerträgliche Arbeitsmühe hingeht? Warum Andere in Saus und Braus hinleben ohne zu arbeiten und woher ihr Reichthum kommt?

Fühlen wir denn nicht, wie schwer auf uns die sogenannte allgemeine Wehrpflicht lastet? Wissen wir denn nicht, wie langsam und schleppend die Frage der Dorfschulen erörtert wurde, weil es sich um Einführung der Bildung unter den Bauern handelte? Und haben wir denn nicht gesehen, mit welchen unbedeutenden Summen man diese Frage abfertigte? Glaubt man wirklich, daß es uns nicht weh gethan hat, als wir in den Zeitungen bei der Erörterung der Fabrik- und Gesindeordnung die verschiedenen Meinungen über die Arbeiter gelesen haben? Jene Leute, die da denken, die Arbeiter wären gefühllos und verständen gar nichts, sind im tiefsten Irrthum. Das arbeitende Volk aber, welches zwar in vorsündfluthlicher Lage gehalten wird und noch bis auf den heutigen Tag keine Bildung erhält, betrachtet Alles dies als ein zeitliches und zu beseitigendes Uebel, ebenso wie es unsere Regierung selbst als eine solche betrachtet, die mit roher Gewalt sich vorübergehend die Macht angeeignet und nur zur Abwechselung Alles von der rechten auf die Kehrseite dreht. (Eine Andeutung auf die sogen. „Reformen" der Regierung Kaiser Alexander II. Anm. des Uebers.) Ja wohl, auf die Kehrseite! Was anders konnte man auch von einer solchen Regierung erwarten?

Wir, Arbeiter, wünschten und erwarteten, daß die Regierung keine für uns lästigen Neuerungen machen wird, daß sie nicht das Veraltete unterstützen würde, daß sie im Gegentheil den Landmann materiell sicherstelle, uns aus dem primitiven Zustand herausbringen und selbst rasch vorwärts schreiten würde. Aber ach, wir haben uns vollständig getäuscht! Sehen wir uns ein wenig noch in der jüngsten Vergangenheit um und erinnern wir uns des angeblich unvergeßlichen Tages für das russische Volk, des Tages, an dem es voll Freude und Hoffnung sein zukünftiges Schicksal versorgt wähnend, dem Kaiser und der Regierung gedankt hat — den Tag des 19. Februar 1861. (Datum der „Befreiung" der Bauern von der Leibeigenschaft. Anm. des Uebers.) Und was sehen wir jetzt? Ja, auch Das war eitle Hoffnung, ein leerer Traum! . . . Diese Bauernemanzipation vom 19. Februar 1861, (man nennt sie „geschenkt"), war zwar schon gar nicht zu umgehen, aber sie wurde nicht vom Volke herbei-

geführt, diese Reform nun befriedigt jetzt nicht die allernothwendigsten Bedürfnisse des Landmannes. Wir sind ebenso wie vorher brod- und erwerbslos geblieben, haben Fetzen vollständig unbrauchbaren Landes bekommen und sind zum Ueberfluß in Abhängigkeit vom Kapitalisten gerathen. Einer der Zeugen hier, ein Angestellter an der Fabrik von Nassow, sagte, daß alle Arbeiter bei ihm stets, außer den Feiertagen, unter der strengsten Aufsicht und Zucht stehen und daß Keiner, der nicht pünktlich zur bestimmten Zeit an die Arbeit kommt, ungestraft bleibt. Die Hunderte von Fabriken, die um die genannte sich befinden, sind ebenfalls überfüllt von Arbeitern aus dem Bauernstande und leben unter denselben Verhältnissen — sind die nicht dann Alle noch Leibeigene?

Und wenn, wie es leider oft der Fall ist, wir gezwungen sind, eine Erhöhung des Lohnes, welcher von den Kapitalisten selbst herabgesetzt wurde, zu fordern, nun so werden wir des Strikes angeklagt und nach Sibirien geschickt — sind wir dann nicht immer noch Leibeigene? Wenn wir durch den Kapitalisten selbst gezwungen werden, die Fabrik zu verlassen, sei es wegen Veränderung der Qualität des Rohstoffes oder durch die Bedrückung durch verschiedene Bestrafungen, so werden wir des Aufstandes beschuldigt und mit Kolbenstößen der Soldatengewehre zwingt man uns, die Arbeit bei demselben Kapitalisten aufzunehmen, die sogenannten Rädelsführer aber werden in die entferntesten Landstriche verbannt — sind wir dann nicht immer noch Leibeigene?! Wenn keiner von uns einzeln auf den Kapitalisten klagen darf und der erste beste Polizeilieutenant sich herausnehmen kann, uns ins Gesicht zu schlagen und fortzujagen — sind wir dann nicht immer noch Leibeigene?! Aus alledem, was ich bis jetzt gesagt, ist zu ersehen, daß das russische Arbeitervolk nur auf sich selbst sich stützen kann, ausgenommen unsere intelligente Jugend. . . .

Der Gerichtsvorsitzende springt wüthend auf und schreit: „Schweigen Sie! Schweigen!" Peter Alexejew (fährt fort, mit gehobener Stimme). „Sie, die intelligente Jugend allein, hat uns brüderlich die Hand gereicht. Sie allein hat geantwortet auf alle verlauteten Seufzer des russischen Landvolkes. Sie allein hat im Tiefsten ihrer Seele gefühlt, was diese Seufzer und Klageschreie bedeuten und woher sie kommen. Sie allein konnte nicht gleichgültig diesem abgehärmten, unter dem despotischen Joche keuchenden Arbeitsmann zusehen. Sie allein will als wahrer Freund und aufrichtigen Herzens alle tief im Elend Steckenden herausziehen auf den lichten Weg des Wohlergehens. Sie allein führt uns unermüdlich zum Ausweg aus dieser geschickt und schlau eingerichteten Falle, führt uns so lange, bis sie uns zu selbstständigen Leitern des allgemeinen Volkswohl machen wird. Und sie allein wird unzertrennlich mit uns gehen so lange, bis die muskulösen Hände der Millionen von Arbeitern sich erheben werden (der Vorsitzende springt in höchster Aufregung mehrmals auf und ruft: „Schweigen Sie, Schweigen Sie!") P. A. die Hand erhebend: um das Joch des Despotismus, das durch Bajonette der Soldaten geschützt wird, in Staub zu zertrümmern!

Hier spricht die thatsächliche Noth, hier athmet eine von des Gedankens Blässe nicht angekränkelte Energie, aber von der Philosophie der Revolution, welche den ins Volk hinabsteigenden Leitern der Bewegung vorschwebt, ist nichts zu finden, dieser Sinn ist vielmehr auf baldiges Zuschlagen, auf den Arbeiteraufstand gerichtet, er will von vorheriger Züchtung „neuer Generationen" nichts wissen, das Verständniß zwischen Führern und Geführten fehlt hier.

In diese Lücke setzt — um zu ihm zurückzukommen — auch Turgenieff den Keil ein. Seine Erzählung führt uns in einen Kreis

junger Leute ein, welche im Begriff stehn, von Petersburg fort und auf die revolutionäre Propaganda auszugehn. Der hervorragendste unter ihnen ist Neshdanow, ein Student der „Aesthetik", wie er sich bitter ausdrückt, d. h. der historisch-philosophischen Facultät. Er hat das Recht studiren wollen, um auf diesem Wege eine politische Stellung zu gewinnen, aber der Vater, der die modernen Aspirationen haßt, hat es untersagt. Das macht ihn verdrossen, noch mehr aber frißt ihm am Herzen die Zweifelhaftigkeit seiner gesellschaftlichen Stellung überhaupt — er ist Bastard, die Frucht oorübergehender Liebschaft zwischen einem General und der Erzieherin von dessen Töchtern. Er fühlt sich in Petersburg, wo er politisch anrüchig ist, unmöglich und will eine Lehrerstelle auf dem Lande annehmen. Sie wird ihm angeboten von einem Geheimrath, der ihn zufällig kennen gelernt und oon seiner Herkunft gehört hat, er nimmt den Vorschlag an. „Idealist von Natur" — so schildert der Dichter seinen Helden — „leidenschaftlich und keusch, kühn und schüchtern zu gleicher Zeit, schämte er sich seiner Schüchternheit und seiner Keuschheit wie eines schimpflichen Lasters und hielt es für seine Pflicht, seine Ideale zu verspotten .... Offenkundig und vor den Augen Aller beschäftigte er sich ausschließlich mit politischen und socialen Fragen, bekannte sich zu den extremsten Ansichten — und erfreute sich im Verborgenen an der Kunst, der Poesie, an dem Schönen in jeglicher Form — er dichtete selbst." — Der Dichter hat sich's nun freilich leicht gemacht, indem er eine solche zwiespältige Natur zum Träger des reoolutionären Gedankens machte, man kann im Voraus sicher sein, daß dieser innere Widerstreit im Augenblicke der Entscheidung hervortreten wird. — Auf dem Landgute des Geheimrathes — Sipiägin heißt er — tritt dem Leser die Gesellschaft der „alten Generation" entgegen, der Geheimrath selbst, der die büreaukratische Autorität, die diplomatische Klugheit zu repräsentiren oersucht, seine Gattin, eine kaltherzige, über die Langeweile ihrer Existenz durch böse Launen mit ihrer weiblichen, durch gelassene Koketterie mit der männlichen Umgebung sich weghelfende Frau, ein nachbarlicher Junker von russischer Kreuzzeitungsfarbe — das Alles ist photographisch scharf, Schatten in Schatten, geschildert. Mit diesen zerfällt denn auch ziemlich bald unser Petersburger, während er das Herz einer im Hause lebenden, sich als Aschenbrödel fühlenden jungen Verwandten gewinnt. Wir sagen „das Herz", nach unserer abendländischen Tradition, aber wir treffen mit dem Worte nicht die Natur des Verhältnisses, das vielmehr sehr kühl und unsinnlich sich entwickelt. Die deutschen Mädchen beginnen gewöhnlich mit dem Herzen zu lieben und kommen erst später dazu den Kopf dabei zu Rathe zu ziehen, bei den Russinnen scheint der umgekehrte Weg der üblichere zu sein. Auch Marianne knüpft ihr Verhältniß mit Neshdanow, weil sie von ihm zuerst in ihrer unglücklichen Stellung verstanden zu sein meint, weil sie großen Respect vor seiner Mission in „unsrer Sache" hegt: aber als sie später ihr Herz entdeckt, geschieht das zu Gunsten eines Dritten. Dieser Dritte nun ist der Mann nach dem Herzen des Dichters, er ist Werkführer einer benachbarten ländlichen Fabrik, ein in England gebildeter und den praktischen Verstand des Engländers in sich darstellender Mann, der Einzige, der mit Ehren in der Geschichte besteht. Man rechnet ihn

zu den „Unsern“ und debattirt vor ihm also auch alle Chancen des „gemeinsamen Werks“, aber er verbittet sich, daß man an seine Fabrikarbeiter mit Agitationen herankomme, seine socialistischen Pläne begnügen sich mit Errichtung einer Schule und eines Krankenhauses für seine Fabrik und wenn Turgenieff am Schlusse ihn eine eigene Fabrik „nach dem Principe der Arbeiterassociationen“ einrichten läßt, so hütet er sich wohl zu sagen, wie weit dieses Princip gegangen sei. Ihm zum Gegensatze stellt der Dichter einen kleinen Gutsbesitzer hin, der jähzornig und gutmüthig, stets „unverzüglich vorgehn“ will, über seine Bauern wüthet, weil sie seine socialistischen Vorträge nicht verstehen, ja ihnen mißtrauen, und der inzwischen Wirthschaft und Besitzthum zu Grunde gehen läßt, weil ja doch Alles bald sich ändern müsse. Diese Gesellschaft ist nun nicht eben geeignet, Neshdanow auf eine gesunde Thätigkeit zu leiten, als seine Lehrerstellung ferner unhaltbar geworden, schließt er dies Leben ab, indem er Marianne entführt und mit ihr in Ssolomin's, des russischen Engländers, Fabrik eine Zuflucht findet. Hier wiederholt sich nun (charakteristisch genug, da es gewiß nicht absichtlich ist) jene Krise, die wir jüngst an dieser Stelle aus Tschernyscheffsky's Roman zu schildern hatten: das Liebespaar legt sich, ohne dazu durch äußere Gründe gezwungen zu sein, den unnatürlichen Zwang eines geschwisterlichen Verhältnisses auf und die Natur rächt sich, indem Marianne an dem kraftvoll ruhig männlichen Wesen Ssolomin's ihr Herz entdeckt, während in Neshdanow die innere Lüge seines Wesens ihm zu einer Last wird, deren Unerträglichkeit ihn zur That um jeden Preis treibt. Er macht sich heimlich davon, er predigt in den Wirthshäusern der nächsten Dörfer die nahende Erlösung, der Beifall der Bauern begeistert ihn zur Verbrüderung und das Schlußergebniß ist, daß er Abends schwer darniedergestreckt durch den ihm ungewohnten, von den neuen Brüdern ihm zugetrunkenen Branntwein nach Hause gebracht wird. Die Stimmung des andern Morgens macht ihm in aller Schroffheit klar, daß der Glauben an die Mission, die er so ungeschickt angetreten, ihm fehlt, daß aber damit auch das bisherige Leben verfehlt ist und das Eindringen in ein neues gesünderes ihm unmöglich wird — und so thut er das einzig Gescheite, das ihm der Leser noch zutrauen kann: er schießt sich todt. Marianne tröstet sich leicht, wie es scheint, und erfüllt den letzten Willen des Verstorbenen, indem sie Ssolomin's Gattin wird. Daneben geht ein halb Dutzend Figuren, die — man fühlt das über alle Grenzpfähle hinweg — auf das Unbarmherzigste wahr und, soweit sie complicirt sind, mit Meisterschaft gezeichnet sind: der fortschrittliche Kaufmann, der bereit ist, für „unsere“ Zwecke eine starke Geldsumme zu opfern, gleichzeitig aber der Freundschaft mit dem Gouverneur sich rühmt; die häßliche, aber ihre Liebeskraft an die „gemeinsame Sache“ wendende Russin, welche nach der Schweiz irgend eine unbedeutende Emigrantenbotschaft trägt, auf der Rückkehr aber als angeblich französische Gräfin sich der Zollschwierigkeiten an der Grenze nicht besser zu erwehren weiß, als daß sie dem Steuerbeamten, der sich absolut nicht befriedigen läßt, endlich — auf gut russisch — sagt: Nun laß mich aber doch einmal in Ruh'! — jene sehr fein, in dem eigenthümlich Turgenieff'schen Clairobscur gezeichnete Person Paklin's schließlich, der (und welche Parteien, die im Stillen

arbeiten müssen, kennen ihn nicht!) stets sich, besten Willens, hineindrängt in das Vertrauen von Verhältnissen, denen seine Energie nicht gewachsen ist, und so wider Willen in kritischer Lage zum Verräther wird.

Das Alles ist mit einer Virtuosität hingestellt, wie sie in Rußland eben nur Turgenieff besitzt, aber es füllt nicht so vollständig die Scene aus, daß dahinter nicht überall die trauernde entmuthigte Seele des Dichters durchschiene. Er sieht hier eine Verderbniß, der er nicht mehr zu steuern sich vermißt, er sieht drüben Versuche der Rettung, an die er nicht glaubt. In diesem unglücklichen Neshdanow, der die „Aesthetik" haßt, ohne ihr entrinnen zu können, hat Turgenieff schließlich nur sich selber gezeichnet: in der Schattenhaftigkeit Ssolomin's, von dem wir eigentlich doch nur auf sein Wort hin glauben sollen, daß er die vernünftige, in Rußland mögliche Reform bedeute, zeigt sich die Ohnmacht des Dichters, sobald er Politiker zu werden versucht. „Wir wollen handeln" — das ist seiner Weisheit Schluß — „die ganze Welt von Grund aus umkehren und leben außerhalb dieser selben Welt, gehen nur mit zwei oder drei Freunden um, drehen uns auf einem engen Fleck in einem engen Kreise herum." Und auf den Einwand, mit dem Volke ständen „wir" doch in steter Beziehung, hat er die herbe Antwort: „Sich dem Volke nähern? Liebe Seele! Im Jahre 1862 gingen die Polen in den Wald — auch wir dringen jetzt in denselben Wald, nämlich das Volk, ein, das für uns dunkler und undurchdringlicher ist als der dunkelste Wald. Die Indier werfen sich unter den Wagen ihres Götzen und sterben selig. Wir haben ebenfalls unsern Djaggernaut . . . zermalmen thut er uns auch, aber Seligkeit giebt er nicht."

Und so hat er Recht, wenn er mit der Hoffnung zugleich die Leier fallen läßt.

Neue Bücher.

Krauter, F., Zur Lautverschiebung der indogermanischen Sprachen. Strasburg, Trübner. (4 M.)

Victor Hugo, L'art d'être grand-père. Leipzig, durch Twietmeyer. ($7\frac{1}{2}$ Frs.)

Tod und Leben. Aus den Papieren eines Vollendeten (Cultusmin. v. Mühler.) Potsdam, Gropius. (1 M.)

Hilty, Prof., Berner Staatsgedanken, akadem. Vortrag. Bern, Fiala. (80 Pf.)

Pfizmaier, A., Die Geschichte einer Seelenwanderung in Japan. Wien, Gerold. (4 M.)

Vinc. Ed. Milde, Fürsterzbischof, Allgemeine Erziehungskunde. Neu herausgeg. von Fr. Tomberger. Wien, Gräser. (3,20 M.)

Draper, J. W., Geschichte des amerikan. Bürgerkrieges. Deutsch von A. Bartels. 3 Bde. mit 77 Karten. Leipzig, O. Wigand. (20 M.)

Beyer, C., Nachgelassene Gedichte Friedr. Rückert's und neue Beiträge zu dessen Leben u. Schriften. Wien, Braumüller. (7 M.)

Theokratisches Kirchenthum und autokratische Justiz. Ein Gotteslästerungsproceß vor dem Schwurgericht zu Eßlingen. Zürich, Verlagsmagazin. (80 Pf.)

Lobstein, P., Die Ethik Calvin's in ihren Grundzügen. Strasburg, Schmidt. (3 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4.50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 25. Mai 1877. Nr. 21.

Inhaltsverzeichniß: Dritte und letzte Geistererscheinung. — Conlißengeheimnisse des Reichstags. — Das Handwerk. — Neue Bücher.

Dritte und letzte Geistererscheinung.

„Woher des Weges"? — „„Von der Donau, wo die Geschichte mit Heeresmacht gefälscht werden soll. Und Du?"" —

„Aus Armenien, wo die Vernunft zum Siege kommt."

Der Leser hat die beiden streitenden Geister sofort errathen. Historia kam aus dem Artillerie-Gekrach zwischen Russen und Türken, Ratio war bei der Erstürmung von Ardahan gewesen. Nach den Stichworten folgte sofort der Hader.

Ratio: „Wieso wird die Geschichte an der Donau gefälscht? Die Russen vertreten doch das höhere Prinzip gegen die ganz heruntergekommenen Türken; sie bringen doch den christlichen Bevölkerungen jenseits der Donau die Wohlthaten der Civilisation, Sicherheit des Erworbenen, regelrechte Verwaltung, Schutz ihres Glaubens, während die Türken als 400jährige Freibeuter auf dem schönen südlichen Boden sitzen, diesen so wie die darauf wohnenden Menschen aussaugen, keine Justiz, sondern nur Todtschlag ausüben, nicht arbeiten, sondern nur genießen und ein Hohn auf die europäische Gesittung sind. Was die Russen jetzt thun, ist doch nur die Vollziehung eines geschichtlichen Urtheils."

Historia: „„Daß ich nicht wüßte. Dein „geschichtliches Urtheil" ist ein rationalistischer Fehlschluß. Die Russen sagen jetzt seit 1000 Jahren, die Balkanhalbinsel und Byzanz gehören ihnen; sie haben das byzantinische Christenthum nur deßhalb angenommen, um einen Freipaß nach der konstantinischen Stadt zu haben. Alle ihre Versuche, die Erbschaft der Komnenen oder der Osmanli anzutreten, sind fehlgeschlagen und auch der jetzige wird fehlschlagen, weil sie gegen den Strom schwimmen. Die „höhere Civilisation", die sie angeblich zu bringen hätten, ist lackirte Barbarei, weit gefährlicher und mörderischer als die natürliche Barbarei der türkischen Masse.""

Ratio: „Erlaube! Ich höre mit Vergnügen, daß Du die Türken „natürliche Barbaren" nennst. Damit giebst Du zugleich zu, daß die unterdrückten Völkerschaften südlich von der Donau befreit werden müssen, und da sich Niemand sonst zu dieser That herbeilassen will, so ist es ein Verdienst der Russen, daß sie die Sache auf sich nehmen."

Historia: „„Halt! Verwechseln wir nicht zwei Dinge: die Besserstellung der slavischen Bevölkerung oder, ganz allgemein gesprochen, die Möglichkeit einer gedeihlicheren Entwicklung jener Länder, und den Zuwachs der russischen Macht, der an jenen Ländern weiter nichts liegt, als daß sie unter ihren Kommandostab, d. i. unter ihre Knute kommen sollen. Was aber die „Freiheit des Glaubens" betrifft, so solltest Du doch wissen, daß im ganzen Czarenreiche nur eine einzige Konfession frei ist, nämlich die offizielle, hölzerne, geisttodte, mechanische byzantinische „Bureaukratie der Seelen". „Civilisation" — wenn Rußland so civilisationssüchtig ist, so hat es ein gewaltiges Areal mit schier 80 Millionen Seelen vor sich, auf dem es ein volles Jahrhundert und länger zu „civilisiren" fände.""

Ratio: „Ich will die Frage beschränken. Sage mir, wie soll denn die „Möglichkeit einer gedeihlicheren Entwicklung jener Länder" erzielt werden, wenn Rußland die Arbeit nicht auf sich nimmt? Du giebst doch zu, daß etwas geschehen müsse."

Historia: „„Es geschieht immer etwas, z. B. die Einführung einer Konstitution in der Türkei.""

Ratio: „Possen! An den Ernst dieser Komödie glaubst Du doch wahrlich nicht."

Historia: „„Auf was beziehen sich denn Deine „Possen", Deine „Komödie"? Auf Konstitutionen überhaupt oder auf die Türken?""

Ratio: „Ein blos ausbeutendes Volk, ein Stamm, der zu Pferde über alle Giaurs wegsetzt, soll im Ernste mit diesen Giaurs debattiren, ein gemeinsames Recht mit ihnen schaffen und sich diesem Gesetz unterwerfen! Possen! sage ich."

Historia: „„Jeder Pakt im Staate wird zwischen Ausbeutern und bis dahin Ausgebeuteten geschlossen. Rußland lacht durchaus nicht über die türkische „Komödie", ihm graut vor dem bösen Beispiel, und grade die türkische Konstitution versetzt es in Wuth, hat die Invasion erst recht dringend nöthig gemacht.""

Ratio: „Rußland wird schon nachkommen. Siehst Du nicht, daß die panslavistischen Comités bereits mit in den Krieg genommen werden, daß Rußland auf die Volksstimme achtet?"

Historia: „„Allerdings, weil es sonst zu Hause bleiben mußte. Jetzt öffnet es dem Panslavismus ein Sicherheitsventil, er mag sich ausdampfen; er ist Bundesgenosse und liegt zugleich an der Kette.""

Ratio: „Wir kommen immer nicht auf den Punkt, wie es besser in der Türkei werden sollte, ohne die Russen."

Historia: „„Vorläufig durch Gehenlassen, Abwarten, dann durch ein europäisches Syndikat.""

Ratio: „Das wollte ja Rußland, das aber wollte die Türkei nicht, wollte England nicht. Grade weil dieses Syndikat nicht zu Stande kam, deßhalb ging Rußland allein vor."

Historia: „„Ohne jegliche Ermächtigung und Erlaubniß.""

Ratio: „Aber auch ohne jeglichen Protest außer dem einseitigen Englands."

Historia: „„Das heißt, daß England zunächst allein den Muth des Widerspruchs hatte, und daß die Uebrigen nolentes volentes hineingezogen werden.""

Ratio: „Also allgemeiner Krieg!“

Historia: „„Wahrscheinlich, und je widerwilliger die Mächte, eine nach der andern, in den Krieg hineingezerrt werden, um so unvernünftiger ist Deine Russenpolitik. Es wird ein Moment kommen, wo Du selbst Rußland den Krieg erklärst.““

Ratio: „Und kommt das Syndikat nachher?“

Historia: „„Ja, wenn noch etwas übrig bleibt, was in Ordnung zu bringen wäre. Ueber die Länderstrecken selbst kann das gegenwärtige Europa gar nicht verfügen.““

Ratio: „Warum nicht?“

Historia: „„Weil ein eigentliches Europa gar nicht vorhanden ist, sondern nur eine Anzahl wild verhetzter, total antagonistischer Staaten; weil der große Krieg erst den Plan säubern und gesundere Bildungen hervorrufen muß. Und grade so lange wären die Türken vollkommen an ihrem Platze und füllten diesen Platz hundertmal besser aus als jeder Andre und jede beliebige und anderweitige Kombination. Ein großes Geschehniß steht vor der Thüre, ein gewaltiger Eisbruch kracht heran. Europa kann so nicht länger leben, es verhungert und verzweifelt. An die Stelle des sparsamen Selbstmordes wird der Massenmord treten. Wenn Alles neu geregelt wird, dann kann auch das türkische Gebiet reorganisirt werden — nicht eher.““

Ratio war über den prophetischen Ton ihres Widerparts ganz betreten; sie verstand diese Sprache offenbar nicht und murmelte nur Einiges vor sich hin. Nach einer Pause brach sie die Diskussion ab und frug so beiläufig:

„Wäre es Dir vielleicht gefällig, Dein Versprechen zu lösen und mir ein Wort von dem öden Park da zu sagen?“

Historia. „„Ich weiß nicht, ob Du mir besser folgen wirst, wenn ich den Park kultiviren lasse. Der Prozeß hat einige Aehnlichkeit mit der Umackerung Europas. So wie die Dinge liegen, in Europa und in dem Parke, weiß ich mit beiden nichts anzufangen.““

Ratio: „Nun so laß umackern! Ich bin nur begierig, durch wen? Der Eigenthümer will nicht.“

Historia: „„Kennst Du die Geschichte der englischen Revolution?““

Ratio: „Wie Wilhelm von Oranien seinen Schwiegervater vom Throne stieß und dieser in der Geschwindigkeit das Staatssiegel —“

Historia: „„In die Themse warf. Das nennt Ihr Leute eine englische Revolution, die glorious gar. Kennst Du keine andere?““

Ratio: „Du meinst die Rebellion der Puritaner, die den König Karl ermordeten.“

Historia: „„Vortrefflich! Du verdienst Seminardirektor zu werden, um die künftigen Lehrer der Jugend selbst in der Furcht des Herrn und der Herrn zu erziehen. Ja, ich meine die große Rebellion gegen weltlichen und geistlichen, gegen politischen und civilrechtlichen Despotismus; ich meine die Rebellion, welche alle Fragen, auch unseres Jahrhunderts, zuerst aufgeworfen oder doch angedeutet hat.““

Ratio: „Jene scheinheiligen, verlogenen, ehrgeizigen, langweiligen Duckmäuser?“

Historia: „„Dir und der herrschenden Welt, die Du beherrschest, ist nicht zu helfen. Fahr wohl!““

Ratio: „Aber so belehre mich doch, verdichte noch das mystische Dunkel, mit dem Du mich bereits umwoben, bring' die Vernunft in der Ratio völlig zum Stillstehen! So viel nur ist gewiß: in Deinem Kopfe malen sich die Dinge ganz anders als in meinem und ich bin bereit zu erklären, daß eine von uns beiden verrückt sein muß. Wie sagt doch Mephistopheles höhnisch in Faust's langem Kleide:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft."

Historia: „„Und Wissenschaft — so höre doch was der Teufel sagt! Wissenschaft ist Erfahrung, Geschichte, an der sich die Vernunft großsaugt. Wissen muß der Mensch, ehe er vernünftig werden kann. Hast Du von der englischen Revolution nichts in Erfahrung gebracht als die Auflehnung gegen die Bischofskirche und später gegen die Presbyterialverfassung, bei welcher Gelegenheit der Kopf eines Königs fiel?""

Ratio: „Ich denke, das war die Hauptsache."

Historia: „„Also nichts von der Auflehnung der Independenten gegen die grausam-langweilige Justizverfassung, gegen die Tyrannei der Richter und Advokaten; nichts von der Opposition gegen die Zehnten, die dem Volke aus dem Leibe geschnitten und dann zur Fütterung des Klerus verwendet wurden; nichts, kein Wort, von der Empörung des gemeinen Mannes gegen den fortwährenden Raub am Gemeindeeigenthum, gegen das verbrecherische Einhägen dessen, was Allen gehörte?""

Ratio: „Ja doch, so nebenher, als Zeichen der allgemeinen Aufregung, als Beweis der Lösung aller gesellschaftlichen Bande."

Historia: „„Das nennen Eure Geschichtsschreiber „Lösung der gesellschaftlichen Bande", wenn eine gesellschaftliche Diebsbande das Gemeingut stiehlt, es zum Eignen schlägt und dann den Schutz der sog. Gesetze, d. h. der öffentlichen Polizei gegen die Bestohlenen und Beraubten anruft, die dann auch leider, im Interesse der bekannten „Ruhe und Ordnung" für die Räuber eintritt und die Beschädigten, Verzweifelten bis zum Tode bestraft.""

Ratio: „Du kannst unmöglich die Selbsthülfe vertheidigen."

Historia: „„Die großen Grundherren haben sich höchstselbst zu Andermanns Gut verholfen! Was thätest Du, wenn Du einen Anger zur Weide besäßest und der nachbarliche Besitzer zöge plötzlich einen Zaun bis weit in Dein Gebiet hinein?""

Ratio: „Ich würde . . . . ."

Historia: „„Du würdest, hätte ich die historische Frage nicht aufgeworfen, rasch geantwortet haben: „Ich würde den Zaun sofort niederreißen." Jetzt aber warst Du in Versuchung zur Polizei oder zum Landgerichte zu laufen.""

Ratio: „Nicht ganz unwahr, weil doch das Gesetz . . . doch lassen wir das. Wie ging es denn in England zu?"

Historia: „„Unter Jakob I., als die Einhägungen zuerst anfingen Widerstand zu erfahren, wurden die Mitglieder der betroffenen Gemeinden, welche die Zäune eingerissen hatten, mit den schwersten Strafen belegt, Einzelne gar hingerichtet. Unter Cromwell trat eine etwas mildere Observanz ein. Damals, im Jahre der Hinrichtung des Königs, geschah etwas Wunderbares, das merke Dir, wenn Du nicht zu müde bist, und mache Dir den Schluß auf Deinen Park selbst!

„„In der Grafschaft Surrey bei Cobham auf St. Margarethens-Hügel und auf St. Georgs-Hügel, waren plötzlich Leute beschäftigt, den Boden umzugraben und ihn mit Wurzeln und Bohnen zu besäen. Ein gewisser Everard, der früher in der frommen und unwiderstehlichen Armee gedient hatte, stand an der Spitze. Es waren ihrer dreißig, sie sagten aber, sie würden bald 4000 sein. Sie forderten alle auf zu ihnen zu kommen und ihnen zu helfen, Jeder würde Essen, Trinken und Kleider bekommen. Einige Friedensrichter vom Lande, in Verbindung mit zwei Schwadronen Kavallerie, vertrieben die Leute, die sich bitter beklagten.

„„Everard begab sich zum Lord-General Cromwell und erörterte vor der höchsten Autorität des Landes seine Sache also: Alle Freiheiten des Volkes sind zu Grunde gegangen, seit Wilhelm der Eroberer ins Land kam; seitdem hat das Volk Gottes unter Tyrannei und Druck gelebt, schlimmer als unsere Vorfahren unter den Aegyptern. Jetzt aber wird Gott sein Volk aus der Sklaverei führen und es wieder in die Freiheit einsetzen, die Früchte der Erde zu genießen. Wie Gott einst versprochen hat, das unfruchtbare Land fruchtbar zu machen, so thuen wir jetzt, die alte Gemeinschaft herzustellen, um die Früchte der Erde zu genießen, den Ertrag an die Armen und Dürftigen zu vertheilen, die Hungrigen zu speisen und die Nackenden zu kleiden. Wir beabsichtigen nicht, Jemandes Eigenthum anzugreifen, noch irgend welche Pfähle oder Gehäge einzureißen; wir befassen uns nur mit dem, was gemeinsam und ungepflügt ist, um es einträglich zum Nutzen der Menschen zu machen. Aber die Zeit wird rasch kommen, wo alle aus freien Stücken beitreten und ihre Ländereien und Güter aufgeben und sich dieser Gemeinschaft der Güter unterwerfen werden.““

Ratio: „Visionäre!“

Historia: „„Allerdings, sie hatten ein Gesicht, sie sahen etwas!““

Ratio: „Und solche Narren sollen sich eines Tages in diesem Park niederlassen?“

Historia: „„Everard sagte wörtlich: „Wir befassen uns nur mit dem was gemeinsam und ungepflügt ist.““

Ratio: „Und später, wenn sie an die Grenzen des Gemeingutes kommen, wenn die Andern nicht freiwillig zur spartanischen Suppe schwören . . .?“

Historia war verschwunden, wie angedonnert stand die gute Ratio da.

Coulissengeheimnisse des Reichstags.

In einer Wählerversammlung, in welcher der von der Stadt Frankfurt a. M. in den Reichstag gesandte Vertreter der Volkspartei, Herr C. Holthof, Bericht erstattete über die vor Kurzem geschlossene erste Session des Reichstages, ging der Redner mit einer Offenherzigkeit, die auch der Gegner als eine durchaus gerechtfertigte wird anerkennen müssen, auf die ganz absonderlichen und dem deutschen Publikum bisher vollkommen verborgen gewesenen Umstände ein, von denen es abhängt, ob

ein Mitglied des Reichstages sein anscheinend natürlichstes Parlamentarrecht, nämlich das zum Worte Kommen, üben darf. Er sagte in dieser Beziehung:

„..... Ich will noch einmal einleitend bemerken, daß man sich im Großen und Ganzen in weiteren Kreisen ein durchaus falsches Bild von der Thätigkeit einer parlamentarischen Versammlung von der Art des Reichstags macht. Was dort geschieht, geschieht auf Grund einer ganz bestimmten Tradition, einer Tradition, von der der Außenstehende absolut nichts merkt, die aber doch mächtig genug ist, um die sonderbarsten Wirkungen hervorzurufen. Sie wissen, meine Herren, daß das Grundgesetz einer parlamentarischen Versammlung die Geschäftsordnung ist, oder doch sein soll. Neben dem aber, was auf Grund der Geschäftsordnung wirkt und amtirt, stehen ganz andere Mächte, ganz andere Factoren. Geleitet wird alles Formelle, was sich im Reichstag abspielt, von einer Körperschaft, von der Sie wahrscheinlich gar keine Ahnung haben, dem sogenannten Senioren-Convent. Der Senioren-Convent ist eine Einrichtung, die herübergenommen worden ist von dem preußischen Abgeordnetenhause, und die sich dort deshalb gebildet hat, weil sich dort eine große Anzahl sogenannter Corps-Studenten zusammen fanden. Der Senioren-Convent ist eine Nachahmung der Einrichtung, die auf den Universitäten vorhanden ist, wo sie eine durchaus discretionäre, aber ungemein mächtige Behörde darstellt. In diesem Convent finden Vertretung alle Fractionen, die eine bestimmte Größe haben, und zwar genau nach dem zifferischen Maß ihrer Stärke. Neben diesem Senioren-Convent existiren als officielle Organe des Reichstags zur Erledigung formaler Geschäfte die Abtheilungen. Diese werden im Anfang jeder Session durch das Loos gebildet; der Reichstag zerfällt somit in sieben, vollständig zufällig zusammengewürfelte Gruppen.

In diesen Abtheilungen sollen vornehmlich mit Ausnahme der Bureauzusammensetzung alle Wahlen vollzogen werden, die der Reichstag vorzunehmen hat. Die Manipulation, wie sie jetzt besteht, ist nun folgende: Der Senioren-Convent tritt zusammen und bestimmt ganz einfach über die Wahl, und es versammeln sich dann die Abtheilungen und erklären, Diejenigen, die der Senioren-Convent vorgeschlagen hat, sind gewählt. Dagegen aufzukommen, ist nun absolut in keiner Weise möglich. Denn wenn man in der Abtheilung auch als Einzelner auf Wahl drängt, fällt diese selbstverständlich bei dem Ueberwiegen der unbedingten Anhänger des Senioren-Convents ganz genau so aus, wie es dieser will. Nun, meine Herren, hat dieser Senioren-Convent die Eigenschaft, daß er stark exclusiv ist, und daß er nicht leicht irgend eine Persönlichkeit in seinen geheiligten Busen zuläßt, die dazu nicht vollständig das Recht hat. Dadurch sind alle die Gruppen, die unter einer bestimmten Anzahl — sie ist 21 — bleiben, einer Vertretung in diesem Senioren-Convent beraubt. Sie sind eigentlich so gut wie gar nicht vorhanden, denn bei den Wahlen werden auch die Fractionen genau nach ihrer zifferischen Stärke berücksichtigt. Diejenigen, die keine Fraction bilden können, finden eben deshalb absolut keine Beachtung. Nun wird genau ausgerechnet, daß die Fraction so und so in einer Commission, die aus sieben Mitgliedern besteht, einen Drittel-Mann will ich z. B. sagen, zu stellen hat, in einer Commission, die aus 14 besteht, zwei Drittel Mann, in einer Commission

von 28 drei Drittel Mann. Da nun das nicht geht, diese Drittel in Natura hinzustellen, wird die Sache derart gehandhabt, daß immer einmal überschlagen wird, also eine Fraction hat diesmal das Recht, einen Mann in die Commission von 7 Mitgliedern zu senden, eine andere Fraction hat das nächste Mal das Recht. So löst sich diese Wahl auf in einen zifferischen Schematismus, der in der That den Eindruck des Lächerlichen macht, wenn er Einem zuerst entgegentritt. Was nach außen hin freie Wahl zu sein scheint, namentlich bei Commissionen, das ist absolut nur das Ergebniß einer, wie soll ich sagen, Fractionspolitik, die absolut nicht, wenigstens nicht zumeist, auf Fähigkeiten sieht, sondern nur auf die Fractionsangehörigkeit. Wenn eine hervorragende Fachcapacität auf irgend einem Gebiete vorhanden ist, die zufällig keiner Fraction angehört, hat sie eigentlich keine Aussicht, in eine Commission hineinzukommen, auch wenn sie für das specielle Fach niedergesetzt ist, obwohl man in dieser Beziehung eine gewisse Vorsicht beobachtet und es zu crianten Exempeln nicht kommen läßt.

Meine Herren! So geht es bei der Wahl zu. Aber auch innerhalb des Reichstags passiren die merkwürdigsten Dinge. Sie wissen, daß eine Rednerliste in dem Reichstage nicht existirt. Früher, nach der Geschäftsordnung, die von dem Abgeordnetenhause übernommen wurde, existirte eine solche. Man hat sie abgeschafft, und gegenwärtig erhält angeblich der das Wort, wer sich zuerst nach Eröffnung der Discussion oder während einer Rede meldet. Nun, meine Herren, bin ich in der Lage, thatsächlich beweisen zu können, daß auch vorher Anmeldungen von Seiten des Bureau's angenommen, daß auch vorher derartige Anmeldungen zu Papier gebracht werden und volle Beachtung finden, wenn der sich Meldende überhaupt dazu bestimmt ist, zum Worte zu gelangen, denn nicht allen ist es vom Geschick bestimmt, ihren Gefühlen parlamentarischen Ausdruck zu geben. Als ich neugierig genug war, mich darüber vergewissern zu wollen, wie es denn käme, daß sich bestimmte Persönlichkeiten nie früh genug zum Worte zu melden vermochten, sondern stets als die Letzten in dem Verzeichniß der Redner erschienen, wurde mir die Belehrung zu Theil, daß das Wort ertheilt werde — abermals nach dem Stärkeverhältniß der Fractionen. Ich habe mich darüber namentlich meinem Collegen Lasker gegenüber in entrüsteter Weise ausgesprochen und Herr Lasker meinte, „das ist ganz selbstverständlich, das Wort muß ertheilt werden nach dem Stärkeverhältniß der Fractionen." So, meine Herren, kommt es, daß Diejenigen, die keiner Fraction angehören, in größeren Fragen niemals zum Worte gelangen; denn die Fractionen an und für sich besetzen die Rednerliste so stark, resp. es melden sich so viele an, daß bei der Art und Weise, wie überhaupt die parlamentarischen Debatten gehandhabt werden, bei diesen unendlich langen Reden es nicht möglich ist, auch nur zufällig in einer bedeutenderen Angelegenheit zum Worte zu gelangen — wenn man nicht eben einer größeren Fraction angehört. Auch innerhalb der Fractionen grollt es darüber, denn auch innerhalb der Fractionen gelangt nicht jeder zum Wort, der das Bedürfniß empfindet, eine Rede zu halten, mir sind in dieser Beziehung namentlich von den kleineren Göttern der nationalliberalen Fraction sehr starke Klagen zu Ohren gekommen. Ich habe mich natürlich bemüht, diese Funken so viel als möglich zu schüren. (Heiterkeit.)

Es ist das so stark empfunden worden, daß man von verschiedenen Seiten eine Aenderung der Geschäftsordnung in Aussicht genommen hat. Auch von der socialdemokratischen Gruppe ist dies bekanntlich geschehen. Dieselbe richtete sich namentlich gegen den Unfug der Schlußanträge, die auch ein beliebtes und wie Sie wissen, sehr stark geübtes Mittel sind, unliebsame Redner vom Worte fern zu halten, und die in der That eine Bedeutung gewonnen haben, von der man behaupten darf, daß sie der Würde des Reichstags nicht angemessen ist. Was geschah mit dem Antrage? Sie wissen, daß man den Antragstellern das Wort nicht entziehen kann, es war also ganz sicher, daß diese Mängel in energischer Weise zur Sprache gebracht werden würden. Aber der Schluß des Reichstages war herangenaht, den man bestimmt am 5. Mai erwartete. Am 2. Mai bei Festsetzung der Tagesordnung wurde von Seiten der Herren v. Kardorff und Hausburg, die einen überaus wichtigen Antrag über die Tarifirung des Spiritus eingebracht hatten, unter Hinweis auf die Tarif-Conferenz, die von Seiten der preußischen Eisenbahnen im gegenwärtigen Augenblick unter Vermittelung des Handelsministers stattfinde, monirt, daß ihr Antrag nicht auf die Tagesordnung käme, und Präsident von Forckenbeck erwiderte: Andere Anträge hätten die Priorität, und zwar zunächst derjenige der Socialdemokraten, betreffend die Geschäftsordnung, und andererseits der Antrag der Demokraten und Socialdemokraten über das Wahlrecht. Da ziemlich alles Andere erledigt war, stand absolut nichts im Wege, daß nun am 4. Mai dieser Antrag zur Verhandlung gelange. Da hat man es plötzlich für gut befunden, obwohl von keiner Seite des Hauses, das, wie durch namentliche Abstimmung constatirt war, noch völlig beschlußfähig war, darauf gedrängt wurde zu schließen, durch Anberaumung einer Abendsitzung die Tagesordnung des betr. Tages vollständig zu erledigen, und dann — wurde ohne Weiteres geschlossen. So ist es gekommen, daß den Demokraten und Socialdemokraten auch das Recht verkümmert worden ist, als Antragsteller zu reden. Meine Herren! Die Dinge, die ich mir Ihnen hier vorzutragen gestattete, besitzen in der That eine größere Bedeutung, als sie auf den ersten Anblick zu haben scheinen. Sie haben eine Bedeutung, die über, ich möchte sagen, das Maß der einzelnen Persönlichkeiten, die davon getroffen werden, weit hinausgeht, und ich nehme keinen Augenblick Anstand, zu behaupten, daß die Art und Weise, wie von Seiten des Reichstagspräsidiums die Vergebung des Wortes gehandhabt wird, leider nicht so parteilos ist, wie sie sein dürfte. Im Anfang der Session hat eine größere Anzahl von Mitgliedern genau dieselbe Anschauung gehegt. Der Abgeordnete Eugen Richter hat in der „Posener Zeitung" unter dem Zeichen ≥ gegen den Präsidenten Forckenbeck genau die gleichen Vorwürfe erhoben, welche ich im Augenblick gegen ihn ausgesprochen habe. Es ging das so weit, daß sich die Fortschrittspartei damals gegen Forckenbeck mit weißen Zetteln zu stimmen veranlaßt sah. Sie hat eben deshalb, wie der Abgeordnete Eugen Richter durch seine journalistischen Auslassungen erklärte, gegen ihn gestimmt, weil sie ihn nicht für parteilos hielt. Nun wissen Sie, meine Herren, daß eine Darstellung dieser Verhältnisse in einem harmlosen Feuilleton der „Frkf. Ztg." erschienen ist, eine Darlegung der Verhältnisse, die im Reichstag, wie ich versichern kann, eines gewissen Eindrucks nicht verfehlt hat. Dem gegenüber nimmt

nun merkwürdigerweise genau derselbe Abgeordnete Richter, der im Anfang der Session das sagte, was ich eben anführte, den Herrn Präsident v. Forckenbeck in der entschiedensten Weise in Schutz. In der von ihm redigirten Korrespondenz der Fortschrittspartei wendet er sich in der energischsten Weise gegen die Klagen, die von Seiten der Sozialdemokraten und Demokraten in dieser Beziehung laut geworden sind; er vertheidigt das System, wie es gegenwärtig im Reichstag, nicht zum Vortheil dieser parlamentarischen Institution vorhanden ist, und stellt es hin als das vollkommenste, natürlichste, von selbst gegebene. Meine Herren! Das darf Sie nicht wundern, denn daß ein Fortschrittler nicht immer seiner eigenen Meinung ist, dafür, glaube ich, sind Beweise genug geliefert (Heiterkeit). Das ist es, was ich Ihnen in dieser Beziehung zu sagen hatte. Eine Abhülfe in dieser Hinsicht zu schaffen, ist ungemein schwierig; es wird aber von Seiten der mir politisch Nahestehenden in der nächsten Session in der allerentschiedensten Weise versucht werden. Wir werden ganz einfach „Retorsion" üben, Repressalien gebrauchen, da, wo sie uns die Geschäftsordnung an die Hand giebt. Und die Geschäftsordnung bietet derartige Mittel auch kleineren Gruppen. Wir werden namentlich versuchen, als Antragsteller zum Wort zu kommen und vor allem bestrebt sein, mit sämmtlichen Anträgen sofort im Beginn des Reichstags hervorzutreten, daß es nicht mehr möglich sein wird, uns in der Weise die Rede abzuschneiden, wie es in der That in vergangener Session geschehen ist. (Stürmischer Applaus.)

Soweit der Frankfurter Deputirte und nimmt man hinzu nun noch jene burleske Karikatur des lieben Gottes, den Hrn. Abgeordneten Valentin, der die Mission in sich fühlt, allzeit zu „sehn, daß Alles gut war", diesen unbegreiflich allwissenden Mann, der heute in der einen, morgen in der andern und alle Tage in allen Fragen die Minute erkennt und ansagt, wo das Betrachtungsgebiet erschöpft, nichts Neues mehr vorzubringen, das Urtheil durchaus vorbereitet ist: stellt man ihn nun noch als Krönung auf den Palast der freien Rede — so ist da eine recht schöne Architektur fertig.

Hr. Holthof führt, und mit Recht, diese Mißbräuche auf die Erfahrungen zurück, die man innerhalb des Corpslebens auf den Universitäten gemacht: er hätte auf diesem Wege ein Stück weiter zurückgehn können. Diese Organisation des Vorrechts und der Ausschließung läßt sich in erkennbaren Spuren auf den Hochschulen zurück verfolgen durch die wüsten Ausartungen des Ordenswesens im vorigen Jahrhundert bis jenseit des deutschen Krieges, bis zu der innern Gestaltung der „Nationen" auf den italienischen Hochschulen des Mittelalters und verwächst hier vollständig mit den clericalen Schöpfungen jener Zeit, so daß die Einrichtung, welche den Herren Bamberger, Lasker, Oppenheim jetzt als ihr eigenstes Werk erscheint, schließlich nur als baares Plagium an dem sich enthüllt, was eben dieselben wackern Herren anderwärts nicht anstehn werden als ultramontane Pfiffe und Kniffe zu brandmarken. Und, curios genug! grade das heutige Centrum im Reichstage ist die einzige Fraction die wiederholt schon, indem sie eine ihr zuständige Wahl auf ein Mitglied der mundtodten kleinen Parteien übertrug, an diesen die Mundöffnung vollzog

Wie man die Sache auch betrachte, sie steht im schreiendsten — Hr. Holthof verzeiht wol, wenn wir für sein „criant" eine Uebersetzung wagen — Widerspruch zu all dem, was sonst als liberaler Grundsatz sein Leben fristet. Man nenne jene zum ewigen Fötalzustande Verdammten Dissidenten, da ja ihr ganzes Verhängniß darin besiegelt ist, daß sie keiner der anerkannten Parlamentskirchen angehören und sehe nun zu, wie schön an ihnen „Toleranz" geübt wird. Man betrachte sie als Herzugewanderte, welche unzünftig das gemeinsame Handwerk betreiben wollen und gegen sie erhebt sich dräuend jene unter dem Banner des Freihandels marschirende Schaar derer welche, wie einstmalen die braven Nördlinger, „den Galgen — d. h. im vorliegenden Falle: die Tribüne — nur für sich und ihre Kinder" gebaut wissen wollen.

Dieser hinterlistige Brauch hat keinerlei Vorbild in europäischen Parlamenten, nicht einmal in der gesellschaftlichen Sitte, die vielmehr dem jungen Zuwachs es erleichtert sich einzuführen; er läuft mit vergeblichem Bemühen auf eine Consolidirung der — im Parlamente — herrschenden Parteien hinaus, die er nur verknöchern hilft; er meint die öffentliche Meinung irre führen zu können und erreicht doch nur, daß künftig alle verkannten Größen, an denen ja die Majoritätsparteien selber gar nicht arm sind, mit dem Hinweise auf diesen Brauch sich der Wähler Mitleid und damit die Fortdauer der Mandate erschleichen.

Wenn man einst von diesen Reichstagen des deutschen Volkes schreibt, wird dieser Brauch für gar Vieles, auch das nicht von ihm Verschuldete, die Verantwortung zu tragen haben: er ist pathognomonisch. Es ist dem Frankfurter Abgeordneten für diese Enthüllung mehr zu danken, als für ein halb Dutzend Reden, die er im Reichstage zum Fenster hinaus hätte halten dürfen. Neugierig kann man wol sein, ob diese seine Rede draußen ihren Weg zum Fenster hinein finden wird — und dann auf ihr Echo.

Das Handwerk.

Herr Georg Hirth hat in seinen „Annalen des deutschen Reichs" jüngst eine Betrachtung auf verwandtem Gebiete angestellt, wie Anfang d. J. Herr K. Bücher in seinen in der „Wage" veröffentlichten Artikeln, die jetzt als Büchlein (Eisenach bei Bacmeister) erschienen sind. Dazu ermächtigt, entnehmen wir der Hirth'schen Abhandlung die mit den Verhältnissen des deutschen Handwerks und dessen Klagen sich beschäftigende Stelle.

. . . . . Wer sich daran gewöhnt, das Leben und die Arbeit der Völker im großen Zusammenhang zu betrachten, der wird für die Klagen über den Mangel an Kräften hie und da eine ganz andere Werthschätzung haben, als der einseitige Fachmann, der immer nur seine eigenen Schmerzen als Maßstab für das Wohlbefinden des Ganzen betrachtet. Von jenem höheren Standpunkt aus erkennen wir denn bald, daß heutzutage ein noch nie dagewesener Verbrauch tüchtiger Menschenkräfte stattfindet, und zwar zumeist auf den Gebieten des öffentlichen Lebens. Die Staatsverwaltung und die Justiz, der Militärdienst, die Verwaltung der Posten und Telegraphen, der Eisenbahndienst, die Kommunalverwaltungen, die Schulen, die Gesundheitspflege, die Banken und

Versicherungsanstalten ꝛc. nehmen heute nicht nur außerordentlich viele, sondern auch die besten Kräfte für sich in Anspruch. Wir begegnen hier wieder der übermächtigen Tendenz unserer Zeit, welche in der Ausstattung des öffentlichen Lebens ihre wichtigste Aufgabe erkennt. Diese Konkurrenz aber wird für die Industrie doppelt empfindlich durch zwei Erscheinungen:

Ueberall nämlich, wo ein öffentliches Interesse mit einem privaten konkurrirt, gewinnt das erstere leicht den Vorrang, sobald und solange ihm ein kräftiger Wille und eine vollziehende Gewalt zur Seite stehen. Das war freilich ehedem nicht immer der Fall, daher wir selbst in den hochgepriesenen Zeiten des deutschen Kunsthandwerks so viel leidigem Gezänk, oft um der geringsten gemeinsamen Unternehmungen willen begegnen. Aemter und Würden waren in jenen Zeiten häufig nur nach der Gunst der jeweilig herrschenden Klassen und Verbände vergeben, oft waren sie nur Sinekuren für unfähige Abkömmlinge vornehmer Familien, und um Alles was offiziell war, vom Kanzler und Reichskammerrichter bis zum Nachtwächter und Pedell, breitete sich der Nimbus gespreizter Zopfigkeit. Heute dagegen ist der öffentliche Dienst meistens ein strammes Geschäft, er fordert die besten Köpfe, und bei der Geltendmachung dieser Forderung kennt das öffentliche Interesse kaum noch ernstlichen Widerstand. Es kann zwar vorkommen, daß bei der Konkurrenz um die verfügbaren Arbeitskräfte das Privatinteresse für einige Zeit die Oberhand gewinnt; handelt es sich aber um wichtige Organisationen, so werden bald die Mittel und Wege gefunden, um die Leute, die man braucht, dauernd zu fesseln. Und bei der Uebung dieses Einflusses steht ganz naturgemäß der Staat in erster Reihe, dann kommen die großen Gemeinden, dann die öffentlichen Anstalten und Unternehmungen je nach ihrer Bedeutung und ihren Mitteln. Für etwa mangelhafte Gehaltsverhältnisse entschädigt im öffentlichen Dienst die dauernde Stellung, der Pensionsanspruch, die geregelte Wittwen- und Waisenversorgung, das höhere Ansehen in der Gesellschaft. Freilich haben wir heutzutage, Dank unseren umfassenden Schuleinrichtungen, ein viel größeres Kontingent vorgebildeter Leute zur Verfügung als dies in den alten Zeiten der Fall war; aber einmal darf man den Werth der Schulbildung, und namentlich unserer zum Theil sehr verkehrten Elementarschulbildung, für das praktische Leben nicht überschätzen, und sodann findet auch die beste Schulzucht ihre Grenzen in den natürlichen Fähigkeiten. Immer ist es nur ein gewisser Prozentsatz der Gesammtheit, der aus eigener Kraft oder durch fremde Dressur zu höheren Leistungen gelangt. Erinnern wir uns nun, daß z. B. das deutsche Heer fortwährend über 400,000 Männer für sich in Anspruch nimmt, darunter 17,000 Offiziere, jetzt fast durchweg befähigte Leute mit einer sehr kostspieligen Vorbildung, 61,000 Unteroffiziere und Spielleute, 12,500 Oekonomiehandwerker und Lazarethgehülfen, 1600 Militärärzte, endlich 327,000 junge Leute, die im besten Jünglingsalter 2—3 Jahre lang den verschiedensten Berufszweigen entzogen werden; — erinnern wir uns ferner, daß allein in Preußen 11,000 höhere Beamte, 25,000 mittlere und 40,000 Unterbeamte, zusammen 76,000 Männer im Staatsdienst stehen; erinnern wir uns der nahe an 400,000 Beamten und Arbeiter, welche den deutschen Eisenbahndienst versehen, sowie der 100,000 Personen im deutschen Post- und Telegraphendienst, der 200,000 deutschen Lehrer und Lehrerinnen u. s. w. — so meine ich, schon diese wenigen Ziffern müßten genügen, um die Bedeutung des gewaltigen Konkurrenten klar zu machen, welcher der Industrie im öffentlichen Dienst erwächst.

Diese Konkurrenz mit dem öffentlichen Dienste wird aber für die Industrie noch besonders empfindlich durch die leichte Personenbewegung, welche unsere Verkehrsverhältnisse, unsere Gesetzgebung und unsere Publizität ermöglichen. Ich habe schon hervorgehoben, wie in alten Zeiten die wirthschaftliche Gebundenheit die Pflege derjenigen Industriezweige begünstigte, welche der Ausstattung des Hauses gewidmet waren. Dieselbe Gebundenheit hatte aber auch eine

Beharrlichkeit der industriellen Kräfte zur Folge, welche wir heute umsonst suchen. Für das Individuum freilich und für die Entwickelung der Volkswirthschaft im Großen und Ganzen ist der freiheitliche Zustand der allein richtige; wie aber die rückhaltlose Durchführung fast eines jeden Prinzips auch Härten und Schäden im Gefolge hat, so mußten die freie Personenbewegung und die Gewerbefreiheit der Industrie und insbesondere dem Handwerk manche Wunden schlagen. Nie war das „Umsatteln" von einem Beruf zum andern leichter als jetzt. Der junge Mann, der ein Handwerk erlernt hat und früher vielleicht ein tüchtiger Geselle und Meister geworden wäre, springt aus, sei es, daß er im Militär als Unteroffizier weiter dient, oder daß er zum Eisenbahndienst übergeht. Nun gar das Forterben des Berufs vom Vater auf den Sohn findet heute im Verhältniß zu früher nur noch selten statt. Geht es mit dem Geschäfte des Vaters nicht vorwärts, so muß der Sohn selbstverständlich „etwas anderes" werden; ist aber der Alte ein wohlhabender Mann, ist an ihm das Sprüchwort „Handwerk hat goldenen Boden" noch einmal zur Wahrheit geworden, dann wird der Herr Sohn Offizier, Beamter, Kaufmann oder Ingenieur — oder Privatier und nebenbei Agent und Häuserspekulant.

An dieser chronischen Verwaisung hat gerade das Handwerk viel mehr als die übrige Industrie und selbst mehr noch als die Landwirthschaft zu leiden. Die Kräfte, welcher der Landwirthschaft entzogen werden und sich theils der Fabrikindustrie, theils der gewöhnlichen Handlangerarbeit bei städtischen und Eisenbahnbauten u. s. w. widmen, sind doch meistens nur untergeordneter Art, da die landwirthschaftlich-fachmännisch gebildeten Grundeigenthümer durch die Schwerfälligkeit ihres Besitzes zurückgehalten werden; die fabrikmäßige Großindustrie aber lockt den gewöhnlichen Handlanger wie den besseren Arbeiter durch eine ganze Reihe von Annehmlichkeiten, welche ihm das Handwerk in seiner jetzigen wirthschaftlichen Verfassung nicht wohl bieten kann. Sehr verkehrt ist es und verräth wenig nationalökonomischen Verstand, wenn man diese Erscheinung in unserer Gesetzgebung, vielleicht gar in der Ungebundenheit des Lehrlingsverhältnisses u. dgl. begründet finden will. Die Erklärung liegt vielmehr darin, daß das Handwerk im Kreise unserer Volkswirthschaft nicht mehr das ist und sein kann, was es früher war und daß es, um relativ größere Bedeutung und Anziehungskraft zu gewinnen' sich in und durch sich selbst gründlich reformiren müßte.

Es verlohnt sich, bei dieser sehr wichtigen Frage einen Augenblick zu verweilen. Beziehen sich doch die zahlreichen allgemeinen Klagen über den angeblichen „Rückgang unserer Industrie" fast ausschließlich auf das Handwerk. Aber auch hier ist es, genau besehen, nur eine gewisse Klasse von Gewerben, welche den Vergleich mit der Vergangenheit nicht mehr aushalten. Denn man wird wohl nicht behaupten wollen, daß z. B. unsere Bäcker, Metzger, Müller, Seifensieder ꝛc. im Allgemeinen wesentlich schlechter arbeiten, als ehedem; sind bei diesen und einigen anderen Zweigen des Handwerks allerdings manche Gebrechen zu konstatiren, zu denen namentlich die Verfälschung von Nahrungsmitteln und Rohstoffen gehört, so haben andererseits manche von ihnen durch neue Methoden an Leistungsfähigkeit gewonnen, ohne daß gerade der Charakter des Handwerks geschwunden wäre.

Ganz anders steht es mit denjenigen Handwerkern, deren Betrieb ein höheres Maß technischer Kunstfertigkeit voraussetzt, deren Produkte aber gleichzeitig so massenhaft begehrt werden, daß der Fabrikbetrieb mit weitgehender Arbeitstheilung und Anwendung von Maschinen sich als vortheilhaft erweist, und ein bedeutenderes Anlagekapital rentabel wird. Die Folgen, welche dieser Vorgang für die einzelnen Handwerke gehabt hat, sind sehr verschiedenartig, je nachdem von dem Fabrikbetrieb alle oder nur einzelne Produkte des betr. Gewerbes absorbirt wurden; je nach der Transportfähigkeit der Produkte und den Verhältnissen der Nachfrage; je nachdem die fertigen Waaren vor dem Gebrauch

noch einer Anpassung und Montage oder im Laufe der Zeit der Reparatur bedürfen u. s. w. War früherhin das einzelne Handwerk häufig dadurch beengt, daß es sich vor jedem Uebergriff in die Produktion anderer Gewerbe hüten mußte, so ist zwar diese socialrechtliche Schranke gefallen, aber dafür hat die moderne Produktionsweise thatsächlich den Gesichtskreis des einzelnen Arbeiters mehr beschränkt, als dies in alten Zeiten der Zunftzwang vermochte. Die Einbuße an, wenn ich mich so ausdrücken darf, Universalität innerhalb des einzelnen Gewerbes, an allgemeiner Produktivität und Durchbildung läßt uns etwa folgende Entwickelungsstufen in absteigender Linie unterscheiden:

1) Das Handwerk überläßt der Großindustrie lediglich die Herstellung von Waaren, welche massenhaft, rasch und billig geliefert werden müssen und beschränkt sich auf die Befriedigung höherer Ansprüche in Bezug auf originelle, solide und kunstvolle Ausführung; es bleibt also gewissermaßen immer noch Vollhandwerk, arbeitet aber nur für den vornehmen Markt. Hier sind noch am ehesten die Vorbedingungen des Kunsthandwerks gegeben; indessen liegen in solcher Theilung nach höherer und niederer Nachfrage doch auch große Gefahren: nicht alle Zeiten sind dem Luxus günstig; indem aber der Handwerker sich daran gewöhnt, nur dem Ueberfluß zu dienen, setzt er sich nicht blos wirthschaftlichen Nöthen aus, sondern er verliert auch den Maßstab für das Einfache und Bescheidene, und somit den Sinn für das Naive, das den kunstgewerblichen Leistungen des deutschen Cinque Cento so großen Reiz verleiht. Die Münchener Ausstellung von 1876 hat ein beredtes Zeugniß für diese Wahrheit abgelegt.

2) Das Handwerk beschränkt sich auf die Herstellung einzelner Artikel oder gar nur einzelner Bestandtheile von Artikeln. Es nimmt also den Charakter des partiellen Fabrikbetriebes an. Große Einseitigkeit ist die Folge; die stete Wiederkehr derselben Manipulationen macht den Arbeiter zum Handlanger.

3) Der Handwerker beschränkt seine Thätigkeit auf Reparatur und Montage. Hiezu gehört unter Umständen umfassende Kenntniß des eigenen und verwandter Handwerke, sowie große Geschicklichkeit und Findigkeit.

Für diese drei Formen — Kunst-, Theil- und Flickhandwerk — lassen sich zahllose Beispiele beibringen. Man könnte vielleicht diesen Abarten des idealen Vollhandwerks noch eine weitere hinzufügen, das Magazinhandwerk; logischer aber ist es und führt zu einer klareren Charakteristik, wenn wir sowohl den mit dem Handwerk verbundenen Waarenhandel, als die Eigenschaft des Arbeitgebers als gesonderte Momente auffassen.

Es ist nicht meine Absicht, in dieser Skizze den Zustand unseres heutigen Handwerks zu schildern. Es treten uns hier tausendfältige Verquickungen der angeführten Momente entgegen, deren sorgfältige Untersuchung uns immer nur den Satz bewahrheiten würde: daß die Neigung des Handwerks, sich vom Ideale nach den angedeuteten Richtungen zu entfernen, um so intensiver wird, je größer und beweglicher der Markt und je größer die Transportfähigkeit der Rohstoffe und der Produkte. Der Steinmetz, der Zimmermann und selbst der Schmied und der Schreiner werden — vermöge der Schwerfälligkeit ihrer Erzeugnisse — auf dem Lande und in den kleinen Städten viel eher Vollhandwerker bleiben können, als in den Centren des Verkehrs, wo sich die weitestgehende Arbeitstheilung und das Halten von großen Magazinen als vortheilhaft erweist; wo es sich dagegen um Dinge handelt, deren spezifisches Verkehrsgewicht, d. h. deren Gewicht und Umfang im Verhältniß zum Werth ein sehr geringes ist (Taschenuhren, Schmucksachen ꝛc.), da kommen die Entfernungen des Marktes kaum in Betracht.

Nun muß vor Allem dem Irrthum entgegen getreten werden, als ob das gesammte Handwerk irgend eines Landes zu irgend einer Zeit im idealen Sinne des Wortes Vollhandwerk gewesen sei. Die Tendenzen der Theilung und Entartung haben vielmehr immer bestanden. Wenn diese aber früher verhältniß-

mäßig weniger zur Geltung kamen, so lag dies nicht in erster Linie an dem Zunftzwang oder an sonstigen gewerbepolizeilichen Einrichtungen, sondern an den bez. volkswirthschaftlichen Zuständen überhaupt. Wer es unternehmen wollte, dem Handwerk die Lebensbedingungen wiederzugeben, welche es z. B. in Deutschland vor 300 Jahren hatte, der müßte nicht blos unsere Eisenbahnen und Telegraphen aus der Welt schaffen, er müßte auch die hunderte lästiger Zollschranken wieder aufrichten, mit denen unsere damaligen zahlreichen Vaterländer umgeben waren; er müßte die damalige Unsicherheit des Waaren- und namentlich auch des Geldverkehrs wieder herstellen und Alles, was bisher für Rechtshülfe und Rechtseinheit geschehen, vernichten; er müßte die Kohlenbergwerke sperren und den Fabriken ihre Dampfmaschinen und Turbinen zerschlagen; und nicht genug an dieser ungeheuren Zerstörung müßte er noch dafür sorgen, daß die Menschen des 19. Jahrhunderts auf die Befriedigung der unzähligen Bedürfnisse verzichteten, welche auch dem eifrigsten Zunftschwärmer zur anderen Natur geworden sind. Und wozu das Alles? — Um mit einem kleinen Bruchtheil unserer Bevölkerung ein Experiment zu machen, dessen Gelingen im höchsten Grade unwahrscheinlich ist!

Denn, so unangenehm es auch manchem Ohre klingen mag, rund und klar sei es herausgesagt: Die Vertreter unseres heutigen Handwerks sind ihrer großen Mehrzahl gar nicht im Stande, die Erbschaft der alten Zunftmeister anzutreten. Was sich heute Handwerk nennt, ist eben doch zumeist etwas ganz anderes, als das Handwerk etwa des 16. oder 17. Jahrhunderts. Damals waren Industrie und Handwerk nahezu dasselbe, die „Fabrikation" beschränkte sich auf verhältnißmäßig sehr geringfügige Produktionszweige; aber heute bildet das Handwerk gewissermaßen nur den Nothnagel der Großindustrie. Wenn schon, wie ich gezeigt habe, die Industrie heutzutage überhaupt nicht den Anspruch erheben kann, die besten Kräfte der Nation in ihren Dienst zu bekommen, so muß insbesondere das Stiefkind „Handwerk" sich leider mit einem Menschenmaterial behelfen, welches (von Ausnahmen abgesehen) höheren Aufgaben in keiner Weise gewachsen ist. Und zwar ist das nicht erst seit einem Jahrzehnt so, sondern seit einem Menschenalter und länger: der Uebelstand besteht und ist gewachsen in dem Maße, als die Lebensbedingungen des Handwerks — theils durch das Ueberhandnehmen des öffentlichen Dienstes — ungünstigere wurden, also nicht etwa erst seitdem Eisenbahnen und Telegraphen unserer Volkswirthschaft ein neues Gesicht gegeben haben, sondern lange vorher schon wurde mit jedem volkswirthschaftlichen Fortschritt, aber auch mit jeder neuen Kraftanstrengung zur Hebung des öffentlichen Lebens die Existenz des Handwerks eine schwierigere. So erscheint die heutige freie Gesetzgebung nicht als die Ursache, sondern vielmehr als die unabweisbare Folge einer totalen Umwälzung unserer gewerblichen Verhältnisse. Und in der That sehen wir schon in der langen trostlosen „Biedermännerzeit" die allmälige Wandlung des Handwerks sich vollziehen; in Frankreich und England bei deren politischer Entwicklung naturgemäß früher, als bei uns in Deutschland, weshalb uns auch jene Länder in volkswirthschaftlicher Beziehung immer um einige Pferdelängen vorausgewesen sind. In den fünfziger Jahren, in denen bei uns das Eisenbahnwesen erst in Schwung kam, und in denen die alte gewerbliche Gebundenheit noch immer dem neuen Geiste trotzte, war nach meiner Vorstellung das deutsche Handwerk in mancher Beziehung sogar weniger leistungsfähig als heute; denn heute haben wir doch wenigstens die unverkennbaren Anfänge eines frei emporstrebenden Kunsthandwerks, das auch so glücklich ist, bei seinem Publikum der Entwickelung eines geläuterten Geschmackes zu begegnen, während vor 20 und 30 Jahren Handwerk und Publikum zugleich an einer Geschmacksverwilderung litten, mit der verglichen die Herrschaft des sogenannten „Napoleonsstyls" noch immer eine Wohlthat war.

Es wird behauptet, daß das deutsche Handwerk gerade in diesem

Moment auf einer tieferen Stufe stehe denn je, und man giebt sich von gewisser Seite große Mühe, diese vorgebliche Erscheinung auf das Bestehen der Gewerbeordnung von 1869 zurückzuführen. Namentlich über die Ungebundenheit des Verhältnisses zwischen Lehrlingen und Meistern und über das „Davonlaufen" der ersteren wird leidenschaftliche Klage geführt, wogegen die Klagen über den Contractbruch der Gesellen augenblicklich — die Zeit ist der Berufung auf Strikes u. dgl. nicht sehr günstig — etwas in den Hintergrund getreten sind. Das lawinenartige Anwachsen dieser Klagen hat keine positiv-praktische Bedeutung; denn selbst wenn unsere gesetzgebenden Factoren, was ja durchaus unwahrscheinlich, sich zu gewerbepolizeilichen Experimenten verleiten lassen sollten, so würde der gewaltige Strom der wirthschaftlichen Entwickelung sehr bald alles Unhaltbare und Ungesunde hinwegspülen; wohl aber hat das Nachbeten solcher Klagen die sehr ärgerliche negativ-praktische Folge, daß unsere Gewerbetreibenden eine wesentliche Besserung ihrer Lage und eine wirkliche Hebung ihrer Leistungsfähigkeit von äußeren Einflüssen erwarten, anstatt selbst Hand an's Werk zu legen. Die „Meister" sollten namentlich bedenken, daß sie sich durch das endlose Lamentiren über die Lehrjungen denn doch ein großes Armuthszeugniß ausstellen. Wozu brauchen sie denn Lehrlinge? Man sollte meinen: zur Fortpflanzung ihrer gewerblichen Fertigkeiten auf eine jüngere Generation. Mit nichten! Der Lehrling wird nothwendig gebraucht als Laufbursche und als billige Arbeitskraft, ohne welche das Gewerbe den Meister nicht mehr oder nicht mehr bequem ernährt. Und dazu soll der Staat seinen mächtigen Arm herleihen, er soll einen jungen Menschen zwingen eine Reihe von Jahren hindurch in einer Stellung auszuhalten, in der ihm das nicht gegeben werden kann, was er erwartet hat, nämlich eine allseitige Ausbildung in dem erwählten Berufe. Es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß heute nur noch selten ein Gewerbtreibender im idealen Sinne des Wortes „Handwerker" ist, und daß auch beim besten Willen und der größten Befähigung zum Lehren nur sehr wenige Meister jungen Leuten die Gelegenheit zum Erlernen eines Vollhandwerks geben können, weil sie eben nur ein Stück davon betreiben. Aber sehen wir sogar von dieser wichtigsten Voraussetzung ab — wo sind denn die Meister, denen es eine Herzensangelegenheit ist, ihre Pflegebefohlenen von früh bis spät zu belehren und zu überwachen? — wo die Meister, die ihren Lehrlingen sagen können: „Mache mir's nur nach, so wirst du ein Meister in deinem Berufe werden?

Die ganze leidige Lehrlingsfrage krankt an der gänzlich falschen Voraussetzung, als ob bei der Mehrzahl unserer Gewerbtreibenden junge Leute noch ein Vollhandwerk erlernen könnten. Schütteln wir jedoch diesen unverständigen Wahn ab und sprechen wir nicht ferner von Handwerkslehrlingen, wo es sich thatsächlich fast überall nur um „jugendliche Arbeiter" handelt. So wenig der Staat die Mittel besitzt, um die gewerbliche Ausbildung junger Leute zu beaufsichtigen, so wenig er den Lehrherren genaue Vorschriften darüber machen kann, zu welchen Arbeiten sie die jungen Leute gebrauchen dürfen und bis zu welchem Grade sie dieselben auch in den kaufmännischen Theil und die sonstigen „Geheimnisse" ihres Geschäftes einweihen müssen; — so wenig hat der Staat Veranlassung, ein unter dem Namen „Lehrvertrag" abgeschlossenes Uebereinkommen unter anderem als allgemein zivilrechtlichem Gesichtspunkte zu betrachten. Und hier mag auch gleich dem anderen Wahn entgegengetreten werden, als ob wir für das Lehrlingswesen aus den Zeiten des Zunftzwanges ein nachahmenswerthes Muster finden könnten; der Lehrling war auch in den Blüthezeiten des Handwerks der geschundene arme Teufel; wenn er etwas mehr lernte, als sein heutiger Epigone, so lag das daran, daß er in der Regel aus besserem Holz geschnitzt war und daß ihm der Gewerbetrieb seines Meisters mehr zu lernen gab. Im Uebrigen wurde er geknufft und gepufft, auch von der Frau Meisterin und den Gesellen. Von einer Anleitung zur beruflichen Selbstständ-

digkeit war keine Rede; ja sogar noch dem Gesellen suchte der Meister seine intimsten Künste (das „finishment“ der Amerikaner) geheimzuhalten. Gar vieles mußte der Geselle seinem Meister verstohlen absehen, wozu sich freilich bei dem durch den Wanderzwang gebotenen Wechsel dem Umsichtigen reichliche Gelegenheit ergab.

Es ist so verführerisch, Gott und alle Welt für die eigenen Fehler verantwortlich zu machen, daß man am Ende den ganzen mit der Gewerbeordnung getriebenen Reformschwindel den **Urhebern** nicht zu hoch anzuschlagen braucht. Ein Gleiches gilt ja auch von der Frage der Schutzzölle u. dgl. Gewiß, wollte der Staat den auf dem Gebiete volkswirthschaftlicher Gesetzgebung an ihn gestellten reaktionären Anforderungen nachgeben, so würde er wohl den zunächst Betheiligten das Leben etwas angenehmer machen; aber er würde dies thun auf Kosten der Gesammtheit und keineswegs zum nachhaltigen Nutzen derer, deren besondere Interessen geschützt werden sollen. Der Handwerker, dem es um seinen Beruf wirklich Ernst ist, — und ich kenne doch solcher wackeren Männer mehr als einen, — der wird einen „Lehrling“ als solchen nur dann aufnehmen, wenn er ihn etwas Tüchtiges lehren kann; er wird lieber auf die Hülfe von Lehrlingen ganz verzichtrn, ehe er körperlich und geistig unreife Bürschchen zu Proletariern seines Berufes heranzieht; er wird seinen Lehrling nicht zurückhalten, wenn sich diesem anderwärts Gelegenheit zu besserer Ausbildung darbietet; er wird das Davonlaufen eines nichtsnutzigen Jungen nicht betrauern; dagegen wird er unablässig bestrebt sein, sich selbst in seinem Berufe zu vervollkommnen, er wird anstatt Petitionen um Schutzzölle zu unterschreiben, mit Eifer die von Anderen, auch im Auslande, gemachten Fortschritte verfolgen, er wird auf den guten Zustand seines Werkzeugs und auf die solide und gefällige Ausführung seiner Arbeiten die größte Sorgfalt verwenden, er wird sein Geschäft vorsichtig betreiben, gut Buch führen und dem Schlendrian des Waarenkredits Feind sein; er wird nicht zu viel Geld und Zeit dem Wirthshaus opfern und nicht leichtsinnig eine eigene Familie oder ohne genügende Mittel eine Selbstständigkeit begründen.

Neue Bücher.

Vogel, Prof. Herm., Praktische Spektralanalyse irdischer Stoffe. Anleitung zur Benutzung der Spektralapparate u. s. w. Mit 80 Figuren. Nördlingen, Beck. (7 M.)

Meyer, Prof. O. E., Die kinetische Theorie der Gase. Breslau, Maruschke-Behrend. (8 M.)

Sadowski, N. v., Die Handelsstraßen der Griechen und Römer an die Gestade des baltischen Meers. Jena, Costenoble. (7,20 M.)

Fabretti, Prof., Paläographische Studien. Aus dem Italien. Leipzig, Teubner. (5 M.)

Köstlin, Prof. K., Rich. Wagner's Tondrama: Der Ring der Nibelungen. Tübingen, Laupp. (1,60 M.)

Gagarin, S. J., La question réligieuse en Pologne. Mémoire rédigé en 1856 par feu le baron A. de Haxthausen, accompagné de notes. Berlin, Behr. (1 M. 20.)

Gilbert, G., Beiträge zur innern Geschichte Athens zur Zeit des peloponn. Krieges. Leipzig, Teubner. (9,20 M.)

Spieß, E., Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode auf Grund vergleichender Religionsforschung dargestellt. Jena, Costenoble. (13 M.)

Herbst, Rector W., Die neuere und neueste Geschichte auf Gymnasien. Ein Votum. Mainz, Kunze. (0,70 M.)

Pflüger, E. W., Die teleologische Mechanik der lebendigen Natur. Bonn, Cohen. (1,60 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. E. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 1. Juni 1877. Nr. 22.

Inhaltsverzeichniß: Wirklich kosakisch? — Die Erblichkeit. — Vermischtes: Aus dem Jahre 1848. Aus den Papieren eines Vollendeten. — Neue Bücher.

Wirklich kosakisch?

Der Mann, welcher sich besser aufs Prophezeihen als auf die Republik verstand, obgleich ihn die letztere zehnmal unsterblicher gemacht haben würde als alles Weissagen von Jesaias bis zum Bruder von Lehnin, starb im Wonnemonat des Jahres 1821. Nehmen wir an, er habe sein geflügelt Wort von dem Europa, das in 50 Jahren republikanisch oder kosakisch sein werde, auf dem „Bellerophon" gesprochen, so war der Verfalltermin im Jahre des Herrn 1865. Hat er es innerhalb seiner sechs letzten Lebensjahre über die Umzäunung der Zähne gebracht, so haben wir die Wahl von 1865—1871. Dann aber war es Zeit, hohe und höchste Zeit.

Hatte jener Mann nun Recht, so brauchen wir nicht erst noch Kosaken zu werden, wir sinds und müssen bereits unsre Prüfung gemacht haben. Die Examina begannen im Frühjahr 1875 und dauerten bis dahin 1877, und, es scheint, daß wir sie alle glänzend bestanden haben bis zum Doctor obedientiae et servitutis, zum Doctor beider Unrechte.

Rußland hatte die Absicht, die Türkei aufzurollen, und zwar von zwei Seiten her, vom Illyricum und von Kolchis. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, befolgte es das Recept des weiland Theaterdichters Scribe, es erfand „ein Glas Wasser" und blies hinein. So entstand der „Sturm im Glase Wasser", das „Bischen" Aufruhr in dem „Bischen Herzogewina." Ein paar Regimenter hätten genügt, die dort umherfahrenden Kohlen auszutreten, wäre das den Russen gefällig gewesen. Es war ihnen aber nicht gefällig; sie holten vielmehr die ganze europäische Feuerwehr zusammen und kommandirten sie so geschickt, daß die Schläuche nie dorthin trafen, wo es brannte, sondern stets weit daneben. Endlich fraß sich das Feuer am Boden fort und ergriff die Wälder; Waldbrände aber sind besonders tückisch und gefährlich. Bosnien begann zu brennen und in Serbien wurde der Boden heiß. Da meinte Graf Andrassy am heiligen Sylvesterabende 1875, es müsse frisch gepumpt und noch einmal herzhaft hinein gestrahlt werden, so sei das Ding zu Ende und die Feuerwehr könne endlich nach Hause gehen.

Rußland sah die Gefahr der Löschung und schlug, jetzt im Mai vor Jahresfrist, einen ganz andern Weg vor, um dem Feuer beizukommen. Da erklärte England, es zöge mit seinen Spritzen heim, weil

Rußland Petroleum in die Pumpen schöpfe und so ein Feuer entzünden müßte, welches garnicht zu löschen sei. Die übrigen Hauptleute der Löschmannschaften schienen gar nichts gemerkt zu haben und hatten flottweg den russischen Modus acceptirt.

Da indessen die Zeit noch nicht gekommen war, wo die Feuerwehren sich auf der Brandstätte in die Haare gerathen durften, so begnügte sich Rußland, einen brennenden Stamm nach Serbien und einen zweiten nach Montenegro zu werfen und so einen mächtigen Brand an der Drina, der Morawa, am Timok und in den Schluchten der Schwarzen Berge zu entflammen. Die Feuerwehren waren ganz perplex: je länger sie operirten, desto lustiger brannte es; aber nicht Einem kam es in den Sinn, daß es vielleicht gescheidter wäre, nach Hause zu gehen, und noch viel gescheidter, wenn man überhaupt die heimischen Schuppen nicht verlassen hätte.

Jetzt begann Rußland selber zu rüsten, recht langsam und methodisch, aber um so gründlicher, ohne daß sich Jemand etwas Arges dabei gedacht hätte. Das Schwarze Meer war ja ein türkischer See geworden, und zu Lande lag das „neutrale" Rumänien im Wege, Rumänien, das keine fremde Macht ohne Einverständniß mit der Pforte betreten durfte!

Während der russischen Rüstungen zu zwei Kriegstheatern fand noch, im Geiste unserer versammlungsseligen Zeit, ein Feuerwehrtag zu Konstantinopel statt, auf dem die Pforte gezwungen werden sollte, die Löschung nach russischer Anweisung und unter Assistenz einer europäischen Kommission vorzunehmen; wogegen die Pforte erklärte, man möge sie gefälligst allein lassen, sie verstehe die Sache selbst am Besten. Große Aufregung unter den Delegirten, gewaltiges Trotzen und Protzen, und endlich gemeinsame Heimkehr der Herren Europäer.

Die Gemeinsamkeit Europas, d. h. seine gemeinsame Unterwerfung unter den russischen Willen, war theoretisch konstatirt; es fehlte nur noch etwas „Schriftliches", „um Lebens oder Sterbens willen". Da begab sich der kundige Feuerwehrmann Ignatieff nach Berlin, Paris und London, um in einem nachträglichen Konventikel seinen „Schein" zu bekommen, und England war so thöricht, diesen „Schein" auszustellen. Bei den Andern hatte es nämlich gar keine Gefahr. Mit diesem Schein in der Hand gerirte sich nun Rußland als Mandatar Europas und erklärte den Krieg an die Pforte. Rumänien lag zwar auf dem Wege, stand aber durchaus nicht im Wege. Rußland schloß eine Konvention mit dem Fürsten Carol ab, und auch die edlen „Nachkommen der alten Römer", der dako-romanische Plunder zwischen der Donau und Siebenbürgen, empfand eine große und heilige Mission; das vermeintlich neutrale Gebiet, das „Belgien des Ostens", hängte sich an den russischen Rockschoß und erklärte seinem Lehnsherrn den Krieg.

Dem Allen hat Europa ganz ruhig zugeschaut und schaut ihm noch mit überlegener Schlauheit zu. Jeder rollt sich wie ein Igel zusammen und flüstert weise Sentenzen von der „Wahrung der eigenen Interessen" und der „Abwartung des richtigen Momentes", den ihm wahrscheinlich der Kosak angeben wird.

England hat bis jetzt vergeblich auf die Hand gewartet, die sich nach ihm ausstrecken soll, während das historisch bewährte Bündniß zwischen England und Oesterreich auch heute noch genügen würde, dem

ganzen Spuk ein Ende zu machen. Graf Andrassy steht in der letzten Defensivredoute gegen den slavophilen Andrang und die Lust nach slavischen Annexionen. Lange wird er nicht mehr widerstehen können; gelingt ihm sein letzter Ausfall nicht, so muß er kapituliren und mit ihm kapitulirt zugleich Oesterreich — zum dritten und entscheidenden Male. Villafranca und Nikolsburg ließen sich ertragen, streicht aber Oesterreich die Segel vor Rußland, kommt es mit einem Danaergeschenk heim, so hat es sein Testament endgültig gemacht. Rußlands Herrschaft über den Südosten Europas ist besiegelt und die Aufrollung Oesterreichs lediglich eine Frage der Zeit. Der „kranke Mann" hat alsdann seinen Sitz vom Bosporus nach Wien verlegt.

Das deutsche Reich aber, glänzend vertreten durch die „Norddeutsche Allgemeine", welche den künftigen „Dank" Rußlands schon jetzt escomptirt, durch die „Post", welche Oesterreich auffordert, „von der Adria bis zum Pontus" zuzugreifen, wo ja lauter herrenloses Gut umherliege, durch die „Provinzialcorrespondenz", welche des deutschen Michels Gesicht gewaltsam nach Westen dreht: Deutschland hat ganz andere Schmerzen und Sorgen als die Zukunft der Donau und die Existenz Oesterreichs. Italien wird auf der Ostküste der Adria landen, sobald das Jägerrecht der Hunde proklamirt wird, sobald Oesterreich in die slavische Falle geht. Nur das einzige England weiß ganz genau was es zu thun hat, wenn keiner mit ihm geht. Es nimmt sich den Suezkanal, zur Noth ganz Aegypten, vielleicht auch Kandia, und es befestigt Constantinopel vom Pontus bis zum Marmormeer. Vom thrakischen Bosporus bis nach Gibraltar kommt ihm kein russisches Schiff in's Wasser. Wenn den Andern die Donau und der Balkan gleichgültig sind, so ist ihm diese Gleichgültigkeit am Ende aller Enden auch gleichgültig.

Die sogenannte conservative Politik hat stets den Vorwand ausgehängt, es sei auch nach Außen Sorge zu tragen, daß die demokratischen oder „anarchischen" Elemente niedergehalten würden. Selbst der Krieg müßte vorsichtig geführt und jenen Elementen das Wasser abgegraben werden. Nun wohl, es ist Niemand in Europa, der es mit seinem Vaterlande wohl meint, der nicht in innerster Seele über den revolutionären Krieg Rußlands ergrimmte, der nicht unendlich konservativer dächte, als die Sprachrohre der Russen in aller Herren Ländern. Grade die Demokraten und „Anarchisten" wollen den geographischen Status quo, das ist die Zukunft Europas sicher gestellt wissen und anarchisch denken und handeln grade diejenigen, welche das russische Doktorat so glänzend bestanden haben.

Während die „Anarchisten" konservativ sind, schützen und befördern die „Konservativen" die Anarchie in Europa. Der Papst und Mac Mahon sind die wahren Alliirten Rußlands, seine getreuesten Helfer und Helfershelfer; denn wenn Frankreich der „Soldat Gottes" wird, wenn die französische Kavallerie sich gegen die Ostgrenze massirt, so muß offenbar Deutschland zur Abwehr bereit sein, und wenn es irgend angeht, Frankreich zum zweiten Male, und zwar noch gründlicher heimsuchen. Im Westen Frankreich lahmlegen, im Osten Rußland machen lassen: das ist das wahre „europäische Gleichgewicht." Darnach beantworte sich Jeder die Frage selbst: „Wirklich kosakisch?" —

Die Erblichkeit.

Die Erblichkeit. Eine psychologische Untersuchung ihrer Erscheinungen, Gesetze, Ursachen und Folgen. Von Th. Ribot. Deutsch von Dr. O. Hotzen. Leipzig, Veit.

Vor wenigen Jahren noch war das von dem bekannten französischen Philosophen behandelte Thema im Großen und Ganzen nur den Curiositätensammlern überlassen, höchstens in der Lehre von den Krankheiten spielte die Frage, ob Patient von gesunden Eltern abstamme, ihre sehr ernste Rolle. Das ist mit einem Schlage anders geworden, seit der große englische Naturforscher, dessen Werk einst die geistige Signatur der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts bilden wird, seit Darwin, den Begriff der Vererbung genial erweiternd, sie zu einem der Fundamentsteine seiner großartigen Hypothese machte. Hatte die Vererbung früher als ein Zufall gegolten, der in einer wohlgeordneten Entwicklung als Störenfried mit irgend einer Seltsamkeit, einem sechsten Finger, einem Muttermale u. dgl. auftrat, so wurde die Vererbung jetzt vielmehr als die Grundlage, nicht blos der Eigenthümlichkeit des Einzelnen, sondern der gemeinsamen Entwicklungsstufe alles Organischen angesehen. Der Kampf ums Dasein und die Zuchtwahl mochten mächtige Factoren für das Einzelleben sein, für die Fortdauer ihrer Erfolge waren sie doch eben auf diesen dritten Genossen angewiesen, der das, was jene immer nur für die grade bestehende Generation erwerben konnten, nun für ungemessene Zukunften kapitalisirte. Wie wunderbar anders sah sich nun die Welt an, wie rankte in lebendiger Verbindung der Beginn alles Daseins bis herauf in das, was die Sonne des Heute hervorruft, bis hinein in das eigene Denken! Die festeste und letzte Burg der theologischen Weltanschauung war gebrochen, die Wunder des thierischen Instinctes lösten sich in eine Entwicklungsreihe auf, in der das Zweckmäßige neben dem Zweckwidrigen lag, in der das Nothwendige mit dem Ueberflüssigen fort und fort kämpfte, je nachdem die für diese Begriffe maßgebenden Bedingungen der Außenwelt sich änderten. Noch glänzendere Siege hatte das neue Princip im Gebiete der Anthropologie zu erwarten und zwar insbesondere innerhalb der bisher so exclusiv gehaltenen Domaine des Geistes resp. der Seele. Hier mußten die Räthselfragen, welche die Philosophie mit der Annahme der „angebornen Ideen" abgefertigt hatte, endlich richtig gestellt und gelöst werden, hier hatte der Monismus seine Unwiderleglichkeit zu erweisen. Darwin hat mit jener vorsichtigen Bescheidenheit, welche dieses wissenschaftliche auch zu einem sittlichen Phänomen macht, nur Grundzüge der Lehre entworfen, nur einige der complicirtesten Beispiele erläutert und den nach ihm Forschenden ist ein weites Feld noch frei.

Hr. Ribot hat sich nun sein Gebiet abgesteckt, er hat die Vererbung, wie sie im Menschen sich psychisch äußert, bearbeitet. Daß es ein Philosoph und nicht ein Physiolog ist, der sich diese Aufgabe gestellt, das scheint uns sogar ein Vortheil zu sein. Denn das specifisch naturwissenschaftliche Material, das hierbei in Rede kommt, ist einerseits so roh und unzuverlässig, andererseits so oft schon gesammelt, daß nicht zu fürchten ist, die Laienhand würde hier zum Schaden des Ganzen sich bemerkich machen. Wo es dagegen darauf ankommt, das Beobachtete in höheren Gesichtspunkten zu verbinden und die Folgerungsfähigkeit zu untersuchen, da ist uns der

Philosoph ein sicherer Führer. Auch daß Hr. Ribot noch Dualist ist, gereicht dem Buche nicht zum Nachtheil, denn die nothwendige Grundlage seiner Forschung ist das leibliche Substrat, das nun einmal, auch bei einer Vererbung alleridealster Art, nicht fehlen kann, und da er das nicht leugnen kann, auch gar nicht zu leugnen versucht, so ist eben das Sperren vor der monistischen Consequenz nur mehr eine ataviſtische Anwandlung, die sich wol später verlieren wird.

Herr Ribot beginnt seine Untersuchung, indem er die Beobachtungen sondert nach Fällen einer Vererbung der Instincte, der Sinnsvermögen, des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, des Denkvermögens, der Gefühle und Leidenschaften, des Willens, der Volkseigenthümlichkeiten und schließlich krankhafter Seelenzustände. Das ist etwas bunte Reihe, es ist schwer zu sagen, welchen durchgreifenden Grund der Verfasser gehabt haben mag für seine Scheidung der Leidenschaften von krankhaften Seeleuzuständen, besonders wenn beide als ererbte auftreten. Indessen ist das ohne Bedeutung für die Folgerungen, ebenso mag man die angeblichen Thatsachen ohne allzustrenge Kritik hinnehmen, da der Verfasser offenbar nicht darauf ausgegangen ist, sie nach seinen Zwecken sich auszusuchen. — Im zweiten Theile behandelt er die Gesetze der Erblichkeit, er erkennt solche an und stellt vier Grundformen auf, welche sich freilich, wie uns dünkt, einfach auf die directe Vererbung und die mit latenten Zwischengliedern reduciren ließen. In dem folgenden Theile versucht er eine Auseinandersetzung mit der monistischen Theorie, nicht mit Glück — wie schon bemerkt — aber jedenfalls mit dem aufrichtigen Bemühen, in der Frage, soweit sie ihm unentschieden scheint, jeder Seite der Betrachtung gerecht zu werden. Der interessanteste Theil ist uns der letzte gewesen, der die Folgen der Erblichkeit erörtert, ihren Einfluß auf die bewußte Zuchtwahl, ihre Rolle bei Enterbung oder Veredlung der Race bespricht, dann ihre seelischen Folgen betrachtet, ihre Bedeutung für Entstehung der Instincte und der Gefühle, für die Vervollkommnung der Intelligenz und eine neue Gestalt des Problems von der Entstehung der Verstandesbegriffe davon herleitet. Als die „sittlichen Folgen" behandelt er die Charakterbildung, wobei die Frage von der Freiheit der Persönlichkeit, sowie die von der Entstehung des Bösen mitberührt werden. Den Schluß bildet ein Blick auf die socialen Folgen, die sich in der Gestaltung der Familie, im Kastenwesen, im Adel aussprechen und in der erblichen Monarchie ihren höchsten Ausdruck finden, über welche jedoch der Verfasser sich mit der Respectlosigkeit des Philosophen und Physiologen zugleich äußert.

Die Uebersetzung liest sich gut, Herr Dr. Otzen hat, wo es nöthig, in Anmerkungen, die seine volle Sachkunde bezeugen, auf die Literatur die erst nach dem französischen Originalwerke erschienen ist, Bezug genommen.

Der Leser wird von dem Geiste, in dem die Schrift gehalten ist, am besten einen Begriff bekommen, wenn wir ihm ein Stück davon selbst vorlegen. Wir wählen zu dem Zweck die zusammenfassenden Schlußbetrachtungen:

Fassen wir alles Vorhergehende zusammen, um einen Gesammtüberblick unseres Gegenstandes zu gewinnen, so können wir ein doppeltes Verfahren einschlagen: wir können uns allein an das Thatsächliche halten, oder den Versuch machen, an dasselbe irgend eine wahrscheinliche

Hypotheſe anzuknüpfen, wir können uns auf die Erfahrung beſchränken oder verſuchen, über ſie hinauszukommen, indem wir dabei von ihren Ergebniſſen ausgehen. Im erſten Falle haben wir die Erblichkeit als Lebensgeſetz kennen gelernt, deſſen Urſache die theilweiſe Identität der weſentlichen Elemente des elterlichen und kindlichen Organismus iſt. Im zweiten Falle erſchien ſie uns als Bruchſtück eines weit allgemeineren Geſetzes, eines Geſetzes, welches das All beherrſcht, und deſſen Urſache in dem allgemeinen Mechanismus zu ſuchen war. Wir wollen nun die Frage in der einen und anderen Weiſe betrachten.

I.

Als Anhänger der Erfahrung haben wir nur das in Kürze zuſammenzufaſſen, was wir im Verlaufe dieſes Werkes ſchon geſagt haben. In Bezug auf die Merkmale der Art tritt die Erblichkeit augenſcheinlich als Grundgeſetz, welches keine Ausnahme erleidet, auf. Im Leiblichen wie im Geiſtigen erbt jedes Thier die Merkmale ſeiner Art unvermeidlich und mit Nothwendigkeit. Ein Thier, welches gegen alle Möglichkeit mit der leiblichen Bildung ſeiner Gattung die Inſtinkte einer anderen Gattung verbände, wäre eine pſychologiſche Mißgeburt: Die Spinne kann nicht fühlen und handeln wie die Biene, der Biber nicht wie der Wolf. Ja, noch mehr, in derſelben thieriſchen oder menſchlichen Gattung bewahren auch die Unterarten ihre ſeeliſche Eigenart in ſich wie ihre leibliche, nicht mehr und nicht weniger. Und endlich giebt es in der menſchlichen Gattung keine der Abarten ein und derſelben Race, welche Völker genannt werden, die, wenn man ſie in ihrer Geſammtheit betrachtet, nicht dauernde ſeeliſche Merkmale darböte.

In Bezug auf die Art iſt alſo die ſeeliſche Vererbung unbeſtreitbar, und ein Zweifel gegen die Erblichkeit könnte ſich nur auf die Eigenart der Einzelnen beziehen. Wir haben durch eine große Anzahl von Beiſpielen, die wir noch leicht hätten vermehren können, dargethan, daß die Fälle von individueller Vererbung zu zahlreich ſind, um, wie man es hin und wieder verſucht hat, auf Rechnung des Zufalls geſetzt zu werden. Wir haben gezeigt, daß alle Arten geiſtiger Thätigkeit übertragbar ſind: Inſtincte, Wahrnehmung, Einbildungskraft, Geſchick zu ſchönen Künſten, Verſtand, Anlage zu den Wiſſenſchaften und zu abſtracten Unterſuchungen, Gefühle, Leidenſchaften und Willenskraft; ferner ebenſo wie viele andere die Krankheitszuſtände: Wahnſinn, Hallucination, Blödſinn.

Nach Feſtſtellung der Thatſachen blieb uns noch die Aufgabe, ſie zu erklären und ihre Geſetze zu beſtimmen. Hier gelangt man nun bei dem unentwirrbaren Durcheinander zwiſchenlaufender Urſachen nur zu einer rein theoretiſchen Beſtimmung des Geſetzes. In der Praxis kann man jedoch einige empiriſche Formeln aufſtellen, welche eine genügende Ordnung der Thatſachen ermöglichen. So erſcheint alſo die Vererbung bald als eine unmittelbare und bald als eine mittelbare; bald geht ſie von Eltern zu Kindern, bald weiſt ſie uns auf irgend einen entfernten Vorfahren zurück. Wir haben den Nachweis dafür verſucht, wie die Erſcheinungen des Atavismus oder der rückfälligen

Vererbung trotz ihrer scheinbaren Wunderlichkeiten nicht ohne Nutzen mit dem Generationswechsel bei den niederen Thieren verglichen werden können, und wie diese Beispiele uns jedenfalls sehr wohl die Erblichkeit in ihrer ganzen Bedeutung, in der ganzen unbesieglichen Hartnäckigkeit ihrer Gesetze klar machen können.

Von den Gesetzen zu den Ursachen übergehend, sonderten wir sorgfältig jede Frage nach den letzten Gründen aus, und fanden als einzige zulässige Hypothese über die unmittelbare Ursache der Vererbung folgende: Die seelische Vererbung findet ihre Ursache in der leiblichen Vererbung, und diese findet ihren Grund in der theilweisen Identität des leiblichen Stoffes, aus dem der Organismus bei Eltern und Kindern aufgebaut ist, und in der Abscheidung dieses Stoffes durch die Zeugung. Die Erblichkeit ist also im Grunde eine theilweise Identität. Das hat uns gestattet, die Stellung unseres Gegenstandes im Gesammtbereiche der psychologischen Studien in ganz bestimmter, so zu sagen topographischer Weise zu bezeichnen. Die Erblichkeitsfrage gehört zur Lehre der Beziehungen zwischen Geistigem und Leiblichem, sie ist eine der Erscheinungsweisen des Einflusses vom Leiblichen auf das Geistige, und sie ist ein Theil von der einen Hälfte dieser Wissenschaft.

Die Untersuchung der Folgen hat uns auf praktische Fragen hingeführt. Die Erblichkeit überliefert, erhält, sammelt an. Und was ist das Ergebniß hiervon? sie schafft intellectuelle und sittliche Lebensrichtungen; jeder Fortschritt bereitet einen neuen Fortschritt vor, jeder Rückschritt einen weiteren Rückschritt. So boten sich uns denn zwei Erklärungen der allgemeinen Folgen der Vererbung dar: eine auf den Grund gehende aber hypothetische, und eine thatsächliche. Die erstere schreibt der Erblichkeit eine schöpferische Macht zu, und erklärt durch sie die Entstehung unserer Geistesvermögen, die andere legt ihr nur eine erhaltende Bedeutung bei, und erklärt sie durch die Entwicklung unserer Geistesvermögen. Wir haben uns an diese letztere Auffassung gehalten, da jede gewagtere Erklärung uns voreilig zu sein schien.

Im Grunde schien uns die Frage nach den Folgen durch das allgemeine von der Erfahrung bestätigte Gesetz beherrscht zu werden, daß die Uebertragung einer jeden erworbenen Veränderung stattfindet oder doch stattfinden kann. Wenn die Thatsache der seelischen Vererbung erst besser erkannt sein wird, wenn unsere unbestimmten Ahnungen über diesen Gegenstand erst zur klaren Erkenntniß geworden sein werden, dann wird ihre heute erst halb erkannte sociale Bedeutung besser begriffen werden, und manche Fragen, deren Erörterung jetzt müßig sein würde, werden sich dann von selbst aufdrängen, und sich vielleicht von selbst auflösen. Und schon jetzt ist es unmöglich, daß selbst die argloseſten Geister sich nicht die Frage vorlegen sollten, ob der Mensch die wirklich erkannten Gesetze der Erblichkeit zu seiner sittlichen und intellectuellen Vervollkommnung verwerthen und hier wie anderswo eine Naturkraft seinen Plänen dienstbar machen könnte. Vor etwa 40 Jahren warfen Spurzheim und Andere die Frage auf, ob man nicht eines Tages dahin gelangen würde, die geistige Natur der Kinder voraussagen zu können, wenn die geistige Verfassung ihrer Eltern bekannt wäre, und „ob man nicht leicht begabte Menschenracen würde hervorbringen

können, bei Anwendung desſelben Verfahrens, durch welches man die verſchiedenen Thierracen erzielte?"

Bis jetzt iſt hierauf noch keine entſcheidende Antwort möglich. Bis jetzt hat ſich der Menſch mehr die Vervollkommnung anderer Racen als diejenige ſeiner eignen angelegen ſein laſſen; vielleicht iſt das aus Unkenntniß der Naturgeſetze geſchehen. Man kann jedoch auf eine unbeſtreitbare Wahrſcheinlichkeitsberechnung geſtützt behaupten, daß geiſtig wohlbegabte Eltern Ausſicht auf geiſtvolle Kinder haben: daß, ſo zahlreich die Abweichungen und Unregelmäßigkeiten auch ſein mögen (und wir ſahen es, daß ſie es auch ſein müſſen), es doch wie in allen Verhältniſſen ähnlicher Art, die zum Theil von beſtändigen, zum Theil von veränderlichen Urſachen abhängen, am Ende das Geſetz iſt, welches den Sieg behält, und daß daher eine bewußte und lange Zeit angewandte Zuchtwahl zu guten Ergebniſſen führen müßte. Aber die ſo erzielte Race dürfte niemals ſich ſelbſt überlaſſen bleiben; denn wir wiſſen, daß die Erblichkeit auch abgeſehen vom Atavismus, der ja anſcheinend erloſchene Formen des geiſtigen Lebens plötzlich wieder zurückführt, immer nach Rückkehr zum urſprünglichen Typus trachtet, oder ohne Gleichniß zu reden, daß Alles, was erſt ſeit Kurzem erworben iſt, auch wenig Beſtand hat, und vielleicht gleichen ſolche auserwählte Conſtitutionen ſehr veränderlichen Zuſammenſetzungen, die ſich nur ſchwer in ihrer Verbindung erhalten.

Wir wiſſen ſicherlich nur wenig darüber, was der Menſch urſprünglich geweſen iſt, und wir können nicht ſagen, was aus ihm werden wird. Aber ſtellen wir einmal den Naturzuſtaand demjenigen der höchſten Bildung gegenüber, vergleichen wir den faſt nackten Wilden mit ſeinem Gehirne, reich an Bildern und arm an Ideen, ſeiner unentwickelten Sprache, ſeinen Fetiſchen, wie er an die Natur gekettet iſt, in in ihrem Leben lebt und mit ihr verſchmilzt, mit dem der Natur entfremdeten hochgebildeten und verfeinerten Menſchen, der in alle Verfeinerungen der Kunſt, der Literatur und Wiſſenſchaften, in allen Luxus und alle Tiefen des ſocialen Lebens eingeweiht der Vorſchrift Göthe's zu leben ſucht: „Lerne Dich ſelbſt und alles was außer Dir iſt, verſtehen." Die Entfernung zwiſchen dieſen äußerſten Gegenſätzen ſcheint geradezu unermeßlich, und doch iſt ſie Schritt für Schritt durchmeſſen. Ohne Zweifel iſt dieſe aus dem verwickelten Spiele zahlreicher Urſachen hervorgegangene Entwicklung keinesfalls ausſchließlich der Erblichkeit zu danken; aber wir würden unſere Aufgabe mit ſchlechtem Erfolge gelöſt haben, wenn der Leſer jetzt nicht begriffe, daß ſie in großem Maaßſtabe dazu beigetragen habe.

II.

Verſuchen wir nun noch, über die Erfahrung hinauszugehen, und, ohne ſie aus den Augen zu verlieren, das Geſetz der Erblichkeit an irgend ein allgemeineres Geſetz, durch welches jenes erklärt wird, anzuknüpfen. Was man auch über die theoretiſchen Betrachtungen, die hier folgen werden, denken möge, ſo möge man nie vergeſſen, daß ſie von unſeren Unterſuchungen der Thatſachen unabhängig, ſind, daß ſie dieſe letztere ergänzen, ohne ſie umzuſtoßen. Wir haben das Thatſächliche niemals mit der Hypotheſe zuſammengeworfen.

Wenn man alle abgeschlossenen Systeme oder einseitig festgehaltenen Standpunkte bei Seite läßt, so scheinen die zeitgenössischen Arbeiten in England, Frankreich und Deutschland, sämmtlich den gemeinsamen Gedanken zu verfolgen, daß Alles, was wir erkennen können, und folglich Alles, was für uns im Bereiche der geistigen und körperlichen Welt vorhanden ist, auf den Gegensatz von Mechanismus und Spontaneität, von Determinismus und Freiheit zurückgeführt werden muß.

Nach Ansicht der Einen erklärt oder wird doch der Mechanismus noch einmal Alles erklären, und jede andere Hypothese ist nur dazu da, unsere Unwissenheit zu verdecken; für die Anderen ist der allgemeine Mechanismus nichts als die leere Form des Daseins, die Gesammtheit seiner Bedingungen, nicht das Sein selbst, der Anschein der Dinge, nicht ihre Realität. Sie können den Mechanismus nicht ohne ein primum movens begreifen, welches ihm erst Triebkraft und Leben verleiht. Der unumschränkte Determinismus der Erscheinungen ist unbestreitbar: das Ziel alles Wissens besteht in seiner Erforschung, die Aufgabe aller Wissenschaft ist, ihn nachzuweisen; der Fortschritt des Menschengeistes besteht darin, ihn auch dort wo Alles Zufall und Regellosigkeit zu sein scheint, auszuforschen. Eine jede Wissenschaft muß sich wenigstens ihren empirischen Bedingungen nach in den Rahmen des Determinismus um den Preis ihrer Begründung als Wissenschaft einfügen. Selbst diejenigen, die hier am meisten widerstreben, werden gleichsam durch ein unabwendbares Verhängniß dahin gezogen. Wir haben dies hier nur für die Erscheinungin des Seelenlebens von einem ganz bestimmten Gesichtspunkte, demjenigen der erblichen Uebertragung nämlich, versucht: denn die Erblichkeit ist eine Form des Determinismus. Die geistige Thätigkeit ist verschiedenen Gesetzen, die nur verschiedene Formen des Determinismus darstellen, unterworfen, das allgemeinste dieser Gesetze ist dasjenige der Verknüpfung oder der Angewöhnung. Wir haben uns hier nicht näher mit ihnen zu befassen. Aus diesem Wirrwarr von Gesetzen, deren ein jedes uns seinerseits unter den Zwang der Nothwendigkeit beugt, haben wir ein einzelnes herausgenommen. Es bleibt uns nur noch der Nachweis übrig, daß es in der That eine Form des Mechanismus ist.

In der Chemie und Physik gesteht man ohne Schwierigkeit zu, daß Alles durch Bewegung und Umbildung zu erklären sei, und daß folglich der unumschränkteste Determinismus in der unorganischen Welt obwalte.

Im Bereiche des organischen Lebens ist die Uebereinstimmung hierüber keineswegs so vollkommen. Viele vermeinen, daß der Einklang aller der Verrichtungen, welche das Leben bei Thieren und Pflanzen unterhalten, nicht ein einfaches Ergebniß der allgemeinen Bewegungsgesetze sein könne, und die Annahme eines über dem Organismus stehenden und anderen Gesetzen untergeordneten Principes nothwendig mache. Man kann jedoch nicht läugnen, daß alle vitalistischen Erklärungsversuche nur einen vorläufigen Charakter haben, daß sie täglich vor den mechanistischen Erklärungen weiter zurückweichen, und daß es wohl den Anschein hat, als hätten sie zuletzt nur unsere Unwissenheit zur Stütze. Und mehr noch, da die Summe aller Be-

wegung im Weltall unveränderlich ist, so ist die Annahme einer mit dem wirklichen Vermögen ausgerüsteten Kraft, Bewegung zu schaffen oder zu unterbrechen und zu verwandeln, voller Schwierigkeiten und Widersprüche; so daß der Schluß, zu dem wissenschaftliche Untersuchungen jetzt und in der Zukunft hinführen, der ist, „daß man Grund hat, das Leben auf die Gesetze des unorganischen Stoffes zurückzuführen, obwohl es ja Processe giebt, welche dem Leben eigenthümlich sind." (Cl. Bernard.)

Der Determinismus ist nun noch weit schwerer im Bereiche des Seelenlebens zur Annahme zu bringen. Und doch bestehen alle Fortschritte, welche die auf Erfahrung gegründete Psychologie seit vierzig Jahren gemacht hat — und diese Fortschritte sind durchaus vorhanden, so wenig sie auch bekannt sein mögen — in der Erforschung von Gesetzen, d. h. von unveränderlichen Gleichzeitigkeiten und Folgen, also eines Determinismus. Man hat diese Bahn erst seit so kurzer Zeit eingeschlagen, was man darauf geleistet hat, ist so wenig, nnd was noch zu leisten übrig bleibt, so viel, daß es ganz natürlich erscheint, wenn der seelische Determinismus zur Zeit noch viele Gegner und wenig Freunde hat. Und doch ist es aller Logik zuwider, diese Reihe von Erscheinungen vom Determinismus ausnehmen zu wollen. Zunächst ist schon die Wahrnehmung, dieser nothwendige Ausgangspunkt für die bewußte geistige Thätigkeit, physikalischen und physiologischen zum Theil bekannten Gesetzen unterworfen, und wir haben selbst gesehen, daß jede Sinneswahrnehmung sich in kleine Bewegungen auflösen läßt. Folglich ist die intellectuelle Thätigkeit (Urtheil, Folgerung, Gedächtniß, Einbildung) durch das große Gesetz der Verknüpfung oder Angewöhnung beherrscht, das offenbar nur eine Form des Determinismus ist. Und endlich haben wir auch gesehen, daß die Willenshandlungen, abgesehen davon, daß auch sie dem Gesetze der Angewöhnung, welches sie zu automatischen macht, unterworfen sind, nach ihren empirischen Bedingungen wenigstens immer in den Rahmen des allgemeinen Mechanismus gehören.

Es würde nun noch nachzuweisen übrig bleiben, daß auch die socialen und geschichtlichen Vorgänge dem Determinismus sich nicht entziehen können; auf eine wirklich fruchtbringende Art würde sich das hier aber nicht machen lassen. Wir beschränken uns daher einfach auf die Bemerkung, daß das die nothwendige Folge von Allem ist, was bis jetzt gesagt wurde. Die Geschichte ist ein Ergebniß der Einwirkung des Menschen auf die Natur und der Natur auf den Menschen; ist aber die Natnr dem Determinismus unterworfen, ist es ebenso die Thätigkeit des Menschen, wie soll sich ihm die geschichtliche und gesellschaftliche Entwicklung, welche daraus hervorgeht, entziehen?

So finden wir die Nothwendigkeit überall, beim Beginne, in der Mitte und am Ende von Allem. Ist es nicht überflüssig, noch weitläufig nachzuweisen, daß die Erblichkeit nur eine Form derselben ist? Wenn die Lebensprozesse in ihrer Entstehung und Entwicklung dem Determinismus unterworfen sind, wenn ferner die seelische Vererbung an die leibliche geknüpft ist, wird es da nicht klar, daß die erbliche Uebertragung eine jener Ursachen ist, durch welche der Mechanismus in die Thätigkeit des Geistes eingeführt wird, und welche der Natur den Zugang in das Reich der Freiheit eröffnet? Haben wir nicht gesehen,

daß im praktiſchen Leben, das heißt im Gebiete der Sittlichkeit, der Geſellſchaft und des ſtaatlichen Lebens die Freiheit alles das verliert, was die Erblichkeit erobert? Die Geſammtheit der Bewegungen, welche nach mechaniſchen Geſetzen einen Organismus zum Daſein und eher zu dieſer Art des Seins als zu einer anderen beſtimmen, beſtimmt indirekt auch die geiſtige Verfaſſung, welche ihren empiriſchen Bedingungen nach an dieſen Organismus gebunden iſt.

Die Erblichkeit iſt alſo ein Determinismus; was ſie aber von jedem anderen unterſcheidet, iſt daß ſie ein ſpecifiſcher Determinismus iſt, die Daſeinsgewohnheit einer Familie, einer Race oder einer Gattung. „Der Hang, den der Lebenshaushalt hat, der ihm früher eingeprägten Richtung zu folgen, jene Neigung zur Wiederholung, aus welcher die manchmal ſcheinbar freiwillige Wiedererzeugung gewiſſer Erſcheinungen entſpringt, haftet an der Organiſation. Sie iſt es, welche die Thiere dazu treibt, ſich ſelbſt nachzuahmen, d. h. das zu wiederholen, was ſie früher gethan haben, und die ſie ebenſo dazu treibt, ihre Vorfahren zu wiederholen.“ (Dutrochet.) — Mit anderen Worten: Nichts von dem, was einmal vorhanden iſt, kann zu ſein aufhören, und daher beim Einzelnen die Gewohnheit, bei der Art die Erblichkeit. Durch ſie fühlen wir uns in die unzerſtörbare Kette von Wirkungen und Urſachen hineingeriſſen; durch ſie knüpft ſich unſere armſelige Perſönlichkeit mitten durch die endloſe Verkettung der Nothwendigkeiten hindurch an die letzte Urſache aller Dinge an.

Die Erblichkeit iſt nur ein Fall des Urgeſetzes, welches die Phyſiker die Erhaltung der Kraft und die Metaphyſiker die allgemeine Urſächlichkeit nennen.

Aber kann denn Alles auf einen Mechanismus zurückgeführt werden? Schwerlich wird das zuzugeben ſein. Uns ſcheint es ſogar unmöglich, in ihm etwas Anderes als die Geſammtheit formaler Bedingungen und rein logiſcher Möglichkeiten des Daſeins zu ſehen, und zwar ſo, daß ſich an den Mechanismus halten heißen würde, ſich mehr an die Form der Dinge als an ihr Weſen halten. Wir glauben gewißlich, daß die ganze Erſcheinungswelt vom Determinismus beherrſcht wird, daß überall, wo Determinismus iſt, es auch eine Wiſſenſchaft giebt, und daß die Wiſſenſchaft nicht über ſein Bereich hinausgeht. Aber giebt es nicht auch außerhalb unſeres Wiſſens ein Etwas, was ſich ſeinen Griffen entzieht, obwohl es höher iſt als Alles, was es auf ſeinen eigenen Wegen erkennen kann? Es abläugnen hieße Widerſpruch, es erklären Muthmaaßung.

Es iſt gleicher Weiſe unmöglich, dieſes Etwas zu läugnen, wie es zu beſtimmen, denn es iſt uns ebenſowohl als etwas Nothwendiges wie als etwas Unbegreifliches gegeben. Man kann höchſtens ſagen, daß dieſes Unbekannte die Weſenheit iſt, welche ſich unter dem ſeeliſchen Determinismus verbirgt; das Ziel, dem in jedem Geſchöpfe die Lebensprozeſſe zuſtreben, und die dunkle Tendenz, welche ſich in allem Determinismus bis zu demjenigen des unorganiſchen Stoffes hinab, offenbart.

Dieſer höchſte Gegenſatz zwiſchen Freiheit und Mechanismus, der im Grunde derjenige zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft, zwiſchen dem Einzelnen und dem Allgemeinen iſt, bleibt für uns unlösbar.

Zuweilen neigt man der Meinung zu, daß alle Wesenheit in der Persönlichkeit beschlossen wäre, daß das Vollkommene in der höchst entwickelten Einzelbildung läge, und daß das Allgemeine nur eine ephemere Erscheinungsweise des Daseins sei, welche durch Alles, was die Einzelnen Gemeinsames haben, erzeugt würde; daß unter der Hülle des allgemeinen Mechanismus in der Natur gleichsam ein ausgestreuter Gedanke verborgen läge, der sich in der rohen Materie nicht erkenne, im Thiere sich suche, und sich finde im Menschen.

Zuweilen wieder neigt man der Meinung zu, daß die Individualität nur ein zerbrechliches Erzeugniß aus der Kreuzung ewiger Gesetze sei; daß es für uns, die wir in einem kleinen Winkel des All verloren seien, das Beste sein würde, die Persönlichkeit als eine Täuschung anzusehen, unsere Schmerzen die so eitel, unsere Freuden, die so kurz seien, zu verachten, um in innigster Gemeinschaft mit der Natur an der wandellosen Heiterkeit ihrer Satzungen Theil zu nehmen.

Manchmal aber neigt man auch der Meinung zu, daß jener höchste Gegensatz sich ohne Aufopferung der Freiheit an den Mechanismus, noch des Mechanismus an die Freiheit auflösen lasse; daß wir von einem höheren Gesichtspunkte aus erkennen könnten, daß uns dasjenige, was uns äußerlich unter der Gestalt des Mechanismus als Wissen gegeben ist, innerlich als Schönheit oder Sittlichkeit unter der Gestalt der Freiheit gegeben wurde.

Unserer Meinung nach wird der Fortschritt der schon vorhandenen oder der zukünftigen Wissenschaften gestatten, jene Antinomie richtiger und immer richtiger zu fassen. Verwegen aber wäre die Hoffnung, sie einst lösen zu können.

Vermischtes.

(Aus dem Jahre 1848.) Der Bremer Senator, aus dessen „Denkwürdigkeiten" jüngst ein Stück in diesen Blättern mitgetheilt wurde, hat uns u. A. ein in seiner Naivetät sehr werthvolles Bild von dem Frankfurter Fürstencongresse des Jahres 1863 gezeichnet. Die ernsthafte Erörterung darüber, ob man „Basis" oder „Grundlage" zu sagen habe, gehört ohne Weiteres in die Pickwick Papers. Aehnliche Dinge, aber in bewußter und durchaus nicht spaßhafter Absicht, werden uns jetzt von preußischen Zuständen aus dem Revolutionsjahre und aus Kreisen erzählt, die sonst, in Deutschland wenigstens, ihre Abgeschlossenheit von der Oeffentlichkeit streng zu wahren wissen. Der als Präses der Ordenscommission verstorbene General Heinr. v. Brandt war im Jahre 1848 von seinem Commando-Posten, wo er bei Xions die polnischen Insurgentenschaaren auseinander gesprengt hatte, nach Berlin berufen worden, um als Adlatus des Kriegsministers, damals Roth von Schreckenstein, zu functioniren. Hier hat er denn nach löblichem, in Deutschland leider noch zu wenig eingebürgertem Brauche Aufzeichnungen gemacht, die jetzt, nachdem ein Menschenalter vorüber und der Vorwurf der Indiscretion nicht mehr zu fürchten ist, in Rodenberg's „Deutscher Rundschau" zur Veröffentlichung gelangen. Natürlich

iſt es ein ausgeprägter Parteiſtandpunkt, der des conſervativen Militär, der die Anſchauungen des Verf. beſtimmt, auch läßt ſich oft genug eine Unluſt an dieſer ſeiner Miſſion und ein ſtarkes Selbſtbewußtſein erkennen, das die Erzählungen bisweilen färbt; aber an den Thatſachen ſelbſt, die er berichtet, iſt nicht zu zweifeln und in ihnen erhält man eine oft recht weſentliche Ergänzung zu dem bisher über dieſe Zeit Bekannten. Wenn im vorliegenden (Juni-) Heft der genannten tüchtigen Monatsſchrift es die Schilderungen der vor und nach dem Stein'ſchen Antrage ſtattgehabten Miniſterconferenzen ſind, welche uns an die Enthüllungen des Hrn. Duckwitz erinnern, ſo wird ſich das Intereſſe vorausſichtlich in den nächſten Heften noch ſteigern, welche die Erzählung bis zum Oktober fortzuführen verſprechen. Darauf ſei der Leſer alſo aufmerkſam gemacht. Heute ſei nur als Probe eine Skizze mitgetheilt, die Hr. v. Brandt von dem damaligen Abg. Lothar Bucher entwirft. Er ſchreibt: „Bei einem eigenthümlichen Anlaß ſah ich Bucher zum erſtenmal und konnte ihn näher ins Auge faſſen. Durch ein Mißverſtändniß war ſtatt ſeiner ein Mitglied der äußerſten Rechten in die Commiſſion für die ſogenannte Habeascorpus-Acte, Hrn. Waldeck's Lieblingskind, gekommen. Da erſchien eines Tages Hr. Bucher, mit den nöthigen Beweiſen für ſich verſehen, und reclamirte ſeinen Platz. Wenngleich die Mehrzahl dem Beſitzer offenbar Sympathien bewies, ſo hatte Waldeck doch genug Takt, jeden der Herrn ſeine Sache plaidiren zu laſſen und ſie hinterher zur Abſtimmung zu bringen. Ich habe nie Jemand mit mehr Talent und Mäßigung ſprechen hören, als Bucher bei dieſer Gelegenheit. Sein blondes Haar, ſeine leidenſchaftloſe Haltung erinnerten mich lebhaft an Bilder, die ich von St. Juſt geſehn. Bucher war ein rückſichtsloſer Nivellirer alles Beſtehenden, aller Stände und aller Vermögen, eines der conſequenteſten Mitglieder der Nationalverſammlung und zu jedem Schritte entſchloſſen, welcher ſeinem Ziele: „Tugend in den Principien und Bruderliebe in den Einrichtungen" entgegenzuführen ſchien. Ohne Kenntniß der Geſellſchaft, ſterilen juridiſchen Abſtractionen hingegeben, war er der vollkommenſten Ueberzeugung, daß das Heil der Welt nur aus einer plötzlichen, energiſchen und kraftvollen Zertrümmerung des Beſtehenden hervorgehn könne. Er half den öffentlichen Widerſtand organiſiren und verbreitete vorzugsweiſe den Gedanken dafür — es war beſonders ſein Gedanke —, die ehrgeizige und turbulente Fraction in der Nationalverſammlung zur Ergreifung einer Dictatur zu ſtacheln. Die ironiſche Geringſchätzung, mit der er die beſtehende Gewalt behandelte, mit der er offen ſeinen Haß gegen die alte Staatsverfaſſung darthat, und ſein Dogma von der Souveränität des Volkes, durch deſſen radikale Chimären er dieſes ſelbſt berauſchte und zugleich ſeine Fähigkeit für die Rolle eines Demagogen entwickelte, würden ihn bei einer längern Dauer alle ſeine Anhänger in ſeinen ſtreng logiſchen Beſtrebungen haben überflügeln laſſen. Merkwürdig übrigens bleibt es, daß ein Mann von ſo glänzenden Fähigkeiten nicht begriff, daß ein bewußtes Temporiſiren bis zum Moment, wo die Nationalverſammlung alle Geſetze geben und die Executive an ſich geriſſen haben werde, ihm von ſelbſt die Mittel bieten müſſe, ſeine Ideen ins Leben zu rufen, und daß er mit ſeltener Hartnäckigkeit dabei ſtehen blieb, einen Weg zu verfolgen, den weit

weniger Befähigte längſt als nicht zum Ziele führend erkannt hatten." — Hr. v. Brandt iſt erſt 1868 geſtorben, zu einer Zeit alſo, da Hrn. Bucher's Stern ſchon über andern Horizonten leuchtete, und ſo wäre freilich, ehe man über obiges Urtheil urtheilt, zunächſt feſtzuſtellen, zu welcher Zeit es wol niedergeſchrieben worden ſein mag.

(„Aus den Papieren eines Vollendeten.") So iſt auf dem Titel des Heftchens zu leſen, das vor uns liegt, und dieſen Staub wollen wir zunächſt wegblaſen, ehe wir zugreifen. Das Wort ſie ſollen laſſen ſtan — das iſt nicht blos von, ſondern auch für Theologen geſagt, ſobald ſie an der Reinheit unſerer Sprache ſich vergreifen wollen. Wir wiſſen, daß fromme Seelen ſich gern daran tröſten, theurer Verſtorbener als der „Vollendeten" zu gedenken, aber was nützt aller Seelentroſt, wenn das Participium doch falſch iſt! Er iſt nicht vollendet durch den Tod, er hat dadurch nur vollendet, nämlich ſein Leben, und ſo iſt „der Vollendete" jedenfalls eine Sünde, entweder gegen die chriſtliche Demuth, oder gegen die deutſche Sprache. Dieſe Alternative aber gewinnt an Intereſſe, wenn wir das „vollendet" auf dem Epitaphium finden eines preußiſchen Cultusminiſters, wie das hier der Fall. Anonym freilich, aber nach des Verlegers Verſicherung aus den Papieren des verſtorbenen Hrn. v. Mühler ſtammend, iſt ein religiöſes Gedicht „Tod und Leben" (Potsdam, bei Gropius) erſchienen, das nicht ohne pſychologiſches Intereſſe iſt. Hr. Lud. Pariſius hat einſt, mit .... viel Behagen, ſeine Spötterei mit den Gedichten getrieben, die der junge Mühler vormals drucken laſſen, ohne doch mit aller Mühe etwas Anderes zu beweiſen, als daß die Gedichte beſſer und luſtiger waren, als ihre nachträgliche Kritik. In dem jetzt veröffentlichten Gedichte lernen wir den Wendepunkt (und ſogar nach der Titelangabe: „Geſchrieben im Jahre 1848, gedruckt 1877" das Datum) kennen, an dem der Poet von dem, was er vermuthlich ſpäter Irrthümer der Jugend genannt hat, Abſchied nimmt. Es iſt ein Bekenntniß vergangener Sünde, zukünftigen Glaubens, das da in edler, ſchwungvoller Sprache abgelegt wird, und der Dichter ſieht — das läßt ſich nicht leugnen — der Sünde beim Abſchiede noch einmal recht voll und recht herzlich ins Angeſicht. Lieſt es ſich nicht ganz herzhaft ketzeriſch, wenn gegen das Dogma vom Sündenfall der Dichter ſich alſo erhebt:

Ein Gott, der Menſchen ſchuf, damit unwiſſend
Sie fielen, der mit Fluch und Tod und Strafe
Dann die unwiſſend Fallenden erdrückt:
Das iſt kein Gott, das iſt ein Truggeſpenſt. *)
Nein, daß ſie brechen ſollten von dem Baum
Der Gotterkenntniß, das war Gottes Wille,
Und Sünde nicht war's, daß ſie es gethan.
Denn das iſt Gottes Rathſchluß und Gebot:
Durch ringend ſteigende Erkenntniß ſollte

*) Erſt bis zu Ende leſen, Herr Pfarrer Kapff!

Die Menschheit läutern sich, von Stuf' zu Stufe
Aus der unmünd'gen Kindheit dunkelm Bann
Zum Jünglings- und zum Mannesalter schreitend,
Unendlich auf zu voller Gottesklarheit.
Da ist nicht Sünde, was ihr Sünde nennt,
Kein Böses, das in trotziger Empörung
Gott fremd und seinem Willen feindlich stünde.
Das einig gute Wesen Gottes, das
Der Urquell alles Seins, hat keinen Ursprung
Des Böseseins; nein, jenes Bösesein
Ist auch von Gottes Sein ein Theilchen nur,
Und seines Willens, seines Tempels Baustein.
Das lernet lernen! In der Welt Geschichten
Da lebt und webt der ew'ge Gott, und sendet
Den Irrthum, daß er überwunden werde,
Die Sünde, daß sie sterbe. Irrende
Und Sünder, sie sind seine Diener nur,
Vollziehen seine heiligen Befehle,
Und ohne Rechnung, ohne Strafe, weil
Des guten Gottes Werkzeug sie gewesen,
Gehn sie, nachdem sie ihr Geschick vollendet,
In seinen ew'gen Vaterschooß zurück,
Von dem zum Thun sie ausgesendet waren.
Das ist die große Harmonie der Welten,
Wo jeder Ton des Mißklangs schnell und leicht
Zum höhern Einklang wunderbar sich löset.
Ihr aber, mit beschränktem Sinn und Ohr,
Ihr faßt sie nicht, die göttliche Musik:
Und klebend an der niedern Sphäre, hängt
Und mäkelt ihr an jedem schrillen Griffe,
Mit dem der Weltgeist durch die Saiten fährt.
Was sich nicht bannen läßt in euern
Armsel'gen Generalbaß, dafür habt ihr
Nur eu'r Anathema, und heuchlerisch
Baut ihr euch das Systemchen, drinnen ihr
Den Gott, den ungeheuren, fangen wollt.
Begreift ihr's nun? Weg mit den Hirngespinnsten,
Den Schlingen und den Fallen, die ein alt
Vieltausendjährig Märchen aufgestellt.
Frei laßt der Menschheit freie Pulse schlagen!
Und wie der Strom, der vom Gebirg herab
Geschwellt von gottgesandten Himmelsgüßen,
Siegend die Dämm' und Wehre überspringt
Und frei den Weg zum Oceane findet:
So brause Du, der Menschheit heil'ger Strom,
In Deiner Regung gottgeschwellter Fülle,
Zerbrechend jedes Truges Fesselband,
Zu Gottes Vaterhaus die freien Bahnen.

Wäre das nicht ganz hübsch und würde nicht Vater Uhlich seine Freude

an solch einem preußischen Cultusminister gehabt haben? Aber — die Phantasmagorie hört hier auf und das Lied fährt veränderten Tones fort:

— — — — — Doch es wendet
Der Menschheit Engel weinend sein Gesicht,
Der Geist der Lüge hat sein gleißendes
Gewebe ausgeworfen und gefangen
Die Seelen — — — — — — — — —

„Aus tiefer Irrsal ging Dein Licht mir auf" — bekennt der spätere Hr. v. Mühler und nun verkündet er in der zweiten Hälfte der Dichtung seine Lehre vom Teufel, vom Tode und dessen Ueberwindung, über deren Orthodoxie wir den Berufenen die Entscheidung überlassen.

Neue Bücher.

Goltz, Frhr. v. d., Leon Gambetta und seine Armeen. Berlin, Schneider. (6 M.)

Pfenninger, H., Der Begriff der Strafe, untersucht an der Theorie des H. Grotius. Zürich, Orell Füßli. (8 M.)

Leroy-Beaulieu, Traité de la science des finances. 2 Bde. Berlin, Puttkammer Mühlbrecht. (24 Frs.)

Sueß, Ed., Die Zukunft des Goldes. Wien, Braumüller. (8 M.)

Planenberg, Nicol., Der Preußische Richter von seiner Schattenseite. Löbau, Skrczeczek. (1,20 M.)

Schmidt, Herm., Die Steuerfreiheit des Existenzminimums. Leipzig, Duncker-Humblot. (1,60 M.)

Lauser, W., Geschichte Spaniens vom Sturz Isabellens bis zur Thronbesteigung Alfonso's. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. (10 M.)

Dornkaat-Koolmann, J. ten, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. (In 3 Bdn. zu 8—9 Lief.) Lief. 1. Norden, Braams. (2 M.)

König, W., Zur französ. Literaturgeschichte. Studien und Skizzen. Halle, Lippert. (5 M.)

Proctor, Rich., Unser Standpunkt im Weltall. Deutsch von Dr. W. Schur. Heilbronn, Henniger. (4 M.)

Zur Geschichte der oriental. Frage. Briefe aus dem Nachlasse von F. v. Gentz, 1823—29, herausgeg. von A. Gr. Prokesch-Osten. Wien, Braumüller. (5 M.)

Prutz, Dr. Hans, Die Besitzungen des deutschen Ordens im heil. Lande. Zur Culturgeschichte der Franken in Syrien. Leipzig, Brockhaus. (2,50 M.)

Carpenter, W. B., Mesmerism, spiritualism etc. historically and scientifically considered. Berlin, Asher. (5 Sh.)

Carneri, B., Der Mensch als Selbstzweck, eine positive Kritik des Unbewußten. Wien, Braumüller. (4 M.)

Ungedruckte Briefe von und an Herbart, herausgeg. von Rob. Zimmermann. Wien, Braumüller. (3 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 8. Juni 1877. Nr. 23.

Inhaltsverzeichniß: Zur Errichtung des Börne-Denkmals in Frankfurt a./M. — Höhlenweisheit. — Benedict Spinoza, seine Lehren und das Verhältniß des jetzigen Kriticismus zu denselben. — Neue Bücher.

Zur Errichtung des Börne-Denkmals in Frankfurt a./M.

Eritis sicut Galli .... sagte die Schlange; beißt nur in den Apfel der Großmächtigkeit! Der Biß wurde gethan, und jetzt haben wir die Bescheerung: eine große Partei der Honnêtes et modérés, zur Noth auch „Partei der moralischen Ordnung", eine ausbündige Jesuitenarmee, sogar viel unnationaler als die da drüben; Demokraten in partibus infidelium, daneben sogar Communards, die ins Parlament rücken, weit schlimmer als da drüben.

An der Stelle des zweigetheilten Deutschland erblicken wir jetzt eine ganze Reihe von Deutschländern, alle im Gegensatz zu einander, jedes dem andern auf die Schliche passend, sich vom Mißtrauen statt von Hoffnung nährend. Der Volksgeist selbst ist zersetzt, die Seele Germaniens irrt am Ufer des Styx umher, ungewiß ob sie hinüber oder zurückkehren soll, um es mit dem Leben noch einmal zu versuchen. Sie hört die offiziellen Trompeten der Oberwelt, die Kommando- und Stichworte, in denen auch ihr Name vorkommt; aber sie hat den Glauben an die Botschaft verloren, und wenn droben so recht schulmäßig geblasen wird, sehnt sie sich nach den Asphodeloswiesen.

Unter dieser Konstellation wird soeben, am 6. Juni 1877 zu Frankfurt a. M. das Denkmal eines Mannes enthüllt, der die heutige Zeit noch weit weniger begreifen würde als wir Uebrigen, die wir uns an Vieles gewöhnen mußten. Er stand einer zerfahrenen, lächerlichen, erbärmlichen Welt gegenüber, schier allein, aber um so trotziger; aussichtslos, aber um so wohlgemuther; lächelnd über die Dummheit, erhaben über die Kleinlichkeit; aber er stand auf dem Boden von Paris und lebte des Glaubens, daß noch ein Volk Europas dem Gotte der Freiheit dienen und ihm Opfer bringen werde. Sein prophetisches Auge glaubte die Zeit zu erschauen, wo die Starken die Schwachen mit sich fortreißen, die Söhne der Freien die Kinder der Sklavin zum Ringeltanz auffordern würden, um die Bundesbrüderschaft der Völker herzustellen.

Illusion das Alles. Auch Propheten irren. Illusion!

Stände er heute auf, so würde er sein geliebtes Frankreich wieder zurückgeschleudert sehen an den Anfang des so oft erneuerten Kampfes, wieder vor die brutale Gewalt gestellt, wie unter den Königen, wie unter zwei Kaisern; aber vergifteter als je durch das schwarze Bilsen-

krank, moralisch schwächer als je zuvor, mühsam nach der bloßen Schablone der Freiheit, um den Namen der Republik kämpfend. Und fein im tiefsten Herzen noch geliebtes Deutschland, das er aus Liebe züchtigte, aus Leidenschaft verspottete und verhöhnte, — er würde es finden in dem traurigen Wahne befangen, ein seit funfzig Jahren ersehntes, erträumtes Ziel wirklich erreicht zu haben, in der Großsprecherei sein Genüge findend, seine Lebensinteressen geringschätzig behandelnd.

Wie kommen nur diese Frankfurter dazu, Ludwig Börne jetzt ein Denkmal zu errichten? Haben sie denn nicht den Apostel der Macht, den Professor Heinrich von Treitschke gelesen, der so apodiktisch behauptet, der Börne-Standpunkt sei ein längst überwundener, die Pariser Briefe trieben eitel Hochverrath und die Dinge seien denn doch, Gott sei Dank, ganz anders gekommen, als Löb Baruch sich eingebildet? Offenbar sind diese Frankfurter eine kleine Gesellschaft von politischen Sektirern, Raskolniki, Altgläubige, Zurückgebliebene, die sich da einen Privat-Götzendienst erlauben, der sich unerlaubter Weise vom offiziellen Heroenkultus entfernt, und den man blos seiner unschuldigen Sonderbarkeit wegen unbeanstandet lassen kann!

Derselbe 6. Juni war als der Tag bestimmt, an dem die Ankunft des russischen Czaren im Hauptquartier zu Plojeschti in Rumänien stattfinden sollte. Zehn Bataillone Ehren- und Sicherheitswache von Jassy bis Plojeschti, ein Dutzend Extrazüge mit dem gesammten Hof- und Militairstaat sammt der Musterschaar aus sämmtlichen Elitetruppen zur Bedeckung seiner panslavischen Majestät: Armee und Diplomatie vereint, um über die Donau zu gehen, Krieg zu führen, Frieden zu schließen, Europa ein Beispiel der Machtherrlichkeit und der bewaffneten Humanität zu geben, den Völkern des Westens zu zeigen, wer den Osten beherrscht und von Osten aus seine Befehle ertheilt! Das ist etwas Anderes als ein bescheidenes Monument für einen einsamen Denker, für einen Freischärler auf publizistischem Gebiet, der die bodenlose Dreistigkeit besaß, ein gründlicher Russenfeind und ein hartnäckiger Denunziant all' der Gräuel zu sein, welche in und an Polen verübt wurden.

Nach Plojeschti gehört Auge und Ohr Europas, aus Rumänien kommen die Nachrichten, welche die Welt entzücken. Wer hätte jetzt Zeit und Lust sich um Frankfurt und Börne zu kümmern!

Ganz sind wir doch noch nicht geworden wie die Gallier. Paris hat seinen Todten stets eine Ehre erwiesen, die ein wahres Mene Tekel für die Gewalthaber an die Wand schrieb. Seit der Restauration konnten die Tribunen des Volkes den diversen Regierungen kaum größeren Tort anthun, als wenn sie kamen zu sterben. Das begann mit dem General Lamarque und hörte vorläufig auf mit Michelet und Quinet. Wird ein solcher Todter zur Ruhe gesetzt, dann braust der ruhige Volksozean auf zu mächtigem Wogenschlag, das Herz Frankreichs pulsirt hörbar und Allen wird kund und zu wissen gethan, daß Leben unter der Asche glimmet, daß gerade am Grabe die Hoffnungsfahne flattert. Anderswo trägt man seinen Todten in beschaulicher Bescheidenheit hinaus und gar Viele der Leidträger verklausuliren kläglich ihre Theilnahme: sie meinen nicht den Mann, welcher dies und jenes gethan, den Mann, welcher eine bestimmte Gesinnung gehegt und vertreten, sie meinen nur so im Allgemeinen, durchaus objektiv, sub beneficio inventarii.

Einerlei, so viele oder so wenige wir seien, wir meinen den alten ächten Ludwig Börne, den gründlichen Hasser aller Bevormundung, den geschworenen Feind der Allesregiererei, der Mundtodtmachung des Volkes, den entschiedensten Verfolger der Machtanbetung, des Kokettirens mit der Gewalt, den tapfern Ankämpfer wider die Nationalitätenhetze, den großen Freund der Wahrheit, der Wahrheit besonders, die den Deutschen ins Ohr geschrieen werden muß.

„Schiller meint, den Deutschen muß man die Wahrheit so derb sagen als möglich. Ach, diese Wahrheit habe ich schon oft gesagt, und derber als Schiller. Man muß nicht aufhören, sie zu ärgern, dies allein kann helfen. Man soll sie nicht einzeln ärgern — es wäre Unrecht, man muß sie in Massen ärgern. Man muß sie zum Nationalärger stacheln. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr seid keine Nation, ihr taugt nichts als Nation! Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenschaftlich mit ihnen sprechen; denn nicht die Vernunft fehlt ihnen, sondern die Unvernunft, die Leidenschaft, ohne welche der Verstand keine Füße hat. Sie ist ganz Kopf — Caput mortuum."

Man sehe zu, wie viel daran wahr geblieben, was daran überflüssig geworden ist!

Höhlenweisheit.

Die Höhlen und die Ureinwohner Europas von W. Boyd Dawkins, Professor der Geologie am Owens College in Manchester. Aus dem Englischen übertragen von Dr. J. W. Spengel. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Oskar Fraas. Mit farbigem Titelblatt und 124 Holzschnitten. Autorisirte Ausgabe. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung 1876.

Wie die Petrefacten, die fossilen Abdrücke von Pflanzen und Thieren, bis vor gar nicht langer Zeit, ungeachtet einer hier und da aufleuchtenden besseren Erkenntniß, als Curiosa, als Spiele der Natur betrachtet wurden, die sich uns nunmehr als wahrhafte Urkunden und Denkmäler längst ausgestorbener organischer Geschlechter darstellen, so boten auch die geheimnißvollen Tiefen der Höhlen der Mythe und dem Aberglauben im Morgen- wie im Abendlande reichlichen Stoff, bis die Wissenschaft, wie sie manchen andern, auch diesen Bann gebrochen. In Europa wurden die griechisch-römischen Gottheiten von den mittelalterlichen Geistern, Kobolden und Zwergen verdrängt, welche gar lange in den Höhlen ihr Wesen trieben und den Zugang versperrten, und als man im sechszehnten Jahrhundert die abergläubische Scheu welche die Kirche natürlich genährt hatte, überwand und in die Höhlen sich hineinwagte, so geschah es nur, um nach dem „ebur fossile, dem Horn des Einhorns" zu suchen, welches in der Materia medica jenes und des darauf folgenden Jahrhunderts eine hervorragende Rolle spielte. Erst „mit dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts wurde die Erforschung der Höhlen systematisch betrieben," aber ihre eigentliche Bedeutung für die Wissenschaft erkannte man in klarerer und umfassenderer Weise erst, als Rosenmüller zu Anfang dieses Jahrhunderts mit Bestimmtheit aussprach daß die Thiere, deren Ueberreste in der Höhle von Gailenreuth im Fränkischen Jura gefunden wurden, in jener Gegend gelebt hätten und nicht von den Tropen durch die Sintfluth dorthin geschwemmt seien. Seitdem vermehrte fast jedes Jahr unsere Höhlenkenntniß und aus ihren dunklen Tiefen verbreitete sich ein immer helleres Licht über die Geschichte längst verflossener

Jahrtausende, von denen nur Knochen und menschliche Werkzeuge, gleichsam als hieroglyphische Ueberbleibsel berichten, welche die Wissenschaft mehr und mehr zu entziffern weiß, deren Odem die trockenen Gebeine, wenn auch nicht wieder in's Leben ruft, so doch zu beredten Zeugnissen eines untergegangenen Lebens gestaltet.

So ist denn die Bedeutung der Höhlen, welche Menschen und Thieren als Wohn- und Zufluchtsstätten, Ersteren auch als Grabstätten vielfach gedient haben, wie uns schon das alte Testament berichtet, und namentlich seitdem etwa zwischen dem vierten und fünften Decennium dieses Jahrhunderts, zuerst durch eine Entdeckung der berühmten Kenthöhle, die gleichzeitige Existenz des Menschen mit ausgestorbenen pleistocänen Säugethieren erwiesen war, für so viele Zweige der Wissenschaft, für Paläontologie und Archäologie, für Anthropologie und Ethnologie, für Geologie und Geographie, für Biologie und Geschichte fest gegründet, und da ist es wohl ein verdienstliches Werk, einmal eine Ueberschau über den gesammten wissenschaftlichen Gewinn zu halten und eine Summe zu ziehen, wie unser Autor thut, wozu seit dem Jahre 1823, wo Buckland sein berühmtes Buch, die „Reliquiae diluvianae" schrieb, kein Versuch gemacht worden ist. Und Dawkins hat seine Aufgabe glücklich genug gelöst und die Vertreter aller genannten Wissenschaften werden manchen Aufschluß und treffende Bemerkungen über viele dunkle Punkte in seinem Buche finden.

Freilich ist die Masse des Thatsächlichen sehr groß, und das Werk umfaßt auch nicht Alles, was der Titel verspricht. Vielmehr muß man mit dem Verfasser des Vorworts zur deutschen Uebersetzung bedauern, daß die Höhlen Deutschlands nur eine sehr untergeordnete Behandlung erfahren, zumal da nach Dawkins eigener Bemerkung die Entdeckungen in den deutschen Höhlen den Anstoß zur Untersuchung der englischen gegeben haben. Indessen mag dem englischen Autor hierbei zur Entschuldigung dienen, daß von deutschen Höhlen nur wenige so genau untersucht worden sind, wie die seines Heimathlandes.

Um so zutreffender ist daher die Bezeichnung „Höhlenjagd", welche der bewährte Forscher seinem Unternehmen gibt. Denn wie die Wahl des Schießstandes auf der Jagd abhängig ist von dem Aufenthalte des Wildes und mit diesem gewechselt werden muß, ohne jedem einzelnen Stück zu folgen, vielmehr das Ziel dorthin gerichtet ist, wo die reichste Beute zu erwarten steht, so führt uns auch der Verfasser der „Höhlenjagd" von Höhle zu Höhle „in die wichtigeren und schöneren," und seine lebhaften Schilderungen vergönnen auch unserer Phantasie jenen „eigenthümlichen Reiz der Bergwanderungen, nicht ohne einen gewissen anziehenden Grad von Gefahr," die eine Jagd mit sich bringt. Mit Spannung folgen wir ihm, sei es, daß er uns in Höhlen führt, die nur durch ihre merkwürdige und schöne Tropfsteinbildung oder andere physikalische Erscheinungen Interesse bieten, wie die Feenkammer auf Caldy, sei es, daß er durch die Spalten und Klüfte der etagenförmigen Gratchurchhöhle, der Ziegenkirche, kriecht, oder sich an Stricken in die tieferen Kammern hinabläßt und plötzlich am Rande eines rauschenden Wassers steht, sei es, daß er uns in größerer Gesellschaft worunter sich auch drei Damen befinden, zur „Fahrt in den Helln-Pot gleich Aellan-Pot oder Mündung der Hölle" von den Angelsachsen genannt, „einer furchtbaren Kluft bei Selsine östlich von Simons Fell bei Ribblesdale" einlädt und uns an dem schaurig-schönen Anblick der sich den Höhlenjägern darbietet, theilnehmen läßt, und wir freuen uns mit ihm, wenn die Mühseligkeit des Unternehmens durch Funde von Knochen, Zähnen oder Werkzeugen belohnt wird.

Höhlen werden entweder durch Auswaschungen des Meeres oder durch vulkanische Kräfte gebildet oder endlich — und in dem vorliegenden Werke kommen ausschließlich solche in Betracht — durch die chemischen Wirkungen der in dem Regenwasser enthaltenen Kohlensäure und die mechanische Reibung des von dem Wasser in Bewegung gesetzten Sandes und Kieses. Die allermeisten

Höhlen finden sich nämlich im Kalkstein, welcher im Wesentlichen aus kohlensaurem Kalk besteht, der in reinem Wasser sehr schwer, in kohlensäurehaltigem Wasser aber leicht löslich ist. Das Regenwasser, welches wie unsere Atmosphäre Kohlensäure enthält, ist es nun vorzugsweise, welches die erodirende Wirkung auf die Oberfläche des Kalksteins ausübt, ihn aushöhlt, — eine Bildungsweise, die sich durch die mannigfachsten Anzeichen verräth und zum Theil vor unseren Augen vor sich geht. Auf dieselbe Weise entstehen auch Schluchten und Riesentöpfe im Kalkfelsen, wie man die trichterförmigen Hohlräume, „in denen sich das Regenwasser sammelt, ehe es gänzlich in den unterirdischen Bahnen verschwindet," in Deutschland nennt.

Die Höhlen sind entweder Wasserhöhlen, d. h. solche, welche mit Wasser angefüllt sind oder trockne, die allein im Verlaufe des vorliegenden Werkes Berücksichtigung finden, da selbstredend nur sie bewohnt sein konnten. Die Bedingungen, unter denen Wasserhöhlen trocken werden können, sind mannigfacher Art. Wenn in einer solchen „die Geschwindigkeit des Stromes geringer wird, so fallen Schlamm, Sand und Geröll, die vorher fortgerissen wurden, zu Boden und können schließlich den ganzen Wasserlauf verstopfen. Dabei spielt jedoch wiederum der kohlensaure Kalk im Wasser eine höchst wichtige Rolle. Wenn der Ueberschuß an Kohlensäure, durch den er in Lösung gehalten wird, durch Verdunstung verloren geht, so nimmt er sofort wieder Krystallform an und schießt auf der Fläche des Wassers wie Eis an oder lagert sich in losen traubenförmigen Massen an den Seiten und am Boden ab . . . Eine Höhle kann ferner austrocknen dadurch, daß die Gegend durch unterirdische Kräfte gehoben wird."

Nachdem der Autor dies und manches Andere, wie die Besprechung des Alters, der Temperatur zur „Naturgeschichte der Höhlen" beigebracht und uns in die großen Laboratorien der Natur geführt hat, „wo wir die Naturkräfte in Thätigkeit sehen können, welche überall, wo es Kalkfelsen gibt, die Thäler und Klüfte ausgegraben und den Hügeln ihre Gestalt gegeben haben," schreitet er zur Darstellung der Höhlenfunde und der Schlüsse, welche sich daraus für die Geschichte der Erdbewohner ziehen lassen.

Er unterscheidet drei Klassen von Höhlen, in denen menschliche oder thierische Ueberreste gefunden wurden: geschichtliche, vorgeschichtliche und pleistocäne. Die geschichtlichen umfassen den Zeitraum, dessen Ereignisse sich genau durch die Jahres-Einheit messen lassen. Die pleistocänen Höhlen sind charakterisirt durch das Vorkommen von pleistocänen, zum Theil ausgestorbenen Säugethieren, zu denen das Mammut, das wollhaarige Nashorn, der Höhlenbär, die Höhlenhyäne u. a. in Vergesellschaftung mit dem Menschen gehören, und durch das gänzliche Fehlen von Hausthieren. Den zwischen diesen beiden Perioden liegenden Zeitraum nennt unser Autor den vorgeschichtlichen und die Höhlen desselben weisen eine Säugethierfauna auf, welche, mit einziger Ausnahme des Riesenhirsches, aus den noch jetzt in Europa wild lebenden Thieren nebst den Hausthieren besteht. Diese Eintheilung geht theilweise parallel der von den Archäologen mit Bezug auf den Menschen längst angewandten, der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, welche verschiedene Culturstufen bezeichnen. Für die erstere führte überdies Lubbock zwei auch von Dawkins angenommene Epochen an, das paläolithische Zeitalter, in welchem rohe, unpolirte Steingeräthe gebraucht wurden, und das neolithische, welches sich durch den Gebrauch polirter Steingeräthe auszeichnet. „Das pleistocäne Zeitalter", definirt Dawkins, „ist gleichbedeutend mit dem paläolithischen oder dem der rohen, unpolirten Steingeräthe; das vorhistorische umfaßt dasjenige der polirten Steingeräthe, der Lanze und des Eisens zum Theil, oder diejenigen Stufen im Fortschritte der Menschheit, wo der Gebrauch dieser Stoffe für die Zwecke des täglichen Lebens allgemein wurde; dagegen umfaßt die geschichtliche Periode nur den späteren Theil der Eisenzeit."

Selbstverständlich haben alle diese Eintheilungen nur einen relativen oder lokalen Werth, da diese verschiedenen Culturstufen keineswegs gleichzeitig in allen Ländern Europas aufeinander folgten; vielmehr befanden sich einzelne Völker längst in der Eisenzeit, während andere noch tief in der Steinzeit steckten, wie letzteres ja noch heute bei manchen Volksstämmen der Fall ist. Auch bilden die drei Zeitalter nirgends schärfe Grenzen, sondern gehen ineinander über, denn es ist klar, bemerkt Dawkins, „daß in einem und demselben Lande die ärmeren Stände sich noch damit begnügen mußten, die roheren und gemeineren Materialien für ihre täglichen Bedürfnisse zu verwenden, während die Reicheren und Mächtigeren seltenere und kostbare gebrauchten."

Bei der Lectüre des dieser Besprechung unterliegenden Werkes kommt man zu der Ueberzeugung, daß die vom Verfasser eingeschlagene Methode, mit den geschichtlichen Höhlen zu beginnen und rückwärts zu den vorgeschichtlichen und pleistocänen zu gehen, nicht die richtige ist. Die umgekehrte Richtung würde die naturgemäße und namentlich dem weniger mit dem Gegenstande Vertrauten leichter zu verfolgen sein und die Wiederholungen hätten auf diese Weise eher vermieden werden können. Indessen wollen wir, bei unserem Versuche, einen kurzen Ueberblick über die werthvollsten Resultate der „Höhlenjagd" zu geben, dem Verfasser auf seinem Wege folgen.

Die wichtigste der geschichtlichen Höhlen Englands ist die von Jackson im Jahre 1838 unweit Settle in Yorkshire entdeckte Victoriahöhle, welche aus drei unregelmäßig begrenzten, fast bis zur Decke mit Trümmern angefüllten Kammern besteht. Unter jenen fanden sich neben unzerbrochenen Knochen eine große Anzahl zerbrochener und angenagter des celtischen Shorthorn-Rindes, welches mit dem Eindringen der Angelsachsen verschwindet, und vieler anderer Hausthiere, welche durch ihren Zustand verrathen, daß die Thiere, von denen sie herrühren, den Bewohnern der Höhle, ihren Herren, zur Nahrung gedient haben. Die Art der Knochen, zwei Sporen eines Haushuhns, welches nicht vor dem Eindringen der Römer in Britannien gelebt hat, zahlreiche Kunstgegenstände aus Knochen, Hirschhorn, Bronze und Eisen, römische Münzen und deren barbarische Nachahmungen geben einen sicheren Anhalt zur Bestimmung der Zeit, in welcher die Höhle bewohnt war und zu der Annahme, daß die Bewohner mehr vom Ertrage ihrer Heerden, als von der Jagd gelebt haben. Die Kunstgegenstände zusammen mit den Ueberresten von Hausthieren weisen darauf hin, daß die Bewohner der Victoriahöhle an ein gewisses Wohlleben gewöhnt waren und durch irgend ein großes Unglück gezwungen wurden, aus ihren wohnlicheren Stätten zu fliehen und Schutz zu suchen und ein halbwildes Leben in diesen ungastlichen Höhlen zu führen, wobei sie von ihrem Hab und Gut mit sich nahmen, soviel sie tragen konnten. Auch ihre Familien hatten sie bei sich, denn die Zahl der Schmucksachen und die Spinnwirtel weisen darauf hin, daß auch Frauen dort gewesen sind. Wir müssen auch annehmen, daß sie von der Civilisation, an die sie gewöhnt waren, ausgeschlossen worden waren, da sie sich gezwungen sahen, Spinnwirtel aus den Scherben der Gefäße, die sie mitgebracht hatten, zu extemporiren, statt zu dem Zwecke angefertigte zu gebrauchen. Auf Grund aller dieser Funde und der Anhaltspunkte, welche die geschichtliche Ueberlieferung im engeren Sinne bietet, gelangt Dawkins zu dem Schluß, daß die in der Victoriahöhle und ähnliche in anderen Höhlen von Yorkshire gefundenen Ueberreste sich in den zwei Jahrhunderten zwischen dem Abzug der römischen Legionen in den Tagen des Honorius und der Eroberung durch die Angelsachsen angesammelt haben müssen. Sie sind die Spuren der Anarchie, welche zu jener Zeit bestand, und erzählen uns ebenso beredt von dem Leid, das den Britisch-Walisern durch Picten, Scoten oder Angelsachsen widerfahren, wie die Klagen des Gildas oder die trauervollen Verse des Talliesin. Sie vollenden das Bild von der Trostlosigkeit jener Zeiten, das uns die Trümmer der von den Eroberern verbrannten Villen und Städte gewähren.

Werken einerseits die Funde der Victoriahöhle Schlaglichter auf eine dunkle geschichtliche Periode Englands, so ergab andererseits eine weitere Durchforschung derselben, daß diese Bewohnung durch die Britisch-Walliser nur eine Episode in der Geschichte der Victoriahöhle bildet. Denn unter jener sogenannten römisch-celtischen oder britisch-walisischen Lagerungsschicht fand man, außer zerbrochenen Knochen, eine knöcherne Harpune, eine Knochengerte, Kohlen, rohe Feuersteinsplitter, ein Beil aus einer Grünsteinvarietät, welche Gegenstände die Anwesenheit einer neolithischen Menschenrasse in jener Höhle bekunden. Endlich wiesen massenhafte Knochenfunde in noch tieferen Lagen nach, daß im pleistocänen Zeitalter Hyänen dort gehaust haben, welche außer Renthieren, Rehen, Wisenten und Pferden, auch Höhlenbären und wollhaarige Nashorne als Beute in die Höhle schleppten, worauf der Umstand, daß die Knochen derselben benagt und mit Zahnmarken bedeckt waren, hinleitet, und der Fund eines Menschenknochen in dieser Gesellschaft bestätigt die anderweitig vielfach erwiesene Thatsache, daß der Mensch ein Zeitgenosse der pleistocänen Säugethiere war.

Dieses merkwürdige Schicksal der Victoriahöhle, zu so verschiedenen, unberechenbar weit auseinander liegenden Zeiten Menschen und Thieren als Zufluchts- und Wohnstätte gedient zu haben, und das ehrwürdige Alter, welches sie damit bekundet, wird es rechtfertigen, daß wir bei derselben mit dem Verfasser länger verweilt haben.

Im Uebrigen sind die Spuren, daß Menschen während der Eisen- und Bronzezeit Höhlen bewohnt haben, außerordentlich gering, was begreiflich genug ist, da die Ausbringung der Erze und die Bearbeitung der Metalle eine so hohe Culturstufe voraussetzt, daß an dem Bestreben und der Fähigkeit der Menschen jener Zeit, künstliche, lichte Wohnstätten zu errichten, nicht gezweifelt werden kann, und Höhlen nur ausnahmsweise und in der höchsten Noth als Zufluchtsorte werden aufgesucht worden sein, wie schauerlich interessant es auch sein mag, vom Verfasser zu hören, daß in England eine kleine Höhle im Cheddar Paß noch bis vor wenigen Jahren bewohnt wurde.

Dagegen scheint die Sitte, die Höhlen als Grabstätten zu benutzen, im neolithischen Zeitalter ziemlich allgemein gewesen zu sein. Oftmals mögen die zur Wohnung benutzten Höhlungen in Grabstätten umgewandelt worden sein, wie es ja noch heute bei den Eskimos Brauch ist, die Todten in dem bei Lebzeiten innegehabten Raum zu bestatten. Solche Grabhöhlen sind die von Dawkins vorgeführten bei Perthi-Chwareu und bei Cefn unweit St. Asaph, und die genaue Beschreibung der menschlichen Ueberreste durch Professor Busk setzt Dawkins in Stand, uns ein Bild von dem Aeußeren jener neolithischen Menschenrasse zu entwerfen. Er sagt, „daß die Menschen, von denen dieselben herrühren, nur klein waren, der größte etwa 1,675 Meter, der kleinste 1,475 Meter hoch. Ihre Schädel sind orthognath, oder ihr Unterkiefer ragt nicht über eine von der Stirn gefällte Senkrechte nach vorn; die Form ist orthocephal oder subbrachycephal und der Rauminhalt im Durchschnitt recht gut. Das Gesicht war oval, die Backenknochen nicht vorspringend."

Auf Grund einer Vergleichung dieser Ueberreste mit den in den „Longbarrows und gekammerten Ganggräbern Englands" und in den Hügelgräbern und Höhlen anderer Gegenden Europas gefundenen, gelangt er zu dem Schluß, daß jene neolithischen Völker unter einander verwandt und mit den alten Iberern oder den modernen Basken identisch sind, deren Spuren er in den heutigen kleinen Walisern von Denbighshire und in der kleinen, dunkelhaarigen Bevölkerung von Irland wiederfindet, — ein Schluß, den man kaum als gegründet wird gelten lassen, wie über diese Frage überhaupt die Akten noch nicht geschlossen sind.

Im siebenten Kapitel bespricht Dawkins einige englische, deutsche und französische Höhlen mit menschlichen Ueberresten von unbestimmtem Alter, und noch wogt der Streit unter den Fachmännern, ob sie paläolithischen oder neo-

lithischen Völkern zuzuschreiben sind. Hier lernen wir auch eine Höhle kennen, die Grotta del Colombi auf der Insel Palmaria, welche unverkennbare Spuren aufweist, daß sie von Kannibalen bewohnt gewesen ist. So ist denn nirgends ein goldenes Zeitalter, womit uns die Dichter schmeicheln, nirgends ein geträumtes Paradies, welches sich unserem Blicke entfaltet, wie weit wir ihn auch in die graue Vorzeit zurückwerfen, sondern furchtbarer Kampf um die nothwendigsten Bedürfnisse, zu deren Befriedigung selbst die Glieder der eigenen Species dienen mußten, begleitete den Menschen durch seine frühesten Culturstufen. Doch hören wir zum Troste gern die Worte unseres Autors, „daß wir keinen Beweis haben, daß der Kannibalismus jemals in irgend einer Periode der Geschichte der Menschheit allgemein Brauch gewesen ist. Unter allen bis jetzt ausgebeuteten Höhlen Europas finden sich nur drei oder vier Fälle aus der neolithischen und Bronzezeit; aus der pleistocänen Zeit kennen wir kein einziges Beispiel, das über jedem Zweifel erhaben wäre. Dieser entsetzliche Brauch muß demnach als etwas Abnormes betrachtet werden, das später wahrscheinlich wegen der Schrecken, die es umgaben, in die religiösen Vorstellungen der Nationen des Alterthums aufgenommen wurde und schließlich in der Form von Menschenopfern für die beleidigten Gottheiten sich erhielt."

Da wir uns beschränken müssen und ein knapper Auszug aus dem hochinteressanten Kapitel nicht gut möglich ist, so können wir uns wenigstens nicht versagen, die lebhafte Betrachtung, mit welcher der Verfasser seine Jagd durch die vorgeschichtlichen Höhlen schließt, wiederzugeben.

„In den langen Jahrhunderten, welche zwischen dem Ende der pleistocänen Zeit und den ersten Anfängen der Geschichte verstrichen sind, mögen in Europa andere Rassen gelebt haben und verschwunden sein ohne uns eine Spur zu hinterlassen die uns einen Anhalt zur Bestimmung ihrer Identität bieten könnte. Bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse sind wir indessen nur berechtigt zu behaupten, daß die älteste Bevölkerung in vorgeschichtlichen Zeiten eine nicht-arische war, deren Spuren sich nicht bloß in Höhlen und Gräbern, sondern in der Sprache*) und in den kleinen, dunkelhaarigen Bewohnern von West- und Südeuropa erhalten haben.

Die vorgeschichtlichen Völker lebten unter ganz andern physischen Verhältnissen, als sie jetzt in Mittel- und Westeuropa bestehen: die Oberfläche des Landes war mit Felsen, Wäldern und Sümpfen bedeckt, die dem Elen, Wisent, Ur, Edelhirsch, Riesenhirsch und Wildschwein sowie unzähligen Wölfen ein Obdach boten. Sie kamen mit Cerealien und Hausthieren aus dem Osten; von den letzteren kehrten einige, so der Bos longifrons und die Sus palustris in ihren ursprünglichen wilden Zustand zurück. Bei ihren dürftigen Verhältnissen lebten die Menschen großentheils von der Jagd. Allmählich drangen sie immer weiter nach Westen vor und brachten dabei die Rudimente unserer jetzigen Civilisation mit sich.

Ob sie mit den paläolithischen Rassen, die vor ihnen im Lande waren, in Berührung kamen, ist eine offene Frage.

Das Klima war so rauh, daß das Renthier in der Gegend leben konnte, wo jetzt London steht; eine Vorstellung von seiner Rauhheit kann man sich auch nach der Dicke der Rinde der Kiefern machen, wie sie Godwin-Austen in den submarinen Wäldern von Südengland und James Geikie in denen von Schottland beobachtet hat. Der Flächenraum von Großbritannien war damals größer als jetzt, da sich fast nach allen Seiten eine Ebene seewärts erstreckte, die einen dichten Wald von Kiefern, Eichen, Birken und Erlen trug, deren Ueberbleibsel wir noch in den Torfmooren und den bei niedrigem Wasserstand

*) Ueber diesen Punkt siehe einen werthvollen Aufsatz von Hyde Clark, „Palestine Exploration Fund Quarterly Statement", N. S. 1871 p. 97 ff.

an den meisten unserer Küsten sichtbar werdenden Baumstümpfen erkennen. Aus der bedeutenden Stärke der Baumstümpfe läßt sich entnehmen, daß der Wald sich eine beträchtliche Strecke von dem jetzigen Meeresstrande hingezogen hat".

Nicht geringeres Interesse als bisher wenden wir der Jagd durch die pleistocänen Höhlen zu, ja sie übertreffen vielleicht noch an Interesse die anderen, da sie uns den Beweis liefern, daß der Mensch ein Zeitgenosse einer großen Anzahl nunmehr ausgestorbener Säugethiere, war, wie des Mammut, des wollhaarigen Nashorn, des Höhlenbären, der Höhlenhyäne, einer Varietät der gefleckten Hyäne, u. a. Ja, letztere ist es sogar, welche den pleistocänen Höhlen einen gemeinsamen Charakter verleiht; wenigstens scheinen die meisten von Dawkins beschriebenen Höhlen dieser Art von Hyänen bewohnt gewesen zu sein, wie der berühmte Hyänenhorst bei Kirkdale. Buckland lieferte gewissermaßen einen analytischen Beweis, daß die Knochen der anderen in dieser Höhle gefundenen Thiere den Hyänen als Beute gedient haben, indem er beobachtete, wie eine gefleckte Hyäne vom Cap der guten Hoffnung in Wombewells Menagerie bei der Vertilgung gewisser ihr vorgeworfener Theile eines Thieres und der Vernichtung der Knochen verfuhr. Die Anzeichen, welche dieselben hiernach an sich trugen, entsprechen denen der Kirkdaler Knochen.

Von besonderer Wichtigkeit für die Höhlenforschung Englands ist der vom Verfasser selbst untersuchte Hyänenhorst im Wookey-Loch bei Wells, weil er neben den Höhlen von Devonshire zu den ersten gehört, in denen menschliche Erzeugnisse unter Verhältnissen gefunden sind, welche die Coexistenz des Menschen und der ausgestorbenen Säugethiere in England beweisen. Da werden uns neben Knochen und Zähnen vom wollhaarigen Nashorn, Renthier, Edelhirsch, Riesenhirsch, Mammut, Hyäne, Höhlenbär, Löwen, Wolf, Fuchs und Pferde, eine Anzahl von Feuersteinwerkzeugen vorgeführt, und nach einer eingehenden Besprechung aller dieser Funde und der Verhältnisse, unter denen sie gemacht wurden, versucht der treffliche Höhlenjäger eine Vorstellung von dem Zustand der Dinge zur Zeit, wo der Hyänenhorst bewohnt war, zu bilden. „Die Hyänen waren die normalen Bewohner der Höhle. Hierhin brachten sie ihre Beute. Wir können uns vergegenwärtigen, wie diese Thiere Elephanten und Nashorne über die Abhänge der Mendip-Höhen verfolgten, bis sie dieselben in die steil abfallende Schlucht gejagt hatten, oder wie sie lauerten, bis die Kräfte eines kampfunfähig gewordenen Bären oder Löwen schwach genug geworden waren, daß sie ihn mit ihren Feiglingskräften überwältigen konnten. Von Zeit zu Zeit erschien der Mensch auf der Bühne, ein erbärmlicher mit Pfeil und Bogen bewaffneter Wilder, ohne Kenntniß der Metalle, doch vor der Kälte durch Thierfelle geschützt. Bisweilen ergriff er Besitz von der Höhle und vertrieb die Hyänen; denn sie können unmöglich beide zur gleichen Zeit in derselben Höhle gelebt haben. Am Eingang zündete er sich ein Feuer an, um sich sein Essen zu kochen und die wilden Thiere fernzuhalten; dann zog er wieder ab und die Hyänen rückten wieder in ihre alte Behausung ein. Während alles dies vor sich ging, ereigneten sich von Zeit zu Zeit Ueberschwemmungen, bis schließlich die Höhle durch die Ablagerung derselben vollständig angefüllt war."

Zu ganz ähnlichen Resultaten führen die Höhlen bei Brixham und die berühmte Kenthöhle, und was von den englischen Höhlen gilt, das gilt im Allgemeinen auch von den deutschen, schweizer, belgischen und französischen Höhlen. Unter letzteren erfreuen sich die Höhlen in Périgord mit Recht einer eingehenderen Behandlung, da sie neben den Knochen der mehrfach erwähnten Thiere und gewöhnlichen Feuersteinwerkzeugen, Schnitzereien von Renthiergeweihen, Thierzeichnungen auf Schiefer- und Elfenbeinstücken, darunter als interessanteste die Zeichnung eines Mammut auf einem Stück von seinem eigenen Stoßzahn lieferten, welche alle durch klare Abbildungen zur Anschauung gebracht werden

und die zusammengenommen mit den übrigen Funden unserm Autor den wohl etwas phantasiereichen Satz aussprechen lassen, daß sie uns ein ebenso anschauliches Bild von dem Menschenleben dieser Zeit geben wie die verschütteten Städte Herculanum und Pompeji von den Sitten und Gebräuchen der Italiener im ersten Jahrhundert.

Die Vergleichung dieser Gegenstände, und insbesondere der Zeichnungen, denen sich ähnliche aus belgischen Höhlen würdig zur Seite stellen, mit den Kunsterzeugnissen und der Lebensweise der Eskimos führte ihn schon vor mehreren Jahren zu der Annahme, daß diese den paläolithischen Völkern Europas, von denen jene Gegenstände herrühren, blutsverwandt und demnach die Ueberbleibsel derselben repräsentiren, für welche Ansicht jedoch, wenn sie allgemeine wissenschaftliche Geltung erlangen soll, strengere Beweise beigebracht werden müßten, wie beachtenswerth dieselbe auch als Hypothese ist.

Wie zahlreich hiernach auch die Aufschlüsse sind, welche uns die Höhlenjagd über die Geschichte einer grauen Vorzeit liefert, so gesteht doch der Verfasser, daß sie nichts zur Bestimmung des Alters und des Ursprungs des Menschengeschlechts beigetragen haben. Er sagt darüber: „Menschliche Ueberreste, denen man mit Sicherheit ein höheres als pleistocänes Alter zuschreiben könnte, hat man bis jetzt in keinem Theil von Europa gefunden. Das paläolithische Volk — oder die Völker — trat in Europa zugleich mit der dieser Zeit eigenen Fauna auf und verschwand dann, nachdem es hier eine Zeit lang gelebt, deren Dauer man aus den ungeheuren (in den drei vorhergehenden Kapiteln geschilderten) physischen und klimatischen Veränderungen entnehmen kann, schließlich wieder. . . Es deutet Nichts darauf hin, daß sie geistig niedriger als viele der jetzt lebenden wilden Rassen gestanden haben oder näher mit den Thieren verwandt waren. Die Spuren, die sie hinterlassen haben, geben uns keinerlei Aufschluß über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Entwicklungstheorie. . . . Man muß zugeben, daß das Studium der fossilen Ueberreste auf das Verhältniß des Menschen zu den Thieren ebenso wenig Licht wirft wie die geschichtlichen Urkunden. Der Historiker beginnt seine Arbeiten mit der hohen Civilisation in Assyrien und Aegypten und kann die Stufen, auf denen dieselbe erreicht wurde, nur vermuthen; der Paläontologe findet die Spuren des Menschen in den pleistocänen Schichten, und auch er kann über die Stufen, auf denen der Mensch zu der aus den gefundenen Geräthen zu erschließenden Cultur sich erhoben hat, nur Vermuthungen haben. Allein der Paläontologe hat nachgewiesen, daß der Mensch älter ist, als der Historiker vermuthet hatte. Keiner von Beiden aber hat zur Lösung des Problems seines Ursprungs Etwas beigetragen."

Es erübrigt noch die Beantwortung der sich Jedem aufdrängenden Frage, wie es möglich war, daß jetzt so entschieden arktische Thiere, wie der Moschusochs, das Renthier, der Polarfuchs u. a. mit den thierischen Bewohnern südlicher, wärmerer Gegenden, wie der jetzt nur in Südafrika lebenden gefleckten Hyäne, dem afrikanischen Elephant oder gar dem Flußpferd in pleistocäner Zeit auf derselben Erdscholle zusammenleben konnten, — und daß es geschehen ist, beweisen eben die Höhlenfunde — und der Verfasser bereitet die Lösung durch eine Besprechung der einstmaligen Gliederung der Erdoberfläche und insbesondere der Mittelmeerländer vor und stellt eine Hypothese auf, die außerordentlich viel Wahrscheinlichkeit für sich hat und sich durch ihre Einfachheit auszeichnet. Zu der thatsächlichen Verbreitung der Säugethierfauna kommen die Lothungen hinzu, um den Beweis zu vervollständigen, daß einst England mit dem Continent, Afrika mit Europa durch Landbrücken verbunden war, wie auch eine Karte in dem trefflichen Werke veranschaulicht, daß also die Mittelmeerküsten höher über dem Meeresspiegel erhoben waren als jetzt, so daß der Wanderung der Thiere über diese ungeheuren Strecken kein physisches Hinderniß entgegenstand. Solche ausgedehnte Länderstrecken zeigen aber naturgemäß bedeutende Temperatur-

Extreme, welche durch die größere Erhebung über dem Meeresspiegel noch verständlicher werden; — will doch der Verfasser hierin sogar die Ursache der Eiszeiten, welche ebenfalls eine eingehende Behandlung erfahren, erkennen! — und wie heutzutage die arktischen Formen Asiens und Amerika's im Winter allmälig nach Süden ziehen und die Sommerweideplätze des Elchs, des Hirsches und anderer Geschöpfe einnehmen, die nicht im Stande sind, die außerordentliche Strenge eines arktischen Winters zu ertragen, Letztere dagegen im Frühjahr nordwärts wandern, um die Sommerkräuter in jenen Gegenden abzuweiden, wo die Winterquartiere der arktischen Gruppe gewesen waren, so wird auch in der pleistocänen Zeit ein beständiges Hin- und Herziehen der arktischen und der Thiere gemäßigter Zone auf derselben Strecke Landes stattgefunden haben, und ihre Ueberreste müssen daher nothwendig in den Flußanschwemmungen sowohl wie in Höhlen, wo solche vorkommen, mehr oder minder vergesellschaftet auftreten. Von den Küsten des Mittelmeeres bis hinauf nach Irland bestand keine physische Schranke für die Wanderungen. War die Winterkälte streng, so konnten Rentiere und Moschusochsen südlich bis an die Pyrenäen ziehen, und war die Sommerhitze stark, so hinderte das Flußpferd und die afrikanischen Raubthiere Nichts nordwärts zu wandern.

Wir müssen uns mit diesen knappen Zügen, dem uns zugemessenen Raume entsprechend, begnügen, in der Hoffnung, wenigstens ein schwaches Bild von der Reichhaltigkeit der Höhlenjagd, von der stattlichen und umfangreichen Ausbeute und den Wegen, auf welche sie erzielt wurde, entworfen und damit zugleich dem Leser eine Anregung gegeben zu haben, das treffliche Buch selbst in die Hand zu nehmen.

Benedict Spinoza, seine Lehren und das Verhältniß des jetzigen Kriticismus zu denselben.

(Vortrag, gehalten am 12. März 1877 im Kopernikus-Verein für Kunst und Wissenschaft zu Thorn, von J. Misses.)

Zwei Jahrhunderte sind im vorigen Monat verflossen, seitdem Baruch Benedict Spinoza sein stilles Forscher- und Denkerleben beendet hat. Es heißt, man will ihm im Haag ein Monument errichten, allein für gewisse Kreise sind Erz und Stein gerade nicht nothwendig, um das Andenken an derartige Männer, an Heroen der Wissenschaft wachzurufen und wachzuhalten; für sie bilden die Leistungen derselben das schönste und anregendste Denkmal. Es dürfte daher nicht ungeeignet sein, wenn auch in unserm Verein das Andenken Spinoza's durch eine Besprechung und objective Würdigung seiner Leistungen gefeiert wird. Ich maße mir keineswegs an, die metaphysischen und theologischen Systeme Spinoza's hier zu entwickeln; meine Aufgabe beschränkt sich darauf, den Einfluß hervorzuheben, den sein Jugendleben und seine Jugendstudien auf seine späteren Schöpfungen ausübten, und zugleich darzuthun, wie die Wissenschaft in ihrem jetzigen Stande sich gegenüber den letzteren verhält.

Spinoza wurde in Spanien oder in Amsterdam — die Biographen sind hierüber getheilter Meinung — 1632 geboren und starb vor 200 Jahren, am 21. Februar 1677 im Haag in Holland. Er war ernster, nachdenkender und schwächlicher Natur, deshalb zum contemplativen Leben geneigt und geeignet; jedoch verleugnete er nicht seine spanische Abstammung, besaß wie dieses Volk einen unbiegsamen Charakter, einen Allem

trotzenden Muth, besonders zum passiven Widerstande, und ein tief religiöses Gemüth. Seinen Jugendunterricht genoß er als Jude und zum Rabbinerstande bestimmt bei den amsterdamer Rabbinen Manasseh ben Israel und Saul Martura, Männern von großer Gelehrsamkeit, sowohl im talmudischen Fach, wie in der von Spanien mit den Marranen nach Holland eingewanderten kabbalistisch-philosophischen Theologie; nebenbei eignete er sich, wie viele damalige amsterdamer Juden, die Kenntniß der lateinischen Sprache an. Aus dem Talmudstudium, wie es schon damals gebraucht und zum Theil gemißbraucht wurde, sog er Scharfsinn und Spitzfindigkeit ein, dagegen erregte bei ihm die gedachte Theologie tiefes Nachdenken und Zweifel, ohne daß die von derselben versuchte Zweifellösung ihn befriedigte. Er wurde daher zu anderweitigem Studium und Nachdenken über dieselben Themata veranlaßt; jedoch setzte sich ein Kern dieser Theologie bei ihm fest, der Anfangs nur latent gewirkt haben mag, dennoch den Keim bildete zu seiner Grundanschauung und befruchtet von den allgemeinen exact wissenschaftlichen und philosophischen Ergebnissen zu einem Baume der Erkenntniß heranwuchs, an dessen Früchten gelehrte und gebildete spätere Generationen mit mehr oder weniger Verständniß zehrten und zehren. Spinoza's Grundanschauung ist der absolute Monismus.

Das monistische Streben wurzelt in der nur einigermaßen entwickelten menschlichen Natur, und steigert sich mit der steigenden Entwickelung derselben. Sobald die Menschheit überhaupt, wie die einzelnen Menschen der allerersten und niedrigsten Stufe der Kindheit entwachsen sind, drängt sich ihnen das Bedürfniß und die Fähigkeit auf, zu generalisiren, die individuellen Erscheinungen werden schon nicht mehr ausschließlich als solche betrachtet, sondern auch als Theile einer umfangreichen Gattung; das Ding, das man sieht, an das man sich stößt, ist nicht mehr blos ein Einzelding, es gehört einer Mehrheit an, es ist ein Baum, ein Pferd u. dgl.; bei fernerer Entwickelung wird aus dem Baum eine Pflanze, aus dem Pferde ein Thier, und noch ferner werden dieselben zu vegetabilischen, resp. zu animalischen Organismen u. s. w., u. s. w. Je mehr die Kultur fortschreitet, desto mehr schwinden die beengenden Einzelgruppirungen und gehen auf in allgemeineren oder gar in's Allgemeine. Die sog. Himmelskörper, — der Himmel selbst wurde zur optischen Täuschung — sind nicht mehr, wie die Aristoteliker meinten, aus einem von unsern Elementen verschiedenen Elemente, dem angeblich fünften, gebildet, die chemischen Bestandtheile der Sonne sind die unserer Erde, die Rotation der Sphären bewirkt nicht mehr, wie man früher glaubte, eine ihnen innewohnende Seele, sondern das allgemeine Gravitationsgesetz, die objective Verschiedenheit der Farben, wie die Verschiedenheit der Electricität und des Magnetismus sind beseitigt, und die Kluft zwischen den drei oder gar vier Naturreichen, wie zwischen den Arten, Gattungen, Geschlechtern ꝛc. überbrückt sich allmählich. Und so gelang es durch anhaltendes Beobachten, Nachdenken und Experimentiren, wie mittels neu erfundener, die Beobachtung fördernder Werkzeuge den neuern und neuesten Naturforschern, dasjenige, was die großen Geister des Alterthums, die ionischen Philosophen, Hyliker, die Pythagoräer, die Eleaten und andere nur geahnt oder als Hypothese gemuthmaßt haben, wissenschaftlich fast zur Evidenz zu erheben, und der begründeten

Hoffnung Raum zu geben, daß früher oder später die noch vorhandenen Lücken vollständig ausgefüllt würden. Allein trotz aller dieser bedeutenden Errungenschaften fehlt doch selbst zur Aussicht, einen absoluten, d. h. alles Daseiende ohne Ausnahme umschlingenden Monismus wissenschaftlich begründen zu können, ein Punkt, den ich den archimedischen nennen möchte, weil er, wenn auch vielleicht nicht außerhalb der Natur jedenfalls außerhalb der Naturforschung liegt. Denn gelingt es auch alle mannigfaltigen Erscheinungen unter eine Ursache zu subsumiren, so bleibt noch immer die Identification dieser Erscheinungen mit der Ursache derselben, mag sie Kraft, Geist oder sonst wie heißen, ein unlösbares Problem, denn wenn auch logisch genommen Ursache und Wirkung als zusammenhängend gedacht werden, so sind sie im Dasein, in der wirklichen Existenz, nur als getrennt denkbar, das wirkliche Dasein aber ist die ausschließliche Domäne der Naturforschung. Außerdem entziehen sich die von der Naturwissenschaft nothwendig zu setzenden Substrate oder Träger der Erscheinungen, als Materie, Kraft, Geist, selbst der Weltäther oder die Atome der sinnlichen Wahrnehmung und folglich der Beobachtung. „Hier", sagt Dubois-Reymond, „ist die Grenze der Naturforschung." Und gerade diese Grenze ist es, welche Spinoza schon vor zweihundert Jahren zu durchbrechen wagte, indem er den absoluten Monismus mit ungemeinem Scharfsinn und mit kaum zu verfolgender Dialectik, sogar nach mathematischer Methode demonstrirte.

Bevor man jedoch die Evidenz dieser Demonstrationen einer Prüfung unterzieht, drängt sich die Frage auf, ob denn Spinoza wirklich erst in Folge derselben zu seiner, dem gewöhnlichen Menschenverstande gerade nicht entsprechenden absolut monistischen Idee gelangt sei, oder ob er nicht vielmehr mit derselben bereits vertraut war und sie hinterdrein zu beweisen suchte, wie es auch viele Naturforscher machten, als ihnen eine Idee aufstieg, es sei mittels eines Ereignisses, wie z. B. der Schwingungen der Lampe im Dom dem Galileo, oder durch plötzliche Eingebung, daß sie dieselbe überdachten, ausbauten und dann zu ihrer Bewahrheitung durch Schlüsse, freilich auf inductivem Wege geschritten sind? Meiner subjectiven Ueberzeugung nach war Letzteres auch bei Spinoza der Fall. Es ist nämlich schon an und für sich sehr unwahrscheinlich, daß Jemand ohne leitenden Anhaltspunkt in ein solches Labyrinth von Definitionen, Axiomen, Lehrsätzen, Schlüssen, Beweisen ꝛc. sich hineinwagen und erst dann den Faden der Ariadne finden sollte; allein für denjenigen, der mit der zur Zeit Spinozas durch das kabbalistische Gebahren stattgefundenen Gestaltung der jüdisch-religiösen Praxis und der Liturgie bekannt ist, wird es fast zur Gewißheit, daß dem Spinoza die absolut monistische Idee von Jugend auf eingeprägt wurde. Spinoza hat nämlich bis zu einem gewissen Alter den jüdischen Ritus streng beobachtet und also die noch in tausenden Exemplaren jüdischer Gebetbücher befindliche vor jeder religiösen Handlung zu sprechende Formel, lautend: „Ich begehe diese Handlung, um den Heiligen, gelobt sei er, Gott mit der Erscheinung zu identificiren," täglich mehrere Male wiederholt. Freilich sagten und sagen sehr viele diese Formel, ohne mit derselben irgend einen Begriff zu verbinden, allein bei dem früh reifen Denker Spinoza würde dieses wohl der Fall nicht gewesen sein und um so weniger, als seine gedachten Lehrer ihm wohl

die Bedeutung derselben klar gemacht haben würden. Nun muß ich zum besseren Verständniß eine kurze Abschweifung machen, die Entstehung des Grundprincips der Kabbala betreffend. Wie bekannt lehrte um fünf Jahrhunderte vor Christi Geburt die eleatische Schule den absoluten Monismus, ihr „ἓν καὶ πᾶν." „Der Eleate Xenophanes, sagte Aristoteles, hat auf die Welt als Ganzes seinen Blick gerichtet und er nannte Gott das Eins, welches das Alles sei." Diese Lehre aber, die allem Concreten ein wahres Dasein abspricht, konnte auf die Dauer besonders bei den der concreten Schönheit huldigenden Griechen ihre Herrschaft nicht behaupten und mußte andern philosophischen Systemen, die dem Concreten wie dem gewöhnlichen menschlichen Verstande mehr Rechnung tragen, Platz machen. Ganz spurlos aber ging dieselbe doch nicht vorüber; in der neuplatonischen Emanationslehre sind Spuren derselben ersichtlich, auch die Realisten des Mittelalters sympathisiren insofern mit ihr, als auch sie nur dem Geistigen, den Universalien eine wahre primitive Existenz zuerkennen, dem Concreten aber nur eine abgeleitete, in immerwährendem Wechsel begriffene. Alle diese Systeme haben mehr oder weniger eine mystische Färbung, weil ihr Schwerpunkt in dem Unsichtbaren und sinnlich Unwahrnehmbaren ruht. Unter den Arabern, bei denen seit dem neunten Jahrhundert die Philosophie florirte, bildeten sich zwei Schulen, die der Metazules oder der Dialectiker, welche sich zu der gedachten mystischen Richtung hinneigten, und die der Peripatetiker, die mehr den Rationalismus vertraten. Auch die unter arabischer Herrschaft lebenden Juden, welche wie bekannt, die Wissenschaft und die Philosophie hegten und pflegten, sogar dieselben nach den christlichen Ländern übermittelten, theilten sich in zwei Lager, das eine nahm Partei für die Metazules, das andere für die Peripatetiker. Die Bekanntesten unter den ersten sind Ben Gbyrol, oder wie ihn die Araber nannten, Avicebrol, dessen in arabischer Sprache verfaßtes, sein System entwickelndes Werk ins Lateinische unter dem Titel „fons vitae" übersetzt wurde, ein gewisser Joseph Enkin und der Lieblingsschriftsteller Spinozas, Iben Esra; die Führer im zweiten Lager sind Maimonides, Gersonides u. A. Beide Parteien bestrebten sich, das Judenthum mit ihrem philosophischen System in Einklang zu bringen. Allein mehrere wissenschaftlich gebildete aber streng orthodoxe Männer — Aerzte u. dergl. — schöpften gegen die Philosophie, besonders die rationalistische, welche in den gebildeten jüdischen Kreisen damals mehr Anklang fand, Verdacht; ihnen schien sie mit der Religion unvereinbar nnd die von beiden Parteien versuchte Ueberbrückung der die Philosophie und Religion trennenden Kluft auf die Dauer unstatthaft. Sie eiferten daher gegen das Studium wie gegen die Werke der Philosophie und gingen in ihrem Eifer so weit, daß sie selbst das philosophisch-theologische Werk des so allgemein hochgeachteten Talmudisten Maimonides, „Führer der Verirrten" betitelt, nicht schonten und demselben mittelst Denunciation ein Auto da fé bereiten wollten, was ihnen aber nicht gelang und welcher Schritt von dem größeren Theile selbst der Strengorthodoxen sehr gemißbilligt wurde. Da traten nun einige geniale Männer auf, einen vermittelnden Weg versuchend; einerseits theilten sie auch die Meinung, daß die landläufigen Philosophien keine Stütze der Religion sein können und am allerwenigsten des Judenthums, das keine Dogmen hat und nur Lebensregeln und

Gebräuche vorschreibt, die sich philosophisch nicht motiviren lassen, andererseits sahen sie auch ein, daß bei dem Bildungsstand der damaligen spanischen Juden zur Erhaltung des Judenthums unter ihnen eine philosophische Legitimation desselben unumgänglich nothwendig ist. Sie kamen nun auf die Idee, daß die ursprüngliche eleatische Lehre zu einer solchen Legitimation am geeignetsten wäre. Gott allein ist Alles, er allein besitzt die eigentliche Existenz, was aber die Menschen nicht einsehen, die die Welt und sich selbst für selbständige, gleichberechtigte Existenzen (sutroochro) halten, was eine große Sünde ist und leicht zu Ueberinuth und Abfall verleiten könnte, daher die Statuirung von Vorschriften und Satzungen fürs ganze Leben, damit die Menschen, zunächst die Juden, auf Schritt und Tritt an ihre Abhängigkeit, um mit Schleiermacher zu sprechen, erinnert werden; zugleich begegnete diese Lehre, welche den Dualismus von Gott und Welt aufhebt, der Welt dadurch eine gewisse Göttlichkeit verleiht und sie der Berücksichtigung werth macht, dem dem Judenthume von den späteren Religionen gemachten Vorwurf, daß es sich gar zu viel mit dem weltlichen Thun und Lassen beschäftige. Dem zufolge wurde auch die obengedachte Formel eingeführt, die in kurzen Worten die ganze Idee präcisirt. Ein Kabbalist, dem es schien, daß es passender wäre, diese Formel bei den gewöhnlichen Verrichtungen anzubringen als bei den religiösen, die schon selbst an die menschliche Abhängigkeit erinnern, erdichtete oder träumte folgende Legende von dem biblischen Enoch: Derselbe, den er zum antediluvianischen Hans Sachs, d. h. zu einem gelehrten idealistischen Schuhmacher stempelte, sprach während des Schusterns bei jedem Stich: „Um Gott und die Erscheinung zu identifiziren."

Wie es aber allen von mystischen Elementen geschwängerten Systemen zu gehen pflegt, daß, wenn sie auch vernünftig anfingen, sie im Verlaufe ganz neblicht und abstrus werden, so erging es auch unsern Kabbalisten mit der ins Judenthum einzupfropfenden eleatischen Lehre, die unter dem Titel „Geheimlehre" eingeschmuggelt wurde, weil die Begründer die bedenklichen Consequenzen derselben nicht verkannten, sie deshalb in eine fast undurchdringliche Wolke einhüllten, so daß der Lichtpunkt nur den Adepten sichtbar werden sollte; zugleich sollte auch diese Geheimmacherei einen imponirenden Heiligenschein über dieselbe verbreiten.

Nun komme ich auf unser eigentliches Thema, auf Spinoza zurück. Spinoza hat wohl den Lichtpunkt dieser Geheimlehre erspäht. Derselbe war ihm aber nur ein bloßer Orakelspruch ohne wissenschaftliche Begründung, — die griechischen Quellen waren damals in Holland unbekannt — die Umhüllung widerte ihn an und die Anwendung auf die Satzungen schien ihm gezwungen und unzutreffend, weshalb er sich auch vielleicht vom jüdischen Gesetze lossagte, welches er für ein Staatsgesetz, das durch den Staatsbestand bedingt wäre, hielt. Er suchte also die Lösung des Welträthsels in der damals in Holland verbreiteten cartesianischen Philosophie, aus der er auch einen Auszug verfertigte. Hier muß ich wieder zur Beleuchtung des eigenen Systems Spinoza's in möglichster Kürze die Resultate der cartesianischen Philosophie resumiren.

Nachdem Cartesius als den ersten keines Beweises benöthigenden Ausgangspunkt der Philosophie das menschliche Denken und folglich das

menſchliche Daſein, das bekannte „Cogito ergo sum“, ſtatuirte, definirte er den Begriff der Subſtanz als dasjenige, welches ohne ſeine Accidenzen gedacht werden kann, lehrte ferner, daß es zwei allgemeine, aber geſchaffene Subſtanzen giebt, nämlich Geiſt und Materie, deren Attribute Denken und Ausdehnung ſind, und welchen alle ſeeliſchen und körperlichen Erſcheinungen inhäriren. Zwiſchen dieſen beiden Subſtanzen exiſtirt kein Cauſalnexus, ihre wechſelſeitige Wirkung auf einander wird von der ungeſchaffenen, ihr Daſein in ſich ſelbſt habenden Urſubſtanz — Gott — veranlaßt. Dieſe Subſtanz, weil von ihr alles Exiſtirende ausgeht, iſt der Inbegriff aller Vollkommenheiten, und obwohl wir dieſelbe weder durch einen äußern noch einen innern Sinn wahrnehmen, drängt ſich doch merkwürdigerweiſe ihre Exiſtenz uns als eine unabweisbare Ahnung auf. Dieſes allein, meint Carteſius, bildet ſchon eine Art ſubjectiver Ueberzeugung von deren Daſein; aber auch einen objectiven Beweis für dieſes Daſein ſtatuirt Carteſius, nämlich den bekannten ontologiſchen, der folgendermaßen lautet: „Alles, worüber gedacht werden kann, läßt ſich unter drei Rubriken bringen, nämlich das Unmögliche, das Mögliche und das Wirkliche. Unmöglich iſt dasjenige, in deſſen Begriff ein Widerſpruch liegt, als die Vereinigung vom Poſitiven und Negativen, vom Sein und Nichtſein. Möglich iſt dasjenige, deſſen Begriff keinen Widerſpruch enthält, dem aber die Exiſtenz fehlt. Wirklich iſt dasjenige, zu dem die Exiſtenz hinzukam. Nun kann ein Weſen, welches der Inbegriff aller Vollkommenheiten iſt, nicht unmöglich ſein, weil Vollkommenheiten Realitäten ſind, die ſich nicht widerſprechen, aber auch bloß möglich kann daſſelbe nicht ſein, weil die Exiſtenz auch eine Vollkommenheit iſt und folglich beim Inbegriff aller Vollkommenheiten nicht fehlen darf.

Spinoza adoptirte auch, wie wir bald ſehen werden, einen Theil dieſes Syſtems, aber es wollte ihm unter andern ganz beſonders die Aſſiſtenz eines „Deux ex machina“ bei der Wechſelwirkung der zwei Subſtanzen nicht einleuchten, und es drängte ihn, dem Dualismus der Subſtanzen zu entſagen und die ihm in der Jugend beigebrachte Idee des All-Eins, eines Enſof — Unendlichen — das eo ipso jede andere beſondere Exiſtenz ausſchließt, wieder aufzunehmen, philoſophiſch-mathematiſch zu beweiſen und mit Beifügung anderer wiſſenſchaftlicher Elemente zu einem eigenthümlichen Syſtem zu erheben.

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Vogler, Max, Sjurrdar kvaedi. Die faröiſchen Lieder von Sigurd. Zum erſtenmale herausgeg. Mit Gloſſar. I. Paderborn, Schöningh. (2,10 M.)

Benloew, L., La Grèce avant les Grecs. Etude linguistique et ethnographique. Leipig, durch Brockhaus. (5 Fr.)

Löbner, Dr., Maaßregeln deutſcher Städte gegen Verfälſchung der Nahrungsmittel. Chemnitz, Focke. (0,80 M.)

Lohren, A., Entwurf eines Geſetzes zum Schutze der Frauen- und Kinderarbeit. Potsdam, Gropius. (1,50 M.)

Lewinſtein, E., Die Morphiumſucht. Berlin, Hirſchwald. (3 M.)

Briefwechſel zwiſchen Jacob Grimm und Fr. Dav. Gräter, 1810—13, herausgeg. von Dr. H. Fiſcher. Heilbronn, Henninger. (1,80 M.)

Selbſtverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthſtraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 15. Juni 1877. Nr. 24.

Inhaltsverzeichniß: Von den französischen Dingen. — Ueber Fractionsbildung. Von dem Reichstagsabg. K. Holthof. — Benedict Spinoza. Von Misses. (Schluß.) — Ein neues Laster. — Neue Bücher.

Von den französischen Dingen.

Sehen wir die Dinge und Menschen der Vergangenheit durch Vergrößerungsgläser und sind wir obendrein kurzsichtig in Bezug auf das Gegenwärtige, oder ist es richtig, daß sich Alles verflacht, die Berge zu Maulwurfshügeln in der Ebene werden und die statistische Durchschnittszahl auch die Heroen eines Kopfes kürzer macht?

Weise Doktrinäre haben uns seit einem halben Jahrhundert gepredigt, die Mittelmäßigkeit sei das Charakteristikum der Demokratieen; demokratisch aber gestalte sich die Welt, der Staat und besonders die Gesellschaft, unaufhaltsam seit der Revolution von 1789. Wenn Alle mitreden wollten, so dürfe eben Keiner das große Wort führen; wenn die Massen sich bei öffentlichen Dingen betheiligten, so könne dem Individuum nur eine minimale Quote von Thätigkeit zukommen. Das lehrhafteste Beispiel dieser nothwendigen Reduktion der Persönlichkeit biete die Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Wem es um Menschenwohl zu thun ist, der könnte in dieser Anschauungsweise nicht nur Trost, sondern auch Befriedigung finden, ja ihre stets zunehmende Verwirklichung von Herzen wünschen. Die großen Helden sind der Menschheit von jeher theuer zu stehen gekommen; wer für Millionen handelt, der verzehrt in der Regel auch Millionen; wer ein ganzes Volk und ein ganzes Zeitalter repräsentirt, bezieht natürlich auch die entsprechenden Repräsentationskosten. Wenn die Intelligenz sich in Wenigen incarnirt, so fällt für die Vielen sehr wenig ab.

Ein gewisses Quantum von höheren Verstandeskräften ist einer Generation gegeben; nimmt das Genie einen unverhältnißmäßigen Antheil davon vorweg, so bleibt für die Menge nur das dumpfe Empfindungsleben und die gefährliche Phantasie übrig. Dann schreitet Moses vorauf und Israel folgt wie die Hammelheerde; selbst ihre Widersetzlichkeit verbürgt nichts Verständiges, weit eher eine Thorheit. Welche Mühe hat die peinlichste Quellenforschung und archäologische Mikrographie, bei den alten Aegyptern, Assyriern und Babyloniern außer den Königen, ihren Familien und etlichen Priestergelehrten noch etwas Anderes zu entdecken als frohnende Massen, irgend etwas das Menschenangesicht trägt und eine Spur menschlichen Denkens und Empfindens im Staube der Jahrtausende hinterlassen hat!

Von den Pharaonen zu Mac Mahon ist nicht so weit als man glauben möchte. Mac Mahon ist zwar kein Pharaon, am Wenigsten einer von den Großen wie Rhamses, aber in diesem irischen Gehirn hat sich ein pharaonisches Ideal eingenistet: Herrschaft der Kriegerkaste, gestützt auf die Priesterkaste. Der Marschall könnte füglich dargestellt werden als steife Porphyrfigur, die Hände vom Ellenbogen an vom Körper abstehend, die Rechte den Sarras, die Linke den Weihwedel haltend. Das ist ja so das Gleichgewicht der Gewalten, wie es sich in solchen Köpfen abspiegelt. Auf einem Papyrus könnte die Sache in den bekannten drei Farben so dargestellt werden: der Pharaonen-Kandidat legt die Rechte im Winkel von 45 Graden an den Säbel, während irgend eine Hexe von Endor ihm den Kneph-Orden auf die Brust heftet und den Weihwedel in die Linke giebt.

O wie so wohlthätig wirkt der Gedanke an die allgemeine Verflachung der Menschheit, angesichts dieses Porphyr- oder Papyrusbildes! Wenn Alles sich nivellirt, so muß ja auch die Reaktion und der Staatsstreich plattgedrückt, auch der orakelgebende Kneph, der Widdergehörnte zum einfachen Schaf werden. Mit diesem Säbel von Wörth und Sedan soll ein großes Volk von 36 Millionen zu Paaren getrieben werden? Der Schatten Napoleons des Kleinen wäre das Gespenst, mit welchem das allgemeine Stimmrecht ins Bockshorn gejagt werden könnte? Der Segen und der Fluch des unfehlbaren Kneph wäre mächtig genug, das Land Voltaire's in den Bann zu legen?

Seien wir ehrlich! Trifft die Herabminderung der Potenz nicht auch die Gegenseite? Ist die vorhandene Intelligenz auf die 8 Millionen Wähler nicht so genau vertheilt, daß ein derber Präfekten- und Pfaffendruck die Quote der Einzelnen zerdrücken kann? Sind die Proben des allgemeinen Stimmrechts überhaupt und überall so ermuthigend? Was aber den Kampf betrifft, so werden die vergangenen Jahrhunderte, das 16., 17. und 18., die bereits in den elysäischen Feldern weilen, dermaleinst dem 19ten, wenn es sich zu ihnen versammelt, seltsame Gesichter schneiden und sich kaum dazu verstehen andere als anzügliche Reden mit ihm zu führen.

Das 16. wird sagen: Ich habe das Papstthum niedergeworfen und das Gewissen erhöht. Du schlägst Dich mit einem steinalten kranken Mann herum, dem es einfällt, den Dalai Lama zu spielen.

Das 17. wird sagen: Ich durchsäuerte den theologischen Quark und bot der Menschheit Gedanken statt der Phantasmen; Du bringst den ärgsten Fetischismus wieder auf und Deine Mächtigen und Klugen fürchten sich davor.

Das 18. wird sagen: Ich führte den Kampf gegen weltliche und geistliche Despotie, ich zeigte wo sie sterblich sind; Du führtest den „Kulturkampf."

Was wird das 19. dermaleinst vor seinen Richtern zu erwidern wissen? Dafern es nicht noch Dinge in petto hat, die wir nicht kennen, wird es etwa so stammeln: Jedes Volk, das aus großen Prüfungen hervorgeht, einerlei ob siegreich oder besiegt, wird fromm. Große Thaten wie große Leiden wirken auf die Empfindung, auf das Gemüth und machen es brühweich. Stammt nicht der deutsche Pietismus — nicht der tiefe Hallische, sondern der kranke, Wupperthaler, das Muckerthum —

aus den sog. Befreiungskriegen? So suchte das niedergeworfene Frankreich, theils spontan, theils durch künstliche Anreizung verführt, sein Ziel in der Frömmigkeit, im Sacré coeur, im ouvrier Jésus, in der Anbetung des Gefangenen im Vatikan. So seid doch billig! Hat man das damals im Lager der Aufgeklärten für Dämonomanie, für Geisteskrankheit erklärt? Mit Nichten. Man hat Infanterie und Kavallerie marschiren lassen, man hat schreckhaft mit dem Säbel gerasselt und in allem Ernste von einem Kriege gesprochen.

So ganz Unrecht dürfte das angeklagte 19. Jahrhundert in seiner Entschuldigung nicht haben; die „mildernden Umstände" dürften ihm jedenfalls zuerkannt werden. Glücklicherweise hat der Reaktionsputsch in Frankreich mit anderen Faktoren zu kämpfen als mit dem allgemeinen Stimmrecht und der Aufklärung, nämlich mit dem Zwiespalt im Hause Belzebubs selbst und mit den wirthschaftlichen Interessen.

Beginnen wir mit den letztern. Gescheidter als bis Dato das allgemeine Stimmrecht sind die pièces de cent sous. Sie haben sich für die Republik erklärt, für die konservative, pian piano fortschreitende. In ganz Kontinentaleuropa bildet Frankreich eine glänzende Ausnahme seit dem Krach vom Mai 1873; es hat weiter produzirt, als überall anderswo unzählige Fabriken geschlossen, Tausende und aber Tausende von Arbeitern aufs Pflaster gesetzt wurden. Die französischen Ersparnisse gehen an die Sparkassen und an die nationale Rente und Eisenbahn. Fremde „Gründungen", ja selbst sichere auswärtige Anlagen bleiben der großen Mehrzahl bis auf den Namen unbekannt. Im Jahre 1867 fragte uns ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der für seine alten Tage zurücklegte und sich dabei mit 4 Prozent begnügte, was das sei: amerikanische Staatsbonds. Als wir ihm erwiderten, das seien sehr gute Papiere, die rechtzeitig gekauft, 7% sonder Fehl trügen, wollte er es kaum glauben; von so etwas habe er in Paris nie gehört. Er blieb ruhig bei seinen Vierprozentigen. Welchen Rumor ein Schwindel mit dem Auslande hervorrufen kann, sah man bei den berüchtigten Jecker'schen Bons, dem schäbigen placement des pères de famille, und wie geringfügig war der Betrag, im Vergleich mit den fiktiven Milliarden an der Wiener und Berliner Börse!

Das Kapital der französischen Schuld und Anlage ist im Lande, Frankreich verzinst es sich selbst. Die großartige Produktion, nie lebhafter als seit dem Verlust von Elsaß-Lothringen, bekümmerte sich bisher um nichts was draußen vorging, nicht einmal um die orientalischen Händel; sie war zufrieden mit den liberalen Ministerien von Dufaure bis zu Jules Simon; sie fürchtete sich nicht vor Gambetta; sie lächelte über die Wallfahrer, die Kirche auf Montmartre, die katholischen Universitäten, da ja das Fünffranksstück emsig weiter heckte. Da kam der porphyrene Pharaon und warf seinen Degen in die Wagschaale der Handelsbilanz. Und nun lese man die Adresse der Fabrikanten von Vienne an den Marschall! Vienne ist zwar eine alte Römerstadt im Dauphiné, aber vergeblich sucht man in dem Schreiben etwas Römisches oder Martialisches. Die Bestellungen bleiben aus, die Fabrik steht still, fangen Sie keine dummen Streiche an, wir waren zufrieden mit dem Status quo, den Sie so täppischerweise gestört haben! Die rücksichtslosen Leute von Vienne! Sie bedachten nicht einmal, daß der Stillstand ihrer

Fabriken bei Pharaon leicht etwas Anderes zum Stillstand bringen könnte. Indessen er wird noch mehr hören von geschädigten materiellen Interessen, von der Unmöglichkeit das Budget zu erschwingen, wenn Handel und Wandel stocken, und die Herübernahme von 100 Millionen aus dem Liquidationsfonds ins Budget des Kriegsministeriums — was fällt Ihnen ein?

Nun aber entsteht daneben die große politische Frage: Was nun? und die andere eben so schwierige: Wem zu Nutz? Das Kabinet Pharaon ist getheilt, die eine Hälfte will streng nach dem Buchstaben der Verfassung vorgehen und sich parlamentarisch fügen; die andere Hälfte arbeitet in den Staatsstreich hinein. Zu den Ersteren gehört der Herzog Décazes, auf Lebenszeit zum auswärtigen Amt verurtheilt, und sogar der Kriegsminister Berthaut mirabile dictu. Zu den Letzteren zählen die Herren Fourtout und Brunet, Bonapartisten vom reinsten Wasser, und am Ende auch der Herzog von Broglie, der sich vorgenommen zu haben scheint, diesmal auszuspielen, um nicht mehr gestochen zu werden. Wem zu Nutz? Da liegt der Haf' im Pfeffer. Broglie ist Orleanist, drei Andere sind Bonapartisten, Einer ist Legitimist, Pharaon aber Mac Mahonist. Geht's für die lebenslängliche Präsidentschaft, für den Roy, für den Grafen von Paris oder für Lulu? Die lebenslängliche Präsidentschaft wollen höchstens die Bonapartisten, damit Lulu auszahne; die Legitimisten geben dazu nicht einmal ihre Stimmen im Senat, ohne welche keine Auflösung des andern Hauses zu erzielen ist. Gegen Lulu empören sich Orleanisten wie Legitimisten; den Grafen von Paris macht weder Civil noch Militär zum Könige der Franzosen; er selbst hat bereits einsichtsvoll seine Ansprüche an seinen Sohn vermacht. Lulu fällt beim Plebiscit durch und die unter seinem Vater verrathene und verkaufte Armee watet nicht für ihn durch's Blut.

Der Porphyr scheint nachdenklich geworden zu sein. Keine Auflösung, das ist seine Abdankung, das ist der kleine Thiers im Präsidentenstuhl. Wird die Auflösung verlangt und vom Senate abgelehnt — sofort; wird eingelenkt und ein linkscentrisches Kabinet berufen — etwas später.

Da hilft kein Säbel und kein Weihwedel. Frankreich, vom exekutiven wie vom legislativen Heldenthum zurückgekommen, will weder den Staatsstreich noch den Wohlfahrts-Ausschuß, sondern die konservative Republik, den Status quo ante und den sehr allmählichen Fortschritt, pian piano. Das ist sehr wenig erhaben, sehr mittelmäßig; aber es wird nichts dabei kompromittirt, die Zukunft bleibt offen. Stat nominis umbra.

Ueber Fraktionsbildung.

Endlich hat der † Correspondent der „Kölnischen Zeitung", der angeblich „Aus Süddeutschland" seine Orakel spendet, die Entdeckung gemacht, daß der Reichstagsabgeordnete für Frankfurt eigentlicher Vater des tief verruchten Gedankens ist, die Abgeordneten der Volkspartei mit den Sozialdemokraten im Reichstage zu einer Fraktion zusammenzufassen.

Feierlich bittet er dem Abgeordneten Fritsch (womit wohl College Fritzsche-Berlin gemeint ist) den schwarzen Verdacht der Urheberschaft dieses verbrecherischen Planes ab und ertheilt den Collegen Bayer und Retter, „welche den Vorschlag abgelehnt haben," dem Collegen Dr. Oechsner, „der sich überhaupt für sich zu halten scheint," und, wie ich hinzufüge, immer „Alibi" beweisen kann, ein Sittlichkeitsprädicat dafür, daß sie auf eine solche „Lüge" nicht eingegangen sind.

Ich allein bleibe der Schuldige, und so verstockt ist mein Gemüth, daß ich wahrhaftig, wenn ich jetzt aufmerksam in mich hinein horche, eine Anwandelung von Eitelkeit über meine „Idee" spüre. Hat sie doch bei den Berichten über den Gothaer Sozialistencongreß die Runde durch die gesammte deutsche Presse gemacht und bei allen „Reinen" natürlich das üblich' Faustische „Schaudern" erregt. So geht es aber in unserem druckpapierenen Zeitalter: Ich glaube wahrhaftig es dürfte heute nicht schwer fallen, Jemand stolz auf den genialen „Gedanken" zu machen, seine Cigarre mit einem Schwefelhölzchen anzuzünden, sich beim Essen von Suppe eines Löffels zu bedienen, oder beim Regen einen Schirm aufzuspannen. Es käme nur darauf an, daß man das „Eins! Zwei! Drei!" zu diesen Dingen nöthig fände, die man sonst auf einen Schlag getrieben „wie Essen und Trinken frei," es käme nur darauf an, daß man über sie „philosophire," über sie aus irgend einem Grunde zu „philosophiren" gezwungen würde. Dies Unglück ist meiner harmlosen, schlichten und selbstverständlichen Anregung widerfahren. Es müssen über sie Parteigenossen, Sozialistenführer und Lazertencorrespondenten reichstreuer Blätter Philosophie, und, wenn ich mich nicht täusche, zumeist Wahl-Philosophie treiben. Daher die Ehre eines allseitigen „Anathema sit" die ihr zu Theil wurde.

Hat sie dieselbe verdient? Ich glaube wahrhaftig nicht. Ehe der parlamentarische Neophyte acht Tage lang die berauschende Atmosphäre des Foyers geathmet hat, die sich bekanntlich aus Räucherduft, Küchendunst und Cigarettenqualm zusammensetzt, muß ihm mit zwingender Nothwendigkeit eines klar geworden sein, wenn er es nicht schon gewußt hat, daß nämlich jede Thätigkeit innerhalb der Volksvertretung heute zifferische Voraussetzungen besitzt. Namentlich im Beginne der verflossenen Session kann das Niemand entgangen sein, der seine Wahrnehmungsorgane in naturgemäßer Weise anzuwenden gewöhnt ist. Soll ich wirklich an die pikanten Vorgänge im unerforschlichen Schooße des Seniorenconventes erinnern, als man sich über die Ziffer der „Betheiligung" nicht einigen konnte, welche den einzelnen Fraktionen auf Grund der, durch die Neuwahlen hergestellten Stärkeverhältnisse, namentlich bei der Budgetcommission gewährt werden sollte? Soll ich in's Gedächtniß zurückrufen, daß damals der Herr Reichstagspräsident, proprio motu und nicht ohne einen, an der Geschäftsordnung geübten sanften Zwang, die Commissionswahlcomödie, d. h. die auf den 26. Februar anberaumte Sitzung der Abtheilungen absagte, weil der leidige Zifferstreit noch nicht beigelegt war? Soll ich das Andenken an jene charakteristischen Worte erneuern, mit denen College Reichensperger einen weiteren Tag Galgenfrist für diese parlamentarischen Rechenstudien erbat, indem er wohl mit Rücksicht auf die vielen Novizen des Hauses unter „Heiterkeit" der Eingeweihten, meinte: „Ich spreche vielleicht etwas räthselhaft für diejenigen,

die den Zusammenhang nicht kennen; aber ich bin dem Herrn Präsidenten gegenüber davon überzeugt, daß er mich vollkommen verstanden haben wird?" Und der Präsident hat ihn verstanden!

Und wie endete jene Batrachomyomachia um zehntel und zwölftel Commissionsmitglieder? Natürlich nur mit einer neuen Ziffergruppirung. Abermals verkündete College Reichensperger als Hoheprieſter jenes „Räthselhaften", das über dem Reichstag waltet, daß es gefallen habe, die Commission für den Reichshaushaltetat um sieben Mitglieder zu verstärken. Also Ziffern, Ziffern, nichts wie Ziffern! Und sollten sich denn meine verehrten näheren Parteifreunde wirklich gar nicht mehr der mit ihnen gepflogenen Unterhandlungen entsinnen, in denen als Köder für die damals grassirende auf rein zifferische Kunststücke hinauslaufende „Gruppenfängerei" die Parole erschien: alles, was bei den Justizgesetzen in Opposition gestanden hat wird bei den Commissionswahlen zahlenmäßig durch die Fortschrittspartei vertreten?

Wie gesagt ein einziger Blick in die Geschäftsordnung und die parlamentarische Praxis zeigt unwiderleglich, daß — wie die Dinge sich heute einmal gestaltet haben, nur Gruppen von einer gewissen Stärke, eine Mehrzahl von Personen, die ihre Zusammengehörigkeit äußerlich zu erkennen geben, wirklich die Zwecke parlamentarischer Thätigkeit erreichen können, selbst wenn diese nur in Ausnutzung der Redefreiheit erblickt werden. Um in wichtigen Fragen eine bestimmte Ansicht vor dem Lande völlig zum Ausdruck gelangen zu lassen muß dieselbe eine nach Außen hin geschlossen erscheinende Gruppe zum Träger haben, das ist eine Erfahrung, die denn doch von demokratischen und sozialdemokratischen Abgeordneten zu theuer erkauft worden ist, als daß man sie so ohne weiteres wieder aus Rücksichtnahme auf unklare Anschauungsweise Preis geben dürfte. Abgesehen aber von Gewährleistung der Redemöglichkeit ist ohne Bildung einer geschlossenen Gruppe da keine Wirkung zu üben, wo eigentlich der Schwerpunkt der Reichstagsarbeit liegt, in den Commissionen. Auch das hat den Herrn Sozialdemokraten ehemals paradox geklungen, doch nun haben es ihnen die Zeiten gelegentlich des von ihnen zur Gewerbeordnung eingebrachten Gesetzentwurfes ad hominem bestätigt; bezweifelt wird von ihnen die Nothwendigkeit einer numerisch genügenden, wenn auch aus verschiedenen Elementen bestehenden, Gruppe heute nicht mehr — wenigstens nicht in ihrer esoterischen Parlamentslehre. Wenn ich noch hinzufüge, daß nur dem Delegirten einer Fraction von hinreichender Zifferstärke sich das Adyton öffnet, wo die geheimnißvollen „Mütter" des Parlamentes, will sagen der allmächtige Seniorenconvent thront, darf ich wohl die Frage aufwerfen, war denn nun wirklich der Gedanke, verwandte Gruppen zu einem festen und widerstandsfähigen Gefüge zusammen zu fassen, so weit abliegend, überflüssig und unnatürlich, wie das aus den Aeußerungen der zunächst Betheiligten hervorzugehen scheint?

Wenn die socialistischen Führer ihn auf dem jüngsten Gothaer Congresse ziemlich aus der Cavalierperspektive, d. h. vom hohen Pferde herab und daher mit völlig schiefer Auffassung behandelten, so geschah das einer Lehrmeinung zu Gefallen, die der heutige deutsche Sozialismus leider dadurch von dem überwundenen Lassalleanismus als Erbstück übernommen hat, daß er die Rechtswohlthat des Inventars nicht ausreichend

genug für sich in Anspruch nahm. Alle anderen Parteien bilden neben der sozialistischen eine einzige reaktionäre Masse, so lautet diese zu Lassalleschen Zwecken erfundene Formel, die jüngst bei Bildung einer sozialdemokratischen Partei in der Schweiz unter homerischem Gelächter „bachab" geschickt wurde. Dort, wo man politisch reifer zu denken versteht, als in Deutschland, erscheint diese Behauptung im richtigen Lichte, d. h. als eine komisch wirkende Ungeheuerlichkeit. Ueber kurz oder lang wird sie als solche auch den deutschen Sozialisten erscheinen und wer den Vorgängen der Wahlcampagne von 1876 mit unbefangenem Auge gefolgt ist, wird diesen Zeitpunkt nicht allzu entfernt annehmen dürfen. Die Wahlerfolge der Sozialdemokraten wurzelten überwiegend darin, daß man unter dem Zwange einer logischen Nothwendigkeit die eigentlich politischen Fragen des Parteiprogramms in den Vordergrund, also dahin stellte, wohin sie naturgemäß gehören. Es hat sich unwillkürlich, ja gegen den Willen Vieler, die Erkenntniß Bahn gebrochen, daß sozialer Fortschritt nur auf politischem Gebiete erkämpft werden kann. Als ein unwiderleglicher Beweis für das Vorhandensein dieser Anschauung darf die Thatsache gelten, einerseits, daß sich die sozialistische Parteithätigkeit, abgesehen von dem lehrhaften Theile derselben immer mehr auf die Wahlen zum Reichstage conzentrirt, wobei es sich um eine, von dem freien Willen des Einzelnen, wie der Gesammtpartei völlig unabhängige Evolution handelt; anderntheils, daß die sozialistischen Reichstagsabgeordneten nur Anträge stellten, welche ein sozialistisches Gepräge im eigentlichen Sinne nicht trugen, was auch nicht Resultat freier Wahl war. Mit dem Augenblicke aber, wo die sozialistische Partei im Ringen um das geistige Dasein activ in den Freiheitskampf auf staatlichem Gebiete eingetreten ist, wurde jener tolle Satz von der reactionären Masse in seiner Anwendung auf die Parteien, welche ganz das gleiche politische Ziel erstreben müssen zur baaren Lächerlichkeit. Er wird eines Tages sang- und klanglos entschwinden, da man in Deutschland das schöne Recht verscherzt hat, ihm ein so fröhliches Todtenopfer zu bringen, wie in der Schweiz. Dann wird die Ueberzeugung, daß man um Suppe zu essen aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen am besten einen Löffel benutzt, selbst wenn er nicht aus congreßprobehaltigem Sozialistensilber besteht, zur offen eingestandenen Meinung geworden sein.

Es ist mindestens eine Selbsttäuschung wenn man damit zu trösten sucht, man werde auch ohne Mitwirkung der Demokraten die für Anträge nothwendigen Unterschriften finden. Darauf kommt es in erster Reihe gar nicht an. Vielmehr muß bei richtiger Erkenntniß der Sachlage das Streben derer, die sich an parlamentarischer Thätigkeit betheiligen, dahin gerichtet sein, Wirkung zu üben, wo der Schwerpunkt der Arbeiten liegt, in den Commissionsverhandlungen; während zugleich, wenn man wirklich eine bestimmte Ansicht nachhaltig und kräftig zu vertreten beabsichtigt, da Einfluß zu gewinnen ist, wo die diskretionäre Geschäftsleitung ihren Sitz hat. Das Versprechen sich gegenseitig bei allen freiheitlichen Fragen zu unterstützen, mit dem man von verschiedenen Seiten ein Eingehen auf den Fraktionsgedanken umgehen zu können meint, hat wirklich einen etwas naiven Klang der unbestreitbaren Thatsache gegenüber, daß auch rite und recte unterstützte Motionen den Weg zum Orkus des parlamentarischen Papierkorbes zu finden wissen. Aber selbst,

wenn man in stiller Selbstgenügsamkeit seine Wünsche nicht höher spannt, als auf Erlangung der fünfzehn Unterschriften des § 22 der Geschäftsordnung, sind die Herrn Sozialdemokraten denn wirklich so sicher diese immer zu finden? Wie denn, wenn der menschenfreundlichen Anschauung des Collegen Schröder-Lippstadt entsprechend, Krüger-Hadersleben wirklich einmal „im Interesse des Reichstags" an Dänemark abgetreten wird? Was beginnen, falls der Friedensschluß im Culturkampf thatsächlich einmal zum Abschlusse gelangt? Und da man der Zukunft so sicher ist, die bescheidene Frage: weshalb hat man denn zuweilen in der Vergangenheit die Unterschrift eines Demokraten auf telegraphischem Wege requiriren müssen?

Ich brauche wohl nichts mehr hinzuzufügen um vor dem Richterstuhle gesunden Menschenverstandes hinsichtlich meiner Fraktionsbestrebungen dem sozialistischen Staatsanwalt gegenüber ein „not guilty" in Anspruch nehmen zu dürfen.

Ich fand eben in dem politischen Programm auf Grund dessen ich gewählt bin, zwingenden Grund einen derartigen Versuch gerade nach sozialdemokratischer Seite zu machen. Wenn das früher nicht geschehen war, so lag das an bestimmten Dingen die sich in der „Wage" vom 31. Oktober 1873 gelegentlich der damaligen Revision des volksparteilichen Programms in folgender Weise erörtert finden: „1868 glaubte man in den Beschlüssen des kurz zuvor stattgehabten Nürnberger Arbeitertages eine Vermittelung zu finden zum Bündniß mit einer Arbeiterpartei, aber der Nürnberger Tag selbst erwies sich bald nur als ein Uebergangspunkt. Aus ihm erwuchs die Eisenacher Partei und diese wünscht kein Bündniß mit der Volkspartei, läßt es vielmehr bekanntermaßen an kleinen Unfreundlichkeiten gegen dieselbe nicht fehlen. Das ist bedauerlich für beide Theile, aber dadurch kann sich an dem socialen Programm der Volkspartei nichts ändern, solange diese — und das thut sie hoffentlich — zu dem Stuttgarter Eingangssatze sich bekennt, daß die staatlichen und gesellschaftlichen Fragen untrennbar sind und daß sich namentlich die ökonomische Befreiung der arbeitenden Klassen und die Verwirklichung der politischen Freiheit gegenseitig bedingen." Diesen Satz — seit Anbeginn das wesentliche Unterscheidungsmerkmal von andern Parteien — konnte natürlich die Volkspartei im Jahre 1873 nicht aufheben ohne sich zugleich rückwärts bis 1868 selbst zu verneinen, er blieb nach wie vor Grund- und Eckstein des Programmes, auf dem diejenigen die sich zur Volkspartei bekennen wollen heute noch stehen müssen. Von diesem Standpunkte aus habe ich mich in Erkenntniß des Umstandes, daß sich seit 1868 und 1873 auf sozialistischer Seite manche wünschenswerthe Häutung und Läuterung vollzogen hat, für verpflichtet gehalten mindestens den Versuch zu machen, gegen den im Reichstag geübten Terrorismus jene zifferische Schranke zu errichten, welche durch die bekannten Verhältnisse nöthig gemacht wird. Daß dabei keinem Theile auferlegt werden konnte, seinen besonderen Standpunkt aufzugeben, ist bei dem Charakter einer bloßen Schutzvorrichtung, welcher dieser Fraktionsbildung von vorne herein aufgeprägt war, so selbstverständlich, daß es gar keine Erwähnung verdient. Und sind denn derartige ad hoc geschlossene Vereinigungen verschiedener mehr oder weniger verwandter Elemente in der Geschichte des Reichstags so selten?

Das kann nur ein so wahrheitsliebender, jeder „Lüge" abholder Mann, wie der † Correspondent der „Kölnischen Zeitung" behaupten, der niemals von der „freien (liberalen) Vereinigung", von dem „bundesstaatlich-constitutionellen Verein" von der „freien conservativen Vereinigung" gehört hat, der die Einigungsnöthe der „Deutschen Reichspartei" und der „Deutsch-Conservativen" nicht kennt und nicht weiß, daß man im Reichstag der nationalliberalen Gruppe Löwe, im Landtag aber der Fortschrittspartei angehören kann. Freilich wird er jenen Satz aurufen, der Clausula tacita der Reichstags-Geschäftsordnung ist: si duo faciunt idem non est idem. Aber wenn man nicht Stellung und diskretionäre Gewalt eines Geschäftsordnungsexecutors besitzt, steht man unter dem gewöhnlichen Moralgesetz, das derartige jesuitische Unterscheidungen nicht zuläßt. Auch „historisch" wäre also die Bildung einer demokratisch-sozialistischen Fractionsgruppe unter indifferentem Titel völlig berechtigt gewesen.

Nach all' dem mein' ich auch meinen Parteigenossen gegenüber so vollständig Absolution für meine ideelle Fraktionsautorschaft beanspruchen zu dürfen, daß ich auszusprechen wage, auch sie werden bald zu der Ueberzeugung durchdringen, daß man sich zur wirklichen Bewältigung der spartanischen Parlamentssuppe am bequemsten eines Fraktionslöffels bedient.

Karl Holthof.

Benedict Spinoza, seine Lehren und das Verhältniß des jetzigen Kriticismus zu denselben.

(Vortrag, gehalten am 12. März 1877 im Kopernikus-Verein für Kunst und Wissenschaft zu Thorn, von J. Misses.)

(Schluß.)

Ich will nun versuchen, die Quintessenz dieses Systems zu skizziren. Die Definition der Substanz, meint Spinoza, ist nicht blos wie bei Cartesius, die Unabhängigkeit derselben von den Accidenzen, sondern die unbedingte Unabhängigkeit, d. h. ihre nothwendige Existenz ohne irgend eine fremde Ursache, eine solche Substanz ist Gott. Dieselbe hat unendlich viele Attribute, die ihr Wesen ausmachen, die jedoch für uns in zwei resumirt werden, in cogitatio und extensio, Denken und Ausdehnung. Von derselben entstanden die unendlichen keine eigene Existenz habenden Modi, welche die mannigfaltigen Erscheinungen des Universums bilden. Es kann aber nur eine und zwar eine unendliche Substanz existiren, denn die Mehrheit der Gegenstände beruht entweder auf ihren verschiedenen Modi oder auf ihren verschiedenen Attributen. Nun sind aber nach Obigem natürlich die Modi später als die Substanz, folglich kann ihre Verschiedenheit nicht die Mehrheit der Substanzen bilden; ebensowenig kann auch die Verschiedenheit der Attribute die Ursache sein, weil dann zwei oder mehrere Substanzen ungleicher Attribute vorhanden sein müßten, was aber aus folgenden Gründen unmöglich ist. Diese zwei Substanzen müßten dann nämlich entweder unendlich oder endlich sein. Ersteres aber, d. h. mehrere Unendlichkeiten anzunehmen, ist widersinnig, letzteres kann auch nicht zutreffen, indem die Endlichkeit

eines Gegenstandes nur durch sein Begrenztwerden von einem andern Gegenstande gleichen Attributes, als ein Gedanke von einem Gedanken, ein Körper von einem Körper bewirkt werden kann, nicht aber von einem Gegenstande ungleichen Attributes, als ein Gedanke von einem Körper, oder umgekehrt; folglich kann keine Substanz endlich sein, weil, wie aus Obigem erhellt, keine andere Substanz gleichen Attributes, die diese begrenzen sollte, existiren kann. Die Substanz „Gott" muß also als einzig, unendlich, jede andere, besondere Existenz ausschließend gedacht werden. Daß aber eine solche Substanz wirklich existirt, meint Spinoza, ganz so wie Carteſius, folgt daraus, daß die Existenz zum Begriffe derselben gehört. Aus dem Substanzbegriff geht auch hervor, daß dieselbe einfach sein muß, weil ein Zusammengesetztes die Ursache seines Daseins nicht in sich selbst hat, sondern in den es zusammensetzenden Theilen. Nun fragt sich aber, wie es denn mit den zwei Attributen, die das Wesen der Substanz ausmachen, beschaffen wäre? Wie diese Zweiheit sich mit der Einfachheit der Substanz verträgt? Spinoza sagt (Eth. II. 7) „daß diese zwei Attribute in der Substanz eigentlich eins sind, nur auf verschiedene Weise aufgefaßt werden," aus welcher Aeußerung Viele entnehmen wollen, daß auch Spinoza dem Geiste allein eine wirkliche Existenz zuerkannt, der Materie aber nur eine Scheinexistenz, welcher Meinung auch Hegel sich anschloß; er sagt nämlich, Spinoza hat nicht den Atheismus gelehrt sondern den Akosmismus; er leugnete nicht Gottes Dasein sondern das des Weltalls. Andere aber behaupten, und wie ich glaube, mit Recht, daß Spinoza das Dasein der Materie durchaus nicht in Abrede stellt, sagt er doch vielmehr (Eth. I. 15), er wüßte nicht, warum das Materielle der göttlichen Natur unwürdig sein sollte. Nur die Mannigfaltigkeit der Materie ist nach Spinoza scheinbar; er behauptet, die Materie selbst sei untheilbar. Spinoza unterscheidet sich sowohl von den Idealisten wie von den Materialisten. Erstere halten die Idee oder die Ideen als das Wesen alles Daseienden, letztere behaupten, die Materie allein bewirkte alles Selbstempfinden und Bewußtsein, es gebe keine unmaterielle Existenz, eine solche anzunehmen sei ein wahres Hirngespinst, indem wir sie nie wahrgenommen haben noch wahrnehmen können. Nach Spinoza sind beide, Geist und Materie, wirkliche Existenzen, nur vollständig vereinigt, in allem Daseienden muß sowohl Geist als Materie sich befinden, beide sind Bedingungen alles Existirenden, ähnlich wie bei Ben Gbyrol (im fons Vitae) die forma universalis und die materia universalis, welche stets vereinigt sind und das Wesen aller Erscheinungen bilden. Spinoza schreibt deshalb auch, wie die Kabbalisten, jedem Ding, selbst dem Steine, eine Seele zu, welche Beseelung nur gradatim sich unterscheidet, vom Steine bis zu den Menschen sich steigert, bei diesen selbst noch immer verschieden ist, und die höchste Stufe bei demjenigen erreicht, der die dritte Erkenntnißart, von der im Folgenden die Rede sein wird, sich angeeignet hat, und welche nach Spinoza wie nach der Kabbala allein unsterblich wäre. Jedoch sind alle diese Unterschiede nur in den Modi, in der Erscheinung; in der Wirklichkeit aber, in Gott ist alles Eins. Nun ist die Frage: auf welche Weise können die Modi selbst als Erscheinungen existiren, indem doch neben dem Unendlichen keine besondere Existenz denkbar ist? Darauf antwortet Spinoza: sowie aus dem Begriff des Triangels folgt, daß die Summe der drei Winkel

den zwei rechten gleicht, oder aus dem des Kreises, daß alle Radien gleich sind, ohne daß deshalb Winkel und Radien besondere Existenzen wären außerhalb des Triangels resp. des Kreises, ebenso folgen aus dem Begriffe Gottes als der alleinigen Ursache alles Daseienden die Modi, ohne von Gott getrennt zu sein. Daraus erhellt zugleich, daß die Existenz alles Daseienden als Folge des Gottesbegriffs eine nothwendige und keine willkürlich hervorgebrachte sein kann, wie auch alle Vorgänge im Weltall Folgen unabänderlicher Gesetze sind. Gottes Dasein wie das alles von ihm Verursachten ist eine Nothwendigkeit. Daher behauptet Spinoza, wie die Kabbalisten, daß man Gott keinen Willen, kein Verlangen, keine Ueberlegung zuschreiben darf. Alle diese Eigenschaften sind Anthropomorphismen, die von Gott entfernt werden müssen. Es hieße Gott zumuthen, wenn man ihm derartige Eigenschaften zuschreibt, er ließe sich von Etwas, außer seiner vollkommenen Natur Liegendem bestimmen. Die Freiheit definirt Spinoza als dasjenige, das aus der Natur des Freien selbst folgt, nicht von außerhalb influirt wird. Gott ist ein freies Wesen, weil Alles aus seiner eigenen Natur bewirkt wird. Nothwendigkeit und Freiheit sind identische Begriffe, Willkür hingegen ist das Gegentheil derselben. Es kann also nach obigen Erörterungen von einer beabsichtigten Zweckmäßigkeit im Universum ebensowenig die Rede sein, wie von einer solchen in Bezug auf die Verhältnisse des Triangels oder des Kreises. Die Ethik Spinozas folgt aus seiner Lehre von Gott und dem Universum. Der Mensch besteht wie alles Existirende aus Seele und Körper, die im Grunde auch Eins sind wie die Substanz-Attribute cogitatio et extensio. Die Seele erkennt unmittelbar nur ihren eigenen Körper, vermittelst desselben auch die andern, wie sie auch auf diese Weise von ihnen afficirt wird. Die sehr vielen menschlichen Affecte lassen sich in Bezug auf denselben in drei Abtheilungen rubriciren, in fröhliche, traurige und begierdeerregende. An und für sich genommen haftet auf denselben diese Unterscheidung nicht, ebensowenig giebt es unter den Affecten wie im Weltall überhaupt objectiv Gutes und Böses, indem Alles nothwendig, folglich gleichsam vernünftig ist, nur der Mensch betrachtet das ihm Angenehme für Gutes, das Gegentheil für Böses. Auch die menschliche Erkenntniß zerfällt in drei verschiedene Arten, die imaginatio, eingebildete, ratio, verständige, und die intuitive, vernünftige, unmittelbar geistige. Die erstere ist eine unvollständige, verworrene, durch dieselbe erkennt der Mensch nur einen Theil von den Affecten wie von allem Daseienden, bildet sich einen falschen Begriff von ihnen, verwechselt Gutes mit Bösem selbst in Bezug auf sich, wird Sklave der Affecte, anstatt ihr Herr zu sein, ist im Grunde leidend, wenn er sich auch einbildet, handelnd zu sein, weil der wahre Begriff des Handelns nur der vernünftigen Thätigkeit zukommt. Erst durch die ratio erhält der Mensch eine totale Uebersicht von Allem und die Erkenntniß seiner sämmtlichen Affecte; diese Erkenntnißart führt den Menschen zu einem verständigen moralischen Leben, weil von einem solchen Leben die Glückseligkeit der Gesammtheit bedingt ist, und folglich auch die seinige, als er ein unzertrennliches Glied derselben bildet. Die wahre höchste Erkenntniß aber ist die intuitive; durch sie erzielt der Mensch die vollkommene Gemüthsruhe, die Seligkeit hienieden, indem er die Welt wie sich selbst in Gott existirend erkennt, d. h. die Identität der Erscheinung mit Gott

einsieht, von dem wahrhaft Guten, von der Liebe Gottes überzeugt und erfüllt wird, er gewinnt die wahre göttliche Freiheit, d. h. die vernünftig-nothwendige, von äußern Einflüssen unabhängige, wie die wahre Frömmigkeit, die keinen Lohn verlangt, die sich selbst ihr Lohn ist.

Dieses ist der ungefähre Umriß von Spinoza's metaphysischem Systembau, den der Meister wie seine Jünger gleich den aegyptischen Pyramiden, für immer unzerstörbar hielten. Und doch gelang es nach kaum einem Jahrhundert unserem Immanuel Kant die Baufälligkeit dieses Riesenbaues wie die der scholastischen Systembauten überhaupt gründlich nachzuweisen; er legte das Täuschende in dem ontologischen Beweise blos, indem er nachwies, daß die Existenz keineswegs eine Realität, ein Mitattribut der Gegenstände, wodurch dem Gegenstand ein neues Merkmal hinzukömmt, sei, wie Carteſius und Spinoza meinten, sondern eine abstrakte Bezeichnung des denkenden Subjects; wirklich existirende 100 Thaler sind um ein Haar nicht mehr als mögliche, und nur insofern verschieden, als man jene besitzen kann, diese nicht, wie auch andrerseits der klarste Begriff von diesen Thalern deren wirkliche Existenz nicht hervorbringen kann; jenen hat auch der Aermste, die wirklich existirenden nur der Besitzende. Ebenso verwechselt Spinoza Ursache und Wirkung mit Begriff und Folgerung. Die Winkel- und Radiengleichung ist keine Wirkung des Triangels resp. des Kreises, sondern Begriffsfolgerungen und nur im menschlichen Denken auseinandergehalten, während Ursache und Wirkung zeitlich und räumlich objectiv verschieden sind. Außerdem würde, wenn die Natur aus dem Begriff entstanden wäre, wie Spinoza meint, die unbestreitbare Entwickelung derselben kaum zu erklären sein, — mathematische Folgerungen, wie alle ewige Wahrheiten, entwickeln sich nicht, bleiben sich immer gleich — man müßte denn wiederum zur kabbalistischen These Zuflucht nehmen, daß sämmtliche in aller Ewigkeit durch natürliche und künstliche Züchtung ꝛc. ꝛc. entstandenen Entwickelungen schon im Urbegriffe Gotte involvirt wären, eine Art vorherbestimmte Harmonie. Ebensowenig ist Spinoza's Behauptung stichhaltig, daß die Endlichkeit eines Gegenstandes nur durch sein Begrenztwerden von einem andern Gegenstand bewirkt werden kann; ein Körper z. B. kann endlich sein, wenn auch kein anderer Körper neben ihm oder im Raume überhaupt sich befinden möchte. Dann ist auch der Begriff einer Unendlichkeit, wie ihn Spinoza aufstellte, ein transcendenter; wir können uns nur eine unendliche Reihe von Endlichkeiten vorstellen, nicht aber eine selbstständige Unendlichkeit; eine solche kann höchstens geglaubt werden. Spinoza sagt zwar, er könne sich Gott nicht vorstellen, wohl aber könne er ihn erkennen. Allein auf welche Weise? Einer Erkenntniß mittelst Schlüssen muß eine apodiktische Prämisse vorangehen, die hier aber fehlt. Spinoza meint, der menschliche Intellekt oder Geist, der ein Theil des göttlichen ist, erkennte Gott unmittelbar. Was berechtigt aber zu dieser Behauptung? Dieselbe ist eine kabbalistische, aber die Kabbala nimmt als Prämisse den Glauben, den Spinoza nicht heranzog. —

Auch das ethische Princip Spinoza's fand keine Gnade vor Kants Kritik. Die von der ratio erkannte und tendirte Glückseligkeit ist nach Kant kein moralisches Princip sondern ein egoistisches, eine kaufmännische Berechnung, während die durch die intuitive Erkenntniß erlangte Frömmigkeit einerseits auch nur ein geistiger Egoismus, eine Speculation

auf die Seligkeit ist, kann sie andrerseits, wie Spinoza selbst gesteht, nur von sehr Wenigen erreicht werden. Freilich ist Spinoza für dieses ethische Princip nicht verantwortlich, denn seit Jahrtausenden haben Viele, wenn auch unter verschiedener Gestaltung, den Utilitarismus als Moralprincip, und die Frömmigkeit als ein Leben in Gott aufgefaßt; nur das Judenthum, welches Moral und Frömmigkeit identificirt, kennt kein Leben in Gott, sondern einen Gott im Leben, welche Idee im vorigen Jahrhundert in den Köpfen freidenkender Männer wieder auftauchte. So sagte z. B. Diderot: „Ob ein Gott existirt, weiß ich nicht, aber ich will so leben, als existirte er und zwar mir gegenwärtig, meine Handlungen inspicirend." Erst Kant fand einen präcisen Ausdruck für das Moralprincip, nämlich den „kategorischen Imperativ." Es ist das in der Brust aller Menschen, wenn auch gradatim verschieden, wurzelnde Rechtsgefühl, das ihm gebietet dieses zu thun, jenes zu unterlassen, ohne ihm für dieses Thun und Lassen irgend einen Nutzen vorzuspiegeln, es ist die personificirte Gottheit im Menschen, der Alles geopfert werden muß.

Sind aber auch nach obigen Erörterungen die Spinozistischen Argumente wie zum Theil auch manche Resultate derselben antiquirt, so haben doch viele seiner Theoreme, wie Ueberweg richtig bemerkt, noch jetzt einen bedeutenden Werth. Seine Zergliederung der Seelenkräfte, die Unterscheidung zwischen Freiheit und Willkür, die Auffassung des Weltalls als ein durch unabänderliche Gesetze bestehendes Ganze, die Nachweisungen der anthropomorphistischen Vorstellungen, die man von Gott entfernen muß, und vieles Andere sichern Spinoza einen Ehrenplatz in der Geschichte der Philosophie, während ihm auch das Verdienst gebührt, fast der erste gewesen zu sein, der — in seinem theologisch politischen Traktat — die von Ben Jasus und Iben Esra, in hebräischer Sprache, angeregte biblische Kritik erweitert und verallgemeinert hat, wie er auch für das freie Denken und das freie Wort als Kämpfer aufgetreten ist.

Schließlich ist es ganz besonders anerkennenswerth, daß bei Spinoza Theorie und Praxis stets in Harmonie blieben; die Erkenntnißart der ratio mit der der Intuitive vereinigend eignete er sich eine Totalanschauung von den mannigfaltigen Erscheinungen an. Während er im Leben, wie auch durch Wort und Schrift Alles zur ersten Ursache zu erheben suchte, seine Bedürfnisse einschränkte, um ein contemplatives, nach seiner Ansicht Gott wohlgefälliges Leben ungestört führen zu können, schlug er auch ein von der amsterdamer jüdischen Gemeinde ihm angebotenes Jahrgehalt von 1000 Gulden unter der Bedingung, seine antijüdischen Ansichten nicht zu verbreiten,*) wie auch eine angetragene Professur in

*) Man ist gewohnt, diese Gemeinde zu verdammen, als Ausbund des Fanatismus und der Intoleranz, ohne die Sachlage genau zu erwägen. Es waren wohl nicht Spinoza's philosophische Theorien, die gegen ihn einen solchen Sturm heraufbeschworen; in der Judenheit ward fast nie Jemand wegen seiner metaphysischen Meinungen bekelliget. Spinoza's Lehren stimmten sogar, wie bereits angedeutet, mit den kabbalistischen überein, und noch ein Jahrhundert später docirte einer der frömmsten Gelehrten, Chacham Zwi, den Lehrsatz, daß Gott und die Natur eins wären. — Auch wegen seines Privatlebens wurde Spinoza keineswegs angegriffen, sondern weil er beharrte, antigesetzliche Meinungen zu verbreiten, was für die genußsüchtige Masse wohl sehr verlockend sein durfte, und den

Heidelberg aus, um seine Freiheit und Unabhängigkeit nicht zu beeinträchtigen. Möge er uns in dieser Hinsicht als vorleuchtendes Muster immer vor Augen bleiben! — — —

Ein neues Laster.

Die Morphiumsucht. Eine Monographie nach eignen Beobachtungen von Dr. Ed. Levinstein, Sanitätsrath und Chefarzt der Maison de santé Schöneberg-Berlin. 160 S. Berlin, A. Hirschwald.

Mit dem Titel, den wir dem Gegenstande seiner Forschung geben, wird der Hr. Verfasser freilich nicht zufrieden sein. Denn die Höflichkeit des Arztes, der seinen Patienten die Schädigung ihres gesellschaftlichen Rufes fern halten will, einerseits, anderseits aber auch die Gewissenhaftigkeit, nicht vorzeitig über eine Frage abzuurtheilen, die in geeigneten Fällen von der schwersten forensischen Bedeutung werden kann: Beides hat Herrn Dr. L. bestimmt, in der Einleitung sich möglichst milde über das Wesen der modernsten Krankheit zu äußern, ihr sogar den Charakter der Psychose zu bestreiten. Als wesentlichsten Grund dafür hebt er hervor, daß die Morphiumsucht nur functionelle Störungen hervorrufe, keine bleibenden Veränderungen im Organismus setze, daß auch die psychischen Beeinträchtigungen in Folge von Morphiumgenuß viel kürzer andauern, als etwa die durch Alkohol-, Blei- oder andre derartige Vergiftungen. Ob diese Anführungen den Kern der Sache treffen, darüber ließe sich eine Diskussion eröffnen, die aber hier nicht hergehört: uns interessirt die Erscheinung nach ihrem culturhistorischen Werthe und da ist sie eben nur als neues Laster zu taxiren, wobei hoffentlich Niemand die Terminologie einer religiösen Dogmatik heraushören will. Von dieser Verschiedenartigkeit der Standpunkte können wir aber um so eher absehn, als der Hr. Verfasser, wie wir weiterhin sehn werden, bei der Behandlung der Kranken sich, mit Recht, gar nicht scheut auch psychische Abnormitäten vorauszusetzen und sich dagegen zu rüsten. — Dies vorausgeschickt, und im Uebrigen sei dem Verfasser respectvoller Dank gesagt für eine Arbeit, zu der er vor vielen andern durch reiche Erfahrung berufen war, und die, wie zu hoffen ist, das neue Uebel im Keime ersticken wird.

Bestand des gesetzlichen Judenthums in der Gemeinde bedrohte. Es war also für die Gemeinde ein Kampf ums Dasein. Sagte doch Spinoza (Tr. theol. polit. — 20) „daß nur solche Meinungen frei sein können, die nicht Handlungen betreffen und nicht Jedem die Freiheit einräumen gegen die Staatsgesetze zu handeln." Die amsterdamer Gemeinde nahm auch für sich dieses Recht in Anspruch, und schloß denjenigen aus ihrer Mitgliedschaft aus, der ihre Autorität in dieser Hinsicht untergrub. Freilich that sie dieses in einer grellen mittelalterlichen Form, die noch weit früher aus den christlichen Gemeinden in die der Juden überging. Aber die Zeit war damals noch nicht reif genug, daß selbst gebildete Kreise sich von jener hätten emancipiren können. Gegenüber dem fast gleichzeitigen Verfahren des sogar aufgeklärten Papstes Urban VIII. gegen seinen Freund Galilei, ist das der Gemeinde, die kein Mittel der Versöhnung unversucht ließ, noch ein mildes zu nennen.

Die Morphiumsucht ist die höchste und feinste, darum auch gefährlichste Entwicklung der Berauschungslust, des dem Menschengeschlechte wahrscheinlich als ein Nachzittern des mächtigen Dranges, der es durch unabsehlich lange Entwicklungsreihen endlich an die Spitze alles Daseins gestellt hat, verbliebenen Gelüstes, aus sich heraus und über sich hinaus zu kommen. Am interessantesten äußert sich dieser Drang, wo er, scheinbar auf jedes materielle Substrat verzichtend sich auf nur psychischem Wege befriedigt, in den Verzückungen indischer Büßer und katholischer Nonnen, in den Wirbeln türkischer Heulderwische u. dgl. Viel leichter herzustellen, und darum auch ungleich gewöhnlicher, ist die Berauschung durch die bekannten Genußmittel narkotischer, alkoholischer Natur. Ihrem Mißbrauch stellte sich eine doppelte Schranke entgegen. Einmal daß sie, zumeist durch den Magen eingeführt, diesen mit ihrem Uebermaaß belästigten, schwächten und von ihm aus den Menschen krank machten; zum andern, daß die angenehmen Empfindungen des Rausches in Folge jener Genußmittel sich schwer getrennt halten ließen von den unangenehmen, anstößigen Erscheinungen der Betrunkenheit. Dieser Umstand bewirkte, mochte das nun auf Grund sittlicher Energie oder nur gesellschaftlicher Rücksichtnahme geschehen, daß der Trunk als Laster sich überwiegend nur in den armen ungebildeten Volksklassen festsetzte. Darin änderte sich auch nicht viel, als die Bekanntschaft mit dem Opiumgenuß allmälig durch England dem Abendlande übermittelt wurde. Nur in England selber scheint es in beschränkten Kreisen festen Fuß gefaßt zu haben; was die Blackdrops für eine Rolle in der Kinderwelt spielen ist bekannt und das Rauchen des Opiums muß, wenn man sich der meisterhaften Skizze im „Edwin Drood" erinnert, der letzten unvollendeten Arbeit von Boz, eine Art von Organisation, und nicht blos für Matrosenvolk, haben. Die allgemeinere Verbreitung von Opium, später Haschisch u. dgl. fand glücklicherweise daran ihr Hinderniß, daß die übeln arbeitsunfähig machenden Nachwirkungen zu lange andauerten. Und als das Opium in seiner Zusammensetzung studirt, seine Bestandtheile gesondert dargestellt wurden, war die Kenntniß von der Wirksamkeit der einzelnen und die Anwendung derselben so in den engen Kreis der Berufswissenschaft, der Apotheker und Aerzte, zurückgekehrt, daß ein allgemeiner Mißbrauch nicht zu fürchten war.

Inzwischen war die hypodermatische Medication, die Einbringung der Medicamente unter die Oberhaut, versucht und in ihren mannigfaltigen Vorzügen erkannt worden. Besonders die wunderbar schnelle, schmerzenstillende und beruhigende Wirkung der auf diesem Wege beigebrachten Morphiumlösungen fand bald allgemeine Anerkennung und als ein gut construirtes Instrument, die Pravaz'sche Spritze, die Anwendung schmerzlos machte, hatte die neue Methode das weiteste Feld für sich.

Da schlich sich denn neben dem Gebrauch der Mißbrauch ein. Das Jahr 1866 hatte gelehrt, den Verwundungen und Schäden, die der Krieg verursacht, eine schnelle Linderung der Schmerzen durch das neue Mittel zu bringen; so lange das durch die Hand des Arztes geschah, konnte man sicher sein, daß das Interesse der Heilung das allein maßgebende war. Aber die Sache gestaltete sich anders, aus den Feldlazarethen ging das wunderbare Mittel in die Heimath, in die Privatpraxis, zur Kur der Nachwehen über. Und wenn dann, nach der Schmerzen Eigenthüm-

lichkeit, vielleicht nur ein- oder zweimal des Tages das Linderungsmittel nothwendig wurde, so war es eben so natürlich, daß man, um des Arztes Zeit zu sparen oder um seine Kostenrechnung zu einer kleineren zu machen, die allmälig vertraut gewordne Handhabung des Heilmittels selber übernahm. Erst wol immer mit Wissen des Arztes, später auch ohne dasselbe. Und damit, und mit der allmälig wachsenden Erfahrung, daß diese so leicht zu bewerkstelligenden Einspritzungen, die am Arm oder Bein in Minutenfrist geschehen waren, nicht blos die vorhandnen körperlichen Schmerzen stillten, sondern auch Verstimmungen der Seele beseitigten, die geistige Natur erhöhten, also alle Vortheile des Rausches, scheinbar ohne seine bekannten Nachwehen, hervorbrächten — da war die neue Mode inaugurirt und ihres Erfolges sicher. Die Offiziere die, von dem deutschen Feldzuge zurückkehrend, ihren hysterischen von Migräne geplagten Schwestern und Cousinen zu erzählen wußten, wie zauberhaft schnell die durch Wunden oder Quetschungen hervorgebrachten nervösen Schmerzen vor dem neuen Mittel gewichen seien, waren die ersten Propheten und von ihnen aus ging das Evangelium in die nächsten Kreise über. Es ist genau genug zu verfolgen, wie sich die Morphiumsucht grade von diesen Stellen aus verbreitet hat, unter adligen und in ärztlichen Familien. Von dort ist die seltsame Sucht weiter gegangen, das Kriegsjahr 1870—71 hat an nothwendigen Vorbedingungen das Seinige geleistet und so darf man heutzutage mit einiger Sicherheit behaupten, daß dieses Geheim-Trunklaster — denn in diese Kategorie gehört die Morphiumsucht — in Norddeutschland die feinsten, geistig am höchsten stehenden Kreise der Gesellschaft in einer, von außen kaum bemerkbaren Mächtigkeit befallen hat. Und auch das gehört zur Signatur dieser Zeit.

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Busch, O., Arthur Schopenhauer, Beitrag zu einer Dogmatik der Religionslosen. Heidelberg, Bassermann. (3,60 M.)

Chrzanowski, H. v., Die Lohnsysteme der ländlichen Arbeiter mit besond. Berücksicht. des Großh. Posen. Posen, Leitgeber. (1 M.)

Réplique du comte Harry d'Arnim à la lettre du prince de Bismarck du 14. Avril 1873. Neuchatel, Sandoz. (2 M.)

Briefwechsel zwischen Göthe und Marianne v. Willemer (Suleika), herausgeg. mit Erläuter. von Th. Creizenach. Stuttgart, Cotta. (10 M.)

Nagel, S., François Villon, Versuch einer krit. Darstellung s. Lebens nach s. Gedichten. Berlin, Plahn. (0,75 M.)

Emden, G., G. Cohn und W. Stieda, Das Verfahren bei Enqueten über sociale Verhältnisse. Leipzig, Duncker Humblot (1,60 M.)

Herder's sämmtl. Werke. Erste kritische Gesammtausgabe von B. Suphan. 1. Band. Berlin, Weidmann. (4 M.)

Correspondance inédite de Edgar Quinet. Leipzig, durch Twietmeyer. (7 Frs.)

Faber, Ernst, Socialismus oder die Lehre des chines. Philosophen Micius. Elberfeld, Friderichs. (2 M.)

Spach, Ludw., Zur Geschichte der modernen französ. Literatur. Strasburg, Trübner. (5 M.)

Abbott, Bacon and Essex. Leipzig, durch Twietmeyer. (9,45 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 22. Juni 1877. Nr. 25.

Inhaltsverzeichniß: Russische Aussichten. — Pariser Briefe X. — Ein neues Laster. (Schluß.) — Absonderliche Meinungen eines Staatsanwalts. — Neue Bücher.

Russische Aussichten.

Wenn man ein recht diplomatisches Herz besäße, welches gleichgültig über die Leiden der Menschheit hinwegpulsirt, oder das „korrosive Naturell", welches jüngst unserm ehemaligen Parteigenossen Lothar Bucher, etwas überschätzend glauben wir, nachgesagt wurde: so könnte man sich im Voraus über das Wirrsal freuen, in welches sich das „heilige" Rußland hineinarbeitet.

Die mythische Person, welche den Namen „Europa" führt, ist nämlich völlig apokryph geworden. Sämmtliche Mächte dieses Erdtheils außer Rußland haben sich aufs Beobachten gelegt; wir haben jetzt nicht nur den altbekannten „Beobachter an der Spree", der indessen weit mehr westwärts lugt als ostwärts, wir haben auch einen „Beobachter an der Donau", einen „Beobachter am Tiber", ja einen „Beobachter an der Themse." Frankreich ist durch einige Intriganten und Strohköpfe zum „Selbstbeobachter an der Seine" geworden, und es ist ihm nur zu wünschen, daß es von der Selbstbeobachtung zur Selbsterkenntniß übergehe. Die Russen sind demnach den Türken und der eignen innern Dialektik überlassen.

Seltsam, wie es in Europa keine „Türkenfreunde" mehr giebt und männiglich den Vorwurf, die geringste Sympathie mit den Osmanen zu empfinden, oder das Geringste zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft zu thun, weit von sich abwehrt: so handelt es sich auch für Rußland bereits nicht mehr um den Sieg über die Pforte, sondern um das, was nach dem Kriege und Siege, weniger in der illyrischen Provinz als in Rußland selbst geschehen und werden soll. Daß der ungeheure Achtzig-Millionen-Staat, das Konglomerat von Groß-, Klein- und Weißrussen sammt den polnischen Einschachtelungen und den germanisch-finnischen Anhängseln, nicht in derselben Verfassung aus dem Kriege hervorgeht, wie es in denselben eingetreten, das ist das öffentliche Geheimniß der ganzen denkenden Welt; das weiß oder empfindet jedes zweibeinige und zweiarmige Wesen auf dem gränzenlosen Areal selbst, vom Mudschik und Popen aufwärts, zu den Nihilisten, Panslavisten und offiziellen Kriegsführern. Und zwar sind Gedanken und Empfindung auch darin allenthalben übereinstimmend, daß es gleichgültig ist, ob die russischen Armeen

siegen oder geschlagen werden, ob sie rasch oder langsam siegen, mit großen oder übergroßen Opfern an Mannschaft und Geld.

Der steife, festgefrorne Koloß hat sich ins Meer der Aventüre gewälzt; dort thaut er auf; wie er neukrystallisirt, in welcher Form er wieder körperhaft zu Tage tritt, das ist Gegenstand der Ahnung, der gewagten Berechnung, der Träume. Rußland ist nicht mehr zu Hause, es hat sich in die Fremde begeben, und fremd sich selbst wird es heimkehren. 400,000 Mann sollen theils über die Donau rücken, theils in Rumänien verbleiben; 200,000 Mann operiren in Asien; 200,000 bilden die Nachschübe, und die letzten 200,000 Mann werden soeben zur Drillung ausgehoben. Das macht eine Million wehrhafter Männer zu Fuß und zu Roß, die Quintessenz des „heiligen" Rußland, ausgezogen um die Türkei zu erobern und Europa zu trotzen. Aber was kann sich diese Million Soldaten draußen holen? Ein Stück Armenien, die Linie von Tiflis bis Batum, höchstens mit der Einwinkelung von Kars. Erzerum ganz gewiß nicht, denn für das Euphratthal wirft sich England in die Schanze; einen größeren Theil der Südküste des Pontus zu nehmen, wird ihm dasselbe England mit Aufgebot aller Kräfte wehren. Konstantinopel ist auch diesmal, selbst mit der Million Soldaten, nicht zu erreichen, und würde es erreicht, so wäre das die schärfste Zuspitzung der innern russischen Frage. Schon Alex. Herzen hat gesagt: „Bis zu den Dardanellen kann das eiserne Scepter Peters I. nicht verlängert werden, es muß zerbrechen. Wenn der kaiserliche Adler nach Byzanz zurückkehrt, so muß er in Rußland verschwinden." So verführerisch auch die alte Parole lautet: „das Kreuz auf der Hagia Sophia wieder aufrichten", — das offizielle Rußland will mit solcher Perspektive nur die Begeisterung unterhalten; es denkt nicht daran, sie zu verwirklichen. Bleibt eine Sekundogenitur in beiden Bulgarien, dem cis- und dem transbalkanischen, eine Vergrößerung Serbiens um ein Stück Bosnien, eine Erweiterung von Montenegro nach der Herzogewina zu. Den Griechen Thessalien und Epirus zu geben, ist sehr bedenklich, da die Griechen sich hartnäckig dagegen stemmen, Slaven zu sein, und da sie in Macedonien sofort mit den Bulgaren, die noch viel weniger Slaven sind als die Neuhellenen, in Konflikt gerathen würden. Griechen und Bulgaren, von jeder Rücksicht auf die Pforte entbunden, wären antagonistische Elemente, die sich vertügen wie Feuer und Wasser. Streiten sie doch schon jetzt heftig um den Ruhm der größeren Intelligenz und Staatsfähigkeit, in welcher die Griechen seit Fallmerayers Tagen nicht besonders viel geleistet haben. Der verwickeltste Knoten aber wäre die Neutralität Rumäniens unter russischem Protectorat. Nur wenn Europa sich endgültig aufgiebt, kann eine solche Stipulation durchgehen. Geht sie aber nicht durch, wird Rumänien mit dem „König" Carol wirklich das „östliche Belgien": so ist der ganze Krieg umsonst geführt worden. In einen türkischen Vasallenstaat mochte Rußland einrücken, in ein neutrales Land kann es den Fuß nicht mehr setzen. Entweder begehrt Oesterreich an die Stelle der Türkei zu treten und das Consilium europäischer Kurpfuscher um sein Bett zu versammeln, oder es muß den letzten Mann und den letzten Papiergulden opfern, um sich die Donau für alle Zukunft frei zu halten.

Die panslaoistischen Comités, die Agenten der neuen Kultur-„Wohlthat" mögen daher schüren, so viel sie wollen: eine der großen Anstrengung, dem Staatsbankerotte und der Dezimirung der Bevölkerung irgend entsprechende Beute ist aus diesem Kriege nicht heimzubringen. Das offizielle Rußland wird den Moment finden, wo es Halt macht; der gährende und kochende Volksgeist aber wird fragen: was fällt für mich ab? Was ist mein Lohn?

Dieser Moment wird kritisch für das zarische Rußland werden; das „unterthänig Ersterben" wird zu Ende sein, Petitionen in drohendem Tone werden laut, die Forderungen immer ungestümer, und ein Zersetzungsproceß wird beginnen, den eine ständische Verfassung und Notablenversammlung nur für einen Augenblick zu verkleistern vermögen. Die innern Gegensätze müssen aufbrechen: der Kampf zwischen Despotismus und zügellosem Freiheitsverlangen, der Kampf zwischen Reich und Arm, der Kampf zwischen Groß- und Kleinrussen, und das polnische Element wird zum Ferment werden. Die Radikalen oder Nihilisten bleiben natürlich nicht gleichgültig und vollenden den Hexensabbath im „heiligen" Rußland.

Lassen wir aber Nihilisten, Polen, Groß- und Kleinrussen vorläufig aus dem Spiele, so lautet der innere Gegensatz Rußlands, der nur vorläufig durch den Krieg neutralisirt wurde: Panrussismus und Panslavismus. Auf der einen Seite ein festgekittetes, einheitliches, despotisch regiertes, sich allmählich vergrößerndes, auf Europa drückendes, zarisches Rußland; auf der andern der auf Föderation ausgehende, alles Volk desselben Stammes zu umfassen strebende, wenn auch nicht radikale, so doch despotenfeindliche, schwärmerische, phantasie- und gemüthtriefende Panslavismus.

Sobald diese Beiden anfangen, sich auseinander zu setzen, dann erst darf Europa die Arme kreuzen und ruhig zuschaun. Dann ist die Gefahr vorüber; denn der russische Absolutismus ist erledigt, der Panslavismus aber ist grade so hohl wie die „lateinische Familie" und der Pangermanismus.

Pariser Briefe.

X.

Paris, 18. Juni. Das allgemeine Stimmrecht ist freilich kein Fetisch, keine Wunderlampe, aber wenn in einem Lande einmal keinerlei beschränktes Stimmrecht mehr möglich ist, so wird eben dadurch das allgemeine zu einer Nothwendigkeit, gerade wie die Republik an sich weder ein Verdienst noch eine Tugend, sondern eben nur die Abwesenheit oder, so lange die Republik dauert, die Unmöglichkeit eines Monarchen ist. Wenn in einem Lande kein protestantisches und kein katholisches, kein nördliches und kein südliches, kein liberales und kein konservatives Kaiserreich mehr möglich ist, dann ist überhaupt keines mehr möglich, und die Republik entsteht, unbekümmert, ob das Land republikanisch ist. Ebenso geht es mit dem Volksstimmrecht, das nicht auf die „Reife"

der Bevölkerung wartet, sondern vom Baume fällt, wenn der Stiel des Census faul ist, was allerdings nicht ausschließt, daß ein unternehmender Staatsmann, den sein Weg vorbeiführt, es herunterschlägt, um ein Präsent damit zu machen. Das giebt ja dann gerade die konfusen Uebergangsperioden, in denen die Völker Lehrgeld zahlen. Aber wir Deutsche verwechseln denn doch zu leicht unsere Situation mit der der Franzosen. Wir haben bisher, d. h. seit dem Beginne unserer Reichsexistenz, die ja der ersten unbeholfenen Hantirung des allgemeinen Stimmrechts kurz gefolgt ist und nach dem Eingeständniß des größten Staatsmannes, der uns abhanden kommen kann, einen republikanischen Embryo vorstellt, noch kein Lehrgeld gezahlt. Alles ist uns herrlich geglückt; unsere Marseillaise ist von Rechtswegen: Freund, ich bin zufri—hi—den. Höchstens, daß die bösen Sozialdemokraten hier und da wie Moor's schwarze Gesellen eine gute, gottesfürchtige Stadt überfallen und in den parlamentarischen Besitzstand einbrechen. Frankreich aber hat in dieser Zeit Dinge erlebt, die auf den ganzen Volkscharakter eingewirkt haben, und entrichtet noch heute in jedem Tropfen Wein, den es trinkt, ein blutig hartes Lehrgeld. Mit ernstem Sinne und schwerer Arbeit hat es sich in diesen sieben Jahren aus dem Sumpfe von Sedan herausgearbeitet, die Trümmer der zweimaligen Belagerung von Paris weggeräumt, die Brutalitäten des Belagerungszustandes ertragen, — und Sie glauben, es werde sich nun die Früchte solcher Mühen vor der Nase wegschnappen lassen?

Ja, wenn Republik und Stimmrecht pure Formen wären! Aber wären sie das, wie gern würden die Konservativen Alles, was sie konserviren wollen, in diese Formen hineingießen! Die Aristokratie, die Geistlichkeit und die Bourgeoisie — wenn ich von Bourgeoisie in Frankreich rede, so meine ich damit nicht die Klasse der Kleinbürger, die kläglich zusammengeschmolzen, verarmt und ein Anhängsel des Proletariats geworden ist — hassen nicht umsonst „la tyrannie du nombre“ und bejammern nicht umsonst die kaiserlose Zeit. Gott ist der Kaiser aller Kaiser, und der Industrielle ist Souverän in seiner Fabrik; die Republik unterbricht also die Kettenreihe (ohne Anspielung) der Herrschaftsverhältnisse und untergräbt jede andere Autorität als die gewählte, selbsteingesetzte, freiwillig anerkannte. Republik und Stimmrecht sind in Frankreich eine Messer- und Gabelfrage, nicht in dem Sinne von Lassalle, der das Stimmrecht erst direkt mit Productivassociationen und Staatskredit verbinden mußte, um seine Eigenschaft als Magenfrage zu beweisen, sondern in einem viel allgemeineren Sinne. Es giebt ja so mancherlei Mittel, durch Gesetze und durch Beseitigung von Gesetzen das materielle Wohl des Volkes zu fördern, und die Franzosen haben keines derselben verschworen, — ja, hätten sie wirklich eines derselben verschworen, sie wären frivol genug, sich ihres Eides zu entbinden. Sie haben kein geschlossenes System, oder wenn man will, hundert Systeme, hundert Mittel gegen die hunderterlei Mißbräuche, die in der Administration, Justiz, Steuerverwaltung, dem Unterricht u. s. w. bestehen, — alle hundert aber führt ihr Weg nur durch die große Retorte des allgemeinen Stimmrechts und für alle hundert dadurch erzeugte Strömungen wäre die Monarchie oder was ihr ähnlich ein Stöpsel, der sie kurz abschneiden würde. Darum ist jede Nuance von Thiers bis zum Kommunisten dem geplanten Umsturz, dem Unter-

nehmen des 16. Mai feindselig; darum verschwinden alle Unterschiede, und die ganze Nation vereint sich, um ihm zu widerstehen. Die Provinz marschirt nicht voran, aber gleichen Schrittes mit Paris. In Paris sehen wir Thiers, den Sieger von 1871, mit den Besiegten und mit den damals neutral Gebliebenen Hand in Hand gehen. Das ist kein Wunder. Er und seine Freunde wären von einem Kaiserreich, das sie sieben Jahre lang verhindert haben, am meisten bedroht, und ebenso sehr von der Revolution, die ihm auf dem Fuße folgen würde. Die Arbeiter von Paris werden natürlich nicht Barrikaden bauen, um Thiers gegen Mac Mahon einzusetzen; aber sie wissen sehr gut, daß es sich nicht darum handelt. Haben nicht Reste der Junikämpfer mit den damaligen Kleinbürgern, ihren grausamen Siegern, am 3. Dezember in den Faubourgs vereint gegen den Staatsstreich geschlagen? Und damals waren nur drei Jahre zwischen ihrem Kampf. Heute trennen uns sieben Jahre von der Commune; ein neues, junges Geschlecht ist herangewachsen, groß geworden unter dem Belagerungszustand und bereit, sich nöthigenfalls zu schlagen, nicht für das, was es hat, sondern für das, was es will. Dem Alten aber, der den Bürgerkrieg mitgemacht, entgeht es keineswegs, daß jetzt die Besieger von Paris in zwei Lager gespalten sind, und wenn er nicht weiß, wo seine Sympathien sind, so weiß er, wo seine größeren Antipathien sind, genug, um ihn nicht neutral bleiben zu lassen.

Ein neues Laster.

Die Morphiumsucht. Eine Monographie nach eignen Beobachtungen von Dr. Ed. Levinstein, Sanitätsrath und Chefarzt der Maison de santé Schöneberg-Berlin. 160 S. Berlin, A. Hirschwald.

(Schluß.)

Von den 25 Krankheitsfällen, die Dr. L. in seiner Anstalt zu behandeln hatte, trafen 6 auf Aerzte, wozu noch zwei Patientinnen zu zählen sind, welche mit Aerzten verheirathet sind, drei Offiziere, drei Damen und ein Herr von Adel, ein Rentier, ein Dr. jur. und Gutsbesitzer, ein Student, zwei Kaufleute, eine Diakonissin, drei Damen endlich und ein Herr, deren gesellschaftliche Stellung nicht angegeben ist. Man sieht also: weit überwiegend die vornehmen gebildeten Stände und da wieder die Frauen respectabel stark (9 unter 25) vertreten. Und das sind nur die Fälle einer einzelnen, allerdings dafür besonders geeigneten, Heilanstalt, das sind nur die Ziffern derer die sich heilen lassen wollten. Wie viel größer die Anzahl derer, die dem Morphiumgenusse ergeben sind und, weil sie entweder vorsichtiger oder widerstandsfähiger, noch den Folgen gewachsen sind, das verräth uns das Buch in folgenden Sätzen: „Mir ist eine Reihe von Personen bekannt, die in hohem Grade morphiumsüchtig sind und die sich nicht nur im Vollbesitz ihrer geistigen Kraft befinden, sondern als hellleuchtende Sterne am wissenschaftlichen Horizonte glänzten und glänzen. Männer der Kriegskunde, Künstler, Aerzte, Chirurgen, Namen vom besten Klange sind dieser Leidenschaft unterworfen, unbeschadet ihrer vollen Leistungsfähigkeit. Neben andern

bedeutenden Männern habe ich besonders einen im Auge, der bis zum letzten Augenblick seines Lebens die Bewunderung der ganzen wissenschaftlichen Welt auf sich zog." Wer in der ärztlichen Welt Berlins bewandert ist, weiß diesen Namen zu nennen, kennt die tragische Complication des Falles, von welcher des Verfassers Zartgefühl schweigt. „Anscheinend — so fährt das Buch fort — bedurften und bedürfen aber alle diese Männer, um ihr Amt, ihren Beruf auszufüllen, des Morphiums als Nervinum, um sich in einem labilen Gleichgewicht zu erhalten. Nun ist doch nimmermehr Jemand als geisteskrank zu erachten, in dessen Geistes- oder Gemüthsleben keine, oder nur Minuten, kaum Stunden dauernde Alterationen zu beobachten sind, der seiner Kunst, seinem Berufe lebt, der dem Staate, seiner Familie, seinen Mitbürgern gegenüber seine Pflichten in vollem Maaße erfüllt und der warmen Antheil nimmt an Allem, was das menschliche Herz erfreut!"

Nun ist doch — folgern wir dem entgegen — nimmermehr Jemand als geistesgesund zu erachten, in dessen Geistes- oder Gemüthsleben keine, auch nur Stunden andauernde Gleichmäßigkeit zu beobachten ist, dessen Dasein von einer verhängnißvollen Fluth und Ebbe beherrscht wird, der jetzt in der Fülle energischen Selbstbewußtseins denkt, plant, handelt, dem aber nach einer immer kürzeren Spanne dieser glücklichen Empfindung diese Farbenpracht des Innern mehr und mehr erlischt, in dem die Stumpfheit allmählig zur gedrückten Stimmung sinkt und diese wieder zu einem solchen Grade der Unerträglichkeit seiner selbst und der Welt anwächst, daß schließlich mit der Kraft der Monomanie die Gier nach dem neuen Reize alles überwältigt! — Hr. Dr. L. mag durchaus Recht haben, wenn er seine Patienten nicht als „Geisteskranke" im streng forensischen Sinne angesehn wissen will, es würde dann ja sogar zweifelhaft werden ob sie noch soweit das Recht der freien Disposition über sich hätten, um aus eigenen Antriebe sich einer Kur zu unterwerfen, die von der des Irrenhauses eventuell wenig verschieden ist. Aber er geht in seinem Eifer doch wohl etwas zu weit, wenn er die Neurose so scharf von der Psychose getrennt halten will, wenn er an keine dauernden Residuen der sich stets wiederholenden Alterationen glaubt. Wir werden uns dieser optimistischen Meinung erst fügen, wenn Hr. Dr. L. die Versicherung zu geben vermag, daß bei den von ihm Geheilten und nicht Rückfälligen keine Narbe sich zeige, daß die ursprüngliche Frische und Lust des Denkens und Schaffens in unveränderter Eigenart wieder vorhanden sei.

Das Buch bringt, wie das freilich sehr natürlich ist, wenig von dem pathologischen Bilde der Krankheit und das ist bei dem Zwecke der Schrift zu bedauern, denn eine Darlegung der mannigfaltigen Wege, auf denen sich die Morphiumlust einschleicht und zur Sucht sich entwickelt, würde die Aerzte aufmerksamer und mißtrauischer machen und manchen Fall in seinen Anfangsstadien ergreifen. Der Verf. läßt meistentheils für Ursache und Entwicklung des Leidens die Angabe der Kranken ohne Weiteres gelten und da sind es denn natürlich fast immer körperliche Leiden und Schmerzen, welche als erster Anlaß figuriren. Daneben soll denn aber doch nicht verschwiegen sein, daß leider jetzt oft genug schon von Anfang an das Morphium als ein Sybariticum in Gebrauch genommen wird, daß die Pravazspritze sich bisweilen schon im Necessaire unserer Elegants befindet, daß sie aber auch dem Streberthum

als ein freilich trügerisches Hilfsmittel nicht mehr unbekannt ist, das die durch geistige Ueberanstrengung gebrochene Elasticität wiederherstellen soll. In all diesen Fällen ist die gefährliche Gabe nicht zuerst durch des Arztes Hand gegangen und dann liegt es ihm oft fern genug an eine solche Krankheitsursache zu denken.

Reichhaltig und interessant ist das Buch dagegen in der Darstellung des Heilverfahrens und seiner Erfolge. Die Einleitung der Kur wird auch der Laie nicht ohne Interesse kennen lernen. „Um Störungen während der Behandlung der Morphiumsucht zu vermeiden, ist es nothwendig den Kranken zu eröffnen, daß sie in den ersten Wochen der Behandlung ihrer freien Willensbestimmung sich entäußern, und sich widerspruchlos den ärztlichen Anordnungen unterwerfen müssen. Morphiumsüchtige sind Menschen, die von einer sie beherrschenden Leidenschaft befreit werden sollen, und da die Morphiumsucht, wie jede Leidenschaft, den Charakter der Individuen herabsetzt, so sind neben den körperlichen Schwächezuständen auch die Veränderungen des Charakters im Auge zu behalten, welche sich besonders durch die Neigung zur Unwahrheit zu erkennen geben. Gebildete, intelligente, sonst achtungswerthe Männer sinken bis zur Lüge. Fast kein Morphiumsüchtiger ist fähig, wahrheitsgetreu seinen täglichen Morphiumverbrauch und die Stunde anzugeben, in welcher er sich zum letzten Male Morphium injizirte. Man trage dieser Schwäche Rechnung, vertraue den Angaben der Kranken nicht, versetze sie aber auch nicht durch eindringliches Fragen in die durch innere Gründe bedingte Nothwendigkeit, unwahr zu sein; behandele sie, die äußere gesellschaftliche Form bewahrend, wie Unmündige, und schütze sie durch geregelte Ueberwachung vor Versuchung. Sobald der Kranke sich mit der Beschränkung seiner persönlichen Freiheit einverstanden erklärt hat und die ärztliche Behandlung beginnen soll, führe man ihn in die zum Aufenthalt von 8—14 Tagen für ihn bestimmten Räume, in denen jede Gelegenheit zu Selbstmordversuchen möglichst beseitigt sein muß. Die Thüren und Fenster dürfen nicht in Angeln gehn, sondern nur in Charnierbändern, dürfen weder Klinken, noch Riegel, noch Oliven, noch Vorreiber haben, sondern müssen so eingerichtet sein, daß sie von den Kranken selbst weder geöffnet, noch verschlossen werden können. Spiegel-, Kleider- und Gardinenhaken sind zu entfernen. Während der ersten 4—5 Tage der Abstinenz müssen stets zwei Pflegerinnen um den Patienten sein, . . . sie müssen in ihrer Charakterfestigkeit und Ausdauer erprobt sein, und in den ersten 4—5 Tagen muß alle 12 Stunden ein Wechsel des Personals eintreten, da der Dienst geistige und körperliche Frische erfordert und aufreibend ist. Unmittelbar nach der Aufnahme lasse man den Kranken ein warmes Bad nehmen und während dessen seine sämmtlichen Effecten durch eine Vertrauensperson nach Morphium untersuchen, welches oft, trotz aller Gegenversicherungen des Kranken auf die raffinirteste Weise in denselben verborgen gehalten wird. Denn fast Alle, die sich behufs Abgewöhnung des Morphium in eine Kur begeben, führen Morphium und Morphiumspritze mit sich." Die Kur selbst beginnt nun sofort, und zwar mit der plötzlichen und totalen Entziehung des Morphium, nach welchem schon wenige Stunden nach der Aufnahme der Appetit sich regt. Andre empfehlen eine Kur mittels allmäliger Entziehung, aber Dr. L. wendet gegen diese ein, sie erspare kein einziges

der Entziehungssymptome, welche nach seiner Methode zwar bisweilen sehr stürmisch auftreten, aber nach 2—3 Tagen in ihrer schwersten Form überwunden sind, während nach der bisher geübten Methode die Kranken wochenlang darunter litten. Außerdem sei für die längere Kurweise eine stärkere moralische Kraft nöthig, das Vertrauen zum Arzte schwinde leichter, das Wartepersonal werde eher corrumpirt u. s. w. Freilich sind die „stürmischen Symptome" auch manchmal derart, daß sie selbst in der ruhigen erfolgessichern Schilderung des Buches Schreck einflößen können; aber einen Todesfall in solchen Krisen hat die Anstalt noch nicht zu verzeichnen gehabt. In den schwierigen Fällen dieser Gattung, todesähnlichen Ohnmachten von oft sehr langer Dauer, muß allerdings vom Arzte selber wieder zur Morphiuminjection gegriffen werden, die dann wunderbar schnell wirkt, aber auch sofort nach der Wirkung wieder ausgesetzt wird. Die Kur dauert etwa vier Wochen, von denen die erste die für den Kranken und den Arzt schwerste ist. Und dann? Von den im Buche verzeichneten 25 Fällen ist nur bei 17 etwas über die Dauer des Erfolges gesagt, davon ist allerdings nur bei 3 bemerkt, daß sie rückfällig geworden, aber unter den 14 andern findet sich eine größere Zahl, die erst seit so kurzer Zeit aus der Anstalt entlassen sind, daß von einer anhaltenden Wirkung nicht gesprochen werden kann. Auch sieht der Verf. selber die Prognose mit keineswegs hoffnungsvollem Auge an. Veranlassung zu Recidiven geben (sagt er) schon leichte körperliche Störungen, namentlich aber psychische Affecte, wie häusliche Kümmerniß, Noth, Sorge. „Man hüte sich, geheilten Morphiumsüchtigen aus irgend welchem Grunde Morphium-Injectionen zu machen oder zu empfehlen, man führt sie dann sicher in ihren frühern elenden Zustand zurück. Eine Injection bei geheilten Morphiumsüchtigen besiegt den Monate lang mit Erfolg geleisteten Widerstand gegen die Morphiumlust."

So wäre denn also für Unterdrückung dieses Lasters nicht viel Hoffnung, weder von der Kunst des Arztes, noch von der nachwirkenden Kraft der harten Lehre die eine solche Kur giebt. Das neue Rauschlaster hat vielmehr, wie leider sehr wahrscheinlich ist, seinen Eroberungszug erst angetreten, denn welche glänzende Vorzüge hat es nicht vor all den bisher üblichen Methoden! Die Anwendung ist so leicht, eine Minute reicht hin die kleine Operation zu vollziehen; nichts in Aussehn oder sonstigen äußerlichen Folgen verräth den verstohlenen Genuß; die künstlich erzeugte Aufregung ahmt täuschend den normalen Zustand eines frischen und feurigen Kraftgefühls nach, dem selber der Entschluß, sich künftighin aber doch dieses Reizmittels zu entschlagen, so leicht vorkommt; die unangenehmen Nachwirkungen sind nicht, wie etwa beim Trinken, bei der Tabaknarkose — und das ist der gefährliche Unterschied — für Anfänger die stärksten und erst im Gewohnheitsgebrauch sich abstumpfend, sie treten vielmehr in aller Unerträglichkeit erst hervor, wenn die Gewohnheit bereits zur Kette geworden und nirgends ist — wie die Beschreibung der Kurmethode doch wohl gelehrt hat — die Hoffnung geringer, durch Energie des eignen Willens, durch abmahnende vorbeugende Pflege innerhalb des Familienkreises, kurz: anders und glimpflicher sich diesen Fesseln zu entringen, als durch den immerhin noch heroisch zu nennenden Akt der schamvollsten demüthigendsten Selbstentmündigung. Und ein neues Gebiet, das bisher, wenigstens in gebildeten Klassen,

dem Rauschlaster verschlossen war, wird die neue Mode für sich erobern: welch bedeutsamen Procentsatz nehmen nicht in den Ziffern der Schöneberger Anstalt die Frauen ein! Alles für sie Abschreckende ist ja bei Anwendung des neuen Mittels nicht vorhanden, alles hysterische Leid schwindet vor ihm mit einem Zauberschlage und die angenehme Erregung der Phantasie, wie bald wird sie dem einsam alternden Mädchen, der in kinderloser oder glückloser Ehe lebenden Frau zur Unentbehrlichkeit werden!

In einer der Krankengeschichten ist beiläufig bemerkt, Patient sei in Folge seiner Morphiumsucht aus seinem Amte entlassen worden, da er „jegliche Elasticität verloren habe und nicht im Stande gewesen sei, den erhöhten Anforderungen des Dienstes eine erhöhte Leistungsfähigkeit entgegenzustellen." Was hier als Folge des Lasters angeschuldigt ist, das wird noch weit häufiger Ursache dafür werden. Es ist ja kein Zufall, daß die Morphiumsucht grade jetzt auftritt, sie kommt zur rechten, d. h. zu ihrer Zeit und wir würden uns nicht wundern, wenn eine vergleichende Statistik ergäbe, daß sie in Deutschland stärker grassire, als in andern civilisirten Ländern. In Handel und Verkehr, in politischen und socialen Angelegenheiten hat sich bei uns im letzten Jahrzehnt ein solches Drängen und Ringen — ob es nun angstvoll und fieberhaft, oder ein übermüthig gesundes sei, das bleibe hier unerörtert — bemerklich gemacht, eine solche Experimentir- oder, wie man es höflicher nennt: Organisirlust, daß in der That die „erhöhte Leistungsfähigkeit" ein Schiboleth dieser Verhältnisse geworden ist. Wo sich dieselbe nicht erzwingen läßt oder bald erschöpft ist: wie stellt sich da so willkommen der Freund ein, der dem Ueberarbeiteten, wenn auch nur für kurze Zeit, das trügerische Bewußtsein alter Kraft oder neuen nie besessenen Vermögens giebt! Die Morphiose ist des Streberthums vorletztes Kapitel.

Unser Autor weiß ihr denn auch keine andere Abhilfe, als durch Beschränkung und Einfriedigung des Morphiumbezuges. Er empfiehlt, das Morphiumrecept solle vom Apotheker nur ausgeführt werden, wenn es von einem im Orte ansässigen Arzte verschrieben oder beglaubigt sei, ferner solle bei solchen Recepten nicht der einfache Vermerk zur wiederholten Ausführung genügen, endlich dürfe der Arzt nie die Injection von Andern ausführen lassen, sondern stets selbst verrichten. Auf Grund dieser Vorschläge hat auch das preußische Ministerium eine erneute Mahnung an die Apotheker erlassen, aber von Wirkung ist nicht viel zu erwarten. In Folge der veralteten Monopolverhältnisse unseres Apothekerwesens ist der Droguen-Detailhandel so ungesund üppig aufgewuchert, daß eine Controle kaum mehr durchzuführen ist, auch ist der Begriff der Hygiene im Allgemeinen bei den preußischen Behörden nur schwach entwickelt. Nach wie vor, sagt Dr. L. selbst, wird von Apothekern und Droguisten an Unbefugte Morphium dispensirt und verkauft. Der vielleicht wirksamste seiner Vorschläge, den Arzt ausschließlich zur Anwendung des Mittels zu verpflichten, verstößt gegen das Gewerbegesetz und würde auch den Aerzten eine Beaufsichtigungspflicht auferlegen, zu der Viele von ihnen sich freiwillig nicht entschließen möchten. So bleibt denn auch unserm Buche schließlich nur, wie das in verzweifelten Fällen ja stets geschieht, der Appell an die jüngste, in solcher Lage als mündig betrachtete Großmacht, an die öffentliche Meinung. „Ein wesentlicher, sowol die Maßnahmen der Regierung als die Stellung der Aerzte unterstützender

Factor, um die Weiterverbreitung der Morphiumsucht zu verhindern, ist die öffentliche Belehrung Seitens der Staatsbehörden und durch populäre Schriften. Wenn das gebildete Publikum, und dieses kommt ja bei der Morphiumsucht hauptsächlich in Betracht, die weittragenden Nachtheile kennen gelernt hat, die dem Morphium-Mißbrauch folgen, dann wird es schließlich selbst der Hüter seiner höchsten Interessen werden." So schließt die Schrift, die für diesen Zweck, der Belehrung und Warnung, eine ganz vortreffliche und ausreichende Grundlage liefert. Daß sich das Uebel so werde unterdrücken lassen, das bezweifeln wir gemäß unsern obigen Ausführungen, vielmehr wird sich an solchen Belehrungen hier und da noch eine frivole Neugier entzünden. Dennoch wünschen wir, daß des Dr. L. Schrift selber nicht blos von Aerzten, sondern auch von Laien gelesen werde. Sie besitzt einen Ernst und eine Kraft der Darstellung, sie entwickelt Momente, die hier nicht füglich zur Sprache kommen konnten, so schwerwiegender Natur, daß die kleine Unbequemlichkeit, manchmal zu stark in das für das große Publikum uninteressante rein medicinische Gebiet zu gerathen, dagegen nicht aufkommt.

Absonderliche Meinungen eines Staatsanwalts.

Als Meister Börne seine prächtige Satire gegen Demagogenriecherei und Tentschthümelei schrieb, gab er ihr zum Titel: Monographie der deutschen Postschnecke. In der Einleitung freut er sich, wie es ihm gelungen sei, mit diesem harmlosen naturwissenschaftlichen Titel den Censor überlistet und eine Abhandlung über „die öffentlichste aller Staatsangelegenheiten", nämlich die deutschen Postwägen, durchgeschmuggelt zu haben. Und so schmuggelte er in der That durch, nämlich unter dem Deckmantel der Abhandlung über die öffentlichste aller Staatsangelegenheiten eine Fülle der boshaftesten und verwegensten Gedanken über die geheimste aller Staatsangelegenheiten, über die Mainzer Untersuchungscommission, über die lächerliche Schnitzeljagd nach der Internationalen, die damals Carbonarismus hieß, u. dgl. Indem wir dem Folgenden die oben zu lesende Ueberschrift gaben, leitete uns eine entgegengesetzte Absicht, wir wollen unsern Censor, der heute also Staatsanwalt heißt, aufmerksam, ja vorweg mißtrauisch machen gegen das, was er nun wohl zu lesen bekommen werde. Denn nun wird er's wahrscheinlich sehr sorgsam lesen, er wird jedes Wort auf Sinn und Folgerichtigkeit prüfen und auf diese Weise sich unwillkürlich das Ganze so einprägen, daß er gelegentlich — denn das Gedächtniß ist ein hinterlistig Ding — des Collegen Gedanken für seine eigenen hält. Uns zur Freude, ihm nicht zur Unehre. Das ist's, was wir wünschen.

Was wir aber bringen, das ist nicht mehr und nicht weniger als eine Rede, welche der in der Rechtswissenschaft hochangesehene belgische Generalprocurator Ch. Faider vor dem obersten Gerichtshofe des Landes am 18. Oktober v. J. bei Wiedereröffnung der Sitzungen hielt. Er begann:

M. H.! Ich betrachte die Säule, die, zu Ehren des Congresses errichtet, die schönsten Erinnerungen unseres Vaterlandes uns vor die

Augen führt: den Gründer unseres Fürstenhauses, die Namen der Urheber unserer Verfassung, die Symbole endlich jener vier großen Freiheiten, die durch die Verfassung ihre Weihe erhielten: Freiheit des Cultus, Freiheit der Presse, Freiheit des Unterrichts, Freiheit der Vereinigung. Ich trete in den Palast der Nation, der die Wiege unseres Grundgesetzes und einer langen Reihe wohlerwogener freisinniger Gesetze geworden ist, und wiederum treffe ich in der Vorhalle die Symbole jener vier Freiheiten. Ich schreite weiter, durch die neuen Straßen, die sich vor mir dehnen, und vom Freiheits-Platze aus schaue ich auf die zu ihm einmündenden Avenüen — auch ihnen hat man die Namen jener vier Freiheiten gegeben. Und gelange ich endlich zu dem gewaltigen wundervollen Bau, der binnen Kurzem als der Justiz Palast vollendet sein wird, so erblicke ich auf der schlanken Kuppel, die ihn krönt, vier Bildsäulen, weit hinaus über die ganze Stadt ragend, und noch einmal in ihnen der vier großen Freiheiten Symbole.

Was ist es nun mit diesen großen Freiheiten, in deren Darstellung und Anrufung Kunst und Patriotismus sich nicht erschöpfen können, deren Namen die ganze Hauptstadt beherrschen? Hier stehen sie wie eine unvergängliche Mahnung vor den Augen der Volksvertreter, dort treten sie dem Bürger entgegen, wenn er nachsinnt über die glücklichen Geschicke, die unserem Volke seit 1830 beschieden, und wecken und stärken in ihm die Liebe zum Vaterlande und den Entschluß für seine Verfassung, für seine Unabhängigkeit Alles zu opfern. Weiterhin drängen und treiben die Ströme des Volksverkehrs, aber überall bleibt ihnen zur Seite der Namen und damit das Angedenken jener Freiheiten, die stets zu sagen scheinen: Ihr seid ein freies Volk! Und endlich, wenn die Richter des Landes und die Anwälte in jenen neuen Palast einziehen werden, wird es dann nicht mit dem Gedanken sein: Unseres Amtes ist es, die Urkunden, auf denen die großen Freiheiten beruhen, auszulegen, anzuwenden und vor jedem Schaden zu hüten und wir werden unsrer Pflicht nicht fehlen.

Diese Freiheiten, m. H., die den innersten Kern unseres Grundgesetzes bilden, die zum ewigen Ruhmestitel gereichen für die Volksvertretung, die ihnen den Ausdruck gegeben und sie zum Gesetz erhoben hat, sie welche das Heil des Volkes ausmachen, das unter ihrem Schutze lebt, und die deshalb der getreuesten wachsamsten Hut jedes belgischen Patrioten anvertraut sind: sie sind es, über die ich mit Ihrer Erlaubniß heute sprechen möchte. Sie haben mich dazu ermuthigt, indem Sie mir gestatteten, meine verfassungsgeschichtlichen Studien fortzusetzen und so werde ich jetzt auch mein Augenmerk hauptsächlich auf die denkwürdigen Verhandlungen richten, welche jenen Freiheiten ihren formellen Ausdruck gaben und ihren Sinn feststellten.

Durch die Beschlüsse der provisorischen Regierung waren sie schon im Oktober 1830 ausgesprochen worden und das in der umfassendsten und bestimmtesten Form. Die darauf bezüglichen Dekrete charakterisirte bei der Eröffnung des Congresses, am 10. November, Herr de Potter, der die Thätigkeit der bisherigen Regierung zusammenzufassen hatte, mit folgenden Worten: „Volle und ganze Freiheit ist geschaffen für die Presse, für den Unterricht, für das Associationswesen aller Art, für Meinung und Bekenntniß, sie sollen fortan ledig sein jeder Furcht vor Verfolgung, jeder Gefahr durch Begünstigung.“ Diese Beschlüsse sind, ihrem Texte

wie ihrem Geiſte nach, faſt ohne Beſchränkung in die Verfaſſung übergegangen und es iſt deshalb nicht geſtattet, ſie von dieſer getrennt zu behandeln, wenn man auf die Verhandlungen des Congreſſes, als auf eine Hauptquelle aller Auslegung zurückzugreifen hat. Am Tage, da der Congreß eröffnet ward, traten dieſe vier Freiheiten als Werk der proviſoriſchen Regierung vor ihn und am Tage, da er geſchloſſen wurde, beglückwünſchte in beredten Worten der Präſident das belgiſche Volk dazu, daß ihm dieſe Freiheiten gewonnen ſeien.

Und dieſe großen Freiheiten ſind — darauf merken Sie wohl! — ſolidariſch untrennbar. Beſchränkt man die eine, ſo tritt man damit ihnen allen zu nahe, ebenſo wie die Bürgſchaften für die Freiheit und Sicherheit des Einzelnen untereinander verbunden und nicht anders als in ihrer Geſammtheit aufzufaſſen ſind. Beſchränken Sie die Aſſociationsfreiheit, und die Freiheit des Unterrichts und die Glaubensfreiheit werden mit darunter leiden; vergreifen Sie ſich an der Unterrichtsfreiheit, und die Vereins- ſammt der Glaubensfreiheit werden den Schaden auch empfinden; kränken Sie das Recht des freien Cultus, und Sie kränken gleichen Maaßes die Unterrichts- und die Vereinsfreiheit: gehen Sie endlich gar gegen die Preſſe vor, ſchädigen Sie ſie auch nur zu einem Theile in ihrem Rechte der Controle und Propaganda, und ſofort werden Sie erfahren, wie auch all die andern Freiheiten verkümmern und ſich verdüſtern, wie die Zuverſicht und die Kraft ſchwindet, welche aus der allgemeinen Oeffentlichkeit allen Denen erwächſt, die der Freiheit ſich bedienen wollen, ſei es für Vereinsweſen, Unterricht oder Glaubensbekenntniß.

Das mußte hier ausgeſprochen werden, wenn es auch durchaus nicht neu iſt. Schon in den Verhandlungen des Congreſſes findet ſich der Gedanke, Hr. v. Gerlache war es, der beim Beginn der Diskuſſion über die Freiheit der Culten, am 21. December 1830, alſo ſich äußerte: Die Cultus-, die Unterrichts- und die Preßfreiheit ſind in dem Verfaſſungsentwurfe mit Recht neben einander geſtellt, ſie ſind ja gewiſſermaßen identiſch, indem ſie ſämmtlich die Freiheit des Gedankens in verſchiedener Form ſeiner Aeußerung proclamiren. Der allgemeine Grundzug unſrer Arbeiten iſt es, die wahrhafte Freiheit ohne Beſchränkung dadurch herzuſtellen, daß wir alle vorbeugende Maßregeln beſeitigen." Ebenſo ſprachen ſich damals die Hrn. de Pelichy, Lebeau, de Foere aus, Niemand im Congreſſe faßte auch die Sache anders auf, als daß es ſich um eine allgemeine Verleihung politiſcher Freiheiten und perſönlicher Bürgſchaften handle, ohne Präventivmaßregeln, aber eben auch ohne Schonung für das verübte Vergehen, wobei vor Allem aber und mit beſondrer Sorglichkeit darauf geſehen wurde, daß der Friede im Innern und die Ordnung nach außen gewahrt blieben.

An dies Princip der Solidarität iſt auch ſpäter wieder, 1849, bei der Berathung über den höhern Unterricht, in einer Ausführung erinnert worden, die es werth iſt hier erwähnt zu werden. Wir haben, ſagte der Graf Liedekerke, die volle Freiheit der Preſſe, die Unabhängigkeit der Geiſtlichkeit, die Cultus- und Unterrichtsfreiheit gegründet und verwirklicht. Wir haben dieſe conſtituirenden Faktoren der Geſellſchaft von aller Beſchränkung befreit und angeſichts des unbeſtreitbaren Zuges unſrer modernen Civiliſation, die Schranken der perſönlichen Freiheit ſo weit als

möglich hinauszurücken, haben wir sie vor allen Schwankungen und Launen von Majoritäten sichergestellt. Das ist eine tüchtige Kette und sie verankert uns zuverlässig auf dem sonst so unbeständigen Boden der modernen Demokratien. Reißen wir, nein! brechen wir, ja! ich möchte selbst sagen: feilen wir nicht, in unser Aller Interesse, auch nur an Einem Gliede dieser Kette!"

Wir dürfen die folgenden Sätze übergehn, in denen der Redner Stolz und Freude des Patrioten darüber ausspricht, daß der auf solche Grundlagen errichtete Staat sich so gut bewährt, so gesund entwickelt habe. Er fährt dann fort:

Immer habe ich geglaubt, und glaube es heute noch, daß gegenüber dieser so einfachen und so in einem Zuge vollendeten Staatsorganisation von 1831, jener Nationalstolz erlaubt sei, der die Völker erhebt und sie in ihrem Muthe stärkt. Vor mehr als 40 Jahren habe ich schon, mit unerfahrener aber stets vaterlandsliebender Feder, „von den Anrechten, die Belgien auf einen Nationalstolz hat", geschrieben. Vor wenig Tagen habe ich fern von hier, in fremdem Lande, im Kreise der erleuchtetsten Vertreter aller Nationen, mit demselben Stolze den Ausdruck der mannigfachsten Sympathien entgegengenommen, die unsren Institutionen und unserm steten Fortschreiten zu Theil ward. Und jetzt, bei meiner Rückkehr, erwacht dieses Gefühl noch stärker in mir, wenn ich sehe wie, Dank dem eignen edlen Antriebe eines Königs, der „wahrer Belgier" ist und der, unter dem Beifallsrufe von ganz Europa, seinen mächtigen Einfluß ganz in den Dienst eines großherzigen Unternehmens (Afrikaforschung) stellt, unser Land an Ansehen und Bedeutung zunimmt.

Am Schlusse dieser Vorbetrachtungen aber sei es mir vergönnt die Frage aufzuwerfen, was wol unsere aufgeklärte und mit Recht auf sich stolze Nation thun würde, wenn man es versucht, ihre Verfassung, das heißt: ihre Leuchte und ihren Stab, ihr zu entreißen? Der gemeinsame Schrei Aller würde, so meine ich, in seiner Furchtbarkeit hinreichen, ohne Kampf alle solche verwegnen Pläne zurückzuschrecken.

Ich komme nun mit aller Kürze wie sie hier geboten ist, auf die Geschichte und parlamentarische Erörterung der Gesetze, von denen ich hier zu reden habe. Vorweg sei darauf hingewiesen, wie im vorigen Jahrhundert nur die persönlichen Rechte bei uns in Geltung und Ansehn standen, einen Werth der großen Freiheiten erkannte man nicht, auch war keine von ihnen verliehen. In jenen Zeiten existirte, um mich gesetzgeberisch auszudrücken, eine territoriale Einheit nicht. Individuelle Rechte waren eher zu finden, als sociale. Cultus, Presse, Associationen waren Gegenstand mannigfachster Beschränkung. Man erkannte dem Volke eine Persönlichkeit zu, aber in weit engerem Sinne als heutzutage. Die Verhältnisse in Frankreich waren ganz ähnlicher Art, als dort die reformatorische Bewegung losbrach. Die den Vertretern von ihren Wählern mitgegebnen Cahiers sprachen in ihrer großen Mehrzahl das Verlangen nach den großen Freiheiten aus und es ist von großem Interesse, in ihren Verschiedenheiten, in ihrer Energie, die oft bis zur Einstimmigkeit der drei Stände geht, diese Forderungen zu studiren, die Erklärungen, mit denen man sie begleitet, die Ausnahmen, die man statuirt, kurz diese ersten Flügelschläge des gewaltigen Aufschwungs, der in den Beschlüssen der Constituante denn auch sein getreues Echo findet. Und diese Gesetzes-

formeln haben durch alle folgenden Umwälzungen hindurch ihr Leben bewahrt und Belgien ist es, das ihnen die umfassendste Anwendung gegeben hat. Schon die Opposition unter König Wilhelm I. hatte den Weg zuerst eingeschlagen, den später ohne Zögern die provisorische Regierung verfolgte; als der erste Kampf gegen die Maaßregeln der holländischen Regierung begann, wurden sofort die Grundsätze einer ausgedehnten Freiheit verkündet. Zum Zeugniß dafür berufe ich mich auf die Worte des ehrwürdigen Fabri Longree, am 14. Novbr. 1825: „Freiheit des Handels und Freiheit des Gewissens, Freiheit und Toleranz: diese Worte mögen den Belgiern ewig theuer sein. Der Satz des Laissez faire hat uns in unserm Zollwesen so lange getrennt, möge er uns jetzt in jeder andern Beziehung gemeinsam sein, möge er unser Losungswort sein unter einer Dynastie, die sich mit unsern Freiheiten zu vertragen weiß." Und das, m. H. ist auch im Wesentlichen das Programm des Congresses gewesen, und das Ganze unsrer Verfassung.

Die Cultusfreiheit beruht auf mehreren Bestimmungen unserer Verfassung: auf Art. 14, der die Freiheit der Kulten, der gottesdienstlichen Uebungen und die Freiheit des Bekenntnisses proklamirt; auf Art. 15, der jeden Zwang bei Kultusübungen sowie in Bezug auf die Sonntagsheiligung untersagt; auf Art. 16, der zu Gunsten der Geistlichkeit die besondere Regelung ihrer Ernennung und Anstellung, des freien Schriftwechsels und der unbehinderten Veröffentlichung ihrer Ansprachen vorbehält — in diesem Artikel ist im Prinzipe das Vorrecht der bürgerlichen Eheschließung ausgesprochen. Endlich sichert Art. 117 den Geistlichen Gehalt und Pension. — Ich will nun nicht in das Einzelne der langen und denkwürdigen Debatten des Congresses über dies Thema eingehen. Ein kluger Mann des Kaiserreichs, der Graf Darü, hat einst in einer Rede über die Nothwendigkeit, Religion in den öffentlichen Unterricht aufzunehmen, gesagt: „Man kann dem Menschen seinen Glauben ebensowenig verbieten als gebieten." Das ist in kurzen Worten die Nutzanwendung der Gewissensfreiheit und die Verdammung aller, auch heute noch thätigen Verfolgung.

Ueber die wichtigen Bestimmungen der oben angeführten Artikel sind nun, da analoge Vorbilder dafür sich nirgends anderswo gefunden hatten, die eingehendsten Erörterungen gepflogen worden. Man hat untersucht, was unter öffentlicher Kultusübung zu verstehen sei, man hat sich gefragt, welche Folgen die völlige Unabhängigkeit der Geistlichen haben müsse und was für Verpflichtungen ihnen die Besoldung aus Staatsmitteln auferlege. So ist man dazu gekommen, Feststellungen zu treffen über die Bestrafung von Vergehen, die im Gefolge freier Kultusübung auftreten können, sowie über die Verantwortlichkeit der Geistlichen: Art. 268 unseres Strafgesetzes ist die Frucht dieser Arbeiten. Die Stellung der Geistlichen im Staate ist dahin präzisirt worden, daß sie kein öffentliches Amt bekleiden, daß ihre Funktionen nur religiöser Natur sind und daß ihnen kein Charakter als Civilbeamter beiwohnt. Bei dieser verfassungsmäßigen Entwicklung, die Montalembert mit großer Wärme anerkannte, brauchen — um seine eignen Worte zu gebrauchen — „die Kirchen nicht nach Macht zu streben, sie haben, was tausendmal besser ist als Macht, sie haben Rechte." Diesen Rechten entspricht die durch Gesetz festgestellte bürgerliche Verpflichtung, die Regierung, die

Gesetze, königliche Verordnungen und die Akte der Obrigkeit nicht direkt anzugreifen, sowie die moralische Obliegenheit eine Verfassung zu achten, die solchen Schutz verleiht.

Sicherlich haben also Diejenigen, die unsere Verfassungsgesetze so reiflich überlegt haben, für Belgien die Toleranz zum herrschenden Prinzip erheben und die Irrungen und Ausschreitungen der Unduldsamkeit von ihm fernhalten wollen. Es ist bekannt, wie ein Edikt von Nantes widerrufen und wie dieser Widerruf wiederum zurückgenommen worden ist. Heinrich IV. hat ein Grundgesetz gegeben, das von Ludwig XIV. im Jahre 1685 vernichtet wurde und hundert Jahre später, 1787, hat Ludwig XVI. dann wieder sich bemüht, die Grundsätze herzustellen, die damals so grausam verletzt worden sind. Die Constituante ist es gewesen, die endlich für das civilisirte Europa ein Grundgesetz aufgestellt hat, das den Menschen Sicherheit gab und Frieden ihrem Gewissen: unsere, die belgische Verfassung, hat das Gleiche ausgesprochen.

„Die Presse ist frei, die Censur soll nie wiederhergestellt werden, Cautionen sollen weder von Schriftstellern, noch Herausgebern oder Druckern je gefordert werden. Wenn der Verfasser bekannt und in Belgien ansässig ist, so kann Herausgeber, Drucker und Verbreiter nicht verfolgt werden." Diese Bestimmung im Art. 18 der belgischen Verfassung ist die bestimmteste, die freisinnigste die es in der Welt giebt, sie beseitigt mit Einem Federzuge die gesetzliche Censur der Obrigkeit, die moralische Censur der Herausgeber. Keine Präveution, nur die Repression: so hat in der Constituante es Röderer ausgesprochen, so im belgischen Congreß auf das Klarste Hr. Nothomb.

Auch die Repressionsmaßregeln sind freisinniger Art: jede Unterdrückung geschieht nur in Folge des Verdicts eines Geschwornengerichts, eine vorgängige Haft ist nicht zulässig, es sind besondre Garantien für die Verweisung an die Assisen gegeben, die Oeffentlichkeit der Verhandlung ist gesichert, da ihr Ausschluß nur mit Einstimmigkeit ausgesprochen werden darf. Kein Stempel lastet mehr auf dem Zeitungsblatt oder der Brochure, die Posttaxe ist eigentlich nur noch eine Verwaltungsmaßregel um festzustellen, daß jährlich durch die Post mehr als 60 Millionen Zeitungsblätter und 30 Millionen Drucksachen befördert werden. Die Gerichte endlich, denen schwierige Preßfragen vorgelegen haben, ohne daß sie je dadurch in die Versuchung gekommen wären, dem Grundsatze der Preßfreiheit, wie er in der Verfassung aufgestellt ist, zu nahe zu treten, sie haben Schwierigkeiten und Widerspruch nur in der bedenklichen Frage gefunden, wie weit ein Geschwornengericht im Civilproceß wegen einer durch die Presse verübten Verleumdung competent sei. Sie, m. H., haben oft genug darüber zu befinden gehabt.

Wir sind weit ab von der Zeit, da ein König von Frankreich das Drucken überhaupt verbot. Am 15. Januar 1535 unterzeichnete Franz I., wie Guizot erzählt, ein Edict, wie es freilich einem Fürsten, der zum Schirmherrn der Wissenschaft berufen ist, schlecht ansteht, er ordnete an, alle Druckerei, die nur ein Mittel sei Ketzereien zu verbreiten, solle fortan unterdrückt sein, bei Strafe des Strauges für Jeden der ein Buch drucke. Sechs Wochen später, am 26. Februar, schämte er sich freilich schon dieses Befehls und schob seine Ausführung auf unbestimmte Zeit hinaus. Aus Peignot wissen wir, daß diese Rücknahme zwei berühmten Männern

zu verdanken ist, Jean du Belloy und Guillaume Bude. Man durfte also fortan wieder drucken, aber unter welchem Druck! Wer kennt nicht jene grausamen Gesetze, die gleicherzeit den Büchern und ihren Verfassern das Lebenslicht ausbliesen? Wer hat nicht eine Erinnerung an die Verordnungen, die Karl V. für uns erließ, und an die engherzige Ueberwachung, die in unserm Lande waltete? Aber wer kennt nicht auch die Ohnmacht dieser fürchterlichen Bedrückung?

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Kleinschmidt, Dr. Arth., Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russ. hohen Adels. Kassel, Kay. (8 M.)

Starke, W., Das belgische Gefängnißwesen. Beitrag zu den Vorarbeiten für die Gefängnißreform in Preußen. Berlin, Enslin. (8 M.)

Baillon, le comte de, Henriette Marie de France, reine d'Angleterre, étude hist. suivie de ses lettres inédites. Berlin, durch Asher. (8 Frs.)

Deussen, Dr. Paul, Die Elemente der Metaphysik. Aachen, Mayer. (4 M.)

Seuffert, B., Maler Müller. Berlin, Weidmann. (10 M.)

Friedberg, Dr. Rob., Die Besteurung der Gemeinden. Finanzwissensch. Erörterungen. Berlin, Puttkammer Mühlbrecht. (2,40 M.)

Fleury, J. Rabelais et ses oeuvres. 2 Vols. Berlin, Asher. (14 Frs.)

Die mecklenburg. Verfassungsfrage. Von einem deutschen Staatsmann. Leipzig, Brockhaus. (5 M.)

Cameron, V. L., Quer durch Afrika. Autoris. deutsche Ausgabe. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. (10 M.)

Kuh, Emil, Biographie Friedr. Hebbel's. 2 Bde. Wien, Braumüller. (15 M.)

Abonnements-Einladung.

Bei Ablauf des Vierteljahres sei die „Wage" ihren bisherigen Lesern auch zu fernerer freundlicher Theilnahme empfohlen und an die Freunde, die sich das Blatt erworben, die Bitte gerichtet, für dessen Verbreitung sich interessiren zu wollen.

Die Expedition ist gern bereit, sobald ihr der Wunsch ausgesprochen wird, das Blatt pünktlich per Kreuzband direct zuzusenden, sowol in Berlin wie außerhalb. Die Sendung ist auf diesem Wege zuverlässiger und regelmäßiger, als auf jedem andern, sie geht von hier schon Donnerstag Abend ab und wird dem Abonnenten ohne Erhöhung des Preises portofrei ins Haus geliefert.

Von den früheren Jahrgängen der „Wage" ist noch eine kleine Anzahl von Exemplaren vorräthig, welche brochirt und mit Titelblatt und Inhaltsverzeichniß versehen zu dem Preise von 3 Mark für den Jahrg. 1873 (October bis Dezember) und 9 Mark für die folgenden Jahrgänge durch Unterzeichnete zu beziehen sind.

Expedition der „Wage"
Berlin SO., Michaelskirchplatz 13. I.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Bentystraße 3.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Kranzenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 29. Juni 1877. Nr. 26.

Inhaltsverzeichniß: „Halb Papst, halb Sultan." — Der Dühring'sche Fall. — Absonderliche Meinungen eines Staatsanwalts. (Schluß.)

„Halb Papst, halb Sultan."

Lessing hat doch Recht gehabt, als er in seinem heiteren Jugendliede den Wunsch aussprach:

„Halb Papst, halb Sultan möcht' ich sein".

In der That, wer es noch mit der Ehrlichkeit hält, der wird tausendmal lieber auf Seiten des Sultans den Verzweiflungskampf mitkämpfen, als auf Seiten der Tartüfferie mit allen Mitteln der moralischen und technischen Kunstfertigkeit zu operiren. Der Sultan streitet für sein „altes gutes Recht", das Recht des Besitzergreifenden, das Recht der Verjährung, das allgemein anerkannte, von jedem Tribunal geschützte, mit Gefängniß, Folter, Galeere, Galgen und Schaffot garantirte Eigenthumsrecht. Der Hort der Legitimität dagegen, der von der Kreuzzeitung anno 1848 flehentlich angerufene Schutzheilige der Monarchie, der König aller Könige, der Czar, greift unter jesuitischem Schilde, gehüllt in den Mantel der Geistlichkeit, die Thräne der Rührung im Auge, dieses Eigenthumsrecht an, auf welchem bis zur Stunde die Ordnung der Staaten, die Ordnung der zivilisirten Welt beruht. Wer möchte da nicht lieber Sultan als Czar sein?

Aber doch nur „halb Sultan", denn auch „halb Papst" zu sein, hat seinen verführerischen Reiz. Dieser alte Mann, der sich vom Lehnstuhl zur Audienz schleppt, zwischen Tod und Leben schwankend, mehr schon Geist als Körper, empfängt die ökumenischen Sendboten der ganzen katholischen Welt, ertheilt ihnen Ordre und Parole zur Untergrabung der polizeilichen Ordnung aller Länder, die sich dem Kommandowort des Vatikans nicht blindlings unterwerfen, kümmert sich blutwenig um „Blut und Eisen", ficht nur mit Segens- und Fluchsprüchen, und bildet seit sieben vollen Jahren das Ferment in der europäischen Politik. „Halb Papst", — das muß nicht übel sein, besonders wenn man aus einem andern Ton segnen und fluchen könnte, wenn die menschlichen Ohren der Vernunft so zugänglich wären wie dem Fetischglauben!

So weit haben wir's gebracht, im vierten Viertel des 19. Jahrhunderts, das ist der Maßstab der europäischen Intelligenz, auf die Massen vertheilt: Pio nono repräsentirt die moralische Kraft, zu deren Verfügung ein gut Theil der materiellen Gewalt steht, und der Rest von materieller Gewalt, der sich auf die „Aufklärung" beruft, steht anerkanntermaßen auf der Defensive. Pio nono erklärt sich für unfehlbar,

und der Franzosenkaiser kündigt Preußen den Krieg an. Die materielle Gewalt wirft den Franzosenkaiser nieder; aber die moralische Gewalt giebt sich weder auf der Wilhelmshöhe noch zu Chiselhurst gefangen. Sie wartet sechs Jahre und inspirirt dann einen französischen Marschall, der stets geschlagen im letzten Kriege, nur gegen den inneren Widerstand blutbefleckte Lorbeern erntete. Dieser Marschall macht einen Staatsstreich, weil sein eigener Minister auf der Tribüne erklärt hatte, der Papst lüge, wenn er sich als Gefangener des Vatikans gerire. Den Papst anzugreifen, das ist mehr als Hochverrath, das ist ein Verbrechen wider den heiligen Geist, dafür ist keine Strafe hart und streng genug; das Wenigste, was ihm zum Opfer fallen muß, ist die Verfassung der Republik, ist die Republik selbst. Und mit eherner Stirn wird das Gesetz Frankreichs, die Bürgschaft des Friedens und der Ruhe des Landes, die Frucht des sorgsamsten Kompromisses, in Stücke zerrissen, es komme, was da wolle! Ist es nicht des höchsten Wunsches werth, „halb Papst" zu sein?

Was haben denn die Herren Unterrichtsminister seit dem Sturze der Restauration mit der Schule in Frankreich angefangen, daß solche Früchte reifen können; wohin ist die Tradition des ersten Empire gekommen, unter welchem die französischen Marschälle den nach Fontainebleau escortirten Pius VII. mit der Bescheinigung empfingen: Reçu un Pape? Ist das die Arbeit der Hrn. Guizot, Villemain, Salvandy, die 18 Jahre Zeit hatten, mit den geweihten Kerzen in der Hand von Marschällen aufzuräumen und das Gesetz des Sacrilège in eine Farce zu verwandeln? Womit haben sie sich nur beschäftigt in einer Periode, die lang genug war, um drei Generationen von Kindern zu Verstande zu bringen? Und dieselbe Frage richtet sich zugleich an andere Staaten, z. B. an Belgien, wo der aufgeklärte Hr. Rogier lange genug Minister war, um das abscheuliche Unterrichtsgesetz von 1842 aufzuheben und der Allgewalt des Klerus über die Volksschule einen Damm entgegenzuwerfen. Dieselbe Frage richtet sich auch an Preußen und lautet hier so: Was ist seit Altenstein im öffentlichen Unterricht geschehen, um das junge Geschlecht bei der Wurzel seiner Anschauungen zu fassen? Das Jahr 1848 hat die erste Antwort auf alle diese Fragen gegeben: in Frankreich brach der Ultramontanismus lohend aus der Asche hervor und war im Jahre 1851 eine Macht, der gegenüber der Neffe seines Onkels gehorsamst kapituliren mußte, wiewohl es ihm keine Ueberwindung gekostet hätte, sich als Freimaurer oder Voltairianer aufzuthun, oder auch den Kultus des Heliogabal zu proklamiren. In Belgien meldete sich das nationale Element, der Widerwille gegen die Annexion, der Jesuitismus duckte sich eine Weile, der katholische Landadel haftet patriotisch am Boden und wollte diesen Boden nicht veräußert sehen. Als aber die Gefahr vorüber war, da erhielt der Mohr Frere Orban, der unterdessen nichts für die Schule gethan und blos antijesuitische Phrasen von sich gegeben hatte, seinen Abschied. Er konnte gehen und der Zustand des Landes offenbarte sich im reinsten Klerikalismus, der sogar den glaubenswilligen König mit dem Papste bedrohte, so zwar, daß es den katholischen Ministern selbst schier zu arg wurde. In Preußen aber schossen plötzlich die Piusvereine als wohlgegliederte Verbände aus der Erde, und in der ganzen Rheinprovinz mußte die liberale wie die demokratische Partei

mit ihnen paktiren oder kämpfen. Diese Piusvereine waren aber nur die Vorläufer der katholischen Volks-, Gesellen- oder Arbeitervereine, wie sie unter Manteuffel und seinen Nachfolgern bis zum Jahre der Erkenntniß ganz flott und wohlgefällig ins Kraut schossen. Nachher wundert man sich über die Stärke und Hartnäckigkeit des Widerstandes, erbost sich auch wohl, je nach Temperament, und ruft nach der Polizei! Das Ding liegt aber zu tief für den Arm des Häschers, und das Herabschießen der Sturmvögel hat noch niemals den Sturm aufgehalten.

Alles das hat sich eingenistet unter der bekannten Devise: „Duckt er da, so duckt er eben überall." Das geht eine Weile gut, materielle und moralische Gewalt reichen sich vergnügt die Hände, nachdem sie sie vorher gerieben haben. Wer aber zuletzt lacht, lacht am besten, und am fröhlichsten ist der alte Mastai-Ferretti, dem sogar eine Niederlage auf Andermanns Rücken nichts schadet, um den sich die Geprügelten nur um so inbrünstiger sammeln und alle Rachlust der Propheten Israels in sich kochen lassen. Ruhe wird nicht, bis die so muthig thuende Defensive sich in eine zielbewußte Offensive verwandelt, bis der Schulmeister von Königgrätz wieder auf's Seminar geschickt wird, um etwas andere Dinge zu lernen. Wenn nicht, so bleibt der Kampf und zwar der unendliche, aussichtslose Kampf. Und „halb Papst" zu sein ist unter solchen Auspizien weit verlockender, als sich stets zur materiellen Abwehr in die Schanze stürzen.

„Halb Papst" ist jedoch, wie Jeder weiß, nur eine Redensart; der ganze Papst ist Pater Beckx, der Jesuitengeneral. Er ist die mächtigste Person in Europa. Da liegen ganze Berge von Aufklärungsliteratur, da bläht sich der „Fortschritt" auf Evangelisch wie auf Altkatholisch, mit „vernichtenden" Schriften gegen die Jesuiterei; da wird deren Abscheulichkeit, Tücke, Unmoralität siegreich nachgewiesen, des Jubels und der Auflagen ist kein Ende. Zwanzigmal hat der behäbige Philister beim Morgenkaffee oder in der Veranda den bösen Feind niedergeworfen; aber der Pater Beckx lebt, sein Schatten streift wohl gar über die Veranda, fällt auf das Huber'sche oder Frieberich'sche oder sonstige Buch — der Philister merkt's nicht. Er thut einen frischen Zug aus Cigarre und Mundtasse und sagt selig vergnügt: Der Bismarck wird's schon machen!

Der Philister gehe in die Schulen, evangelische oder katholische, und höre, was dort von der Autorität gelehrt wird, wie der Gehorsam die erste und letzte Pflicht heißt, welcher Horizont von Anschauungen und Vorstellungen sich um das Kind spannt, und frage sich dann, soweit er dazu fähig ist, ernstlich: Wie aus diesem Zirkel herauszukommen ist.

Der Dühring'sche Fall.

Wie kehren doch die alten Zeiten so lebensfrisch, so immergrün zurück! Wer das Remotionsverfahren, das heute über dem Privatdocenten an der Berliner Universität, Dr. Dühring, schwebt, mit den ähnlichen Proceduren vergleicht, die im Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms IV. gegen Nauwerck in Berlin, gegen Hoffmann in Breslau, gegen Bauer in

Bonn beliebt wurden: der müßte, wäre er ein sanguinischer Historiker, beinahe der Meinung werden, wir ständen wiederum nur etliche Jahre vor — nun, sagen wir: vor Verleihung einer neuen Verfassung.

Aber der Unterschied läßt sich doch erkennen. Damals Eichhorn, heute Falk; damals das unbedenkliche Daraufstoßen auf den Gegner, heute das gewandte Umgehen des Anzugreifenden. Doch dafür bedarf es der kurzen Recapitulation des Thatbestandes, soweit er bisher bekannt worden.

Herr Dr. Dühring, Privatdocent der philosophischen Facultät der Universität Berlin, ist Gegenstand eines Remotionsverfahrens, das heißt auf deutsch, auf das wir in diesem Falle ganz besonders halten möchten: er soll aus der Lehrerschaft der Hochschule ausgestoßen werden — wegen uncollegialen Verhaltens. Die Anklage gründet sich angeblich auf folgende Stellen Dühringscher Schriften:

„Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik", 2. Auflage. 1877, Seite 444. Anmerkung: „Komisch hat es sich ausgenommen, daß die bloße und noch dazu nicht einmal originale, sondern triviale und fehlerhaft ausgefallene Betheiligung an vagen Discussionen (über das von J. R. Mayer entdeckte Gesetz des Wärmeäquivalents) mit einer Auffindung des Gedankens und mit der Entdeckung selbst verwechselt werden konnte. Auf eine solche Betheiligung lief beispielsweise Herrn Helmholtz Abhandlung „über die Erhaltung der Kraft" (Berlin 1847) hinaus, in welcher die Aequivalentzahlen Joule's berührt wurden und sich trotz der Erörterung mehrerer wenig erheblicher Arbeiten doch R Mayer nicht erwähnt fand. Wenn daher irgend etwas darin auffallen kann, so sind es die neuen Worteinkleidungen Jahrhunderte lang bekannter Dinge wie namentlich für die Gleichheit der lebenden Kräfte, bei deren Wortumschreibung an Stelle der bewegenden Kraft Newton's der Ausdruck Spannkraft beliebt und überdies die ihm entsprechende Sache in infinitesimal fehlerhafter Weise aufgefaßt wurde."

In demselben Werke, Seite 460, Anmerkung: „Es überrascht nicht, daß der unklar ein wenig philosophelnde, physiologische Physikprofessor Herr Helmholtz sich auch in diesem Falle die Gelegenheit nicht entgehen ließ, an der Discussion theilzunehmen und in einem Aufsatz über die Thatsachen, welche der Geometrie zu Grunde liegen, den pikanten Widersinn beifällig zu commentiren." — —

Der dritte Anklagepunkt liegt in einer Kritik des Universitätswesens, enthalten in Dühring's Schrift: „Der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten", Seite 36 – 39, besonders in folgenden Worten: „Das zünftlerische Princip ist in den materiellen Gewerben glücklich überwunden; aber die mittelalterlichen Zunftgebilde sind gleich emporragenden Ruinen in den Universitäten noch immer zu schauen. Die ausschließende Körperschaft cooptirt nach persönlichem Belieben; denn die Staatsgenehmigung ist fast nur formell. Ein Fachprofessor entscheidet darüber, wen er zum Collegen haben will und sieht sich natürlich nach einem möglichst gefälligen und zahmen Concurrenten oder vielmehr Nichtconcurrenten um. Wo er sich nicht geradezu Nullitäten besorgen kann, weil seine Fachcollegen auf anderen Universitäten mit ihm in vetterschaftlichem Cartell stehen und auch ihre Leute unterbringt sehen wollen, arrangirt man sich nach dem Princip der Gegenseitigkeit und theilt innerhalb der Cameraderie das Monopol nach jedesmaliger Convenienz. Ausnahmsweise greift allerdings auch die Bureaukratie ein, und da ihr Nepotismus weder an sich selbst so schlimm wie der zünftlerische und überdies weniger unmittelbar in die gelehrte Sphäre hineinverzweigt ist, so geschieht es auch wohl, daß ein einflußloserer Fachprofessor gute Miene zu dem für ihn bösen Spiel machen und sich die Hinsetzung einer sogenannten Größe als nachbarlichen Concurrenten oder vielmehr Hauptmonopolisten gefallen lassen muß. Selten wird es aber geschehen, daß derartige Größen und Hauptprofessoren selbst nicht in der Lage wären, jeder an seiner Universität möglichst allein zu horsten und so in den Hauptzunftörtern in gehöriger Distanz von einander ihre gelehrten Zwangs- und Bannrechte über das Studentenpublikum auszuüben. Das Ausland sei noch besonders daran erinnert, daß die bei uns von den Studenten bezahlten Vorlesungsgelder eine ansehnliche Privateinnahme der

einzelnen Professoren bilden, und daß diese letzteren daher eine sehr starke ökonomische Ursache haben, die formell freie Auswahl ihrer Vorlesungen seitens der Studirenden nie einer mißliebigen, wenn auch noch so beschränkten Concurrenz anheimfallen zu lassen, so daß ein volles oder aber nach stillschweigendem Einverständniß und collegialischer Anstandsordnung getheiltes Monopol das Ideal der Ausbeutung des gelehrten Handwerks bildet. — Der Professorenstand ist eine Art Kaste, die sich vornehmlich durch Inzucht fortpflanzt. Schwiegervater und Schwiegersohn sitzen innerhalb derselben Facultät und fungiren innerhalb derselben Kommission als Examinatoren. In die Professuren heirathet man sich ein, wie früher in die Handwerksgilden. Ich brauche hier allerdings noch nicht so „scharf und schneidig" zu werden, den von mir angelegten persönlichen Katalog dieser Art zu veröffentlichen; auch außerhalb der Universitäten weiß man ja in vielen Kreisen hinlänglich, daß die Vetterei dadrinnen eine ganz bedeutende Rolle spielt, und daß wissenschaftliche Verdienste nicht etwa blos die gleichgiltigste Nebensache, sondern, wo sie nicht mit der persönlichen Patronage zusammentreffen, ein Hinderniß des Fortkommens und ein Grund der Fernhaltung oder gar Aechtung sind."

Fragen wir zunächst nach den Vorbestrafungen des Delinquenten, so wird man uns sagen, daß er bereits vor einigen Jahren in eine heftige, öffentliche geführte Polemik mit Prof. Adolf Wagner, dem Professor der Nationalökonomie an der Berliner Hochschule verwickelt war, die ihm, irren wir nicht, eine Verwarnung Seitens der Facultät zuzog. Aber wir erinnern uns dann wohl auch, daß Herr Prof. Wagner in frischem Mannesmuth damals nicht erst die Facultät abwartete, daß sie ihn seiner Haut wehre, sondern sich, allerdings auf einem von der alma mater ziemlich entfernten Boden, in der Berliner Börsenzeitung nämlich, ganz von selber des Besten defendirte. So daß die nachträglich kommende Verwarnung der Facultät wohl ebensogut Jovi wie bovi den Wunsch des Friedens ausgedrückt haben mag.

Ist es denn aber wirklich Ernst mit der Anklage aus solchem Grunde? Gehört es denn nicht in jedem, und zumal in einem „Leibregimente" (wie Prof. Dubois die Sache nun einmal ansieht) zu der Praxis eines klugen Commandeurs und eines alerten Officiercorps, von Zeit zu Zeit Ehrensachen zum Austrag bringen zu lassen, damit die Tradition nicht erlischt und man auch draußen wisse, daß der point d'honneur lebendig. Und nun erst gar, wenn wir dem kühnen Bilde des Kasernenromantikers entsagen und die Universität als das betrachten, was sie seit Jahrhunderten gewesen. Hat uns nicht ein ganz anderer Romantiker als der Herr Prof. Dubois, hat uns Achim v. Arnim nicht in seinem Hemkengriper und Zahnebreker die unsterblichen Prototypen gezeichnet für den Gelehrtenstreit aller Zeiten und ist denn Deutschland etwa darin zurückgeblieben oder aus der Art geschlagen? Welche, und bis zu den kleinsten seiner Hochschulen, hätte nicht die Erinnerung einer Zeit, und gewöhnlich einer Glanz- und Blütezeit, in der nicht, zur herzlichsten Auffrischung des jungen Volkes, ein paar der Alten sich in die Perücken gefahren und sie sich weiblich ausgeklopft hätten. Zur Auffrischung der Jugend, denn sie machte es nach und das war doch am Ende gescheiter als die Propatriapaukereien. „Ich erinnre mich, daß bei einem Schmause, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Gesellen über die Schelling'sche Naturphilosophie in Streit geriethen. Sonderbar genug hatten sie sich über die Polaritäten verständigt, über den Indifferenzpunkt aber sich entzweit. Der Eine sagte dem Andern, er habe dumm gesprochen. Das war eine

Herausforderung und zwei Tage später floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich! Verdorren möge die erste Hand, die dieses schöne Leben beschmutzt!" So erzählt Börne von der Hallischen Universität im Jahre 1806 und er fügt hinzu, was ja immerhin unsern militairischen Professoren zu denken geben könnte: „Da wurde die Schlacht von Jena geschlagen, die Franzosen kamen und die Universität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europa's Heere nicht, aber den Geist fürchtete er — er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig." — Die Moral davon würde sein: Laßt sie sich nicht um Dinge der Wissenschaft *streiten*, und die Professoren bleiben im Amte, auch wenn die Franzosen — vielleicht selbst, wenn die Russen kommen. Und sollen die Jungen nicht zwitschern, dürfen die Alten nicht singen. Sela!

Aber die bloße Uncollegialität ist es am Ende nicht, es schlängelt sich hinter diesem Vorwurfe, wie schon oben angedeutet, noch etwas Anderes hervor. Es mag ein Capitol sein dieses Auditorium Nr. 6 — falls der größte Hörsaal der Berliner Universität noch diese Ziffer führt, — aber der tarpejische Fels ist dicht dabei. Woher bei dem Einen diese Fülle der Zuhörer? Er sagt ihnen Dinge, die sie anderswo in den Auditorien nicht hören — und die in den Auditorien nicht gehört werden sollen. Das „akademische Viertel" gilt auch dafür, was und wie gelehrt werden soll. Schleicht ein ganz Weilchen hinter der Zeit, hinter der Actualität her, besinnt euch erst um Ein Viertel nachher, daß es Ganz geschlagen! Das wird auch Euch, geehrteste Zuhörer, im späteren Leben nie in Verlegenheit bringen, wartet geduldig des fait accompli, laßt Andre es accompliren!

Hr. Dühring aber scheint dieser Lebensweisheit nicht gehuldigt zu haben, er spricht von der Gegenwart, ja vielleicht selber von der Zukunft, er soll „ein socialistisches System" haben und es ist sehr zu fürchten, daß er das nicht mit der nöthigen Discretion für sich behalten hat. Das fehlte noch in der Stadt des 4. und 6. Wahlkreises, der Fritzsche und Hasenclever.

Und weil stark zu vermuthen ist, daß das eigentlich des Pudels Kern, aus dem diesmal nicht der fahrende Scholar, sondern der fahrende Magister sich entwickeln soll, so lohnt es sich auch kaum das Nähere des angeblichen Thatbestandes zu untersuchen. Man muß für Hrn. Dühring eintreten, nicht weil er blind ist — denn das mag mit Recht die herzlichsten persönlichen Sympathien für ihn erwecken, plädirt aber nur für mildernde Umstände, die hier zu verschmähen sind; nicht weil wir glaubten, er sei mit der Anfeindung von Helmholtz im Rechte — denn das gehört vor ein wissenschaftliches Forum und läuft, wie wir fürchten, auf den alten Streit zwischen Philosophie und Naturforschung hinaus; auch nicht, weil uns der Ton seiner Polemik gegen die Universitätsprofessoren überhaupt gefiele — denn das *Drohen* mit den „persönlichen Katalogen" ist zu viel oder zu wenig: aber man muß *für* ihn eintreten, weil man *gegen* seine Gegner und deren ausgesprochene und nicht ausgesprochene Motive eintreten muß und weil es sich lohnt, das wahre Wort der Lösung auf ganz anderen Wegen zu suchen, als auf den von der Fakultät eingeschlagenen.

Und da sagen wir allerdings: Ja, Hr. Dr. Dühring gehört nicht an die Universität — nicht, weil er sich gegen deren collegialen Verband irgendwie vergangen hätte, sondern weil ein solcher für ihn überhaupt nicht hat bestehen können, weil die freie Wissenschaft mit der Staatsanstalt, wie sie nun einmal constituirt ist, nichts zu thun hat.

Bei den Bewegungen auf dem Gebiete der Kirche ist der entschiedene Denker längst darüber klar, daß alle die ernsthafteren Reformen, wie sie von den Lichtfreunden bis zu den Altkatholiken und Protestantenvereinlern (um nur die letzten Jahrzehnte in Betracht zu ziehen) erstrebt worden sind, sich auf dem Boden der alten Kirchen nicht verwirklichen lassen. Sint ut sunt, das ist der Lebensnerv jedes Dogma und wir habens mit rechter Freude angesehen, wie jene schüchternen Helden, die jüngst das Glaubensbekenntniß so sänftlich hinter den Altar in die Sakristei schieben wollten, abgefertigt und stumm gemacht worden sind. Aber ist es denn etwa anders auf dem Gebiete des Unterrichts?

Hoffentlich — soweit haben wirs doch wol mit den letzten 30 Jahren und deren Erfahrungen gebracht — kommt nun Niemand mit dem Satze der Verfassung, daß „die Wissenschaft und ihre Lehre frei" sei. Der Leser mags selber, wenn er nur ein paar Seiten umdreht, beobachten, wie vorsichtig ein belgischer Staatsmann — und er ist zugleich ein Staatsanwalt und darum nach unseren deutschen Begriffen ein höchst achtungswerthes Phänomen, aber sonst ein Constitutioneller der feinstgeriebenen belgischen Schule — sich angesichts der klerikalen Ansprüche um den Sinn einer solchen Verfassungsbestimmung bemüht. Wer aber zum Staatsanwalt und Constitutionellen nicht Beruf und nicht Neigung hat, der wird offen aussprechen dürfen, daß der Staat, indem er Schulen hohen und niederen Grades einrichtet, diese immer nur auf Grund seiner eigenen Existenzbedingungen einrichten kann und wird. So wenig wie eine Regierung, wenn sie klug ist und ihrer Aufgabe klar bewußt, im Heerwesen eine Aenderung je zulassen wird, die in ihren Resultaten eine Schmälerung des vom Kriegsminister v. Strotha einst so prächtig — das Säbeldröhnen auf dem armseligen Bretterboden des Abgeordnetenhauses klingt uns noch in den Ohren — illustrirten „militärischen Geistes" erzeugen könnte; so wenig eine Regierung, die ihrer Gottesgnaden-Grundlage, mag das V. G. G. nun noch in der Münzumschrift stehen oder nicht, sich klar bewußt und klug ist, je dulden wird, daß dieselbe Gottesgnaden-Grundlage dem Priester und seiner Lehre entzogen werde: ebensowenig wird sie je darein willigen können, daß an ihren, den Regierungsschulen, die des Wohlklangs halber Staatsschulen, Staatsanstalten heißen, Lehren vorgetragen werden — wir sagen gar nicht gepredigt, sondern nur ohne ernsten Widerspruch vorgetragen — welche die Grundlagen der „staatsfähigen" Gesellschaft als ein thema probandum behandeln. Da sind manchmal kleine Abweichungen und Ausnahmen vorgekommen, da hat Pietät und sonstige Rücksicht das wachende Auge halb zugedrückt, da ist die Regierung selbst manchmal noch nicht ganz ihrer Meinung gewesen: aber in einem wohlgeordneten Staate — und wir haben ihn trotz Herrn Lasker's hypochondrischen Anwandlungen — geschieht dergleichen nicht. Fort mit den Ketzern!

Zweifelte Jemand noch, ob es sich in der That um so ernste Dinge

handle und ob es sich uns nicht vielleicht nur darum handle, die in den Streit gezogene liebenswürdige Uebersetzerin englischer Physiker reinzuwaschen, wozu sie ja selbst genügende Gelegenheit besitzt, so wird er anderen Sinnes werden, wenn er aus der Voss. Ztg. erfährt, daß 171 Studirende dem Dr. Dühring eine Adresse überreicht haben, zu deren Ehren wir wohl am besten bekennen, daß wir sie unter das übliche Geschwister nicht zu rangiren wissen, nicht Beileid, nicht Glückwunsch, sondern also:

„Herrn Dr. Dühring. Es hat sich das Gerücht eines gegen Ihre Lehrthätigkeit gerichteten Vorgehens der philosophischen Facultät hiesiger Universität verbreitet. Hierdurch sehen sich die Unterzeichneten veranlaßt zu erklären, daß sie sich wohl bewußt sind, welche Achtung sie einem Manne schulden, der fern von allen eigennützigen Absichten, unter den erschwerendsten Verhältnissen stets muthig seine Meinung geäußert und vertheidigt hat und im Kampfe für das, was er für recht und wahr halten mußte, auch vor keinen Hindernissen zurückschreckte. Es möge dies beweisen, daß auch unter der hiesigen Studentenschaft Gefühl für Gerechtigkeit und Freiheit vorhanden ist und Achtung vor jeder auf innerster Ueberzeugung gegründeten Meinung. Berlin, am 19. Juni 1877. (Folgen 171 Unterschriften immatrikulirter Studirender.)

Das Antwortschreiben des Herrn Dr. Dühring hat folgenden Wortlaut:

„Meine Herren Studirenden! Der Ausdruck Ihrer Gesinnung, von dem Sie mir eine Beurkundung übergeben haben, ist nicht blos ein Zeugniß für meine Denkweise, sondern auch für die Ihrige. Mit welchen Schwierigkeiten ein in der Wahrheit seine Ehre suchendes wissenschaftliches Verhalten verbunden sei, dafür ist in der von der Berliner Universität incriminirten zweiten Auflage meiner Geschichte der Principien der Mechanik in der dort gegebenen Anleitung zum Studium der Mathematik etwas gesagt, was sich durch meine gegenwärtige Verfolgung mehr als blos bestätigt. Dort ist es ausgesprochen, daß, wer die jüngste Geschichte und die Gegenwart der Mathematik kritisch schriebe, so viele Tagesauloritäten verletzen müßte, daß er seines wissenschaftlichen Lebens nicht mehr sicher sein würde. Obwohl ich bisher nur Einiges hiervon und nur einen einzigen Zweig der angewandten Mathematik geschichtlich dargestellt und die heutigen Zustände mit Rücksicht auf das Studium beurtheilt habe, so ist dies schon genug gewesen, von jener Unsicherheit des wissenschaftlichen Lebens eine Probe zu zeitigen. Indem ich Ihnen für Ihre Sympathie mit meiner Haltung in Wissenschaft und Leben mit voller Würdigung des Werthes Ihres Schrittes von Herzen danke, wünsche ich Ihnen zugleich, daß Sie noch eine Zeit erleben mögen, in welcher für freie und wahrhaftige Wissenschaft mehr Raum vorhanden ist als jetzt. Berlin, den 20. Juni 1877. Dühring."

An Adressen haben wir, wie jeder ältere Herr in unserem Verfassungsstaate, einige Erfahrung und so sagen wir gern, daß uns selten, in Zuschrift wie Antwort, etwas so Maßvolles und Sachgemäßes vorgekommen ist. Und besonders imponirt uns dabei die Bemerkung, daß es 171 „immatriculirte" Studenten sind, die sie erlassen. Denn das ist ein sichres und der ernsthaftesten Beachtung würdiges Zeichen, daß selbst auf der Berliner Hochschule — und sie geht in solchen Dingen ihren deutschen Schwestern nicht voran — der Generationswechsel sich endlich zu vollziehen beginnt.

Lange genug hat's gedauert, daß die deutschen Universitäten schliefen, ja manchmal häßlich schnarchten. Seit 1849—50, und was im folgenden Jahrzehnt, unter dem Regiment Westphalen-Raumer, seine Studien machte, das füllt jetzt die Kanzeln, die Lehrstühle der Gymnasien und Universitäten, die Schreibstuben der Verwaltungsbehörden, die grünen Tische unsrer Stadtgerichte — ja wenn sie sich recht dazu hielten, selbst der Kammer- und Appellationsgerichtshöfe. Der Geist, den sie damals auf der Universität eingesogen, ist nicht blos ihnen für Lebenszeit ge-

blieben, er hat auch, wie jene horazische Oelkruke, nachgewirkt auf die folgenden akademischen Generationen; daß in den Jahren 1861—66 weder in Lehrern noch in Schülern der preußischen Universitäten sich ein irgend nennenswerther Widerklang der mächtigen Bewegung fand, die durch das Volk ging, das ist uns stets als ein Zeichen schlimmster Bedeutung für beide Theile erschienen. Dann kamen die Kriegsjahre und ihr naturgemäßer Eindruck auf junge Herzen. Der aber scheint jetzt, schneller bei der Jugend schier als beim Alter, im Verschwinden zu sein, dafür zeugt uns das der Folgen nicht bange Eintreten für des Lehrers Sache, und dazu rufen wir: Heil!

Aber dabei bleiben wir doch: „Aussprechen was ist" und: Dühring gehört nicht an und in eine Staatsuniversität! Was also? Nun, sehn wir doch zu den jüngern Brüdern unsers Stammes — ist denn die staatsbildende Kraft in dem ältesten Zweige allein schon ganz erloschen? Der Nordamerikaner kennt keine Staatskirche, er bezahlt aus eignem Beutel seine geistliche Erquickung; er wartet nicht, wenn's ihm nöthig scheint, auf die Staatsschule, sondern schafft seinen Kindern Unterricht auf eigne Kosten, ja er gründet, wenn ihm der Kopf danach steht, den Kindern andrer Leute eine ganze Universität.

Eine freie Universität! sie hat schon der brave Arnold Ruge in jungen frischen Jahren gefordert und angebahnt. Was damals nicht ging, weil es eben im Ganzen geplant wurde, warum soll es im Einzelnen nicht begonnen werden? Statt alles Adressirens, Demonstrirens, Protestirens ein paar Hundert, die das übliche Collegienhonorar zusammentragen, einen Saal unter den Linden miethen und mit ihrem Lehrer im Triumphe einziehn. Von Semester zu Semester pflanzt sich die Ehrenpflicht fort, sind erst die Schüler constant, so findet sich auch in den Lehrern der Muth, die Ketzerei greift um sich und — nun, ist's erst so weit, so läßt sich schon weiter drüber reden.

Absonderliche Meinungen eines Staatsanwalts.

(Schluß.)

Peignot berichtet über jene Zeit: „Je mehr man die Ausschreitungen der Presse durch die strengsten Gesetze, die härtesten Bestrafungen, ja durch die Aechtung der Bücher durch Henkershand zu unterdrücken hoffte, desto üppiger wuchsen der Hydra einer zügellosen Presse die Köpfe nach, mit desto größerer Wuth richteten sich diese gegen die Autorität." Und Benjamin Constant, der große Preßanwalt, bestätigt die Ohnmacht der Unterdrückung, indem er hinzufügt, daß die unausbleibliche Frucht der Preßknechtung stets die Schmähschrift sei.

Lassen Sie mich hier beiläufig eine Thatsache von verhältnißmäßig jungem Datum, vom J. 1714, erwähnen die für den Zustand der Presse in unserm Lande bezeichnend ist: am 31. Juli 1714 wurde das Urtel gesprochen über Franz Meulemeester, der geständig war eine verleumderische Flugschrift verfaßt zu haben. Das Libell wurde verbrannt, der Verfasser aber dazu verurtheilt: auf das Schaffott am Platz de Sablon geführt, dort gestäupt und gebrandmarkt und dann für ewige Zeiten aus

allen unter des Kaisers Botmäßigkeit stehenden Landen gebannt zu werden, bei Strafe des Galgens für ein Zuwiderhandeln; seine liegende und fahrende Habe aber sollte insgesammt für den Staat eingezogen werden.

Der Erste, der gegen diese ohnmächtige und gehässige Strenge auftrat, war Milton in seiner berühmten Schrift Areopagitica. Mirabeau hat das Buch in Frankreich 1789 durch eine eingehende Analyse bekannt gemacht und Chateaubriand den großen Kämpfer und Dichter als denjenigen begrüßt, der zuerst bestimmt und klar die Forderung der Preßfreiheit gestellt hat. Und er bemerkt dabei: „In Folge der Revolutionen ist Milton uns näher gerückt, in seinen politischen Ansichten ist er ein Mann unserer Zeit, er ist in der Gegenwart auferstanden!" Seltsam aber — dieses von einem Mirabeau erläuterte, von einem Chateaubriand gerühmte Werk ist niemals, meines Wissens, in unsere Sprache übertragen worden. Gestatten Sie mir drum, daß ich das für eine beredte Stelle thue, die grade unser Thema betrifft. „Einen Menschen tödten, sagt er, das heißt: ein vernünftiges Wesen zerstören, aber ein gutes Buch unterdrücken, das heißt die Vernunft selber tödten." Und nachdem er auseinandergesetzt, wie die öffentliche Freiheit auf der Freiheit des Gedankens beruht, kommt er zu der Untersuchung, ob die Preßfreiheit nicht mehr Uebles, als Gutes stiftet und ob die Hoffnung berechtigt sei, daß man durch Unterdrückung von Schriften auch die Leidenschaften besänftigen könne. Dabei sagt er: „Auf dem weiten Meere des Lebens schiffen wir gar verschieden. Compaß ist uns zwar die Vernunft, aber die Leidenschaften sind der Wind. Nicht in der Windstille allein offenbart sich die Gottheit, sie waltet auch in den Stürmen und auf den Wogen. Und wie Wogen und Stürme im Kampfe sich mischen und sänftigen, so fördert auch der Leidenschaften Streit das göttliche Werk. Mögen also die Obrigkeiten achten auf das Walten der Natur und den Willen der Gottheit!" In diesen, des Dichters vom verlornen Paradiese würdigen Worten ist deutlich genug ausgesprochen, daß alle Leidenschaft, die nun einmal unvermeidlich, sich beruhigt in der Freiheit, aber sich aufbäumt bei der Unterdrückung und daß die Freiheit niemals den Kürzeren ziehn wird, sobald sie nur offen angegriffen wird und die Gelegenheit hat sich zu vertheidigen.

1789 vollzog sich der Sieg der Preßfreiheit, sie hatte von Land zu Land sich den Weg gebahnt in die Geister. Als Abbé Sieyes seinen Bericht erstattete über den Preßgesetzentwurf, bemerkte er: „Nicht kraft eines Gesetzes denken, sprechen, schreiben die Menschen und veröffentlichen ihre Gedanken, sondern kraft ihres natürlichen Rechts." Und ein andrer Abbé, der sonst auf ganz entgegengesetzter Seite stand, Maury, war diesmal mit seinem Collegen vollkommen einverstanden. „In einem Jahrhundert der Aufklärung, rief er aus, steht Eine Macht über allen andern, die der öffentlichen Meinung. Die Preßfreiheit ist nun für immer gesichert und ein größer Geschenk hätte die Nationalversammlung dem Volke nicht machen können, als dieses: die Menschheit ist fortan gesichert."

Derselben Ansicht war auch unser Congreß. Im Art. 18 der Verfassung war das Princip der Preßfreiheit in aller Bestimmtheit ausgesprochen und als Herr de Brouckere das constatirte, hat sich nicht Eine Stimme dafür erhoben, irgend eine andere Beschränkung, als eben die

Bestrafung des Vergehens zu verlangen. Vicomte Vilain sprach seine mannhafte Meinung dahin aus, bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft müsse man allen Ansichten, allen Lehren freie Aeußerung gewähren, sie mögen unter sich kämpfen und gegen einander stoßen, was von Glas ist, wird dabei zerbrechen, was von Eisen, das wird bestehen, und am Ende wird die Wahrheit durch ihre eigene Kraft siegen. Und dieser Sieg wird glorreich und rechtmäßig sein, denn er ist im Kampfe mit gleichen Waffen errungen. Und ebenso unbedingt äußerten sich die Herren Nothomb, Verduyn und de Foere. „Wir verlangen, sagte der Letztere, die Preßfreiheit nach ihrem ganzen Umfang und Inhalt, denn wir wollen einen neuen Beweis dafür geben, daß wir ausnahmslos und allgemein, ohne Bedingungen oder Hintergedanken, die Freiheit erstreben, soweit sie nur mit der Erhaltung der Gesellschaft vereinbar ist und darin sind wir consequent und werden es bleiben."

Die Berathung nahm nicht viel Zeit in Anspruch, sie betraf hauptsächlich die Mitverantwortlichkeit des Herausgebers, die man aber nicht in das Gesetz aufnahm, indem man es dem Gerichtshofe in jedem einzelnen Falle überlassen wollte, die Thatsachen festzustellen, aus denen sich eine Mithaftbarkeit des Druckers ergeben könnte. Sie selbst, m. H., haben später, durch die Entscheidung vom 14. Februar 1853, auch dieser Untersuchung die prinzipielle Grundlage gegeben.

So ist die Preßfreiheit bei uns begründet worden und sie hat in dem seitdem verflossenen halben Jahrhundert auch keine Anfechtung zu bestehen gehabt. Sie wissen, welchen mächtigen Aufschwung das Zeitungswesen genommen hat, man wird die Leute beinahe zählen können, die sich um die öffentliche Meinung nicht kümmern oder ihr gar trotzen. Jener providentielle Kampf der Meinungen, ja der Leidenschaften, von dem schon Milton gesprochen, hat sich bei uns immer in voller Freiheit entwickeln dürfen. Freilich ist es dabei auch nicht ohne Verleumdungen abgegangen, aber diese haben ihre Strafe vor dem Richter erhalten; freilich ist mancherlei Frechheit dabei untergelaufen, aber das Recht der Entgegnung hat dem einen Damm gezogen; freilich fehlt es in der Polemik nicht an Ausschreitungen des Tons und an Rohheiten, aber solche Mißbräuche curiren sich selbst, sei es, daß die Deklamationen lächerlich oder die Lehren gehässig werden, denn durch die Freiheit ist unter unsern Mitbürgern der gesunde Menschenverstand tüchtig entwickelt worden.

„Der Unterricht ist frei, keinerlei Präventivmaßregel ist zulässig, die Verfolgung von Vergehen geschieht nur auf Grund des Gesetzes. Auch der öffentliche Unterricht, der auf Kosten des Staates ertheilt wird, untersteht nur den Bestimmungen des Gesetzes." So lautet Art. 17, wie er aus einer Verschmelzung der Vorschläge von de Leeuw und van Meenen hervorgegangen ist. Die Berathung betraf hauptsächlich die Frage wegen Ueberwachung des Unterrichts. Nach der Meinung der Centralcommission, wie der Bericht des Hrn. de Brouckere sie vertrat, sollte die Aufsicht eine ganz passive sein und nichts anders bezwecken, als die Regierung in Kenntniß von dem Stande des Unterrichts zu halten und die Verfolgung der Vergehen zu sichern. Darüber entspann sich eine längere Verhandlung, man warf der Ueberwachung vor, daß sie eine Präventivmaßregel, gleich der Censur, sei. Hr. v. Gerlache und

Hr. Raikem, in diesem Punkte einig, traten gegen die Anhänger dessen auf, was man gesellschaftliche Vorsichtsmaßregeln hätte nennen können. Hr. v. Gerlache erinnerte an den Kampf, der kurz vorher gegen die Verordnungen König Wilhelm's vom J. 1825 geführt worden war und bemerkte: „Von dem Augenblick an, da wir das Losungswort aussprachen: Die Freiheit in Allem und für Alle! hatten wir gewonnen Spiel, keine drei Jahre und der Wahlspruch war von den Katholiken wie von den Liberalen angenommen. Wenn ein großes Princip allen anderen zu Grunde liegt, so muß man es anerkennen, wo und wie es auch auftrete. Wir dürfen der Regierung das Ueberwachungsrecht nicht einräumen, denn es ist eine Präventivmaßregel und diese haben wir in allen Fragen des Glaubens und des Cultus beseitigt. Mag die Regierung die Anstalten überwachen, die auf Staatskosten erhalten werden, die andern nicht." — Als der Artikel nun so, wie er oben aufgeführt, angenommen worden, stellte Hr. Fleussu noch den Zusatzantrag: „Sollten Ueberwachungsmaßregeln sich als nothwendig erweisen, so darf die Ueberwachung nur Behörden anvertraut werden, die dazu ausdrücklich vom Volke erwählt sind." Das Ende der etwas verworrenen Berathung, die darüber statthatte, war, daß der Vorschlag mit 76 gegen 71 Stimmen abgelehnt wurde, die Parteien zersplitterten sich bei der Abstimmung in merkwürdigster Weise.

Damit ist klargestellt, daß dem Privatunterricht die vollste Freiheit gewährt werden sollte, jede Präventivmaßregel ist ferngehalten, der unbeschränkteste Kampf der Meinungen ist verstattet, mit Zuhilfenahme der Presse und der Association mögen sie Schulen gründen aller Grade, nur das Strafgesetz hat vorkommenden Falls sein Wort mit hineinzureden. Und dieser Wetteifer der Schulen hat seit 1831, und gegenwärtig stärker denn je, für Verbreitung der Bildung und gegenseitige Prüfung der Lehrgrundsätze gesorgt. Als Regel hat sich dabei herausgestellt, daß die Staatsschulen der Maßstab des Normalfortschritts geworden sind, ihre Schulpläne, ihre Prüfungen, ihre Einrichtungen haben einen unbestreitbaren und mächtigen Einfluß auf den allgemeinen Stand des Unterrichts.

Der Staat hat nach der Verfassung die Pflicht, den Unterricht zu organisiren, das scheint mir trotz des dagegen erhobenen Widerspruchs ganz einleuchtend. Der Staat muß diesen seinen Unterrichtsanstalten die möglichst beste Form geben und hat alle geistigen Kräfte dafür in Anspruch zu nehmen, in Folge dieses guten Unterrichts schafft er ein System der Prüfungen, das den von der Gesetzgebung festgestellten Lehrplänen, welche als Maaßstab für den freien Unterricht zu dienen haben, entspricht. Auf diesem Wege erstehen auch für den freien Unterricht gewisse Verpflichtungen, die ohne alles Dazwischentreten des Staates einen gewissen Grad von Vollkommenheit verbürgen. Sie wissen, m. H., daß alle unsere Unterrichtsgesetze, für welche Stufe der Bildung es auch sei, bis auf die der neuesten Zeit, sämmtlich, bei manchem Mangel, der ihnen vielleicht anhaftet, nur die Vervollkommnung der Lehrpläne im Auge haben und daß, mit sehr wenig Ausnahmen, diese Lehrpläne auch den freien Unterrichts-Anstalten jeglicher Richtung als Muster gedient haben. Schaffe man diese Lehrpläne ab, beseitige man die gewissenhafte Beaufsichtigung von Seiten des Staates — und bald werden Sie unser

Unterrichtswesen in Anarchie verfallen und unaufhaltsam rückschreiten sehen. Vergessen wir außerdem nicht, daß auch die freien Unterrichts-Anstalten stets ihre Vertretung in den Aufsichtsbehörden gefunden haben.

So bin ich denn auch der Ansicht, es sei eine durchaus verkehrte Auslegung des letzten Satzes im Art. 17, als habe der Staat nur soweit der Bevölkerung gegenüber eine Unterrichtsverpflichtung, als nicht von freien Anstalten dafür gesorgt werde.

Bei der Berathung des durch das Gesetz vom 27. September 1836 organisirten höheren Unterrichtswesens stellte die aus den anerkanntesten Vertretern beider Richtungen zusammengesetzte Commission einige Punkte fest, die seitdem als eine Art von authentischem Commentar zu Art. 17, weil von dessen Verfassern selbst ausgehend, betrachtet werden. Es heißt da: „Die Unterrichtsfreiheit ist in der Verfassung ausgesprochen und wir haben uns ohne Rückhalt zu ihren Consequenzen bekannt. Der auf Staatskosten zu ertheilende öffentliche Unterricht mußte durch das Gesetz geregelt werden. Die freien Schulen und die Staatsschulen sind nicht ohne Berührungspunkte, darum kommt es vor Allem darauf an, einer jeden von ihnen das zu geben, was ihr gebührt." Als ihre Hauptaufgabe erkannte die Commission, überall den Primärunterricht einzuführen, drei große Musteranstalten von Mittelschulen auf Staatskosten herzustellen, schließlich die Staatsuniversitäten zu gründen.

Die denkwürdige Verhandlung über den höheren Unterricht, die im August 1835 stattfand, war durch den Bericht des Herrn Dechamps eingeleitet worden, in ihm war zuerst die weder damals noch bis zum heutigen Tage gelöste Frage aufgeworfen, wie der Staat sich zu verhalten habe? Die Centralcommission hatte das Thema nach folgenden Gesichtspunkten geregelt: Hat der Staat das Recht Unterricht zu ertheilen? Hat er die Pflicht? Hat er die Pflicht nur, wenn der freie Unterricht sich als nicht ausreichend zeigt? Oder muß man ihn ganz ausschließen von diesem Gebiet und es ihm untersagen, wenn auch nur mittels der von ihm geleiteten Anstalten, eine Freiheit regeln zu wollen, die ohne Beschränkung und ohne Beaufsichtigung gegeben worden ist? Diese Ansichten trennten sich bei der Erörterung scharf, Herr Desmet wollte gar keinen Unterricht durch den Staat, Herr Demonceau hielt ihn im Gegentheil für durchaus nothwendig, Herr v. Behr endlich faßte die Sache in ihrem Kern, indem er in der Sitzung vom 13. August kurzweg erklärte: „Regierung, Rechtspflege und öffentlicher Unterricht dienen dem gemeinsamen Interesse des Landes, es ist daher auch naturnothwendig, daß der Staat deren Kosten trägt." Das scheint mir in der That die richtige Lösung der Frage, die Verfassung verbürgt dem Lande den Unterricht, ebenso wie sie ihm die Rechtspflege und eine geordnete Regierung verbürgt, es ist nicht möglich, daß Eins von diesen Dreien unterlassen oder beseitigt werde. Und es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie auch schon Talleyrand in seinem Berichte vom 10. September 1791 über den öffentlichen Unterricht diesen Unterricht für eine Staatspflicht hielt, indem er sagte: „Mit Recht kann man den öffentlichen Unterricht eine Staatsgewalt nennen, da er eine ganze Reihe von Functionen umfaßt, die unablässig auf die Vervollkommnung des Staatskörpers und auf das öffentliche Wohl gerichtet sind."

Digitized by Google

Und auch das sei hier hinzugefügt: In je weiterem Sinne der Privatunterricht absolut frei ist und nur der Anklage auf Vergehen verantwortlich ist, in um so weiteren Sinne muß auch der öffentliche Unterricht der Pflege des Staates anheim gegeben sein, da er als politisch- und social-conservative Macht für die Staatsentwicklung mitzukämpfen hat.

Das große Problem des öffentlichen Unterrichts hat von je her die tüchtigsten Köpfe beschäftigt, unter allen Regierungsveränderungen, die in den letzten 75 Jahren stattgefunden, ist stets von Neuem die richtigste Lösung versucht worden: ich brauche Ihnen nur die Namen von Talleyrand, Lepelletier St. Fargeau, Condorcet, Daunou, Fourcroy zu nennen, in deren merkwürdigen und heute noch lesenswerthen Parlamentsberichten sich eine ganze Reihenfolge verschiedener Systeme und verschiedener Staatsformen kundthut, stets aber hat der Staat bei aller Anerkennung der Rechte des Privatunterrichts, den öffentlichen Unterricht als seine eigne heilige Obliegenheit betrachtet.

Die Freiheit der Vereinigung, so wie sie in unserer Verfassung gewährleistet ist, fand sich 1830 noch in keiner der bestehenden Verfassungen ausgesprochen, außer vielleicht in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wenigstens können wir im Tocqueville lesen, wie mächtig dort das Vereinswesen entwickelt ist, wie es für die verschiedensten Zwecke nutzbar gemacht wird und die überraschendsten Erfolge erringt. So wie man die Association heute auffaßt, so ganz verschieden von der früheren Corporation, ist sie für unsre Sitten und für unsre Gesetze eine vollkommen neue Erscheinung. Als 1818 ein hervorragender Publicist, der Graf de Laborde, sein schönes Buch über die Association veröffentlichte, machten seine ebenso freisinnigen wie praktischen Ansichten großes Aufsehen: man lebte eben in Frankreich und gleicherweise in Belgien, unter der Herrschaft des berüchtigten § 291 des Strafgesetzbuchs von 1810, nach welchem alle Vereinigungen von mehr als 20 Personen verboten waren, und so las man mit großem Interesse ein Buch, in dem zum erstenmale das wahre Wesen der Associationen und der Nutzen, den man aus ihrer freien Anwendung schöpfen könne, auseinandergesetzt waren.

Als 1830 die Geschicke des Landes den Händen liberaler Männer anvertraut wurden, zögerten diese nicht, den Weg weiter zu beschreiten, der durch die Verordnung vom 16. Oktober eröffnet war. Diese Verordnung, eine der denkwürdigsten Thaten der provisorischen Regierung, enthielt drei Hauptbestimmungen: das Recht der Staatsbürger, politische, religiöse, philosophische, literarische, industrielle und commercielle Vereinigungen zu bilden, ferner den Ausschluß jeder Präventivmaßregel, endlich die ausdrückliche Erklärung, daß die Associationen keinerlei Art von Vorrecht in Anspruch nehmen dürften. Diese Prinzipien sind demnächst in unsere Verfassung übergegangen und Sie, m. H., haben in Ihrer Entscheidung vom 30. Juni 1854 ausdrücklich darauf Bezug genommen, indem Sie erklärten: „Die Associationsfreiheit ist im Art. 20 der Verfassung gewährleistet, aber sie giebt den Gesellschaften und Vereinen, die sich in Belgien bilden, noch keineswegs das Recht der juristischen Persönlichkeit; Corporationen können ein solches Recht in ihrer Gesammtheit nur ausüben auf Grund einer gesetzlichen Ermächtigung." Diese Auslegung ist unangreifbar, sie stützt sich auf die Verhandlungen im Congreß selber, sie ist in Uebereinstimmung mit dem Rundschreiben des

Ministers de Sauvage vom 16. April 1831, sowie mit einer ganzen Reihe von Autoritäten, die ich einst vorzuführen die Ehre hatte, als es sich am 3. August 1846 vor dem Gerichtshofe zu Brüssel darum handelte, die Auslegung des Art. 20 der Verfassung festzustellen. Schon damals war eine gewisse Schule bemüht, wie sie es auch heute noch gegen alle Vernunft thut, den Satz aufzustellen, das Vereinsrecht schließe, ohne daß es noch der Mitwirkung eines Gesetzes bedürfe, auch das Recht der juristischen Person in sich. Es ist dieselbe Schule, welche auch behauptet, die Unterrichtsfreiheit gebe zugleich das Recht, ohne besondere gesetzliche Ermächtigung die gesetzmäßigen Zeugnisse auszustellen. Es steht im constitutionellen Rechte fest, daß die Freiheit des Vereinswesens noch nicht eine Freiheit in Bezug auf die Erfordernisse der juristischen Persönlichkeit in sich begreift, hätte man je ein solches Zugeständniß gemacht, so hätte es auch schon längst seine Verurtheilung erfahren durch die Geschichte der todten Hand.

Artikel 20 besagt: Die Belgier haben das Recht, sich zu vereinigen, dieses Recht kann durch keine Präventivmaßregel beschränkt werden. So lautet der Text, die Centralcommission hatte noch einige Zusätze vorgeschlagen, die aber bei der Berathung sich als überflüssig erwiesen. Ein Streit war nur, ob man zu sagen habe: die Belgier, oder: die Bewohner Belgiens, und dieser Umstand hat wahrscheinlich den gelehrten Professor Nypels veranlaßt, in seinem Commentar zu Chauveau-Helie den Satz aufzustellen, die Abschaffung des § 291 komme nur den Belgiern, nicht den in Belgien sich nur Aufhaltenden, zu Gute. Ich will auf eine Erörterung dieses Punktes hier nicht eingehen, es genügt mir, darauf hinzuweisen, daß unser neues Strafgesetzbuch über das Vereinsrecht und über die damit in Berührung stehenden Verbote, wie sie in dem früheren Gesetzbuch ausgesprochen waren, gar nichts mehr enthält. Ihre Rechtsprechung, m. H., hat die Ausübung dieses constitutionellen Rechtes gemäß den Gesetzen und den polizeilichen Vorschriften geregelt, Sie haben dabei stets das Erforderniß einer guten Ordnung und der Ruhe für die gesammte Bevölkerung im Auge gehabt und so haben Sie auch die Einwirkung der Polizei nur auf die Verhütung von Unruhen und Unordnungen beschränkt.

Die Ausübung der Verfassungsrechte wird auch dem richterlichen Ermessen stets Gelegenheit zur Bethätigung geben, die Bestimmungen unseres Grundgesetzes haben ihre Auslegung nicht ausschließlich in den Congreßverhandlungen zu suchen, in der Atmosphäre von 1830, in welcher der Sturmwind der Freiheit Menschen und Dinge mit sich fortriß: nein, eine ruhige, gründliche, sachgemäße Auslegung findet sich auch in dem umfassenden Material Ihrer Rechtsprechung! Seit seiner Begründung hat dieser Gerichtshof sehr oft über unsere Verfassungsbestimmungen zu berathen gehabt, er hat ihren Sinn festgestellt und damit ihre wohlthätige Wirksamkeit gesichert. In solchem Thun haben Sie, m. H., die bedeutungsvolle sociale und conservative Mission, die dem Cassationshofe vorliegt, klar erfaßt und vollführt.

Ich fürchte, m. H., Sie durch weitere Ausführungen zu ermüden und so lassen Sie mich mit einer Betrachtung schließen: Die Freiheit ist der Lohn für die Bildung und Vernünftigkeit eines Volkes. Man hat den Belgiern oft nachgerühmt, daß sie ihre Verfassung mit bewunderns-

werther Mäßigung behandelten, aber diese Mäßigung hat keineswegs zur Folge gehabt, daß nun die Bewegung der Ideen lahmer geworden wäre und daß die Diskussionen und die Kämpfe der Parteien aufgehört hätten, die das Leben freier Völker kennzeichnen. Diese Kämpfe haben niemals die Verfassung berührt, sie ruht sicher unter dem Schutz der großen Staatsgewalten. In der Freiheit und der Oeffentlichkeit gleichen sich die verschiedenen Strömungen aus und in dieser Ausgleichung verliert sich das, was vorher drohend war und einer berechtigten Opposition gegenüber werden unverständige Angriffe machtlos: das ist eine sichere Wirkung der Freiheit, die aus eigener Kraft lebt und sich erhält und die ein Volk, dem sie einmal in Fleisch und Blut übergegangen, nimmer lassen wird. Ausschreitungen in Worten und Thaten dürfen uns nicht erschrecken, an der gesunden Vernunft und an der Wirklichkeit der Dinge scheitern solche Versuche immer. Eine freie Verfassung findet, um sich zu ihrem Schutze geschaart, stets alle die wackeren Herzen, die sich in jenem exclusiven Gefühl geeint wissen, das man Patriotismus nennt, das aber eigentlich nur die tiefe Dankesempfindung für den steten Genuß der Freiheit und der sie begründenden Institutionen ist: Der Patriotismus bietet furchtlos den Feinden des Vaterlandes die Stirn, er beunruhigt sich auch nicht wegen derer, die nach dem Ausdrucke eines berühmten Publicisten, des Hrn. Duvergier de Hauranne, „anständige Leute, aber schlechte Bürger" sind, und die nie ganz aufgegeben werden sollten: rufe man ihnen doch nur den Satz in's Gedächtniß, den ich einem der berühmten Juniusbriefe entnehme: „Verfassung und Gesetze sind das gemeinsame Eigenthum aller Bürger, sie nicht vertheidigen heißt: sie verrathen!"

Abonnements-Einladung.

Bei Ablauf des Vierteljahres sei die „Wage" ihren bisherigen Lesern auch zu fernerer freundlicher Theilnahme empfohlen und an die Freunde, die sich das Blatt erworben, die Bitte gerichtet, für dessen Verbreitung sich interessiren zu wollen.

Die Expedition ist gern bereit, sobald ihr der Wunsch ausgesprochen wird, das Blatt pünktlich per Kreuzband direct zuzusenden, sowol in Berlin wie außerhalb. Die Sendung ist auf diesem Wege zuverlässiger und regelmäßiger, als auf jedem andern, sie geht von hier schon Donnerstag Abend ab und wird dem Abonnenten ohne Erhöhung des Preises portofrei ins Haus geliefert.

Von den früheren Jahrgängen der „Wage" ist noch eine kleine Anzahl von Exemplaren vorräthig, welche brochirt und mit Titelblatt und Inhaltsverzeichniß versehen zu dem Preise von 3 Mark für den Jahrg. 1873 (October bis Dezember) und 9 Mark für die folgenden Jahrgänge durch Unterzeichnete zu beziehen sind.

Expedition der „Wage"
Berlin SO., Michaelskirchplatz 13. I.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 6. Juli 1877. Nr. 27.

Inhaltsverzeichniß: Zwei Parlamente. — Zur „wirthschaftlichen Umkehr". — Das Napoleonidensystem in Rußland. — Aus Reichard's Memoiren. — Neue Bücher.

Zwei Parlamente.

Die Handhabung des politischen Formalismus oder die parlamentarische Kunst scheint etwas von dem sonstigen Bildungsgrade und der wirthschaftlichen Entwicklung eines Landes, und zwar in ziemlich weitem Umfange, Unabhängiges zu sein. So frappant diese Behauptung sein mag, sie wird durch drei Staaten Europas, oder richtiger durch einen Staat, im Vergleich mit zwei andern, treffend illustrirt.

Welcher Gegensatz kann politisch, ökonomisch und historisch schroffer gedacht werden, als der zwischen England und Ungarn! Und doch gleichen sich beide Länder sehr in ihrem konstitutionellen Parlamentarismus. England steht auf der äußersten Höhe des Industriesystems, das früher oder später umschlagen muß; Ungarn ist reiner Ackerbaustaat, lebt von Wein und Weizen und Mastvieh, und hat die treibhausartige Züchtung der industriellen Anlage mit Rücken- und Hüftweh gebüßt. Dennoch stehen in beiden Ländern Minister Ihrer oder Seiner Majestät einem kontrollirenden, mißtrauischen, beredten ja oft leidenschaftlichen Parlament gegenüber; dennoch weichen diese Minister jedem entscheidenden Beschlusse der Mehrheit, und der Hemmschuh des Oberhauses, den man anderwärts recht eigens und recht hartnäckig fabrizirt hat, hilft dort in vielen Fällen gar nichts und widersteht auf die Dauer in anderen Fällen nicht der Wucht des Unterhauses.

Auch darin gleichen sich die beiden Volkshäuser in England und Ungarn, daß sie in ihrer großen Mehrzahl aus Berufspolitikern bestehn, aus Gentlemen, welche in der glücklichen Lage sind, Profession aus der Volksvertretung zu machen, und daß die Erweiterung des Stimmrechts unmerklich wenig und erst in langer Zeit die Zusammensetzung der Versammlung beeinflußt. Darin liegt ein historischer Konservatismus, der andern Staaten völlig fremd ist und der sich so wenig einführen läßt, als man einen Urwald anpflanzt.

Die Sprechfertigkeit, das Reden ex tempore, das augenblickliche Finden der Replik, die Ungenirtheit im Wortduell, ist in beiden Ländern durch gewisse Institutionen avitischer Natur kultivirt worden: in England durch die Vestry oder Kirchspiel-Versammlung, die christliche Fortsetzung der altsächsischen Hundertgenossenschaft, in Ungarn durch die Komitats- oder Bezirkstage, welche die besten und kühnsten Magyaren-

Redner geradezu erzeugt haben. Nebenher bemerkt, hatten die Ungarn längst die Frage des Frauenstimmrechts, an der das englische Parlament so eben ausgekaut zu haben scheint, faktisch erledigt. Zu den Komitatssitzungen waren besitzende Wittwen und selbstständige Frauen schon in alter Zeit eintrittsberechtigt, mochten sie dieses Recht ausüben oder durch Procuration wahren. Die Emanzipationsfreunde wollen aber nur bedenken, daß es sich bei diesem Komitatsrechte gar nicht um die Frau, um das Geschlecht, sondern lediglich um die Hufen Landes handelte.

Will man einen zweiten, fast noch schrofferen Gegensatz ins Auge fassen, so stelle man Frankreich und Ungarn einander gegenüber. Das artistische, feinfühlende, witzige, geistreiche, fleißige, sparsame Volk der Franzosen hat mit den steifstolzen, unwirthschaftlichen, verschwenderischen, sporenklirrenden Herren im Schnürenrock und Kalpak kaum etwas Anderes gemein, als eine gewisse Lebhaftigkeit des Temperaments, leidenschaftliche Parteiergreifung und Kampflust auf der Tribüne. Sonst gehn Charakter und namentlich alle historischen Vorbedingungen weit aus einander. Und doch haben die Ungarn in den Jahren 1848 u. 49 ein gut Stück französischer Revolution und einen förmlichen Revolutionskrieg gegen Vendée, Koblenz und Koalition geführt; „Pitt und Koburg" hießen bei ihnen Nikolaus und Paskiewitsch. Es war dieselbe Souveränität der Legislative, welche die Exekutive an sich riß und im Kriege zu Grunde ging, in Frankreich von 1792 bis zum Konsulat, in Ungarn von der Entsetzung der Dynastie bis Vilagos.

So eben liegt die französische Legislative wieder im Kampfe auf Tod und Leben mit irgend einem lebenslänglichen Konsulat, oder einem kaiserlichen Prätendenten, zwischen denen ein Generallieutenant des Königreichs und ein Gespenst im Lilienmantel die Köpfe ängstlich erheben. Die französische Legislative steht abermals vor der Frage: Nichts oder Alles zu sein, und das Parlament ist die Angel, um welche sich die Zukunft Frankreichs dreht. Daß die auswärtigen Angelegenheiten von der französischen Tagesordnung abgesetzt sind, ist ein Zufall, ein vorübergehender Zustand; lange genug hat der Kontinent jenen Rednern gelauscht, die von 1815 an einzig an der Freiheitsglocke zogen; lange genug hefteten sich alle Hoffnungen der Censurirten mit „beschränktem Unterthanenverstand" an die Deputirtenkammer zu Paris.

Aber in diesem Augenblicke, wo das große Mysterium des Orients aufgeführt wird, von dessen Tendenzen, Peripetien und Ausgang wir weniger wissen, als die Menschen des 11ten, 12ten und 13ten Jahrhunderts von der Bedeutung der Kreuzzüge; heute wo die „freie" Presse eine Art Dunkelkammer geworden ist, die uns mit willkürlich hineingeworfenen Bildern amüsirt; heute wo Italien und Deutschland Parlamente oder Nationalvertretungen haben, wo die Türkei sich desselben Luxus erfreut: heute giebt es nur zwei schmale Koulissengänge, durch welche wir etwas Weniges von dem innern Wesen des Spieles erspähen, welches auf Kosten vieler Generationen und vielleicht der europäischen Zukunft aufgeführt wird. Diese beiden Gucklöcher sind in London und in Pest angebracht.

Mit unermüdlicher Neugier, mit unverwüstlicher Sorge und Geduld, wird im englischen Unter- und Oberhause interpellirt und mit klassischer Ruhe und niemals gereizter Bereitwilligkeit antworten die Minister in

beiden Häusern, die Hrn. Bourke, Croß, Northcote und Lord Derby in Person. Ja die Männer der Regierung thun noch mehr, sie ergreifen jede Gelegenheit eines offiziösen Mahles, einer öffentlichen Feierlichkeit, um den Durst und Hunger der Versammelten nach Aufklärung und Beruhigung zu stillen, um ihnen zu sagen, daß Englands Interessen gewahrt bleiben, und unter welchen Umständen England seine Macht in die Wagschaale werfen wird und muß. Daß ein solcher vielgeplagter Minister nun alles sage was er weiß oder fürchtet, wird Niemand verlangen; aber England versteht zu hören, und der Ton, der angeschlagen wird, genügt vollkommen, um den Text hinzu zu denken. So ist es in der That le ton qui fait la musique. Daß England seit langer Zeit rüstet, weiß jeder Engländer, daß in Gibraltar und Malta alles Verderbliche aufgehäuft liegt, daß für Kreta, die Dardanellen und den Suezkanal hinlängliches Material vorhanden ist, daß das Mittelländische Meer jeden Augenblick reingefegt werden kann, ist öffentliches Geheimniß. Daß kein Minister je wagen wird, englische Interessen schädigen oder nur bedrohen zu lassen, versteht sich von selbst. Wenn nun Hr. Northcote in einer Tischrede erklärt: Die Lage der Dinge sei bedenklich, das Kabinet rechne aber auf die Opferwilligkeit des Landes; wenn gleichzeitig Lord Derby vor den Pairs die spitzen Worte hervorstößt: Der Großfürst Nikolaus sei unartig gegen den Enkel Wellingtons gewesen — so weiß ganz England und auch die übrige Welt, wessen man sich in der nächsten Zukunft zu versehen hat.

Der zweite Luginsland befindet sich in Pest, nota bene nicht in Wien. In Wien besteht zwar ein cisleithanisches Parlament mit dem vornehmen Titel eines Reichsraths, während die Ungarn nur einen Reichstag haben. Der Reichstag hat so wenig einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten auf der Regierungsbank vor sich, wie der Reichsrath. Der Sitz des auswärtigen Amtes ist sogar Wien, derselbe Ballplatz, an dem auch Metternich thronte. Aber im Reichsrath zu Wien wird nur gepiepst, Interpellationen werden dort mit philologischer Gründlichkeit durchgesiebt, Haare gespalten, und der Erfolg ist jedesmal derselbe: Fürst Adolph Auersperg donnert einen Tagesbefehl heraus, als stände er noch vor seiner Schwadron, betont so scharf und oft auch so falsch wie nur möglich, daß ihn die Herren ennuyiren, und Jeder „gafft ihn an und geht." Es sind eben Deutsche, die dort das große oder kleine Wort führen; die Deutschen verstehen die Führerschaft nicht, wie die Magyaren, die doch auch nur die Minorität in Ungarn bilden, und zwei Drittel Slowaken, Raizen, Serben, Rumänen und Deutsche sich gegenüber sehen. Magyaren sind geborne Politiker, Parlamentarier, Debaters, Interpellanten, Prickler, Nörgeler, Stachler. Diesen gebührt denn auch eine Antwort, wie sie der Chef des Kabinets, Koloman Tisza, jüngst in einer wahrhaft staatsmännischen, im hohen Styl gehaltenen, hinreißenden Rede — omnibus numeris absoluta — gegeben hat. „Wir sind ohne Allianzen und ohne Verpflichtungen" d. h. Europa ist zersetzt und bis jetzt jeder Koalition unfähig; aber wir haben auch keinerlei Abmachung mit Rußland, es besteht keine Konnivenz, wir sind jeden Augenblick Herr unseres Thuns. Eine große, wirksame Offenbarung. — Viele, heißt es weiter, haben Ungarn-Oesterreich schon früher in die Aktion drängen wollen; wir hätten 600,000 Mann ins Feld stellen und ungeheure Opfer

bringen müſſen. Wir haben Blut und Geld geſpart und keins von beiden unnütz vergeudet. Der Krieg iſt ein furchtbares Ding, fragen Sie die Mütter! Das griff ins Herz und in die Herzen. — Wenn wir aber bisher noch keine letzten Maßregeln ergriffen, ſo befähigte uns zu dieſer Unterlaſſung die Schlagfertigkeit unſerer Armee, welche völlig bereit iſt, und ohne Unterſchied der Nationalität dem Kommandoruſe Folge leiſten wird. Heller Enthuſiasmus. — Wir haben unſer Augenmerk auf die Entwicklung des ruſſiſch-türkiſchen Krieges gerichtet, und wir werden nicht dulden, daß an unſrer Gränze Staatenbildungen entſtehen, die dem Lebensintereſſe der Monarchie gefährlich ſein könnten. — Das wollte der Reichstag hören, und das begrüßte er mit brauſendem Eljen! Daß wir keine Gränzgebiete okkupiren werden, ſagen wir nicht, ſchon um die Slaven nicht ſicher zu machen. Elegante Hinterpforte nach Bosnien und der Herzogewina. — Ueber die Reſultate des Krieges wird Europa zu Rathe ſitzen. — Das war wo nicht die rhetoriſche, ſo doch die logiſche Ordnung in der ungariſchen Miniſterrede, welche die Wißbegierde nicht durchaus befriedigt, aber dem Landsmann Andraſſy ein nationales Vertrauensvotum eintrug, und jedenfalls die Achtung vor der Volksvertretung und darum vor dem Volke ſelbſt bekundet, welche man anderwärts zu vermiſſen ſich allmählich gewöhnt hat.

Hätte Europa nicht die beiden Parlamente in London und Peſt, ſo würde es abſolut im Finſtern tappen und die Hand nicht vor Augen ſehen. Frankreich enthält ſich wie ein Trappiſt, Italien ſpielt den Pfiffikus, der nach einem gelegentlichen Vortheilchen ausſpäht, und Deutſchland wird mit Orakeln unterhalten. Es geſchieht ihm Recht, es iſt ja das tiefſinnige Volk der Denker. — —

Zur „wirthſchaftlichen Umkehr“.

Die wirthſchaftlichen Nothſtände, welche die im Jahre 1868 geſetzlich für Oeſterreich eingeführte Wucherfreiheit hervorgebracht hat, ſind in Galizien zu ſo bedenklichem Umfange gediehen, daß ein Specialgeſetz, das jener Freiheit einige Beſchränkungen auferlegte, nothwendig erſchien. Das iſt nun dieſer Tage im Herrenhauſe zu Wien ohne Diskuſſion angenommen worden. Die vorberathende Commiſſion hatte ſogar für nothwendig befunden, in Form einer Reſolution ein weiteres Vorſchreiten auf dem Wege der Beſchränkungen zu empfehlen und zur Befürwortung dieſer Reſolution erhob ſich kein Geringerer, als Herr v. Schmerling, der ſelbſt als Juſtizminiſter ausgedehnteſte Erfahrungen über die Erfolge der Geſetzgebung von 1868 gemacht hat. Da dieſelbe Frage ganz zweifellos auch im Deutſchen Reich ſich binnen Kurzem erheben und legislativ geltend machen wird, ſo möge Schmerling's Rede einſtweilen als Aktenſtück mitgetheilt ſein. Die Reſolution forderte die Regierung auf: 1) auf eine Beſchränkung des Klagerechts für Darlehensgeſchäfte hinzuwirken, 2) dafür zu ſorgen, daß ein auf gleichen Grundſätzen, wie das Wuchergeſetz für Galizien und die Bukowina beruhendes Strafgeſetz für alle Länder in Wirkſamkeit trete, und 3) die Beſchränkung der Wechſelfähig-

keit auf jene Personen, welche in den Handelsregistern eingetragen sind, in Erwägung zu ziehen. Darüber äußerte sich Schmerling nun also:

Wir haben im Jahre 1868 durch ein Gesetz alle jene Beschränkungen außer Wirksamkeit gesetzt, die bis dahin zur Abhaltung des Wuchers bestanden haben: dieses Gesetz ist ein Stück aus einer Reihe von Gesetzen, die damals ins Leben gerufen wurden und sollte dem allgemein geltend gemachten Grundsatze auch Worte verleihen, daß die Freiheit auf allen Gebieten eine absolute Nothwendigkeit sei. Wir haben es also als Consequenz des Grundsatzes erkannt, daß auch auf dem Gebiete des Geldverkehrs die möglichste Freiheit platzgreifen solle. Wir haben selbst diesem Gesetze unsere Zustimmung gegeben und ich hatte die Ehre, auch damals schon Mitglied des Herrenhauses zu sein und habe keine Einwendung hiergegen erhoben. Die Annahme dieses Gesetzes war gewiß von der redlichsten Absicht ausgegangen. Wir haben gemeint, wie es auch im Berichte ausgesprochen ist, daß durch die Aufhebung der Wuchergesetze sich der freieste Verkehr bilden werde und daß durch die Concurrenz der dem Geldmarkte zuströmenden Kapitalien auch ein mäßiger und entsprechender Zinsfuß sich herstellen werde. Leider sind diese Erwägungen nicht in Erfüllung gegangen und wir haben mit diesem Gesetze auch wieder das erlebt, was so oft in Oesterreich als vorhanden constatirt werden muß, daß das beste und in dem redlichsten Willen gegebene Gesetz nicht gegeben wurde, um davon einen erlaubten und verständigen Gebrauch zu machen, sondern um mißbraucht zu werden.

Das, was wir erwartet haben, ist nicht eingetreten, nicht blos deswegen nicht, weil vielleicht noch kurze Zeit, nachdem das Gesetz beschlossen wurde, eine solche Masse von Abzugskanälen für die Kapitalien sich eröffnet hat — denn es war ja damals die Zeit des sogenannten volkswirthschaftlichen Aufschwunges, — sondern es hat sich herausgestellt, daß in Folge dieser Freiheit der Bewegung auf dem Geldmarkte sich eine Klasse von Spekulanten gebildet hat, die es zur Aufgabe ihrer Thätigkeit machte, in der allerumfassendsten Weise Wucher zu treiben. Es ist gegenwärtig eine Thatsache, daß dieses Uebel in sehr bedauerlicher Weise um sich gegriffen hat; wenn der Nothruf vorzugsweise aus Galizien erscholl und demselben dadurch Rechnung getragen wurde, daß wir dieses Specialgesetz angenommen haben, so läßt sich doch nicht leugnen, daß, wenn auch vielleicht nicht in so greller Weise, doch sehr bedauerliche Zustände in allen Kronländern bestehen. Durch die Gnade Sr. Majestät an die Spitze der österreichischen Justiz gestellt, habe ich Gelegenheit gehabt, durch eine Reihe von Jahren reiche Erfahrungen zu sammeln, und auf Grund dieser mache ich diese Bemerkungen und weise ich auf die Nothwendigkeit hin, den unleugbar vorhandenen Uebelständen durch eine Reform Abhülfe zu schaffen. Wer unter den gegenwärtigen Verhältnissen genöthigt ist, Kredit zu benutzen, und wer nicht in der Lage ist, so treffliche Hypotheken darzubringen, daß er bei einem wohlaccreditirten Geldinstitute sich Kapitalien verschafft, kann das Geld nur zu Bedingungen erlangen, die der Anfang seines finanziellen Ruines sind. Es ist nicht zu leugnen, daß schon der Zinsfuß, wie er bei den Creditinstituten vorkommt, ein sehr hoher ist und daß demjenigen, der sich mit Agrikultur beschäftigt, es fast unmöglich ist, den Verpflichtungen, die er durch ein Darlehen auf sich genommen, nachzukommen, denn alle wissen, daß selbst der emsigste Oekonom höchstens 4 bis 5 pCt. Ertrag aus seinen Gütern herausbringt, und daß er dann wohl nicht in der Lage sein kann, aus dem Ertrage seines Gutes 6 bis 7 pCt. zu bezahlen.

Wenn der Besitzer einer Realität nicht bei einem accreditirten Geldinstitute die Schuld aufnehmen kann, sondern sie bei einem anderen Geldgeber aufnehmen muß, so ist, wie ich glaube, sein wirthschaftlicher Ruin in dem Momente besiegelt, als das Geschäft abgeschlossen ist. Alle statistischen Notizen, die wir aus Galizien erhalten haben, beweisen, daß ein großer Theil der ländlichen Bevölkerung verschwindet in dem Momente, wo die Realisirung der Darlehen durch-

geführt wird. Dadurch geschieht es, daß die Realitäten in Hände kommen, in welche sie nicht gehören, die nach ihrer Berufsstellung nicht dazu bestimmt sind, Ackerbau zu treiben. Auch in Mähren und auch in Ober-Oesterreich sind die Verhältnisse nicht viel verschieden, und daß solche Zustände in nationalökonomischer Hinsicht sehr beklagenswerth sind, versteht sich von selbst. Sie führen zur Bildung eines ländlichen Proletariats. Das ist übrigens noch die günstige Seite in dieser Frage, wenn Jemand im Stande ist, eine Hypothek zu bieten. Diese Bedingungen sind am Ende noch erträglich gegenüber jenen Bedingungen, unter welchen derjenige ein Geschäft abschließen muß, welcher nicht im Stande ist, eine Sicherheit zu bieten. Der Creditgeber erhält nicht allein sein Kapital zurück, sondern auch im vorhinein zehnjährige Zinsen, Pönale die zu gezahlen sind, und manches Andere, so daß man wirklich sagen kann, daß hier von einem Darlehensgeschäfte nicht weiter die Rede ist, sondern es ist ein sich jeder Form entziehendes Geschäft, wo der Gläubiger unbedingt Herr des Schuldners wird und wo dem Schuldner nichts übrig bleibt, als zu Grunde zu gehen; nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge kann er den auf sich genommenen Verpflichtungen nicht nachkommen.

Ich sehe die Schwierigkeit vollkommen ein, auf diesem Gebiete zu dem Alten zurückzukehren, nämlich alle früheren Bestimmungen, die vor dem Jahre 1868 bestanden haben, wieder einzuführen. Allein ich glaube, daß hier ein Mittelweg zu finden ist, und daß es gesetzliche Bestimmungen giebt, welche füglich, ohne dem allgemeinen Grundsatze der Freiheit der Bewegung des Kapitals entgegenzutreten, den vorhandenen Uebelständen doch einigermaßen abhelfen können. Es müßte hier fest bestimmt werden, was unter einem Darlehnsgeschäfte verstanden wird: man müßte z. B. immer darauf bestehen, daß eine Geldsumme hingegeben werde und nicht werthlose Waaren. Ohne den geringsten Eingriff in die Freiheit läßt sich bestimmen, daß die Bezahlung der Zinsen nicht Jahre vorher stattfindet. Dies ist ganz der Natur des Darlehens entgegen. Das Darlehen wird gegeben, damit der Darlehensgeber einen Genuß davon habe, dieser soll sich aber wiederholen wie die Früchte eines Gutes, und das wird vereitelt, wenn die Zinsen Jahre voraus gezahlt werden.

Dies sind nur kurze Andeutungen. Ich wollte nur an die hohe Regierung die Bitte richten, wirklich diese Angelegenheiten in den Bereich ihrer Erwägungen zu ziehen. Was mir aber auf diesem Gebiete vor Allem wünschenswerth erscheint — in dieser Beziehung spreche ich als dem Richterstande angehörig — ist, daß der Richterstand der peinlichen Aufgabe enthoben werde, den richterlichen Schutz auch den Geschäften angedeihen zu lassen, von denen er auf den ersten Blick erkennt, daß dieselben Scheingeschäft und unter Bedingungen abgeschlossen sind, die sehr nahe an Betrug und Erpressung reichen, vielleicht sogar greller sind als diese. Auf diesem Gebiete könnte ohne Schwierigkeit Abhilfe getroffen werden, wenn wenigstens das Klagerecht, die Anrufung des richterlichen Schutzes in beschränkterem Maße als bisher eingeräumt wurde. Derjenige, der ein solches Geschäft abschließen will, würde dann von vorn herein vorsichtig sich benehmen, weil er weiß, daß ihm kein Klagerecht zusteht.

Nun könnte man sagen, daß bei einer solchen Maßregel vielleicht die, welche bis jetzt einen Credit genießen, in Zukunft desselben entbehren würden. Das ist richtig, aber es ist besser, daß, wenn der Gnadenstoß überhaupt einmal ertheilt werden soll, er recht bald erfolge. Demjenigen, der keinen Credit genießt, soll recht bald zum Bewußtsein kommen, daß dem so ist, sonst könnte er es vielleicht unter furchtbaren Enttäuschungen erfahren. Wer eines Credites nicht bedarf, dem soll er nicht zu Theil werden.

Im Zusammenhange damit ist denn die andere Frage sehr leicht zu lösen, nämlich die: ob nicht die allgemeine Wechselfähigkeit überhaupt beschränkt werden soll. Auch da spreche sich an der Hand der Erfahrung und wohl auch

im Namen aller dem Obersten Gerichtshofe angehörenden Richter, wenn ich behaupte, daß es im höchsten Grade wünschenswerth ist, die allgemeine Wechselfähigkeit aufzuheben. Ich spreche hier gewiß unbefangen, denn ich habe als Justizminister dazu beigetragen, daß das deutsche Wechselgesetz auch in ganz Oesterreich und Ungarn zur Geltung komme und die allgemeine Wechselfähigkeit in Oesterreich eingeführt werde. Damals war ich des Glaubens, daß hierdurch kein Unheil geschaffen werde. Der Erfolg hat jedoch gezeigt, daß diese Ansicht nicht die richtige war. Auch auf diesem Gebiete hat sich ein ungeheures Mißtrauen kundgegeben; die allgemeine Wechselfähigkeit ist es wohl am meisten, die dem Wucher eine solche Ausdehnung verschafft hat. Bei der Ausstellung eines Wechsels handelt es sich nicht darum, auf welchem Rechtstitel derselbe beruht, welches Geschäft demselben zu Grunde liegt, vor Allem nicht darum, daß ein Darlehensgeschäft zu Grunde liegt, sondern es gilt der allgemeine Spruch: wer einen Wechsel ausgestellt hat, muß die Forderungen erfüllen. Ein Wechsel kommt durch Giro in zweite und dritte Hände und es ändert sich somit sehr leicht das ganze Verhältniß im Vergleiche zum ersten Besitzer des Wechsels. Derjenige also, der auf einen Wechsel eingeht, der macht sich verpflichtet, er ist willenlos verkauft und nicht in der Lage, irgend eine Einwendung zu erheben. Es ist nicht erlaubt, bei Ausstellung eines Wechsels sich Zinsen zu bedingen. Das geschieht nun auch nicht, aber es werden die Zinsen für eine Reihe von Jahren von vornherein dem Kapitale zugeschlagen. Kann zur Verfallzeit der Wechsel nicht eingelöst werden, so wird wieder eine Prolongation vorgenommen, und wie oft ereignet es sich, daß bei der Einlösung eines Wechsels das zehn- und zwanzigfache von dem zu bezahlen ist, was ursprünglich als Valuta gegeben wurde. Dem Handelsstande soll allerdings die Wechselfähigkeit gewährt werden und derselbe wird es auch freudig begrüßen, wenn die Auswüchse in gründlichem Maße beseitigt werden. Auch das Princip wird dadurch nicht alterirt, denn im internationalen Verkehre ist die Frage ganz gleichgiltig. Es ist allerdings wünschenswerth, daß die Legislation in einem möglichst großen Gebiete gleich sei; aber Deutschland wird durch die vorliegende Frage garnicht berührt. Dem Kaufmanne in Hamburg wird es gleichgiltig sein, ob die Wechselfähigkeit in Oesterreich auf diejenigen beschränkt bleibt, mit denen er Geschäfte macht, oder auch denjenigen zugestanden wird, mit denen er in keiner Verbindung steht. Die allgemeine Wechselfähigkeit ist eine Hauptquelle des Wuchers und daher muß man es freudig begrüßen, wenn sie aufgehoben wird; ich wenigstens sehe kein Hinderniß, warum nicht das, was bereits für die Angehörigen der Armee gilt, auch auf andere Berufsklassen ausgedehnt werden soll. Deswegen wurde auch in der Resolution beantragt, die Wechselfähigkeit auf die im Handelsregister eingetragenen Personen zu beschränken.

Wenn ich noch schließlich die enorme Entlastung der Handelsgerichte hervorhebe, so berühre ich damit einen Punkt von der größten Tragweite. Die Action beim hiesigen Handelsgerichte ist eine Monstrosität. Es ist garnicht möglich, dieses Gericht geregelt fortzuführen, und es ist ein Wunder, wenn bei einem Gerichte, welches 120- bis 130,000 Exhibiten in einem Jahre hat, nicht heillose Confusionen vorkommen. Es würde durch eine solche Maßregel das Handelsgericht seiner eigentlichen Aufgabe wiedergegeben werden und die Thätigkeit in dieser Richtung wird eine heilsame und wohlthätige werden können.

Das Herrenhaus hat die Resolutionen darauf ohne weitere Erörterung genehmigt. Helfen werden sie freilich auch nicht.

Das Napoleonidensystem in Rußland.

Von einem Russen.

Rußland ist unter den europäischen Ländern das im Auslande am wenigsten gekannte. Der Grund davon ist ganz klar. In despotisch regierten Ländern ist der Verkehr mit den anderen Nationen verhältnißmäßig sehr beschränkt. Der internationale Handel leidet durch die geringe industrielle oder commercielle Entwickelung des betreffenden Landes; der wissenschaftliche internationale Verkehr wird gehemmt durch die Unterdrückung des freien Wortes, welche u. A. dem ausländischen Forscher es fast unmöglich macht, sich da auf die Dauer aufzuhalten. Das Leben solcher Völker wird daher im Auslande in mehr oder minder dunkler, resp. bunter Farbe fabulirt. Irgend eine Anekdote wird zur Basis der Beurtheilung des Lebens des ganzen Volkes. Solche Länder werden erst durch eine fremde kriegerische Invasion aus dem Bereiche der Fabel in die Wirklichkeit versetzt.

So steht es auch mit Rußland.

Allein dieses Land ist in einer politisch glücklichen geographischen Lage. Es ist nur an einer und zwar verhältnißmäßig kurzen Seite — im Westen — den civilisirten Staaten unmittelbar zugewandt, während es an seinen anderen Grenzen mehr oder weniger schwache uncivilisirte Völkerschaften als Nachbarn hat, oder durch Meere, Sümpfe und unübersehbare Steppen geschützt wird. Aber auch im Westen hat es nur zwei Staaten zu Nachbarn, die sich seit mehr als einem Jahrhundert nichts weniger als freundlich gegenüberstanden — Preußen und Oesterreich — von denen ihm einer fast immer als Schutzwehr gegen den anderen diente, ja zur eigenen Sicherheit dienen mußte. Ueberdies bilden die immensen Steppen, Wälder und Sümpfe Rußlands kein einladendes Quartier für eine Invasionsarmee, wie es ja Napoleon I. zur Genüge erfahren hat. Dazu kommt noch der Umstand, daß Rußland während der letzten 60 Jahre nur Einen Krieg mit europäischen Kulturvölkern führte. Allein auch in diesem — im Krimkrieg — hatte es keine gegnerische Armee gewagt, in das Innere Rußlands einzudringen.

Es ist daher auch kein Wunder, daß man in Westeuropa bezüglich Rußlands fast vollständig im Irrthum ist. Die Kosaken von 1812—1815, über die uns unsere Großeltern Anekdoten und Märchen erzählt hatten, nimmt man als Typus des heutigen russischen Volkes an, während dieses von jenen so verschieden ist, wie es die Deutschen von 1848 von denen der Zeit des „alten Fritz" sind.*)

Nun wollen wir uns erst klar machen, in welchen Beziehungen das heutige russische Volk zu seiner Regierung steht und wie dasselbe zu diesen Beziehungen kam.

Die großen politischen Ereignisse der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verfehlten schon damals nicht ihren Einfluß auf die reiferen Elemente des russischen Volkes. Allein dieser Einfluß war,

*) Ich lasse hierbei die moralische Seite des Charakters des russischen Beamtenthums außer Acht, denn dieselbe hängt nicht absolut von der Bildungsstufe der Nation ab, wie wir es ja vor unseren Augen in dem Grantischen Amerika, Napoleonischen Frankreich sahen und in dem heutigen Italien noch sehen. Bildung allein schützt vor Gemeinheit nicht.

wegen der fast absoluten Unreife der damaligen russischen Gesellschaft, noch sehr gering — die Gesellschaft schien noch in tiefem Schlafe befangen zu sein. Das eigentliche politische Leben des russischen Volkes beginnt erst mit dem neunzehnten Jahrhundert.

Der gebildetere Theil der 1813—1815 im Westen Europas weilenden russischen Armee konnte nicht unberührt bleiben von dem großartigen skeptischen Geisteszug, der, von der amerikanischen und französischen Revolution mächtig angefacht, sturmartig das von Napoleon aufgeweckte Europa durchströmte. Die Frucht dieser geistigen Revolution in den Köpfen der damaligen Jugend kam auch bald zur Welt in Gestalt des unglücklichen December 1825. Der Aufstand wurde im Keim erstickt, und Nikolaus I. nahm als Sieger vom „Thron seiner Väter" dauernden Besitz. Allein eine geistige Revolution kann — wie uns die Geschichte tausendfach lehrt — nicht mit roher Gewalt vernichtet werden, ja, die revolutionäre Idee wird dadurch vielmehr gestärkt und gekräftigt. So wuchs das erste Christenthum im Alterthum, so wuchs der Protestantismus im Mittelalter, so wächst die Vernunftlehre in der neuesten Zeit. . . Und wie in der Religion, so in der Politik. Ebenso geschah es in Rußland. Die Decemberhelden waren vernichtet, aber nicht die Idee, für welche sie gelitten; diese begann dadurch vielmehr an Ausbreitung, an Popularität zu gewinnen. Die Niederlage, welche die Träger der Decemberrevolution erlitten, ging auch in anderer Beziehung nicht fruchtlos vorüber. Die denkenden Köpfe Rußlands erkannten, daß die Befreiung eines Volkes vom inneren Joche nur durch die Mehrzahl des gesammten Volkes, nicht aber durch die Träger von „des Kaisers Rock" allein verwirklicht werden kann. Und nun entstand, als Resultat dieser wichtigen Erkenntniß, die neuere russische Literatur, welche hauptsächlich vom Anfang der vierziger Jahre datirt. Diese Literatur machte sich zur Aufgabe, das gesammte Volk aufzuklären, das gesammte Volk zu belehren, dem gesammten Volke den Geist des ernsten Skepticismus einzuprägen. Der charakteristische Zug dieser Literatur ist die scharf ausgeprägte Volksthümlichkeit derselben, wie es ja das deutsche Lesepublikum aus den Werken Iwan Turgenjew's ersehen konnte. An der Spitze dieser großartigen geistigen Bewegung standen Alexander Herzen — auch unter dem Pseudonym Iskander bekannt — und Ogarew (die beiden Herausgeber der berühmten „Glocke" — „Kolokol"), Bjelinski, Iwan Turgenjew, Nekrassow, Ostrowski und andere; zu ihnen gesellten sich dann Tschernyschewski, Dobroljubow, Pissarew, Schtschagow, Flerowski, Maksimow und mehrere andere.

Die Krimniederlage fachte in Rußland den Geist des Skeptizismus noch mächtiger an, aus ihr gebar sich eine folgenschwere That — die Aufhebung der Leibeigenschaft! Der 19. Februar 1861 rief im Lande einen donnernden Enthusiasmus hervor, der auch die Schlummernden und Schlafenden aus ihrer Nacht weckte, und es entstand in Rußland eine Zeit (freilich von sehr geringer Dauer), die die Russen gern die „russische Renaissance" nennen. Die geistigen Revolutionsfaktoren erstarkten mit jedem Tag immer mehr, so daß die revolutionäre Macht der später wieder eingetretenen Reaktion auch physisch schon als ein nicht zu verachtender Gegner gegenüberstand und dann in gleichem Verhältniß zu den Rückschritten der Regierung wuchs und wächst.

Das Ziel der Urheber dieſer Bewegung iſt nun zu einem für die Aktion genügenden Theil erreicht. Ein großer Theil des Volkes iſt aus ſeinem lethargiſchem Schlaf erwacht. Die ſtaunend raſch wachſende Bildung der Bevölkerung; der durch die Eiſenbahnen geförderte lebhafte Verkehr; die Korruption des Beamtenthums und der Geiſtlichkeit; die bei der Armuth des ruſſiſchen Volkes furchtbar drückende Steuerlaſt, — dies Alles trug und trägt zur Erkenntniß der jetzigen traurigen Lage und zur Erregung des jedem vernünftigen Weſen innewohnenden Triebes, nach beſſeren Verhältniſſen fortwährend zu ſtreben, bei.

Und nun ſieht ſich die ruſſiſche Regierung einem ſo mächtigen inneren Feinde gegenüber, gegen den ſie nicht lange noch im Kampfe auszuhalten vermag. Das iſt die Lage Napoleons III. in der zweiten Hälfte der ſechziger Jahre — blos ins Ruſſiſche überſetzt. Napoleon hatte ſich bis zum polniſchen Aufſtand 1863 durch die blutigen, theuer erkauften Lorbeeren der Krimcampagne ſeinen Thron geſichert. Nachdem er aber ſich und Frankreich bei dem polniſchen Aufſtand arg kompromittirt, fing ſein Thron an zu wanken, er mußte nach irgend einem Sicherheitsmittel ſuchen. Da er jedoch zur Füllung ſeiner Privatkaſſe und der ſeiner Helfershelfer die militäriſche Macht Frankreichs vernachläſſigen mußte, wagte er es nicht, in den Jahren 1864 und 1866 nach militäriſchem Ruhme zu ſtreben. Nun fand er zwar ein anderes momentan wirkendes Schutzmittel — die prächtige Pariſer Weltausſtellung von 1867. Allein dieſe glanzvolle Komödie war nicht im Stande, den ſcharfen franzöſiſchen Volksgeiſt zu blenden. Das franzöſiſche Volk erkannte die induſtrielle und künſtleriſche Größe Frankreichs an, erkannte aber zugleich, daß es keineswegs der Bonapartismus war, der dieſe Größe geſchaffen, daß derſelbe vielmehr der weiteren Entwicklung dieſer Größe hemmend in dem Wege lag. Das Plebiscit endlich öffnete den Franzoſen vollends die Augen. Napoleon der das Ende ſeines Glanzes nahe bevorſtehend ſah, griff nach einem verzweiflungsvollen Mittel und ſtürzte in das ihm bereitete Netz! . . .

Die ruſſiſche Regierung befindet ſich jetzt in einer nicht minder unſicheren Lage als Napoleon III. nach dem Plebiscit; das beweiſt die enorme Anzahl politiſcher Prozeſſe, die in den letzten ſieben Jahren in Rußland ſtattfanden. Die Regierung weiß ſehr gut, daß eine für ſie verhängnißvolle ſittliche Entrüſtung wegen der unerträglichen inneren Zuſtände ſich des größten Theiles des ruſſiſchen Volkes und im bedeutenden Maaße auch der Armee bemächtigt hat. Es mußte folglich irgend ein Mittel ausfindig gemacht werden, wodurch die Regierung dieſer ſittlichen Entrüſtung eine andere Richtung geben könnte, um damit das ihr ſelbſt drohende Gewitter von ſich abzulenken. Dieſes Mittel iſt nun gefunden — die ſogenannte Befreiung der Balkanchriſten vom türkiſchen Joche!

Allein, verbunden mit der ſich ſtets mehr und mehr ausbreitenden Volksbildung und der zum Staunen raſch wachſenden wiſſenſchaftlichen Bildung der mittleren Stände; verbunden mit der Aufhebung der Leibeigenſchaft, mit der neuen Provinzial- und Städteordnung, der neuen Gerichtsorganiſation und der theilweiſen Aufhebung der Zenſur und endlich unterſtützt von einer weit verbreiteten regen Agitation, — vermochte es die erlaubte und verbotene periodiſche und unperiodiſche Preſſe Rußs-

lands in den letzten 30—40 Jahren so weit zu bringen, daß das Selbstbewußtsein und der Drang nach Freiheit in der russischen Nation schon zu sehr gereift ist, als daß die „liberale" russische Regierung mit ihrem Napoleonischen System Glück haben könnte. Trotzdem, oder richtiger weil die natürliche Sympathie für die unglücklichen Slaven der Türkei in Rußland zu begeistertem Enthusiasmus emporgestiegen ist, erheben sich sogar in der gemäßigteren russischen Presse mehr oder minder laute Stimmen, welche zu gleicher Zeit auch die Befreiung der Russen selbst von der Petersburger Willkür fordern. Daher die vielen Verwarnungen und Konfiskationen, welche in den letzten Monaten die russischen Zeitungen trafen.

Und in der That, die russische Regierung kann wegen ihrer Kurzsichtigkeit nicht begreifen, welch ein kolossaler Unterschied zwischen den Verhältnissen im Napoleonischen Frankreich und denen des heutigen Rußland besteht, sonst würde sie diesen „politischen Fehler" — die Heraufbeschwörung des gegenwärtigen Krieges — nicht begangen haben. Napoleon dachte durch die Unterdrückung anderer Völker den Freiheitssinn der Franzosen abzustumpfen. Und er hatte nicht ganz Unrecht. Gelang ihm das erstere, so würde ihm das letztere für mehr oder minder lange Zeit wahrscheinlich auch gelungen sein, denn Bedrücker — und das wären die Franzosen — können keine freien, sondern nur Sklavenseelen haben, und der militärische Siegesrausch ist an und für sich ein entschiedener Feind der wahren Freiheit. Ganz anders aber liegen die Verhältnisse in Rußland. Die russische Regierung erklärt feierlich, daß sie nicht auf Eroberungen ausgehe (ob sie Wort halten wird, das ist eine andere Frage, die uns hier nicht interessirt). Die Parole, welche Herr Gortschakoff auf die Fahne der russischen Armee im gegenwärtigen Kriege geschrieben, heißt nicht „Unterdrückung", „Herrschaft", sondern schlechterdings „Befreiung", „Freiheit"! Und dieses letztere Wort wird jedenfalls — mögen die Russen siegen oder nicht — für den „heiligen Thron" des Petersburger „Beschützers der Rechtgläubigen" nur sehr bald verhängnißvoll werden. — Siegt die russische Armee, so können zweierlei Umgestaltungen in der Türkei statthaben: entweder Rußland vertreibt die Türken vollständig aus Europa und löst dadurch die Abhängigkeit der Slaven von der Türkei in eine mehr oder minder scharfe Abhängigkeit von den „Befreiern" auf (was unter den heutigen Verhältnissen fast unmöglich ist), oder es erwirkt für die Unterdrückten eine gewisse Autonomie. Im ersteren Fall nimmt Rußland noch mehr freiheitslustige Elemente in sich auf, welche keineswegs gewillt sein würden, aus einer Sklaverei in eine andere überzutreten. Und was in diesem Fall die Russen selbst anbelangt, so werden sie unmöglich — nach dem psychologischen Gesetz, daß eine vollbrachte edle That den Charakter des Vollbringers veredelt und erhöht — länger die entwürdigende eigene Sklaverei ertragen können. Im andern, wahrscheinlicheren Fall (einer Autonomie der türkischen Slaven) wird sich die russische Regierung das Zeugniß ausstellen, daß sie, trotz dem Wohlwollen des mächtigen Deutschland, trotz der krankhaften inneren Kalamität in Oesterreich und dem neutralen Verhalten Frankreichs, doch unfähig war, die im Lande liegende kolossale Macht würdig zu gebrauchen — und der „heilige Thron" wird auf sehr schwachem Boden stehen. Nun, unterliegen gar die Russen —

was bei einer Lokalisation des Krieges unwahrscheinlich ist, — dann sind die Tage der Romanow'schen Despotie gezählt! —

Wir sehen also, daß der jetzt entbrannte russische Krieg — welches Ende er auch nehmen mag — die Napoleonischen Absichten der russischen Regierung durchkreuzen muß und wird!

Aus Reichard's Memoiren.

Der Name, den wir da genannt, ist dem jüngeren Geschlecht wohl durchweg unbekannt, besonders wenn wir hinzufügen, daß nicht der in etlichen Melodien heute noch fortlebende Berliner Kapellmeister Reichardt damit gemeint ist. Auch wenn des Weiteren bemerkt würde, daß es sich um den herzogl. gothaischen Kriegsrath R. handle, werden sich die Mienen nicht aufklären, und selbst die Notiz, daß es um den Herausgeber des „Revolutionsalmanach" sich handle, der ein Jahrzehnt hindurch in einer damals in Deutschland noch seltenen Voraussicht die conservativen Interessen gegen die Revolution von deren erstem Beginn an vertrat, selbst das würde nur die Historiker jener Epoche und die Antiquare befriedigen. Sagen wir aber endlich, daß es der Urvater aller Bädeker, Murray's und Berlepsche, der erste Autor eines Reiseführers ist, der vor uns steht, ja dessen Namen sogar, irren wir nicht, noch heute auf einigen Reisehandbüchern fortgeführt wird, so wird die Erscheinung sofort eine bekannte sein. Geht außerdem aus diesem Umstande hervor, daß der Mann vieler Herren Länder und vieler Menschen Sitten zu sehen und zu beobachten hatte, sagt uns der Titel, daß es sich um eine Lebenszeit von 1751 bis 1828 handelte, so wird unser Interesse an dem Buche rege werden und nicht mit Unrecht. Sind auch die Sterne, um die sich seine Existenz und zumeist auch sein Denken dreht, nur die Reihe gothaischer Herzöge, denen R. zu dienen hatte, so sind das doch zum Theil charakteristische, ja originelle Erscheinungen und er steht ihnen in höherem Sinne nahe, als eben nur ein Hofbediensteter, so daß sich aus diesen Erzählungen ein allgemeineres Bild kleindeutschen Hoflebens in jener Zeit zusammenstellt. Und er ist auch nicht blos titularer Kriegsrath, er ist außerdem sehr unabhängig Journalist, Tagesschriftsteller in ganz modernem Sinne. Nicht mit der Wucht des Wissens und des Ansehens, mit der etwa die großen Göttinger damals ihr Wort von Zeit zu Zeit in die Tagesfragen hineinwarfen, aber noch weniger mit der Abenteuer- und Skandallust, welche dem freien Journalistenstande jener Zeit unzweifelhaft im Blute saß. Er wußte gut die Mitte zu halten, er mußte sich bisweilen in Polemik einlassen, aber er that es so, daß er wohl gelitten war und blieb in der soliden Gesellschaft und er hat es verstanden, die großen politischen Schwenkungen im Anfang des Jahrhunderts durchzumachen, ohne daß er sich zu compromittiren nöthig hatte. Und da uns nun aus jener Zeit die Tagebuchaufzeichnungen und Memoiren fast ganz in Deutschland fehlen, wenigstens so weit sie auf politische Verhältnisse sich erstrecken, so hat dies Buch auch nach dieser Richtung einen Werth und wäre es nur durch mancherlei hübsche Anekdote. Will endlich ein Freimaurer noch finden, daß das Buch manche

lehrreiche Andeutung — natürlich in der nothwendigen Discretion — über die damals gerade an den kleinen Höfen so eigenthümliche Entwickelungen zeigende Gesellschaft enthalte, so sei ihm das unbenommen. Wir begnügen uns hier damit, einige kleine Mittheilungen culturhistorischer Art dem Buche zu entnehmen.

Man sollte es kaum glauben, daß das nun ein geraumes Stück über hundert Jahre her ist, wo uns ein junges Poetengemüth von seinen Nöthen des Werdens also erzählt: „In einer dieser Anwandlungen von Schriftstellerei entzündete auch Gottsched's „Deutsche Schaubühne" ein heftiges Verlangen in mir, Schauspiele zu schreiben. Die beiden Vorschriften: vorzüglich der Natur treu nachzuahmen, und: in keinem anderen Tone, als in demjenigen der guten Gesellschaft sich vernehmen zu lassen, machten mir die Aufgabe hinsichtlich aller Liebesscenen völlig unlösbar. Ich sann und sann — bis es plötzlich wie ein Lichtstrahl durch meine poetische Seele fuhr. Das Dach eines Hintergebäudes meiner väterlichen Wohnung ging nämlich in einen Hausgarten des Ministers und Präsidenten von S. hinab und im Sommer, nach der Kaffeezeit — eine Theezeit gab es damals noch nicht — sammelten sich um die vier blühenden Töchter seines Besitzers häufig Gespielinnen und junge Herren vom Hofe. Ich glaubte mit Grund annehmen zu dürfen, daß sich da mein poetischer Bedarf nicht allein „naturgerecht", sondern auch „im besten Ton" decken lassen müsse, verschaffte mir den Schlüssel des Hausbodens unter jenem Dache und lauerte nun mit Bleistift und Papier hinter einem sorgfältig gelüfteten und gestützten Dachziegel auf meine Ernte von zärtlichen Ausdrücken. Freilich erhaschte ich nur unzusammenhängende Bruchstücke, allein ich zweifelte nicht, sie mit der Zeit durch irgend ein Bindewort „naturgerecht" mit einander verknüpfen zu können und setzte meine Studien unverdrossen fort. Nun fügte es sich einst, daß die schönste des Vierkleeblatts mit ihrem nachherigen Gatten, dem Kriegshofrath von Th., dicht unter meinem Versteck ihren Platz nahm und gleich der Anfang ihres Gesprächs ließ mich ahnen, daß sich hier die wahre Fundgrube für mich aufthue. Um auch keine Silbe zu verlieren, versuchte ich einen zweiten Ziegel zu lüften, allein — o Unglück! — er schoß hinab. Das Fräulein entfloh mit einem Zetergeschrei, aber Herr von Th., der gleich beim Beginn des Gepolters aufschaute, entdeckte mich durch das entstandene Loch und rief: Monsieur Reichard wirft mit Ziegeln in den Garten! Alsbald erfolgte eine Botschaft des Ministers an meine Eltern, um so mörderische Unseligkeiten zu ahnden. Mein Stiefvater nahm mich in scharfes Verhör, das mit ernstem Verweis und der Warnung endigte: keine Komödien mehr auf diese Art zu schreiben."

Einige Jahre später klingt bereits in dies junge kleine Leben — ein Zeichen, wie mächtig damals die Woge durch alle Herzen ging — ein Stück Goethe hinein. Eine Jugendfreundin und Cousine, die in Hannover an einen advocatus patriae — ach! selber die stolzen Titel sind jetzt verschollen — verheirathet war, schreibt ihm Anfang der 70er Jahre über Werther's Lotte, die damals schon als Madame Kestner in Hannover lebte: „Lotte ist eine recht excellente Frau. Ob es gleich nicht fein von Herrn Goethe ist, daß er beide Ehegatten so zur Schau aufstellt, Lotten auch sehr gekränkt hat, so wird sie diese schriftstellerische

Ewigkeit gewiß nicht um ein Haar breit hindern, in ihrem Berufe sich als eine würdige Gattin und Mutter zu zeigen. Sie lebt mit ihrem Albert sehr glücklich, bei einer sehr geringen Einnahme; sie verlangt gar nicht zu glänzen, sucht ihren Ehrgeiz in ihrer Pflicht und erheitert ihre Freundinnen, unter denen ich die vertrauteste bin, durch ihren Umgang manche Stunde." Gute Seele! und doch hat diese „schriftstellerische Ewigkeit" Mutter und Kinder begleitet das ganze Leben hindurch und in diesen jüngsten Monden erst ist sie, gleich einem Elmsfeuer, wieder aufgeleuchtet zu Häupten des Sarges von Lottens letztlebendem Kinde.

Die journalistischen Neigungen werden in unserm Reichard erweckt durch seinen französischen Sprachlehrer, der bei Fontenoy als Offizier mitgekämpft haben will, wahrscheinlicher nur als Tambour. Er bringt seinem Zögling Voltaire und Lamettrie bei, zuletzt wurde ihm aber bange, der Stiefvater möchte die schönen Grundsätze entdecken die er in den Lehrstunden einflößte: „er beschwor mich daher einst, ein Crucifix unter seinem Rocke hervor ziehend und auf das Schicksal des Gekreuzigten hinweisend: ich möge meine religiösen Anschauungen heimlicher und verschwiegener halten, ich werde sonst ihm und mir muthwillig ein Ketzergericht zuziehn."

Von den Sonderlingen die damals so üppig gediehen, weiß er uns einige gute Exempel vorzuführen, so z. B. den schon 1771 gestorbenen Hofrath Cachedenier. „Er war ein Mann von tiefer und weitumfassender Gelehrsamkeit und liebte dabei die Wissenschaften, namentlich die Philosophie so sehr, daß er viele Jahre vor seinem Tode, nur um ausschließlich den Musen, seinen Büchern und sich selbst zu leben, alle seine Stellen bei Hofe wie in der Landesregierung freiwillig niederlegte und, ohne den Sonderling oder den Menschenfeind spielen zu wollen, das einsamste Walddorf unserer Gebirge zum Aufenthalte erkor. Hier, von Niemand als seinem alten Bedienten begleitet, beobachtete er eine strenge Abgeschiedenheit und war so völlig verschollen, daß sein Tod selbst bei seinen alten Freunden am Hofe, die ihn schnell vergessen hatten, nicht die geringste Aufmerksamkeit erregte. Seine treffliche, besonders im Fache der alten Klassiker reiche Bibliothek wurde in einer Auction verschleudert, und der Bediente, auf den die Lebensart seines Herrn einen ganz verkehrten Eindruck gemacht zu haben schien, suchte denselben in allen Sonderbarkeiten des Anzugs und Gebahrens nachzuahmen, was ihm auch so trefflich gelang daß er den Gassenjungen nur unter dem Namen des „tollen Ernst" bekannt war. Er starb in einem Spital, in das er sich mit den Resten der Freigebigkeit seines Herrn eingekauft hatte." — Das ist ein Bild deutschen Roccoco's vom ersten bis zum letzten Zuge, es interessirt außerdem durch die etymologisch nicht leicht abzuweisende Vermuthung, daß Cache-denier der Ursprung des jetzigen deutschen Familiennamens Wehrenpfennig sei, der also nicht mit Wehr und Wehren, sondern nur mit Wahren und Bergen zu thun hätte. Daß der geehrte Abgeordnete dieses Namens uns dabei nicht in irgend einen Nebensinn gekommen ist, dafür zeugt doch wohl vorweg die vergebliche Mühe, die es kosten würde, ihm „einen tollen Ernst" nachzuweisen.

Aus den Studentenjahren, von denen R. ehrlich gesteht, daß sie, nach damaliger Weise, recht verlotterte waren, einen Schwank: „In Jena war Einsiedel (der später aus dem Weimarischen Kreise bekannte) einer

der Hausburschen des Prof. J. E. B. Wiedeburg und dieser Aermste, ein überaus gutmüthiger Mann, wurde das Stichblatt unausgesetzter Neckereien unsres engeren Bundes. Einst hatte Wiedeburg auf einem Altan des Hauses seinen elektrischen Apparat aufgestellt, der Zufall wollte, daß Einsiedel im Vorbeigehen die Scheibe ein paarmal völlig gedankenlos gedreht hatte. Wiedeburg entdeckte die Umdrehung, sie war ihm sehr merkwürdig, er konnte sie sich nicht erklären und fiel endlich darauf, sie der Wirkung eines Nordlichts zuzuschreiben, welches eben am Himmel stand. Im hohen Grade stolz, eine neue wichtige Entdeckung gemacht zu haben, eilte er, einen Aufsatz: „Ueber die Elektricität des Nordlichts" in eine wissenschaftliche Zeitung rücken zu lassen: nur besorgt, daß Niemand ihm zuvorkomme. Andere Physiker, deren Experimente fruchtlos blieben, weil kein Dritter bei ihnen drehte, fochten seine Behauptungen an, aber Wiedeburg blieb hartnäckig bei seiner Meinung, weil allerdings seine eignen Experimente beim Nordlichte immer die nämlichen Ergebnisse lieferten — aus dem einfachen Grunde, weil er Einsiedel, dem er ein unbegrenztes Vertrauen schenkte, immer zum Gehülfen wählte, wobei dieser nicht ermangelte, sein Spielwerk fortzusetzen. Dies ist der wahre Aufschluß über die so sehr bestrittene und räthselhaft erfundene Wiedeburg'sche Entdeckung der vermeintlichen Elektricität des Nordlichtes, die er noch 1771 in einem eigenen Schriftchen: „Beobachtungen und Muthmaßungen über die Nordlichter" (bei Hartung in Jena erschienen) auseinandersetzte." — Das Geschichtchen ist hübsch und bezeichnend für das, was damals der Naturforschung angehängt und mitgespielt wurde, aber in den Einzelheiten erinnert es sehr daran, daß unser junger Held in Göttingen Tischgenosse des berühmten Herrn v. Münchhausen und in Gotha Freund des ebenso schalkhaften Ludw. Christ. Lichtenberg war ... — Daß damals bereits zu Jena eine recht unbändige Verbindung den Namen der „Schwefelbande" führte (S. 64), das wird denen, die viele Jahrzehnte später diesen Namen in der Schweiz entdeckt zu haben glaubten, eine kleine Enttäuschung sein.

Die ersten Jahre nach der Heimkehr von der Universität sind der frohen Geselligkeit, der Poesie, der Liebe und — dem Theater gewidmet. Ein mächtiger Magnet zog ihn zum letzteren: Konrad Ekhof, der zu der in Gotha hausenden Seyler'schen Truppe gehörte. „Lebhaft steht mir jener unvergeßliche Augenblick vor der Seele, wo ich die erste Bekanntschaft dieses merkwürdigen Künstlers machte, auf die ich in hohem Grade gespannt war. Mit welchem Maaßstabe eines Ideals näherte ich mich ihm! Als ich nun den kleinen unscheinbaren Mann vor mir erblickte, mit der anstoßenden Zunge, mit den einwärts gekehrten Füßen, sich stützend auf eine Art von Krücke und krumm und gebückt daher watschelnd — da war es mir wohl zu verzeihen, wenn ich wieder einmal ein schlagendes Beispiel der alten Wahrnehmung vor Augen zu haben wähnte: wie trügerisch doch oft der Nimbus eines berühmten Namens sei! Um so höher stieg am nächsten Abend mein Erstaunen, als ich eben denselben kleinen Mann als Richard III. auftreten sah. Dieser stattliche, gewaltig und hochragend einherschreitende König mit der Kraftstimme — und jener hinfällige schwache Greis von gestern? Eine solche Verwandlung schien fast Zauberei. Freilich waren sie zwei

ganz verſchiedene Weſen: Ekhof der Theaterfürſt (das war er!) und Ekhof der Privatmann. Kein Ekhof iſt je wiedergekommen auf der deutſchen Bühne; ſo wenig wie ein Garrick auf der engliſchen oder ein Le Kain auf der franzöſiſchen. Als der Baron Grimm (der bekannte Freund der Encyclopädiſten und Correſpondent der Kaiſerin Katharine) einſt von Paris nach Gotha kam, wünſchte er von Ekhof zwei Rollen geſpielt, die er Garrick und Le Kain oft hatte geben ſehen: Richard III. und den Advokaten Patelin. Grimm betrat das Schauſpielhaus, erfüllt von ungünſtigen Vorurtheilen, er verließ es, durchdrungen von Bewunderung für Ekhof, und namentlich ebenſo erſtaunt wie entzückt von dem ſeltenen Einklange und der merkwürdigen Uebereinſtimmung des Spiels wie der Auffaſſung jener Rollen, die er zwiſchen Eckhof und den beiden großen Ausländern bemerkt hatte. Und doch war unſerem Ekhof nie einer der letzteren zu Geſichte gekommen!"

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Weingarten, H., Der Urſprung des Mönchthums im nachconſtantiniſchen Zeitalter. Gotha, Perthes. (1,20 M.)

Lewes, The physical basis of mind. Leipzig, durch Twietmeyer. (20 M.)

Sybel, Ludw. v., Die Mythologie der Ilias. Marburg, Elwert. (8 M.)

Lallemant, R. A., Wanderungen durch Paris aus alter und neuer Zeit. Gotha, Perthes. (4 M.)

Lescures, Mémoires de Brissot. Paris, Didot. (3 M.)

Bauer, Bruno, Chriſtus und die Cäſaren. Der Urſprung des Chriſtenthums aus dem röm. Griechenthum. Berlin, Groſſer. (7,50 M.)

Prinz A. Liechtenſtein, Die ſociale Frage. Vortrag. Wien, Mayer u. Co. (48 Pf.)

Kirchner, Fr., Katechismus der Geſchichte der Philoſophie. Leipzig, Weber. (2,50 M.)

Odhner, C. T., Die Politik Schwedens im weſtfäl. Friedenscongreß und die Gründung der ſchwediſchen Herrſchaft in Deutſchland. Gotha, Perthes. (6 M.)

Oetker, Fr., Lebenserinnerungen. 1 Bd. Stuttgart, Auerbach. (9 M.)

Cantor, M., Das Geſetz im Zufall. Berlin, Lüderitz. (1 M.)

Villari, Pasqu., Nicolo Macchiavelli und ſeine Zeit. Autoriſ. Ueberſ. von B. Mangoldt. 1. Bd. Leipzig, Hartung. (8 M.)

Niſſen, H, Pompejaniſche Studien zur Städtekunde des Alterthums. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. (25 M.)

Mosler, Chr., Die Waſſerſtraßen der Vereinigten Staaten von N.-A. in ihrer commerciellen und induſtriellen Bedeutung. Im Auftrage des preußiſchen Handelsminiſters verfaßt. Berlin, Ernſt u. Korn. (6 M.)

Grahn, E. u. Andr. Meyer, Reiſebericht einer von Hamburg nach Paris und London ausgeſandten Commiſſion über künſtlich-centrale Sandfiltration zur Waſſerverſorgung von Städten. Hamburg, Meißner. (4,50 M.)

Selbſtverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthſtraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 13. Juli 1877. Nr. 28.

Inhaltsverzeichniß: „Krieg und Frieden." — Philosophie und Darwinismus. Von Ludw. Büchner. — Aus Reichard's Memoiren. (Schluß.) — Kant's Ruhestatte.

„Krieg und Frieden".

So hatte bekanntlich Hr. Virchow sein Thema präcisirt, als er vor einigen Wochen in seinem Wahlkreise als Redner auftrat. Der Vortrag ist jetzt im Druck erschienen und giebt in dieser Form einen neuen Beleg für den alten Uebelstand, der mit der Berichterstattung für unsere Tageblätter verbunden ist. Der öffentlich als Redner Auftretende hat sich vielleicht sein Thema ordentlich zurechtgelegt, er hält etwas auf Reinlichkeit der Gedankenfolge und gestattet sich im Vertrauen darauf hier und da eine Andeutung statt der breiten Ausführung und er kann ziemlich sicher sein, daß andern Tages die Zeitungen, wenn sie Notiz von ihm nehmen, ihn Dinge sagen lassen, die ihn selbst in dem wildfremdesten Gehirn erschrecken würden. Mag nun der Berichterstatter schlecht gehört haben, oder nachträglich in der Entzifferung seiner Notizen irre gehen, oder vielleicht überhaupt der bisweilen nicht leichten Aufgabe noch nicht gewachsen sein, oder hat schließlich der bekannte Raummangel den Redactions-Rothstift zu kräftig geleitet: genug, das Monstrum ist in der Welt und der Betroffene, wenn er in dem Fache schon gewitzt, schlägt sich die Berichtigungsgedanken aus dem Kopf, geht ein paar Tage schüchtern, als wäre ihm eine große Dummheit passirt, umher und rechnet auf den freundlichen Zufall, der übermorgen der Großstadt andern Gesprächsstoff zuführen wird.

Die Rede Virchow's machte, als damals in den Zeitungen von ihr berichtet wurde, den Eindruck als hätte sie etwas zu starke Concessionen an das Popularitätsbedürfniß gemacht, dieser Eindruck verschwindet jetzt, dem authentischen Wortlaute gegenüber, ganz. Sie gönnt dem Gedanken nicht mehr Breite, als ihm nothwendig ist sich dem aufmerksamen Hörer klar zu machen, ja sie zieht es bisweilen vor, bedeutsame Gesichtspunkte nur zu skizziren und dem Hörer das eigene Ausdenken zu überlassen. Man wird vielleicht nicht mit jeder Ausführung einverstanden sein, die Grundzüge aber des Urtheiles, das der Redner zu der Frage hat, wird wenigstens der Leser dieser Blätter gern anerkennen. Deß zur Probe entnehmen wir der Rede ein größer Stück:

.... Also ich kann sagen, wohin ich blicke, sind Keime weiterer Verwicklungen gegeben, und diese Keime werden aufgehen, wenn der Krieg lange andauert und allmählig sehr große Dimensionen annimmt. Unter

dieſen Umſtänden wäre nach meiner Auffaſſung zweierlei im höchſten Intereſſe unſeres Volkes. Das Eine, meine ich, wäre, daß man jetzt ſchon überall darüber in voller Klarheit wäre, daß auch wir die Ruſſen nicht als unſre Vertreter im Orient betrachten, daß auch wir unzweideutig zu erkennen geben, daß wir dieſe Handlung Rußlands für eine ebenſo eigenmächtige, wie für die Zwecke, welche es ſcheinbar verfolgt, zweifelhafte und bedenkliche erachten. Wir ſollten uns mindeſtens ſo weit wahren, daß man nicht aus unſerer Haltung den Schluß ziehen könnte, daß wir im Stillen einverſtanden wären, daß wir das Vorgehen der Ruſſen billigten, ja daß wir geneigt wären, in einem gegebenen Augenblick die rechte Flanke Rußlands zu decken. Ich halte die Gerüchte, welche in den letzten Tagen wieder aufgetaucht ſind, wonach man ſchon geplant habe darüber, ob nicht bei dieſer Gelegenheit ein Stück von Polen erworben werden ſollte, ob wir uns nicht in den Beſitz von Warſchau ſetzen könnten durch gütliche Verträge, oder ob wir nicht auf gewiſſe öſterreichiſche Provinzen die Hand legen ſollten, wenn Oeſterreich ſich nach einer andern Richtung hin verſtärkt, — ich halte das vorläufig für müßige Betrachtungen, obwohl ich keineswegs der Meinung bin, daß dieſen Betrachtungen jeder Hintergrund fehlt; dafür haben wir ja in der Vergangenheit poſitive Anhaltspunkte, und unmögliche Geſichtspunkte ſind es nicht. Aber ich halte ſie allerdings im Augenblick für unzutreffend und ich glaube nicht, daß irgend eine direkte Richtung der Politik unſerer Regierung vorliegt, welche uns veranlaſſen könnte, den Verdacht zu hegen, daß ſie ſelbſtändig dahin ſtrebte, Erweiterungen unſeres Reichs zu bewirken, welche uns mit einer Laſt fremder Bevölkerungen, fremd in Beziehung ſowohl auf die Abſtammung, als auf die Sprache, Religion ꝛc., beſchweren würden. Es mag Politiker geben, die es für ſehr wünſchenswerth halten, daß wir ein Stück Polen haben, oder daß wir Böhmen beſitzen. Ich muß ſagen, es ſcheint mir, daß wir wirklich noch genug mit uns zu thun haben, daß wir mit dem Aufbau des deutſchen Reichs in ſeinen gegenwärtigen Grenzen noch manches Jahr recht ehrliche Arbeit haben werden und daß wir gar keinen Grund haben zu wünſchen, daß unſere Arbeit noch verſtärkt werden möchte durch allerlei barbariſche oder halb civiliſirte Bevölkerungen, die uns nur eine Erſchwerung unſrer nationalen Entwicklung bereiten würden. Die Unſicherheit der äußeren Verhältniſſe, dieſer Zuſtand, wo wahrſcheinlich Niemand im Augenblick überſehen kann, was wohl werden wird, iſt nicht blos dem Umſtande zuzuſchreiben, daß unſre Regierung kein Urtheil über die gegenwärtigen Vorgänge abgegeben hat, ſondern auch dem andern Umſtande, daß ſie kein poſitives Beſtreben zu erkennen gegeben hat, wie ſie wünſcht, daß eingegriffen werden könnte im Intereſſe des künftigen Friedens. Ich meine, wie man ſich auch die Verhältniſſe zurechtlegt, ſo wird man ſich doch immer ſagen müſſen, es hätte das höchſte Intereſſe, wenn frühzeitig in Europa unter den verſchiedenen Völkern eine Meinung ſich entwickelte, wann denn mindeſtens der Zeitpunkt gekommen iſt, wo dieſem Zuſtande Halt zu gebieten iſt. Es iſt ja kein Zweifel, daß wenn Europa ſich darüber verſtändigte, es keines eigentlichen Krieges bedürfen würde, ſondern daß Europa ſtark genug iſt, um beiden kriegführenden Mächten Halt zu gebieten. Es hat vielleicht eine Zeit gegeben, wo etwas derartiges möglich geweſen wäre, damals nämlich, als die drei

Kaiserstaaten das bekannte Berliner Memorandum aufgestellt hatten, und als es sich wesentlich darum handelte, ob England zustimmen würde. Meiner Meinung nach ist damals ein schlimmer Fehler begangen worden, indem das englische Gouvernement sich nicht entschließen konnte, eine positive Erklärung darüber abzugeben, daß es gewillt sei, auch unter Umständen einen Zwang auf die Türkei auszuüben, gewisse Reformen praktisch durchzuführen. Daß die türkische Regierung aber weder den festen Willen hat, noch, wenn sie diesen hätte, die Macht besitzt, aus sich selbst heraus gewisse Reformen, welche als nothwendig erachtet werden, herzustellen, das mußte Allen klar sein. Der Gang der Dinge hat ja auch gezeigt, daß von alle dem Nichts geworden ist. Wenn einzelne unserer Preßorgane — ich kann namentlich unsere sonst so gut in dieser Richtung redigirte Volkszeitung nennen, — einen sehr großen Werth darauf gelegt haben, daß die Türkei jetzt in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingetreten sei, so muß ich doch sagen, sie hat noch erst das Experiment zu bestehen, ob sie wirklich ein konstitutioneller Staat ist. Mit der bloßen Anwesenheit einer Deputirtenkammer ist der constitutionelle Staat noch nicht fertig; es kommt eben schließlich darauf an, ob diese Deputirtenkammer ihren Willen in irgend einer Weise durchsetzen kann, und ich habe immer noch die Besorgniß, daß eines guten Tages die ganze Deputirtenkammer mit sammt dem Constitutionalismus, der daran hängt, in die Luft gesprengt werden wird, einfach, weil ihr jede Sicherheit der Existenz, jede Garantie für ihren Bestand, jede Macht gegenüber der Regierung abgeht. Das darf man sich nicht verhehlen, daß vorläufig wenigstens das Alles mehr Schein als Wahrheit ist, und wenngleich immerhin zugestanden werden kann, daß die Türkei ein kleines Ende vor Rußland voraus ist, indem sie wirklich eine Deputirtenkammer hat, die Rußland nicht besitzt (Heiterkeit), so würde doch erst eine lange weitere Entwickelung nöthig sein unter sehr günstigen Verhältnissen, ehe es möglich wäre, aus diesem Constitutionalismus das zu machen, was in Wahrheit das Volkswohl fördern und sicher stellen könnte. Ich sage also, es war meiner Meinung nach eine fehlerhafte Handlung des englischen Gouvernements, daß es sich nicht entschließen konnte, die Grenzlinie zu überschreiten, welche allerdings durch die früheren Verträge festgestellt war, und daß man nicht dazu überging, in bestimmter Weise die Forderungen, welche man hatte, der Türkei vorzulegen, und zwar unter Androhung des Zwanges.

Indeß diese Zeit ist verpaßt, sie ist jetzt nicht wieder einzubringen. Sie sehen, welche Verwirrung daraus in England selbst hervorgegangen ist, wo im Augenblick die liberale Partei in ihren hervorragendsten Vertretern zum Theil wenigstens soweit geht, daß sie nunmehr ein Zusammengehen Englands mit Rußland verlangt, verlangt, daß England positiv sich mit Rußland verbinden solle, um der Türkei Gewalt anzuthun. Ja, das ist meiner Meinung nach ebenso fehlerhaft, ebenso nachtheilig, wie die frühere ablehnende Haltung. Will England Etwas thun, so solle es dieses meiner Meinung nach nur thun in Gemeinschaft mit ganz Europa.

Europa im Ganzen ist allerdings in der Lage, wenn auch nicht rechtlich, juristisch, so doch moralisch in der Lage, diesen Schritt thun zu können. Allein, m. H., wir finden uns in diesen Dingen in der

Digitized by Google

Regel auf einem Felde voller Widersprüche. Schon damals, als die ersten Angriffe auf die Türkei erfolgten, welche den Krimkrieg im Gefolge hatten, schon damals hat sich König Friedrich Wilhelm IV. bemüht, den Gesichtspunkt festzustellen, daß ganz Europa Forderungen stellen könne, welche jeder einzelne europäische Staat zu stellen nicht berechtigt sei. Damals stand die Türkei noch ganz außerhalb des eigentlichen — wie man nachher gesagt hat — europäischen Concerts. Nachher hat man sie in dasselbe aufgenommen, man hat Verträge gemacht, durch welche bestimmte Aufsichtsrechte der Vertrag schließenden Mächte formulirt wurden, aber man hat immer gesagt, wir dürfen uns aber nicht direkt einmischen, wir müssen die Türkei als einen selbständigen Staat anerkennen, und wenn die Türkei das Verabredete nicht macht, dann ist unsere Wirksamkeit zu Ende. Jener weitere Schritt hätte geschehen sollen, und damit hätte wenigstens das angebahnt werden können, daß man Streitigkeiten, wie sie gegenwärtig zwischen den beiden Staaten bestehen, verhandelt hätte vor einem Tribunal sämmtlicher Staaten, daß man also auf den Weg gekommen wäre, der sich als der allein vernünftige und allein denkbare Weg seit langer Zeit schon dargestellt hat, nämlich daß man an Stelle der Kriege Schiedsgerichte einsetzt. Der Gedanke, daß man auf internationalem Wege der Gesammtheit gewisse Rechte beilegen kann gegenüber dem Einzelnen, enthält allerdings eine Beschränkung der Souverainetät der einzelnen Staaten, aber nur eine Beschränkung, welche sich bezieht auf die Verhältnisse dieser Staaten nach außen hin. Wenn schon der gegenwärtige Fall uns wieder zeigt, wie wenig zwei Staaten, die unter einander Krieg führen, auf sich allein angewiesen sind, oder sich aufeinander beschränken können, wie die Interessen der andern mit hineingezogen werden, und wie direkt diese Interessen sich berühren, so, sollte man meinen, müßte der Gedanke der internationalen Schiedsgerichte gerade durch diesen Fall doppelt belebt werden. Allein, wie es so merkwürdig zugeht, die Menschen sind sehr schwer dahin zu bringen, in konsequenter Weise die Forderungen der Vernunft, die Forderungen des Rechts, die Forderungen auch der Freiheit zu verfolgen. Gerade in diesem Falle hat sich wiederum gezeigt, wie zweifelhaft die Menschen sind.

Es giebt eine Friedensligue in Europa, die freilich bis jetzt nicht sehr einflußreich war, aber die doch wenigstens aus den radikalsten Köpfen der verschiedenen Länder sich zusammensetzt, eine Ligue, die immer den Frieden gepredigt hat. Aber als die Aufstände in der Herzegowina und in Bosnien sich ausbreiteten, da hat sie nichtsdestoweniger gesagt, jetzt muß Krieg gemacht werden gegen die Türkei. Man hätte damals vielleicht gar keinen Krieg machen dürfen, wenn ganz Europa erklärt hätte, wir verlangen nunmehr, daß den Beschwerden der Aufständischen Abhülfe geschehe, daß bestimmte Einrichtungen geschaffen werden, welche ihnen Freiheit, Bildung, Wohlstand sichern, soweit sich das eben sichern läßt. Es wäre möglich gewesen, vielleicht ohne Weiteres durch den Druck des vereinigten Europas Reformen zu erzielen, und es war, glaube ich, nicht nöthig, von vorn herein sofort kriegerische Exekution anzukünden. Wir dürfen uns das nicht verhehlen, daß, wenn man überhaupt einmal dahin kommen will, dem Zustande der permanenten Kriegsbereitschaft in Europa ein Ende zu machen, nichts weiter übrig bleibt, als solche inter-

nationale Schiedsgerichte in regelmäßiger Form zu konstituiren und Einrichtungen dauernder Art zu schaffen, welche es künftig den einzelnen Staaten unmöglich machen, unter so nichtigen Vorwänden, wie es gegenwärtig von Seiten der Russen geschieht, die schwersten kriegerischen Zustände herbeizuführen, durch welche der Frieden und die Sicherheit des ganzen Welttheils gefährdet werden.

Wir werden wahrscheinlich sehr bald unmittelbar an unserem Geldbeutel die Consequenzen empfinden, welche der Kriegszustand nach sich ziehen muß. Vergessen Sie nicht, daß unmittelbar betheiligt sind diejenigen Länder, die bisher die Kammern für Korn und Fleisch für einen großen Theil Europas gewesen sind. Das südliche Rußland, Rumänien, das sind überwiegend die Kornkammern, zum Theil die Fleischkammern nicht blos für Mitteleuropa, sondern bis nach England hin. Die Zufuhren, die wir von da aus beziehen, drücken einigermaßen die Preise, welche sich sonst bei uns gestalten würden. Wir essen etwas billiger, weil wir diese Zufuhren hatten, und schon das bloße Abschneiden dieser reichen Vorräthe wird sehr fühlbar werden. Es ist aber ziemlich bestimmt zu erwarten, daß auch ein großer Theil desjenigen Korns und desjenigen Viehs, welches in Ungarn producirt wird und von dem wir einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs für unsere Nahrung hatten, für die Ernährung der kämpfenden Armeen verbraucht werden wird. Denn, m. H., wir wissen ja aus eigener Erfahrung, was eine Armee in Feindesland nicht blos von dem Feindlichen verspeist, sondern wie viel nachgeführt werden muß, um die vielen hungrigen Mägen zu füllen und die Armee in kriegstüchtigem Zustande zu erhalten. Also ich zweifle nicht, daß mancher ungarische Ochse und manche Ladung von Mais und Weizen, die früher auf die europäischen Märkte kamen, nunmehr ihren Weg nach Osten finden werden. Namentlich wenn die Russen in die europäischen Provinzen der Türkei einrücken sollten, in das eigentliche Bulgarien, welches dann schon von seinen eigenen Heeren ziemlich aufgefressen sein wird, dann wird die Zufuhr aus der Nachbarschaft sich wahrscheinlich in einer für uns recht fühlbaren Weise zu erkennen geben. Also wir sind schon in dieser Richtung ungemein stark betheiligt, und m. H., ich möchte das namentlich deshalb betonen, weil in gewissen Kreisen die Meinung besteht, wir würden vielmehr in einen sehr behaglichen Zustand durch den Krieg versetzt werden, weil möglicherweise unsere Industrie dadurch einen besonderen Aufschwung erlangen würde. Ich will ja nicht bestreiten, man wird viel Kriegsmaterial gebrauchen, unsere Pulverfabriken, unsere Kanonen- und Gewehrfabriken werden wahrscheinlich mithelfen müssen, und obwohl sonst eigentlich nach gewissen Gesetzen der Neutralität die Ausfuhr solchen Kriegsmaterials verboten sein sollte, so bezweifle ich nicht, daß Manches über die Grenze gehen wird. Es wird auch manches Andere wohl noch gebraucht werden, vielleicht daß wir auch etwas Tuche und Eisenbahnmaterial nachliefern könnten, obwohl Rußland selbst in manchen Richtungen ziemlich viel gerade für diese Art der Fabrikation gethan hat. Aber ich bezweifle, daß, wenn auch noch soviel von diesen Dingen zum Export kommen sollte, der Vortheil auch nur entfernt den Nachtheil ausgleichen wird, den wir durch die Vertheuerung unserer Lebensmittel und mit der Vertheuerung der Lebensmittel durch die Ver-

theuerung aller anderen Gegenstände des Consums haben werden. Ich sehe in der That sehr große wirthschaftliche Nachtheile, und ich kann wohl sagen, ich würde es im höchsten Maaße beklagen, wenn wir nun noch etwa wesentlich dazu beitragen sollten, durch unser Geld direkt den Russen die Fortsetzung dieser Zustände möglich zu machen und zu erleichtern. Sie wissen Alle, Rußland ist an sich ein armer Staat. Der größte Theil der Einnahmen, aus denen der russische Staat seine Ausgaben bestreitet, stammt aus dem Spiritus, und zwar nicht etwa aus dem Spiritus, den er nach außen verkauft, sondern zum allergrößten Theil aus demjenigen Spiritus, der in unglaublichen Quantitäten von dem russischen Volke selbst konsumirt wird (Heiterkeit). Die Existenz von Rußland ist gewissermaßen finanziell auf den Spiritus gestellt (Heiterkeit). Daß ein solcher Staat nicht gerade in der Lage ist, starke Reserven zu haben für den Krieg und bedeutende Nachschüsse von der Bevölkerung zu erwarten, das hat schon der jetzige Anfang gelehrt. Man ist genöthigt, Anleihen zu machen im Auslande, und wie wir hören, sind auch deutsche Kapitalisten und deutsche Banquiers damit beschäftigt, diese Anleihen zu Stande zu bringen. Ich will nicht dies Verhalten der Einzelnen brandmarken. Zu allen Zeiten haben die Leute, welche Geld besitzen, das Bestreben gehabt, es so gut wie möglich unterzubringen, und wenn eine Anleihe mit hohen Prozenten und niedrigem Ausgabecours aufgelegt wird, so finden sich immer viele Personen, die glauben, damit wäre der paradiesische Zustand geschaffen, wo sie nicht blos hoffen dürfen, nachher in günstigen Zeiten ihre Kapitalien von niedrigem Anfangscours sich zu bedeutender Höhe erheben zu sehen, sondern, wo ihnen sofort große Renten gezahlt werden würden. Ich möchte wohl, daß man sich in Deutschland in dieser Sache etwas vorsähe, und ich würde es ungemein beklagen, wenn in einem Augenblicke, wo allerdings das Kapital in Deutschland schlecht placirt werden kann, man sich dazu verstehen wollte, dasselbe in russische Anleihen zu stecken und auf diese Weise die russische Kriegsführung mit demjenigen Material zu versehen, welches ihr abgeht. Die Gefahren, welche in solchen Verhältnissen liegen, sind schon bei früheren Gelegenheiten hinreichend hervorgetreten, und ich meine, wir haben keine Veranlassung, selbst in Zeiten, wo wir zu Hause im Ganzen keine großen Renten haben, waghalsige Experimente zu machen, und unser Geld an einen Staat zu geben, der sich immerfort nur mit Mühe innerhalb der natürlichen Etatsverhältnisse bewegt. Wir haben Geld genug aus Deutschland nach Rußland abgeführt, um den Russen Eisenbahnen bauen zu helfen, vermöge deren sie jetzt in der Lage sind, große Massen von Truppen von den nördlichsten Theilen aus bis an diese südlichsten Grenzen zu versenden. Die russische Regierung hat es im Krimkriege wohl empfunden, welche Vortheile für die Kriegsführung ein gutes Eisenbahnnetz bietet, und ganz Europa ist gütig genug gewesen, dieses Eisenbahnnetz für Rußland zu bauen, oder, anders ausgedrückt, das Geld zu geben, um das Eisenbahnnetz herzustellen, mit dem nunmehr der Krieg geführt werden kann. Wenn Europa nun noch den weiteren Schritt macht und den Russen soviel Geld giebt, daß sie auch fortwährend bequem ihre Truppen unterhalten und den Krieg weiter führen können, so wird man wenigstens nachher keinen Vorwurf auf die-

jenigen wälzen können, welche dieſen Zuſtand unterſtützen und eine moraliſche Preſſion zu Gunſten von Rußland ausüben.

Die andere Seite, m. H., die uns ſehr ſtark berührt, iſt die eigentlich politiſche Seite. Das, was die Ruſſen gegenwärtig als ihr Hauptargument anführen, weshalb ſie berechtigt ſeien, von den Türken derartige Forderungen in Anſpruch zu nehmen, iſt bekanntlich die Behauptung, daß es ihre ſlaviſchen Brüder ſeien, um welche es ſich da handle. Ja, m. H., wenn wir ähnlich argumentiren wollten, ſo würden wir in jedem Augenblick in der Lage ſein, z. B. zu Gunſten unſerer deutſchen Brüder in den Oſtſeeprovinzen, ähnliche Anforderungen an Rußland zu erheben (Bewegung). Wir würden den Ruſſen ſagen können: Da ſind unſere Landsleute, die haben das Land beſiedelt, die haben es verwaltet, die haben es eingerichtet zu einer Zeit, wo von Rußland noch gar keine Rede war, ſie haben es ſelbſtſtändig eingerichtet. Ihr aber habt ſie unterworfen, ihr habt ſie ihrer Verfaſſung beraubt, ihr habt ihnen ruſſiſche Religion, ihr habt ihnen ruſſiſches Gouvernement, ihr habt ihnen ruſſiſche Geſetze aufgedrängt u. ſ. w., und ihr ſchreitet mit jedem Jahre weiter in der Ruſſificirung dieſer Provinzen fort. Wir ſind berufen, euch da Halt zu gebieten. Nichts wäre eine näher liegende Parallele!

M. H. Es hat in Deutſchland während dieſer ganzen Zeit, wo die Ruſſen ihre Angriffe auf die Freiheiten der Oſtſeeprovinzen gerichtet haben, auch im liberalen Lager Niemand gegeben, der direkt verlangt hat, daß unſere Regierung interveniren, daß ſie direkt Einſpruch erheben ſollte zu Gunſten dieſer Deutſchen. So ſehr auch, ich muß wohl ſagen — mir perſönlich oft genug das Herz geblutet hat über die Nachrichten, welche ich mündlich und durch Briefe von dort bekommen habe, ſo ſehr habe ich mich doch immer für unberechtigt gehalten, auch nur irgend eine Andeutung auszuſprechen, als ſolle unſere Regierung auf Grund unſrer Stammesverwandſchaft interveniren, als ſollten wir Krieg führen mit Rußland, damit den Oſtſeeprovinzen ihr natürliches Recht verbliebe.

Das, was die Ruſſen jetzt thun, hat einen doppelt gehäſſigen Character, wenn man die fraglichen Völkerſchaften im Lichte der Geſchichte betrachtet. Was man gegenwärtig alles Slaven nennt in der Türkei, das iſt ein ungemein zuſammengeſetztes, zuſammengewürfeltes Gemiſch, in welchem urſprüngliche Slaven zu einem verhältnißmäßig kleinen Theile enthalten ſind. Nehmen wir z. B. die Bulgarei, welche gegenwärtig im Vordergrunde des ganzen Streites ſteht, ſo berechnet man allerdings in der Regel, daß dieſe Provinz eine Bevölkerung von praeter propter 5½ bis vielleicht 6 Millionen Slaven umfaſſe. Nimmt man nun an, die Ruſſen ſind Slaven, die Bulgaren ſind Slaven, ſo liegt es ſcheinbar ſehr nahe, daß die Ruſſen dieſer großen Zahl von Brüdern, welche von den Türken bedrückt werden, helfen. M. H. Wenn man die Sache aber hiſtoriſch betrachtet, ſo ergiebt ſich, daß die Bulgaren überhaupt gar keine Slaven von Natur ſind. Die Bulgaren ſind eingewandert in dieſe Länder in einer Zeit, in der genaue Unterſuchungen über den Volkscharakter noch wenig angeſtellt wurden. Die Gelehrten ſtreiten ſich darüber, welche ſpecielle Abkunft die Bulgaren eigentlich haben, aber meines Wiſſens giebt es keinen Gelehrten von Bedeutung, der behauptete, ſie wären von ſlaviſcher Abkunft. Im Gegentheil, man ſtreitet weſent-

lich darum, ob sie mehr von türkischer oder ob sie mehr von finnisch-tartarischer Herkunft seien. Nur soviel ist klar, sie wohnten einstmals weit östlich in der Nähe des Ural, also innerhalb des heutigen Rußlands, da, wo noch gegenwärtig keine Russen, sondern Finnen oder tartarische oder türkische Stämme sich befinden. Sie sind von da schon in einer sehr frühen Zeit bald nach der Völkerwanderung hierher gekommen, man weiß nicht ganz genau, wann und wie. Sie erscheinen plötzlich in der Gegend, als ein Stamm, der ein Gemisch darstellt, welches mindestens sehr nahe den Türken und jedenfalls viel näher den Türken als den Russen verwandt war. Daß aus diesen Bulgaren im Laufe der Jahrhunderte sogenannte Slaven geworden sind, ist in der That eine der merkwürdigsten Erscheinungen und zugleich einer der interessantesten Vorgänge, die man auf dem Gebiete der Völkergeschichte nur sehen kann. Sie sind nämlich offenbar slavisirt worden durch die Priester. Frühzeitig ist unter ihnen eine Priesterschaft installirt worden, welche slavischen Ursprungs war. Man hat Schritt für Schritt sie nicht blos zur griechisch-katholischen Kirche, sondern auch zur slavischen Kirchensprache gebracht, und von dieser slavischen Kirchensprache aus ist die höchst überraschende und nur durch wenige ähnliche Beispiele in der Geschichte zu belegende Umwandlung allmählich zu Stande gekommen, daß allerdings in diesem Augenblick diese, ursprünglich gar nicht slavischen, sondern wie gesagt, türkisch-finnischen Völker der Sprache nach Slaven geworden sind. Das ist Thatsache. Aber, wenn wir festhalten, daß diese Thatsache wesentlich auf einem kirchlichen Grunde liegt, daß es eine That der Geistlichkeit, daß es die Form gewesen ist, in der die Geistlichkeit ihre besonderen Beziehungen zu den andern slavischen Völkern regelte und ihre Machtstellung nach Außen mit einer gewissen Gewähr versah, so wird es leicht verständlich, daß die ganze Situation nicht eine rein politische, auch nicht eine reine Frage der Blutsverwandtschaft etwa ist, sondern daß sie ganz wesentlich eine kirchlich-politische Frage ist. Für diejenigen, welche die Geschichte der Bulgarei in neuerer Zeit verfolgt haben, ist es daher vollkommen verständlich gewesen, daß die russische wie die türkische Politik wesentlich darin culminirt hat, daß man sich des Einflusses der bulgarischen Geistlichkeit zu versichern gesucht hat, und Sie sehen aus den letzten Zeitungen erst wieder, daß sich die Türkei im Augenblick damit beschäftigt, einen neuen Oberpriester für die Bulgarei zu finden, der im türkischen Sinne die Verwaltung führt. Inzwischen aber ist der größte Theil dieses Clerus längst russificirt, er arbeitet im russischen Sinne. Der Czar von Rußland ist ja nicht blos politischer Herrscher, er ist auch gewissermaßen der Papst der russisch-katholischen, der griechisch-katholischen Kirche, er ist derjenige, der in den Augen dieses Clerus die höchste geistliche Gewalt zugleich mit umfaßt. Sie sehen also, es stehen sich hier zwei kirchliche Faktoren gegenüber: auf der einen Seite die ebenso sehr auf religiösem Grunde wurzelnde osmanische Regierung, auf der andern Seite die in diesem Falle rein kirchlich operirende russische Regierung. Nun mag man über die Abstammung der Bulgaren denken, wie man will, man mag sie an sich für gar keine Slaven halten, sondern blos für slavisch sprechende Türken oder Finnotürken, so läßt sich die Thatsache nicht be-

ſtreiten: ſie ſprechen ſlaviſch, jetzt iſt das ihre Mutterſprache geworden, jetzt verhalten ſie ſich alſo ähnlich, wie etwa Deutſche, die franzöſiſch oder engliſch ſprechen und die ihre urſprüngliche Sprache aufgegeben haben. Sie ſtehen in dieſer Beziehung vollſtändig gleich den Muhamedanern, welche ſo zahlreich im türkiſchen Reich vertreten ſind, die von Natur Slaven ſind. Man zählt allein in der europäiſchen Türkei ungefähr 1 Million Muhamedaner, welche nicht türkiſcher Abkunft ſind, ſondern welche einer andern Bevölkerung, namentlich der ſlaviſchen oder der griechiſchen, angehören.

Alſo die Hülfe, die man hier bringen will, hat, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, etwas Färbung von Culturkampf an ſich. Man beutet eben das Gebiet der Religion aus, man verſucht die ſlaviſche Kirche in unmittelbare Verbindung zu bringen mit der ruſſiſchen, man verſucht, den orthodoxen Glauben auszubreiten. Was für die Welt für ein Vortheil daraus künftig hervorgehen wird, daß ein neuer Staat exiſtirt, der der heiligen Synode in Petersburg dienſtbar iſt, das iſt mir eben ſo wenig zweifelhaft, wie ich etwa zweifelhaft darüber ſein würde, wenn ein neuer Staat entſtände, der dem Papſt direkt unterworfen würde. Ich habe für den einen ſo wenig Sympathieen, wie für den andern. Der Panſlavismus aber, das Beſtreben, alle Slaven, d. h. alle ſlaviſch ſprechenden Völker, nicht etwa blos die aus ſlaviſchem Blut ſtammenden, ſondern auch die nachher, durch kirchliche Entwickelung zur ſlaviſchen Sprache geführten Stämme an Rußland anzuſchließen, dieſe Gefahr laſtet in erſter Linie auf Oeſterreich. Niemand wird darüber in Zweifel ſein können, daß, wenn es gelingen ſollte, in dem gegenwärtigen Entwickelungsgang der Dinge dahin zu ſteuern, daß Oeſterreich zunächſt ein größeres ſlaviſches Gebiet erreichte und ſelbſt zu einem hervorragenden Slavenſtaate würde, dies doch nichts weiter wäre, als der erſte Schritt zu einer ſpäteren Ruſſificirung von Oeſterreich. Das iſt die Auffaſſung, welche in Ungarn ziemlich allgemein herrſcht. Damit erklärt ſich die große und dauernde Oppoſition, welche man in Ungarn eben dieſer ſlaviſchen Verwickelung entgegenſetzt. Ich halte den Gedanken für durchaus richtig und durchaus zutreffend. Wenn man die Geſammtentwickelung von Rußland verfolgt, wie ſie ſich ſeit Peter dem Großen geſtaltet hat, ſo wird Niemand darüber im Zweifel ſein können, daß die Slaviſirung Oeſterreichs nur der erſte Schritt ſein würde, um eine immer weiter gehende Beeinfluſſung durch Rußland herzuſtellen, und um endlich Oeſterreich zu zerſchlagen, wie man Polen zerſchlagen hat. . . . .

Philoſophie und Darwinismus.

Von Dr. Ludwig Büchner.

Unter dem Titel „Kosmos, Zeitſchrift für einheitliche Weltanſchauung auf Grund der Entwicklungslehre“ erſcheint ſeit einigen Monaten eine Monatsſchrift, welche in Verbindung mit Darwin und Häckel von den Herren O. Caspari (Heidelberg), G. Jäger (Stuttgart) und E. Krauſe (Berlin) herausgegeben wird. Der erſtgenannte dieſer drei Herren ſcheint der eigentliche Gründer zu ſein, denn er eröffnet die Zeitſchrift mit einem langen Aufſatz

über „Die Philosophie im Bunde mit der Naturforschung", welcher an philosophischer Unklarheit und Zerfahrenheit nichts zu wünschen übrig läßt. Wenn man solche Dinge liest, und zwar als Einleitung zu einer Zeitschrift für philosophischen Monismus und für Darwinismus, so muß man sich unwillkührlich an den Kopf greifen und sich fragen, ob wir denn jemals in Deutschland im Stande sein werden, aus der philosophischen Mystik und Träumerei der Vergangenheit ganz heraus zu kommen? Bei einem Philosophen aus der Kant-Fichte-Schelling-Hegel'schen Schule (und deren giebt es ja bekanntlich immer noch genug) wäre so etwas nicht zu verwundern; man würde es eher natürlich finden. Wie aber ein Philosoph der Neuzeit, welcher sich die Naturforschung als Richtschnur seines Denkens nehmen zu wollen erklärt und Namen wie Darwin und Häckel an die Spitze seiner Zeitschrift stellt, solchen philosophischen Wirrwar und Galimathias dem Publikum als Resultat einer Vereinigung zwischen Philosophie und Naturforschung vorzusetzen wagen kann, würde unbegreiflich erscheinen, wenn nicht einerseits der so oft den besten Gedanken verderbende Wunsch, nach zwei Seiten gefällig zu erscheinen, und andererseits die eigene geistige Unklarheit des Herrn Verfassers den Schlüssel zur Erklärung des Räthsels geben würden. Nach Herrn Caspari macht der Materialismus, der allgemeine philosophische Sündenbock der Gegenwart, den Kosmos „zu einem todten Klotz, den die Kräfte vor sich herwälzen, wie der Deus ex machina seine Welt." Was sich Herr Caspari bei diesem kindlichen Bilde wohl gedacht haben mag? Die Welt ein todter gewälzter Klotz — ungefähr so wie ein von Menschenhänden bewegter Stein oder Baumstamm!! Aber woher gewälzt und wohin? und von wem? Welcher grobe, handgreifliche Anthropomorphismus! Weiß denn Herr Caspari nicht, daß der Materialismus die Welt für ewig und unendlich erklärt, und daß seine erste und oberste Behauptung dahin geht, daß die Kräfte, welche den Stoff bewegen, nicht davor gespannt sind, wie die Pferde vor ein Fuhrwerk, sondern daß beide Eins und Dasselbe oder unzertrennlich sind? Nicht der Materialismus scheidet die Kräfte vom Stoff ab, sondern Herr Caspari thut es, um ersterem etwas zu seinem Nachtheil aufmutzen zu können, woran derselbe auch nicht entfernt denkt. Dennoch findet der gelehrte Philosoph, daß Stoff ohne Kraft ein „Nichts" wäre. Ganz richtig, Hr. Caspari, und ganz dasselbe, was auch der von Ihnen ohne jeden Schein eines Rechtes geschmähte Materialismus behauptet — obgleich Ihre Ausdrucksweise den schweren Verdacht aufkommen läßt, daß Sie noch nicht einmal den obersten Grundsatz einer gesunden Natur-Philosophie Ex nihilo nihil fit (Aus Nichts wird Nichts) sich zu Eigen gemacht haben.

Ebensowenig scheint Ihnen der von allen wirklichen Naturforschern zugegebene und bereits von den griechischen Kosmophysikern angenommene Satz von der Constanz oder Unzerstörbarkeit der Materie, welcher den Satz von der Constanz oder Unzerstörbarkeit der Kraft im nothwendigen Gefolge hat, klar zu sein; denn sie wagen es, die „stoffliche Unzerstörbarkeit" ein „Phantom" zu nennen und zu behaupten, daß sich die sogen. Stoffe „bis zum Unwägbaren und stofflich Minimalen" verflüchtigen und reduciren könnten.

„Bis zum Unwägbaren"! Also Sie kennen noch unwägbare Stoffe oder s. g. Imponderabilien, trotzdem dieselben längst aus der Wissenschaft verbannt sind! Wunderbar, was ein Philosoph Alles fertig zu bringen im Stande ist, wenn er eine Anzahl Worte oder philosophischer Kunstausdrücke wie in einem Kaleidoskop durcheinanderwirft!

Wer sich freilich wie Herr Caspari, in solche philosophische Höhen zu erheben im Stande ist, daß er mit den „feinfühlenden, ätherartigen Sinnen" eines Siriusbewohners „die undurchdringlichsten Felsen wie Luft und Aether durchbohrt", braucht vor so unbedeutenden philosophischen Schwierigkeiten, wie die von uns betonten, nicht zurückzuschrecken; er erhebt sich auf die Höhe des Kantischen Kriticismus und wird von dieser Höhe herab spielend mit den schwersten Aufgaben fertig. Allerdings hat Herr Caspari dieses Kunststück

nur Herrn F. A. Lange, dem berühmten Verfasser der „Geschichte des Materialismus", abgelernt und bleibt darum auch grade so wie dieser, bei seinem philosophischen Saltomortale in der Luft hängen, während der „kindliche Dogmatismus der materialistischen Lehre" in kindlicher Unbefangenheit von dem sicheren Boden aus zuschaut. Vielleicht wird ihm der deus ex machina, für den Herrn Caspari eine besondere Vorliebe zu haben scheint, da er in dem dreizehn Seiten umfassenden Aufsatz nicht weniger, als zehnmal vorkömmt, aus dieser fatalen Situation wieder heraushelfen.

Natürlich hat Herr Caspari, wie jeder Philosoph, sein eignes System sich zurecht gemacht, welches er bescheiden unter diejenigen Weltanschauungen und Systeme in der Philosophie einreiht, „die klar genug sind, um einladend zu erscheinenen, die Resultate der experimentellen Forschung mit ihnen zu verknüpfen." Eine sehr klare Einladung, in der That, die um so mehr Anklang finden dürfte, als das System in der Mitte steht oder stehen soll zwischen dem „unlogischen Wischiwaschi" der Transcendental-Philosophen und den ebenso „unlogischen, oberflächlichen Doktrinen der Büchner-Moleschott", von welch' letzteren Herr Caspari nichts destoweniger und auffallender Weise zu erzählen weiß, daß sie lange Zeit „einschüchternd" auf die Philosophen gewirkt hätten. Ein Zeugniß, für welches sich diejenigen philosophischen Collegen des Herrn Caspari, welche sich durch unlogische und oberflächliche Deduktionen einschüchtern ließen, bestens bedanken mögen!

Was nun aber das Caspari'sche System selbst anbelangt, so enthält es eine ganz neue Entdeckung — so neu, daß sie, obgleich an und für sich wenigstens einige tausend Jahre alt, doch z. B. in der Türkei erst vor wenigen Monaten zur Anwendung gekommen ist. Der Kosmos ist nämlich nach dieser Entdeckung ein „Constitutionalismus" — genauer „ein Constitutionalismus auf einander bezogener Glieder, geeint durch die Verfassung der Naturgesetze." — „Und darum Räuber und Mörder?" Und darum Verurtheilung des unlogischen Wischiwaschi der Transcendental-Philosophen und der unlogischen, oberflächlichen Doktrinen der Büchner-Moleschott! Wer unter den Naturforschern wird es nach diesen Proben noch einladend finden, die Resultate seiner „experimentellen Forschungen" unter den Schild der Caspari'schen Weltanschauung zu stellen? Die Herren aber, welche schon jetzt ihre Mitwirkung bei dem neuen Unternehmen zugesagt haben, und unter denen sich viele unsrer tüchtigsten naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Schriftsteller befinden, haben wohl Alle von der merkwürdigen Caspari'schen Einleitung vorher keine Kenntniß gehabt; und es wäre in der That zu bedauern, wenn das an sich so schöne und empfehlenswerthe Unternehmen unter der philosophischen Ungeschicklichkeit seines Haupt-Herausgeber's Noth leiden sollte. Bei den enormen Schwierigkeiten, mit denen die aus dem Darwinismus oder Monismus fließende philosophische Weltanschauung nach allen Seiten noch zu kämpfen hat, ist es aber doppelt nothwendig, daß jede philosophische Halbheit, Unklarheit und Ungerechtigkeit von ihren Anhängern streng verpönt werde. Um seinerseits sein Scherflein hierzu beizutragen, hat Verfasser dieses Artikel's das Vorstehende niedergeschrieben, ohne daß er jedoch damit für die übrigen Theilnehmer des Unternehmens und ihre an sich so tüchtigen Arbeiten, insbesondere aber für die Inhaber der gefeierten Namen Darwin und Häckel, auch nur den leisesten Vorwurf hätte ableiten wollen.

Aus Reichard's Memoiren.

(Schluß.)

Die Strenge und Willkür, welche das Preßregiment im vor. Jahrhundert kennzeichnete, gab natürlich dem Buchhändler wie dem Schrift-

steller Anlaß und Recht zu allerhand Winkelzügen und daraus entwickelte sich ebenso folgerichtig die Lust am Versteckten und Hinterhaltigen auch auf literarischen Gebieten, die keine solchen Hilfsmittel verlangt hätten. Die Anonymität und Pseudonymität sowie die Mystification waren im Schwange, und Gewissen und Ehrgefühl stumpfte sich gegen sie ab, selbst wenn sie nicht mehr unverfänglicher Natur waren. So erzählt denn auch Reichard ganz naiv: „Ossian's Gedichte, übersetzt von Albr. Wittenberg in Hamburg, waren 1764 erschienen, ich hatte sie nicht gelesen, nein — verschlungen. Diese Helden, diese Geistererscheinungen, diese schwermüthigen rührenden Sagen regten mich mächtig auf und noch jetzt ist Ossian einer meiner Lieblinge, aus dem mir ganze Tiraden im Gedächtnisse geblieben sind. Sehr leicht wurde es mir also damals, ein prosaisches Gedicht in Wittenberg-Ossian's Manier zu schmieden und es unter dem Titel „Ossian's Klage" mit dem Zusatze „Aus dem Englischen" einer gleichfalls prosaischen und schon darum elenden Uebersetzung von Dorat's „Ma philosophie" beizufügen. Die Uebersetzung wurde von Gießener Professor C. H. Schmidt in seinem nächsten „Almanach der deutschen Musen" verdientermaßen gegeißelt, allein Ossian's Klage nannte er „ein neuaufgefundenes Bruchstück, schätzbar durch den Geist des kaledonischen Barden". Später hat man sie sogar als echtes, „bisher unbekanntes" Fragment einer Ossiansammlung beigedruckt .... Ich hatte überhaupt eine ausgesprochene Begabung, in ganz fremde Fächer mich täuschend zu versetzen; so z. B. bewies ich im engern Kreise vertrauter Freunde oft meine Fertigkeit, im Ton der altlutherischen Bibel-Uebersetzung ganze Geschichten abzufassen, ähnlich, wie man in jener Zeit sogar eine Geschichte des siebenjährigen Krieges in diesem getragnen Bibeltone hatte. Ellinger machte sich meine Nachahmungsgabe zu Nutzen, um die Ladenhüter der von ihm gekauften Buchhandlung theils mit neuen anziehenden Titeln von meiner Erfindung frisch aufzustutzen, theils mußte ich empfehlende „Vorreden" zu den nicht mehr gangbaren Artikeln schreiben. Auf diese Weise habe ich unter der Maske eines Arztes, eines Landbauers, eines Forstmanns oder Theologen u. s. w. manches unverkäuflich gebliebene medicinische oder von Ackerbau, Forstwirthschaft u. dgl. handelnde Werk, manchen verschollnen Band Predigten wieder zu Tage gefördert, obwol ich in allen diesen Fächern, genau betrachtet, herzlich unwissend war."

Es war ein Kopf voll praktischer Einfälle. Nicht blos mit seinem „Passagier auf Reisen," sondern auch mit einem Theaterkalender und einem Theaterjournal hat er Bahnen gebrochen, die ja bekanntlich später zu wahren Heerstraßen (samnt den dazu gehörigen highwaymen) sich erweitert haben. Das Theater selbst aber, das unter seiner eifrigsten Mitwirkung in Gotha entstand, konnte sich nur wenig Jahre halten, in denen es sich indessen seinen Platz in der Geschichte der deutschen Schaubühne gesichert hat. Aus Ekhof's und Gotter's Schule gingen dort hervor Iffland, Beck, Beil, später die Stützen des berühmteren Mannheimer Hof- und Nationaltheaters.

Einer andern für jene sentimentale Zeit bezeichnenden Erscheinung begegnet man in dem Buche zu wiederholten Malen: der Neigung, sich ein absonderliches Begräbniß zu sichern. Der gothaische Minister H. W. v. Thümmel läßt sich in einer alten hohlen Eiche begraben;

Herzog Ernſt verordnet, daß er auf einer Inſel ſeines Gartens ohne Sarg in freie Erde gebettet werde; Reichard's Gattin hat nur den Wunſch, der ihr auch erfüllt wird, auf einem Dorfkirchhofe begraben zu werden und Grimm, der bekannte Freund der Encyclopädiſten, der ſeine letzten Lebensjahre in Gotha zubrachte, findet den Gedanken ſo ſchön, daß er ſeine Ruheſtätte ſich zu den Füßen eben jenes Grabes wählt u. dgl. Zuſammenhängend mit der Wichtigkeit, die man den äußern Umſtänden des Lebensabſchiedes beilegte, iſt es denn auch, daß unſer Memoirenſchreiber — und mit ihm wahrſcheinlich damals die große Maſſe überhaupt — beim Tode vornehmer, zumal der fürſtlichen Perſonen ſtets von eigenthümlichen Erſcheinungen zu berichten weiß, die ſich in der Krankheit, bei dem Tode auch oder dann an der Leiche gezeigt hätten, ohne daß grade damit direct irgend ein Verdacht ausgeſprochen werden ſoll.

Wie ſich das bei dem Erfinder des Reiſe-Handbuchs von ſelbſt verſteht, nehmen die Reiſen auch einen hervorragenden Rang in dieſen Denkwürdigkeiten ein. Meiſtens hat er dieſen zwar eigne Berichterſtattungen gewidmet, aber er hält hier eine Nachleſe, aus der ſich zeigt, daß der Mann gut zu ſehn und, was man heute „culturhiſtoriſch" nennt, zu beobachten verſtand. Von Berlin, das er 1784 ſah, macht er in wenig Worten eine nicht allzuverlockende Schilderung. „Unſere Einfahrt in die Stadt, um Mitternacht, nachdem wir uns mühſam durch die Sandwüſten von Berlitt und Saarmund durchgearbeitet, werde ich nie vergeſſen. Bevor wir unſern Gaſthof unter den Linden erreichten, fuhren wir durch zahlreiche, vollkommen menſchenleere Straßen oder über eben ſolche Plätze; dieſe Oede der Königſtadt, nur dann und wann unterbrochen von dem einförmig dumpfen Schritt der Schildwachen, rief mir jene Stadt voll verſteinerter Bewohner in das Gedächtniß, von der meine liebe „Tauſend und Eine Nacht" erzählte." Wie anders heißt es dagegen, 1786, von Paris: „Iſt das endlich Paris? fragte ich mich mit dem guten Sterne. Das iſt Paris? Hm, Paris? Die erſte, die ſchönſte, die prächtigſte Stadt? Die Gaſſen ſind denn doch ſo ziemlich ſchmutzig. Aber es mag leicht beſſer in die Augen fallen als in die Naſe. Wirklich war in der Vorſtadt der üble Geruch bei der ſtarken Nachmittagshitze unerträglich. Am meiſten aber mißfiel uns die aus den hohen oberen Stockwerken quer über die Gaſſe an langen Stangen zum Trocknen aufgehängte Wäſche. Endlich langten wir in unſerm Hotel garni, Rue Richelieu, an. Das Hotel hieß damals Lancaſter, keine hundert Schritte entfernt lag das Palais royal. Dieſe Lage in einer ſo belebten Gegend koſtete uns die erſten Nächte unſern Schlaf, denn regelmäßig nach Mitternacht erbebten die Fenſter von dem Donnerfluge unzähliger Kutſchen, welche die gute Geſellſchaften aus den üblichen Abendgeſellſchaften nach Hauſe brachten. Wie man aber zuletzt ſelbſt in einer Mühle ſchlafen lernt, ſo gewöhnten wir uns auch bald an dieſes Getöſe; ebenſo erinnere ich mich, wie viele Zeit ich anfangs zu den paar hundert Schritten von meinem Hotel bis zum Palais royal gebraucht habe. Denn wenn ich ausſchreiten wollte, ſo fuhr ich vor dem: Gare! eines Kutſchers jedesmal ſchnell zurück, und da dieſes Rufen faſt nie aufhörte, ſo wäre ich nicht vorwärts gekommen, hätte mich nicht mein Lohnbedienter beim Arme ergriffen und ſich trotz meines Sträubens mit mir durch das Gedränge hindurchgewunden." Bei der Neigung, die er mit ſeiner Zeit theilte, an

geheime Verbindungen und deren große Macht zu glauben, darf es nicht überraschen, daß der Reisende schon damals sichre Kunde von der auf solchen Wegen sich vorbereitenden Revolution gehabt haben will. Ein Banquier Schweizer, den er von Zürich her kannte, trifft ihn in Paris wieder. „Schweizer hatte ausgebreitete Bekanntschaften in der Stadt und erzählte mir zuweilen von gewissen regelmäßig wiederkehrenden Herrenversammlungen, denen er allwöchentlich beiwohne; so oft er davon sprach, war es mir immer, als liege ihm noch etwas auf dem Herzen. Unter den Theilnehmern an diesen Versammlungen nannte er mir hauptsächlich den seiner Schicksale wegen schon damals bekannten Grafen Mirabeau, den Abbé Perigord (jetzigen Talleyrand), den Herzog von Lauzun u. s. w. Am Abende des Abschiedstages, als wir beide allein zusammen saßen, fing Schweizer wieder an, von diesen Versammlungen zu sprechen; endlich faßte er mich jäh bei der Hand und sagte mit mühsam unterdrückter Aufregung: „Freund — in wenigen Stunden reisen Sie ab, sonst würde ich Ihnen kein Wort weiter sagen, aber wenn Sie wieder in Deutschland sind, so erinnern Sie sich meiner Prophezeihung: Sie werden bald Dinge hören, die man niemals, niemals aus Frankreich erwartet hätte! Gestern Abend habe ich wieder einer jener Versammlungen beigewohnt, von denen Sie wissen; die ganze Nacht habe mich mit dem beschäftigt, was ich dort gehört und gesehen habe, und habe ich mich gefragt: Hast du es auch nicht geträumt? Geschah dies alles wirklich so? Und bist Du wirklich noch in Frankreich? Noch einmal, Freund: Sie werden in Deutschland Dinge vernehmen, die man nie, nie aus Frankreich vermuthet hätte!" — Das waren seine Abschiedsworte, sie prägten sich mir unauslöschlich ein, und als im Jahre darauf Ludwig 16. den Protestanten gewisse bürgerliche Freiheiten ertheilte, glaubte ich lange, dies sei es gewesen, wovon Schweizer so geheimnißvoll gesprochen. Allein als 1789 die Revolution ausbrach, als eben die Männer, welche Schweizer mir als Wortführer in jenen Versammlungen genannt hatte, in so bedeutenden Rollen dabei auftraten: da blieb mir die wahre Deutung der Prophezeihung meines Freundes keinen Augenblick mehr zweifelhaft. Ganz bestimmt waren die geheimnißvollen Versammlungen der Keim des bekannten Comité Bréton, wo nicht gar das Comité selbst."

Unter den vielen unbedeutenden Geschichtchen, mit denen der loyale Mann das Andenken des ihm sehr huldreich gewesenen Herzogs Ernst II. feiert, findet sich eine, die in der That dem Fürsten zu rechter Ehre gereicht. „1792, als der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen war, konnte er seiner Verbindlichkeit, als Reichsfürst ein Contingent zu stellen, sich freilich nicht entziehen, aber der Gedanke, auch nur Einen seiner Unterthanen auf solche Weise zu verlieren, war ihm so schrecklich, daß er beständig auf Mittel sann, seine eignen Wünsche mit seiner Pflicht schicklich zu vereinigen. Er fand sie, indem er es dahin brachte, daß ihm gegen Zahlung bedeutender Summen die wirkliche Stellung von Truppen mehrere Jahre nach einander erlassen wurde, er that also das grade Gegentheil jener Landesväter, welche Menschen für Geld hingegeben hatten. Als die Fortdauer des Krieges eine Aenderung dieses Abkommens erheischte, schloß der Herzog am 5. December 1794 eine Convention ab, derzufolge er Cavallerie statt der Infanterie stellte, und zwar für drei Infanteristen einen Dragoner. Thümmel's Erzählung, daß der

Herzog bei dieser Gelegenheit denen, welche ihm die weit größere Kostspieligkeit der Ausrüstung Berittener vorhielten, erwidert habe: Ich will lieber Geld und Pferde verlieren, als Menschen — ist vollkommen richtig, und wirklich wurden von Gothaischer Seite, statt etwa 1600 Mann Infanterie nur 536 Reiter zur Reichsarmee gestellt."

Bei der kriegerischen Bewegung, die nun vom Westen her allmälig ganz Deutschland durchdrang, war Gotha ein recht gelegner Beobachtungsposten. So bemerkt das Buch: „Der Rede werth sind wol auch einige Begegnungen mit preußischen Generalen, welche mir das J. 1793 in Folge der Truppendurchmärsche brachte. Sehr erbaut war ich von dem biedern Grafen Kalkreuth, der persönlich einen sehr gewinnenden Eindruck machte. Ganz das Gegentheil war der Fall mit einigen andern preußischen Oberbefehlshabern; General v. Kleist z. B. nahm auf dem Münchhof bei Frau v. Lauer sein Nachtquartier, ihm zu Ehren ward eine Festtafel veranstaltet, zu der auch ich eine Einladung erhielt. Ich saß dem General gegenüber, als nun die Rede auf den bevorstehenden Feldzug und die neufränkischen Republikaner kam, äußerte ich mich meinen Ansichten und Gesinnungen gemäß. Da fuhr der General gewaltig auf und schalt die Politik des preußischen Cabinets, welches an der Seite Oesterreichs fechte, statt gegen dasselbe mit den Neufranken gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Vertheidigung der letzteren führte er mit einer solchen Hitze, daß ich, der ich keinen Beruf hatte, mich zum Ritter seines eignen Königs aufzuwerfen, still schwieg; insgeheim aber stellte ich meine Betrachtungen über dergleichen Aeußerungen eines preußischen Feldherrn an, die so unbefangen und laut in Gegenwart der Offiziere eines Regimentes gethan wurden, welches der General gegen eben diese Neufranken ins Feld rücken lassen sollte! Als nun später im preußisch-französischen Kriege von 1806, dieser nämliche General v. Kleist die starke Festung Magdeburg, und Ingersleben das unüberwindliche Küstrin übergab — derselbe Ingersleben, welcher 1793 als Oberst in meiner Mutter Hause im Quartier gelegen und sich damals nicht minder schroff und unwillig über den begonnenen Feldzug ausgedrückt hatte: — da erinnerte ich mich jener Gespräche von vor dreizehn Jahren, und nun fand ich die Handlungsweise der Herren Commandanten von Magdeburg und Küstrin nicht mehr so gar räthselhaft."

Aber wir brechen hier wohl am besten ab, denn die nun folgende lange Kriegsperiode bringt eine Fülle kleiner für die Zeitgeschichte bedeutsamer Züge. Reichard hatte besondern persönlichen Grund, sich für die Entwicklung der Dinge zu interessiren, sein einziger Sohn, der in der sächsischen Armee stand, hatte die Feldzüge, erst in der Heeresfolge Napoleon's, dann bei den Verbündeten, mitzumachen. Mit dem Ende dieser Epoche tritt auch für den inzwischen ins Greisenalter Getretenen das Bedürfniß der Ruhe ein, die Reisen hören auf, die literarische Bethätigung wird eine stillere, die alte Welt stirbt allmälig weg, die junge geht ihre eignen Wege. Als Achtundsiebziger ist R. gestorben, seine Aufzeichnungen hatte er wenige Monate vor dem Tode abgeschlossen.

Diese hat nun ein glücklicher Zufall grade in die rechten Hände gelangen lassen: Hr. Herm. Uhde ist der Herausgeber. Der Eifer und das merkwürdige Geschick, das Hr. Uhde im Herausfinden und Richtig-

stellen des Kleinlebens in unsrer Literatur besitzt, machten ihn grade für diese Arbeit besonders geeignet. Es ist eine Freude, aus den Anmerkungen des Herausgebers zu erkennen, mit welchem Ernst er seiner Aufgabe gerecht geworden, welche Mühe — und meistens auch belohnte Mühe — er an die Erhärtung oder Berichtigung der oft kleinsten, kaum über ein Familieninteresse hinausreichenden Thatsachen wendet: man möchte manchmal es vielleicht sogar bedauern, daß soviel schwere Arbeit dem leichten Gespinnst gewidmet worden ist.

Kant's Ruhestätte

befindet sich leider noch immer in einem Zustande arger Verwahrlosung. Der Name Stoa Kantiana läßt eine stattliche Halle erwarten, wo in würdevoller Umgebung die Asche des „Weisen von Königsberg" aufbewahrt wird. Aber wie ganz anders ist der Anblick, der sich dort in Wirklichkeit darbietet. Man trägt billig Bedenken, den Fremden, der dort das Grab des größten Mannes der Provinz sehen möchte, in den unsaubern Winkel zu führen, wo an die Bedeutung des Ortes nichts erinnert, als der kleine, ganz kunstlose Stein, unter welchem einst Kant's Sarg versenkt wurde.

Um diesen Fleck auf der Ehre unsrer Heimath zu tilgen, sind schon vor Jahren durch die Bemühungen des verstorbenen Professor August Müller, der die erste Anregung dazu gab, und des mit ihm thätigen Comités einige Tausend Mark zusammengebracht, auch haben Magistrat und Stadtverordnete Königsbergs sich bereit erklärt, eine erhebliche Beihülfe zu gewähren.

Doch reichen die vorhandenen Mittel noch nicht aus, den erforderlichen Umbau in wenn auch einfacher, so doch anständiger Form herzustellen. Das unterzeichnete Comité hat daher den Plan jenes älteren, aus dem es hervorgegangen, wieder aufgenommen und demselben nur insofern eine veränderte Richtung gegeben, als es lediglich den Umbau der Grabstätte selbst und ihrer Umgebung, nicht der mit Kant nur durch ihren Namen zusammenhängenden Stoa sich zum Ziele setzt.

Wir ersuchen nun unsere Landsleute, durch neue Beiträge uns in den Stand zu setzen, daß wir mit der Ausführung dieses Planes recht bald vorgehen können. Wie Kant bei seinen Lebzeiten der populärste Mann Königsbergs und überall in der Provinz gekannt und verehrt war, so hat sich ja auch die Erinnerung an ihn im ganzen Umfange seiner Heimath in lebendiger Frische erhalten. Wenn daher alle Verehrer des zugleich kühnsten und besonnensten Denkers der Neuzeit, Alle, die ihre Bildung der Universität verdanken, welche einst in Kant ihren ruhmvollsten Lehrer besaß, Alle endlich, die eingedenk sind, daß ein Volk in seinen großen Männern sich selbst ehrt, ohne Verzug mit uns Hand ans Werk legen, so wird es gelingen, der viel zu lange versäumten Ehrenpflicht gegen das Andenken Kants endlich nachzukommen. Von dem Ergebniß der Sammlung wird es abhängen, ob wir den in seinen Grundzügen bereits vorliegenden Plan in mehr oder minder würdiger Weise ausführen können. Beiträge nimmt Jeder der Unterzeichneten entgegen. Quittung darüber erfolgt durch die öffentlichen Blätter.

Königsberg i. Pr., den 18. Mai 1877.

Das Comité für Restauration der Kant'schen Grabstätte.

Alscher. E. Böhm. v. Brünneck. Devens. v. Fahrenheid. Gädecke. Hoffmann, Stadtkämmerer. **Hensche. Paarmann. A. Richter. v. Schmeling. Mor. Simon. Selke. Walter,** Professor. **Zippel.**

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Digitized by Google

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. **Berlin, 20. Juli 1877.** **Nr. 29.**

Inhaltsverzeichniß: Westen und Osten. — Das Surrogat. — Ein Dichterheim.

Westen und Osten.

Die türkische Frage reift allmählig zu dem heran, was sie ihrem innersten Wesen nach ist, zur europäischen Frage. Die Frage in Europa lautet: Selbstbestimmung und darauf beruhende Association, oder Heerdenbewußtsein unter passivem Gehorsam. Nur unter der Fahne dieses Gegensatzes ist die gebildete, westliche, nicht-slavische Welt zu vereinigen; in diesem Zeichen verschwinden alle Unterschiede und aller Hader unter den Nationen des Abendlandes. In diesem selben Zeichen thut sich drohend der Panslavismus auf. Man täusche sich nicht über die freiheitlichen Elemente und Aspirationen innerhalb der slavischen Welt; was diese Elemente anstreben, worauf diese Aspirationen ausgehen, das ist nicht unser aller Freiheit, nicht die Freiheit an und für sich; es ist *ihre* Freiheit, „die Freiheit die sie meinen". Der Ausgleich zwischen der westlichen und der Slavenwelt steht noch weit hinaus. Vor der Hand muß alle Sorge des Occidents dahin gehen, daß seine Entwickelung nicht durch slavische Freiheit an die Kette gelegt wird.

Gegenüber dem Heerdenbewußtsein des Ostens, ob czarisch, ob demokratisch, schwinden die Gegensätze zwischen Deutschland und Frankreich, Frankreich und Italien, dem Continent und England, ihrer künstlichen Hegung und Pflegung bar, zu schillernden Nüancen zusammen, die eher das Bild einer harmonischen Mannigfaltigkeit, als das feindseliger Rivalitäten geben. Auf diese Rivalitäten hatte Rußland gebaut, als es den Plan entwarf, die Türkei vor den Augen Oesterreichs, Deutschlands und Englands zu vernichten und sich selbst, direkt oder durch Vasallen-Vertretung, an deren Stelle zu setzen. Jetzt, wo die erste Etappe des großen Krieges hinter uns liegt, zeigt es sich, daß keine Nachgiebigkeit, kein durch die Finger Sehen der Neutralen hilft, daß der Angriff auf die Türkei ein Angriff auf Europa selbst, sogar auf Europa in seiner heutigen Verfassung ist.

Man hat den Maßstab der Kriegstüchtigkeit und Siegesfähigkeit der Völker so lange und so hartnäckig für den einzig wahren Werthmesser ihrer Existenzberechtigung überhaupt ausgerufen, daß es die betreffenden Herolde nicht wundern darf, wenn ihnen dieser Maßstab jetzt um die Ohren saust. Rußland war die größte Landmacht Europas, zählte 2 Millionen Soldaten, hatte vortreffliche Kriegsschulen, eine for-

midable Artillerie, die zahlreichste Kavallerie, lernte fortwährend im Auslande, in Italien, in Böhmen, in Frankreich. Die Türkei dagegen war verlottert, bankerott an Fähigkeit und Geldmitteln, hatte den Aufruhr in den eigenen Eingeweiden, die Vasallen fielen ab, Montenegro bereitete ihr zweimal den Krieg, Griechenland drohte mit Krieg und Empörung in Thessalien, Epirus, Albanien, Macedonien, auf Kreta. Europa ließ einstimmig die dem Verderben geweihte Pforte im Stich. Wie lange konnte es dauern, so stand die gewaltige russische Armee in Kars und Erzerum, der Kosak tränkte sein Roß bei Trapezunt im Pontus; die furchtbaren Massen mit den ungeheuern Krupp-Geschützen zerschmetterten das Festungsviereck in Bulgarien, die Adler flogen von der Donau nach Philippopel und Adrianopel, um schließlich auf der Hagia Sophia zu Byzanz auszuruhen. Die Türkei „lag zu den Füßen Sr. Majestät", wie einst Ungarn, und russischer Hohn antwortete auf das Zähneknirschen der Magyaren, wie auf die beklommenen Seufzer des an der Leber angefressenen Oesterreich.

Nun aber hat sich gezeigt, daß die verlotterten Türken durchaus nicht kriegsuntüchtig und siegesunfähig sind, daß sie eine mindestens eben so gute Artillerie besitzen und zum Theil besser schießen als die Russen; daß die Unfähigkeit ihrer Generale, selbst eines Mukhtar Pascha, von der Unfähigkeit der Russen, und namentlich eines Loris-Melikoff, weit übertroffen wird; daß die Tscherkessen an Schnelligkeit und Verwendbarkeit es den Kosaken gleich-, wo nicht zuvorthun; daß der Mangel an Kavallerie durch die unbeugsame Zähigkeit und den standhaftesten Schlachtenmuth der Infanterie wettgemacht wird. Es zeigt sich, daß die Russen aus Armenien, welches sie schon zu besitzen glaubten, hinausgeworfen werden, daß ihre sechszigjährige Bewältigung des Kaukasus in Frage steht, daß Abchasien und Mingrelien mit großen Opfern neu erobert werden müssen, und daß der Türke von Batum auf das russische Kutais losmarschirt.

Jenem Maßstabe zufolge sind also die Türken in Asien die Berechtigteren, die Civilisirteren; denn sie sind die Sieger und aus den Positionen, die sie jetzt wieder besetzen und verstärken, wird sie schwerlich der Anwalt der „Christlichkeit" und „Humanität" sobald wieder vertreiben. Gott Mars hat in Asien für die Türken entschieden, und die Folgen dieses Sieges werden durch ganz Turkestan, bis Bochara und Samarkand widerdonnern.

Die Petersburger Lügenfabrik meldet uns, in Armenien seien nur eine Handvoll Leute an der Arbeit gewesen, die russischen Generale hätten sich gegen die Ueberzahl nicht halten können. Wohl, in Rumänien aber standen 300,000 Mann und enorme Nachschübe sind fortwährend unterwegs. Die Donau ist an zwei Stellen überbrückt, gewaltige Heeressäulen wandern durch die Dobrudscha und von Sistowa aus ins bulgarische Land, auf den Balkan zu. Auch hier wieder darf man sich durch den ersten Anprall, durch die Foreirung etlicher Stellungen nicht irre machen lassen. Die Türken sind wunderbar elastisch und sieben bedeutende Festungen sind stets zu ihrer Aufnahme bereit. Der Balkan hat, selbst nach der Erstürmung des Vierecks, nach der Absperrung von Widdin und Nisch, seine eigenthümlichen Haken. Mag man auch von Petersburg aus den kleinen Zwischenfall, daß ein Streifcorps sich durch

einen Balkanpaß durchgeschlichen, zur großen Begebenheit aufblähen, — das beweist höchstens, wie nöthig es ist, der Stimmung in Rußland selber etwas Beruhigendes zu bieten.

Jenseits der Donau tritt der gewaltigen russischen Armee, die gänzlich vom Meere abgesperrt ist, außer den türkischen Heeren ein furchtbarer Feind entgegen, welcher sich in den Mantel der Proviantzufuhr kleidet. Sie müssen nothgedrungen eine ganze Armee spalierförmig zum Schutze der Zufuhr echelloniren. Ihre Brücken sind nicht assecurirt; der tosende Strom, ein paar Brander, ein Dutzend Steinschiffe können diese Brücken vernichten und das ganze Heer in Bulgarien dem Hunger preisgeben.

Die durchaus prekäre Lage der Russen wird und muß sie bald zur Verletzung der Oesterreich zugesicherten Rücksicht treiben, und Oesterreich wird und muß den Uebergang am Eisernen Thore nach Kladowa nicht dulden, nicht dulden die Einmischung der Serben, nicht dulden den Uebergang der Rumänen nach Serbien. Dann tritt die türkische Frage in ihr europäisches Stadium. Die Engländer in der Besikabai haben noch Zeit vor sich, Oesterreich nicht, sobald die serbische Ostgrenze nicht mehr die Demarkationslinie des russisch-türkischen Krieges bildet.

Die Herren Aksakoff u. Cons. sorgen ihrerseits dafür, daß der Handel ein europäischer werde. Sie reichten eine Drohadresse, eine Art panslavischer Petition of rights an die Regierung zu Petersburg. Sie erklären sich höchst unzufrieden mit der Art und den Resultaten der Kriegführung. Sie haben ja den Czaren in den Krieg hineingetrieben, sie führen den Krieg unter seinem Namen. Sie verlangen jetzt fähigere Führer, ohne Rücksicht auf Geburt — demokratisch-napoleonisch; ein anderes diplomatisches Personal, das nicht mit Europa, namentlich mit Oesterreich diplomatisire, Rumänen und Serben loslasse — die panslavische Revolutionirung des Kriegs; ein Centralcomité an der Seite des Reichsraths — Sicherheits-Ausschuß; Abfendung der Garde, des persönlichen Schutzes für Czaren und Demokratisirung der Armee; endlich eine Nationalmiliz — Landsturm, zur Garantie der Forderungen, das Volk in Waffen! Und — man schickt die HH. Aksakoff und Cons. nicht nach Sibirien, verspricht ihnen vielmehr „theilweise" Erfüllung ihrer Verlangen. „Theilweise", das ist der kleine Finger, an dem die ganze Hand hängt.

Wer zweifelt noch, daß wenn nur die Diplomatie Rußlands im panslavischen Sinne geändert, wenn nur die Rücksicht auf Oesterreich aus den Augen gesetzt wird, der türkische Krieg europäisch geworden ist, und daß der Eine volens der Andre nolens hineingerissen wird, ehe er sich umsieht.

Wie bescheiden waren wir doch, als wir Angesichts der türkischen Verfassung bis zum Ende des Jahres 1877 eine Konstitution für Rußland in Aussicht stellten. Ja, langte man mit der Konstitution aus, sie würde morgen gegeben. Aber die Panslavisten haben andere Dinge im Kopfe, sie sind das Triebrad in der europäischen Thurmuhr, deren Zeiger auf weltgeschichtliche Verwickelungen, auf großen Krieg und slavische Revolution, auf einen verderblichen Triumph, oder auf eine entscheidende Niederlage des Slaventhums weist.

Das Surrogat.

Eine Betrachtung giebt es die, wenn man dieser Zeitläufe wieder einmal recht müde ist, absonderlich zu trösten vermag. Es kann wohl noch etliche Jahrhunderte hin währen, aber kommen wird der Tag, da, vielleicht unter den dann nicht mehr „strafenden" Palmen Afrika's, ein Geschichtskundiger von seinen Schülern befragt wird um die Zeiten des Niedergangs in den Barbareskenstaaten Europa's. Und nicht ohne Feierlichkeit wird er ihnen sagen: „Dank sei der Natur, fast Nichts ist übrig geblieben zum Zeugniß jener traurigen Epoche. Vom Pfahlbau der Vorfahren mehr und mehr abwärts gehend, schufen zuletzt die Menschen sich damals ihre Wohnstätten aus zusammengebackner Erde, zusammengebackne Erde, wie ihre Weltreiche, waren ihre Weltstädte, und Schutthügel, gleich Ninive und Babylon, sind sie heute. Ihre Götter und Helden ehrten sie in Statuen, deren Metallgemische sie den ehrlichen Rost sogar erst anlügen mußten und die heute spurlos zerwettert sind. Ihre Maler trugen auf eine Leinwand, die halb keine mehr war, mit einem Oel, das unter der Säure Qualen bleich geworden, in den trügerischen Flammen der Kohlenschachtfarbe Gebilde, die unter dem Sonnenstrahl krank wurden und dahin schwanden. O, und ihre Dichter und Denker! Was ihre Seele in tiefster Forschung, in höchster Begeisterung erzeugt, hätten sie es den Winden gegeben, er hätte im Volksmunde es weiter getragen! Aber sie vertrauten es der heuchlerischen Unsterblichkeit des Papieres an. Ein „Triumph der Industrie" — denn so lobte und pries man solch Beginnen — hatte es damals grade so weit gebracht, dem Papier sein bestes „Surrogat" zu schaffen. Statt der zähen Flachsfaser das Strohhalmgebröckel, statt des milden Zusammenwirkens von Thau und Wind und Sonne die brutal durchfressende Kraft des Chlors, dazu noch die lieblich in die Wagschale fallende Beimischung nichtsnutzigen Schwerspath's — was Wunders dann, wenn in kurzer Zeiten Lauf das Chlor aus dem nun mürben, vergilbenden Gewebe entwich, wenn des Minerales Schwere die letzten paar Fäden darin vollends zerriß, so daß beim Zufassen des Jahrhunderts Literatur in Fetzen auflog! Da war's vielleicht nicht einmal nöthig daß am Ende noch der Coloradokäfer sich ins Mittel legte. Ihr habt von ihm gehört, meine Freunde, von diesem curiosen Scarabäus, den sie erst verbrannt und später heilig gesprochen haben, sintemalen er Mitteleuropa von den Scrophelgliedern und Fuselköpfen, von der furchtbaren Lüge der „Kartoffel als Volksnahrung" befreit hat. Nun, er soll, wie unverbürgte Tradition erzählt, seine Wohlthaten fortgesetzt und, als er kein Kartoffelkraut mehr fand, an das Strohpapier und Papierstroh gegangen sein — genug! wie man auch scharre und wühle in jenen großen Hügeln, die sich einst Kaiserstädte Europa's nannten, von dem was damals Buch, Schrift, Blatt gewesen, ist nichts mehr zu finden, selbst von dem mythischen Manne, genannt Bismarck, den Einige in jene Zeit versetzen, während die Weiseren glauben, daß er um einige Jahrhunderte zurück zu datiren sei, selbst von ihm weiß der breite wendische Erdhügel, der sein Tumulus sein soll, nichts mehr zu erzählen. Wir, Ihr wißt es, haben seit Urzeiten dieser thörichten Kunst entsagt, wir vertrauen daß die Väter auf die Söhne übertragen, was Lehre und Leben ihnen an Gutem und Schönem zu eigen gegeben."

Das mag nun Manchen als ein Scherz erscheinen, auch machen sie sich vielleicht bescheidenerweise nichts daraus, ob und was im nächsten Jahrtausend ein afrikanischer Professor über sie philosophirt, wenn die Sache nur nicht, auch den Bescheidensten unter uns, heutzutage schon so sehr unbequem würde. Man kann vorweg auf alle Bildsäulen verzichten und erfahrenerweise sich darein geben, daß das Familienportrait, und wenn dem Großpapa zehn Ordenskreuze in dauerhaftestem Anilin im Knopfloche prangen, doch zu seiner Zeit in die Kinderstube, in die Mädchenstube, in die Rumpelkammer (wenn dieses gemüthliche Ding in unsrer pauvren Zeit überhaupt noch zulässig ist) wandert, man kann ohne Grausen daran denken, daß 0,9999999 alles dessen, was heute die Druckmaschine ausspeit — und auch Du, gute „Wage"! — spurlos verweht: um die Unsterblichkeit ists uns gar nicht zu thun, aber sehr, gar sehr um die Sterblichkeit! Wir sterben an den Chemikern!

Immerhin schelte man das einen banausischen Schrei. Wir freuen uns wahrlich und empfinden es stolz mit, mit wie kühnem und glücklichem Schritte die Chemie unsrer Zeit den Räthseln der organischen Natur auf den Leib rückt und ihr Stück um Stück ihre Geheimnisse entreißt, aber wir weisen den Hochmuth zurück, der den chemischen Beweis auch zugleich als den physiologischen gelten lassen will, und wir hassen die „praktische" Gesinnung, welche den Zweck der Forschung für erfüllt ansieht, sobald sich nur die industrielle Verwendung dafür bereit findet. Wie ehrwürdig erscheint uns die der Fürsten Habsucht betrügende Alchymie der Goldmacher von ehedem, gegenüber derchemischen Kunst derer die in der Gegenwart lehren, wie in dem Pfennig, der aus des Volkes Nahrung noch gestohlen werden kann, der wahre Stein der Weisen liegt!

Denn auf dies Gebiet, das der Nahrungs- und Genußmittel, wollen wir uns hier beschränken, weil hier die Abhilfe am dringendsten noth thut. Wir wollen davon absehen, wie die Fälschung, der minderwerthige Ersatz in allen Zweigen des Handels und Verkehrs sich eingenistet hat, wie die reine Leinen-, Wollen-, Seidenwaare fast nicht mehr zu haben ist, wie kein Handwerk mehr frei sich hält von Surrogaten und Kunstgriffen, die der frühern Solidität nicht mehr entsprechen — und wie all diese häßlichen Künste um so eifriger sich zeigen, je weiter hinunter ins Volk der Bedarf sich verbreitet.

Da darf man denn zunächst nicht mit geschlossnem Ohr bei der Frage vorübergehn, woher doch grade in der gegenwärtigen Zeit diese Klage so laut sich erhebt? In einer sehr interessanten, mit rechter Liebe zur Sache und rechter Kenntniß der Sache abgefaßten Schrift, die wir durch diese Zeilen verbreiten helfen möchten*), finden wir darauf eine unsers Bedünkens zutreffende Antwort.

„In der positiven Staatsgesetzgebung, sagt Bresgen, wirken unabänderlich mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes zwei entgegengesetzte Kräfte, eine centrifugale und eine centripetale. Es kommt auf die Entwickelungsperiode, in welcher sich gerade die bürgerliche Gesellschaft befindet, im großen Durchschnitte einzig und allein darauf an, ob

*) Der Handel mit verfälschten oder verdorbenen Getränken, Eßwaaren, Medikamenten u. s. w. Eine criminalpolitische Studie von Herm. Bresgen Landger. Assessor in Trier. Selbstverlag.

die eine oder andere Richtung die vorherrschende ist, welche präponderirende dann der Zeit in unverwischbaren Zügen ihr ureigenes Bild durch die Gesetzgebung aufdrückt.

Die centripetalen Kräfte hatten sich zuerst in Frankreich ausgewirthschaftet und überlebt; an die Stelle der strengen, omnipotenten Staatsordnung, der souveränen, den Einzelwillen nicht respectirenden, politischen Institutionen trat die vollständige Entfesselung der Rechte des Individuums; es gab eine Constitution der Menschenrechte, welche unveräußerlich erklärt wurden im schroffen Gegensatze zu den Rechten des Staates, welche dieser auf die individuellen Leistungen und Pflichterfüllungen der Bürger für das allgemeine politische Ganze zu machen hatte. Es war die Abspiegelung des rieseumäßigen Kampfes zwischen Freiheit und Ordnung. In Deutschland vollzog sich dieser Prozeß etwas später; dahingegen aber auch weit ruhiger und glücklicher. In England nahm die Bewegung noch früher, als in Frankreich ihren Anfang, jedoch auf einem anderen, nämlich dem wirthschaftlichen, anstatt dem rein politischen Gebiete. Die Theorie von Adam Smith und die hiervon abgeleitete Fundamental-Lehre der National-Oekonomie, die jetzt noch starke Wellen wirft, ging davon aus, daß die Thätigkeit, die Arbeit des Individuums frei und von jeder hemmenden Beschränkung entfesselt sein müsse, damit durch den Egoismus und die Reibung der Einzelnen der höchstmögliche Reichthum des Landes erzielt werde.

Zur Erreichung dieses Zweckes war es unvermeidlich, daß die Ansprüche des Staatsganzen an das Individuum herabgestimmt werden mußten. Die Freimachung des Individuums bedingte die Loslösung von einer ganzen Reihe bestehender Verpflichtungen dem Staate gegenüber.

Daher die Praxis des „laisser faire, laisser passer“ und die unvermeidliche Folge, ein sich mehrendes centrifugales Streben der einzelnen in und mit dem Staate stehenden und fallenden Kräfte. Der Gemeingeist wich immer mehr dem isolirenden, brüsken Egoismus, der Engherzigkeit in der Auffassung und Würdigung öffentlicher Interessen, dem fast exclusiven, privaten Erwerbstriebe mit consequenter Abstumpfung aller edlen Schwungkraft der Begeisterung für die höheren ideellen Zwecke der Menschheit und die uneigennützige Förderung des gesellschaftlichen Allgemeinwohls. Eine der mannichfachen bösen Früchte der individuellen bürgerlichen Freiheit ohne festen, veredelnden Halt und innigen Zusammenhang mit den sittigenden Strebungen des Ganzen reifte an dem zumeist angefressenen Baume der Industrie und des Handels. Nicht der weitschauende, noble Geist einer tief und breit angelegten verinnerlichten kaufmännischen Bildung, sondern die ekelhafte Carrikatur einer feilen, schmutzigen Krämerseele ist das traurige Bild, welches sich uns entrollt, wenn wir die Annalen der Geschichte aufblättern, in denen die letzten Jahrzehnte auf eine unsaubere Fluth von Täuschungen, Betrügereien und Fälschungen auf dem Gebiete der Fabrikation, wie des Handels aller Genuß- und Nahrungsmittel mit dem Stentorrufe um endliche Remedur eindringlich hinweisen. In Belgien, Frankreich und England hat namentlich der neuerwachte Eifer in der öffentlichen Gesundheitspflege schöne Resultate bereits aufzuweisen; in Deutschland sind die dahin gerichteten Stimmen noch sehr vereinzelt und leider noch Rufe in der Wüste. Aber Abhülfe thut dringend Noth. In der Mehrzahl der Fälle

concurrirt zwar keine direkte Gefährdung der Gesundheit, aber eine bewußte, eigennützige Täuschung des Publikums, welches nach unseren modernen Staatsordnungen darauf angewiesen ist, in der Industrie und im Handel die nach Civil- wie Criminal-Recht gesetzmäßige Grundlage des ganzen Standes, Treu' und Glauben, Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit anzuerkennen und zu respectiren. Auf der Voraussetzung der permanenten Existenz dieser eigentlichsten Lebensbedingung des öffentlichen Handelsverkehres ruht das privilegirte Recht des Kaufmannsstandes bis zur eigenen Wahl ihrer Gerichte aus dem Kreise der Notabeln. Selbst das Vertragsrecht aller civilisirten Staaten kann dieser unverbrüchlichen Basis nicht entrathen. Um so nothwendiger ist es heutzutage, wo die centrifugale, atomistische Strömung der Individuen, wie wir aus der Neubildung und dem Leben der wirthschaftlichen, geselligen, wissenschaftlichen und politischen Associationen deutlich erkennen können, im Abnehmen begriffen ist und das Bedürfniß, welches sich auch in der Gesetzgebung bereits praktisch geltend gemacht hat, überall lebendiger hervortritt, privates und öffentliches Interesse in harmonischen Einklang zu bringen und das weit umher wuchernde Lug- und Trug-System im Handel, den Raub des im öffentlichen Verkehre unentbehrlichen Vertrauens durch wirksame Strafen mit aller Energie zu reprimiren."

Es will uns scheinen, als wenn mit diesen Worten unseres Autors der Uebelstand weit tiefer aufgefaßt wäre als von denen die im Nachklange des Reuleaux'schen Satzes nur einem niedern Stande unsrer industriellen Bildung, einem falschen Verständniß der Concurrenz die Schuld an diesen Erscheinungen zuweisen, sowie andrerseits die Auffassung uns richtiger erscheint, als diejenige, welche kurzweg die Verderbtheit des jetzigen Menschengeschlechtes anschuldigt. Die erste Fälschung, die — unwillkürlich, unter dem Drucke der mächtigen Zeitströmung — begangen worden, ist die der Smith'schen Lehre. „Was die Freigelassnen betrifft, so waren sie stolz auf ihr Recht, Menschen zu sein, und persönliche Selbständigkeit, nicht Bürgerthum war ihr Ideal", sagt, mit obiger Ausführung wesentlich übereinstimmend, Bruno Bauer in seiner neuen Schrift („Christus und die Cäsaren" S. 253) da wo er von dem Zerfall des römischen Reiches spricht. Und so ist auch, in Deutschland wenigstens, die Manchesterlehre, jene centrifugale Entartung, auch nur Lehre der Freigelassnen, nicht der Freien. Das klassische Wort für die Abdication des Staates hat im deutschen Reichstage einst Herr Delbrück gefunden, als er auf die Klagen darüber, daß der Staat dem Börsenunfuge so still zugesehen, erwiderte: „Die Dummheit der Menschen kann die Regierung nicht verhindern" — ein Satz, der um so drastischer wirkt, wenn man sein Vorbild kennt: es findet sich in Boz's little Dorrit im zweiten Bande, es lautet: „Wenn Leute durchaus ruinirt sein wollen, nun so können wir nicht anders" und ausgesprochen wird es von dem Lord im — „Nasführungsbüreau".

Aus der allgemein-historischen Entwicklung erklärt es sich ja auch am leichtesten, wie bornirt und frivol einsichtige brave Männer werden können, wenn es sich darum handelt, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu erörtern. Sie geben ihm, soweit sie es nicht umgehen können (man denke doch nur an die allgemeine großartige Defraude, die z. B. an der Einkommensteuer verübt wird), ihre Steuern, sie geben ihm, wenn

er sie holt, ihr Blut — aber nun incommodire er sie nicht weiter, sie wollen ihn ja auch nicht weiter incommodiren. Selbst über das Modewort „reichsfreundlich" lächeln sie unter vier Augen, von dem alten, ehrlichen, freilich auch viel tiefer greifenden Begriffe des „Patriotismus" haben sie keine bestimmte Vorstellung mehr. Traurig genug ist's.

Auch nach einer zweiten Richtung ist die Bresgen'sche Ausführung maßgebend, sie weist auf den Weg der Hilfe, indem sie daran erinnert, daß auch der freieste Handel in gewissen Grundbedingungen dem Staate verpflichtet ist. Und hier allerdings schlägt, wenn wir zu unsrem Thema zurückkehren, ein zweiter Klageruf an unser Ohr: Wir sterben an unsern Juristen!

Sie streiten sich um den Begriff des „Verfälschen" und können — ein sehr altes Leiden — über die Definition von „Gift" nicht einig werden und im Schatten dieser Zweifel gedeiht üppig und sicher jeder Mißbrauch, selbst der verbrecherische. Herr Bresgen hat beide Punkte sehr eingehend erörtert, theoretisch-juristisch sowohl durch die Controversen deutscher Rechtslehrer und parlamentarische Debatten, als auch durch den fast durchweg für die deutschen Verhältnisse zum Nachtheil gereichenden Vergleich mit der einschlägigen Gesetzesgebung des Auslandes, sodann aber auch praktisch durch einen Auszug aus den Verhandlungen, die über einzelne hierhergehörige Fragen bei den betreffenden Behörden gepflogen worden sind. Ausführlich bespricht er, wofür ihm das reichste Material vorlag, die Frage wegen der Weinbearbeitung nach Gall, Chaptal, Petiot, wobei denn allerdings in den Aeußerungen von Männern wie z. B. von Babo, oder in Gutachten wie dem des Karlsruher Professor Neßler die crassesten Beispiele dafür gegeben sind, wie weit in die Grundbegriffe des Rechts schon die Verirrung geht. Grade bei diesem Stoffe, wo die Verfälschung sogar als Verbesserung aufzutreten versucht und auch ihre Gläubigen dafür findet, wo andrerseits die Consequenz sich nicht gescheut hat, bis zu öffentlichen Anpreisungen vorzuschreiten, die, wie die des Herrn Dochnahl, die Fabrikation von Wein ohne jeden Zusatz von Wein „tausend Liter für noch nicht 50 Thaler" lehren, da war es allerdings der Mühe werth, bis an die Spitze der Verwaltungsbehörden das Urtheil zu verfolgen. Hätte Herr Bresgen einen Stoff, der wenigstens für unsere nördlicheren Landestheile noch ausgedehnter als Volksgenußmittel zu betrachten ist, also z. B. das Bier in gleicher Weise seiner Erörterung unterzogen, so würde er eine nicht minder große und mannigfaltige Kunst der „Bearbeitung" und eine ebenfalls sehr wenig verhüllte Offenheit über diese Praktiken zu verzeichnen gefunden haben, aber auch noch nicht einmal einen ernsthaften Versuch, diese Fragen vor irgend ein zuständiges Forum zu bringen. Herr Bresgen setzt seine Hoffnungen auf ein Reichsgesundheitsamt, das ja inzwischen eingerichtet worden ist, aber er schlägt einige Schwierigkeiten, die demselben begegnen, zu gering an.

Zunächst wird, wie er ja selbst klar dargelegt, eine unzweideutige Fassung der Gesetze, die hier in Betracht kommen, zu erzielen sein, und das möchte bei dem Reichstage, so lange dessen sog. liberale Parteien, also die Majorität, der Lehre von Manchester stramm anhängen, seine großen Schwierigkeiten haben. Ferner überschätzt Herr Bresgen die wissenschaftliche Macht der genannten Centralbehörde. Er selbst geißelt

ja so richtig die Prätension, als ob eine vollständige Harmonie und Identität von künstlichen Surrogaten und Naturprodukten herzustellen sei, dieselbe Grenze aber, die sich der Chemie in der Nachahmung entgegenstellt, findet sie auch bei der Prüfung. Und auch mit dem Mikroskop ist es noch lange nicht so weit in der souverainen Sicherheit seiner Aussagen, zumal bei organischen Stoffen, daß sich Urtelssprüche stets darauf gründen ließen. Endlich schlägt er den gewaltigen Gegendruck zu gering an, den die in ihrem bisherigen Betriebe bedrohten Industrien versuchen werden, vielleicht nicht bei den Central- und Oberbehörden, aber um so sicherer bei den Verzweigungen der Executive. Mit diesen Reservationen sei schließlich Notiz gegeben von den Reformen, welche Herr Bressgen in Vorschlag bringt:

„Man darf sich, sagt er, mit der Strafbarkeit der Fälle nicht begnügen, in welchen im öffentlichen Handels-Verkehre von vorneherein die böse Absicht vorliegt, zur Erlangung rechtswidrigen Gewinnes vermittelst raffinirter, verdeckter Täuschungen das kaufende Publikum auszubeuten. Es ist vielmehr absolut erforderlich, dem Handelsstande die im Grunde völlig selbstverständliche Verpflichtung auch durch positives Gesetz aufzulegen, nur Aechtes für Aechtes, nicht aber Unächtes für Aechtes, überhaupt kein quid pro quo durch Anwendung arglistiger Kniffe zu verkaufen. Denn er ist, gegenüber dem kaufenden Publikum, durch die ihm unverbrüchlich obliegende Pflicht der strengen Wahrung von Treu' und Glauben und durch das Gefühl für Ehre darauf hingewiesen, und vermöge seines Gewerbes darin vorzugsweise geübt, seine Waaren vor der Beschaffung auf die Aechtheit zu prüfen.

Um jede Mißdeutung fortan auszuschließen, will ich sogleich hinzufügen, daß nach den jetzt noch durchgehends geltenden Anschauungen, welche auch ihre Spiegelung in dem oft citirten Beschlusse des Trierer Oenologen-Congresses gefunden haben, dem Handelsstande gesetzlich nicht verwehrt werden soll, auch unächte Waaren aller Art, mit Ausnahme von Giften und bestimmten Medikamenten, frei und unbeschränkt zu verkaufen, unter der einzigen Voraussetzung, daß sie als solche von dem Verkäufer im Voraus deklarirt sind. Es mag indessen noch ein volles Menschenalter dahin rollen, bis die erstarkte öffentliche Gesundheitspflege in Deutschland ihre Lehren so tief und breit in die Adern des Volkslebens ausgegossen hat, daß es unmöglich wird, Parlamentsmitglieder zu wählen, die nicht mit Nachdruck und Zähigkeit die Sanitätsinteressen des Volkes, namentlich auch in dem öffentlichen Waarenverkaufe, mit drakonischer Strenge vertreten.

Geht man von jener erbreiterten Grundlage aus, so muß zur Herstellung des richtigen Causalnexus in der correlaten Verantwortlichkeit der Kaufmann das Prüfungs- und Ermittelungs-Verfahren für die Feststellung der Eigenschaften seiner feilzubietenden Waaren als inhärente Verpflichtung seines Standes und Gewerbes übernehmen, da das Publikum nicht in der Lage ist, die durch feine Künste verheimlichten Mängel der unächten Waaren sofort constatiren zu können, namentlich die arme plebs, Arbeiter und Handwerker, unmöglich mit einem Reagenzkasten hantiren können, überdies aber auch weder überflüssiges Geld haben, solche Anschaffungen zu machen, noch die Analysen von Apothekern oder Chemikern machen zu lassen.

Es ist deshalb bei denjenigen Waarenstoffen, welche nicht dolo malo „verfälscht" sind, sondern nur „Beimengungen" zu trockenen Stoffen und „Beimischungen" zu flüssigen Gegenständen erhalten haben, die an sich nicht gesundheitsgefährlich sind, aber dem Käufer verschwiegen werden, strikte daran festzuhalten, daß im Handels-Verkehre Treu' und Glauben wieder zu Ehren gebracht werde, daß jeder Käufer erfahre und wisse, was er gekauft hat, damit er sein Wollen und seine Zweckbestimmung auf einer solchen bestimmten und festen Grundlage zu seinem und Anderer Wohle auch in der Lage und Möglichkeit ist auszuführen. Allerdings liegt es auf der Hand, daß „die Verfälschungen" weit strenger zu bestrafen sein werden, als die verschwiegenen einfachen „Beimengungen", beziehungsweise „Beimischungen"; denn diese würden zu den „Uebertretungen" zu zählen sein. —

Dieser Fundamental-Neubau ist aber nicht unter Dach und Fach zu bringen, wenn man nicht den kategorischen Willen hat, die offen zu Tage liegenden und, weil sie festen Bedürfnissen entspringen, mit unwiderstehlicher Gewalt an die Bundeslade der Gesetzgebung anpochenden Interessen der öffentlichen Gesundheitspflege durchaus zu befriedigen und ihnen rundum gerecht zu werden. Ein Reichsgesundheits-Amt können wir nicht länger mehr entbehren. Eine solche Institution wird nach ihrer Natur und ihrem Zwecke um so wohlthätiger und segensreicher wirken, je weitere und dabei gleichwohl intensivere Spannung der sanitären, circumspektiven Thätigkeit eintreten muß; die hohen Aufgaben derselben sind in dem gegenwärtigen Entwickelungs-Zustande unserer Bevölkerung leicht erkennbar; namentlich dürften sie in den städtischen Centren den Landesbehörden ohne Directive einer Reichs-Oberbehörde mit Aussicht auf gebührenden, raschen und ausgedehnten Erfolg zur selbstständigen Lösung dauernd gewiß nicht anzuvertrauen sein. Sollten Bedenken aus der Reichsverfassung mit allseitigem guten Willen nicht zu begleichen sein, so ist mit einem „Aufschieben" keineswegs gedient, sondern das „Aufheben" des hinderlichen Passus, je eher, je besser, muß dann die einzige Losung sein. Ich bin nicht berufen, den ganzen Rahmen, in welchem die öffentlichen Gesundheitsbeamten künftig zu rangiren haben würden, detaillirt auszufüllen; für meinen Zweck genügt vollkommen die Bemerkung, daß in jedem Kreise anstatt eines Kreisphysikus drei öffentliche Gesundheitsbeamte, und zwar meines Erachtens als Collegialbehörde, instituirt werden müssen, nämlich ein Arzt, als Kreisphysikus und Vorsitzender, ein Chemiker, der auch unter den Apothekern gewählt werden kann, und ein Mikroskopiker, welcher Arzt, Chemiker, Botaniker oder Zoologe u. s. w. sein mag. In jedem Kreise werden sich drei solcher Kräfte finden lassen; natürlich dürfte bei dem Studium der Mediziner künftig ganz besonderer Werth auf die Uebung im Mikroskopiren zu legen sein.

Der Eifer hierzu möchte bei den Studirenden unter Anderem auch dadurch anzufachen sein, daß besonders geprüfte Mikroskopiker in erster Reihe bei den Anstellungen in dem Kreis-Medizinal-Collegium zu berücksichtigen wären.

Dieser Behörde wird es gesetzlich obliegen müssen, auf Ansuchen der Handelsleute, sowie auch des consumirenden Publikums Analysen der ihr zur Untersuchung vorgelegten Waaren zu machen und über das

Ergebniß Atteſte auszuſtellen, wogegen ſie eine durch Geſetz fixirte Geldgebühr zu beanſpruchen hätten. Damit aber Niemand von dieſer Wohlthat ausgeſchloſſen werde und das Strafgeſetz ſeine Wirkungen auch gerade in jenen den Betrügereien am meiſten ausgeſetzten Schichten der armen Bevölkerung wohlthätig entfalten könne, muß der Fall ebenfalls vorgeſehen werden, daß einem armen Manne ohne Zahlung der tarifmäßigen Gebühr eine Waaren-Unterſuchung von Amtswegen zu gewähren iſt. Die Reſultate der vorgenommenen Analyſen ſind jährlich oder halbjährlich in einem dazu ſpeziell vorbeſtimmten Fachblatte von der Medizinal-Behörde zu veröffentlichen.

Durch alles Dies würde den zart und weitſchichtig veräſtelten Saugwurzeln des zähen Giftbaumes infamer Täuſchungen neue Trieb- und Lebenskraft noch nicht vollſtändig unterbunden. Früher aber darf der Forſcherblick nicht raſten, als bis er das Mittel erſpäht hat, wie dieſer Baum bis in ſeine letzte Zelle auszutrocknen und dürre zu machen iſt.

Ich habe lange gegrübelt und glaube auch ein wirkſameres Mittel gefunden zu haben; aber ich hege die ſtille Hoffnung, daß Andere doch noch energiſchere und durchgreifendere Mittel entdecken werden, ehe die geſetzgebenden Faktoren ihr Verdikt abgegeben haben. Ich denke an die Reorganiſation der Medizinal-Polizei bezüglich des Kreiſes ihrer Befugniſſe, in welchem ſie ſich jetzt bei Erforſchung von Waarenverfälſchungen, der Einleitung der polizeilichen und gerichtlichen Unterſuchung, ſowie der etwaigen ſpäteren Execution gleichſam, wie in einer Zwangsjacke, bewegen muß.

Vorhin habe ich ſchon bemerkt, daß von den niederen Polizeibehörden, Hülfsbeamten der gerichtlichen Polizei, blutwenig in fraglicher Branche zu erwarten iſt; die Erfahrung beſtätigt dies Urtheil vollauf. Es muß deshalb das Geſetz der Kreismedizinalbehörde das ſelbſtſtändige Recht zutheilen, nicht blos präventiv als Verwaltungs-Polizei, ſondern auch repreſſiv als Hülfsorgan der gerichtlichen Strafverfolgung und Vollſtreckung cumulativ wirken zu dürfen, alſo insgeſammt die Initiative zur Conſtatirung einer Waarenfälſchung unabhängig von den anderen Polizeibehörden zu ergreifen, jeder Zeit, wo das Betreten einer Wohnung den Polizeibeamten überhaupt geſetzmäßig zuſteht, Einſicht von den im Verkehre feilgebotenen Waaren zu nehmen, auch Proben zur Analyſe aufzuheben.

Sollte ſich ergeben, daß die Waaren nicht geſundheitswidrig verfälſcht ſind, ſo hat die Medizinalbehörde aus einem zu dieſem Zwecke beſonders zu dotirenden Fonds die werthentſprechende Vergütung für die mitgenommenen Proben zu leiſten.

Bei der Wegnahme der letzteren hat die Behörde eine Beſcheinigung über die Anſichnahme des betreffenden Gegenſtandes auszuſtellen. Das Medizinalcollegium muß auch die Befugniß zugetheilt erhalten, die Strafverfolgung bei Gericht zu beantragen und bei der Execution eines desfallſigen Urtheils mitzuwirken, insbeſondere wenn es ſich darum handelt, über die confiſcirten verfälſchten Waaren ſachgemäße weitere Verfügung zu treffen, inſofern der Modus nicht ſchon durch Richterſpruch feſtgeſtellt iſt.

Alle Verurtheilungen, die nach Inhalt des § 41 oder eines Special-Paragraphen gleichen oder analogen Inhaltes im deutschen Strafgesetzbuche ergehen, sind unter die Executive der neu zu instituirenden Medizinalbehörden zu stellen.

Zweckmäßig würde es dann auch sein, um Collisionen mit den übrigen Polizeibehörden zu vermeiden, Vorsorge dahin zu treffen, daß diese auf rechtmäßiges Ersuchen der zuständigen Medizinalbehörde verpflichtet sind, ihr bei der Inquisition, wie Execution hülfreiche Hand zu leisten."

Ein Dichterheim.

In einem bekannten Unterhaltungsblatte wurde jüngst ein berühmter Schriftsteller der neuesten Zeit von einem Collegen biographisch gefeiert. Der fing's gründlich an. Am Fuße der Treppe schon wetzte er seinen Kothurn, Stufe für Stufe pries er glücklich, wie über sie hinaufwandle die Elite des Geistes und der Gesellschaft, oben war ihm schier der Athem ausgegangen, aber auch die Begeisterung.

Ein Gegenbild! Auch ein Dichter, vielleicht selbst noch der neuesten Zeit! Trateſt Du zu ihm in die stattliche Wohnung und Euer Gespräch wurde warm, so sagte er Dir wol: Kommt mit hinauf, ich möchte hören, wie Euch meine Arbeit gefällt! Und dann gings viele Treppen aufwärts in das Dachstübchen, das Poetenstübchen und da hing die Wand voll Erinnerungen an vergangene glückliche Zeit und das Herz ging ihm auf.

Den Einen suchst Du in der Gesellschaft, der Andre sucht Dich außer der Gesellschaft, daheim läßt sich der Dichter nicht finden.

Nicht als ob das nur neuerdings so wäre; nicht als sollten jene Beiden besondre Specimina darstellen: sie mögen sich an der bescheidnen Rolle genügen lassen, hier nur als Atlanten, als sehr prächtige Eingangssäulen zu dienen zu der einfachen Schwelle, die wir nun überschreiten wollen, den Dritten, auch einen Dichter, im Dichterheim aufzusuchen.

Tief im Grünen steckt das Haus, die Rebengewinde gehn im Garten von der oberen Terrasse zur untern und ziehn sich von dort am Schweizeranbau um das mächtige Kruzifix, den Ueberrest eines säcularisirten Klosters, herum bis zum Söller hinauf. Aus den Blumen des Gartens ragte die Kugelakazie hervor, ein damals für die Gegend neues Gewächs und besonders wunderbar zur Zeit der Blüte, wo sie zur Erhöhung der Pracht und zum starren Staunen der Welt überdem mit Feuerlilien besteckt ward. Die Wunderlichkeit fehlte auch nicht, wenn es in den Gemüsegarten ging, da krochen Gurken der abenteuerlichsten Form über den Boden, oder sie waren Springgurken und platzten, wenn sie berührt wurden, auch Kürbisse fanden sich die, wenn sie besonders groß gerathen, ausgehöhlt und Abends von innen beleuchtet wurden, was den braven Leuten des Ortes, die ohnehin der Meinung waren, daß der Garten früher ein Kirchhof gewesen, zu erbaulicher Unheimlichkeit gereichte, und den Eigenthumsverächtern zu so eindringlichem Schreck, daß nie dort ein Diebstahl versucht ward. Nicht minder seltsam war die Hausgenossenschaft höhern Ranges: das weiße Kätzchen, das seinen Lieblingssitz

im Stalle auf dem Rücken des alten Rappen hatte; der Storch, ein hitzköpfiger gefräßiger alter Herr („er verschlang einst nacheinander fünf Ratten, so daß ihm der Schwanz der letzten noch aus dem Schnabel heraussah"), der mit dem zahmen Falken in Erbfeindschaft lebte, bis sie einmal gemeinsam das hölzerne Gitter des Hühnerstalls aufbrachen und die jungen Hühnchen zusammen verzehrten; Fritzle der Marder der zwar in herzlicher Anhänglichkeit mit den Kindern des Hauses sich im Grase wälzte, aber dabei seine Diebeshöhle unter dem Dache hatte, in die er einst auch der Köchin Gebetbuch geschleppt; der weise Rabe Niclas endlich, Liebling der Stadt und Gemeindespitzbube, der aber, als er einst in dem Amtszimmer des Stadtschultheißen sich ungebührlich betragen, das in der Carolina nicht vorgesehene Verfahren des Halsumdrehens über sich ergehen lassen muß. Auch unter den Familiengenossen scheint der Schrägbalken unter der Kappe zur Capitelsfähigkeit nothwendig zu sein: so Adam, der im Gehen und Stehen geistliche Lieder singt, „er lebte ganz mit der Natur, aber arbeiten wollte er nicht, nur spielen und singen"; weil er einst die Ansicht geäußert, die Zügel des Pferdes seien dazu da, um ihm, wenn er vom Bock gefallen, wieder aufzuhelfen, wird ihm die Leitung des Wagens anvertraut, später löst ihn der Todtengräber ab und der Vater freut sich an der Spitzrede daß der Doktor des Ortes den Todtengräber zum Kutscher habe. „Es war (so erzählt die Tochter, indem sie von Adam spricht) für uns nichts Außergewöhnliches, einen solchen Menschen um uns zu haben, der Vater hatte eine besondere Anziehungskraft für solche Kranke und beinahe immer waren auch derartige Gäste bei uns. Dieselben lebten mitten unter uns und in fortwährendem Verkehr mit uns. Es kam oft vor, daß Besuche keine Ahnung hatten, daß sie in Gesellschaft eines in gelindem Wahnsinn Befangenen am Tische saßen, bis irgend eine That oder eine Aeußerung des Betreffenden sie darauf aufmerksam machte. Der Vater hielt den Umgang mit Kindern für das Beruhigendste bei derartigen Kranken und oft mußten wir dieselben auf ihren Spaziergängen begleiten oder uns mit ihnen in ihrem Zimmer unterhalten. Das war aber kein Zwang für uns, es gab sich Alles von selbst und kam uns ganz natürlich vor. Wir lernten unbewußt in die Ideen der Kranken eingehen und machten keinen Unterschied zwischen ihnen und gesunden Menschen". Ist es nicht, als hörte man den Vater sagen: Laßt sie im Kleinen üben, sich einst mit dem großen Narrenhaus vertragen?

Von dieser Staffel ist's leicht, zu einer noch eigenthümlicheren Art von Hausgesinde überzuspringen, zu den Hausgeistern. Mit diesem lustigen Völkchen agirte nun Justinus Kerner — denn daß wir von ihm sprechen, hat der Leser wohl längst gemerkt — etwas anders, als das heute in den Spiritistenconventikeln Mode ist. Was sich heute in England, Amerika, auch in Deutschland schon, herbeiläßt durch Hülfe eines „Medium" mit einer geistesfürchtigen Gesellschaft zu verkehren, das ist durchweg ein so einfältiges, zu den plumpsten Offenbarungen nur fähiges Gesindel daß man, bei allem Glauben an sie, doch nur zu dem Schluß kommt: das „Geisterreich" sei unter den Manifestationen der Natur ganz untergeordneten Ranges, es bezeuge nichts als ein Weiterleben von Seelen, die diesseits mit dem Körper nicht Schritt gehalten und nicht ausgelebt hätten, es sei eben ein Fortleben, wie das des zerschnittenen

Regenwurms, bei dem ja auch das Zuklappen der Parzenscheere nur bedeutet, daß er früher in drei, jetzt in einer Windung sich fortbewegt. Mit diesem Gesindel, das nicht todesfähig ist, weil es nicht lebensfähig war, gehen nun komischerweise gelehrte, ja selbst gescheite Leute, zumal in England, um, nicht wie mit demi monde, sondern wie mit Ladies. Wie anders unser braver Kerner! Er gönnte ihnen nicht die Ehre sie zu fürchten und sie etwa mit Exorcismen zu bedräuen, noch weniger aber fuhr er säuberlich mit diesen unbequemen zudringlichen Insassen ab; giebt es im „Zwischenreich" eine Gesindeordnung, so hieß es gewiß: die Geister hattens schlecht bei ihm. Aber er hatte Geduld mit ihnen.

Nach all den Vorstufen nun ins Haus selber. Es ist oft recht voll. Da kommen die Dichter von nahe und fern, ihn zu begrüßen, da haben sich — zumal in den Jahren der Seherin von Prevorst — die Liebhaber an diesen „Nachtseiten der Natur" eingefunden, da wandert manch jung Studentenblut zu, des lieben Sängers Melodien im Kopf und vielleicht ein paar eigne Reime still im Herzen und sie Alle sind willkommen, sie Alle setzen den Fuß unter den stets gastlichen Tisch, ihnen Allen spricht die liebmütterliche Hausehre: So nehmet doch, aber auch recht! „Recht mußte Alles bei ihr sein: das sprach ihr ganzes Wesen aus". Und er, der freundliche behäbige Mann mit dem schalkhaften Lächeln und drüber dem schönen dunkeln Auge, — Ihr hättet lange warten können, ehe er etwa das bekannte Büchlein in Goldschnitt aus der Brusttasche geholt und den Teller von seinem Platz geschoben hätte! Die Gäste lockte er mit freundlicher Frage, bis die Schüchternsten, Fremdesten Muth und Lust bekamen, recht frei heraus zu reden und zu plaudern. Dann brachte er wol einen Brief seines Theobald, der Absonderliches von Clemens Brentano aus dessen letzter Lebenszeit berichtete, oder er gedachte in trüber Freude des abwesenden Freundes, Lenau's, über dessen Haupt wol damals schon des Freundes und Arztes Auge die düstern Wolken heraufsteigen sah, die uns später den einsamen Stern verhüllten. Dann ging es auch hinauf, wo des Freundes schönes großes Bildniß sich befand und so manche Curiosität und Zierrath als Liebeszeichen aus weitesten Kreisen zu beschauen war und wenn das halbgefüllte Vexirglas — damals etwas Neues — den Einen oder Andern geneckt hatte, so war die frohe Stimmung wieder da und in ihr führte er die Gäste hinauf zur Burg, die hinter dem Hause lag und ihm ihre Erhaltung verdankte. In der Thurmrunde sausten die Windharfen und wäre Einer gewesen, dem noch nie der Poesie Hauch über das Herz gegangen, hier wär er mit den Andern still geworden und hätte das Augenblicksbild des horchend sinnenden Dichters nimmer vergessen. Und wenn er den scheidenden Gästen zum Angedenken aus den Mauertrümmern einige Steinchen, manchmal ein Achat- oder bunter Marmorsplitter darunter, herausgelöst hatte — in den Goldreif gespannt, brachte man der Geliebten gern die Erinnerung an die „Weibertreu" — so ging es in herzlichem Scheiden von dannen und Sonnenschein war's auf allen Wegen. Das war der Dichter im Hause, seinem Gedicht!

Wie lahm doch die Feder ist, wenn sie zu sagen versucht, welch ein Odem des Märchens da waltete, des rechten Hausmärchens, in dem Alles beseelt ist in unbewußter Poesie! Meister Strauß hat's mit der Schilderung gewagt, und wahrlich in erprobter Kunst, und Gust. Pfizer

hat der Aufgabe ein inniges Gedicht gewidmet, aber wer's erlebt hat, schüttelt doch leise den Kopf. Nun ist's doch Einer geglückt, dem Dichterkinde.

Des Dichters erste Tochter, sie, jetzt selbst eine Matrone, die des Lebens Freud und Leid auch so „recht" durchgekostet, nun steigt ihr als sanftester Trost die Kinderzeit wieder herauf. Rosa Maria ward sie genannt nach Kerner's Freundin, der Schwester Varnhagen's und Uhland hat ihr das Wiegenlied: „Auf das Kind eines Dichters" gesungen. Und „prophet'sche Worte" sind das gewesen, denn ein Gedicht ist ihr Leben, soweit sie es hier uns erzählt,*) auch gewesen. Der Unsegen, der auf Dichterkindern sonst zu ruhen pflegt, hier ist er zum glücklichen Gegentheil geworden und es wäre auch ein Wunder, hätte es anders werden wollen. Denn welche Fülle pädagogischer Weisheit, die bewußt und unbewußt über den Kindern gewaltet hat, — wir haben oben eine wörtliche Probe davon gegeben — liest sich aus dem Buche heraus, wie natürlich stellt sich hier das freieste Entfaltenlassen aller guten Anlage dar! Aber wir haben zunächst von des Buches erster Hälfte zu sprechen: die Tochter, die den Vater liebt und mit den Augen des Vaters die Mutter liebt, setzt aus den Briefen und Gedichten das Liebesleben der Eltern zusammen. Das wird nun die heutige Welt vielleicht nicht mehr recht verstehen, aber die Wahrheit und Innigkeit fühlt man in jedem Pulse. Ein Brief, ein aufgelöstes Gedicht, das den ganzen Kerner giebt, spreche für das Andre: „Lange sah ich heute voll Sehnsucht vom Berge auf das weiße Kreuz herunter, das die Flügel deines geschlossenen Fensterleins bilden, bis es sich endlich auseinander breitete und Du, Liebe, ein freundlicher Engel, an ihm erschienst. O genug, genug Belohnung für zwei Stunden, die ich harrte. Dein Brieflein fand ich und las es im Scheine des Mondes. — Ach, es hat mich so traurig gemacht, daß Du um zwei Uhr wieder, um zu waschen, aufstehen mußtest, wo ich noch im Bett liege. Ich kann nicht schlafen, wenn ich an dieses denke, es macht mich so betrübt, daß ich fast wie ein Kind weine. — Im Heimweg verkam mir ein Kind, das sich verirrt hatte, das nahm ich in meinen Schutz und ließ es mit mir laufen, es hatte so Angst vor den Bären, die es fressen würden, daß es am ganzen Leibe zitterte. Als ich am Kirchhof vorüberging, schmiegte es sich fest an mich, ich fragte, ob es nicht da hinein wolle, da sagte es: ach, ich habe ja heute noch nichts gegessen! Ich gab es unter dem Thore ab. — Es ist nichts so eigen und so schön, als des Abends im Mondschein durch die Straßen einer alten Stadt zu wandeln. Wenn die hohen Häuser so schwarz und wüst dastehn und der Mond mit freundlichem Scheine die engen Straßen hellt. Die Leute sitzen so friedlich vor ihren Häusern nach des Tages Last, Kinder, Mann und Weib, Magd und Geselle, und Annäherung und Vertrauen spricht da aus manchem Auge. Es ist nicht mehr so das besorgte, geizige Rennen nach Erwerb auf den Straßen, das mühsame Tragen, Hämmern, Fahren und Treiben. Es ist mehr das Leben in einer glücklicheren Welt; Ruhe und Stille ist auf der Straße und in den Häusern, eine Stille die nur das Rauschen eines Brunnens unterbricht, oder die dumpfen Töne einer alten Thurmglocke, oder hie und da aus einem Hause herab eine Flöte, oder das Flüstern zweier Liebenden unter der Hausthüre. Ach Gott, wie oft beneide ich

*) Justinus Kerner's Jugendliebe und mein Vaterhaus. Nach Briefen und eigenen Erinnerungen von Marie Niethammer, geb. Kerner. — Stuttgart, Cotta.

manchen Handwerksburschen, der ohne Scheu mit seinem Liebchen im Mondenschein durch die Straßen wandelt, der, wenn er auch den ganzen Tag über im Schweiße dastund, um sein karges tägliches Brot arbeitend, doch den süßen Trost hat, Abends am Arme seiner Liebe auszuruhen. — O glücklicher Heinrich, Johann, Schlosser, Schmiedsgeselle, oder wie Du Dich nennst, Wie gerne gäbe ich Dir all mein eitles Wissen, das Wissen, daß die Menschen nichts wissen, wie gerne gäbe ich Dir meine Hoffnung auf den Doctorstitel, meinen Sessel, darauf Dich zu setzen, mein Bett, in dem Du liegen kannst, so lange es Dir beliebt, mein Dintenfaß und mein Buch um Dein glückseliges Loos." — Die Schilderung, die Varnhagen aus jenen Jahren von Kerner giebt, ist bekannt, sie hat ihr besondres Interesse darin, daß sie zeigt, wie direct aus der nicht ungewöhnlichen Jünglingsschwermuth sich bei Kerner die Neigung zu den magnetischen Versuchen, die damals im Schwange waren, entwickelte; in den Briefen an sein Rickele aber ist von letztern Dingen nichts zu hören. Wie sie denn überhaupt, ihrem innerlichen Wesen nach, wenig die Außenwelt streifen, kaum daß er bisweilen die Freunde erwähnt, Uhland, „Breßlau, einen Juden, der hier Medicin studirt" (den spätern bairischen Leibarzt) u. A. Auch ein zweiter Jude, Assur, der dann als Dr. Assing der Schwager Varnhagens wurde, gehört zu seiner nähern Bekanntschaft und es mag immer sein, daß die Umbildung eines Theils seiner weltschmerzlichen Sentimentalität in Humor unter solchen Einwirkungen geschah. — Wie dann nach vollbrachten Studien die anfangs gemißbilligte Liebe zu einer anerkannten wurde und bald zur Verbindung für immer führte, das ist schon besser im Buche selber nachzulesen, Auszüge verträgt das nicht. Und damit beginnt die Tochter ihre Erzählung.

In jene Jahre fällt die Entstehung und Vollendung von Kerners eigenthümlichster Schöpfung, den „Reiseschatten", nach unsrer Meinung seinem Meisterwerk. Sie kommen uns lebhaft in Erinnerung, indem wir die nun folgenden Aufzeichnungen der Tochter lesen. Wenn man sich durch die phantastische Arabeske, die in den „Reiseschatten" überwuchert, nicht beirren läßt, so findet man auf deren Grunde eine für jene Literaturepoche überraschend scharf realistische Auffassung und demzufolge die Gabe, in ein paar Strichen die ganze Figur, zumal wenn sie komisch ist, drastisch hinzustellen. Diese Gabe, dieses Auge ist auf die Tochter übergegangen und damit konnte sie gar keine glücklichere Aufgabe finden, als das frohe sinnige Leben im Vaterhause. Wie sie das nun vor uns aufbaut, jeden Schnörkel an seinem Platz, und Kind und Kegel dann hineinsetzt, bis Alles dasteht blank und blitzend, wie in der schönsten Puppenstube — und das nur in losester Verkettung der einzelnen kleinen Bilder: das ist ein wahres Muster, freilich hat da auch ein ganzes Herz mitgearbeitet. Auf diesen wirklich literarischen Werth läßt sich nur hindeuten, darzustellen ist er nicht.

Und wer, außerdem daß er den vollen Blick in ein Dichterhaus thun durfte, auch in ein frisches Kinderleben hineinsehen will, das so reich ist, daß es fortwährend die Erinnerung an die eigene Jugend weckt, ohne unter solcher Reminiscenz zu leiden, der lege sich eilends das liebe kleine Buch zu.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Kranzenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 27. Juli 1877. Nr. 30.

Inhaltsverzeichniß: Indirecte Majestätsbeleidigung. — Neue Bücher.

„Indirecte Majestätsbeleidigung."

„Die Häufung politischer Strafprocesse ist immer ein Symptom, daß im Staatsorganismus Krankheitsstoff sich angesammelt hat, der in normaler Weise nicht ausgeschieden werden kann; wo das Gemeinwesen in seinen Grundlagen gesund ist und die staatliche Entwickelung stetig verläuft, tritt diese Art von Strafjustiz in den Hintergrund. Anderseits liegen die Gefahren des politischen Criminalprocesses für die Rechtspflege auf der Hand. Es wird sich leicht die Erscheinung wiederholen, von welcher Cicero mit Bezug auf das Strafverfahren der sinkenden römischen Republik redet: öfter bestimmt Abneigung oder Zuneigung, Schmerz oder Freude, Furcht oder Hoffnung, überhaupt eine Leidenschaft den richterlichen Spruch, als der Beweis, oder eine Vorschrift, oder eine Rechtsregel. Mit einem Worte: der politische Strafproceß erhält sich schwer innerhalb der Grenzen der positiven Rechtsbestimmungen.

Für die Gegenwart ist die angedeutete Gefahr unverkennbar in nicht geringem Maße vorhanden. Unsere gesammte moderne Gesetzgebung erscheint wesentlich durch Erwägungen der Politik beeinflußt. Nicht wenige Gesetze tragen den Stempel des momentanen politischen Bedürfnisses offen an der Stirne, und im Allgemeinen macht schon die seit einem Decennium andauernde Ueberschüttung mit Gesetzen, sowie die Ueberhastung, deren Spuren die gesetzgeberische Arbeit an manchen Stellen zeigt, den Eindruck, als habe die legislatorische Production Mühe gehabt, mit den wechselnden politischen Erfordernissen Schritt zu halten.

Die Ueberschwemmung mit Gesetzen im Gebiete des Staatsrechts wurde im deutschen Reichstage von einem geistreichen Abgeordneten treffend mit dem Verhalten desjenigen verglichen, der bei jedem neuen Regenschauer einen neuen Regenschirm sich anschafft. Bezüglich der legislatorischen Thätigkeit unserer Zeit auf civilrechtlichem Felde sagt der Münchener Advocat von Auer in der „Zeitschrift des baierischen Anwalt-Vereins", sie sei der Art, daß es einem Fachmanne schwer falle, sich zurecht zu finden, das Publicum aber nahezu rathlos dastehe. „Früher gab es manchen ältern Appellgerichtsrath, der als Fundgrube für das juristische Wissen galt, oder ein renommirter Anwalt stand in dem Rufe, schnell und bündig in juristischen Dingen Bescheid ertheilen zu können. Solche Leute gibt es nicht mehr; gegenwärtig bedarf jeder seines

Gesetzbuches, des Commentars hierzu und einer Zeitschrift, welche die Auslegung der Gerichte wiedergibt, auch in den geringfügigsten Sachen."

Die in der Gesetzgebung der letzten Jahre hervorgetretene Hast hat sich mehrfach selbst in der Technik der legislatorischen Erzeugnisse deutlich verrathen. Im preußischen Herrenhause mußte ein besonderer Gesetzentwurf eingebracht werden, um eine Anzahl von Geschwindigkeitsversehen aus dem bereits angenommenen Gesetze über die Grundbuchordnung für die alten Provinzen Preußens auszumerzen; die Redaction des preußischen Gesetzes vom 11. Mai 1873 betr. die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, erwies sich bald als eine so mangelhafte, daß durch eine Declaration nachgeholfen werden mußte; in dem Gesetzentwurf betr. die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für die römisch-katholischen Bisthümer und Geistlichen war die Diöcese Limburg mit 250,000 Seelen einfach übersehen; bei der Berathung des Marine-Etats pro 1873 im deutschen Reichstage stellte es sich heraus, daß eine Summe von mehr als einer halben Million ein Mal im Ordinarium und ein Mal im Extraordinarium, also doppelt ausgeworfen war, und nahezu ein Jahr nach dem Inkrafttreten des Militair-Strafgesetzbuches hatte das „Reichsgesetzblatt" eine Berichtigung zu bringen, dahin, daß in ersterem durch ein „Druckereiversehen" fünf Jahre Haft fehlten.

Auch das unausgesetzte Drängen nach gesetzgeberischen Reformen weist darauf hin, daß widerstreitende politische Interessen die Gesetzgebung beeinflußt haben. Es wird zwar selten ein Gesetz sich allgemeiner Zustimmung zu erfreuen haben; allein seit einigen Jahren will der Ruf nach Novellen auf den verschiedensten Gebieten gar nicht mehr verstummen. Selbst die Verfassungen — das Gesetz für den Gesetzgeber — unterliegen fortwährenden Wandelungsversuchen. An dem preußischen Staatsgrundgesetz sind nach fünfundzwanzigjährigem unverändertem Bestande in kurzen Zwischenräumen zwei „Revisionen" vorgenommen worden, und die junge Reichsverfassung hat noch nicht aufgehört, der Gegenstand von Abänderungsvorschlägen zu sein.

Endlich gehört hierhin das Ueberwuchern der sog. Ausnahmegesetze — Bestimmungen, welche in den Rahmen des gemeinen Rechtes nicht passen und, so zu sagen, den Bedürfnissen des Momentes auf den Leib geschnitten erscheinen. Bald größere, bald kleinere Kreise von Staatsangehörigen werden davon betroffen und die wesentlichsten Rechte tangirt, wie beispielsweise der reichsgesetzliche Grundsatz der Freizügigkeit zu Ungunsten ganzer Kategorien von Reichsbürgern durch die Gesetze vom 4. Juli 1872 (Gesetz betr. den Orden der Gesellschaft Jesu) und vom 4. Mai 1874 (Gesetz betr. die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern) durchbrochen worden ist.

Kein Wunder, wenn solchen Erscheinungen gegenüber die Frage nach dem Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung wieder aufgeworfen und behauptet wird: das, was eine Gesetzgebung vorzugsweise lebensfähig mache, die Continuität des Rechtes, fehle uns. Die Gesetzesfabrication tritt in der That mehr und mehr an die Stelle der Rechtsentwickelung; wir haben nur noch wechselnde Gesetze, aber kein zusammenhängendes Recht mehr.

In eben diesem Sinne spricht sich ein beachtenswerther Vortrag aus, welchen der Director des Kreisgerichts von Nordhausen, L. von

Kunowski, im sächsischen Provinzialverein am 26. April dieses Jahres „über den Charakter unserer heutigen Gesetzgebung im Vergleich zu früheren Zeiten" gehalten und demnächst im Druck hat erscheinen lassen. Der Verfasser constatirt eingangs die Thatsache, daß heut zu Tage die Gesetzgebung, die Schaffung neuer Gesetze und die Abschaffung alter in einem ganz besonderen Umfange das Interesse des Einzelnen und die Thätigkeit der Staatslenker in Anspruch nehme. In letzterer Beziehung sagt er: „Wenn sonst ein neuer Minister in sein Ressort eintrat, so interessirte man sich lebhaft dafür, welche Vorstufen er in demselben durchlaufen, welche Tüchtigkeit für die Handhabung der eigenthümlichen Gesetze und Bestimmungen seines Ressorts er mit sich bringe, welche Gesinnungen gegen seine Untergebenen er kundgegeben habe; heut zu Tage fragt man viel weniger danach, wie er sein Ressort verwalten, als danach, wie er es umgestalten werde. Wenn sonst ein Monarch die Regierung antrat, so war eine der ersten Sorgen seiner Unterthanen, von ihm die feierliche Versicherung zu erhalten, er wolle die bestehenden Rechte und Gesetze schützen, die einzelnen Länder bei ihren alten Rechten erhalten; heut wünscht und erwartet man in vielen Kreisen bei einer Thronbesteigung hauptsächlich die Neigung des Herrschers, die Grundlagen des Staats- und Privatrechts zu ändern und alle Verschiedenheiten der einzelnen Länder seines Reiches aufzuheben, und man gewöhnt sich, nach dem Maße dieser Neigung die Vortrefflichkeit des Herrschers zu beurtheilen." Bezüglich der Dauer der Gesetze heißt es dann unter Anderm: „In der früheren Zeit vollzog sich die Aenderung eines Systems in der Regel allmälig, so daß nicht heute das für Unrecht galt, was morgen schon für Recht, sondern vielmehr mit der fortschreitenden Aenderung der Verhältnisse allmälig auch die Anwendung eines Grundsatzes gemildert, dann hier und da eine gerechtfertigte Ausnahme gemacht und endlich das Ganze geändert wurde, so daß die Aenderung des Gesetzes mit der Aenderung des Rechtsbewußtseins im Volke gleichen Schritt hielt. Heut zu Tage tritt aber in vielen Fällen an die Stelle des einen Systems unmittelbar und schroff das Gegentheil desselben."

v. Kunowski führt diese Lage der Dinge im Allgemeinen auf den Parlamentarismus zurück; speciell mit Bezug auf das letzte Decennium wäre hinzuzufügen gewesen, daß unsere Rechtsentwickelung sich den politischen Forderungen des Tages allzu sehr anbequemen muß. Sie lebt gewissermaßen aus der Hand in den Mund und ist häufig schon froh, wenn es ihr gelingt, diesen oder jenen wirklichen oder vermeintlichen Uebelstand für den Augenblick zu beseitigen." . . . .

Mit diesen Sätzen leitet „ein rheinpreußischer Jurist" (der in den letzten Jahren vielfach Gelegenheit genommen, unter besagter allgemeiner Bezeichnung die Tagesereignisse einer ebenso scharfen als ruhigen Kritik zu unterwerfen) seine, so eben (Köln, bei Bachem) veröffentlichten Betrachtungen über „Strafrechtspflege und Politik" ein. Sie sollen auch uns zur Einleitung dienen für eine Berichterstattung, zu der wir uns verpflichtet fühlen.

Der „rheinpreußische Jurist" wendet im weitern Verlauf seiner Darstellung das, was er von der Beeinflussung der Gesetzgebung durch Motive der Politik gesagt, auf die gesetzgeberischen Versuche der letzten

Zeit an, auf den Entwurf zum Reichspreßgesetze und die Novelle zum Reichsstrafgesetze. Ist es auch, wie er glaubt, gelungen die gefährliche Elasticität und Vieldeutigkeit, durch die sich die Hauptbestimmungen dieser beiden Entwürfe kennzeichneten, von unserer Strafgesetzgebung fernzuhalten, so fehlt es doch auch in ihr nicht an Bestimmungen, welche einer extensiven Auslegung hinreichend Raum lassen und dadurch zu einer Klippe für die Strafrechtspflege werden. Er erörtert in dieser Beziehung die Auslegungen des § 131 und geht in Folgendem auf die §§ 185—7 über:

„Seit einigen Jahren haben sich bei uns die Anklagen wegen öffentlicher Beleidigung von Staatsmännern, insbesondere wegen Beleidigung des deutschen Reichskanzlers ganz außerordentlich gehäuft. Bereits in der 32. Sitzung des Reichstages vom 16. December 1874 constatirte der Abgeordnete Sonnemann, daß vom deutschen Reichskanzler nicht weniger als 787 Strafanträge gegen Redacteure oppositioneller Blätter unterzeichnet worden seien, in Folge deren, abgesehen von den erkannten Geldbußen, 610 Verurtheilungen auf eine Gesammtstrafe von 39 Jahren 9 Monaten Gefängniß ergingen. Inzwischen hat die Zahl der Untersuchungen wegen Beleidigung des leitenden Staatsmannes das erste Tausend längst weit überschritten; sicher ist, daß in keiner Periode unseres öffentlichen Lebens die Verfolgung aus § 186 eine auch nur annähernd so bedeutende Rolle gespielt hat, wie in den letztverflossenen Jahren.

Zum guten Theil ist diese Erscheinung des Ueberwucherns der politischen Beleidigungsklagen auf die exponirte Stellung zurückzuführen, welche der Kanzler des deutschen Reiches, der gewissermaßen als das verkörperte „Ich" des Staates erscheint, in den politischen Kämpfen der Gegenwart einnimmt, sowie auf die Individualität des Fürsten Bismarck. Bei Besprechung der Strafgesetz-Novelle meinte in letzterer Beziehung die „Kölnische Zeitung": Seit den Tagen des Erfurter Parlaments, wo der junge Herr von Bismarck eine übermüthige Fehde mit der ganzen Journalisten-Tribüne begann, habe er für die freie Meinungsäußerung der Presse stets eine zu große Empfindlichkeit bewiesen. Wallenstein konnte den Hahn nicht krähen hören, dem Fürsten Bismarck gehe es ähnlich mit der Presse. Allerdings sind auch darüber, was eine sachliche Kritik sei, die Ansichten sehr verschieden. Der Reichskanzler selber hat sich am 30. November 1874 bezüglich der Presse im deutschen Reichstage ein Mal dahin ausgesprochen: Ich schätze in dem Regime der neuen Zeit nichts so sehr, als die absoluteste Oeffentlichkeit. Es soll kein Winkel des öffentlichen Lebens dunkel bleiben. Ich bin dankbar für die schärfste Kritik, wenn sie nur sachlich bleibt." Dagegen äußerte in der Reichstags-Sitzung vom 16. December 1874 der Abgeordnete Sonnemann: „Sie müssen nicht glauben, daß unter den zahllosen Strafanträgen (wegen Beleidigung des leitenden Ministers) viele sind, bei welchen es sich um wirklich persönliche Angriffe handelt; es sind darunter eine große Anzahl, die rein sachliche Aeußerungen auswärtiger Blätter, der größten amerikanischen und englischen Zeitungen wiedergeben, welche sehr scharf die Grenze zu ziehen wissen zwischen persönlichen und sachlichen Angriffen."

Angesichts der zahlreichen Verurtheilungen aus §. 186 drängt

sich aber auch hier wieder wie beim §. 131 ein anderes Moment der Beachtung auf: die Gefahr, daß in Zeitabschnitten, wo die politischen Leidenschaften erregt sind, die juristischen Grenzen derjenigen Strafbestimmungen, welche in solchen Zeitabschnitten vorzugsweise angerufen werden, sich verwischen, daß in specie der Unterschied zwischen einer unwahren, ehrenkränkenden thatsächlichen Behauptung hinsichtlich der Person eines Staatsmannes von einer mißliebigen abfälligen Kritik seiner politischen Thätigkeit nicht streng genug festgehalten werde.

Interpretation und Handhabung aller in das öffentliche Recht hineinspielenden und die Grundbedingungen unseres Verfassungslebens berührenden strafrechtlichen Bestimmungen müssen im Geiste des Staatsgrundgesetzes erfolgen. Die Folgerungen aus diesem in seiner Allgemeinheit durchaus unanfechtbaren Satze hat der bekannte Publicist Franz v. Florencourt aus Anlaß einer wider ihn selbst ergangenen Verurtheilung wegen öffentlicher Beleidigung des Fürsten Bismarck in der „Kölnischen Volkszeitung" gezogen. Ohne öffentliche Discussion über sämmtliche Angelegenheiten des politischen Lebens — so führte er im Wesentlichen aus — ist eine wirkliche, wahrhaftige Betheiligung des Volkes an der Gesetzgebung, welche ja der Grundgedanke jeder constitutionellen Verfassung ist, nicht denkbar. Eine öffentliche Kritik der politischen Handlungsweise und der politischen Grundsätze der Staatsregierung, oder einzelner Minister und Beamten ist daher gesetzlich erlaubt, und es wird das in thesi auch von keiner Seite bestritten. Aber diese Kritik darf nicht in öffentliche Beleidigung ausarten. Auch das wird in thesi von keiner Seite bestritten. Es kommt also darauf an, eine scharfe juristische Grenze zwischen der zwar abfälligen und tadelnden, aber doch erlaubten Kritik und der verbotenen öffentlichen Beleidigung eines Staatsbeamten zu ziehen. Eine bloße theoretische Erlaubniß, die Staatsregierung oder einzelne Mitglieder derselben öffentlich kritisiren zu dürfen, würde alle praktische Bedeutung verlieren, wenn die Bestimmung des Strafgesetzbuches dergestalt zu interpretiren wäre, daß jeder Tadel immer auch als eine öffentliche Beleidigung erschiene. Was mit der einen Hand gegeben wäre, würde auf diese Weise mit der andern Hand wieder genommen, und die Grundbedingung unseres constitutionellen Verfassungslebens würde dann durch einen einzigen Paragraphen des Strafgesetzbuches uns unter den Füßen wieder weggezogen. Daher ist eine scharfe juristische Grenzbestimmung zwischen der erlaubten tadelnden Kritik und der verbotenen öffentlichen Beleidigung ein unabweisliches Bedürfniß, eine Lebensfrage für Verfassung und bürgerliche Freiheit. Und sie muß im Sinne der Verfassung gefunden und gezogen werden. Zunächst ist festzuhalten, daß der juridische Begriff der Beleidigung für den Staatsmann kein anderer ist, als für die übrigen Menschenkinder. Der öffentliche Tadel eines Staatsmannes ist gestattet, so lange er keine Injurie enthält. Wenn aber ein solcher öffentlicher Tadel zur Injurie umgestempelt wird, nicht deshalb, weil er an sich eine Injurie enthält, sondern um deswillen, weil der Tadel eben gegen einen Staatsmann gerichtet ist; wenn also mit dem Staatsmanne eine Ausnahme gemacht, ihm ein privilegirter Schutz gegen sonst erlaubten Tadel gewährt wird, — so verstößt man nicht nur gegen die betreffende Bestimmung, sondern auch gegen die verfassungsmäßige Freiheit des Volkes.

Der Politiker, der Staatsmann, tritt in einem Verfassungsstaate als öffentlicher Charakter vor die Kammern, vor das Land hin, er fordert die öffentliche Beurtheilung gewissermaßen heraus. Seine Gesetzvorschläge, seine Reden und politischen Handlungen fallen der Beurtheilung der Oeffentlichkeit anheim, und selbst die Persönlichkeit des Staatsmannes kann, soweit sie mit seiner politischen Wirksamkeit zusammenfällt, der Kritik nicht entzogen werden. Es muß daher auch mit Rücksicht auf unser Verfassungsleben der juridische Begriff der Beleidigung allein maßgebend sein, die Anwendung des §. 186 auf die Behauptung concreter, wahrheitswidriger und ehrverletzender Thatsachen beschränkt bleiben. Andernfalls würde eine Auslegung und Handhabung der strafrechtlichen Grundsätze über die Beleidigung sich Bahn brechen, welche, anstatt lediglich die Schädigung der Ehre durch unwahre thatsächliche Aufstellungen zu ahnden, in ihrer letzten Consequenz den Erfolg haben müßte, jede minder genehme Beurtheilung der staatsmännischen Thätigkeit eines Ministers zu unterdrücken, so daß schließlich die öffentliche Meinung nur noch aus dem Munde des jeweilig leitenden Staatsmannes reden würde.

In Hinsicht endlich auf das in politischen Beleidigungs-Processen nicht selten verhängte ungemein hohe Strafmaß schrieb vor Kurzem die „Breslauer Zeitung": „Es wäre eine ernstliche Aufgabe einer sachkundigen und wohlmeinenden Kritik, zu prüfen, ob der Richterstand nicht wirklich Gefahr läuft, unter dem übermächtigen Cultus blendender Persönlichkeiten und herrschender Ideenkreise sich selbst die Schädlichkeit gewisser Handlungen zu übertreiben und dort, wo eine solche vorhanden ist, den Maßstab für die Höhe des Uebels zu verlieren, welches der Staat als Strafe für solche Handlungen verfügen muß."

Analoge Gesichtspunkte, wie die bezüglich der Beleidigung überhaupt entwickelten, gelten in Betreff der Bestimmungen des zweiten Abschnittes des Strafgesetzbuches über Beleidigung des Landesherrn. So wenig einen Augenblick verkannt werden darf, daß die Person des Staatsoberhauptes mit nachdrücklichem Strafschutze umgeben sein muß, so nahe liegt auch hier die Gefahr extensiver Anwendung der einschlägigen Paragraphen. Die letzten Jahre haben in dieser Beziehung eine Reihe memorabler Fälle geliefert, von welchen einige der charakteristischsten — Fälle der „indirecten Majestätsbeleidigung" — kurz berührt sein mögen.

Am 18. November 1875 wurde der lutherische Pastor Uelzen zu Hehlen an der Weser vom Criminalsenat des Obergerichts zu Wolfenbüttel auf Grund eines von ihm verfaßten Aufsatzes „Aus der Gegenwart" (erschienen in dem „Kirchenblatt für Hannover und Braunschweig") wegen Majestätsbeleidigung zu zwei Monaten Festungshaft verurtheilt. Die Spitze des incriminirten Artikels richtete sich gegen den preußischen Ober-Kirchenrath, der Artikel wurde aber wegen Beleidigung des Landesherrn bestraft, weil es im Anfange desselben hieß: „Der Berliner Oberkirchenrath hat, vom Könige ermächtigt, eine Verfügung erlassen ꝛc." Hiernach, so führte der Staatsanwalt aus, — und so muß auch das Gericht, dessen Gründe nicht bekannt geworden sind, angenommen haben, da es ganz nach dem Antrage erkannt hat — sind alle in der Kritik jener Verfügung zu findenden Beleidigungen als gegen den König gerichtet zu

betrachten, und der Verfasser — braunschweigischer Unterthan — muß deshalb, da die Person des Königs von Preußen von der des Deutschen Kaisers nicht getrennt werden kann, nach §. 95 des Strafgesetzbuches wegen Majestätsbeleidigung bestraft werden.

Ganz dieselbe Construction des dolus indirectus liegt zwei Urtheilen zu Grunde, welche zu Anfang dieses Jahres wider das in Berlin erscheinende Wochenblatt „Die Wage", sowie gegen die in Hannover herausgegebene „Deutsche Volkszeitung" ergangen sind" . . . . . .

Hier möge denn der Verfasser erlauben, daß wir selbst eintreten und von dem Proceß der „Wage" Bericht erstatten, soweit er bis jetzt durch das Erkenntniß des Kammergerichts einen vorläufigen Abschluß erhalten hat.

Die „Wage" vom 3. November vorigen Jahres brachte unter der Ueberschrift „der Waffenstillstand" eine Darlegung der im Oriente damals obwaltenden politischen Verhältnisse. Es wurde gezeigt wie ausschließlich durch die Treulosigkeit und Hinterlist der russischen Diplomatie die Stellung der Türkei zu ihren Vasallenländern sich so verwickelt habe. Dieses frevle Doppelspiel finde statt unter der Aegide des Dreikaiserbundes, der uns jedesmal mit Emphase dann ins Gedächtniß gerufen würde, wenn wir zu seiner Ehre glauben wollten, er bestehe nicht mehr, könne und dürfe nicht mehr bestehen. „So lange die Offiziösen das Dreikaiserbündniß betonen und betonen dürfen, wird man das Recht haben, die österreichische und deutsche Regierung für solidarisch mit diesem Treiben zu erklären und zu fragen, ob sie sich dieser Thatsachen völlig bewußt sind." . . . . . Am Schlusse fanden sich dann noch die Worte: „Alles natürlich unter der Aegide des Dreikaiserbundes, der großartigsten Offenbarung des 19. Jahrhunderts."

Die Berliner Censur hatte dieser Artikel unbeanstandet passirt, als ihn jedoch, von ein paar Worten der Zustimmung begleitet, die Hannoversche „Deutsche Volkszeitung" abdruckte, traf ihn hier eine Anklage auf Majestätsbeleidigung. In der Sitzung vom 22. December v. J. verurtheilte denn auch das hannoversche Gericht erster Instanz den Redacteur jenes Blattes, Obergerichtsrath a. D. Hrn. v. Rudloff, zu einer Festungshaft von zwei Monaten. Das Erkenntniß beruhte im Wesentlichen auf folgenden zwei Sätzen:

. . . . „Denn notorischerweise hatte dieses Bündniß die Bedeutung und den Zweck, für eine von den 3 Mächten gemeinsam zu verfolgende Politik die Grundlage zu gewinnen, und fand in einer persönlichen Annäherung der drei Monarchen vorzugsweise seinen Anhalt und Abschluß" . . . . und ferner:

„Denn zunächst wird man bei Erwähnung der Regierung an den an ihrer Spitze stehenden Kaiser zu denken genöthigt, wie denn angesichts der Bestimmung im Art. 11 der Reichsverf. die völkerrechtliche Vertretung des deutschen Reiches allein dem Kaiser zusteht."

Die Akten wanderten nach diesem Erkenntnisse nach Berlin und hier fand sich nun die Staatsanwaltschaft veranlaßt, nachträglich auch gegen den Urheber des Artikels mit gleicher Anklage vorzugehn: die Rathskammer, gez. Reich, v. Makomaski, von Ossowski, gab ihre Zustimmung. Hier darf wol eine Bemerkung eingeschaltet werden:

Das Collegium, welches die Genehmigung zur Einleitung der Voruntersuchung zu geben hat, bildet eine erste Instanz zum Schutze des Anzuklagenden. Es bezeugt durch seinen Spruch nur, daß die vorgebrachte Thatsache die Kriterien der genannten strafbaren Handlung zu

enthalten ſcheine und daß die als Thäter bezeichnete Perſon in Beziehung zu derſelben zu ſtehen ſcheine, es greift aber der Beweisführung weder in ſachlicher noch perſönlicher Beziehung vor. Anders geſtaltet ſich ſeine Stellung bei Preßvergehen. Hier ſteht die Thatſache, der incriminirte Artikel, unabänderlich feſt, ebenſo unabweislich die Perſon des verantwortlichen Thäters (abgeſehen von den ſeltenen Fällen, in denen die Verantwortlichkeit beſtreitbar oder ein Wahrheitsbeweis anzutreten iſt), hier bleibt für die Verhandlung des Falles vor dem erkennenden Gericht nur noch der Streit der Geſetzesauslegung. Dieſen Streit, dieſe Abwägung des Für und Wider hat dann aber bereits die Rathskammer in ihrer eigenen Mitte vorzunehmen und zu erledigen gehabt, an dieſer Aufgabe ändert ſich nichts durch den Umſtand, daß Staatsanwalt und Vertheidiger in dieſem Stadium nicht in geſonderten Perſönlichkeiten ihr gegenüberſtehen, ſie fällt einen Richterſpruch, indem ſie die Anklage zuläßt oder zurückweiſt. Wenn nun, wie das in Berlin bei der Preßdeputation der Fall iſt, die Rathskammer aus denſelben Perſönlichkeiten beſteht, wie nachher die in erſter Inſtanz aburtheilende Deputation, ſo tritt der eigenthümliche Umſtand ein, daß dieſelben Richter in derſelben, perſönlich wie ſachlich unverändert gebliebenen Sache, zweimal urtheilen, in zwei Inſtanzen urtheilen und daß dem Angeklagten die erſchwerte Aufgabe zufällt, dem Richter ſein eignes Vor-Urtheil als ein Vorurtheil zu beſtreiten. Wir wiſſen ja wohl, daß das bisweilen glückt, daß auch Freiſprechungen in erſter Inſtanz vorkommen, aber wir glauben, daß dann in den meiſten der Fälle, in denen die Verhandlung kein neues thatſächliches Moment ergiebt, die Freiſprechung bereits, in Form einer Zurückweiſung der Anklage, von der Rathskammer aus hätte geſchehen können. Vielleicht geſchieht das ſchon in erheblichem Maaße — der Anzuklagende erhält ja davon nur ſelten officielle Kunde und die Statiſtik belehrt uns darüber nicht —, aber in dieſem Falle wäre es um ſo wünſchenswerther, daß dieſe Doppelinſtanz in denſelben Perſonen aufgehoben würde.

Alſo: die Herren Reich, v. Makomacki, v. Oſſowski ſaßen, zunächſt als Rathskammer, dann als ſiebente Deputation über den Artikel zu Gericht und verurtheilten am 13. März den verantwortlichen Herausgeber der „Wage“ wegen Majeſtätsbeleidigung zu drei Monaten Feſtungshaft. Ueber die Verhandlungen entnehmen wir dem wahrheitsgetreuen Berichte der Voſſ. Ztg. Folgendes:

„Staatsanwalt Schütz führte aus, daß man ſich das Wort „Dreikaiſerbündniß“ gar nicht anders denken könne, als daß ſich daſſelbe auf das Zuſammentreffen der drei Kaiſer von Rußland, Oeſterreich und Deutſchland in Berlin bezieht. Mithin treffe alles, was darüber geſagt ſei, die drei Monarchen perſönlich, alſo auch unſern Kaiſer. Wenn es nun heiße, Rußland treibe unter der Aegide des Dreikaiſerbündniſſes ein frevelhaftes Spiel, ſo treffe dies allerdings noch nicht Oeſterreich und Deutſchland; da aber gleich darunter geſagt iſt, daß die öſterreichiſche und deutſche Regierung damit für ſolidariſch angeſehen werden müßten, ſo treffe der Vorwurf, ein frevelhaftes Spiel zu treiben, auch den deutſchen Kaiſer. Ferner heiße es, die Ehre gebiete, von dem Bündniß zurückzutreten, mithin werde das Bündniß als kein ehrenhaftes bezeichnet. Endlich ſei noch der Schlußpaſſus beleidigend, indem das Dreikaiſerbündniß ſpöttiſch die größte Offenbarung des 19. Jahrhunderts genannt werde. Bei Abmeſſung der Strafe kommen ſchärfend die Vorbeſtrafungen des Angeklagten, mildernd hingegen in Betracht, daß ſeit der letzten Vorſtrafe über 6 Jahre

verstrichen, daß der Angeklagte nicht die Absicht gehabt haben werde, den Kaiser zu beleidigen — es genüge dazu das bloße Bewußtsein — und daß diese Beleidigungen nicht allzuschwer seien, weil verhüllt und nur zu erkennen, wenn man sich die Worte ganz genau ansehe. Er beantrage aus all diesen Gründen nur **Festungshaft**, welche auf drei Monate zu bemessen ist." (Folgt die Auslassung des Angeklagten, die Vertheidigungsmomente werden wir am Schlusse zusammenfassen.) „Der Gerichtshof erkannte dem Antrage des Staatsanwalts entsprechend. Nachdem in der Begründung es als unbestritten erachtet worden, daß in drei Stellen des Artikels Beleidigungen enthalten seien, deren Object das Dreikaiserbündniß ist, wird weiter ausgeführt, daß es notorisch sei, daß unter dem Dreikaiserbündniß ein solches zwischen Rußland, Oesterreich und Deutschland verstanden werde. Es möge dieser Bund zwar in erster Linie zwischen den Diplomaten geschlossen sein, aber andererseits sei nicht anzuzweifeln, daß die drei Monarchen denselben gebilligt haben. Unter keinen Umständen ist er ohne deren Genehmigung abgeschlossen. Im Allgemeinen versteht man darunter, wofür ja auch der Name spreche, ein Bündniß der drei Kaiser. Wenn der Angeklagte dasselbe angegriffen, so sei es möglich und wahrscheinlich, daß er damit die drei Leiter der Politik gemeint, er mußte sich aber auch sagen, daß die drei Monarchen dadurch ebenfalls getroffen werden. Und nur dieses Bewußtsein gehört zum Thatbestand der einfachen, wie auch der Majestätsbeleidigung. Andererseits soll aber anerkannt werden, daß die Beleidigung nur eine mittelbare und daß die Spitze des Artikels sich gegen Rußland richte. Aus diesen und den von der Staatsanwaltschaft angeführten zutreffenden Milderungsgründen ist nur auf die von derselben in Antrag gebrachte milde Strafe erkannt worden.

Stellen wir neben diesen, wir wiederholen es, wahrheitsgetreuen, mit unseren eigenen Aufzeichnungen durchaus übereinstimmenden Bericht nun die wörtlichen Ausführungen des Erkenntnisses, wie es einige Wochen später dem appellirenden Angeklagten zugefertigt wurde. Da heißt es:

„Diesem (dem Dreikaiserbund) wird die Begünstigung eines frevelhaften Doppelspiels, ein Mangel an Ehrgefühl insinuirt und es zeigt sich darin die Herabsetzung desselben in der Achtung Anderer. S. M. der deutsche Kaiser ist notorisch Mitglied des Dreikaiserbundes und es ergiebt sich daher, daß er in dem Aufsatze beleidigt ist. Die Beleidigung des Kaisers ergiebt sich auch, wenn man annimmt, daß die Spitze des Artikels und der darin enthaltenen Angriffe gegen die betheiligten Diplomaten der drei Kaiserstaaten gerichtet sein **sollte**, da Angeklagter wörtlich den Angriff gegen die verbundenen drei Kaiser gerichtet hat und Folge dessen sowie (soll wol heißen: sich) des Umstandes bewußt sein mußte, daß die Vereinbarungen der drei Diplomaten durch die Genehmigung der drei Kaiser selbst bedingt waren und sind. In gleicher Weise beleidigend ist es auch ferner, wenn es in dem Aufsatze heißt: „Serbien, das Vasallenland, wurde unter den Augen des Dreikaiserbundes russificirt" und kurz vor dem Schlusse gesagt wird: „Geht Abdul Hamid auf diese Mäßigung ein, so stehen wir wieder Anno 1833, bei dem Vertrage von Hunkiar-Skelessi. Mehemed Ali heißt nur England, und Oesterreich setzt sich zwischen zwei Stühlen nieder: Alles natürlich unter der Aegide des Dreikaiserbundes, der großartigsten Offenbarung des 19. Jahrhunderts." Die Strafabmessung wird schließlich motivirt „in Rücksicht auf die Vorstrafen, zugleich aber in Anbetracht, daß diese schon eine Reihe von Jahren zurückliegen."

Wir haben diese wörtliche Anführung für nützlich erachtet, nicht sowol wegen der Schönheit des juristischen Stiles, die nicht erheblich ist, als vielmehr zum Vergleiche mit dem Erkenntnisse, wie es mündlich vorgetragen worden. Man wird da nicht unbedeutende Unterschiede entdecken. Die „Russificirung Serbiens", die weder in dem Plaidoyer des Staats-

anwaltes, noch in dem mündlichen Erkenntnisse erwähnt wurde, findet sich hier als neue Majestätsbeleidigung ein; das Zugeständniß, es sei sogar „wahrscheinlich", daß der Angeklagte nur die Diplomaten als Träger des Bündnisses im Auge gehabt, wird zurückgenommen; von den Milderungsgründen des Staatsanwaltes, die mündlich insgesammt adoptirt waren, findet sich nur noch der eine, die Sache nicht berührende, vor. Hier ist nun weder Absicht, ja wol nicht einmal Bewußtsein, in schlimmerem Sinne vorauszusetzen, diese Differenz ist vielmehr unvermeidliche Folge einer hier eingebürgerten Praxis, die wir nicht für nachahmenswerth halten. Während z. B. in Frankfurt a. M. in all den Fällen, in denen das Erkenntniß sich auf Begriffsentwicklungen zu stützen hat, die Urtheilspublikation in der Regel auf Tage, ja über eine Woche hinausgeschoben wird, geschieht das in Berlin in allerseltensten Fällen. Mag nun selbst der Richter, bevor er publicirt, sich die Hauptpunkte seines Gedankenganges skizzirt und notirt haben, so liegt, bei der starken Belastung mit Geschäften, die Gefahr doch nahe, daß er, wenn er längere Zeit nachher an die schriftliche Formulirung gehen muß, dieses Gedankenganges nicht mehr sicher inne wird. Nur das Ja oder Nein, das er gefällt, steht fest und nun tritt die Abnormität ein, daß er nicht aus den Gründen das Erkenntniß, sondern aus dem Erkenntniß die Gründe zu schöpfen hat. Oder kommt nun gar bei solcher nachträglichen Arbeit, was ja in thesi zulässig sein wird anzunehmen, dem Richter plötzlich die Erkenntniß, daß seine Gründe nicht stichhaltig, aus einer unrichtigen Anschauung hervorgegangen seien, kann er nicht, wie der türkische Richter, wohlgemuth und demüthig an den Schluß seines Spruches setzen: „Gott weiß es besser", sondern diktirt ihm sein Gewissen ein: „Ich selber weiß es jetzt schon besser" — so wäre das doch ein sehr leidiger, kurzathmiger Trost, wollte er blos hoffen, der Verurtheilte werde wohl an die obere Instanz gehen und dort sein Recht wiederfinden. Und nun zurück zu unserem Falle:

Bei der Verhandlung vor dem Berliner Gerichte hatte der Staatsanwalt Bezug genommen auf das Urtheil erster Instanz, das in Hannover bereits in derselben Sache gefällt worden, und dem Gerichtshofe die Akten zur Verfügung gestellt. Der Angeklagte, dem dieser Umstand bis dahin unbekannt geblieben, hatte, um dieses Argument zu entkräften, die Frage gestellt, ob denn das Hannöversche Urtheil auch rechtskräftig geworden sei, und darauf den Bescheid erhalten, daß man dies allerdings nicht wisse. In der That mußten die Akten diesmal noch nicht nach Berlin gewandert sein, denn schon fünf Tage vor der Berliner Verhandlung, am 8. März war der Fall in Hannover zur Verhandlung in zweiter Instanz vor die Berufungskammer des Obergerichts gelangt und hier war volle Freisprechung erfolgt. Aus den Gründen dieses Erkenntnisses heben wir als den wesentlichsten Satz hervor:

„Wenn nun auch nicht verkannt werden mag, daß in der Namhaftmachung des Dreikaiserbundes eine deutliche Beziehung auf Se. Maj. den Kaiser von Deutschland gegeben ist, da die Kaiser von Deutschland, Oesterreich und Rußland diesen Bund persönlich und selbstthätig geschlossen haben und wie auch von Sr. Maj. dem Kaiser von Deutschland mehrfach in öffentlichen Kundgebungen betont worden, es sich bei diesem politischen Akte um ein persönliches Bündniß der drei Herrscher, eine persönliche Thätigkeit handelte, durch welche die Kaiser der Politik eine bestimmte, von jedem von ihnen gewollte Richtung

gegeben haben, so muß doch" [illegible] nicht mit Nothwendigkeit „unter Aegide" mit „unter wissentlicher Begünstigung" übersetzt werden, da ja vielmehr im 8. Absatz von „Regierungen" gesprochen wird, „unter denen, selbst wenn es sich um deren Thätigkeit in sogenannten auswärtigen Angelegenheiten handelt und dem Staatsoberhaupte, wie im Deutschen Reiche und fast allen constitutionellen Staaten, die völkerrechtliche Vertretung des Staates zusteht, die verantwortlichen Räthe des Herrschers, nicht aber die Person des die Staatsgewalt innehabenden Staatsoberhauptes verstanden werden."

In Berlin kam die Sache nun vor die zweite Instanz, das Kammergericht, am 22. Juni d. J., der Angeklagte erfreute sich dabei des einsichtsvollen Beistandes des Rechtsanwaltes Frosch. Auch hier sei es gestattet, die Voss. Ztg. berichten zu lassen:

Der Vertheidiger führte aus, daß das in Rede stehende Bündniß schon um deswillen gar nicht beleidigt werden könne, weil es einfach überhaupt nie existirt habe. Der beste Beweis dafür seien die Worte des Fürsten-Reichskanzlers, die er an die von Hrn. Kochhann geführte Deputation richtete, welche ihm unmittelbar nach der Drei-Kaiserzusammenkunft den Ehrenbürgerbrief der Stadt Berlin überbrachte. „Meine Herren", — so äußerte sich damals der Kanzler, — „alle Welt sagt bezüglich der Dreikaiserzusammenkunft, daß ein Bündniß, oder gar ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland abgeschlossen sei! Nun ist aber Eins so falsch wie das Andere. Ich bitte, m. H., sagen Sie es Allen, die es hören wollen: von einem Bündniß kann gar nicht die Rede sein; die Bedeutung der Entrevue liegt einzig darin, daß es gelang, die drei Monarchen zusammenzubringen; das bedeutet gutes Einvernehmen, freundschaftliche Beziehungen, wohlwollendes Entgegenkommen, aber weiter nichts; sie verpflichten sich untereinander zu nichts, sie binden sich nicht; sie haben nur den Wunsch, Europa womöglich den Frieden zu erhalten und das ist viel werth. Die Erreichung des letztgedachten Zieles — Erhaltung des Friedens — soll durch gemeinsame Besprechungen von Fall zu Fall erfolgen." — Hiernach sei die Annahme der Notorietät des Dreikaiserbündnisses nichtig. Inwieweit die russische Diplomatie durch den Artikel beleidigt sei, komme hier nicht in Betracht, sondern lediglich, ob der Kaiser durch die Worte: — das frivole russische Doppelspiel geschehe unter der Aegide des Dreikaiserbundes — beleidigt sei. Eine directe Beleidigung habe selbst der erste Richter nicht angenommen, aber auch eine indirekte liege nicht vor, da man unter dem Ausdruck „unter der Aegide" doch nur verstehen könne, daß das Dreikaiserbündniß russischerseits als Deckmantel für Intriguen benutzt werde. Keinesfalls aber könne man dem Angeklagten den Dolus für die Beleidigung oder nur das Bewußtsein, daß er objectiv eine solche begangen, imputiren. Das wäre wohl zur Zeit der heiligen Allianz möglich gewesen, wo drei absolute Monarchen aus eigener Entschließung einen Vertrag geschlossen, aber nicht jetzt, in der Zeit des constitutionellen Regiments und der verantwortlichen Ministerien, bei Besprechung eines angeblichen Bundes, dessen Existenz nicht nur vom Reichskanzler Fürsten Bismarck, sondern auch in Oesterreich von den doch jedenfalls auch genügend informirten leitenden Ministern, so namentlich von Andrassy und neuerdings von Tisza bei Gelegenheit zahlreicher Interpellationen, auf's Entschiedenste geleugnet worden sei. Der Vertheidiger schloß mit dem Antrage auf Freisprechung event. nochmalige Vernehmung des Fürsten Bismarck und des Herrn Kochhann, und hob namentlich noch hervor, daß derselbe Artikel welchen die „Deutsche Volkszeitung" in Hannover der „Wage", entnommen, auch dort zu einer Anklage Veranlassung gegeben, daß aber das Obergericht zu Hannover, welches lediglich eine geschichtliche erlaubte Kritik darin fand, auf Freisprechung erkannt habe. Dem gegenüber hielt die Ober-Staatsanwaltschaft (Staats-Anwalt Groschuff) die Anklage aufrecht, einerseits anerkennend, daß allerdings, wenn man eine Beleidigung des Dreikaiserbündnisses annehmen

wolle, die Existenz desselben nachgewiesen werden müßte, andererseits aber darauf hinweisend, daß doch Fürst Bismarck selbst anerkannt habe, daß sich die drei Kaiser über die Lösung politischer Fragen geeinigt hätten; allerdings sei ein Zurücktreten gestattet gewesen; allein so lange dies nicht geschehen, existirte die Vereinigung. Wenn deren Existenz nun anerkannt werden müsse, so müsse auch anerkannt werden, daß sie beleidigt werden könne. Dies sei hier geschehen, und der Artikel beleidige, obwohl seine Spitze gegen Rußland gerichtet sei, die drei Kaiser, als Mitglieder jener Vereinigung. Der fernere offenbar Spott und Hohn enthaltene Passus, „Das Dreikaiserbündniß sei die großartigste Offenbarung des Jahrhunderts" vervollständige den Charakter der Beleidigung. Es rechtfertige sich deshalb Bestätigung der ersten Sentenz. —

Der Gerichtshof (die Hrn. K. G. RR. Steinhausen, Blümel, Schubert, Lüty, Martens) erkannte auf Bestätigung des Urtels erster Instanz. Die Gründe lauten also:

Die thatsächliche Feststellung des ersten Richters, daß Angeklagter zu Berlin am 3. November 1876 mittels der Presse den Kaiser beleidigt hat, wird von dem appellirenden Angeklagten zunächst mit der Behauptung angegriffen, daß ein Bündniß zwischen Oesterreich, Rußland und Deutschland, ein Dreikaiserbündniß, überhaupt nicht existire, wie schon daraus hervorgehe, daß Fürst Bismarck im Herbst 1872 einer Deputation der Berliner Stadtverordneten, die ihm ein Ehrendiplom überreichte, ausdrücklich erklärt habe, es bestehe zwischen diesen drei Reichen zwar ein gutes Einvernehmen, aber kein Bündniß.

Zum Beweise hierüber wird auf das Zeugniß des Fürsten Bismarck und bezüglich der letzterwähnten Aeußerung desselben auf das Zeugniß des Stadtverordneten-Vorstehers Kochhann Bezug genommen.

Der Angeklagte sucht sodann unter Bezugnahme auf ein freisprechendes Erkenntniß des K. Obergerichts zu Hannover, welches angeblich denselben in der zu Hannover erscheinenden Deutschen Volkszeitung nachgedruckten Artikel zum Gegenstande gehabt, von dem Ausfertigung offerirt wird, auszuführen, daß eine Beleidigung der drei Kaiser überhaupt nicht vorliege, da namentlich die Worte „unter der Aegide des Dreikaiserbundes sei das frivole Doppelspiel getrieben" nur ausdrücken sollten, es sei das unter dem Deckmantel des Dreikaiserbundes mißbräuchlich geschehen.

Der Angeklagte beantragt, unter Abänderung des ersten Erkenntnisses seine Freisprechung.

Es mußte, wie geschehen, erkannt werden.

Notorisch besteht zwischen den Kaisern von Oesterreich, Deutschland und Rußland ein persönliches Einvernehmen, eine Vereinigung, welche mit dem Ausdruck „der Dreikaiserbund" bezeichnet wird. Ob dieser Vereinigung ein förmlicher Vertrag zu Grunde liegt, kann dahingestellt bleiben und erübrigt sich deshalb der von dem Angeklagten angetretene Beweis, namentlich über die angeblich von dem Fürsten Bismarck bereits im Jahre 1872, also lange Zeit vor Publication des incriminirten Artikels gethane Aeußerung.

Was den Inhalt des Artikels im Einzelnen betrifft, so wird im Eingang des Artikels allerdings zunächst nur die Thätigkeit der Diplomatie, namentlich der russischen, einer Kritik unterzogen, bald darauf aber wendet sich der Verf. gegen den Dreikaiserbund — er selbst gebraucht diesen Ausdruck wiederholt direct. Wenn man nun auch zu Gunsten des Angeklagten annehmen will, daß die Worte: „Abermals erlebte die Welt ein unerhörtes Schauspiel. Serbien, das Vasallenland, wurde unter den Augen des Dreikaiserbundes russificirt", und: „Dieses frevle Doppelspiel, allem Völkerrecht zum Trotz, zur Verhöhnung alles öffentlichen Treu und Glaubens, ging vor sich unter der Aegide des Dreikaiserbundes", nicht dahin zu verstehen seien, daß Alles dies geschehen im Einverständniß und mit Genehmigung des Dreikaiserbundes, sondern nur unter dem Deckmantel desselben, mißbräuchlich, obschon jene erstere

utung recht wohl zulässig erscheint und Angeklagter sich schon hier mindestens
r zweideutiger Ausdrücke bedient hat, so kann doch darüber kein Zweifel ob-
lten, daß in der unmittelbar darauf folgenden Stelle, wo von dem Drei-
ferbund gesagt wird, er werde uns jedesmal dann ins Gedächtniß geschrien
„wenn wir zu seiner Ehre glauben wollten, er bestehe nicht mehr,
könne und dürfe nicht mehr bestehen"
em Sinne und Zusammenhange nach, trotz der bedingten Fassung, eine Be-
digung der drei Monarchen, und insbesondere auch Sr. Majestät des deutschen
isers, deren persönliches Einvernehmen in der Bezeichnung „Dreikaiserbund"
sprechenden Ausdruck gefunden hat, enthalten ist. Für die Annahme, daß
ner oder der Andre der Monarchen, und namentlich der deutsche Kaiser von
ser ehrverletzenden Aeußerung nicht habe getroffen werden sollen, fehlt es
jedem Anhalt und daß Angeklagter bei der Wahl der Worte nicht unabsicht-
verfahren, sondern sich des ehrenkränkenden Charakters derselben wohl bewußt
wesen ist, geht insbesondere auch aus dem Schlußpassus des Artikels hervor,
der Dreikaiserbund offenbar höhnisch „die großartigste Offenbarung des
. Jahrhunderts" genannt wird.

Hiernach war die in keiner Weise erschütterte Feststellung des ersten
ichters aufrecht zu erhalten und, da das Strafgesetz — §. 95 des Strafgesetz-
chs und §. 20 des Preßgesetzes, zutreffend angewandt, die Strafe auch nicht
hoch arbitrirt worden ist, die Unbrauchbarmachung des incriminirten Artikels,
ie der zu seiner Herstellung erforderlich gewesenen Platten und Formen aber
ch §. 41 des Strafgesetzbuchs ausgesprochen werden mußte, das erste Erkennt-
s lediglich zu bestätigen. Der Kostenpunkt wird durch §§. 178/9 der Ver-
nung vom 3. Januar 1849 bestimmt. Urkundlich u. s. w.

Berlin, 22. Juni 1877. (L. S.) gez. Steinhausen.

„Seit langer Zeit — sagt der Eingangs erwähnte rheinpreußische
urist — ist kein Urtheil eines deutschen Gerichtes so lebhaft und so
sprechend commentirt worden, wie das in Rede stehende, und auch für
jenigen Kreise, welche sich eine Kritik versagten, galt wol das Wort
s alten Chronikanten: Wir schweigen, daß wir schwitzen." Wir haben
zlaubt, deshalb auch den vollen Wortlaut des, einstweilen, letzten Er-
ntnisses — die Nichtigkeitsbeschwerde ist eingelegt — mittheilen zu
len und sind dabei wol vor der Mißdeutung sicher, als sei das ein
rvordrängen persönlicher Interessen. Denn wenn, wie in der That
schehen, ein großer Theil der Presse dem Falle ein lebhaftes Interesse
zewendet, so geschah das nicht blos in der, an sich übrigens gewiß
htigen Erkenntniß daß, was heute dem Einen geschehn (Ce n'est que
premier pas qui coûte, sagt Voltaire vom heil. Dionysius, der seinen
pf unter dem Arme von Paris nach St. Denis trug), morgen jedem
dern Preßcollegen bevorstehen kann, sondern weit mehr noch in der
ßten Sorge um die mit solchen Urtheilen inaugurirte Entwicklung des
litischen Processes.

So legen wir denn auch, als Nicht-Jurist, weit weniger Gewicht
f die, allerdings an der Pforte dieses Streites stehende Frage nach
istenz und Natur des Dreikaiserbündnisses. Der Richter soll nur mit
ten, klar zu umschreibenden Begriffen agiren, drei von den vier hier
Rede stehenden Gerichtshöfen haben dieser Anforderung die sogenannte
otorietät substituirt, d. h. die Uebereinstimmung des allgemeinen Urtheils.
ndem sie jedoch daran gehn zu bestimmen, was denn nun notorisch an
d von jenem Bündnisse sei, gerathen sie auf ganz erhebliche Abwei-
ungen, die sich letztens dahin steigern, der Bund sei vielleicht kein
nd. Nur Einer, der Berliner Hof erster Instanz, hat sich der Unter-
chung über die Natur des Bundes ganz entschlagen, indem er lediglich

ſtatuirt: Dreikaiſerbund ſei Bund der drei Kaiſer. Wird das mißverſtanden, ſo können wir einſt der Argumentation begegnen: Dreiherrenſpitz ſei nicht ein Berg, auf dem einſt dreier Herren Länder zuſammenſtießen, ſondern drei Fürſten gehörten perſönlich hinauf, Jacoby's „Königstrank", ſei Trank eines Königs und das mal du roi, der Kropf, werde nicht durch Königshand geheilt, ſondern ſei eine Prärogative königlicher Hülfe. Notoriſch bleibt alſo an dieſer Seite der Frage vorläufig nichts, als die Verſchiedenheit und die Unklarheit der Anſichten über das betreffende Object und auf ſolche Baſis läßt ſich, logiſch wenigſtens, kein Begriff bauen. Der Verſuch, eine Entſcheidung von competenter Seite über dieſe controverſe Frage herbeizuführen, nämlich einen Ausſpruch des Fürſten Bismarck, iſt zurückgewieſen worden, nur ging das Kammergericht in ſeiner Begründung dieſer Ablehnung, unſres Erachtens, einen Schritt zu weit, indem es die Aeußerungen des deutſchen Reichskanzlers deshalb für unerheblich erachtete, weil ſie ſchon vor geraumer Zeit geſchehen, während doch Seitens der Vertheidigung ausdrücklich conſtatirt worden war, daß der öſterreichiſche wie der ungariſche Premier noch vor Kurzem ſich ganz übereinſtimmend über dies angebliche Bündniß ausgeſprochen haben. Der Bemerkung endlich des kammergerichtlichen Urtheils: „Ob dieſer Vereinigung (dem „Dreikaiſerbündniß") ein förmlicher Vertrag zu Grunde liegt, kann dahingeſtellt bleiben" — ſetzen wir einfach Heffter's Zeugniß entgegen, der den Artikel „Allianz" in Bluntſchli-Braters Staatslexicon alſo beginnt: „Allianz (Bündniß, foedus, liga) iſt eine der ausgeprägteſten Arten der internationalen Verträge, wodurch ein Theil der Contrahenten oder jeder dem andern eine gewiſſe Gemeinſchaft des Handelns und Verhaltens in Bezug auf einen beſtimmten politiſchen Zweck verſpricht, alſo ein Geſellſchaftsvertrag."

Ebenſo läßt uns, d. h. das publiciſtiſche Intereſſe, die Frage gleichgültig, wo denn die zum Begriff der Beleidigung erforderliche Thatſache aufgefunden ſei, welche nach §. 186 „in Beziehung auf einen Andern" behauptet worden, während im Gegentheile der Artikel ſeinen Zweifel darüber ausdrücklich ausſpricht, ob denn die deutſche und öſterreichiſche Regierung der durch Rußland hergeſtellten Lage auch nur „völlig bewußt" ſei, und hier wie im Uebrigen der Artikel ſich durchaus auf dem Gebiete des Urtheils bewegt, der Judicia, von denen bereits Tacitus in den Annalen für bemerkenswerth hält zu conſtatiren, daß erſt in den Zeiten des Niederganges auch ſie als crimina majestatis verfolgt worden ſeien.

Wir überlaſſen ferner den Juriſten die Ausführung, daß die Majeſtätsbeleidigung, wie §. 95 ſie definirt, offenbar nur die Perſon des Fürſten, nicht aber ſeine Regierungshandlungen im Auge hat. Dieſe Beſchränkung läßt ſich zurück verfolgen bis in das Allg. Landrecht, in dem ausdrücklich das „perſönlich" beigefügt iſt, ſie erhellt im Reichsſtrafgeſetze aus der vom preußiſchen Geſetze herübergenommenen Oekonomie des Geſetzes, indem die Beleidigung des Landesherrn in einen Abſchnitt zuſammengeſtellt iſt mit Beleidigungen z. B. von Prinzeſſinnen des regiereuden Hauſes, bei denen ja wohl von Regierungshandlungen nicht die Rede ſein kann.

Was uns aber der ernſteſten Erwägung werth ſcheint, das iſt daß drei preußiſche Gerichtshöfe, obwohl ihnen dieſer Einwand ſtets

rechtzeitig entgegengestellt worden ist, bei der constitutionellen Frage, die den Angelpunkt des Ganzen bildet, mit Schweigen vorbeigegangen sind. Das hannoversche Gericht zweiter Instanz allein hat sich der Betrachtung nicht verschlossen, daß an der einzigen Stelle, an der von dem deutschen resp. österreichischen Theilnehmer des „Bundes" die Rede ist, nicht von den Kaisern, sondern von den Regierungen gesprochen wird, „unter denen, selbst wenn es sich um deren Thätigkeit in sogenannten auswärtigen Angelegenheiten handelt und dem Staatsoberhaupte, wie im deutschen Reiche und fast allen constitutionellen Staaten, die völkerrechtliche Vertretung des Staates zusteht, die verantwortlichen Räthe des Herrschers, nicht aber die Person des die Staatsgewalt innehabenden Staatsoberhauptes verstanden werden." Der lange Zwischensatz geht, wie wir aus dem früher Mitgetheilten ersehen, auf ein Argument des Gerichtes erster Instanz das den §. 11 der Reichsverfassung angezogen hatte, nach welchem „die völkerrechtliche Vertretung des Reichs allein dem Kaiser zusteht". Wenn daraus das Gericht erster Instanz den Schluß zog, bei „Regierungen" müsse man stets zuerst an den Kaiser denken, so hätte das Obergericht mit Rönne an der Hand leicht antworten können, daß Art. 11 hier schief aufgefaßt werde, indem derselbe nur die Selbständigkeit der kaiserlichen Action gegenüber dem sonstigen Mitwirkungsrechte des Parlamentes aussprechen sollte, während hingegen §. 17 der Reichsverfassung, der die Gegenzeichnung des Reichskanzlers bei allen Regierungshandlungen, also auch bei Verträgen (und ohne solchen ist es inhaltslos von einem Bund im völkerrechtlichen Sinne zu sprechen) als unerläßlich vorschreibe, offenbar zeige, daß man von der Regierung vielmehr als dem nothwendigen Complemente des Kaisers durch den Reichskanzler zu reden habe. Wie das ja auch der Kaiser, doch sicher der klassischste Zeuge, selber thue, wenn er z. B. in Thronreden ankündigt, seine „Regierung" werde den oder jenen Gesetzentwurf einbringen.

Das hannoversche Obergericht, wie gesagt, hat allein in seinem Urtheil zu erkennen gegeben, daß es dabei der verfassungsmäßigen Gestaltung unsres Landes eingedenk gewesen sei, die beiden Berliner Urtheile könnten, nach dieser Seite hin betrachtet, getrost sich 50 Jahre zurück datiren. Eine solche Abwendung von der Entwicklung des öffentlichen Rechts ist der Ausdruck eines irrigen und in seinem Irrthum gefährlichen Conservatismus: es ist kein Zeichen des Gedeihens für ein Land, wenn seine politischen Processe überhandnehmen, es ist zu allen Zeiten als ein Zeichen des Niederganges erachtet worden, wenn die crimina majestatis floriren. Wir wollen das kleine Beispiel nicht mit großen Phrasen aufputzen, wir lassen darum die schreienden Zeugnisse von den Wucherungen des Majestätsprozesses bei Seite, welche uns die Klassiker der römischen Kaiserzeit aufbewahrt haben. Die Analogie hinkt, in der heutigen Gesellschaft, zumal in der guten, möchte ja vielleicht einiges Talent für eine Wiedererweckung der Cäsarenzeit in Europa vorhanden sein, aber an den betreffenden Cäsaren fehlt es wirklich überall. Wollen wir aber Tacitus nicht citiren, so widerstrebt's uns auch, den „Kladderadatsch" als Zeugen anzurufen. Er hat, sammt seinen Witzkameraden, seines Amtes gewaltet, als er in gar drolliger Weise sich die „indirecte Majestätsbeleidigung" zurecht legte, aber — Schwärmer wie wir's sind! — wir sähens lieber wenn die Neckerei nichts an unsern Gerichtshöfen zu thun fände. Sogar der Haß ist da gesünder.

Darum versagen auch wir es uns, die Consequenzen zu zeichnen, die eine solche Gesetzesauslegung, würde sie zur Rechtsregel, mit sich führte. Keine Ernennung, Beförderung, kein Gesetz, ja kein Gesetzentwurf, der ja auch im Namen des Kaisers vorgelegt wird, wäre dem öffentlichen Urtheil mehr anders als unter den vorsichtigsten Cautelen zugänglich, es würde merkwürdig still im Lande werden müssen. Und was dem Fürsten in seinen Werken Recht, das würde am Ende dann doch auch für Gott in seinen Werken billig sein. Adieu dann selber den Wettergesprächen!

Ein letztes Wort noch über den letzten Vorwurf des kammergerichtlichen Urtheils. Es sieht offenbaren Hohn in der Bezeichnung des „Bundes" als großartigster Offenbarung des 19. Jahrhunderts. Man sollte füglich den „Hohn", als eine incommensurable, nach der Empfindlichkeit d. h. nach den Nerven jedes Einzelnen sich bemessende Bezeichnung, in jene Polterkammer veralteter Rechtsausdrücke werfen, in der der „freche", der „hämische" Tadel u. dgl. ruhen. Wollte man aber selbst nur behaupten, daß das oben citirte Epitheton beleidigend sei, so hätte doch vorher klar gemacht werden müssen, ob nicht, bei der vermeintlichen Gesinnung des Verf. über den „Bund", die Beleidigung dann weniger auf den letztern, als auf das Jahrhundert gemünzt sei, das ja aber vorläufig noch kein Klagerecht hat. Vollends aber wird jede Art von Vorwurf platt zur Erde fallen, sobald der Richter auf die Frage geräth, ob vielleicht hinter jenem Satze eine ernsthafte Betrachtung sich birgt. Sie sei nicht vorenthalten: Daß die Deutschen, das Denkervolk, heute, an der Neige des Säculums, sich in der Lage finden, in freiwilliger ausschließlicher Freundschaft zu dem Tartarenvolk zu stehen, zu dem vor 70 Jahren nur die schwerste Noth widerwillig unsre Väter geführt hat, das ist eine „Offenbarung des 19. Jahrhunderts" und seiner Fortschritte, und zwar mindestens, im Positiv, eine „großartige".

So möge der Casus denn nun an's Obertribunal wandern. Nec jam reorum exspectabatur eventus cum esset unus — sagt Seneca von den politischen Processen seiner Zeit — „man war nicht einmal gespannt auf das Schicksal der Angeklagten, denn der Erfolg war stets ein und derselbe." — Wenn das heute noch wahr wäre, hätte diese ganze Auseinandersetzung vielleicht ungeschrieben bleiben können?

Neue Bücher.

Brücke, Prof. Ernst, Bruchstücke aus der Theorie der bildenden Künste. (Der „internation. wissensch. Bibliothek" 28. Bd.) Mit 39 Abbild. Leipzig, Brockhaus. (4 M.)

Baker, Colonel James, Die Türken in Europa. Autoris. Uebersetzung von K. E. Franzos. Stuttgart, Levy Müller. (12 M.)

Schultheß, Europäischer Geschichtskalender für 1876. Nördlingen, Beck. (10 M.)

Friedrich, Prof. J., Geschichte des Vatikanischen Conzils. 1. Bd. Vorgeschichte bis zur Eröffnung. Bonn, Neusser. (18 M.)

List, Friedr., Die volkswirthschaftl. Systeme und die Handelspolitik der europ. Staaten u. N. Amerika's. Mit Carey's Briefen an die Times von 1876. Herausgeg. von Dr. Stöpel. Stuttgart, Weise. (1 M.)

Bühler, G., Three new Edicts of Asoka. London, Trübner. (2 Sh. 6 d.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 18, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Benthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. **Berlin, 3. August 1877.** **Nr. 31.**

Inhaltsverzeichniß: Der Osten im Westen. — Zu dem Dühring'schen Falle. — Einige Nachträge zur „Philosophie in der Gegenwart." Von Karl Grün.

Der Osten im Westen.

Wir sprachen jüngst von dem Gegensatze im Westöstlichen Divan Europas, und bezeichneten diesen Gegensatz dahin: die Völker des Westens seien auf persönliche Autonomie und nur im Wege der freien Association auf Zusammenwirken oder Kooperation angelegt, während die orientalischen Christen nur vom Heerdenbewußtsein beseelt seien, welches Heerdenbewußtsein auch ohne den Czarenkult gedacht werden könne, wie das sich bei den Panslaoisten deutlich zeige.

Man kann die Wahrheit dieser Behauptung auch im Occident und innerhalb der abendländischen Völker erproben. Wer hält es mit den Russen in dem gegenwärtigen Kreuzzuge wider den Halbmond? Auf russischer Seite erblicken wir 3 oder 4 Parteien und Richtungen. Thuen wir die Nummern 4 und 3 zuerst ab: sie würden für sich allein nicht genug bedeuten, und Nr. 3 ist blos gelegentlicher Stimmungs-Sukkurs.

Nr. 4 sind die specifischen „Christen", die Träger eines der großen Mehrzahl, selbst der traditionell Gläubigen, unverständlich gewordenen Pathos. Der Unterschied zwischen Gewohnheitsglauben und Bekenntnißeifer ist groß. Die Menge der Gebildeten, Verbildeten, Durchgebildeten lassen wir ganz bei Seite. Die Spezifischen sind eine Art kulturhistorischen Rückschlags und kommen am Reinsten im Lande der Exzentrizitäten, in England zur Erscheinung, Gladstone ist ihr Muster. Scharfsinn, Beredtsamkeit, Kenntnisse, ja ein notables Quantum von Gelehrsamkeit schützen nicht vor solcher Rückbildung. Gladstone beweist das. Und die Art seines Auftretens, seine ganze Polemik, seine Verbissenheit, Hartnäckigkeit, sein Zelotismus und Fanatismus beweisen seinen spezifischen Standpunkt. In seiner ganzen Kriegführung offenbart sich kein Aederchen vom Staatsmann, der mit langsamen Prozeduren rechnen muß, der nicht das Kind mit dem Bade ausschütten darf; sondern seines Herzens Meinung ist: hinaus mit den Türken aus Europa und hinein an ihre Stelle mit den christlichen Bulgaren, Serben und Griechen! Das Kreuz, auch in den Händen von Barbaren, von geriebenen Klephten, von kopfabhackenden Montenegrinern, ist Bürgschaft und Inbegriff der politischen Fähigkeit. Das Resultat dieser Gladstone'schen Christlichkeit wäre natürlich: den Russen die Balkanhalbinsel bedingungslos auszuliefern.

Nr. 3 sind die französischen Revanchepolitiker à tout prix. Sie bilden ein seltsames Bündel: Legitimisten, Halborleanisten, Bonapartisten

Digitized by Google

und vor Allem Ultramontane. Der eigentliche Monsieur Chauvin ist nämlich gestorben, oder er humpelt doch dienstunfähig an der Krücke der Napoleonischen Phrase einher. Mr. Chauvin's sel. Erben sind die rabiaten Papisten, die Wasserträger von Lourdes, die Tempelerbauer auf dem Montmartre, die Evangelisten der Wunderthaten und Erscheinungen, die Gründer katholischer Universitäten, die Schleppträger der Frau Mac Mahon, die zurückgebliebene Queue von Madame Eugenie, die unverbesserlichen Liebhaber einer petite guerre. Diese Unglücksraben des schönen Frankreich, die dem Papst seinen Kirchenstaat wiedergeben und dadurch Frankreich rehabilitiren möchten, wünschen den Russen alles mögliche Gedeihen, obgleich der Papst sich für den Halbmond erklärt hat, weil sie ihre große Hoffnung auf ein franco-russisches Bündniß, auf die Gemeinschaft des slavischen und ultramontanen Hasses gegen Deutschland gründen. Doch ist diese Zusammenstimmung von wälschem Klerikalismus und slavischem Uebermuth nur vorübergehend; schon die nächsten Wahlen in Frankreich können die Heißsporne in den Hintergrund drängen. Die Republikaner, welche diesen Namen verdienen, perhorresciren das Heerdenbewußtsein, verlassen sich auf die eigene Kraft und verwünschen den Riß, der durch die europäische Demokratie hindurchklafft.

Wir kommen nunmehr zu Nr. 1. Diese Nummer begreift alle Absolutisten, reinen Monarchisten, die in sämmtlichen Konzessionen an den Volksgeist: Verfassung, Parlament, Preß- und Vereins-Toleranz, Geschwornengericht, Zivilehe ꝛc. nur geschmacklose Dekorationen und Verschnörkelungen des souveränen Fürstenthums erblicken, welche eines Tages abgerissen und abgebrochen werden müssen, damit der stylvolle Bau der Alleinherrlichkeit wieder klar hervortrete. Diese Gesellschaft ist in Deutschland, besonders in gewissen Regionen, nicht gar so klein, wenn sie gleich ihre Fahne halb zusammengerollt hat. Doch zweigt sich in dieser Sippe eine Unterart ab, welche zeitweilig den intimsten Zorn der Oberart hervorruft und deren Credo dahin geht: Laßt doch die Dekorationen und Schnörkel in Gottes Namen hangen und prangen! Sie nehmen sich recht gut aus und sind vieler ehrsamer Leute Augenweide. Man muß nur dafür sorgen, daß jene Zierrathen, angelehnten Säulchen, aufgeklebten Lisenen, Acroterien und Palmetten, vorgeschobenen Regendächer und gemalten Hallen nicht konstruktiv werden, daß sie dekorativ bleiben! Beide, Ober- wie Unterart, sind die entschiedensten Russenfreunde, begeisterte Glückwünscher zum heil. Kreuzzuge, Siegestrompeter bei Erfolgen, Verschweiger und Bemänteler der Niederlagen, öffentliche Meinungsfabrikanten durch elektrische, pneumatische und mechanische Apparate. Die Idee der Gewalt ist ihr oberstes Prinzip, das Durchfahren der Gewalt ihre Freude, die russische Wirthschaft ihr Ideal.

Die Unterart von Nr. 1 hat die Spielart Nr. 2 erzeugt, Spielart genannt aus zwei Gründen: einmal weil mit ihr gespielt wird, und zweitens weil sie mit einem Theile des Volksbewußtseins ihr Spiel treibt. Selbst im Innersten korrumpirt, geht ihr ganzes Trachten wieder auf Korruption aus. Der Chef dieser Spielart pflegte zu Zeiten des sel. Nationalvereins im geheimen Rathe zu sagen: Der und der muß korrumpirt werden! Ohrenzeugen sind vorhanden. Man kann diese Spielart auch die Genossenschaft der Pfiffigen nennen. Sie sind

nämlich nur klug wie der betrügerische Händler auf dem Jahrmarkt, der Roßkamm, der die Mängel des Gaules zu verbergen weiß. Kommt der angeführte Käufer mit seiner Waare zu Hause, so hinkt der Gaul.

Diese Klugen sind nur klug in den eigenen Sack hinein, und solche Klugheit heißt Pfiffigkeit. Unsere spielartigen Pfiffici haben sehr lange über das Thema gepredigt: „Was gehen uns die Türken an"? Da sie auch klassisch zu zitiren pflegen, so ritten sie gemüthlich auf dem „Hinten weit in der Türkei", obgleich die Entfernung seit Göthe's Jugend bedeutend abgekürzt worden ist. Lassen wir's uns wohl sein daheim, die ganze Geschichte geht uns ja gar nichts an! Einer der Pfiffigen, der als „verlorner Sohn" zum fröhlichen Kalbschlachten heimgekehrt war, rief voll Emphase vor seinen Wählern aus: Seht jetzt, wie gut es ist, daß wir mit Oesterreich nichts mehr zu schaffen haben! Oesterreich geräth in große Schwulitäten durch den Krieg, wir aber ruhen in Abrahams Schooß! — Pfiffig war das sehr, aber klug gar nicht, eher das Gegentheil; denn die Gemeinsamkeit der europäischen Interessen, welche zwei Länder haben, kann durch keine Schlacht und durch keinen Friedensschluß beseitigt werden.

Die Pfiffigen sind auch zugleich die Ruhigen, die Beruhigenden, Beschwichtigungs-Hofräthe, Abwiegelungsmeier. Nicht nur geht uns die Geschichte gar nichts an, sondern wir können auch vollkommen ruhig sein; wir sind so stark, daß uns der Weltuntergang selbst nicht im Geringsten anficht. Wir ruhen in mächtiger Hand, vertrauen wir nur auf diese Hand, die auch zur Faust werden kann! Hört nur nicht auf die Kritteler, auf die unzufriedenen Schreier, Allesbesserwisser, oder um eine altbekannte Parole wieder aufzufrischen: „Nur nicht drängeln!" Uebrigens stehen wir auf der Hochwacht, wir, die Pfiffigen; wenn es Zeit ist Lärm zu schlagen, werden wir schon das Zeichen geben, und zwar mit um so größerer Pünktlichkeit und Sicherheit, als es uns selbst gegeben wird. Also vor der Hand Ruhe im Glied, laßt die Russen nur gehen, sie werden uns dadurch zu Dank verpflichtet für den Fall, daß wir wieder einmal ins Geschirr gehen!

Der Familienzug, der durch alle vier Spezies geht, ist doch unverkennbar: Dieselbe Unterwürfigkeit unter ein Dogma oder eine Autorität, welche immer nur das personifizirte Dogma ist, wie das Dogma die abstrakte Autorität. Etwas oder Einer ist da, die es besser wissen müssen als wir sterblichen Sünder und beschränkten Köpfe. Etwas ist höher als der Menschenverstand, Einer steht über dem Unterthanenverstande, Einer sogar über allem Parlamentsverstande. Diese drei Verstande haben sich also zu fügen, zu beugen, aufzuopfern; was auch mit wahrer Hingebungswuth geschieht. Das aber ist russisch, slavisch, panslavisch. Konsequent jedoch ist nur das Allezareuthum, denn in ihm fließen Dogma und persönliche Autorität, das hohe Etwas und der hohe Einer zusammen. Hier ist Vollendung, realisirtes Ideal; die vier Spezies kriechen nur bettelhaft um die algebraische Potenz und den Logarithmus herum, zu seinen Füßen. O, Ihr habt noch sehr weit, bis Ihr da hinauf krabbelt!

Zu dem Dühring'schen Falle.

Unsre Ansicht haben wir, als die Angelegenheit noch schwebte, ausgesprochen. Thatsächlich hat sie nun ihren Abschluß gefunden: Herr Dr. Dühring ist seiner Lehrbefugniß enthoben worden. Wir sind inzwischen belehrt worden, und zwar von einer wie es scheint, autorisirten Seite, daß der Recurs auf das allgemeine Vereins- und Versammlungsrecht, den wir vorgeschlagen hatten, hier nicht zutreffend sei, da Herr Dr. Dühring das übliche Vorlesungswesen verwerfe. Zwar scheint uns diese Abweisung nicht bündig zu sein, da in unserm Vorschlage keine Vorschrift enthalten war, auf welchen innerlichen Wegen der Lehrer als solcher mit seinen Schülern zu communiciren habe, sondern nur das äußerliche, vom Gesetz gewiesene Mittel einer solchen Verbindung angewiesen war. Indessen empfinden wir keinen Beruf, Rathschläge zu vertheidigen, wo ja hoffentlich des Rathes genug vorhanden ist, sondern wenden uns zu der Thatsache zurück, die man, unsrer Ansicht nach ungebührlich schnell abgethan hat. Die Veröffentlichung der einschlagenden Schriftstücke Seitens der Facultät hat — außer den persönlichen Verwahrungen des Prof. Helmholtz, die an unsrer Auffassung der Sache nichts ändern — den Thatbestand unverändert gelassen: die Entwicklung der nebenbei verlaufenden Dinge hat unsre Ansicht nur bestärkt. Man hat eine Erschwerung der Lage darin gefunden, daß eine Sympathie für den Auszustoßenden in öffentlichen Versammlungen, und hier in einer Gemeinsamkeit studentischer und nichtstudentischer Kreise sich geäußert habe: die Ehrlicheren und Plumperen sagten gradezu, das Bündniß von Studenten und Arbeitern habe der Sache des Dr. Dühring den letzten Stoß gegeben. Da die Bismarck'sche Diplomatie ihre eigenthümliche Kunst darin beweist, die Wahrheit in unwahrscheinlicher Weise zu sagen, so wird es uns erlaubt sein, officiöse Auslassungen überhaupt nach des Meisters Maßstabe zu beurtheilen, sie also wirklich für wahr zu halten. Damit bestätigt sich aber nur, was wir im Beginn des Streites über sein eigentliches Motiv gesagt, daß nämlich Dr. Dühring keineswegs ob seiner uncollegialen Ausfälle sich der Götter Zorn zugezogen habe, sondern weil er den Studenten vom Socialismus gesprochen hat. Er ist da vielleicht ein Opfer von Verhältnissen und Zuständen geworden, die weit über ihn selber und seine Mißhelligkeiten mit Berliner Universitätslehrern hinausreichen. Seit Beginn dieses Jahrzehnts sind die Kanzeln der Nationalökonomie, die auf preußischen, ja auf deutschen, ja selbst auf deutschsländischen Universitäten frei wurden, fast ausnahmslos mit jungen Männern besetzt worden, welche der kathedersocialistischen Richtung angehören. In dem Worte „kathedersocialistisch", das Herr Oppenheim erfand, lag ja schon, lange ehe die Thatsache ihm Recht gab, die ärgerliche Hinweisung auf eine solche Einseitigkeit, eine fruchtlos ärgerliche, denn es lag anderseits ja auch in der tiefsten Natur der Gegenpartei, der Manchesterleute, daß ihre tüchtigsten Köpfe sich lieber der Blüte ihrer Doctrin, der Gründerei, hingaben, als daß sie der im Gewinn so weit zurückstehenden Carriere des akademischen Lehrers sich zugewendet hätten. Das ist nun ein paar Jahre ganz harmlos fortgegangen; seit man aber die wachsende Energie der socialdemokratischen Partei sieht, seit man weiß, daß auf einigen Universitäten bereits der Student die

Lehren seines kathedersocialistischen Professors auf ganz eigne Faust weiter bildet und praktisch zu bethätigen sucht: seitdem ist der Casus bedenklich geworden. Da wird denn die Strenge, die man gegen den Berliner Privatdocenten gezeigt hat, auch heilsam wirken auf die Herren, welche bisher die politische Seite ihres Amtes weniger ins Auge gefaßt hatten. Es wird den „Kathedersocialisten" klar werden, an welchen Abgründen ihr Pfad vorüberführt und sie werden gewarnt fortan das Rechte zu finden wissen.

Gegen diese Annahme spricht freilich Eins. Wer sich einigermaßen um des Dr. Dühring Ansichten gekümmert, der muß auch wissen, daß dieselben in vielen Punkten schnurstracks dem Socialismus entgegenstehn, der bisher der socialdemokratischen Partei als Schiboleth gedient hat, nämlich der Marx-Lassalle'schen Lehre. Er würde wissen, daß just in letzter Zeit, ehe die Disciplinirung Dührings ins Werk gesetzt wurde, der Freund und Genosse von Marx, Herr Fr. Engels, eine scharfe Polemik gegen Dühring eröffnete; er würde wissen, daß innerhalb der Socialdemokratie eine Partei Dühring gegen die orthodoxe Partei Marx in der Entwicklung war. Und eine macchiavellistische Behörde würde diese Umstände zu benützen gewußt haben, sie würde alles andre eher gethan haben, als diesen beginnenden Zwiespalt zu stören.

Aber auch dem Gegner Gerechtigkeit! Wir haben's gehört, wie der Minister, den diese Fragen in erster Linie interessiren, wie der Graf Eulenburg im Reichstage über den Socialismus Ansichten zu Besten gab, die ein schwäbischer Pastor vorher ihm zurechtgelegt (diese Species ist nun einmal jetzt zu großen Dingen ausersehen und die Sturmfahne soll auch im neuen Reiche zu ihren Ehren kommen!), und da war freilich von solchen Unterscheidungen und Controversen nicht die Rede. In diesen Kreisen hat das gute Gewissen auch noch seinen Werth und man wird des Feindes da mächtig, indem man seine Versammlungen für nicht angezeigt erklärt — non avenu, lautet der Kunstausdruck — und seinen Festen um 12 Uhr Feierabend bietet. Hier reicht das Formular und der Schutzmann noch aus; wozu also zu feineren Kniffen greifen?

Wer aber doch noch zweifelte, daß Dr. Dühring nur den politischen Erwägungen der gedachten Art zum Opfer gefallen, der sollte durch negativen Beweis sich davon überführen lassen. In den Aktenstücken, die bisher in dieser Sache veröffentlicht worden, hat man dem Publikum ein paar aus allem Zusammenhang gerissene Stellen einer Dühring'schen Schrift geboten, ohne sich um Inhalt und Ton des Uebrigen zu kümmern. Es handelt sich hier — denn wir wiederholen, daß nach den Erklärungen des Prof. Helmholtz die Anfeindung desselben in Sachen Mayer hier nicht weiter in Betracht gezogen werden kann — um die Schrift Dühring's, die unter dem Titel: „Der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten" (Leipzig, Fues. 1877) erschienen ist und die in ihrem Zusammenhange betrachtet sein will. Sie ist aus einem Vortrage entstanden, den Hr. Dühring vor größerem Publicum gehalten, hat aber auf dem Wege in den Druck mancherlei Erweiterungen und Excurse erhalten — ein Verfahren, das diesem Autor auch bei den verschiedenen Auflagen seiner größeren Werke üblich ist, das also der

Göttinger Fakultät bei der zweiten Ausgabe seiner Preisschrift nicht so auffällig hätte sein sollen. Der Verfasser plaidirt für die volle Befähigung der Frauen zu den höhern, sogenannt gelehrten Berufen, und originell insofern, als er nicht sowohl, wie z. B. Frau Hedwig Dohm es thut, die Frauen dem Berufe, als vielmehr den Beruf den Frauen adaptirt. Die Theologie scheidet er mit Recht, als zu den wissenschaftlichen Disciplinen nicht gehörig, vorweg aus, die Jurisprudenz läßt er „vorläufig" bei Seite, so bleibt die ärztliche und die „philosophische" Bildung, für die er die Gleichberechtigung der Frauen verlangt. Die letztere, die „philosophische" Facultät hat nach ihm „praktisch nur die Bedeutung, Lehrer für die Gymnasien und die Realschulen auszubilden alles Uebrige an ihr ist thatsächlich ein für die gesellschaftlichen Functionen bedeutungsloses Anhängsel." Hier ist es nun unsre Aufgabe nicht, kritisch diese und die folgenden Ausführungen zu begleiten, es handelt sich für uns und den Leser nur darum, den Verfasser in seiner Eigenthümlichkeit auch da zu beobachten, wo ihm die Conflicte, wegen deren er angeschuldigt worden, fern liegen. Wir erreichen diesen Zweck wohl am besten, indem wir ihn in Nachstehendem über den Werth der sogenannt klassischen Bildung sprechen lassen:

„Die Abfälle aus dem Mittelalter bilden die Hauptverzierung, durch welche sich universitäre Gelehrsamkeit vor moderner und naturgemäß gestalteter Wissenschaft auszeichnet. In den Rahmen des mittelalterlichen Kirchen- und Autoritätswesens hineingepfropft, haben die Universitäten das von der Kirchensprache her angenommene Latein so zu sagen als heilige Scheidewand gegen das profane Volk angenommen und bis auf den heutigen Tag nach Kräften conservirt. Freilich haben sie die lateinischen Vorlesungen schon im vorigen Jahrhundert größtentheils abthun müssen: aber sie sind damit doch ein paar Jahrhunderte zu spät gekommen. Der Geist der freien Wissenschaft hatte sich schon im 16. Jahrhundert der neuern Völkersprachen bedient und die gelehrten Zünfte sind in diesem Punkt wiederum nur der Hemmschuh gewesen, der den Wagen des natürlichen Fortschritts am unrechten Orte aufgehalten hat. Heut steht das Latein theils als ceremonielles Curiosum, theils aber auch (und dies ist das ernsthafte Uebel) als Grundlage der Studien im Wege. Mit dem Griechischen sind zwar die Gymnasien arg genug heimgesucht; aber in den besondern Fachstudien spielt es, abgesehen von der Philologie, also von der Zurichtung von Gymnasiallehrern für dasselbe, auf den Universitäten keine gleich lästige Rolle. Der Jurist, dem man die Pandekten als A und O der Rechtskunde wöchentlich 12—15 stündig servirt, und der nach echt philologischer Manier wohl gar die Künste eines Römischen Richters an den alten „Formeln" höchst Savignyromantisch galvanisiren soll, — der Jurist, dem einige Geschäftskenntniß in den Verkehrs- und Rechtsformen des wirklichen Lebens Noth thäte, soll statt dessen am rescribirten Gajus klauben und, was noch schlimmer ist, gelegentlich außer dem Byzantinischen Mosaik der Justinianisch-Römischen Rechtsbibel auch noch das Corpus des kanonischen Rechts in der ganzen Wohlbeleibtheit dieses geistlichen Buches umklammern und, wie der Theologe seinen Hebräischen Psalm, so eine lateinische Stelle aus der hierarchischen Ueberlieferung auslegen können. Aber Griechisch kommt hiebei doch so gut wie gar nicht in Frage, und das Unleidliche ist die

lateiniſche Wörterdreſſur. Seit ſieben Jahrhunderten hat man an der Römiſchen Rechtsbibel, namentlich aber an den Pandekten, ſowie auch an dem mittelalterlichen Zubehör herminterpretirt und will noch immer dieſer erläuternden Bedientenverrichtung nicht entwachſen ſein. Dieſe Armſeligkeit der Ergebniſſe rührt von dem autoritären Princip her. Man hat perſönliche Meinungen weiter gegeben, aufgereiht und geſammelt; die Anſichten der Doctoren bildeten die ſogenannte Wiſſenſchaft und das lateiniſche Gewand war der einzige Umſtand, welcher der äußerſt platten Sache vor dem abergläubiſchen Publikum einen gewiſſen Schein und eine Art Vornehmheit verſchaffte. Hienach wird man auch begreifen, warum die Gilde heute im Latein die letzte Stütze ihres Anſehens wanken ſieht, und warum ſie dieſe heilige Sprache als Scheide anſieht, in welcher das Schwert ihrer Rechtsweisheit ſtecke. Eine Scheide iſt es nun wohl — dieſes Latein; aber darinnen ſteckt Nichts, womit ſich ernſthaft fechten ließe. Wer nicht ſchon vor der umgehängten Scheide Reſpect bekommen will, braucht das Uebrige nicht zu fürchten.

Dennoch hat aber ein geringes Maaß von Latein grade noch bei den Juriſten am eheſten einen praktiſchen Sinn; denn manche noch maßgebende Vertrags- und Geſetzesurkunde neuerer Zeit iſt in echtem Küchen- oder Kircheulatein abgefaßt und kann unter Umſtänden wohl einmal buchſtabirt werden müſſen, wofür man freilich auch ebenſogut wie für Polniſch eigne Dolmetſcher halten könnte. Was aber die Quellen des wiſſenſchaftlichen Studiums anbetrifft, ſo dürften die Kinderſchuhe doch endlich auszuziehen ſein. Hat man ſieben Jahrhunderte lang gloſſirt, ohne ſelbſtändig zu werden, ſo wird man es auch in ſieben Jahrtauſenden nicht; und iſt man anderweitig durch beſſere Methoden des Denkens ein wenig zum Gebrauch der eignen Beine gelangt, ſo iſt erſt recht kein Grund vorhanden, den alten lateiniſchen, römiſch rechtlichen Zoll noch ferner zu entrichten. Selbſt der romantiſche Savigny wollte ja ſeine Liebhaberei nicht verewigt, ſondern dieſelbe nur noch als eine zur Selbſtändigkeit vorbereitende Phaſe anerkannt wiſſen und ergab ſich bereits in den Gedanken, den Römiſchen Rechtsſtoff als Schulungsmittel abgethan und nur noch der geſchichtlichen „Erinnerung einer dankbaren Nachwelt übergeben" zu ſehen. Das Latein in der Philologie aber ſchwebt ganz in der Luft; denn es dient nur dazu, Lateinlehrer für die Gymnaſien zu produciren, und die ganze Herrlichkeit dreht ſich auf dieſe Weiſe im Kreiſe. Braucht man das Latein nicht mehr für materielle Fächer, ſo hat es auf den Gymnaſien keinen Sinn mehr; fällt es aber auf den Gymnaſien fort, ſo iſt die Philologie auf den Univerſitäten überflüſſig und die altſprachlichen, angeblich auch alterthumskundigen Profeſſoren können getroſt ausſterben.

Die Medicin ſammt Apothekerei iſt zwar in ihrer eigenſten mittelalterlich abergläubiſchen Geſtalt auch lateiniſch recht hübſch inficirt, aber doch glücklicherweiſe nur mit Brocken und ſehr äußerlich in jener Weiſe, wie ſie von einem Molière im „Eingebildeten Kranken" angemeſſen verſpottet wurde. Auch für die Heilkunde wird man künftig gar keine alten Sprachen brauchen, und ſchon jetzt kommt man ſo ziemlich ohne dies aus. Der junge Mediciner kümmert ſich um ſein weniges Gymnaſialgriechiſch gar nicht mehr, und auch von dem Latein wird er meiſtens $^{99}/_{100}$ vergeſſen, ohne auch nur bei der Staatsprüfung in Ver-

legenheit zu kommen. In der Praxis entäußert er ſich aber alles gelehrten Kramś; nur darf er die paar Apothekerausdrücke für das Recepiſchreiben nicht verlernen; denn hier ſpielen die Reſte der heiligen Sprache eine wahrhafte Prieſterrolle gegen das profane Laienvolk. Hiemit ſind wir aber auch ſchon auf dem Niveau des bloßen Apothekers angelangt, und für deſſen Büchſen wird man doch wahrlich nicht die klaſſiſch lateiniſche Literatur auf den Gymnaſien tributpflichtig und zum Hauptdrillungsmaterial der armen gequälten Zöglinge gemacht haben wollen. Um bei dieſer Gelegenheit noch einmal an den Juriſten zu erinnern, ſo wird auch dieſer in der ſelbſtändigen Praxis und zum Theil ſogar ſchon, wenn er über die erſte, noch viel todte Gelehrſamkeit athmende Prüfung hinaus iſt, ſeine altſprachliche Bedürftigkeit mit Behagen der Vergeſſenheit anheimgeben und Angeſichts des wirklichen Lebens und der neuern Geſetzbücher ſich durch den Gedanken erheben, welcher klaſſiſch romantiſchen Täuſchung er nun glücklich entwachſen ſei. Der nachdenkende Medicíner aber wird ſich ſagen, daß er, um auch einmal aus Neugier in den Hippokrates hineinzuſehen, mit ſeinem unzulänglichen Gymnaſialgriechiſch doch nicht ausgereicht, ſondern zu Herrn Littrés ſchöner Franzöſiſcher Ausgabe oder auch zu einer Deutſchen Ueberſetzung hätte ſeine Zuflucht nehmen müſſen. Uebrigens wird er wiſſen, daß trotz einiger guter Maximen, über welche die Heilkunde und die Betrachtungsart der Krankheiten in den 2000 Jahren nicht hinausgekommen iſt, doch der jetzige Hauptlernſtoff im Naturwiſſenſchaftlichen liege, worin die Alten bekanntlich weniger als Kinder geweſen ſind. Was an der Medicin nicht prieſterartig dunkel, autoritär und abergläubiſch iſt, ſtammt zum überwiegenden Theil aus der modernen, ja ſoweit es ſich um die Geltendmachung beſſerer Grundlagen des Naturwiſſens handelt, erſt aus der allerneuſten Zeit. Die Ausmerzung des Verkehrten iſt ein Haupttheil der Fortſchritte geweſen, und hiebei war die Altſprachlichkeit nicht ein Förderungsmittel, ſondern eine Hemmung. In der That ſcheint man auch regierungsſeitig noch am eheſten geneigt, bei den mediciniſchen Facultäten ein Zugeſtändniß zu veranlaſſen und Realſchulbildung, die freilich bei uns noch Latein, aber nicht Griechiſch einſchließt, als genügende Vorbedingung einzuführen.

In Wahrheit iſt das angedeutete Stück Mittelalter- und Kirchenſprache und mithin die ganze Erbſchaft des verweſten Römiſchen Reichs völlig abzuthun. Unmittelbare Kenntniß der Sachen im modern wiſſenſchaftlichen Sinne iſt bei den Alten nicht zu haben. Die Literatur des Römerthums aber iſt ſogar unwiſſenſchaftlich geweſen und hat, in Ermangelung ſchöpferiſcher Anlagen, blos das Griechenthum nachgeahmt und zwar meiſtens recht dürftig copirt. Zur eigentlichen Wiſſenſchaft hatten die Römer niemals irgend welche angeſtammte Neigung; die Schöngeiſterei der erſten Zeiten ihres Kaiſerthums war, wie geſagt, erborgt und obenein ziemlich ſervil. Was aber die ſogenannten claſſiſchen Juriſten anbelangt, die ſich in den erſten Kaiſerjahrhunderten ausprägten, ſo ſind von ihren Werken nur Trümmer und Moſaikſtückchen vorhanden, und die verhältnißmäßige Schärfe ihrer Manier, privatrechtliche Vorſtellungen zu zerſplittern, hat als Schulungsmittel neuerer Gelehrſamkeit im Werthe immer mehr ſinken müſſen, je entſchiedener ſich herausſtellte, daß ſich jene Formen des Denkens von dem völlig

fremdartigen Rechtsstoff nicht trennen ließen. Dieser Rechtsstoff selbst ist aber nunmehr in der sogenannten reinen Gestalt ein Gegenstand der romanistischen Philologie geworden und hiemit seiner Ausrangirung aus den wirklichen Bildungsmitteln näher gerückt. Dieses Stück Philologie kann ebensowenig, wie die sonstigen altsprachlichen und alterthumskundlichen Gelehrsamkeitsreste, dem modernen Menschen als Bildungsmittel zugemuthet werden. Die sogenannte classische Bildung auf den Gymnasien sollte eher altsprachliche Verbildung heißen, und die mächtigen industriellen Classen, in denen das Blut des neuern Lebens pulsirt, werden schließlich schon dahin gelangen, die altsprachlichen Zollschranken niederzureißen. Diese modernen Gesellschaftselemente werden sich nicht immer gefallen lassen, daß ihre sonst einflußreichsten Mitglieder von der Staatsverwaltung, vom Richter- und Advocatenstande und überhaupt von allen gelehrten gesellschaftlichen Functionen ausgeschlossen bleiben, weil ihr sachlicher Bildungsgang ihnen die Einlassung mit dem Todtenputz philologisch lebloser Verbildung nicht gestattet hat. Eines ist aber eben nur möglich, und bei der Wahl zwischen Sachwissenschaft und Wörtergelehrsamkeit kann die Entscheidung für den modernen Menschen nicht zweifelhaft sein. Die vermeintlich bildende Kraft, die das grammatische Wiederkäuen lateinischer und griechischer Schriftsteller auf den Gymnasien zur Formung des Geistes haben soll, ist nie die Ursache der Einführung solcher todten Künste gewesen, sondern hinterher als Scheingrund erfunden, um nicht zu sagen erlogen worden. Seit den Zeiten Petrarca's und überhaupt mit der literarischen Renaissance hatte man sich aus Bedürfniß, in einer Art Anwandlung von Classicitätsromantik und zum Theil auch um ein Gegenstück zur religiösen Barbarei zu pflegen, den alten Schriftstellern zugewendet, und der sogenannte Humanismus von antik literarischer Haltung hatte eine gewisse Berechtigung. Indessen würde man doch nicht die gelehrten Anstalten gymnasialer Art sowie den ganzen Gelehrtenverkehr auf das Latein gegründet haben, wenn wirklich die geistige Beschaffenheit der schriftstellerischen Ueberlieferungen und nicht vielmehr die alten, von der Kirche herstammenden Gewohnheiten maßgebend geworden wären. Die Griechische Literatur hatte allein einigen Gehalt; aber grade die Kenntniß und Einschulung der Griechischen Sprache blieb stets und bis auf den heutigen Tag eine dürftige. Es ist also eitel Blendwerk, wenn man sich heute hinter angeblich formalistische Vortheile zu flüchten und so zu sagen auf die Turnkünste an den alten Sprachen zu steifen sucht. Selbst wenn die schulmäßige Zerklitterung zum Theil geringwerthiger Autoren geschichtlichen oder belletristischen Genres im altsprachlichen Gebiet besondere Vortheile böte, wovon aber grade das Gegentheil der Fall ist, — selbst wenn also die formelle Sprachbildung hier ernsthafte Förderung erführe, so würde dennoch jeder moderne Gegenstand vorzuziehen sein, weil das Opfer, sich etwas sachlich Nutzloses mit großer Mühe und erheblichen Kosten anzueignen, um eine blos formelle Uebungsfrucht davonzutragen, denn doch Angesichts des riesenmäßig angewachsenen Materials unmittelbarer und lebendiger Sachinteressen eine zu komische Zumuthung wäre. Solch eine Zumuthung kann eben nur von Jemand ausgehen, der sich als philologischer Pedant in seine Winkelwelt derartig eingehaust hat, daß er in seiner Eitelkeit sein Wörterhäuschen für die große Welt der

Dinge nimmt und seine „Facultas“ für lateinische und griechische Knabendrillung mindestens als eine Art Brahminenthum der Bildung ansieht, während er sich doch in Wahrheit zu den Theologen gesellen und mit seinem altsprachlichen Priesterthum gegen wahrhaft aufklärende Sachwissenschaft nur eine reactionäre Front formiren kann. Auch ist es der Mangel an wirklichem Wissen und ernsthafterer Bildung, was die altsprachlichen Matadore so gewaltig aufregt, wenn Jemand der Heiligkeit und den Wunderwirkungen ihrer Manipulationen den Glauben versagt. Sie fühlen nämlich schon einigermaßen, daß sie nichts sind und mit ihrer sachlichen Bildungslosigkeit zu einer komischen Figur werden müssen, wenn ihr altsprachliches Priesterthum erst von einer größeren Menge durchschaut wird.

Man ist schon früher in Frankreich und jetzt auch bei uns auf den der Beschränktheit naheliegenden Einfall gekommen, das Griechische im Verhältniß zum Latein mehr als bisher hervortreten zu lassen. Diese Weisheit ist eine sehr ungeschichtliche und unpraktische; denn wie schon gesagt, nach dem Rangverhältniß der Literaturen ist die altsprachliche Drillung überhaupt nicht eingeführt worden. Es waren praktische Anknüpfungspunkte gewesen, denen das Latein seine schulmäßige Einbürgerung zu verdanken gehabt hatte. Nun thut man aber so, als wenn geistige Vorzüge einer relativ bessern Literatur, wie die Griechische, den Ausschlag geben müßten. Man kommt hiemit nicht nur ein halbes Jahrtausend zu spät, sondern versimpelt auch die ganze Betrachtungsart in das Ideologisch-Romantische hinein. Was zur Zeit humanistischer Classicitätsschwärmerei, also in einem Zustande, welcher sich zu dem heutigen Verfall wie Jugendleben zu einem Leichnam verhielt, nicht den Ausschlag zu geben vermocht hat, sollte jetzt an erster Stelle maaßgebend werden? Selbst wenn wir heute mit unserer wirklichen Wissenschaft da ständen, wo wir vor vier Jahrhunderten waren, also bei einer ersten Initiative, so würde der Werth des Griechischen doch nicht dazu führen können, es zur Schulungssprache zu machen. Wie die Dinge aber gegenwärtig liegen und nach Beseitigung aller jener Illusionen der Classicitätsromantik möchte die Griechische Belletristik und Geschichtsschreibung denn doch nicht verlockend genug sein, um moderne Generationen, etwa der zerfahrenen Possen des Aristophanes wegen, zu nöthigen, sich Jahrzehnte des Lebens durch Griechische Spracherercitien aushöhlen zu lassen! Das Beste bei den Griechen war die plastische Kunst, und ihre Bildsäulen reden glücklicherweise kein Wort Griechisch. Die Wissenschaft aber war bei den Griechen in der Kindheit und die Philosophie fast durchgängig weniger als das, nämlich, was sie, abgesehen von der sachlichen Forschung, auch noch heute so ziemlich überall ist, ein selbstgefälliges, sachlichen Ernstes ermangelndes Vorspiel mit allerlei ersten Elementarbegriffen, aber überdies in einem dialektisch sehr schülerhaften Genre. Wenn man also die Griechische Schöngeisterei nicht überschätzt und die Bedürfnisse der modernen Denk- und Gefühlsweise nicht auf die Dauer mit Füßen treten will, so wird man auch die Griechische Romantik fahren lassen und den modernen Völkern nicht mehr etwas so Entfremdetes und, realistisch besehen, einer edleren Menschlichkeit oft so Fernstehendes, stets aber götterspielerisch und abergläubisch Rückständiges aufdringen können. Für die richtige Würdigung und Stellung aller Belletristik, einschließlich

der sprachlich mumisirten und sachlich uns in vielen Elementen ganz unsympathischen des Alterthums, wird die eigentliche Wissenschaft schon sorgen.

Gesetzt aber auch, die weibliche Jugend würde unter gymnasial-altsprachliche Zucht genommen, so würde sie selbst für den eingebildeten Zweck davon keine Frucht haben; denn mit dem Zeugniß der Reife ist der heutige Abiturient in Griechischer Lectüre doch noch regelmäßig ein derartiger Stümper, daß an ein geläufiges, sachlich ausgiebiges Aufnehmen alter Literaturwerke nicht zu denken ist. Bleibt doch noch sogar der studirte Philologe im trägen Schneckengange des sich Wort für Wort und Zeile für Zeile durchwindenden und meist mühsam keuchenden Uebersetzens und sogenannten Commentirens stecken! Doch ich kann diesen Gegenstand hier nicht im Entferntesten erschöpfen. Es ist genug, wenn die Frauen wissen, daß ihnen die heutige Todtenmaske der einst lebendigen antiken Literatur nicht blos übel anstehen, sondern auch noch die Verrenkung ihrer natürlichen Geistesglieder mit der altsprachlich grammatischen und lexikalischen Folter eintragen und sie so zu allen gesunden Leistungen ungeschickt machen würde, — eine Ungeschicklichkeit, die sie am besten im Voraus an jenen männlichen Blaustrümpfen studiren können, die als philologische Pedanten auf den Gymnasien und Universitäten die heutige Scholastik vertreten. Ueberhaupt hat die todtsprachliche Bildung ihren Ort bei den übrigen Leichnamen, die den Gegenstand linguistischer Anatomie bilden, also bei dem Sanskrit, dem Hebräischen u. dergl. zu suchen. Was aber das verdorbene Latein anbelangt, in welchem in den neuern Jahrhunderten auch noch einige wirkliche Wissenschaft, wie Mathematik und Physik, niedergeschrieben wurde, so ist es nur zum letzten Quellenstudium, ja, wie die Zurratheziehung antiker Griechischer Schriftsteller eigentlich nur zur Geschichtschreibung der Wissenschaft erforderlich, und letzterer Thätigkeit kann unter natürlichen Verhältnissen über und über genügt werden, wenn auf 100,000 Menschen, die den Ständen gelehrter Berufsausübung angehören, einer kommt, der sich mit dieser Art von Erinnerung befaßt. Hiezu genügen aber Gelegenheiten, wie sie ja auch bezüglich Mexikanischer Alterthümer von denen aufgespürt worden sind, welche die sprachlichen Hilfsmittel zu ihren Forschungen von keiner Staatsweisheit für sie bereitgestellt fanden." . . . .

Wir fügen daran noch den positiven Theil, der die höhern Vorschulen, wie sie nach der Ansicht des Autors zunächst zu schaffen wären, also skizzirt:

Das blos Sprachliche sollte in einem modernen Bildungssystem höchstens $^1/_{20}$ des Raumes in Anspruch nehmen, so daß $^{19}/_{20}$ für die Sachwissenschaften zur Verfügung blieben. Es ist hauptsächlich auf den Satzbau der eigenen Sprache zu concentriren und in den oberen Klassen der höheren Vorschulen überhaupt gar nicht mehr zu treiben; denn dort und schon vorher ist ein großer Theil der Uebung in Verständniß und Gebrauch der Sprachmittel mit den sachlichen Auffassungs- und Darstellungsnothwendigkeiten unwillkürlich gegeben und überdies grundsätzlich zu verbinden. Was die antiken Griechen an ihrer eignen Sprache in kümmerlicher Weise übten, das können wir, die wir über die Kindheit der Sprachzergliederung und Sprachgeschichte hinaus sind, am Deutschen weit besser verrichten. Man lehre nur, im ernsten Sinne des Worts, Deutsch hören, Deutsch lesen und Deutsch reden, und die Leute beiderlei Ge-

schlechts, die kein Protocoll mit Verständniß unterschreiben können, und deren es unter den Gebildeten, ja unter den Gelehrten sehr viele giebt, werden seltener werden. Auch die Schulungsrubrik, welche man Deutschen Aufsatz nennt, dürfte alsbald überflügelt werden; denn bisher habe ich von der Fähigkeit, die ein als reif entlassener Gymnasiast im Auffassen eines reicher gegliederten, wissenschaftlich gehaltvolleren Stils bekunden wird, keine zu hohe Meinung erlangt, und wie Universitätsprofessoren von großem Renommee, und darunter Philologen, oft genug ein wahres Judendeutsch schreiben, das kann der Kenner, der hierauf seine Aufmerksamkeit richten will, gerade jetzt in wissenschaftlichen Journalen und Büchern genugsam beobachten. Fremde moderne Sprachen sind als materielle und geistige Verkehrsmittel internationaler Art von großer praktischer Wichtigkeit, aber darum eben auch ganz praktisch, mit möglichst wenig Aufwand an grammatischem und Regelpedantismus aus unmittelbarer Uebung zu erlernen. Französisch, Englisch und nächstdem das praktisch wohl bald an dritter Stelle in Frage kommende Russisch brauchen und sollen für uns grundsätzlich nicht als Bildungsmittel sondern nur als Werkzeuge fungiren, deren Gebrauch man sich auf möglichst billige Weise zu verschaffen sucht. Was bei ihrer Erlernung dennoch nebenbei als Bildung abfällt, mag man willkommen heißen; aber man wird sich vor dem Abweg zu hüten haben, hier mit argen Unkosten und mit Schädigung des praktischen Hauptziels diejenige Bildung zu suchen, die unmittelbar an dem bereits geläufigsten Stoff, also am Deutschen und nur hier in der kürzesten und vollkommensten Art erworben werden kann. Man lerne also vor allen Dingen Lesen, Schreiben und Reden; man begreife, was es heißen will, dem Gedankengang einer Lectüre oder einer Verhandlung mit Unterscheidungsvermögen und mit genauer Anpassung an das wirklich Gesagte folgen, sowie die eigne Meinung zutreffend und verständlich zu Markte bringen, so wird man an „höherer Vorschulung" für Berufsleben und Wissenschaft mehr zur Schau stellen können, als heute gemeiniglich zu sehen ist. Als Nebenfrucht wird dann vielleicht auch an die Stelle der wüsten, blasirenden Vielleserei gedankenloser Art etwas Sinn für größere Gediegenheit von Rede und Schrift treten und die oberflächliche Schreibselei gelehrter und ungelehrter Art ein wenig in Schranken halten.

Um jedoch das, was der Sprachbildung auf der andern Seite als Aeußerstes gegenübersteht, nicht ganz unberührt zu lassen, so wird die Mathematik ebenfalls als ein Werkzeug zu betrachten sein, dessen Handhabung immer mit Rücksicht auf den speciell sachlichen Zweck zu erlernen ist. Nur ein sehr kleines Theilchen des mathematischen Feldes ist wirklich fruchtbar, sei es nun in der allgemeinen Formung des Vorstellens und Urtheilens, oder in der Bereitstellung von Mitteln für die Ergründung des Zusammenhangs der Natur und technischer Mechanismen. Das übrige Gebiet ist eine Wüste von speculativem Sande, innerhalb dessen allenfalls noch ein paar Oasen das bloße Vergnügen des Geistes ein klein wenig anfächeln. Wenn irgend ein Wissenschaftszweig in erster Linie und gerade im Hinblick auf die Frauenbildung einer Sichtung und Umgestaltung bedarf, so ist es die Mathematik und zwar von ihren tiefsten Niederungen bis zu ihren äußersten Höhen hinauf. Ich kann mich hierüber an dieser Stelle in Kürze nur annähernd verständlich machen, indem ich auf die Gesichtspunkte von Monges „beschreibender Geometrie" als auf die einzige Vorarbeit hinweise, die an der Schwelle des Jahrhunderts zwar nicht das ganze Unterrichtsziel, aber doch einige Grundsätze in das Auge faßte, die als modern und praktisch gelten müssen. Die verrottete Art, Mathematik zu lehren oder vielmehr ungenießbar zu machen, ist daran schuld, daß auf den Gymnasien höchstens Einer auf Zehn seinem Pensum leidlich gewachsen ist, während die übrigen Neun unwillkürlich zu dem Aberglauben kommen, es gehöre zu so etwas ein besonderer Naturberuf. Wo aber ausnahmsweise auch nur leidlich unterrichtet wurde, war, wie ich selbst beobachtet habe, das Gegentheil der Fall, und auch der Simpelste gelangte wenigstens dazu, seiner Aufgabe nothdürftig zu ent-

sprechen. Bei einem veränderten Lehrsystem müßten aber grade in der Mathematik eher als in allen andern Richtungen die verläßlichsten Durchschnittsergebnisse gesichert werden können, weil gerade diese Angelegenheit ihrer Natur nach eine elementar gemeinsame alles menschlichen Vorstellens und Denkens ist. Die rationelleren Theile der Naturwissenschaft, die sich zunächst mit den Grundbeschaffenheiten alles Stoffes und mit den Gesetzen der Bewegung materieller Theilchen beschäftigen und in der modernen, seit Galilei immer mehr ausgebildeten Physik ihren Ausgangspunkt haben, sind zwar von einem formell unvergleichlich besser bildenden Einfluß, als was man auf dem Boden sprachlicher Uebungen für den Zweck der geordneten Geistesgestaltung geltend machen kann; aber man muß auch diesen gewichtigeren Einfluß nicht zum leitenden Zielpunkt machen. Es ist vielmehr gerathen, den wirklichen Inhalt an bedeutenden und fruchtbaren Einsichten bei der Auswahl und Zusammenstellung des zu Erlernenden in entscheidender Weise maaßgebend sein zu lassen. Ein ausdrückliches Bewußtsein über die hiemit zugleich angeeigneten Fähigkeiten zum Denken und Gestalten wird sich alsdann leicht erwecken lassen, und auf diese Weise wird man sogar jenes freiere, von der Berufsnothwendigkeit nicht mitgeforderte allgemeinere Wissen erreichen, welches wie die Einsicht in die bereits bekannten Züge des mechanischen Weltbaues, mehr eine Zierde und ein Befreiungsmittel des Geistes als etwa eine praktische Nothwendigkeit ist. Doch hier greife ich schon über meinen Gegenstand hinaus; ich habe kein Muster der reinen und freien Bildung an sich selbst entwerfen, sondern nur auf alles das hinweisen wollen, was sich naturgesetzlich mit den Berufserfordernissen einfinden muß. Aus diesem Grunde lasse ich auch in den Lehrstoffen der höhern Vorschulung und mithin auch für die Pflanzschulen nur das als natürlich interessant und nothwendig gelten, was im Leben unmittelbar oder mittelbar einer nützlichen Anwendung fähig ist. Von der Geschichte verwerfe ich das Meiste und lasse nur das zu, woran sich zu erinnern ein natürlich gesellschaftliches Interesse vorhanden sein kann. Bei solcher Einschränkung des Lernmaterials werden jene $^{19}/_{20}$ mit nützlichem und schönem Sachwissen in vielgestaltiger Art ausgefüllt und unter Hinzunahme von $^{1}/_{20}$ gediegener Sprachschulung eine außerordentliche Geistesmacht ergeben. Die Entlastung von all jenem thörichten Kram, der gegenwärtig mindestens $^{11}/_{12}$ alles Lehrstoffs ausmacht, wird die Aufgabe des Lernenden und den Beruf des Lehrenden so gewaltig erleichtern und mit einer so natürlichen Zufriedenheit krönen, daß sich mit dieser gesunden Arbeit die Qual der heutigen Schüler- und Lehrerfrohn nicht mehr vergleichen lassen dürfte.

Zu kritisiren haben wir, wie gesagt, hier weder Anlaß noch Lust: es handelte sich uns darum, dem durch die Citate der Facultätsakten beschränkten Urtheile des Lesers den gebührenden Gesichtsraum zu geben. Er wird, wie wir vermuthen, nun finden, daß vielleicht die Kühnheit und Schroffheit, in der des Gelehrten Selbstbewußtsein hier auftritt, sorglichen Gemüthern pädagogische Bedenken einflößen konnte, daß aber die persönliche Polemik, die den Anlaß zu der Ausstoßung geben mußte, vollauf gedeckt ist und aufgeht in der Energie, mit der die Sachen hier in Angriff genommen werden.

Einige Nachträge zur „Philosophie in der Gegenwart."

Von K. Grün.

I.

Friedr. v. Bärenbach: „Herder als Vorgänger Darwins" (Berlin, Theod. Grieben, 1877).

Zur „Philosophie in der Gegenwart" kann man natürlich Nachträge in infinitum liefern, da die „Gegenwart" fortrückt und in ihrem

Fortrücken stets etwas hinter sich läßt, was man ihr „nachtragen" muß. Ich gedenke jedoch keinen Mißbrauch mit der Breite dieser Registratur zu treiben, auch dem Leser nicht langweilig zu werden, was in jüngster Zeit immer leichter und folglich häufiger geworden sein soll. Um diesem Abgrunde des geistigen Schlafes und der raschen Vergessenheit zu entgehen, wollen wir folgende Methode befolgen: Mit dem Ernste beginnen wir heute; morgen gehen wir zur Heiterkeit über, und zuletzt schließen wir mit dem Humor.

Also für heute den Ernst. Der Verfasser von „Herder als Vorläufer Darwins" hat sich ein literarhistorisch-wissenschaftliches Verdienst erworben durch die Wahl seines Themas und die vortreffliche Absicht bei der Durchführung. Gegen den Modus aber müssen Einwände erhoben werden und zwar inhaltlich wie formell. Was den Inhalt betrifft, so giebt er Veranlassung, den Begriff des Darwinismus schärfer zu fixiren, als dies mit der Zeit hier und da und dort geschieht. Beginnen wir mit der Form.

Herr v. Bärenbach ist ein in Ungarn ansässiger Deutscher, ein junger Mann von offenbarem Talent und reinem wissenschaftlichen Streben. Junge Autoren, die unmöglich noch viel von sich zu erzählen haben, sollen rasch ins Zeug gehen, medias in res prorumpere, anstatt weitläufig zu präambuliren. Nun aber erhalten wir auf 71 Seiten 14 Seiten „Vorrede", also den fünften Theil, und dann noch eine „Einleitung" von 5 Seiten, welche so ziemlich ausgereicht hätte. Mit vollem Rechte wird hier dem deutschen Volke vorgeworfen, daß es Herder nicht lese, und den Schulen, Gymnasien und Realschulen, daß ihr literarhistorischer Unterricht nichts tauge. Wurde nicht erst jüngst Jean Paul durch Nerrlich förmlich von den Todten erweckt? Bei unserem großen volksfreundlichen Humoristen gilt aber doch wenigstens als Entschuldigung die oft abstruse, nicht selten unverdauliche, eigentlich formlose Form des Autors. Herder dagegen ist durchaus verständlich, jedem sich Bildenden zugänglich; es weht ein milder, klarer, bescheidener Hauch ächter Humanität durch seine Diktion; die Satzbildung ist fast durchaus durchsichtig.

Zur Sache übergehend, muß man einräumen, daß der theologische Lebensberuf und die pflichttreue Berufsübung den großen Mohrunger Enzyklopädisten niemals den menschlichen und natürlichen Wirklichkeiten entfremdet haben, daß er mit dem Nessusgewande am Leibe die Geschichtsphilosophie auf deutschem Boden begründet hat und daß er seiner geliebten Menschheit das reale natürliche Substrat konsequent unterzulegen wußte. Woran der katholische Bischof Bossuet zu Anfang des Jahrhunderts keinen Augenblick dachte, was dem in den Kreis des Rechtsgedankens gebannten Neapolitaner Vico gar nicht einfiel: daß der Mensch ein Produkt der Erde, von tellurischen, atmosphärischen, klimatologischen, orographischen und hydrographischen Bedingungen abhängig sei, das bricht bei Herder zuerst mit Bewußtsein und Deutlichkeit hervor. Montesquieu allerdings hatte, ein Menschenalter früher, den Begriff des Gesetzes als das „Verhältniß der Dinge" erklärt und unter diese „Dinge" auch die natürlichen Beschaffenheiten eingereiht; aber Montesquieu war kein systematischer Kopf wie Herder; er verfuhr meist desultorisch, wie sich das schon in seiner springenden Kapitelfolge äußerlich bekundet. Und dann faßte Herder den Begriff menschheitlicher Entwicklung ganz weit, nicht etwa bloß juridisch,

oder theologisch, oder moralisch, oder ästhetisch, sondern allgemein menschlich, humanistisch.

Hr. v. Bärenbach sagt: „Herder weist zwar nach, daß die Empfindungen und Triebe der Menschen überall dem Zustande, in dem sie leben, und ihrer Organisation gemäß sind; aber er zeigt auf der andern Seite, daß sie von Meinungen und Gewohnheiten regiert werden." Dieses „Aber" steckt vollständig in jenem „Zwar": die „Gewohnheiten und Meinungen" sind das Produkt der „Empfindungen und Triebe." Im vorhergehenden Satze wird das dahin resumirt: „Die natürlichen Einflüsse auf Sinnlichkeit, Einbildungskraft und praktischen Verstand des Menschengeschlechts, unter den Bedürfnissen der Lebensweise erwachsen, haben auch die neuern Forscher im selben Sinne behandelt."

Diese „neuern Forscher" sind einfach Empiriker, die sich nur induktive Schlüsse erlauben; vom Artbegriff ist dabei jedoch keine Rede. Der Theologe Herder war nach Kräften Realist, der die Natur betonte und hinter ihr möglichst wenig suchte; er trieb in geistvoller Weise Naturkunde, nicht Naturforschung, die er höchstens mit einigen kombinatorischen Ahnungen umspielte. Die großen Errungenschaften Herders sind weit mehr physiologisch-psychologischer, als biologischer Natur. So heißt es bei ihm als Resultat empirischer Zusammenstellung: „Es erhellt, wohin der Begriff einer Thierseele oder eines Thierinstinkts zu setzen sei, wenn wir der Physiologie und Erfahrung folgen. Jene nämlich ist die Summe und das Resultat aller in einer Organisation wirkenden lebendigen Kräfte. Dieser ist die Richtung, die die Natur jenen sämmtlichen Kräften dadurch gab, daß sie sie in eine solche und keine andere Temperatur stellte, daß sie sie zu diesem und keinem andern Bau organisirte."

Das amendirt der biologische Darwinismus so: Wenn alle in einer „Organisation" wirkenden lebendigen Kräfte vorhanden sind, so operiren sie von selbst in dieser bestimmten Temperatur; denn außer dieser Temperatur würden sie anders wirken und anders sein. Der „Bau" braucht ihnen gar nicht angethan zu werden, da die „Organisation" schon der „Bau" ist.

Ebenso gehört der folgende wichtige Satz Herders nicht der Biologie an, bewegt sich vielmehr auf metaphysischem Gebiet, wenn auch selbst antimetaphysisch: „Was wir vom ersten Augenblick des Werdens eines Geschöpfes bemerken, sind wirkende organische Kräfte."

Dem Darwinismus geradezu entgegengesetzt ist Herders durchgängiges Zwecksetzen. Er umspielt zwar den Entwicklungsgang vom „Staube der Würmer", den „Kalkhäusern der Muschelthiere", den „Gespinnsten der Insekten" zu „allmählich mehr gegliederten, höheren Organisationen". Aber es ist doch immer die Natur, welche dies Alles vollbringt, die Natur, welche „spielet und sich übet" und welche je näher sie dem Menschen kam, „desto mehr die Klassen und Radien zusammenzog, um in seinem, dem heiligen Mittelpunkt der Erdenschöpfung, was sie kann zu vereinen". Von einem Sichherausarbeiten höherer Organisationen aus niedern — keine Rede. Es ist „die Natur", welche die Willkür zunehmen lassen wollte"; „die bildende Mutter" „gewöhnt das Thier organisch". „Die Natur braucht Keime, unendlich viele Keime, weil sie tausend Zwecke auf einmal befördert".

Selbst die Hauptstelle bei Herder, worin der „Kampf ums Dasein" fast wörtlich anklingt, verschlägt nicht. „Alles ist ein Streit gegenein-

ander, weil Alles selbst bedrängt ist; es muß sich seiner Haut wehren und für sein Leben sorgen." Ein richtig gesehenes Faktum, das zu Fort- und Rückbildungen die stete Veranlassung giebt. „Warum that die Natur dies? warum drängte sie so die Geschöpfe aufeinander?" Die innere und äußere Beschaffenheit der Geschöpfe hat also mit diesem Streit nichts zu thun; sie sind nur die Objekte des „Spieles", der „Uebung", der Zwecke der Natur. Wie dadurch, daß „Eins das Andere überwältigt" das „Gleichgewicht der Kräfte" zu Stande kommt, ist absolut nicht abzusehn. Das „Verhältniß entgegengesetzter Arten" kann unmöglich das „Mittel zur Erhaltung des Ganzen" sein, wenn wir nicht so gefällig sind, das Resultat, das so und nicht anders Gewordene als das „Ganze" anzustaunen. Die Geschöpfe „überwältigen" sich einander, tödten sich, fressen und vertilgen sich — und doch „hat die Natur keines ihrer Kinder verwahrlost"! Ganz nebenbei bemerkt hat das Herder'sche „Hauptplasma der Organisation", welches soviel als Urform, Urtypus bedeutet, ganz und gar nichts mit dem stofflichen „Protoplasma" zu schaffen.

Wie sich gezeigt hat, war Herder seiner ganzen Geistesanlage nach Teleologe. Das ist kein Vorwurf, sondern eine Thatsache, die dem ganzen 18ten Jahrhundert eignet. Die Teleologie ist erst seit der Mitte des 19ten Jahrhunderts im Blokade- und Aushungerungszustande. Und der große Humanist selbst sagt in der bewunderungswerthen Vorrede zu seinen „Ideen" mit ahnungsvoller Weihe: „Mit schwacher Hand legte er einige Grundsteine zu einem Gebäude, das nur Jahrhunderte vollführen können, vollführen werden: glücklich, wenn alsdann diese Steine mit Erde bedeckt, und wie der, der sie dahin trug, vergessen sein werden, wenn über ihnen oder gar auf einem andern Platze nur das schöne Gebäude selbst dastehet". Zu dicht waren seine „Steine" mit Erde bedeckt, allzusehr er selbst „vergessen". Aber das Gebäude — wenigstens das der Biologie, nicht das der Geschichtsphilosophie — hat sich auf einem andern Platze errichtet.

Der Theologe Herder verstand es ein tüchtiger Empiriker und ausgesprochener Realist zu sein. Wie er die Moral in ihren ichlosen Anfängen schon im Thierreich entdeckte und sie bei Thieren und Menschen aus sozialen Trieben entwickelte, so wollte er auch die denkenden Menschen am Nabelbande der Natur gehalten wissen: ohne Naturkunde keine Philosophie. Mit scharfem Richtbeil that er die dem Menschen (und besonders vielen heutigen Philosophastern) „angeborne Lüge" (1777) ab, daß der sich abstrakt auf sich stellende, in sich hineinlugende, nabelbeschauende Mensch die Wahrheit über sich und die Welt finden könne. „Alle einseitige Hypothese ist Lüge. Der Mensch hat kein ihm eigenes isolirtes Naturrecht, das ihm Concubitum vagum mit allen Geschöpfen, der Schlange z. B., zur Gottähnlichkeit erlaubte." Die Schlange ist nur sein eigener Hochmuth, seine Selbstgefälligkeit, sein unverschämtes a priori. „Alle Philosophie, die von sich anfängt und mit sich aufhört, ist von ihrer Muhme der Schlange." Herder steht auf dem psychologisch-moralischen Entwickelungsprinzip, von dem aus er, wie gesagt, das biologisch-morphologische nur in weiten leisen Wellenkreisen umspielt.

Auf ihn mit tüchtiger Belesenheit und überzeugungsvoller Hingebung das Volk der Denker und der klassischen Literatur wieder hingewiesen zu haben, das bleibt das unbemängelte Verdienst Friedrichs von Bärenbach.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 10. August 1877. Nr. 32.

Inhaltsverzeichniß: Stillgestanden! Augen rechts! — Einige Nachträge zur „Philosophie in der Gegenwart." Von Karl Grün. II. — Zur Geschichte der deutschen Volkspartei. — Der Spiritismus.

Stillgestanden! Augen rechts!

Bei der Jahresversammlung des „Vereins für Volksbildung" hat Hr. v. Forckenbeck, der Reichstagspräsident, eine kleine Tischrede gehalten, welche der deutschen Presse einiges Kopfzerbrechen verursacht. Er sagte:

Mein Freund R. (Roepell), der mich früher stets am Aermel zupfte, wenn ich ihm allzusehr nach links zu gehen schien, der stets mehr und mehr nach rechts lenkte, während ich den linken Pfad einschlug, er stürmt jetzt mit wildem Jugendfeuer vorwärts, während ich Halt machen möchte. Ja, meine Herren! ich glaube es thut nichts mehr noth, als stille zu stehen, nicht um zurückzuweichen, sondern um das festzuhalten, was wir gewonnen haben. Wenn sonst die Gesetzgebung dem Drängen des Volks zu sehr nachhinkte, so ist sie jetzt vielleicht demselben zu sehr vorausgeeilt. Die liberalen Parteien haben in vollem Drange, der Zeit zu nutzen und langjährigen Forderungen gerecht zu werden, in kurzer Zeit viele Arbeit vollbracht, darunter einen nicht ganz kleinen Theil, welcher vielleicht von Neuem revidirt, wohl auch corrigirt werden muß. Wir haben Großes erreicht, halten wir darum still, um den Hauptpunkt zu vertheidigen männiglich und nach allen Seiten und um an Nebenpunkte die bessernde Hand anzulegen, halten wir still vor allem deshalb, um dem Volke Zeit zu gönnen, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben.

Er fuhr, nach dem Bericht der „Posener Ztg." dann fort:

Es treten gerade jetzt Erscheinungen zu Tage, die wenn nicht bange machen, so doch verstimmen können; Unopportunitäten gewisser Massen, die um so verderblicher wirken, weil persönlicher Ehrgeiz oder persönliche Anmaßung Spitzen zu erklimmen sucht, die ein kluger und weiser Mann niemals zu erklimmen Lust trägt. Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, aber gefährlich ist auch der Weg auf des Messers Schneide. Grade, fest und ehrlich soll unser Wort, unser Wesen und unsre Politik sein, aber zu feines Gespinnst reißt und ladet uns diejenigen zur Tafel, die unsere alten Gegner sind und waren und es bleiben werden in aller Zukunft. Sie setzen sich mit uns zu Tische um desto eher das Tuch zwischen uns zerschneiden zu können. Darum meine Herren: keine Thorheiten, keine Unüberlegtheiten! Zurück auf die Schanzen zur mannhaften Vertheidigung des bisher Errungenen! Alles übrige wird von selbst nachfolgen. In diesem Sinne trinke ich auf das Wohl der liberalen Parteien.

Auffälligerweise hat es vier Wochen gedauert, ehe von diesen Aeußerungen etwas in die Oeffentlichkeit kam. Man scheint anfänglich sich etwas „bewildert" gefühlt und deshalb zu dem altbewährten Mittel des Todtschweigens gegriffen zu haben; jetzt, da sich das doch als unnütz erwiesen, begnügt sich die Schles. Ztg. in autorisirter Weise wenigstens den zweiten Theil der Rede als „völlig ungenau, und zwar nicht allein

dem Wortlaute, sondern auch dem Sinne nach" zu bezeichnen, wobei sie indessen doch nicht umhin kann, dem Sinne etwas zu Hilfe zu kommen, indem sie die ganz ungeheuerlichen „Inopportunitäten gewisser Massen" in das halbwegs verständlichere „Inopportunitäten gewissermaßen" umsetzt. Grade dieser zweite Theil ist es nun aber leider der mit seinem mancherlei „Hineingeheimnißten" — dies Goethe'sche Wort galt ja auch einem „zweiten Theil" — die öffentliche Meinung, die in inländischen Dingen auf so schmale Kost gesetzt ist, mystificirt und aufregt. Und so wollen wir uns auch aufs Deuten legen.

Fassen wir zunächst physiologisch das Wie ins Auge, so ist das also in erster Reihe eine Nachtisch-Rede gewesen und bei Liberalien, die unter solchen Umständen laut werden, soll man nicht vergessen, daß ihre älteste und ursprüngliche Abstammung die vom Gotte Liber, alias Bacchus ist und daß

Wenn wir nicht mehr beim ersten Glas,
So reden wir wohl dies und das,
Was klinget, was klinget . . .

Diese Nebenbetrachtung empfiehlt sich auch durch die kühnen Bilder, die gar nicht erfunden aussehn, der „Weg auf des Messers Schneide" und das zur Tafel ladende dünne Gespinnst. Aber auf des Bechers Grunde schlummert auch die Wahrheit und da mögen wirs immer hinnehmen, wenn sie mit seltsamen Arabesken sich umgiebt.

Erwägen wir ferner, daß die Rede vor der Gesellschaft für Volksbildung gehalten worden ist, in welcher Fortschrittspartei und Nationalliberalismus bisher in ungestörtem Frieden neben einander hansten und die als gemeinsamen Gegner den Socialismus und den Ultramontanismus betrachtet. Daraus ergiebt sich, nach den Regeln üblicher Geselligkeit, daß der als Ehrengast anwesende Hr. v. Forckenbeck mit seinen geheimnißvollen Warnungen und Mißbilligungen weder innere Entwicklungsprocesse der nationalliberalen Partei, noch gar ihre Stellung zur Fortschrittspartei gemeint haben kann. Corrigirt uns nun die Schles. Ztg. auch noch die „gewissen Massen" weg, so entfällt damit auch die ohnehin schwer klarzustellende Deutung auf die Socialdemokratie und dann bleibt, auf dem Wege der Ausschließung, nur der Ultramontanismus als Object der Angriffe. Auf ihn läßt sich auch am besten anwenden der Satz von denen, „die unsre alten Gegner sind und waren und es bleiben werden in aller Zukunft." Damit aber ist unsre Kunst am Ende. Wer an dem feinen Gespinnste arbeitet, das eine Scheinversöhnung mit den Ultramontanen bewirken soll, — wer gar der auf des Messers Schneide Wandelnde, vom Ehrgeiz auf schwindelnde Spitzen Getriebene sein sollte: das entgeht uns vollständig. Vielleicht findet sich ein neugieriger Mann mit einer so vorwitzigen Deutung, daß ihm der Staatsanwalt Gelegenheit giebt, auf dem Wege des Zeugenzwanges Hrn. v. Forckenbeck darüber zu hören, was und wen er eigentlich gemeint habe?

Für die Deutung auf den Ultramontanismus (die politischen Tageblätter ziehn es vor, je nachdem es ihnen in den Kram paßt, Hrn. Lasker, Hrn. Löwe, ja sogar Hrn. Eugen Richter für das Ziel der Forckenbeck'schen Bemerkungen zu halten) spricht vielleicht auch, daß ungefähr um dieselbe Zeit der Reichskanzler sich von den schwäbischen Pastoren interviewen ließ und hierbei ebenfalls den Kampf mit Rom,

resp. die Kirchengesetze mit einem neuesten authentischen Commentar versah: uns widersteht, offen herausgesagt, eine weitere Tiftelei darüber. Wenn ein nach außen so glorreiches Volk, in der angeblichen Vollkraft seiner innern Entwicklung, seine höchsten lebendigsten Interessen in dem Munde seines ersten Vertreters so in diplomatischen Dunst und schüchternste Discretion verflüchtigt sieht, so mag es sich ein Liedlein pfeifen und vorübergehn und wenn der Präsident des Reichstages bei öffentlicher Gelegenheit über öffentliche Dinge den Mund aufthut, so ist das ein Stück Staatsaction und dann soll man wenigstens verstehen können, was er sagt.

Denn auch der erste Theil der Rede, der ja die Sanction der Schles. Ztg. erhalten hat, ist so recht zu Doctorfragen eingerichtet. Was das Rückwärtsconcentriren bedeutet, das Hr. v. Forckenbeck in so tapferem Zuruf commandirt, das wissen wir doch, wenn nicht von früher her, aus den neuesten russischen Bülletins, es bedeutet: Nicht mehr vorwärts können, Geschlagen, Erschöpft sein! Wo in aller Welt, seit der Nationalliberalismus besteht, ist denn bis jetzt das kühne Vorwärtsstürmen, das verbissene Festhalten zu merken gewesen, wenn man nicht etwa die am Fuße der dritten Schanze regelmäßig ersterbenden Velleitäten mit solchem Epitaphium noch im Grabe beunruhigen will? Was sind das für wunderliche organische Processe — und man behauptet ja, daß die legislative Neugeburt des deutschen Reiches ein solcher Proceß sei —, die sich, etwa wie das Mammuth im Polarkreise, auf Belieben plötzlich vergletschern lassen, um später, wie nicht einmal jenes Mammuth, sich beliebig zu neuem Leben wieder aufthauen zu lassen? Wir sehen, wie die Kreisordnung, jenes angeblich von Stein-Hardenberg'schem Geiste beseelte Werk, in der Praxis nur zu erweiterter Machtbefugniß des ländlichen Großgrundbesitzes führt; wir erfahren's täglich, wie das Kernstück der Kirchengesetzgebung, das Civilstandsgesetz, durch ministerielle Auslegungen beschränkt wird, wie nur einst Westphalen-Raumer sie gegen das Dissidententhum erfanden: und Hr. v. Forckenbeck hat dafür nur die Weisheit Manteuffel's: „Das Mißlingen eines Planes hat immer etwas Schmerzliches, es wirkt aber verschieden. Der Schwache geräth dadurch in eine Gereiztheit, der Starke tritt wohl einen Schritt zurück, behält aber das Ziel fest im Auge und sieht, auf welchem andern Wege er es erreichen kann." Olmütz war es, was Hr. v. Manteuffel mit diesen Worten rechtfertigte: welches Olmütz kündigt mit beinahe gleichen Worten Hr. v. Forckenbeck an?

Die Gesetzgebung, sagt er, sei dem Drängen des Volkes vielleicht zu sehr vorausgeeilt. Ist das, wie es scheint, ein von oben herkommendes Wort, so steht es in scharfem Widerspruch zu der ebenfalls von oben her wiederholt geäußerten Besorgniß vor der Socialdemokratie, der man doch wahrlich nicht nachsagen will, daß die deutsche Gesetzgebung ihr nur allzuweit voraus sei. Oder sollte vielleicht doch das Wort auf unsere sociale, unsere ökonomische Gesetzgebung gemünzt sein, sollte Hr. v. Forckenbeck meinen, daß das Volk z. B. in unser Actiengesetz sich noch tiefer einleben sollte, als das im ersten Anlaufe schon geschehen? Oder gehört ein Theil unserer ökonomischen Gesetzgebung vielleicht zu dem, was nach der Meinung der Tischrede „vielleicht von Neuem revidirt, wohl auch corrigirt werden muß"? Und welches sind denn nun die

Gesetze und Verhältnisse, in die sich „das Volk hineinleben" soll, welches diejenigen, die der Correctur verfallen sind?

Das sei die letzte Frage, denn sie führt uns direct auf den innersten Sinn der Sache. Stillstand einmal, Rückwärtsgehen (denn zu allen Zeiten hat „Revision" nur das bedeutet) das andremal, für die Entscheidung zwischen dem Einen oder dem Andern — wo es auf diese Wahl überhaupt noch ankäme — kein bestimmtes Kriterium und das Alles mannhaft, mannhaft, mannhaft!

„Alles Uebrige wird von selbst nachfolgen".

Ja wohl!

Einige Nachträge zur „Philosophie in der Gegenwart."

Von Karl Grün

II.

„Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses", von J. Frohschammer. München, Ackermann, 1877.

Wenn wir jetzt bei Nr. Heiter anlangen, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß wir uns über Hrn. Frohschammer lustig machen müssen. Der Verfasser des oben citirten Buches ist eine viel zu ernste und durchaus respectable Persönlichkeit; in seiner speciellen Sphäre ein wackerer Kämpe, ein wagender Held, der dem jesuitischen Ultramontanismus unendlich verhaßter geworden als wir Uebrigen alle zusammen.*) Von seiner immerhin noch katholischen Grundanschauung aus macht Frohschammer der Vernunft und dem unabhängigen Denken sehr große Concessionen, und so lange er rein polemisch verfährt, glaubt man sich absolut in derselben Arena mit ihm zu bewegen.

Die ganz objective Heiterkeit entspringt an dem Punkte, wo Frohschammer selbständig philosophiren und nach der Mode der Zeit systematisch konstruiren will. Da zeigt er, daß nichts in der Welt leichter sein kann, und daß man sogar optima fide alle bereits vollbrachten „Genieschwünge" weit hinter sich zu lassen vermag. Savigny hatte seiner und unserer Zeit die Fähigkeit zur Gesetzgebung abgesprochen, und in sofern Recht gehabt, als in den ausgefahrenen Geleisen des ganz verrömerten Besitzrechtes und der darauf wesentlich basirten Strafgesetzgebung zu keinem andern Resultate mehr zu gelangen war. Und wie viel „Neues" hat seit einem Vierteljahrhundert die „Gesetzgebung" fabricirt; mit welchem Regen von Gesetzen, Verordnungen, Novellen, Interpretationen, Instanzen, Anläufen, Widerrufen, Verböserungen und Vertuschungen ist die Savigny'sche Oede „befruchtet" worden. Aehnlich erging es der specula-

*) Es sei hier nur erinnert an desselben Verfassers: „Das Christenthum Christi und das Christenthum des Papstes", und „Der Primat Petri und des Papstes". Die jüngste derartige Schrift des Verfassers ist betitelt: „Der Weg zum Frieden im kirchenpolitischen Kampfe der Gegenwart", worin dem „katholischen Gewissen" ein „sittliches Gewissen" gegenübergestellt wird. Die Bischöfe, heißt es, hätten ein „katholisches Gewissen", das Volk solle ein „sittliches Gewissen" haben. Vom Standpunkt der Katholicität bedenklich, vom jesuitischen Standpunkt verbrennenswerth!

tiven Philosophie nach Hegel. Der gewaltige, imponirende Panlogismus mußte das Ende vom Liede, Hegel unausbleiblich der „allerletzte Philosoph" sein. Der posthume Schelling selbst erkannte die Hegelei noch als Vorstufe seiner mystagogischen Offenbarungs-Erfindung an; auf die Hinterwand der Hegel'schen Logik malte er seine inspirirten Fratzen. Das war für die Hegelianer von der strikten Observanz die Reaction gegen den vollendenden Meister, die im Sturme der Logik abgewehrt wurde, so daß die „letzte Philosophie" nur um so leuchtender als die vollkommene Erklärung des Universums stehen blieb.

Da erwachte der alte demokritisch-baconische Geist und rumorte unbändig unter dem Boden der „absoluten Idee", bis der Einsturz erfolgte und die befreiten Giganten der Naturkraft den Himmel erstürmten. Es war das Jahr 1848 der Philosophie. Dann erhoben sich Zug um Zug neue „Gesetzgebungen", neue Systeme, systematisirte Einfälle, und während die Alten gepredigt hatten: „Unsere Zeit besitzt keine philosophische Zeugungskraft mehr", wimmelte es von Philosophieen zur Auswahl, spiritualistisch, materialistisch, dualistisch, monistisch, kantisch, hyperkantisch, vielfach auch aus zweien oder dreien zusammengesetzt. Herr Frohschammer dachte: Warum sollte nicht auch ich in Arkadien geboren sein?

Kant hatte es ihnen allen vorausgesagt, was bei solchem Treiben herauskommen müsse; aber sie hörten nicht, schon Fichte nicht, Schelling gar nicht; die Folgenden warfen mit Steinen nach dem ehernen Königsberger, etliche Buben gar mit Koth. Kant hatte ihnen gesagt: Wenn Ihr allen Menschenverstand zusammen nehmt — wovon Manche nur ein einziges Stücklein besaßen — so stoßt Ihr auf ein letztes Undurchdringliches, Unnahbares, Nichtzuenträthselndes, auf den letzten Anstoß Eurer Sinnesorgane, dessen Einwirkungen auf Eure Receptivität das Arbeitsmaterial für Euren Verstand, für Urtheile und Schlüsse liefern. Diese Einwirkungen mögt Ihr beobachten, ordnen, klassifiziren, berechnen; was aber das erste Agens an sich selber sei, das könnt Ihr nicht erfahren, weil Eure Sinnes- und Verstandeskräfte selbst das Produkt jener Wirkungen sind, und so Alles was Ihr folgern mögt, sich im subjectiven Zirkel dreht. Ueber Euch selbst als Gewirkte könnt Ihr nicht hinaus. Diese letzte Barriere, dieses Nec plus ultra, diesen „Gränzbegriff" nannte Kant „das Ding an sich".

Was thun nun die Unbelehrten, die Naivvorwitzigen, die dogmatischen Metaphysiker, die Ontologen von Profession? Anstatt zu beobachten, Erfahrungen zu sammeln, Gesetze im Gegebenen zu suchen, diese Naturgesetze auf den Menschen anzuwenden, hier ihre Potenzirung zu verfolgen, die Menschheit selbst in ihrer Entwicklung aufmerksamst zu begleiten, und so neben der zukünftigen Naturphilosophie, eine Physiologie, Psychologie, Logik und Ethik allmählich vorzubereiten, richten sie ihren ganzen Erfindersinn, ihre unvertilgbare Patentsucht auf das „Ding an sich", taufen diesen „Gränzbegriff" auf allerhand Namen, und glauben an willkürlichen und stets bereiten Worten etwas Reales, Faßbares, besonders aber den Schlüssel zu allem Uebrigen, zur ganzen Welterklärung zu besitzen.

Da heißt denn das „Ding an sich" bald „absolute Idee", „absoluter Geist"; bald „Ich", im Gegensatz zum „Nicht-Ich"; bald der In-

begriff der „Realen", der „selbstseienden Atome", im Gegensatz zu den „selbstlosen Atomen"; bald „Materie" als absolute Substanz; bald „Wille", im Gegensatz zur „Vorstellung", endlich . . . . ."

Welches ist die psychologische Thätigkeit im Menschen, die als Souffleur im Kasten der Bühne sitzt, auf welcher alle jene Schaustücke dem staunenden Katechumenenthum vorgeführt werden, welches Katechumenenthum sich dann nach Lust und Laune, oder vielmehr nach eigener, persönlicher Anlage und Begabung, den einen oder den anderen der dramatischen Autoren zum Liebling erkürt und durch Dick und Dünn in verba magistri schwört? Diese psychologische Thätigkeit und Fähigkeit ist nicht die Urtheilskraft, welche am gestrengen Bande der Kausalität vorsichtig zu Werke geht; auch nicht das Vermögen der Ideen, welches nur die Verallgemeinerung von Kausalitäts-Begriffen zu handhaben vermag; sondern einfach „Jovis Tochter" „meine Freundin", die holde Phantasie. Verstandesbegriffe und willkürliche Imaginationen, Kausales und Nichtkausales im bunten Gemisch, die Resultate der Funktion, welche nur ästhetisch ihre Berechtigung hat: Das wird an den Webstuhl des Gedankens gesetzt, um der Gottheit lebendiges Kleid zu wirken.

War es nun nicht ein guter Gedanke Frohschammers, anstatt aller denkbaren phantastischen Einfälle die Phantasie selbst und in Person an die oberste Stelle zu setzen? Wenn das „Ding an sich" schon so vielerlei Namen von der philosophischen Phantasie erhalten hat, warum sollte es nicht zuletzt auch einmal auf ihren eigenen Namen getauft werden? Und geht es nicht wirklich toll genug in der Welt zu, daß man eines Poeten Gehirn an der Arbeit vermuthen darf? Die Phantasie ist also Weltbildnerei, Weltordnerei, schöpferisches Princip. Und wie hübsch kongruirt dabei das Objektive mit dem Subjektiven, besonders wenn man vergißt, daß das Subjekt seinen Einfall in die objektive Welt hineingetragen hat! Die Phantasie ist ja im Menschen die vorherrschende Thätigkeit, man vergleiche nur sämmtliche Religionssysteme, alle Künste, das tägliche Gespräch und die spekulativen Philosophen! Ein solches Prinzip hat wahrlich alle Anwartschaft darauf, die höchste Stelle im Werden der Dinge selbst einzunehmen, die Weltordnung selbst zu erklären, namentlich für den phantasiebegabten Erfinder.

Bei der Erklärung der objektiven Welt geht es denn auch, dem Prinzip gemäß, phantastisch genug zu. Wie die Phantasie im Unorganischen wirkt, bleibt äußerst dunkel, natürlich. „Wir vermögen Wesen und Thätigkeit der Phantasie zuerst (!) nur in ihren höchsten Manifestationen zu bestimmen, also zunächst und hauptsächlich da, wo sie als subjektiv erscheint und sich bethätigt." Aller Anfang ist schwer, dann aber geht's allmählich auf gut Hegelisch hinauf, bis wir im „Selbstbewußten" zu Hause anlangen.

Ganz wunderbar niedlich bewährt sich die „objektive Phantasie" bei Parthenogenesis (jungfräuliche Geburt) und Metagenesis (Generationswechsel) der Pflanzen. Da zeigt die Natur ihre volle „Spielfreiheit." Recht unbegreiflich ist dagegen der Tod, das „Mysterium" der Phantasie. Nach mechanischen Gesetzen müßte das Spiel ewig dauern, meint der Philosoph. Wenn aber die objektive Phantasie sich einfallen läßt, eine chemische Verbindung durch Wahlverwandtschaft zu trennen, so bewirkt sie doch den Tod jener Verbindung, nicht wahr? Und wenn dieselbe

Phantasie durch eine spielende Ausbildung spezifischer Organe an komplizirteren Wesen sich selbst den Stoffwechsel erschwert, so ist sie doch selbst Schuld daran, wenn dieser Stoffwechsel auf die Dauer stockt und dann spielt sie auf Kosten der Einzelnen behaglich im Ganzen weiter. Nicht wahr?

Die leichtsinnige Phantasie ist übrigens bei ihren Kreuz- und Quersprüngen auch unter die Darwinisten gerathen; sie weiß nicht recht, wo sie mit der „Unsterblichkeit" ansetzen soll. Die vertrackte „Stufenleiter" vom Thiere zum Menschen hinauf macht sie stutzig. Man kann nicht mehr sagen, der Menschengeist sei fix und fertig von Gott geschaffen worden, da sich alles entwickelt und die Phantasie mit. Alles Selbstthätige und Selbständige, gesteht der Verfasser, muß sich erringen, wie alle Entwicklung bezeugt. Wo bleibt der „Erdenkloß" und der „lebendige Odem"? Der böse Darwin! Wo bleibt die Theologie? Doch wir werden noch weiter hören, welches Spiel die Phantasielehre mit der Theologie alten und neuern und neuesten Bundes treibt.

Vor der Hand ist diese Theorie vom Spiel der Phantasie in der objektiven Welt so klar, so überzeugend, sie ist so gewiß und macht so selbstgewiß, daß Hr. Frohschammer, der das „Ding an sich" durch die Phantasie erklärt hat, dem vorletzten Erklärer desselben „Ding an sich" von der Höhe seiner Errungenschaft den Felsblock an den Kopf wirft: Das „Unbewußte" mit dem Pessimismus tauge nur für die russische Sekte der Skopzen!

Aber Hr. Frohschammer, Hr. Frohschammer! Quousque tandem? Der Weltschöpfer wäre sonach nicht nur eine Frau, Phantasia, geworden, sondern auch ein gar seltsames, widerspruchsvolles, in bunten Einfällen agirendes Wesen! Sie sind zwar kein Ultramontaner, aber doch Katholik, Christ. Das ist alles recht gut und besonders schön, aber es ist doch kein Christenthum. Antwort: „Die Unvollkommenheit der Welt und der schwere, oft so abenteuerliche oder gradezu grauenvolle Entwicklungsgang derselben gestatten es nicht mehr, darin einen direkten göttlichen Schöpfungsakt oder eine direkte göttliche Gestaltungs- und Führungsthätigkeit zu erblicken." Gott wäre ja dann unvollkommen und mit bösen Eigenschaften behaftet. — Das wird äußerst bedenklich und erinnert lebhaft an Stuart Mill's letzte dualistische Phase. Wie retten wir uns aus dieser skeptischen Schlucht zurück auf die reine Höhe des Glaubens? Antwort: Es bleibt, „um die Reinheit des religiösen Glaubens zu bewahren", „nichts übrig als eine der Welt selbst immanente Schaffungspotenz anzunehmen, die sich in schwerem Ringen selbst zu gewinnen und zur Individualisirung und Vollkommenheit auszugestalten hat."

Das ist leider vollkommen unorthodox, weder katholisch, noch evangelisch; davon sagen weder die heiligen Schriften noch die Kanones ein Sterbenswort. Das ist eitel Manichäerthum, die Wiedererweckung des Demiurgos. Darauf gehört der große Bann und die Ausschließung aus jeder Kirche der Christenheit.

Neuer Ausweg. Hinter der weltschöpferischen Phantasie, dem agatho-kakodämonischen Demiurg, steckt noch etwas Anderes, nämlich das Absolute, absolut gut und absolut vollkommen. Dieses Absolute soll später in einem besonderen Buche abgehandelt werden, worin dann der wißbegierige Leser selbst Belehrung schöpfen mag. Obgleich wir dieses

Absolute, dieses allerhinterste „Ding an sich" noch nicht kennen, so erlauben wir uns doch schon jetzt, Hrn. Frohschammer folgende Fragen zu stellen: Was kann das für ein Absolutes sein, welches sich eine solche tolle phantastische „Schaffungspotenz" in der Welt gefallen läßt, ja welches als Absolutes diese „Schaffungspotenz" selbst geschaffen haben muß oder doch absolut nicht im Stande war, ihr das Handwerk zu legen? Was bleibt Absolutes an diesem Absoluten, welches zuerst den ganzen Werdeprozeß mit allen „Unvollkommenheiten und Gräueln" zu Stande kommen läßt, um sich dann als Absolutes zu spreizen? „Nehmt hin die Welt, rief Zeus von seinen Höhen"; „Willst Du in meinem Himmel mit mir leben, so oft Du kommst, er soll Dir offen sein". —

Das kommt nun von den Nachkantischen Titulaturen des „Ding an sich", in denen der im praktischen und ethischen Leben so demokratische Fichte sein gutes Theil geleistet hat. Wer sich die Mühe geben will, der kann alle phantastische Systematik nach der „Kritik der reinen Vernunft", von Schopenhauer bis Frohschammer, in Fichte als ihrem Urquell nachweisen. Bei Fichte heißt es: „die produktive Einbildungskraft, wenn sie bewußtlos wirkt, ist der Grund der Welt" „das Ich setzt sich als bestimmt durch das Nicht-Ich, d. h. es ist die produktive Einbildungskraft". Frohschammer ist so ehrlich, seine Quelle anzugeben, während Andere den geplünderten Fichte noch obendrein mißhandelt haben.

Zur Geschichte der deutschen Volkspartei.

Der Mitwelt Spaß zu machen ist auch ein Verdienst. Es in hohem Grade erworben zu haben, dürfen die beanspruchen, welche als rechte Söhne des 19. Jahrhunderts, kühn und resolut in die Geschicke ihres Vaterlandes einzugreifen suchen — durch Vermittelung der Annoncen-Agentur von Rudolf Mosse unter Chiffre Nr. 9666.*) Der Gedanke auf dem Wege eines anonymen Inserats eine neue politische Partei zu bilden, übt freilich heute nicht völlig die erheiternde Wirkung, welche ihm seinem begrifflichen Inhalte nach eigen sein sollte; es hat das seinen natürlichen Grund darin, daß er nicht mehr ganz neu ist. Crambe decocta! Es ist zum zweiten Male, daß er auftaucht und zwar caprizirt man sich sonderbarer Weise immer darauf eine Volkspartei in dieser verstohlenen, ohne Zweifel sehr gut gemeinten, aber gewiß noch

*) Im Berliner Tageblatt, der Köln. Ztg. und einigen andern der Demokratie fern stehenden Blättern fand sich um den 20. Juli d. J. folgender Aufruf

An das deutsche Volk!

Deutsche Brüder in Nord und Süd! Die Verhandlungen im Deutschen Reichstage seit der Wiedergeburt des Deutschen Reichs und namentlich in der Frühjahrssession dieser Legislaturperiode haben eclatant bewiesen, daß es dem deutschen Volke an einer Vertretung mangelt, welche seine Interessen, die wahren Interessen des Volkes, so wie es recht und billig verlangt werden kann, wahrnimmt.

Die sogenannten reichstreuen Parteien und vorzugsweise die stärkste Fraction derselben, die „National-Liberalen," haben in den 6 Jahren seit der Wiedervereinigung Deutschlands nach und nach die Interessen des Volkes, die zu wahren die heiligste Pflicht einer Volksvertretung ist, mehr und mehr vernachlässigt und sich, auf Kosten des gesammten übrigen Deutschlands, zum willigen Werkzeug für die Sonderbestrebungen der preußischen Regierung herabgewürdigt.

viel absonderlicheren Weise zu gründen. Wenn sich die über Deutschland heillos versprenkelten christlich-conservativen Elemente der Annonce bedienen, um sich zusammenzufinden und in Frankfurt ein Organ zu gründen, in dessen Spalten jede für die Oeffentlichkeit bestimmte Mittheilung jetzt am besten verheimlicht ist; wenn andere Parteischattirungen ihre in der Diaspora lebenden Anhänger durch Inserate zusammenzubringen suchen, so hat das noch einen vernünftigen Sinn; sich aber „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" an das Volk, an das Deutsche Volk zu wenden, um es zu veranlassen, „seine Institutionen auf demokratischer Grundlage zum Heil und Segen unseres Vaterlandes zu begründen," wobei natürlich „Discretion Ehrensache ist", das erinnert doch zu stark an jenen Vater, der seine Tochter zu Weihnachten dadurch zu überraschen gedachte, daß er sie heimlich Französisch lernen ließe.

Eine Volkspartei! Wenn ich mit „dumpfem Hirne in vergessenen Dingen wühle", ist mir als hätte ich dieses Wort schon einmal gehört, ehe ich in der „Kölnischen Zeitung" die Annonce von Rudolf Mosse gelesen. Richtig! Ich fand es, so viel ich weiß, historisch zum ersten Male in jenem prophetischen Briefe angewendet, den Georg Herwegh von Paris aus am 28. Februar 1848 unmittelbar unter dem gewaltigen Drucke der eben erlebten Ereignisse an Johann Jacoby schrieb, ich fand es in jenem merkwürdigen Schriftstücke, das einen so schlagenden und unwiderleglichen Beweis für den politischen Scharfblick des genialen Dichters bildet. Und dann? Mir schwebt vor, als habe vormals in Deutschland eine Partei unter ähnlichem Namen existirt. Laß' sehen! Gewiß! Jetzt kann ich den Auftraggebern des Herrn Rudolf Mosse auf das bestimmteste versichern, es hat einmal in Deutschland eine „Volkspartei" gegeben. Vielleicht ist es nicht unangemessen, die Geschichte derselben hier in kurzen Zügen zu skizziren. Die Menschen sind so sonderbar heut zu Tage! Man muß ihnen, wie Armand Marrast grollend klagte, als er 1832 eine Darstellung der Ereignisse von 1830 niederschrieb, man muß ihnen oft Dinge aus der allerjüngsten Vergangenheit historisch vor Augen führen, weil sie sich so gar natürlich den Anschein zu geben vermögen, als hätten sie dieselben ganz und gar vergessen. Nationalliberale und Sozialdemokraten stimmen darin überein. Was ein wahrer und gerechter Sozialdemokrat ist, darf heute nicht wissen, daß vor seiner Partei eine demokratische

---

Um diesen, die deutsche Nation in ihrer volkswirthschaftlichen wie politischen Entwickelung hemmenden, dem Zeitgeist zuwiderlaufenden Vorgängen entgegenzuarbeiten, ist es dringend geboten, ja sogar jedes deutschen Mannes, dessen politisches Glaubensbekenntniß auf liberaler Basis beruht, Pflicht und Schuldigkeit, einer Partei sich anzuschließen, deren Zweck es ist, die Institutionen Deutschlands auf demokratischer Grundlage zum Heil und Segen unseres schönen Vaterlandes zu begründen. Eine solche, die Interessen des Volkes wahrende, Handel und Wandel zeitgemäß fördernde, zum Herzen des Volkes sprechende liberale „Volkspartei" sitzt im gesetzgebenden Körper Deutschlands nicht!

Deshalb hat sich das unterzeichnete provisorische Comité die Aufgabe gestellt, eine, diesen berechtigten Forderungen entsprechende Partei ins Leben zu rufen und fordert alle Gleichgesinnten auf: „ihre Uebereinstimmung mit der vorentwickelten Idee baldigst kund zu geben."

Bez. Correspondenzen nimmt entgegen unter Chiffre Nr. 9666 das Annoncen-Bureau von Rudolf Mosse in Breslau, Köln, Dresden und München.

Das provisorische Comitée zur Begründung einer deutschen Volkspartei

existirt hat. Und doch können ihm gerade sozialdemokratische Führer dies bestätigen. Als nach verschiedenen vorbereitenden Berathungen am 22. Dezember 1867 Delegirte der einzelnen demokratischen Gruppen in Bamberg zusammentraten, um über Constituirung einer gesammt-deutschen Volkspartei zu verhandeln, erschienen daselbst als Vertreter der „sächsischen" Volkspartei die Herren Bebel und Liebknecht. Auf dem Delegirtentage in Stuttgart bei der offiziellen Begründung der demokratischen Partei, am 19. und 20. September 1868, wirkten 6 Vertreter von sozialistischen Arbeitervereinen mit. Die von Bebel und Liebknecht redigirte Zeitschrift „Demokratisches Wochenblatt", nachmals „Volksstaat" heute „Vorwärts" geheißen, erhielt die Bezeichnung „Organ der deutschen Volkspartei". Wenn sich somit, wie man es heute ausdrücken würde, die „Leiter der Arbeiterbewegung" bei Bildung der „deutschen Volkspartei" in hervorragender Weise betheiligt hatten, so war kurz vorher unter activer Assistenz Derer, die man jetzt „bürgerliche Demokraten" nennen müßte, das geschehen, was man als grundlegenden Schritt zur Bildung der späteren „Eisenacher Arbeiterpartei" bezeichnen muß. Auf dem Vereinstage der deutschen Arbeitervereine in Nürnberg am 5. und 6. September 1868 war der Bruch zwischen den Anhängern Bebels und denen von Schultze-Delitzsch eingetreten. Dem vorgelegten Programm, das die Basis des nachmaligen eigentlichen Eisenacher bildet, hatten Delegirte der „württembergischen Volkspartei", die mit Sitz und Stimme anwesend waren, ihre Zustimmung gegeben. Und so weit war man sich eines gleichen Strebens bewußt, daß das Programm der deutschen Volkspartei den wesentlichsten Satz der Nürnberger Beschlüsse als prinzipielle Bestimmung aufnahm. In der Nürnberger Fassung lautete er: „Die politische Freiheit ist das unentbehrliche Hülfsmittel zur ökonomischen Befreiung der arbeitenden Klassen. Die soziale Frage ist mithin untrennbar von der politischen, ihre Lösung durch diese bedingt und nur möglich im demokratischen Staat." In der Stuttgarter Formel heißt er: „Die Volkspartei anerkennt, daß die staatlichen und gesellschaftlichen Fragen untrennbar sind, und daß sich namentlich die ökonomische Befreiung der arbeitenden Klassen und die Verwirklichung der politischen Freiheit gegenseitig bedingen." Zudem aber war in dem Eingange der offiziellen Redaktion des Programms ausdrücklich Bezug auf verschiedene Kundgebungen genommen, die als anerkannte Interpretationen des festgestellten demokratischen Glaubensbekenntnisses dienen sollten. Es besagt dieser Passus wörtlich: „Die deutsche Volkspartei, in weiterer Verfolgung ihrer seitherigen Bestrebungen und Beschlüsse, auf Grundlage der im Auftrag der Darmstädter Delegirtenversammlung vom 19. September 1865 und der Frankfurter Volksversammlung vom 20. Mai 1866 ausgearbeiteten Programme, im Anschluß an die von Johann Jacoby in seiner Zuschrift an den demokratischen Verein in Hamburg vom 24. Mai 1868 entwickelten Grundsätze, sowie im Anschluß an das vom Vereinstage deutscher Arbeitervereine zu Nürnberg vom 5. und 6. September 1868 aufgestellte Programm — bekennt sich u. s. w." Der Brief Jacoby's enthält in nuce alles das, was in seinen beiden Reden „Ueber die Ziele der Volkspartei" und „Ueber die Ziele der Arbeiterpartei" weiter ausgeführt ist. Aus dem Schreiben will ich, um später darauf zurückgreifen zu können, nur einen Satz anführen, um zu zeigen, was in dem ersten

prinzipiellen Punkte des Programms der deutschen Volkspartei unter den Worten „demokratisches Gleichheitsprinzip" und „Selbstregierung des Volkes im Staate" begriffen war. Jacoby sagt: „Demgemäß ist 1) auf politischem Gebiet die volle, unbedingte Selbstregierung des Volkes zu erstreben. Das zur Zeit bestehende Repräsentativsystem entspricht ebensowenig wie die Einzelherrschaft dem demokratischen Gleichheitsprinzip. . . . Die logische Consequenz des allgemeinen, gleichen Stimmrechtes ist — allgemeine direkte Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung wie an der Regierung des Staats. Nur wer dies anerkennt, ist in Wahrheit Demokrat."

Zwischen der deutschen Volkspartei und der sozialistischen Arbeiterpartei Bebel-Liebknecht'scher Richtung bestand somit damals ein prinzipieller Unterschied nicht. Soweit es überhaupt ehrliches Streben war, die beiderseitigen Programme thatsächlich zu verwirklichen, erschien man zu dem Sallust'schen „idem velle atque idem nolle" völlig gezwungen. Unter dem epidemischen Einflusse des von Lassalle mit raffinirter Absichtlichkeit gestachelten „Klassenbewußtsein" des Arbeiterstandes fand sich die Bebel-Liebknecht'sche Gruppe genöthigt, mit Elementen des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins", welche sich von dem rohen Treiben innerhalb desselben angewidert fanden, zu einer neuen Parteibildung zusammenzutreten, die den Titel „Sozialdemokratische Arbeiterpartei (Eisenacher Richtung)" annahm.

Alles ganz bekannte Dinge, wird man mir sagen. Gewiß! Ich leugne das nicht. Indeß mußte ich sie dem Leser in's Gedächtniß zurückrufen, um auf die beachtenswerthe und bisher nicht ausreichend gewürdigte Thatsache hinweisen zu können, daß die fortschreitende Gestaltung der Verhältnisse innerhalb der beiden Organismen „Volkspartei" und „Eisenacher" in einer sonderbaren Wechselbeziehung stehen. Während es sich bei der Arbeiterpartei in ihrem allmäligen Uebergange zu einer einheitlich sozialdemokratischen wesentlich darum handelt, ein wirklich politisches Agens zu werden, drehen sich in dem anderen, der „Volkspartei" die inneren Kämpfe darum, den sozialen Gesichtspunkt nicht aus den Augen zu verlieren. Ich habe hier unternommen, lediglich die Geschichte der „Volkspartei" in ihren Umrissen zu skizziren, kann daher nicht zugleich den Entwickelungsgang der „Eisenacher Arbeiterpartei" im Einzelnen verfolgen und begnüge mich demnach, ganz im allgemeinen darauf hinzuweisen, daß diese unter dem Zwange der Verhältnisse dazu übergehen mußte, den „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein", soweit er noch vorhanden war, zunächst zu paralysiren, dann zu absorbiren. Jedesmal, wenn ein Theil desselben verschluckt ist, tritt eine Pause in der consequenten Durchbildung des ursprünglichen Parteigedankens ein, gleichsam ein Verdauungsschlaf, während dessen gewöhnlich eine Reihe unliebsamer Erscheinungen zu Tage kommt. Rückfälle in jenes ungeheuerliche, bombastische Wesen, dessen Pflege den „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein" schließlich zu einem bloßen Popanz für solche gemacht hatte, die Interesse oder Vergnügen daran fanden, sich von dem „rothen Gespenst" schrecken zu lassen. Rücksicht auf Reifegrad und Stimmung der Schichten, mit denen man während eines solchen Assimilirungsprozesses zu rechnen hat, bilden für die Leiter das psychologische Motiv, eine Zeit lang gewähren zu lassen, was man, ohne leicht erregbares Mißtrauen zu wecken, nicht bekämpfen kann.

Die neu constituirte deutsche Volkspartei hatte im ersten Jahre ihres jungen Daseins auch die erste innere Krisis durchzumachen, hervorgerufen durch Reaction gegen das, wenn man so sagen darf, sozialistische Moment ihrer Wirksamkeit. Als sich im Jahre 1869 die „Eisenacher Arbeiterpartei" der „Internationalen Arbeitervereinigung" angeschlossen hatte, stimmte ihr Delegirter bekanntlich auf dem Congresse in Basel für das Collektiveigenthum am Ackerland. Während es heute wohl kaum einen mit volkswirthschaftlichen Dingen vertrauten Menschen giebt, der nicht ohne Weiteres zugesteht, daß man im Wege nothwendiger Entwickelung zu einem derartigen gemeinschaftlichen Eigenthum an dem wichtigsten, gegenwärtig zum Einzelvortheil monopolisirten Produktionsmittel über lang oder kurz gelangen muß, machte damals der Beschluß das ungeheuerste Aufsehen. Dies war namentlich auch in den bäuerlichen Kreisen der Fall, denen in Süddeutschland die Volkspartei etwas allzustark ihre Alimentirung verdankte. Da man in Bamberg mit Bebel und Liebknecht zusammen getagt, nach Nürnberg Delegirte geschickt und in Stuttgart die gleichen Beschlüsse gefaßt hatte wie die Arbeiterpartei, fühlte man sich bis auf einen gewissen Grad durch das Vorgehen derselben engagirt, oder wie es in den oben bezeichneten Kreisen vorwiegend empfunden wurde, compromittirt. Um den Baseler Beschlüssen gegenüber Stellung zu nehmen und über die in Stuttgart nicht zur Berathung gelangte Organisation der Partei endgültige Beschlüsse zu fassen, wurde ein Delegirtentag nach Braunschweig auf den 16. und 17. Oktober 1869 ausgeschrieben. Wenn beabsichtigt war, hier eine völlige Desavouirung der Sozialdemokratie herbeizuführen, so gelang es nicht, dies Ziel zu erreichen. Es blieb, hinsichtlich des Verhältnisses zur sozialistischen Arbeiterpartei, alles beim Alten, was unter Anderem darin Ausdruck fand, daß ein Mitglied des Landesausschusses der (sozialdemokratischen) württembergischen Arbeitervereine in den Vorstand der „Deutschen Volkspartei" gewählt wurde. Hinsichtlich der Parteiorganisation hatten sich ebenfalls zwei Anschauungen entgegengestanden. Die eine (süddeutsche) wollte Ortsvereine, Landesversammlungen und Delegirtentag, die andere (norddeutsche) mit gezwungener Rücksicht auf das Preußische Vereinsgesetz, welches die Verbindung einzelner politischer Vereine unter sich und damit die geschilderte Gliederung unmöglich macht, einen einzigen Verein für ganz Deutschland à la „Nationalverein" und „Allgemeiner deutscher Arbeiterverein." Beabsichtigte man nicht, mit vollem Bewußtsein allen demokratischen Elementen nordwärts der Mainlinie den Beitritt zur „Deutschen Volkspartei" unmöglich zu machen, so blieb nichts übrig, als sich für den zweiten Organisationsplan zu erklären. Dies geschah und es wurde Stuttgart zum Vororte gewählt. Ueber die Ausführung der Braunschweiger Beschlüsse entstanden indeß innerhalb des Vorstandes Differenzen, welche zunächst die Ausführung jeglicher Organisationsarbeit verhinderten, um alsdann im Februar 1870 auf einer Conferenz in Mainz ziemlich nothdürftige Schlichtung zu finden. Zum völligen Austrag des Zwiespaltes behielt man einen weiteren Delegirtentag vor und übertrug die Leitung der Parteineugestaltung, vornehmlich die Versendung der Parteikarten provisorisch nach Frankfurt und Mainz. Dort blieben diese Arbeiten auch eine Zeit lang liegen — dann kam vier Monate später,

im Juli 1870, der Krieg, der Krieg mit Frankreich in seiner ganzen gewaltsam aufstürmenden Wucht, die jeden Gedanken an Anderes absolut nicht aufkommen ließ. Und dem Kriege folgte alsbald jene pseudonationale Blutvergiftung, jener Rausch, von dem das deutsche Volk erst heute langsam zu genesen beginnt . . . . . .

(Schluß folgt.)

Der Spiritismus.

Eine Kleinigkeit an festem Boden ist schon gewonnen, wenn für die Erscheinungen, die wir besprechen wollen, nur erst der obengenannte Name zur ausschließlichen Geltung kommt. Denn mancherlei Unfug, unabsichtlich, wie wir gern glauben, ist daraus entstanden, daß die neue amerikanische Lehre sich anfangs mit einem Namen deckte, der in der Sprache der Philosophie altes Bürgerrecht hat. Sie nannte sich Spiritualismus und bewirkte damit eine ganze Menge Irrung und Uebelstand. Die öffentliche Meinung, die aus dem falschen Namen schloß, es handle sich hier nur um eine abstract-philosophische Lehrmeinung, kümmerte sich um die Sache nicht, da mit Recht die Spekulation, in diesem Sinne genommen, nicht eben für eine starke Seite Amerika's gilt. Andererseits erlaubte die falsche Bezeichnung einer Anzahl verschämter Freunde sich zu nähern, was gerade hier, wo es auf den Muth seiner Meinung vorweg ankommt, der Sache nicht förderlich sein konnte. Denn indem diese Verschämten Freunde und Förderer zu sein meinten, waren sie eigentlich doch nur Zweifler und Zögerer. Aus Furcht, dem Spott zu verfallen oder als Dupirte erscheinen zu können, drückten sie sich um die Frage der Thatsachen herum und flüchteten sich auf das ungefährlichere Gebiet metaphysischer Folgerung. Das klang dann nach etwas, schadete aber der Sache selbst, die zunächst eine eminent physiologische ist und erst von dieser Seite her durch Beobachtung und Versuch soweit gebracht sein will, daß sie entweder auf das Absurde gesetzt ist oder ihre realen Bedingungen aufgeklärt sind.

Ist der Namen „Spiritismus" erst der als legitim anerkannte, so läßt sich nicht mehr neben und drüber her fabuliren und commentiren, dann heißt es Farbe bekennen auf die Frage: Also Du glaubst an die Erscheinung von, an den Verkehr mit „Geistern", deren Vorhandensein in der einen oder anderen Weise immer nur als Verstoß gegen die Naturgesetze auftritt? Denn dieser Glaube ist der Spiritismus. Und dann wird Herr Franz Hoffmann, der bekannte Würzburger Adept Baader'scher Weltweisheit, gradheraus sagen müssen, wie er sich denn die körperliche Natur jenes weiblichen Geistes construirt, der zu London den betastenden Zeugen den Herzschlag in der Brust fühlen ließ; dann wird Hr. Max Perty, ein anderer deutscher Professor, sich endlich entschließen müssen, seine eifrigen Compilationen über dies Thema entweder kritisch oder gläubig, nicht aber in einem recht häßlichen Mittelgrau zu halten.

Der Spiritismus hält sich für ein echt amerikanisch Gewächs, er verachtet nach richtiger Knownothing-Weise jede auf frühere Culturen

zurückweisende Abstammung. Im Jahre 1848 ist er*) zu Hydesville bei Newyork zu Tage getreten. Ein in einem dortigen Hause angeblich fünf Jahre früher ermordeter und im Keller verscharrter Hausirer machte durch Klopflaute sich bemerklich, die sich speciell an ein in dem Hause wohnhaftes neunjähriges Mädchen richteten und von diesem auch bald so klar verstanden und gedeutet wurden, daß mittels der Laute die Begräbnißstätte im Keller und dort angeblich auch „Theile eines menschlichen Skeletts" gefunden wurden. Katie Fox — so hieß das junge Mädchen — setzte ihre Studien fort, das Klopfen bequemte sich dem Alphabet an und wurde dadurch auch Andern verständlich, man nahm zur schnelleren Herstellung des Verkehrs das Storchschnabelinstrument, den Psychograph, in Gebrauch, bald trat das inspirirte Schreiben an dessen Stelle und nun ward die Offenbarung immer reicher, rückhaltloser. Die „Geister" machten sich immer materieller bemerklich, sie hoben Gegenstände von ihrem Platz, ließen sie durch die Luft fliegen, sie setzten Musikinstrumente in Bewegung, sie erzeugten allerlei feurige Erscheinungen, präsentirten ihre eigenen Gesichtszüge in leuchtenden Nebeln, endlich traten sie selber ganz und gar in den Kreis der Gläubigen und scheuten dort selbst die leibliche Berührung und Prüfung nicht. Bedingt sind alle diese Erscheinungen stets durch die Vermittlung eines „Medium", meist einer jungen Dame, welche gewöhnlich nur mit einem bestimmten Geiste in Verbindung steht nnd die demgemäß auch die Einrichtungen und Bedingungen angiebt, unter denen die Geistererscheinung stattfinden wird. Diese Bedingungen sind fast immer dieselben, die Theilnehmer müssen möglichst gläubig sein, jedenfalls Garantie dafür gewähren, daß sie nicht durch frivole und neugierige Eigenmächtigkeiten die Vorstellung stören. Was zur Prüfung einer Erscheinung geschehen soll, das muß vorher dem Geiste mitgetheilt und von diesem genehmigt sein. In der Regel werden vor Beginn der Sitzung die Lichter gelöscht und auch sonstige Helligkeit des Zimmers ausgeschlossen, das Medium begiebt sich in einen durch Vorhang oder spanische Wand abgesonderten Raum, resp. ein Nebenzimmer und verfällt hier in tiefen Schlaf, während dessen der Geist sich von ihr die Kraft der „Materialisation", d. h. des leiblichen Erscheinens leiht und nun, anfangs gewöhnlich nur in Form von hinter dem Vorhange hervorlangenden leuchtenden Händen und Armen, allmählich aber auch als Büste und endlich in voller Figur sich zeigt, mit den Anwesenden spricht, sie berührt und küßt, ihnen Stücke des Gewandes, Blumen u. dgl. giebt, die jedoch nach kurzer Dauer sich in der Hand der Beschenkten verflüchtigen, endlich wieder hinter den Vorhang sich zurückzieht und dort verschwindet, während das Medium wieder erwacht. Die naheliegende Vermuthung, daß das Medium selbst diese Metamorphose vornehmen werde, wird in den meisten Berichten mit besonderem Eifer angefochten, bald betont man, daß die Zeit für einen so vollständigen Costümwechsel nicht gegeben sei, bald wird angeführt, daß dem einen oder andern Auserwählten während der Geistererscheinung selbst gestattet worden sei, einen Blick hinter den Vorhang zu werfen auf die regungslos daliegende

*) Siehe Perty: Der jetzige Spiritualismus. Leipzig, Winter. 1877.

Gestalt des Mediums. Home freilich, der bekannte Zauberer Napoleons des Dritten, behauptet kurzweg, wo die Geister eines Vorhanges bedürften, da stecke Betrug dahinter.

An den bisweilen sehr appetitlichen Beschreibungen der Geister selber fehlt es nicht, desto seltener werden wir über die Personen der Medien mit ausreichenden Angaben versehen, obwohl das doch für den bescheiden Zweifelnden eine Hauptsache wäre. Es scheint, als wenn die gläubige Gebundenheit, die ein Haupterforderniß für erfolgreiche Theilnahme ist, auch außerhalb der Sitzungen fortdaure. Wir wissen nur, daß die eigenthümliche Begabung, um als Medium wirken zu können, sich bisweilen von einem Mitgliede auf die übrige Familie erstreckt, so der von dem russischen Staatsrath Aksakow nach Petersburg geladene Mr. Petty sammt Frau und zwei Söhnen. Auch bedauern wir die Meinung nicht widerlegen zu können, daß die Media sich für ihre Productionen bezahlen lassen, was immerhin der Begeisterung einigen Bodensatz giebt.

Der Spiritismus zählt in Amerika seine Anhänger nach Tausenden, dort ist er in einer edleren Entwicklung zur Sekte geworden, die sich an den gutgemeinten, aber ziemlich platten Moralschriften von Davis erquickt, während die praktischere Entartung dieser Kunst als Wahrsagerei und Todtenbeschwörung ihr Brot sucht. In Europa hat er bis jetzt weniger gedeihen wollen, obwol das französische Kaiserreich die Sache eine Zeit lang in Affection nahm. Man weiß, daß Home in den Tuilerien ein gern gesehener Gast war, wo er bald zur einfach geselligen Erheiterung, bald zur erschütternden Sensationserregung des Kaiserpaares seine Vorstellungen gab; weniger bekannt wird es sein, daß nach den Angaben der Spiritistin Freiin v. Güldenstubbe, Napoleon die Lehre Allan Cardec's begünstigt habe, weil er „die Reincarnation zur Beruhigung der Arbeiter für nützlich hielt". Allan Cardec (sein richtiger Name war Rivail) stellte als Reincarnation die Lehre von der Seelenwanderung mit der Modification auf, daß diese Wanderung nur durch menschliche Körper gehe, er verlegte also die Unsterblichkeit aus dem Jenseits, dessen Kredit etwas wankend geworden, in das Diesseits und ein zu Schwärmereien geneigter Kopf, wie Napoleon, konnte ja allerdings darin ein Surrogat für die in der Arbeiterbevölkerung ausgehende Religiosität sehn. Auch in Deutschland hat die spiritistische Liebhaberei bisher nur vereinzelte Cultusstätten, zumeist nur in der Aristokratie gefunden, wo die Sache unschädlich bleibt und gelegentlich mit gutem Anstande in die Rumpelkammer wandert. Eine Ausbreitung nach dieser Richtung hat der Spiritismus auch in Rußland und zwar anscheinend in größerem Umfange gewonnen. Als Hr. Aksakow, den wir vorhin schon erwähnten, in Petersburg mit den Gelehrten in Streit gerieth die sich dazu bereit erklärt hatten eine Prüfung spiritistischer Phänomen vorzunehmen, aber nun auch ihre Vorsichtsmaßregeln treffen wollten, da traten einige Dutzend der vornehmsten Petersburger Gesellschaft angehöriger Persönlichkeiten in einer öffentlichen Erklärung für das Wunder in die Schranken. Derselbe eifrige Vorfechter der Geisterwelt giebt auch in Leipzig ein dem Spiritismus gewidmetes Journal „Psychische Studien" heraus, das mit großem

Fleiß alle bezüglichen Daten sammelt und, wie wir gern anerkennen, durch die nüchterne Reserve welche der Redacteur Hr. Gregor Wittig übt, auch für Nichtanhänger dieser Lehren ein nützliches und beachtenswerthes Blatt geblieben ist.

(Schluß folgt).

Neue Bücher.

Neumann, Prof. C., Untersuchungen über das logarithmische und Newtonsche Potential. Leipzig, Teubner. (10 M.)

Darmstetter A., De la création actuelle de mots nouveaux et des lois qui la régissent. Paris, Vieweg. (10 Frs.)

Hellwald, F. v., Die Türkei im Kampfe mit Rußland. Augsburg, Lampart. (2 M.)

Stein, H. v., Ueber Wahrnehmung. Berlin, C. Duncker. (1 M.)

Rode, Dr. Fr., Geschichte der Reaction Kaiser Julian's gegen die christl. Kirche. Jena, Dabis. (2 M.)

Valbert, Hommes et choses d'Allemagne. Paris, Hachette. (3,50 Frs.)

Hanstein, J., Christ. Gottfr. Ehrenberg. Ein Tagewerk auf dem Felde der Naturforschung des 19. Jahrh. Bonn, Marcus. (2,80 M.)

Märtens, Bauinsp., Der optische Maaßstab oder die Theorie und Praxis des ästhet. Sehens in den bildenden Künsten. Bonn, Cohen. (12 M.)

Huber, J., Die Forschung nach der Materie. München, Ackermann. (2 M.)

Klaiber, Jul., Hölderlin, Schlegel und Schelling in ihren schwäbischen Jugendjahren. Festschrift zum Tübinger Universitätsjubiläum. Stuttgart, Cotta. (4,50 M.)

Lilienfeld, P. v., Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft, dritter Theil, Mitau, Behr. (10 M.)

Die Geheimnißstatuten des Ordens der Tempelherrn, nach einem vorgeblich vatikanischen Manuscript, zum erstenmale lat. und deutsch herausgeg. von Dr. Merzdorf. Halle, Schwetschke. (3 M.)

Der Proceß Arnim, dargestellt von einen alten Juristen. Mit elf Beilagen, enthalt. diplom. Correspondenzen. Heidelberg, Bassermann. (1,80 M.)

Müller, Dr. G. E., Zur Grundlegung der Psychophysik. (Der „Biblioth. f. Wissensch. u. Literat." 23. Bd.) Berlin, Grieben. (5 M.)

Schmidt, Prof. Adolf, Das Perikleische Zeitalter. Darstellung und Forschungen. 1. Bd. Jena, Dufft. (6 M.)

Rossi, Commend. G. B. de, Roma sotterranea cristiana. Dritter (Schluß-) Band. Mailand, Höpli. (100 M.)

Helle, A. Ritter zur, Die Völker des osmanischen Reichs, Beiträge zur Förderung oriental. Studien. Wien, Gerold. (7 M.)

Rangabé, A. R., Précis d'une histoire de la literature néo-hellénique. 2 Bde. Berlin, Calvary. (8 M.)

Mayr, G., Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben. Statistische Studien. (Der „Naturkräfte" 23. Bd.) München, Oldenbourg. (3 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Kraufenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 17. August 1877. Nr. 33.

Inhaltsverzeichniß: Einige Nachträge zur „Philosophie in der Gegenwart." Von Karl Grün. III. — Zur Geschichte der deutschen Volkspartei. Von K. Holthof. (Schluß.) — Der Spiritismus. (Schluß.)

Einige Nachträge zur „Philosophie in der Gegenwart."

Von Karl Grün.

III.

Alex. Wießner: 1. „Das Atom oder das Kraftelement der Richtung, als letzter Wirklichkeitsfaktor. Ein Versuch, Anziehung und Abstoßung auf ein gemeinsames Prinzip — und das Abstraktum „Kraft" auf seinen konkreten Kern zurückzuführen. Naturphilosophische Erörterungen ohne mystischen Hintergrund."*) Leipzig, Theod. Thomas, 1875.

Argumentum: Deum non esse.

— 2 „Vom Punkt zum Geiste! Oder: „Der unbewegte Beweger." Ein Versuch zur Lösung des metaphysischen Knotens. I. Theil. Die aktuelle Seinsform der Punktualenergieen oder die objective Weltseite." Leipzig, Theod. Thomas, 1877.

Argumentum: Deum esse foramen seu spiramen multiplex.

Im Laufe des vergangenen Winters flog eine stolzgefiederte Ente aus den Moorgründen des Einerlei auf, welche die Nebel der diplomatischen Inkubation siegreich zertheilte: In Prag an der Moldau, mitten im Czechenlager, sei der Messias der Naturphilosophie erstanden, der das Welträthsel endlich und endgültig gelöst habe. Zur Beglaubigung dessen hätten ein halbes Dutzend philosophischer Fakultäten, die wirklich namhaft gemacht wurden, dem Sohne Davids das Doktordiplom zugleich an den Kopf geworfen, so daß der Ueberglückliche förmlich betäubt worden sei. Sechs philosophische Fakultäten, von denen jede wenigstens einen Johannes unter ihren Mitgliedern zählt, und die mit sechsfacher Zugkraft den Wagen des Fortschritts vorwärts bringen: die mußten das wissen. Wozu also immer weiter schweifen, da das Gute so nahe lag und für anständiges Geld bei Thomas in Leipzig zu haben war? Und zwar um so rascher herbei mit der Revalescière, damit wir sehen, für was sechs philosophische Fakultäten den Kranz ertheilen und sich im Grunde selber krönen!

Der Sortimenter war rasch fertig mit der Bestellung, aber noch rascher als Thora und Gomara trafen die Dementis der illustren Fakultäten im Pelotonfeuer ein. In dieser Zwischenpause führen uns zwei

*) Pardon für die weitläufige Anführung der Titel; sie gehören mit zum Humor von der Sache. Die Argumenta sind natürlich nicht Eigenthum des Herrn W. K. G.

Gedanken durch den Kopf, die sich so wenig unter einander vertrugen, wie die beiden Bücher des schriftstellernden Messias. Nr. 1 war mehr eine Empfindung als ein Gedanke, ein tiefes Leidwesen über die getäuschte Hoffnung, endlich nicht nur eine Philosophie zu bekommen, sondern die Philosophie, die vom Sanhedrin sechs deutscher Fakultäten approbirte, einzig ächte (nur bei Thomas in Leipzig zu habende) Philosophie. Der zweite Gedanke war wirklich einer, nämlich der: Vielleicht ist es doch der Messias, der nur von den Hohepriestern und Schriftgelehrten verleugnet wird. Ein Spottvogel von Krypto-Evangelist kann ja jenen Hohepriestern und Schriftgelehrten einen Possen gespielt haben, indem er sie als wahrheitsliebend, demüthig und hingebungsvoll darstellte, damit das „Kreuzige ihn!" nachher einen um so grelleren Effekt mache.

Auch diesem Gedanken wurde das Vibriren gelegt durch die Ankunft der Bücher — „Das Atom" 5 M. 50, der „Geist" etwas billiger, beide jedoch mit gehörigem Agiozuschlag.

Herr Alex. Wießner — denn so heißt der Messias als Zimmermannssohn auf Erden — ist ein gewaltiger „deduktiver" Denker vor dem Herrn, und da er einmal gehört hat, die Wissenschaft gehe von Hypothesen aus, so debütirt er gleich mit einer funkelnagelneuen und recht massiven Hypothese, von welcher aus er dann mit allen Leibeskräften „deduzirt". Das Atom ist bekanntlich eine physikalische Hypothese; aber Herr Wießner schreibt dem hypothetischen Atom sofort seine ganz bestimmte Bewegung und Richtung vor. Diese ist durchaus gradlinig und zwar nach allen Ecken der Windrose hin. Die Atome — man sieht dies deutlich an einem geometrischen Schema von unfehlbarer Richtigkeit — sind theils konvergirend, theils oppositionell, theils endlich diametral gegenläufig. Die konvergirenden stoßen zusammen und verbinden sich zu Molekülen, die diametralen paralysiren sich, die oppositionellen endlich modifiziren gegenseitig ihre Richtungsläufe nach den Gesetzen des Stoßes und der Massen. So entstehen aus bloßen „Richtungsenergieen" Moleküle, Körper, Steine und Sterne, sammt deren Ablenkungen von der ursprünglichen Laufbahn, zur Kurve, ja zur Rotation. Die berühmte „Schwere", die Newton'sche „Gravitation" ist eine Fabel und fällt vor der Wießner'schen gradlinigen „Richtungsenergie" und deren Modifikationen in Nichts zusammen. Pas plus difficile que cela!

Die ganze Astronomie oder himmlische Bewegungsphysik ist auf den Kopf gestellt, Herr Wießner hat mit einer Hypothese und einem Schema die Lücke Newtons ausgefüllt, die seit 200 Jahren in der Wissenschaft gähnt. Der große Isaak sagte nämlich selbst: Gravitatio est causa mathematica; causam gravitationis nondum assignavi. Eine mathematische Ursache ist nämlich ein Unding, die Mathematik als Wissenschaft kann nichts verursachen außer Lehrsätzen, Rechnungen, Büchern. Ein causa mathematica kann nur eine die Hypothesen bestätigende Rechnung bedeuten. Das war bisher der Fall mit der Gravitation. Die Ursache der sog. Gravitation selbst hatte Newton noch nicht angegeben; schon Kepler jedoch bezweifelte stark die Theorie des Pondus und Herr W. als Dritter im Bunde löst Gravitation und Schwere in gradlinige und abgelenkte „Richtungsenergieen" des Atoms auf. Nach dieser Großthat haben wir nur noch den Vierten abzuwarten, der die Ursache der

gradlinigen Richtung hypothetisch feststellt, Herr W. wird sich schwerlich darauf einlassen, da er mittlerweile „vom Punkt zum Geiste" vorgeschritten ist.

Das wahre kosmische Bewegungsgesetz kännten wir jetzt; aber die bewegten Körper bleiben doch nicht wie sie vom Anfang waren, sind vielmehr während ihrer Bewegung immerfort innerlich geändert und verwandelt worden. Wie geht das zu? Die gradlinigen, auseinander und gegeneinander fahrenden Kraftpunkte lassen uns im Stich. Wir hatten die „Aetheratome" vergessen, aber nicht so Hr. W. Er holt sie am geeigneten Orte hervor und setzt sie in die passende Bewegung. Per Dekret laufen sie alle parallel und durchsetzen die stereometrischen Atome der Moleküle und der Körperaggregate immer an den Berührungsflächen der einzelnen Molekel. Durch diese wundervolle Eigenschaft der Aetheratome entstehen die innerlichen Veränderungen in der Körperwelt; daher die physikalisch-chemischen Transmutationen, die Electricität, der Magnetismus, die Wärme, das Licht, endlich die Organismen. Und so ist die Welterklärung dann fertig durch einfache Mathematik, denn „Mathematik ist eine Paraphrase des Weltgeschehens" und die Welterklärung fußt auf „atomistischem Dynamismus". Vermöge des „deduktiven Denkens" ist aus einer Hypothese lustigster Art, die einen Aristophanes fordert und einen viel besseren Stoff darbietet als die Gruppe'schen „Winde", die wirkliche objektive Welt für immer erschlossen und die Phantasie, die sich diesmal mathematisch gebärdet, hat abermals den „transzendentalen Idealismus" glänzend über den Haufen geworfen. Mit der Flagge hoch im Winde erklärt Hr. W., das „An sich der Dinge" sei nichts, es sei nur das Wesen eines Dinges, zu erscheinen. Und doch hat er nichts anderes gethan als ein neues „Ansich" postuliren, welches „Laufpunkt" heißt. Zeit, Raum und Kausalität haften auch dem Sein überhaupt an, behauptet er; niemals aber wurden diese Formen subjectiver maltraitirt als bei Hrn. W.

Wir wollen nicht behaupten, daß sich die sechs Fakultäten über eine solche Willkür der Construction grade hätten erboßen müssen; denn im Grunde treiben's ihre Herren Metaphysiker und ontologischen Dogmatiker grade so arg. Sie alle gehen von einer ungerechtfertigten Voraussetzung aus, ignoriren Alles was dagegen ins Feld geführt wird, und ziehen Schlüsse, bei denen den Prämissen die Haare zu Berge stehen. So lasen wir noch jüngst bei einem sehr überzeugten Spiritualisten folgenden Satz: „Aus unsern Empfindungen erschließen wir die wirkenden Kräfte außer uns; darum wird es methodischer sein, die Materie aus dem Geist, als den Geist aus der Materie zu begründen". Wie man etwas „aus" etwas Anderm begründet, ist eine Sache für sich und gehört in die Grammatik. Inhaltlich aber kommt die Behauptung auf den Schluß hinaus: Durch unsere Fernrohre erblicken wir einen Stern sechster Größe; darum wird es methodisch sein, den Stern aus dem Fernrohr zu deduciren. Das kann sich doch wohl mit Hrn. Wießner's Phantastik messen.

Aber Hr. W. ist „Republikaner", natürlich metaphysischer. Die Atome, gradlinige, konvergirende, oppositionelle, diametrale und kubisch-parallele, regieren sich selbst, konstituiren sich ihren Freistaat ohne erbliches oder gewähltes Oberhaupt; sie wollen von einem Central-Obern,

einem Inbegriff des „Realen“ nichts wissen. Ihr Chorage fragt sehr spitzig:

„Sollten Atome nur Bausteine sein?
Denkt, sie wären auch Baumeisterlein.“

„Kraft“ ist ihm das „Ding von eignen Gnaden“, „das Ur von aller Sachlichkeit, das Verursachende, die That, das Quos ego schlechthin, was sich nicht legitimirt, sondern applizirt.“ Er nimmt keinen „Seinsgrund“ an, statuirt nur „Erkenntnißgründe“. Die Kraft ist „das Ursachlose“, wie sogar in Versen ausgeführt wird, denn unser Mann hat so viel Phantasie, daß er auch noch das poetische Rad treibt.

Die „Republik“ aber ist schlechterdings nichts für die Fakultät, auch nicht für sechs auf einmal. Im Gegentheil offenbart sich seit einiger Zeit sogar bei den Naturforschern ein Rückschlag, ein vorsichtiges Hinterthürbrechen, das Ignorabimus beginnt schon ganz flott in ein Credamus übersetzt zu werden, und wir könnten einen der namhaftesten und wohlverdientesten Physiologen anführen, der am Ende all' seiner Experimente, Mikroskopie und Kombination durchblicken läßt, daß er auf dem Herbert'schen „Realen“ seinen Ruhestand zu nehmen nicht gänzlich abgeneigt sein dürfte . . . . .

So weit gab Hr. Alex. Wießner im Februar 1874 sein philosophisches Credo in den Druck. Es war unbedingt anregend, wenn auch verwegen und zum Theil verworren. Mit erschreckender Selbstgewißheit wurde die Frage nach Attraktion und Repulsion durchhauen, jedenfalls aber der Zweifel an der Allgenugsamkeit dieser Begriffe aufs Neue wachgerufen. Da erschien im Jahre 1877 das neue Buch: „Vom Punkt zum Geiste oder der unbewegte Beweger“, in dessen Vorrede (Sept. 1876) die fulminante Erklärung steht: „Aus dem eifrigen Mitverfechter der mechanistischen Weltauffassung“ sei innerhalb zweier Jahre, „ein überzeugter Theist geworden“, und zwar „mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes“; nunmehr aber werde man „über die Bedeutung der Materie“ „hoffentlich ganz und für immer im Klaren sein“. „Das menschliche Denken ist bei einem entscheidenden Wendepunkt angelangt, der Tag lichter Erkenntniß ist nahe“ — weil es Hrn. W. vor den Augen gewetterleuchtet hat. Selbstverständlich gilt das nur, bis Hr. W. wiederum vom Sinai herabsteigt.

Jetzt gibt es also plötzlich nicht nur einen „Seinsgrund,“ sondern auch einen „Seinsfaktor“, „der als das schlechthin einzige, oder absolute Wesen die Quelle aller physikalischen Kräfte, die wahre motorische Letztinstanz oder das Triebrad der ganzen kosmischen Mechanik ist.“

Nun, an das Absolute sind wir gewöhnt, das ist wie ein rekurrentes Fieber über die Welt gekommen. Aber das Wießner'sche Absolute ist kein gewöhnliches, landläufiges „Geist“ oder „Idee“ oder „Centralmonade“ benanntes Absolute; es ist unerhört, noch nicht dagewesen, noch stupender als die „Richtungsenergieen“, es ist, incredibile dictu, der — — — Raum! — Mit dem Raum von mehr als drei Ausdehnungen und dem „Krümmungsmaße des Raumes“ haben wir uns seit Riemann bereits bekannt gemacht; daß aber der Raum das Absolute, Gott selbst sei, das hatte noch Niemand geträumt, dieser „Gedanke“ war dem Prager Messias nach dem letzten Evangelium vorbehalten.

Wir witterten allerdings schon im „Atom“ Unrath, als der Raum das „Aktorium“, das „Leere“, das „Vacuum“ der Atomenwelt genannt, seine Objectivität, seine „Wesenheit“ behauptet wurde, als es hieß: Der Raum sei gleich „Unendlichkeit der Welt“, er sei die „Ausdehnung“; als gegen die Kantische „Anschauungsform“ lebhafter Protest erhoben wurde. Wenn ein anderer Prager Philosoph, freilich ein ganz anderer, Hr. Anton Leclair, kürzlich die angeborne Raumform Kants zu einer „Möglichkeit der Raumvorstellung“ herabmindert, um mit der Sinnesphysiologie in Einklang zu bleiben, so nahm sich der Wießner'sche Raum als Entität schon nach dem hebraisirenden Evangelium monstruös genug aus. Jetzt aber wird der Raum nicht nur gleich Ausdehnung, Attribut der Substanz, sondern selbst Substanz, Absolutes, Gott!

Früher wies der Verfasser die impertinenten „Warum“- und „Was“-Frager zur Ruhe und lehrte sie sich mit dem „Wie“ zu begnügen. Jetzt reitet er selbst auf dem „Warum“ ins absolute „Was“ hinein, daß Einem so Hören wie Sehen vergeht.

Früher leugnete er die Transcendenz und alles Transcendente; jetzt ruft er in bacchischer Trunkenheit: Hurrah, ich hab's. Früher reichten die kleinen „Baumeisterlein“ hin, jetzt sucht und findet er ein „Subjekt“, eine „subjektive Weltseite“; die „Einzigkeiten“ sind kassirt, oder doch degradirt, die Zweiheit wird ponirt. Vor zwei Jahren war der „Geist“ eine „Potenz der Kraft“; zwei Jahre später wird der „Geist“ der „Kraft“ entgegengestellt, und die „Kraft“ ist nur eine „Aeußerung“ des „Geistes.“ Jetzt heißt es: „Handeln und Agiren“, das vermag nur ein „lebendiges, dirigirendes Princip.“ Jetzt „differenzirt sich“ Gott, wie er es so oft gethan, und der „werdende“ Gott wird zum „befriedigten“ Gott. Er „differenzirt“ sich im einzelnen Ich, er „entläßt sich“ wie's uns noch in den Ohren gellt. Wir kennen das, wir wissen's auswendig.

Das aber ist Alles nichts, das Große ist die „Was“heit des neuen Prager Gottes. Der „Untergrund der Welt,“ so lautet es ex tripode, der im Sinne der Zustandsänderung oder Empfindung alterirt werden kann, ist der „Raum“. „Der Raum ist das Ego, die Welt sein Echo“, und das ist Gott. Ein Gott, der sich „alterirt“, der in den Wald hineinruft!

Wenn man nun den objectiven Raum, das vorgestellte Verhältniß zwischen den nebeneinander seienden Dingen, als etwas Wesentliches hinnimmt: so ist nothwendig dieser Raum überall nur da, wo keine Dinge sind, also in den Interstitien der Körper, Moleküle und Atome; und sonach wäre das Absolute ein foramen oder suspiramen multiplex eine Unendlichkeit von Löchern oder Weltporen. Der bereits „alterirte“ Gott kommt wörtlich „in die Brüche.“ Der Raum ist auch „die Wesensform der Extension“: dann ist Gott ein Sichkreuzen von drei oder mehr langen Strichen! Mit der Eisenbahn durchfliegt man ein gut Stück Gottes; das Telegramm aber ist glücklicher als der Mensch.

„Raum ist Kraft“, er hat die Daseinsform der Ausgedehntheit. — Es wird absolut nöthig, eine „Philosophie des Ausgedehnten“ zu schreiben.

Warum ist der Raum Kraft? Sein ganzer Inhalt geht in der Extension auf, folglich ist er „die Kraft der Auseinanderhaltung.“ Der Raum hat alle erdenkliche Noth, die wirbelnden, sich durchsetzenden und

durchschießenden Atome auseinanderzuhalten, daß sie nicht zu einem Klumpen verwachsen, und grade in dieser Straßenpolizei besteht seine Göttlichkeit. Damit nicht genug, der Verfasser gibt an einer Stelle zu, daß der Raum sich gar nicht selbst differenzire, dies sei vielmehr die That der Atome. Ganz natürlich, der Raum behält grade das übrig, was die Atome ihm lassen; er wird gedrückt, verschoben, hier verengert, dort erweitert, „im Sinne der Zustandsänderung und Empfindung alterirt" — er ist das Absolutum patiens. „Der unbewegte Beweger" des Aristoteles ist hier eine dreiste Lüge, ein plumpstes Falsifikat. Der da ist der stets gequälte, verzwickte, passive, negative Sich-Bewegen-Lasser.

Wer „empfindet" schließlich im Weltall? — Der Raum! — Der das Nichts in sich findet, ist das Volle.

Raum ist gleich „Seele".

Raum ist „Wille, thätig, Person, absolute Person, Allwesen!" — Ziehen wir die Leiter fort, der Saltimbanque ist oben, und retten wir den Spinoza bei Seite, der denn doch zu gut für solche Gesellschaft ist.

Ha, Ihr Herren Atomisten, denen ich eine Weile die Schleppe getragen, Ihr logirt die „Empfindung" ins Atom ein? Ich sage Euch, im Raum steckt sie; denn im Raum ist Platz für Alles, ist absoluter Platz. Ich muß das wissen, ich der Raum- oder Platzkommandant. Der Raum hat nicht nur „Empfindung", er hat auch „Zustände", er ist die „Wesenheit der Zustandsänderungen", bis zu Krämpfen, bis zur Epilepsie. Das Absolute ist epileptisch!

Eigentlich brauchte das absolut Leere die „Einzelnen" garnicht, da es alle Fälle in sich trägt; aus puren Gnaden dirigirt es die Atome, verfolgt seine „Zwecke" mit ihnen, denn der epileptische Weltgeist „Raum" ist auch noch obendrein ein rabiater Teleologe.

O Schelling und Oken, laßt Euch zum zweiten Mal begraben! „Der Weltfaktor wird im Akt der Berührung um seinen Zusammenhang gebracht" — das „alterirt" ihn, „er nimmt die Qualität der Wärme an" — er wird hitzig. Das ist zugleich psychisch eine „Empfindung" und physikalisch ein „Agens."

Das „Innenräumchen" — der aus dem Loche hervorpiepsende Gott, der Loch-Gott — repellirt, wird immer hitziger, je mehr der Außendruck wächst; dann erleiden die Atome „Rückwürfe", die Moleküle lockert sich — Gott wird durch die Retorte gequält!

Daß wir zum Schluß kommen! „Atome, punktuelle Richtungsenergien, Kraftmomente, Realakte", sind nur dazu vorhanden, damit „das geistige Allwesen sein Empfinden stimulirt." Das Absolute kitzelt sich mit den Atomen. Uns hat es genug gekitzelt.

Wo bleibt die „Republik" von anno 1874? Sie ist in der geistigen Anämie, in der Senilität des Wollens und Nicht-Könnens, im Schwachmatismus von anno 1877 zu Grunde gegangen. Die Welt wird regiert vom Leeren, von raumerfüllten Köpfen, vom Platz und Platzcommandanten! —

Hätten die sechs Fakultäten nicht dennoch .... ?

Zur Geschichte der deutschen Volkspartei.

(Schluß.)

Der zum völligen Ausgleich aller 1869—70 hervorgetretenen Meinungsverschiedenheiten in Aussicht genommene Delegirtentag fand nie statt. Die Differenz war mit dem größten Theile der Partei in die blaue Luft gegangen. Ein völlig ungefestigter Parteizusammenhang, Grundsätze wie dieser: „Wer irgend eine Art Oberherrschaft oder Hegemonie des einen Volkes über das andere, des einen Volksstammes über den anderen will, mit anderen Worten: wer die vermeintliche „Macht und Ehre" irgend eines Volkes oder Volksstammes, das sogenannte „Nationalinteresse" höher stellt als die Forderungen des Rechtes und der Freiheit, der zählt nicht zur Volkspartei" — war es da bei der Stimmung nach dem Kriege ein Wunder, daß die miraculösen „Bekehrungen" auch in die Reihen der Demokraten Lücken von gewaltigem Umfange rissen? Erst 1873 durfte der in Mainz 1870 niedergesetzte provisorische Parteivorstand an eine Reconstruction der Verhältnisse denken. Am 4. Mai genannten Jahres traten auf seine Veranlassung in Heidelberg Vertrauensmänner zusammen, um über Wiederaufnahme der demokratischen Parteibestrebungen zu verhandeln und um die gleiche Zeit fanden in Berlin dahin zielende Besprechungen statt. Wenn sich dabei im Norden herausstellte, daß die Ueberzahl der Erschienenen sozialistische Anschauung hegten, so nahmen auch im Süden an den Berathungen offizielle Vertreter von Arbeitervereinen sozialdemokratischer Tendenz Theil. Eine Zeit lang schwankte man in Heidelberg zwischen Programmrevision und Aufstellung neuer Parteigrundsätze, entschied sich aber schließlich für das erste. Der provisorische Vorstand wurde um mehrere Personen verstärkt und erhielt den Auftrag, das Parteiprogramm von 1868 einer Revision zu unterziehen. Zu diesem Behufe wurde eine Sitzung auf den 3. August nach Stuttgart anberaumt, in welcher ein Revisionsentwurf vereinbart wurde, der die drei principiellen Punkte des Parteiprogramms von 1868, wie das nach den Heidelberger Beschlüssen selbstverständlich war, völlig unberührt ließ, soweit nicht durch die veränderten Umstände eine redaktionelle Correctur derselben nothwendig erschien. Aenderungen wurden nur an den Sätzen vorgenommen, die 1868 dem Stuttgarter Programm als „Resolutionen", als bloße Ausführungswünsche angefügt waren. Dieser Revisionse Entwurf kam bei einer größeren Parteiversammlung in Vorlage, welch- unter dem Titel „Delegirtentag" auf den 12. Oktober 1873 nach Frankfurt einberufen war. Die stattfindenden Debatten wurden durch die Polizei unterbrochen, gestört und mußten unter sehr ungünstigen localen Verhältnissen in dem für die Anwesenden viel zu engen Falzsaale der „Frankfurter Zeitung" zu Ende geführt werden. Trotz des dadurch herbeigeführten etwas cursorischen Charakters der Verhandlungen trat wiederum der Umstand spontan und scharf zu Tage, daß sich in ihnen der Kampf nach wie vor um Aufrechterhaltung des sozialen Gesichtspunktes, um den dritten principiellen Punkt des Stuttgarter Programmes von 1868 drehte. Man gelangte unter dem Einfluß der auf Abschluß drängenden äußeren Umstände zu einem sehr sonderbaren Auskunftsmittel, verwies nämlich die gesammte Prinzipienerklärung an

eine Subkommiſſion zur nochmaligen Berathung und erſtreckte vorläufig die Reviſion auf die in Stuttgart mit Recht als loſe Nebenpunkte behandelten Reſolutionen. Dadurch iſt vielfach der Aſterglaube entſtanden, dieſe Punkte ſeien ein „neues" Programm der Volkspartei. Die Fünfer-Commiſſion, an welche die drei prinzipiellen Punkte überwieſen worden waren, konnte in ihrer Mehrheit, logiſcher Weiſe nur zu einem einzigen Reſultate gelangen: Beſtand die Abſicht eine von allen anderen Parteien ſich weſentlich unterſcheidende „Deutſche Volkspartei" aufrecht zu erhalten — und das wurde von allen Seiten bejaht — ſo war dies nur auf dem einen Wege möglich, daß man die von derſelben als Richtſchnur ihres politiſchen Handelns aufgeſtellten Grundſätze unverändert ließ. In dieſem Sinne wurde bei einem abermaligen Delegirtentage, der in Bruchſal am 7. Dezember 1873 ſtattfand berichtet. Wie ſich auch hier wieder unverkennbar herausſtellte, galt das Widerſtreben namentlich dem dritten Punkte des eigentlichen urſprünglichen Parteiprogramms von 1868. Um dieſen über Bord zu bringen, richtete man ſcheinbar ſeine Angriffe gegen alle prinzipiellen Erklärungen und kam zu dem geradezu originell-perfiden oder originell-naiven Antrage, ſie einfach zu ſtreichen d. h. die „Volkspartei" in dem bisherigen Sinne zu beſeitigen. Binnen kürzeſter Friſt würde ſie dann zu einem Anhängſel irgend einer anderen, rechts ſtehenden Parteigruppirung haben werden müſſen. Um einen Begriff davon zu geben, wie ſonderbar damals argumentirt wurde, ſei darauf hingewieſen, daß der Hauptgegner der demokratiſchen Prinzipiendarlegung behauptete, im erſten Satz des von dem Vorſtand vorgeſchlagenen Entwurfes (d. h. alſo in dem alten Stuttgarter Volksparteiprogramm von 1868) „ſei in halbverſchleierter Weiſe auf die direkte Geſetzgebung durch das Volk und die Abſchaffung des Repräſentativſyſtems hingedeutet. Das ins Programm aufzunehmen halte er im gegenwärtigen Augenblicke werthlos oder gar vom Uebel". Wahrhaftig! Der Mann kann unmöglich jemals ein Exemplar des offiziellen Parteiprogrammes auch nur in der Hand gehabt haben. Denn unter Bezugnahme auf die Eingangsſätze, welche ich mit ſämmtlichen Allegirungen oben abſichtlich dem Wortlaute nach mitgetheilt habe, verweiſt in demſelben nach dem dritten prinzipiellen Punkte ein Sternchen auf folgende Fußnote: „Die im Eingange angezogenen Programme ſind auf der Rückſeite abgedruckt". Und auf der Rückſeite des Schriftſtücks ſteht klar und deutlich die Erklärung Jacoby's zu leſen, daß der überhaupt nicht als Demokrat gelten könne, welcher nicht die direkte Volksgeſetzgebung und Volksregierung anſtrebe. Und das ſoll eine „halbverſchleierte Andeutung" ſein? Die Forderung der direkten Volksgeſetzgebung konnte alſo 1873 gar nicht in das Programm der Volkspartei „aufgenommen" werden, ſintemalen ſie bereits fünf volle Jahre von jedem Parteimitglied anerkannt in demſelben geſtanden hatte. Es hätte ſich in Bruchſal alſo höchſtens darum handeln können, ſie zu beſeitigen — und das iſt eben dort nicht gelungen, wie es nicht zu Wege gebracht werden konnte, den dritten, das Verhältniß der politiſchen und ſozialen Fragen behandelnden Punkt zu escamotiren. Gegen dieſen wurde eingewendet: der Paſſus, ökonomiſche Befreiung der arbeitenden Klaſſen, der in Württemberg Anſtoß gegeben und im Frankfurter Entwurf mit einem anderen vertauſcht geweſen, ſei wiederhergeſtellt, was ſich um ſo weniger

empfehle, als die Floskel ökonomische Befreiung der arbeitenden Klassen die Parole der Sozialdemokraten sei und von diesen in ganz bestimmtem Sinne aufgefaßt werde." Zunächst — es ist eine Unwahrheit, daß in dem „Frankfurter Entwurfe" ein anderer Ausdruck angewendet war; in der Stuttgarter Programmskizze, welche das Datum „Mainz, 26. September 1873" und die Unterschriften „A. Harig-Bembe" u. „R. Seyler" trägt und allein den Frankfurter Berathungen vom 12. October zu Grunde lag, sind alle drei prinzipiellen Punkte genau in der Formulirung von 1868 enthalten, nur ist im 2. die Erwähnung eines „Südbundes" gestrichen. Sodann — daß der dritte Punkt in Württemberg Anstoß erregt hat, kann nach den Erfahrungen von 1869 gewiß nicht überraschen, trotzdem enthält das in einer Landesversammlung zu Stuttgart ausdrücklich für den Frankfurter Delegirtentag rediqirte Programm den in Rede stehenden Passus wörtlich in der alten Fassung von 1868. Man hatte sich gewiß nicht ohne Widerstreben zu der richtigen Anschauung durchgerungen, daß man dieses „Charakteristikon" nicht fallen lassen könne, ohne zugleich die Partei in geistiger Beziehung zu vernichten. Endlich — auch die alleroberflächlichste Kenntniß von dem Ursprung und der Entwickelung der „Deutschen Volkspartei" müßte genügen, um einzusehen, daß das, was hier so hochmüthig als „Floskel" abgethan wird, absichtlich und bewußt in das Glaubensbekenntniß der Demokratie aufgenommen war, einestheils weil es die „Parole der Sozialdemokratie" darstellte, andererseits weil es von dieser Partei in einem „bestimmten Sinne" aufgefaßt wurde. Man wollte eben diesen politisch-technischen Ausdruck gebrauchen, in einem Augenblicke, wo man sich anschickte, eine sozialpolitische Partei zu constituiren. Daß man aber dies Bewußtsein in Stuttgart hatte, haben mußte, kann doch nach der Rede Johann Jacoby's „Ueber die Ziele der Deutschen Volkspartei", die am 30. Januar 1868 gehalten wurde, nach seinem Briefe an den Hamburger demokratischen Verein, der das Datum des 20. Mai dieses Jahres trägt, nicht zweifelhaft sein, da die Berathungen in Stuttgart am 18. und 19. September stattfanden und ausdrücklichen Bezug auf die Kundgebungen jenes großen Unerbittlichen nahmen, dessen Bedeutung eben darin liegt, daß er in unbeirrtem, reifem und consequentem Denken des Individuums, den Entwicklungsprozeß vorgebildet hat, den das Bewußtsein der ganzen Nation mit innerer Nothwendigkeit durchlaufen muß, durchleben wird.

Man darf ungescheut zugeben, daß die Fassung des Programms von 1868 für diejenigen, die außerhalb der Wirksamkeit des Parteigedankens standen, manches Unklare enthielt. Für die Parteiangehörigen, dies Wort im allerweitesten Sinn genommen, konnte ein ehrlicher Zweifel über Bedeutung und Tragweite der einzelnen Sätze nicht vorhanden sein. Denn ihnen war die Entstehungsweise derselben, ja die Herkunft des einzelnen Ausdruckes völlig bekannt, sie mußten oder konnten wissen, daß z. B. die im 1. Satz als unverständlich bezeichnete „Gleichartigkeit der Mitwirkung aller Staatsbürger bei Verfassung und Verwaltung" sich auf die Volksgesetzgebung und Volksregierung beziehe, sie waren im Stande, sich die Genesis des auch von Berlin aus viel angefochtenen 2. Satzes über das Selbstbestimmungsrecht des Volksstammes und des Volkes in ihrem gegenseitigen Verhältniß in dem von mir oben zitirten

Satze Jacobys vor Augen zu führen und ihn somit richtig zu verstehen. Bessere Formulirung der Programmsätze war auch bei der Revision von 1873 nicht zu erreichen. Man mußte eben den Versuchen gegenüber, die auf Abänderung des Parteicharacters abzielten, das alte Programm in seiner alten Ausdrucksweise um deswillen aufrechterhalten, weil diese die ursprüngliche von 1868 war, in der sich scharf und deutlich die Absicht wiederspiegelte, eine Partei zu bilden, welche „aufhören wollte, eine blos politische zu sein" und sich die Aufgabe setzte „Umgestaltung der sozialen Mißverhältnisse" anzubahnen — kurz die „im wahren Sinne des Wortes eine Volkspartei zu sein" strebte.

Soweit meine historische Skizze. Ich kann dem Annoncenparteimann aber weiter versichern, daß die Volkspartei auf Grund des alten Programms noch existirt, freilich durch zähes Festhalten der Süddeutschen an einer Organisationsweise, die aus früher entwickelten Gründen gedeihliche und lebendige Verbindung, anregende und befruchtende Wechselwirkung zwischen Nord und Süd unmöglich macht, in drei oder vier Stümpfe getheilt. Aber wäre dies auch nicht der Fall, wäre die einheitliche Organisation, wie sie auf Grundlage der bestehenden Gesetzgebungen allein ausführbar ist, wirklich geschaffen worden, die „Deutsche Volkspartei" würde in Wirklichkeit doch nur ein politisch-negatives Dasein führen können, wie es trotz des zuweilen sehr lärmenden Anscheins vom Gegentheil auch die Sozialdemokraten thun. Ein actionsfähiger Organismus wird nur dann erstehen, wenn in den beiden sozialpolitischen Gruppen jene innere Entwickelung zum vollen Durchbruch gelangt ist, die ich als vorhanden nachgewiesen zu haben glaube, bis auf der einen Seite sich als Axiom festgestellt hat, daß kein politischer Fortschritt Werth haben kann, der nicht zu einem sozialen Ziele führt, bis auf der anderen Seite fest begriffen worden ist, daß jede soziale Forderung nur auf politischem Wege realisirbar ist. Grade in der allerjüngsten Zeit sind während einer, von beiden Seiten mit sonderbarer Heftigkeit zwischen volksparteilichen und sozialistischen Männern geführten Polemik für alle Unbefangenen die deutlichsten und unverkennbarsten Anzeichen dafür zu Tage getreten, daß ein geistiger Gährungs- und Klärungsprozeß in vollem Gange ist, dessen nothwendiger Abschluß das Entstehen jener von Georg Herwegh ihrer Bildung nach vorausgesagten, von Johann Jacoby ihrem Wesen nach festgestellten ächten und wahren Volkspartei, d. h. innerhalb des weiten Kreises derjenigen, die dem einen und untheilbaren demokratischen Gedanken zugethan sind, Anbahnung eines Zustandes sein wird, unter dessen Herrschaft man sich, wenn es überhaupt dann noch möglich erscheint, erst nach Erreichung eines gemeinsamen Zieles zu befeinden, ja meinethalb zu köpfen sucht, nicht vor diesem Zeitpunkte, wie es jetzt von abstrusen Köpfen oder Agitatoren quand même geschieht. Bei so bewandten Umständen fürchte ich dem „provisorischen Comité zur Begründung einer (neuen) deutschen Volkspartei" gleichsam als Zuwage zu meiner Geschichtsskizze der alten als Moral aus derselben die Versicherung geben zu müssen, daß seine Bemühungen in keinen ungünstigeren Augenblick fallen konnten, wenn sie wirklich ernst genommen werden sollen. Eine Volkspartei kann man nur gegen oder mit dem Sozialismus bilden. Für die erste Alternative ist es einige Jahrzehnte zu

spät, selbst wenn man das stolze Wort „Republik" auf seine Fahne schrieb, die zweite aber würde die neue Volkspartei nur zu der bescheidenen Aufgabe gelangen lassen, welche die alte bereits erfüllt, zu dem Berufe nämlich, außerhalb der eigentlichen Arbeiterkreise das Verständniß für die Thatsache wach zu erhalten, daß politische und soziale Entwickelung untrennbar sind, daß die soziale Frage nur politisch zu lösen ist. Organische Parteineubildung ist nur dann möglich, wenn die Sozialdemokratie jenen agitatorischen Jesuitismus völlig verlernt haben wird, der es ihr heute möglich macht, in Deutschland für Licht (Affaire Dühring), in Frankreich für Finsterniß (Nieder mit dieser Bourgeois-republik!) zu kämpfen, der ihr gestattet, hüben „sittlichen Ernst" und drüben „Bosheit" zur Grundlage ihres Urtheils zu machen. Verwinden wird sie diese — Magenbeschwerden, möge es bald sein!

Karl Holthof.

Der Spiritismus.

(Schluß.)

Die eigenthümlichste Entwicklung fand der Spiritismus in England. Hier nahm sich seiner eine kleine Zahl respectabler Gelehrten an, und zwar nicht verstohlen und mit Rückhalt, sondern ganz offen und energisch. Man mag den Kopf schütteln oder kratzen, man kann nicht umhin, in Russell Wallace, dem Vorläufer Darwin's, einen Forscher ersten Ranges zu erkennen, man darf Mr. Crookes, dem verdienstvollen Herausgeber der chemischen Vierteljahrsschrift und Darsteller jener zierlichen Mühlen die vom Sonnenlichte in Bewegung gesetzt werden, und Mr. Varley, dem durch seine Kabelarbeiten bekannten und bewährten Elektrotechniker nicht die ganz besondere Befähigung absprechen, Vorgänge wie sie der Spiritismus zeigt, in ihrer von aller Fälschung befreiten Natur zu untersuchen. Ihnen schlossen sich Männer von anerkannter Intelligenz und Integrität an und diesem Zusammenwirken gelang es dem neuen Phänomen eine Art von Approbation zu verschaffen. Man bediente sich hierfür eines populär-wissenschaftlichen Vereines, dessen Mitglieder freilich wohl keinen besondern Beruf für Untersuchungen grade solcher Art haben mochten, der unter dem Vorsitz des bekannten Prähistorikers Lubbock stehenden „dialektischen Gesellschaft". Sie willigte ein, aus ihrer Mitte ein aus 30 Personen bestehendes Comité zur Prüfung der in Rede stehenden Erscheinungen niederzusetzen. Dieses Comité nahm — wir folgen hierbei den Angaben Perty's, resp. den „Psychischen Studien", Berichte von der Gegenseite liegen uns nicht vor — nicht nur 64 mündliche und schriftliche Zeugenaussagen, z. Th. von hochgestellten intelligenten Personen entgegen, sondern suchte sich auch in 46 Sitzungen durch eigene Experimente über die Thatsache zu unterrichten und kam zum Schlusse, daß sie nicht auf Betrug beruhten, sondern ihre Realität unzweifelhaft sei. Als nun am 20. Juli 1873 das Comité, das sich zur vielseitigen Untersuchung in sechs Untercomité's aufgelöst hatte, dem Verwaltungsrathe der „dialektischen Gesellschaft" seinen Bericht einreichte, dankte dieser zwar für die bewiesene Thätigkeit, weigerte sich jedoch den

Bericht unter der Autorität der Gesellschaft drucken zu lassen, worauf der Druck von Seiten des Comité veranlaßt wurde. Die Beschlüsse waren in sechs Thesen zusammengefaßt worden, des Inhalts, daß Töne und Bewegungen oft auf eine Weise und zu einer Zeit erfolgten, wie die Anwesenden sie wünschten; daß durch eine einfache Reihe von Zeichen Antworten ertheilt wurden und Mittheilungen geschahen, die manchmal ziemlich trivial waren, öfters aber Thatsachen angaben, welche nur eine der anwesenden Personen (vom Comité?) kannte; daß manche Anwesende dem Eintreten der Manifestationen förderlich, andere hinderlich seien, was jedoch nicht vom Glauben oder Unglauben abzuhängen scheine. In den meisten Sitzungen kamen nur die allbekannten untergeordneten physikalischen Phänomene vor, in einigen jedoch merkwürdigere, wobei sich durch höchst unerwartete Antworten auf gestellte Fragen und durch originelle Mittheilungen eine Intelligenz kundgab. Daran schließen sich die Einzelzeugnisse mit Betrachtungen über das Wesen der Erscheinungen. Die Mehrzahl dieser Zeugen ist specifisch spiritualistisch (nach dem Sprachgebrauch der Sekte), sie lassen demnach die Manifestationen durch Geister der Verstorbenen bewirkt werden; andere construiren sich die Sache etwas schwieriger. Lord Bulwer Lytton z. B., der berühmte Schriftsteller, der in seinen letzten Lebensmonden sich mit der Sache beschäftigt hatte, möchte die Phänomene lieber auf materielle Naturwirkungen zurückführen, sie sollen, „wie Hellsehen, Zauberei u. dgl. in einem Verhältniß zur athmosphärischen Elektricität stehn, weshalb die bemerkenswerthesten Darstellungen in den trocknen Winternächten von Newyork vorkamen." Er spricht auch von oft vorkommender Lüge, Leere und Plattheit der Gedanken und verwirft die Geister ganz, damit auch das Wort Spiritualismus. Ein Dr. Robertson glaubt nicht an Geister der Abgeschiedenen, sondern an „den Geist Python, der im delphischen Orakel und in den alten Beschwörern und Zauberern wirksam war und durch die Menschwerdung beschwichtigt wurde." Dr. med. Kidd und der Naturforscher Carpenter halten die Sache für Gehirnfunction der Medien und Mr. Lewes will gar nur überlegten Betrug oder Wirkung überspannter Aufmerksamkeit sehen. Der Arzt Dr. Edmunds richtete an das Comité einen sehr ungünstigen Bericht über seine Erfahrungen. Mr. Geary behauptete, die Untersuchungen seien nicht vollständig angestellt worden und die Beweise meist einseitig. Nach Jeffery kam viel Ungereimtes und Unbedeutendes vor, auch häufiger Selbsttäuschung, doch auch manch' merkwürdige Erscheinung, die nicht auf Täuschung oder Betrug zurückzuführen sei und deshalb eine weitere Erforschung des Gegenstandes rechtfertige. Lord Amberley, der nur fünf Sitzungen beigewohnt hatte, in denen meist Fehlversuche stattfanden, glaubte deshalb ein wegwerfendes Urtheil über den Spiritualismus überhaupt aussprechen zu dürfen. Gegen diese Verächter wendete sich nun Richter E. W. Cox in einem sehr gründlichen Memorandum, in dem er die ungemeine Thätigkeit des Untercomité Nr. 1 hervorhob, das in nicht weniger als 40 Sitzungen die genauesten Untersuchungen angestellt und eine Zahl von Erfahrungen gesammelt habe, unvergleichbar bedeutender als die der nur selten gegenwärtig gewesenen Edmunds und Geary. Nur die überwältigendsten Beweise hätten sein eignes sehr starkes Vorurtheil gegen die Realität der Erscheinungen überwinden können; einen Beweis, daß die Geister Ver-

ſtorbener hierbei thätig ſeien, habe er nicht finden können, wohl aber dafür, daß die Kraft, welche materielle Körper ohne Berührung bewege, aus dem Nervenſyſtem eines oder mehrerer Anweſenden komme. Ob die dabei wahrnehmbare Intelligenz ebenfalls jenen Nervenſyſtemen angehöre, ſei noch nicht ganz erwieſen, aber ſehr wahrſcheinlich. Auch Atkinſon äußerte ſich gegen das Comité, daß er die Wirkungen von Geiſtern ausſchließe und glaube, daß die Phänomene durch die phyſiſchen und pſychiſchen Kräfte beſonders gearteter Individuen entſtehen, und zwar unabhängig von Bewußtſein und Muskelkraft, nämlich durch eine Geſammtkraft der Medien, die ohne Hinderniß und ohne die gewöhnlichen Vermittlungen wirke. Dabei wundre er ſich aber nicht über den Glauben an unſichtbare geiſtige Weſen, indem die Wirkungen ſolchen ganz angemeſſen erſchienen. Zum Schluß werden noch die Protokolle der Untercomités mit Angabe der einzelnen Experimente geliefert.

Aus den meiſten dieſer Angaben klingt eine Reſervation hervor. Die meiſten glauben in der That unerklärliche Dinge gehört und geſehen zu haben, über dieſen Glauben ſelbſt aber enthalten ſie ſich der Unterſuchung, indem ſie die naturgemäß zuerſt heraustretende Frage, ob ſie durch Andre oder durch ſich ſelbſt getäuſcht worden, ſchweigend übergehen und die Thatſachen als ſolche acceptiren. Das aber iſt unwiſſenſchaftlich und auf dieſem Boden läßt ſich dann eben keine vorurtheilsloſe Diskuſſion mehr eröffnen. Es iſt dann ſehr gleichgiltig, ob ſie, wie die meiſten es thun, gegen das vulgäre Geſpenſt als verurſachenden Factor proteſtiren, es iſt doch wiederum nur Geſpenſterei, die in jenen ſeltſamen Phraſen obwaltet, die von ihnen als Erklärungsverſuche producirt werden. Wenn angeſichts ſolcher Leiſtungen Männer wie Huxley, Tyndall, Carpenter jede eigne Bethätigung an den Verſuchen ablehnen, ſo handeln ſie einfach als ökonomiſche Männer, die mit ihrer Zeit und mit ihrem Hirn umzugehen wiſſen. Indeſſen hatte die theilweiſe ſpöttiſche Zurückweiſung von Seiten dieſer Männer zur Folge, daß man ſich nun in England nicht mehr blos, wie anderwärts, mit den Senſationswirkungen ſolcher Verſuche begnügte, ſondern auf Vorſichtsmaßregeln ſann, welche durch ihre Autorität diejenige erſetzen ſollte, deren Beihilfe verweigert wurde. So conſtruirte Mr. Crookes einen elektromagnetiſchen Apparat, der mit unfehlbarer Sicherheit anzeigen ſollte, wenn das Medium ſeinen Platz verlaſſe, der aber freilich nicht conſtatiren konnte, ob nicht das Medium, wie jeder gute Taſchenſpieler, ſeine Gehilfen unter der Zuſchauerſchaft habe. Man verſuchte eine Erſcheinung, die allerdings für die unbefangene Beobachtung ſehr geeignet ſein würde, die angebliche Gewichtsänderung von Tiſchen u. dgl., die von dem Medium beeinflußt worden ſind (Entſchuldigung für ſo drollige Ausdrücke, aber ſie laſſen ſich nicht vermeiden!), durch das Probiren auf der Wage feſtzuſtellen und will da ganz erſtaunliche Reſultate erlangt haben, aber man ſagt nicht, wie man die pſychiſchen Kräfte des lebloſen Körpers vor der Nachhilfe phyſiſcher Kraft der lebendigen Körper, die an dem Verſuche theilnahmen, geſichert habe. Auch fand ſich ganz von ſelber ein, was ja das „populäre Wiſſen“ unſerer Bildungs-Halbwelt bezeichnet, nämlich die unverſtandene, ſinnloſe, aber um ſo gravitätiſchere Einmengung gewiſſer Phraſen von Elektricität oder Magnetismus. Lord Bulwer-Lytton hatte kaum die Vermuthung ausgeſprochen, daß es ſich wohl mit den Geiſtererſcheinungen

umgekehrt wie mit dem Zahnweh verhalten möchte, daß sie nämlich bei trockenem Wetter am leichtesten sich einstellten, so war das auch bestens ad notam genommen: in einer Londoner Sitzung, die nichts Rechtes producirte, erklärte plötzlich der „Geist", es fange an zu regnen, er müsse nach Hause. Als hätte er sich nicht, so gut wie Kleider, auch einen Regenschirm „materialisiren" können.

Indessen deutet dieser kleine Zug auf einen allgemeineren hin. Alles was als begünstigend gilt für Hervorbringung der Geistererscheinungen, wirkt auch notorisch aufregend auf die Nerven der gewöhnlichen Sterblichen. Die Dunkelheit ist, wie bekannt, durchgängig Vorschrift für derartige Sitzungen, Musik und starke Wohlgerüche werden als den Geistern besonders willkommen bezeichnet und die gewöhnlich an den Einen oder Andern gerichtete Aufforderung, eines geliebten Todten zu gedenken und seine Citation zu versuchen, wirkt ja phantasieerregend auch auf die andern Theilnehmer. Und ähnlich mag denn auch die Erfahrung, daß unfreundlich Wetter verdrießlich, prosaisch stimme, für das Geisterwesen verwerthet werden.

Im Vorangehenden ist schon erwähnt worden, daß auch in Rußland der Versuch gemacht wurde, diese Phänomene einer wissenschaftlichen Prüfung zu unterwerfen. Auch hier scheiterte der Versuch daran, daß man sich über die Grundbedingungen des Verfahrens nicht einigen konnte. Die Commission (so klagte Herr Aksakow, der ihr Zusammentreten veranlaßt und auch die Medien aus England beschafft hatte) war schon von vornherein überzeugt, daß der Spiritualismus nur Betrug sei und ihr Bemühen war nicht darauf gerichtet, die Wahrheit zu ergründen, sondern die Medien des angenommenen Betruges zu überführen. Da nun die Grenze zwischen einer Haltung, wie sie hier zum Vorwurfe gemacht wird, und zwischen dem ruhigen Mißtrauen gegen sich selbst wie gegen die Andern, das ein Haupterforderniß bei Untersuchungen gedachter Art ist, bisweilen sich nur schwer feststellen läßt, da außerdem nach der Annahme der meisten in dem Fache Bewanderten, die Anwesenheit und Theilnahme „unsympathischer" Personen die Manifestationen hindert und beschränkt, in der That auch in Petersburg während der ersten Sitzungen nichts Besonderes erzielt wurde, so war es wohl im Interesse beider Theile, daß man die Conferenzen aufgab, woraus sich natürlich dann ein ebenso nutzloser Federkrieg entwickelte. — In Oesterreich scheint in exclusiven Kreisen der Spiritismus auch betrieben zu werden, aber selbst Hr. Professor Perty ist von der Hauptvertreterin, einer Baronesse Vay, nicht besonders erbaut und fürchtet, daß sie durch die Ueberschwenglichkeit ihrer Phantasie der Sache nur schade, der sie dienen wolle. In dem deutschen Reiche scheint der neue Glaube noch keine gemeindebildende Kraft zu besitzen, aus dem Redactionsbriefkasten der „Psychischen Studien" sieht man wol, wie hie und da vereinzelte Bekenner auftauchen, auch wird bisweilen in Aussicht gestellt, daß irgend ein berühmtes Medium einmal nach Deutschland kommen und die Zweifler bekehren werde, aber von Erfolgen ist noch nichts zu lesen gewesen. In Berlin hatte, wenn wir nicht irren, ein pensionirter Ballettänzer und ein Theateragent oder Dramaturg sich für solche Versuche interessirt; aber auch in den „Studien" ist nichts mehr davon zu hören.

Es ist nun nicht unsere Absicht, auf eine Kritik der Erscheinungen einzugehen. Dazu gehörte eigene Beobachtung, die uns fehlt und die auch schwer zu erreichen sein würde, so lange Vorbedingungen, wie sie einst Faraday gestellt, von den Gläubigen als Beleidigungen aufgefaßt werden. Und doch ist Mißtrauen hier vollkommen gerechtfertigt, selbst wenn sich einer auf die Berichte der Anhänger ausschließlich stützt. Die Medien zeigen in ihren Productionen, die ja in keiner Weise systematisch sind, eine solche Gleichartigkeit und was die Eine heute an neuen Phänomen producirt, das macht die Andere ihr morgen nach, als handle es sich wirklich dabei um ein Abgucken. Auch sind die Manifestationen überwiegend darauf gerichtet, nicht von sich selber etwas auszusagen, ihr Wesen erkennen zu lassen, was doch im irdischen Leben wenigstens der vernünftige Zweck menschlichen Verkehrs zu sein pflegt, als vielmehr eine gewöhnlich alles andern Zweckes entbehrende Neckerei mit den Naturgesetzen zu treiben, sie scheinbar zu überspringen und die Zuschauer zu verblüffen. Wo auch die „Geister" sich in scheinbar ungezwungenster Freiheit bewegen, sie machen in den Berichten, deren Objectivität wir in diesem Punkte gern anerkennen, stets den Eindruck der Seiltänzerin, die sehr wohl weiß und abwägt, in welcher Millimetergrenze sich all ihr graziöses Neigen und Beugen zu halten hat. Was über das Körperliche bei den Manifestationen hinausgeht, das ist, wie die Berichte an die dialektische Gesellschaft anerkennen, meist so platt und trivial, wie es eben den wahrscheinlich meist nur untergeordneten Intelligenzen der Medien entspricht. Auch haben diese Medien klugerweise sehr selten den Ehrgeiz zu behaupten, daß hervorragendere Persönlichkeiten des Geisterreiches sich mit ihnen in Verbindung gesetzt hätten, sie müßten denn selber von so bedeutender gesellschaftlicher Tournüre sein, wie das z. B. offenbar Hr. Home ist.

Den Leistungen der Medien muß natürlich eine entsprechende Stimmung des Publikums zu Hülfe kommen. Auch hier überrascht uns die Analogie mit dem Taschenspielerthum in der stets wiederkehrenden Forderung, daß die Anwesenden sich aller activen Betheiligung zu enthalten haben, zu der sie nicht ausdrücklich aufgefordert worden sind. Ein wesentliches Hülfsmittel ist ferner die Unzuverlässigkeit der Productionen. Sind „unsympathische" Elemente unter den Anwesenden, so erfolgt eben keine Leistung, oder sie tritt so spät erst ein, daß die Aufmerksamkeit des Beobachters durch die ungewöhnlichen Nebenumstände der Dunkelheit, der Stille u. s. w. inzwischen längst abgestumpft ist. Hat sich die Versammlung erst so präparirt, so liegt es gar nicht außer der Möglichkeit, sie alle mit einer gewissen Gleichmäßigkeit Phänomene, die man bereits erwartet hatte, auch in der gewünschten Weise sehen und hören zu lassen — gleichviel dann, ob überhaupt nichts zu sehen und zu hören war, oder ob nur die ganz natürlichen Ursachen des in der That Gesehenen oder Gehörten es waren, die sich den befangenen Sinnen verbargen. Je ausführlicher die Berichte über die Manifestationen sind, desto deutlicher tritt in ihnen auch eine gewisse Traumhaftigkeit hervor. Blumen und Gewandstoffe, die von den Geistern gegeben worden, schwinden in den Händen der Beschenkten dahin, Küsse, die sie von den Geistern empfangen, werden von den Andern gehört, von ihnen selbst aber nicht einmal empfunden, — genug, wer mit wachen Sinnen die Beobachter

beobachtet, würde wahrscheinlich die Erscheinungen des Hypnotismus, die Czermak so genau gekennzeichnet hat, auch hier studiren können.

Sträuben sich aber die Bekenner gegen solche physiologischen Annahmen, so bleibt daneben die rein psychologische Erklärung noch unangetastet bestehn. Denken wir doch der Tanzwuth, der Geißlerzüge, der Hexenprocesse, der Springprocessionen, der Baum- und Höhlenmadonnen und vergessen wir nicht, daß die Volksstämme, bei denen der Spiritismus jetzt am weitesten sich ausbreitet, dieselben sind bei denen die Erweckungsmeetings, die Straßenpredigten und dergleichen schon lange ihr fruchtbares Feld finden.

Ist es doch auch derselbe Boden, dem beide Erscheinungen entsprießen — es ist die Müdigkeit gegenüber dem, was diese Zeit Cultur und Civilisation nennt, es ist das Verlangen nach einer Neugeburt der geistigen und vor Allem der sittlichen Lebensfactoren, es ist eine Stimmung ähnlich der die einst das junge Christenthum in dem alten Rom fand. Diese tiefe gerechte Sehnsucht mag sich zunächst in kindischen, ja burlesken Zügen offenbaren, das ist bei den ernstesten geschichtlichen Entwickelungen nicht ausgeschlossen, und ein solcher Zug ist es auch, der durch die spiritistischen Thorheiten geht und es erklärlich macht, wie selbst Geister vom Range eines Wallace sich ihnen zuwenden.

In Bezug auf die Besprechung in Nr. 29 der „Wage" werden wir ersucht zu bemerken, daß die dort erwähnte Schrift des L. G. Assess. Bresgen über das Fälschungsunwesen nunmehr in zweiter Auflage, und zwar im Commissionsverlage von Wiegandt, Hempel und Parey in Berlin erschienen und daher zu beziehen ist.

Es erschien und ist sowohl direkt wie durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Volks-Kalender für 1878.

13 Bogen gr. 4. **Schön illustrirt.**

Preis: geheftet 50 Pf., gebunden und mit Schreibpapier durchschossen 75 Pf., 10 Stück geheftet 4,00, 100 Stück 30,00, bei direktem Bezuge gegen Baar oder Postvorschuß.

Der Kalender dient der Aufklärung und der Sache des Volkes.

Bestellungen werden erbeten von **W. Bracke jr.**

Braunschweig, 1. August 1877.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 24. August 1877. Nr. 34.

Inhaltsverzeichniß: Zwei Zeugnisse. — Ein amerikanisches Urtheil über Frankreich. — Neue Bücher.

Zwei Zeugnisse.

Es ist der „Wage" bisweilen zum Vorwurf gemacht worden, daß sie nicht auf dem freilich unangreifbaren Posten beharre, gegen das Zarenthum und gegen das Slaventhum und gegen deren unheilvolles Connubium in dem gegenwärtigen orientalischen Streite Front zu machen, sondern vorwärts in die Positive schreite, nicht blos gegen Rußland, sondern auch für die Türkei Partei ergreife. Die kleinliche, von der Hand in den Mund lebende Politik, deren Hauptaugenmerk es ist, Frankreich den Geschmack an der russischen Allianz zu verderben, beherrscht die öffentliche Meinung, — die weit ernsthaftere Frage, ob man nicht in der Türkei selbst in den durch den Muhamedanismus zusammengehaltenen Völkerschaften eine natürliche Grenze gegen das Ueberwuchern des cäsaropapistischen Russenthums schaffen könne, läßt man vollständig bei Seite liegen. Die nach außen wirkende Kraft giebt man seit den Tagen von Plewna zu, ja sie ist am Londoner Geldmarkte bereits escomptirt worden, aber man setzt sich über die Bedeutung dieser unerwarteten Erscheinung mit dem Hinweise auf die Lehren des Koran von dem unabwendbaren Geschick und den Belohnungen des Jenseits hinweg. Daß ebendasselbe Bibelbuch nicht blos ein staatenschützendes, sondern auch — im starken Gegensatze zu dem christlichen Kanon — ein staatenbildendes Element enthält: dabei gehen unsere Weisen aus dem Abendlande gewöhnlich mit Achselzucken vorüber. Mit dem jämmerlichen Gezänk jener verrotteten Cliquen, die den stolzen Namen eines Parlaments zu Rom tragen, füllen sich unsere Tageblätter: um das für die obersten Interessen der Menschheit bedeutsame Schauspiel, das die Entwickelung einer Constituante in Konstantinopel bietet, kümmern sie sich nicht. Begnügt mit einigen Feuilletons, die ihnen etwas Unterhaltsames von den Gebräuchen und dem Verfahren jener Versammlung vorplaudern, haben sie keine Sorge um den Kern, den diese Schale etwa bergen möchte. Da ist es denn ein Dokument des Aufbewahrens werth, der Bericht, den Mr. Layard, der parlamentskundige Vertreter Englands bei der Pforte, von einem Besuche der türkischen Volksvertretung erstattet.

Die Depesche Layards an Lord Derby vom 2. Juni lautet:

„. . . . . Vorige Woche war ich in einer Sitzung der türkischen

Deputirtenkammer anwesend. Da ein Versuch gemacht worden ist, dieses neugeborne Parlament niederzuschreiben („to write down"), und da mit Verachtung und Lächeln von ihm gesprochen worden ist, so darf ich vielleicht einiges über dasselbe sagen. Zur Zeit meines Besuches behandelte die Kammer eine Bill über municipale Steuern. Ich darf zuversichtlich und mit einiger Erfahrung vom Hause der Gemeinen erklären, daß ich niemals eine Verhandlung mit mehr Ordnung und Gebühr geführt werden sah. Die Mitglieder dürfen entweder vom Sitz oder von der Tribüne aus reden, nach der französischen Weise. Mit Ausnahme einer Persönlichkeit, eines Griechen, redeten sie den Sprecher oder Präsidenten von ihren Sitzen aus an. Ihre Reden waren kurz und zur Sache eilend. Jeder Artikel des ihnen vorliegenden Gesetzesvorschlags ward erwogen, Erklärungen wurden den Vertretern derjenigen Regierungsabtheilung abverlangt, die das Gesetz dem Parlament vorgelegt hatten, und diese Erklärungen wurden sofort gegeben. Es ward dann zur Abstimmung gebracht und ohne Widerspruch angenommen. Jeder Deputirte hatte eine Abschrift der Vorlage und folgte der Verhandlung mit dem größten Interesse und mit Aufmerksamkeit. Ich bemerkte nicht eine Ausnahme. Einmal gab sich während meiner Anwesenheit dort ein kleiner Ausdruck von Unzufriedenheit kund. Der erwähnte oben ausgenommene Grieche ging mit einem Bündel Papiere auf die Tribüne und begann eine Rede vorzulesen, die eine unendliche Zeit zu dauern drohte. Sie bezog sich auf die Geschichte der Türkei im allgemeinen und insbesondere auf die Beschwerden der Christen. Der Präsident stellte ihm ein- oder zweimal vor: seine Rede könne zwar bei passender Gelegenheit vorgebracht werden, habe aber mit der behandelten Frage, die sich auf einen geringen Punkt der Localverwaltung bezog, nichts zu thun. Der Abgeordnete jedoch blieb dabei, zuletzt ward das Haus ungeduldig, forderte ihn auf, der Geschäftsordnung nachzukommen, dem Präsidenten zu gehorchen und herunterzusteigen. Das mußte er zuletzt thun. In dem englischen Hause der Gemeinen würde der Sprecher ihm gewiß nicht erlaubt haben, soweit zu gehen wie er gethan. Keine öffentliche Versammlung dieser Art in Europa könnte vielleicht eine achtbarere, einsichtigere und würdigere Körperschaft aufweisen, als das jetzige türkische Parlament ist. Christen und Moslims aus allen Theilen des Reiches, selbst ein Araber mit seinem halbbeduinenmäßigen Kleide, sitzen ohne Unterschied beisammen. Unter den Mohamedanern sind viele Mollahs oder Lehrer des Koran in ihren weißen Turbanen. Die christlichen Redner, die am Tage meines Dortseins vorherrschten, wurden ohne irgend ein Zeichen von Ungeduld angehört. Sie sprachen mit der vollständigsten Freiheit und ohne irgendwelche Einschränkung. Der Präsident mischte sich selten ein, es sei denn um einem Abgeordneten darzulegen, daß er sich von dem vorliegenden Gegenstand entferne. Die Anordnung der Kammer, was Secretäre, Berichterstatter u.s.w. betrifft, ist mehr nach der festländischen als nach der englischen Art. Es ist, glaube ich, zu bedauern, daß das türkische Parlament zum größten Theil die französischen Regeln angenommen hat. Meine sonstige Erfahrung hat mir gezeigt wie wenig diese dazu geeignet sind eine schnelle Geschäftserledigung und die wahren Ziele einer Nationalversammlung zu fördern. Der Präsident der türkischen Deputirtenkammer, Ahmet Vefyk Pascha, ist in der englischen Presse heftig angegriffen wor-

den, weil er die freie Discussion hemme und mit den Rednern willkürlich und roh umgehe. Nach allem, was ich von den Deputirten selbst erfahren habe, glaube ich, daß diese Anklage eine ungerechte und auf Antrieb derer erhoben ist, welche nicht wünschen, daß das Parlament gedeihe. Man muß im Sinne behalten, daß dies der erste Versuch war, zu einer Volksvertretung aus allen Theilen des Reiches Moslims und Christen zusammenzubringen, die gänzlich unerfahren waren in den zu leistenden Arbeiten und die Art der Behandlung gar nicht kannten. Wären sie nicht zuerst durch eine starke Hand geleitet und gezügelt worden, so würde allgemeine Verwirrung gewesen sein und der Versuch wahrscheinlich fehlgeschlagen haben. Ich weiß in der Türkei keinen Mann, der so fähig wäre, ihr Präsident zu sein, wie es Ahmet Vefyk Pascha ist, wegen seiner Kenntniß, seiner Rechtschaffenheit, seiner Entschlossenheit und seiner Charakterstärke. In Anbetracht des Stoffes, den er zu handhaben hatte, überrascht es, daß er es so bald dahin gebracht hat, das Haus zu einer ordentlichen und geschäftsmäßigen Versammlung zu gestalten. Seit einigen Monaten sind keine Klagen gekommen, auch nicht seitens derer, die ihr Bestes gethan haben das türkische Parlament in Mißruf zu bringen, daß der Präsident sich unnöthigerweise in die Verhandlungen gemengt oder irgendwie die vollkommene Freiheit der Besprechung gehemmt habe. Wenn irgend eine Ursache der Klage ist, so ist es vielleicht in gegentheiliger Beziehung. Daß die türkischen Deputirten in ihren Debatten merkwürdige Unabhängigkeit und Kühnheit gezeigt haben, Mißverwaltung getadelt und Abstellung der Beschwerden verlangt haben, wird jetzt allgemein zugegeben. Sie haben nicht gezaudert mächtige Minister anzugreifen, und es sind sogar Kritiken gemacht worden, die indirekt den Sultan selbst angehen. Sie haben darauf bestanden: ein vollständiges und ehrliches Budget der nationalen Finanzen solle ihnen vorgelegt werden, und der Controle-Ausschuß für öffentliche Ausgaben verlangte vor einigen Tagen von dem Kriegs- und dem Marineministerium eine volle Darlegung und Begründung der von ihrem Ressort aus abgeschlossenen Contracte. Theilweise ward daher der in meiner Depesche vom 28. v. M. angeführte Militair-Ausschuß ernannt. Die Sendung Huhdi Bey's in Finanzsachen nach London und Paris gab Anlaß zu einer Debatte über die uncontrolirte Ausgabe von Anleihen seitens der Regierung und die Debatte endete mit einem Votum, das die Rückberufung ihres Bevollmächtigten forderte. Da das türkische Parlament diese und ähnliche Beweise von Unabhängigkeit und Nationalgefühl, das in anderen Ländern Patriotismus genannt werden könnte, gezeigt hat, so kann man von ihm vernünftiger Weise später viel hoffen. Es liefert einen jener seltenen Fälle, daß eine neue Institution besser geht, als selbst ihre meist sanguinischen Fürsprecher erwartet haben konnten. Ich sehe dies auf allen Seiten zugegeben. Ob das Parlament fortfahren wird, gleich gut zu arbeiten und ob es bestimmt ist, ein wahrhaft wirksamer Aufseher über Willkürherrschaft und über die bisher im türkischen Reiche bestandene schlechte corrupte Regierung zu werden, das muß von den Umständen abhängen. Mir erscheint es von großer Wichtigkeit, daß die Kammer so lange wie möglich beisammen bleibe. Wenn Friedensbedingungen zwischen der Türkei und Rußland zur Verhandlung kommen sollten, so kann sich eine populäre Versammlung, die, wie man füglich sagen darf,

das Land vertritt, von großem Nutzen und Werth erweisen. Es ist dies eine Sache die, glaube ich, sowohl im Interesse des Sultans als in dem Europas in Sicht behalten werden sollte. In dem gegenwärtigen schwachen und aufgelösten Zustande der türkischen Regierung und Verwaltung könnten die Mächte sich das Dasein einer solchen Körperschaft zunutze machen. Nach dem bei Berufung des Parlaments Beschlossenen würde seine Session sehr bald zu Ende gebracht werden. Das nächste Parlament soll nach einem von der Regierung bestimmten Modus gewählt werden. Dieses Gesetz ist noch nicht durchgegangen. Die Mitglieder des jetzigen Hauses werden für bloße Regierungserwählte erklärt. Obwohl das sein mag und wahrscheinlich so ist, haben sie doch eine Unabhängigkeit und Einsicht gezeigt, die beweisen, daß die Wahl im Ganzen keine schlechte war, und manche Leute zu dem Glauben bringen: ein so gutes Parlament würde nicht zu Stande kommen, wenn allgemeines oder irgendein sehr niedriges Stimmrecht es zu wählen hätte. Schließlich wage ich meine Ansicht auszudrücken, daß, wenn das türkische Reich zusammengehalten werden soll und wirklich das Interesse und die gute Verwaltung seiner verschiedenen Völker ohne Unterschied des Glaubens erzielt wird, es die Politik Englands sein sollte, allen seinen Einfluß auf die Pforte anzuwenden, diesen Versuch einer nationalen Vertretung zu stützen und zu ermuntern." . . . .

Ferner haben wir Notiz zu nehmen von dem Urtheil, das Kossuth, der letzte Magyarenkönig, über die Lage der Dinge im Osten fällt. Auch er richtet den Mahnruf an Oesterreich, um dessen Leben an der Donau gestritten wird, auch er hat den Muth, der Türkei eine Lebens-, ja eine Bündnißfähigkeit zuzutrauen. Je weniger man grade der Hoffnung sich hingeben kann, daß sein Wort in der Hofburg einen Widerhall erwecke, desto stärker ist die Pflicht zu constatiren, wie noch zu rechter, wenn auch in letzter Stunde die Warnung an die Habsburger ergangen ist aus dem Munde des Mannes, der um seines Landes willen sein persönlich Geschick zu vergessen vermag. Dem Briefe Kossuth's an den Abgeordneten Czegled, aus Anlaß des dort abgehaltenen antirussischen Meeting entnehmen wir folgende Stellen:

„Die erfolgreiche Art der Abwendung der von den russischen Aspirationen unserem Vaterland und Oesterreich drohenden Gefahr ist nicht in dem thatlosen Abwarten, daß der Czar sein Wort halte, nicht bei dem geräuschvollen Finale der Friedensverhandlungen zu suchen, sondern nur darin, und einzig nur darin, daß wir, so lang es nicht zu spät ist, mit den Türken Hand in Hand gehen, damit durch die siegreiche Abwendung des russischen Angriffs die Integrität und Unabhängigkeit des osmanischen Reiches bewahrt, und die russische Machtverbreitung in jeder Form verhindert werde. Thun wir das nicht, lassen wir den Russen aus dem gegenwärtigen Kriege siegreich heraustreten, so wird der Czar, ob er nun Wort hält oder nicht, jedenfalls als der siegreiche Führer des Panslavismus auf dem Piedestal der Geschichte Posto fassen; die weltbeherrschenden slavischen Aspirationen werden sich um den Czarismus gruppiren; dieser wird der Stern sein der ihren Weg leiten wird, der Messias, auf dessen Ruf sie warten werden, ihr Gott, den sie anbeten, ihr Herr, der ihnen befiehlt, und sie die gehorsamen Diener ihres Herrn, und aus dem Panslavismus entwickelt sich der Panslavo-Czarismus.

Schicken wir aber den die panslavistische Fahne tragenden Czar ohne Sieg nach Hause, so werden seinem Dschingis-Chanischen Fluge die Flügel gestutzt sein; der Zauber wird gebrochen sein, und die panslavistischen Aspirationen verlieren ihren Stachel. Die Slaven werden sehen, daß es nicht gut sei sich einen Götzen zu schnitzen, um denselben statt des Gottes der Freiheit anzubeten. Da sich die Stütze als schwächlich erweist, fällt was sich darauf gestützt wie eine gelöste Garbe auseinander. Die verschiedenen slavischen Nationen werden ihr Heil nicht im Cultus des Czarismus suchen, der nur zur Russification und mit dieser in die Fesseln der Sklaverei und der Brutalität führt, sondern in der Erhaltung und Hebung ihrer eigenen nationalen Individualität, in der Pflege des Vesta-Feuers ihres eigenen Nationalgefühls. Dies ist der Weg, der zur Erwerbung der Freiheit führt wo dieselbe noch nicht ist, zu deren Erhaltung und Entwickelung wo sie schon ist. Und wir Ungarn werden sie alle auf diesem Wege freundschaftlich begrüßen und mit warmer Sympathie begleiten, wie wir sie in der Vergangenheit begleitet haben und in der Zukunft begleiten werden, und, insofern dies von uns abhängen wird, auch unterstützen werden jeden Pulsschlag der unausrottbaren Lebenskraft jener wunderbaren slavischen „lebenden Statue", deren Nationalgefühl weder durch Verfolgung noch durch Verlockung, noch endlich durch Sturmfluth langen Leidens gebrochen werden konnte. Wahrlich, wenn je eine Situation klar war, so ist es die jetzige. Der Türke hat die Zeichen der Zeit verstanden. Er hat allen Völkern seines Reiches, ohne Unterschied der Race, Sprache, Religion, auf der Basis der Rechtsgleichheit eine Constitution gegeben. Seine erleuchteten Staatsmänner haben den Anfang dazu gemacht, daß jene Exclusivitätsauswüchse, welche die längstvergangene Epoche der Eroberungen an den in seinen Grundprincipien so einfachen, so moralisch reinen und der Civilisation durchaus nicht im Wege stehenden Mohammedanismus geheftet hat, in das Grab der Vergangenheit gelegt werden. Der Czar aller Reussen hat seine Waffen dazwischen gelegt, damit der Türke die Freiheit nicht verwirklichen könne. Denn er fürchtete, daß, wenn auch der türkische Halbmond den Lichtkegel der Freiheitssonne wiederspiegelt, der Glanz derselben in die Finsterniß seines eigenen Sklavenreiches dringen werde wie der Lichtstrahl der Befreiung der ungarischen Leibeigenen in die Nacht der russischen Sklaverei eingedrungen ist. Fort also mit diesen die Freiheit hindernden Waffen, die unter dem Titel Autonomie nach russischem Muster in russischer Sprache für die Bulgaren eine Zwangsjacke bereiten. Die österreichisch-ungarische Regierung muß darüber im Reinen sein, was man von der türkischen Regierung rechtlicher- und billigerweise im Interesse ihrer christlichen Unterthanen noch fordern könne, ohne daß die staatliche Lebensfähigkeit des osmanischen Reiches untergraben werde. Sie möge sich beeilen sich darüber mit der türkischen Regierung ins Einvernehmen zu setzen. Die Sache wird nicht schwierig sein, denn bei der Pforte ist Verständniß vorhanden, sowie auch guter Wille. Auf Grund dieses Einvernehmens soll sie mit den Türken einen Bund schließen zur Zurückweisung des russischen Angriffs, der in seinen Folgen auch unser Vaterland, auch Oesterreich, mit schrecklicher Gefahr bedroht. Mit diesem Bündniß ausgerüstet, sage sie dem Russen: „Sieh, der Türke hat seinen Völkern Gerechtigkeit angedeihen lassen; setzest du den Krieg dennoch fort,

so kann das keinen andern Sinn haben als den, daß du deine Macht ausbreiten willst. Dies kann ich aus Rücksicht der Lebensinteressen meiner Monarchie nicht zulassen, und ich bin auch entschlossen es nicht zuzulassen. Das Blutvergießen höre also auf!" Und es würde aufhören. Der Russe würde sich dem nicht aussetzen, daß, während ihm gegenüber der türkische Löwe steht, die österreichisch-ungarische Kriegsmacht hinter ihm Posto fasse und ihm den Weg abschneide. Das Vaterland und die Monarchie wären wahrscheinlich ohne Schwertschlag, jedenfalls mit einem verhältnißmäßig geringen Opfer gerettet, indem das Opfer sich lediglich auf die Concentrirung einer beträchtlichen Heeresmacht beschränken würde; natürlich an der Donau und in Siebenbürgen, nicht aber in Dalmatien und der croatischen Militärgrenze, was so lächerlich wäre, wenn es nicht so verdächtig sein würde. Und mit der Rettung des Vaterlandes und der Monarchie wäre zugleich auch den Forderungen der Humanität Genüge gethan, denn es ist doch eine schreckliche Sache, daß im 19. Jahrhundert ein Vertilgungskrieg geführt wird, der an Scheußlichkeiten den Tatarenzug des 13. Jahrhunderts übertrifft; und es wäre auch für ein besseres Loos der christlichen Völker im Orient gesorgt, ohne daß die Integrität, die Unabhängigkeit der Türkei dabei verkümmert oder ihre Staatswürde verletzt würde. Das sind Resultate, durch welche das Gewicht, das Ansehen, der Glanz, die Herrlichkeit der nur so, aber so mit vollständigem Erfolge gesicherten Monarchie in hohem Maße gehoben werden."

Ein amerikanisches Urtheil über Frankreich.

Es mag sehr ketzerisch und sehr belletristisch klingen, aber unter den Historikern der französischen Revolution haben wir allezeit ein besondres Ehren-Eckplätzchen für — Boz aufbewahrt. Den merkwürdigen „volkspsychologischen" Instinct, den er an schwierigster Aufgabe im „Barnaby Rudge" bewies, hat er auch in den „Zwei Städten" da gezeigt, wo er die gewitterschwüle Stimmung der Landbevölkerung Frankreichs in den achtziger Jahren zeichnet. Unsre Fachgelehrten, die sich zur Erholung den Boz Abends von ihren Töchtern vorlesen lassen, haltens für ihre Pflicht solche Dinge nicht zu merken, und der gewöhnliche gebildete Leser, der es wol merkt, hat nicht den Muth zu bekennen, daß ihm aus diesen leichten Skizzen Colorit und Temperament der Epoche mit Einem Schlage weit klarer geworden sei, als aus den dickbändigen Darstellungen der bestallten Hüter der Welthistorie.

Auch hier würde dieser Hinweis auf das historische Genie von Boz sich nur schüchtern vorwagen, könnte er sich nicht in dem Schatten eines Urtheils bergen, das ein Mann der Zunft gefällt. Das ist Hr. Charles Kendall Adams, Professor der Geschichte an der Universität von Michigan und sein Buch, das in autorisirter Uebersetzung bei A. B. Auerbach in Stuttgart erschienen ist, betitelt sich: „Demokratie und Monarchie in Frankreich, vom Beginn der großen Revolution bis zum Sturz des zweiten Kaiserreichs".

Nun würde Hr. Adams selbst zwar aller Wahrscheinlichkeit nach sehr dagegen protestiren, daß seine Geschichtsanschauung mit der von

Voz zusammengestellt würde. Denn die des englischen Poeten ist eine wesentlich sociale, aus dem Elend des einzelnen geknechteten Leibeignen läßt er direct das Pathos der großen Volkserhebung erwachsen, während der Amerikaner erst bei einem späteren Stadium einsetzt, um die Fruchtlosigkeit der Revolution daraus zu beweisen, daß sie der Selbstverwaltung keinen genügenden Boden schuf. Aber das Gemeinsame der Beiden ist, daß sie den Staat lebendig erschauen und daß sie dieses Leben nicht in der Gesetzgeberei oder sonstigem todten Repräsentativwesen finden, sondern in dem directen Verhältnisse des Einzelnen zum Ganzen.

Hr. Adams wird denjenigen, der an Stichworte gewöhnt ist, bisweilen gradezu reactionair vorkommen und in der That scheinen da, wo er sich auf den Boden der nur theoretischen Erörterung begiebt, gewisse conservative Schrullen aus seiner deutschen Studienzeit bei ihm hängen geblieben zu sein, aber die gesunde amerikanische Natur tritt um so frischer da hervor, wo er die Thatsachen vor sich hat. Die Schule, die Tocqueville gegründet und die in der Revue des deux Mondes noch heute ihr Hauptorgan hat, wird sich mit den Anschauungen von Adams leicht befreunden, wenn sie auch seinen praktischen Folgerungen nicht beitritt. Beide glauben, daß dem Franzosen vor Allem die ernste politische Zucht durch die Selbstverwaltung in Gemeinde, Kreis, Provinz noththue; die Männer des heutigen linken Centrum hoffen, daß sich das in den Formen der Republik, wie sie sich bis zum Staatsstreiche vom 16. Mai entwickelte, vollziehen könne; der Amerikaner theilt diese Hoffnung nicht, ohne daß er jedoch einen andern sicherern Weg anzugeben wüßte. Wir geben von dem Buche, nach Schatten- wie Lichtseiten, vielleicht den klarsten Begriff, wenn wir aus einem Abschnitte desselben, der den Einfluß Voltaire's und Rousseau's auf die Grundlegung der Revolution bespricht, ein Stück folgen lassen. „Die Politik der Revolution" ist das Kapitel überschrieben und es beginnt:

„Chateaubriand hat einmal die Bemerkung gemacht: die Freiheit sei eine Sache, nach welcher alle Menschen sich sehnen, die aber nur Wenige verstehen und die Niemand zu definiren im Stande zu sein scheine. Wir mögen ihr Wesen nicht genau verstehen, und wir dürften nicht in der Lage sein, eine zutreffende Definition derselben zu geben, und doch mögen wir vielleicht überzeugt sein, daß es gewisse bestimmte Bedingungen gibt, unter denen allein die Freiheit bestehen kann. Gibt es denn also irgend welche feste Eigenschaften einer guten Regierung? Gibt es irgend welche fundamentale Prinzipien für eine derartige Regierung, über deren Nothwendigkeit sich alle Menschen — Monarchisten, Demokraten, Oligarchisten, Republikaner u. s. w. — vereinigen können? Ja, es gibt deren ohne Zweifel manche, aber für unsern Zweck wird es genügen, das hervorragendste derselben zu nennen.

Was immer die eigenthümlichen Beziehungen der Regierenden und der Regierten in irgend einer Gesellschaft sein mögen, so ist es für eine gute Regierung unerläßlich, daß jene Beziehungen festgestellt und verstanden sind. Sind dieselben nicht definirt, so kann es keine Freiheit für die Regierten geben, weil man den von den Regierenden einzuschlagenden Weg nicht ahnen kann. Dasselbe Ergebniß wird erfolgen, wenn jene Beziehungen nicht allgemein verstanden werden. Geht man z. B. heutzutage nach Rußland, so kann man ohne Mühe die Einsicht

Digitized by Google

gewinnen, das Volk im Ganzen anerkenne die Thatsache, daß alle Verrichtungen der Regierung in den Händen des Kaisers und seiner Untergebenen liegen. Hierüber gibt es kein Mißverständniß. Die Beziehungen zwischen Kaiser und Volk sind genau bestimmt und begriffen. Die Absolutisten finden daher an der russischen Regierung Vieles bewundernswerth. Betrachtet man dagegen England um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, so findet man die Nation in einen furchtbaren Bürgerkrieg verwickelt, und warum? War es nicht etwa deshalb, weil die richtigen Beziehungen zwischen Herrschern und Regierten in Zweifel gehüllt worden waren und weil die beiden betreffenden Parteien sich nicht darüber verständigen konnten, was diese Beziehungen künftighin sein sollten? und war es nicht überdies das hauptsächlichste Ergebniß jenes Kampfs, daß jene Beziehungen festgestellt und König und Volk in der Declaration of Rights zu einem Einverständniß hinsichtlich derselben gebracht wurden? Es kommt also dazu, daß es in jeder Nation ein gewisses Etwas — nenne man es Verfassung oder nationalen Brauch oder wie man wolle — geben muß, welches die Regierungs-Gewalten einschränkt und feststellt, das die Rechte der Regierten genau bestimmt und verbürgt. In England erscheint das Parlament allmächtig. Eine von de Lolme herrührende wohlbekannte Formel behauptet: die einzigen Beschränkungen seiner Macht seien, daß es keinen Mann in eine Frau und kein Weib in einen Mann verwandeln könne. Allein trotzdem gibt es in der Praxis unzählige Beschränkungen der parlamentarischen Gewalt, welche sich jedem Verstand von selbst an die Hand geben. Trotz des gerühmten Ansehens des Parlaments gibt es noch etwas hinter jenen Gewalten, etwas worauf jene Gewalten beruhen, ja etwas ohne das jene Gewalten gar nicht existiren könnten. Dieses Etwas ist die allgemeine Ueberzeugung, daß es gewisse, jeder Persönlichkeit zustehende *individuelle Rechte* gibt, in welche keine Gewalt, nicht einmal diejenige eines Parlaments, sich mischen darf. Diese Ueberzeugung durchdringt allenthalben die Geschichte der britischen Gesetzgebung, und ist in der That Mark und Bein des angelsächsischen Stammes. Jener Geist ist zuweilen übersehen worden, hat in der That bisweilen schlummernd gelegen, ist jedoch immer zur Stelle und bereit gewesen, seine Rechte zu behaupten, ja nöthigenfalls bereit seine Gegner zu vernichten. Jener Geist allein ist es, welcher die Revolution rechtfertigen kann; jener Geist allein vermag unter Umständen nicht allein den Widerstand gegen die Gesetze zu rechtfertigen, sondern eine derartige Auflehnung zu einer heiligen Pflicht zu machen. (Ueber die Frage von der letzten Souveränität macht auch Guizot im sechsten Vortrage seiner „Geschichte der Repräsentativ-Regierung" einige treffende Bemerkungen).

Allein ist es von Wichtigkeit, nicht nur das *Dasein* dieser persönlichen Rechte, sondern auch die Thatsache, daß sie *unveräußerlich* sind und nicht übertragen werden können, im Gedächtniß zu behalten. Ueberträgt der Amerikaner oder der Engländer oder der Deutsche, wenn er einen Vertreter für seine nationale Legislatur erwählt, diesem Abgeordneten seine persönlichen Rechte? Sagt er zu dem von ihm Gewählten: „Durch Deine Erklärung zu meinem Vertreter übertrage ich Dir nicht nur meine politischen Verrichtungen, sondern ich lege sogar meine eigene Oberherrlichkeit über mich selbst in Deine Hand"? Keineswegs, eine

derartige Oberherrlichkeit muß dem Individuum, welchem sie gehört, unangetastet verbleiben. Weder ein König noch ein Präsident noch eine Legislatur kann derselben Abbruch thun. In jedem derartigen Falle ist eine solche Einmischung eine Tyrannei, im einen Falle so vollständig wie im andern.

Nun ist gerade zum Zweck der Verhütung einer derartigen Tyrannei in allen guten Regierungen sowohl die gesetzgeberische wie die ausübende Gewalt der Nation mit konstitutionellen Beschränkungen umzäunt. Eine Nation als Ganzes kann natürlich nicht dauernd durch eine Verfassung eingeschränkt werden, einfach weil dieselbe Gewalt, welche die Verfassung schuf, diese auch abändern oder sogar ganz beseitigen kann; schon die bloße Thatsache, daß die Verfassung — gleichviel ob geschrieben oder ungeschrieben, — der Gesetzgebung eine Beschränkung auferlegt, beweist daher, daß es in der Nation eine Souveränität, eine Oberherrlichkeit gibt, welche das Volk nicht der Laune der Gesetzgeber zu übertragen gewillt ist.

Wie stand es aber hiermit in Frankreich? Die einzige vorwiegendste Wahrheit, welche Rousseau dauernd dem französischen Hirn einzubürgern sich mühte, war die, daß das französische Volk von Rechts wegen der unumschränkte souveräne Beherrscher Frankreichs sei. Allein es war ebenso seine Ansicht, daß jede repräsentative Regierung in ihrem eigenen Wesen ein Blendwerk und ein Fallstrick sei. (Gesellschaftsvertrag. 3. Buch, Kapitel 15.) Wie lassen sich jene beiden Ideen mit einander wieder aussöhnen? Es ist nicht sehr gewiß, daß Rousseau sie mit einander auszusöhnen versuchte. Allein sei dem wie ihm wolle, seine Jünger versuchten es und zwar in einer Weise, welche unzähliges Leid über die Nation gebracht hat. Ihre einfache Auslegung war: das an sich souveräne Volk übertrage durch den Akt der Wahl seiner Legislatur seine Souveränität auf die erwählten Abgeordneten. Was war das Ergebniß davon? Einfach daß die Nationalversammlung behauptete sie stehe an der Stelle der Nation, nicht allein um die Nation zu vertreten, sondern um für alle Souveränitätszweck der Nation zu sein. Auf den ersten Blick mag dies von dem Stand des Parlaments von England nicht sehr verschieden erscheinen; in der Wirklichkeit jedoch ist der Unterschied groß und radikal. In England ist das Parlament nichts mehr als der Agent des Volks. Schon die einfache Thatsache allein, daß das Parlament bisweilen aufgelöst wird, um mittelst einer Neuwahl den Willen des Volks über irgend eine wichtige Frage zu ermitteln, ist ein genügender Beweis, daß die Souveränität nicht dem Parlament übertragen ist, sondern noch der Nation im Ganzen zusteht. In Frankreich dagegen gab die Nation ihre Souveränität auf, als sie die National-Versammlung erwählte. Wenn Ludwig XIV. versichern konnte: „L'Etat c'est moi" (der Staat bin ich), so konnte die National-Versammlung dieselbe Erklärung mit tausendmal mehr Zuversicht und Wahrheit abgeben. Allein was folgte? Kann mit der unbegrenzten Gewalt in den Händen einer Körperschaft von fünfhundert Mann der Geist der Freiheit besser gefördert werden, als durch dieselbe unbeschränkte Gewalt in der Hand eines einzigen Individuums? Im Gegentheil, die möglich schlimmste Tyrannei ist jene, welche durch eine getheilte und aus diesem Grunde unverantwortliche Gewalt verhängt wird. Kennt man einen Monarchen

als unumschränkt, so concentriren sich die Augen des Volks auf ihn und schon die bloße Thatsache legt um ihn einen beschränkenden Einfluß von ungemeiner Stärke. Die Verantwortlichkeit, wo sie concentrirt und anerkannt ist, beschränkt immer und macht ihren Besitzer konservativ. Ist aber dieselbe Gewalt getheilt und das Bewußtsein der Verantwortlichkeit geschwächt, so verschwinden die Beschränkungen und man darf sich auf die schlimmsten Ergebnisse gefaßt machen. Die tyrannischesten und bedrückendsten Regierungen sind in der Regel nicht jene gewesen, welche in der Theorie unumschränkt, sondern diejenigen, welche in der Theorie gerade hinreichend beschränkt waren, um die Aufmerksamkeit des Beobachters von der wahren Quelle des Uebels abzulenken. Dies letztere ereignete sich in Frankreich. Das Volk bildete sich ein: wenn es die Regierungshandlungen von Männern vollziehen lasse, welche es selbst gewählt habe, so sichere es sich selbst unumschränkte Freiheit; — es sicherte sich aber in Wirklichkeit nur die schlimmste Form von Tyrannei, welche Frankreich je gekannt hat. Es hat wahrscheinlich niemals eine bedrückendere Regierung in Europa gegeben, als diejenige der National-Versammlung war. Allein ihr Druck war leider nicht ihr schlimmster Zug. Der allertraurigste Umstand war die Thatsache, daß sie im Namen der Freiheit eingesetzt war und daß man damit die Interessen der Freiheit zu fördern glaubte, während sie gerade alles aufbot, um die Freiheit unmöglich zu machen. Aus diesem Grunde ging die Freiheit durch dieselben Mittel verloren, welche man zu ihrer Befestigung eingerichtet hatte. Die National-Versammlung erwies sich als die schlimmste aller Tyranneien, und zwar als die schlimmste, weil sie auf eine Idee gegründet war, daß sie von der Volksmasse anerkannt und angenommen worden sei.

Es ward übrigens bald ersichtlich, daß eine Regierung mit so vielen Mängeln und so wenigen Verdiensten nicht lange dauern konnte. Was war zu machen? Vermochte man die Regierung zu ändern, ohne das Prinzip der Volkssouveränität aufzuopfern? Die Antwort war vollkommen leicht. Wenn eine Mehrheit der Wähler (die in Wirklichkeit nur eine Minderheit der Nation ist) die Nation vertritt; wenn eine Majorität der Vertreter, eigentlich nur eine Handvoll Männer, dasselbe Vorrecht besitzt und über die Nation herrscht, giebt es dann noch irgend einen Grund, weshalb dasselbe Prinzip der Vertretung nicht noch weiter getrieben werden, — weshalb, mit Einem Wort, die Versammlung ihre Autorität nicht einem einzigen Mann vermittelst desselben Prozesses, kraft dessen die Nation ihre Gewalt an die Versammlung übertragen hat, anvertrauen sollte? Dies war die Logik der römischen Kaiser und ebenso die der Bonapartes. Und derselben ist nicht zu widerstehen. Wer sieht nicht ein, daß wenn eine Nation ihre Oberherrlichkeit in die Hände von 500 Männern legen darf, sie dieselbe ebenso den Händen eines einzigen Mannes übertragen mag? Das Raisonnement, durch welches man zu diesem Schlusse gelangt, enthält keinen Irrthum; alle Gefahren des Systems liegen in den Prämissen versteckt.

Ich nehme es daher als vollkommen festgestellt an, daß es in jeder guten Regierung, gleichviel ob Monarchie oder Republik, gewisse Rechte geben muß, welche keine Gewalt, weder gesetzgebende noch vollziehende, ungestraft verletzen kann. Jene Rechte müssen überdem gehei-

ligt, unveräußerlich sein; es darf keinen Rechtsverzicht mittelst Wahlen geben, keine Uebertragung einer absoluten Controle über das nationale Leben an eine Handvoll Abgeordneter. Es muß, wie in Amerika, wie in England, wie in Deutschland (?), irgend ein System in Thätigkeit sein, mittelst dessen die großen, das nationale Leben berührenden Fragen zur endlichen Entscheidung vor die allgemeine Gerechtsame der Nation verwiesen werden. Es müssen entweder genau ausgedrückte konstitutionelle Beschränkungen, wie in den Vereinigten Staaten, oder auch unbeschriebene aber im nationalen Herzen nicht minder wahr und echt vorhandene, wie in England, existiren, und jene Beschränkungen müssen für die gesetzgebenden wie für die ausführenden Zweige der Regierung gleich bindend sein.

Nun ist es eine der auffallenden Eigenthümlichkeiten des politischen Lebens in Frankreich, daß die Nation zwar seit der Revolution im Besitz einer geschriebenen Verfassung ist, diese Verfassung aber, gleichviel welche Form sie immer haben mag, gar keine bindende Kraft für die Vertreter besitzt. Die Verfassung, welche gestern aufgestellt und von der Nation, d. h. von den Vertretern der Nation, angenommen ward, gilt heute denselben Vertretern als den augenblicklichen Bedürfnissen nicht entsprechend und wird daher von derselben Gewalt geändert, welche sie bildete. Die heute von dem König oder dem Kaiser verkündigte Verfassung widerstreitet zufällig schon morgen den Wünschen der Volksvertreter, und was sehen wir nun? Praktisch ungefähr nachstehendes Raisonnement: die Souveränität steht dem Volke zu; das Volk hat seinen Monarchen gewählt; das Volk steht daher über seinem Monarchen; das Volk und seine Vertreter sind identisch. Die Volksvertreter mißbilligen die durch den Monarchen verkündigte Verfassung und heben sie, als über jenem stehend, auf. So scheint in jedem Falle der Umsturz der Verfassung von einer Verwechslung des Volks und seiner Vertreter herzukommen. Die Abgeordneten können natürlich nicht für immer durch irgend welche Verfassung, welche sie selber gemacht haben, oder gar durch eine von einem Monarchen, den sie als ihnen untergeordnet betrachten, verfaßte und veröffentlichte Konstitution gebunden sein.

Ich möchte noch auf ein anderes Element in der Politik der Revolutionsperiode aufmerksam machen, nämlich auf das, was meines Erachtens die politische Bedeutung der Ideen war, welche der Ausdruck Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit umfaßt.

Wahrscheinlich wird Niemand leugnen, daß absolute und ungezügelte Freiheit unverträglich ist mit Civilisation und sogar mit organisirter Gesellschaft von irgend welcher Gestalt. Ich will daher annehmen, daß die Bekenner dieses Ausdrucks nur jene berechtigte, geeignete Form von Freiheit meinen, welche gewisse nothwendige Einschränkungen zuläßt. Thatsächlich bedeutet das Wort in seinem Zusammenhange zweifellos die größtmögliche Summe von persönlicher Freiheit, welche sich mit der Unterdrückung der Anarchie verträgt. Es bedeutet, wie wir zugeben wollen, und wie John Stuart Mill in seinem Buch über Freiheit es ausdrückt, das Vorrecht: „unser eigenes Beste auf unsere eigene Weise zu verfolgen, so lange wir keinen Versuch machen, Andere des ihrigen zu berauben oder sie in ihren Bemühungen zu Erlangung desselben zu hindern.“ Es bedeutet, daß „jeder der eigene Wächter über seine eigene

Gesundheit, so körperliche wie geistige und geistliche ist." Es bedeutet, daß „das Individuum der Gesellschaft nicht verantwortlich für seine Handlungen ist, in sofern diese die Interessen keiner andern Person als seiner eigenen betreffen." Es bedeutet noch weiter, daß in der Gesellschaft jede Person jeden beliebigen politischen Einfluß ausüben darf, sofern derselbe nicht den ähnlichen Rechten Anderer zuwiderläuft.

Daß eine auf diese Ideen als ihre Basis gegründete politische Organisation die beste oder auch nur eine gute für eine Gemeinschaft von durchschnittlicher Intelligenz und Tugend sein würde, darf meines Bedünkens aus mancherlei Gründen bezweifelt werden. Sei dem aber wie ihm wolle, mir wenigstens erscheint es als gewiß, daß eine derartige Organisationsbasis mit dem Vorwalten dessen, was unter der französischen Bedeutung des Wortes „Gleichheit" gemeint sein muß, gänzlich unverträglich wäre. Man braucht diesem Worte gar keine genaue Auslegung zu geben, um zu zeigen, daß diese Behauptung streng richtig ist. Welche Gleichheit man auch immer meinen mag, es kann nicht Ungleichheit bedeuten, und Ungleichheit, politische sowohl wie persönliche, ist gerade das, wozu sich nach Mill's Definition die Freiheit sicherlich früher oder später entwickelt. Diese Thatsache ist so wichtig, daß ich nicht mißverstanden werden möchte, und ich will daher das, was ich meine, durch einige Beispiele erläutern. Man versetze hundert Männer mit ihren Familien in eine Wildniß oder auf eine Prairie und nöthige sie sich ihren Lebensunterhalt selbst zu schaffen. Man stelle sie unter keinerlei politische Beschränkungen, sondern gewähre ihnen im vollsten Umfang jene Freiheit, welche Mill so geschickt und beredt (aber meines Bedünkens zusammenhangslos) vertritt. Was würde das Ergebniß sein? Einige würden reich werden, andere kaum ihr Leben durchschlagen, andere Hungers sterben oder von ihren geschickteren und glücklicheren Nachbarn abhängig sein. — Um ein anderes Beispiel zu wählen, gehet in eine unsrer größten Städte: entfernet in möglichst weitem Umfang alle Beschränkungen des Gesetzes und der Gewalt, d. h. gebt allen Menschen die größtmögliche Freiheit, und was erfolgt daraus? Sicher und unwandelbar, daß der Geschickte und der Gewissenlose, mittelst einer Vereinigung von Geschicklichkeit und Treulosigkeit, sich rasch über ihre Genossen erheben werden. Wäre es möglich, durch irgend einen Machtspruch das Volk, etwa von London oder New-York, an einem einzelnen Tage auf ein absolutes Niveau zu reduciren, wie lange würde jenes Niveau währen? Nicht einen Tag, kaum eine Stunde. Nicht allein würde die Ungleichheit sich sogleich zu zeigen beginnen, sondern die Geschwindigkeit, womit sie wüchse, würde im genauen Verhältniß zu dem Umfang der Freiheit stehen, mit welcher Menschen von verschiedenen Graden von Takt und Geschicklichkeit handeln dürften.

Wählen wir ein anderes Beispiel und zwar kein eingebildetes, sondern eines der Geschichte. In keinem andern großen Lande von Europa ist die Freiheit in den jüngst vergangenen zwei Jahrhunderten so allgemein und so wohl gehütet gewesen wie in England. Erwiesenermaßen haben in Großbritannien Leute aller Klassen während jenes Zeitraums einer größern Freiheit des Handelns genossen, als die Leute irgend einer andern Nationalität. Die Unterschiede zwischen verschiedenen Menschen und zwischen den Umständen, worein verschiedene Menschen dort

gesetzt sind, haben dort, wie nirgend anderswo, Raum und Freiheit gehabt, das volle Maß ihres natürlichen Einflusses auszuüben. Die Folge ist eine vollkommen natürliche, obschon meines Wissens nicht oft hervorgehobene gewesen. Nirgends sonst ist die Entfernung zwischen den höchsten und den niedersten Klassen in der Gesellschaft eine solch ungeheure geworden wie dort. Während diese Entfernung sich in anderen Ländern vermindert hat, ist sie in England sicher noch weit größer geworden. Schon vor mehr als 50 Jahren sprach Hallam (in seinem „Mittelalter") seine entschiedene Meinung dahin aus, daß die arbeitenden Klassen in England sich zu der Zeit, wo er schrieb, in einer verhältnißmäßig unbehaglicheren Lage befunden haben, als vier Jahrhunderte früher, und wenn jener Schriftsteller den heutigen Tag erlebt hätte, so hätte er meines Bedünkens keinen Grund, seine Ansicht zu ändern.

Dieses Bestreben ist ohne Zweifel durch die Gesetze über Erbfolge-Beschränkung und Erstgeburtsrecht bedeutend gesteigert worden, aber diese reichen durchaus nicht zu, um sein Vorhandensein zu erklären. Diese Gesetze setzen eine Familie einfach nur in den Stand, das zusammenzuhalten, was sie bekommt. Die ursprüngliche Ursache ist die Thatsache gewesen, daß in England, wie sonst nirgends in Europa, die Menschen in ihren Bemühungen um Ansammlung von Vermögen geschützt worden sind. Hierunter verstehe ich einfach, daß dort die Leute die größte Freiheit gehabt haben, die ihnen zufällig innewohnenden Gaben zu benützen und unter den Umständen auszuüben, in welche sie zufällig versetzt worden sein mögen. Wie viel wir auch von Gleichheit schwatzen und diese beliebig lange und gewandt vertheidigen mögen, die hartnäckige Thatsache steht fest und wird immer bestehen bleiben, daß die Menschen nicht gleich sind und überdem durch Parlamentsakte nicht gleich gemacht werden können. Diese natürliche Ungleichheit in den Fähigkeiten der Menschen und in den Umständen, von welchen die verschiedenen Menschen umgeben sind, wird, wenn man nicht vermittelnd eingreift, immer größer, und zwar aus einem Grunde, der seinen Ausdruck in den Worten findet: „Wer da hat, dem wird gegeben, und wer da nicht hat, von dem wird auch genommen was er hat." In England ist man gegen diese Ungleichheit nicht eingeschritten, und die Folge davon ist jene oben von mir berichtete rasche Tendenz. Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts war der wirkliche Grundbesitz das Eigenthum von etwa 350,000 Personen. Im jetzigen Augenblick soll nach öffentlichen Behauptungen mehr als die Hälfte von ganz England, Irland, Schottland und Wales im Besitz von 160 Familien sein.

Ich habe in den von mir gegebenen erläuternden Beispielen weder für noch wider das Vorwalten der größtmöglichen Summe von persönlicher und politischer Freiheit Gründe anzuführen beabsichtigt. Ich wollte nur zeigen, daß Freiheit und Gleichheit in irgend einem derartigen Sinne, wie ihn der berühmte französische Wahlspruch umfaßt, nicht zusammengehen können, und ferner, daß da, wo die größte Summe von Freiheit vorhanden ist, nothgedrungen im weitern Verlauf die geringste Summe von Gleichheit sich finden muß. Ob man der Freiheit deswegen entgegentreten sollte, ist eine ganz andre Frage, und zwar eine, welche mit der uns vorliegenden Angelegenheit auch gar nichts zu schaffen hat. Ich habe bei diesem Gegenstand nur darum verweilt, weil ich eine gewisse

Eigenthümlichkeit der französischen Revolution erklären wollte, welche nach meinem Dafürhalten in keiner andern Weise so gut erklärt werden kann. Wir wollen nun sehen, wie sie bei der Betrachtung der französischen Politik angewendet werden kann.

Beim Ausbruch der französischen Revolution ward ein allgemeiner Nivellirungs-Prozeß feierlich eingesetzt. „Nieder mit der Geistlichkeit! nieder mit dem Adel! nieder mit den hervorragenden Männern aller Klassen!" war das Geschrei des Volkes. Eine Zeit lang erschien es, als ob ein Mann nur sein Haupt über die Anderen zu erheben brauche, damit man ihm dasselbe abschlage. Während dieser Nivellirungs-Prozeß sich vollzog, waren Freiheit und Gleichheit gleich sehr in Gunst. Die Freiheit, welche die Menschen ausübten, war die Freiheit, ihre Mitmenschen zu verderben, und die Gleichheit, die sie suchten, war diejenige, welche nicht vom Aufbauen, sondern vom Niederreißen herrührt. Es kam jedoch die Zeit, wo dieser Prozeß sich erschöpfte. Die früheren Feinde des Volkes waren sämmtlich unterworfen, und irgend jemand mußte nothgedrungen ihre Stelle ausfüllen. Man kann die Gesellschaft auf ein vollkommenes Niveau reduciren, aber nicht auf demselben erhalten, denn sie kann nicht ohne Beamte und Führer existiren. Eine Schiffsmannschaft kann eine Meuterei anfangen und alle Offiziere an Bord erschlagen; sie kann eine Zeit lang absoluter Gleichheit an Rang und Einfluß sich erfreuen; allein sobald ein Versuch gemacht wird, das Fahrzeug von der Stelle zu bringen, hört die Gleichheit auf. Irgend jemand muß entscheiden, was geschehen soll, und schon diese bloße Thatsache verleiht irgend jemand Bedeutung. Gerade so war es in Frankreich. Natürlich war keine Neigung vorhanden, diejenigen Männer, welche das Volk soeben erst gestürzt hatte, wieder zur Macht zu erheben; es war im Gegentheil nur natürlich, daß man sich nach den Vertretern der revolutionären Ideen um Führung umsah. Dies geschah denn wirklich, und darum haben wir den ärgerlichen Anblick einer Nation, welche Jahre lang von einer Reihenfolge hirnverbrannter Männer beherrscht wurde, deren Leistungen auf dem Gebiet phantastischen Wahnwitzes kaum übertrieben geschildert werden können. Diese Männer des frivolen Witzes, des zügellosen Hohns und frechen Lasters waren die intellektuellen Kinder Rousseau's. Erwägt man ihre Herkunft und Erziehung, so kann es nicht befremden, daß sie, anstatt die Regierung zum Gegenstand nationaler Neuerung zu machen, dieselbe als Object betrachteten, um daran mit ihrem rhetorischen und pathetischen Unsinn zu experimentiren. Ja noch mehr, es läßt sich meines Bedünkens nachweisen, daß ihre Ausschreitungen nur das natürliche Produkt ihrer Glaubenssätze waren.

Als diese Männer der Einbildungskraft zur Herrschaft gelangten, glaubten sie wirklich oder angeblich, wie alle politischen Träumer und Gefühlsselige, an die Allmacht der Gesetze. In der allgemeinen Balgerei aber ergab sich bald, daß ihre Genossen nicht durch Stimmrecht zur Ruhe gebracht werden konnten. Die Freiheit, nach welcher jeder schrie, war nur das Recht eines Jeden, Alles zu tadeln und sich Allem zu widersetzen. Da es nothgedrungen mehr ehrgeizige Männer außer Amtes als im Besitz der Gewalt gab, so war die Regierung in jedem nachweisbaren Augenblick schwächer als die Opposition. Da die am Ruder Befindlichen kein andres Anrecht an die Herrschaft hatten, als vermöge der

Thatsache, daß sie zum Herrschen gewählt worden waren, so hörte ihr Recht auf oder ward als erloschen betrachtet, so oft der Vorzug oder die Laune ihrer Wähler wechselte. Bei der ersten Geltendmachung von Autorität erfolgte Aufregung; auf diese folgte Gegenbeschuldigung, und endlich sehen wir die entsetzlichste Ausübung von Willkürmacht, welche die neuere Geschichte aufweist. Die Schreckensherrschaft war nur der praktisch-verwirklichte contrat social.

Inzwischen fuhren die politischen Träumer fort, das Publikum mit ihren Theorien zu unterhalten, und es schien die Ansicht allgemein im Schwange, daß wenn man die richtige politische und sociale Maschinerie finden könnte, Alles in Ordnung und Harmonie sich verwandeln würde. In allen ihren Spekulationen ist nichts so kläglich als ihr gänzliches Unvermögen, einzusehen, daß die menschliche Natur verworfen und selbstsüchtig ist und durch keine politische Maschinerie, durch keine Akte des Parlaments oder der National-Versammlung anders gemacht werden kann.

Man schlage eines der bedeutenderen Bücher jener Zeit, das nicht etwa von politischer Philosophie, sondern von der praktischen Politik der Stunde handelt, auf, und man wird über den darin entfalteten Fanatismus staunen. Man betrachte beispielsweise nur die Werke von Mably und Saint-Just. Diese beiden Schriftsteller glaubten redlich ein Gegenmittel für alle Uebel, unter welchen Frankreich seufzte, entdeckt zu haben. Mably war ein Junggeselle und einsiedlerischer Mensch, der sich nie unter die Leute mischte, sondern in einem Dachstübchen lebte, von wo er schwermüthigen Auges auf die Welt herabblickte. Er sah Leute um sich, welche sehr reich und sehr verworfen waren, und dies erzeugte in ihm seinen Glaubenssatz: „Reichthum ist der Zustand der Korruption, Armuth die Bedingung der Tugend.“ Von diesen Postulaten ausgehend, entwickelte er allmälig ein politisches System, das er seinem Vaterlande zur Annahme empfahl. Die Kinder sollten gemeinsam erzogen werden, damit die öffentliche Sittlichkeit überwacht werden könne. Er schrieb ein nationales System der Philosophie vor, damit die Philosophie nicht in Gottlosigkeit ausarte, und ein nationales Religionssystem, damit die Religion nicht zum Aberglauben herunterfinke. Da der Reichthum Geiz und Bestechung mit sich führte, so machte er großen Reichthum unmöglich, indem er allen Handelsverkehr aufhob. Er nahm sich sogar die Mühe, den Amerikanern einigen unerbetenen sorgfältig ausgeklügelten guten Rath zu geben, denn er suchte sie zu bestimmen, sie sollten im Anfang ihrer Nationalität darauf sehen, daß ihre großen Städte ferne von der Meeresküste gegründet würden, „denn,“ sagte er, „wenn eure Städte an der Küste erbaut werden, bekommt ihr einen großen Handel, und sobald ihr einen großen Handelsverkehr habt, seid ihr verloren.“

Noch wunderlicher war das politische System Saint-Just's. Er empfahl, daß die gesammte Jugend der Nation nur den beiden Beschäftigungen des Waffenhandwerks und des Ackerbaues gewidmet werden solle. Er entschied, es solle kein anderes Gewand als von Hanf oder Flachs getragen und es solle von Jedermann gefordert werden, daß er entweder auf dem nackten Erd- oder wenigstens auf einem nackten Bretterboden schlafe und daß Niemand Fleisch essen dürfe. Und damit die Regierungs-Funktionen nicht vernachlässigt werden möchten, ward endlich noch entschieden, daß jeder Bürger einmal jährlich abstimmen dürfe —

der Arme kraft seiner Armuth, die Reichen oder Grundeigenthümer unter der Bedingung, daß sie im vorangegangenen Jahre je vier Schafe gezüchtet haben würden. Wie Laboulaye (Vereinigte Staaten. Bd. I, S. 12) sehr passend bemerkt, wäre es interessant zu erfahren, was nach Saint-Just's An- und Absichten die Grundbesitzer mit ihren Schafen hätten beginnen sollen, da den Leuten der Genuß des Fleisches und das Tragen wollener Stoffe verboten war; er meint: „Vielleicht sollten sie als Muster von Gehorsam und Demuth einem politischen Zwecke dienen."

Ich habe Mably und Saint-Just citirt nicht wegen der in ihnen liegenden Wichtigkeit, sondern weil sie typische Beispiele einer zahlreichen Klasse politischer Schriftsteller jener Zeit sind. Auf den ersten Impuls sind wir versucht über sie zu lachen und ihnen keinerlei ernste Folge beizulegen. Und so lange derartige Träumer auf ihre eignen vier Pfähle beschränkt sind, haben wir Recht; allein sobald sie vor die Oeffentlichkeit treten und Aussicht haben, die Regierung in die Hände zu bekommen, ist es Zeit zu Befürchtungen. Es wäre kein für unser Problem beachtenswerthes Element, wenn es im Staate nur zwei oder drei oder ein halbes Dutzend unbedeutender Fanatiker gäbe, welche der Ansicht wären, man könne einfach durch den Erlaß von Gesetzen politische Wunder wirken; allein es ist eine betrübende Thatsache, daß beinahe alle die herrschenden Geister in Frankreich und eigentlich eine verhältnißmäßig große Anzahl vom französischen Volke in derselben Täuschung befangen waren. Die Gefahr lag darin, daß diese Männer der Phantasie, denen es möglich und leicht dünkte, ein Land einfach durch eine Abstimmung von Ja und Nein zu regeneriren, die ausschließliche Macht der Gesetzgebung in ihre Hand bekommen und auf diese Weise ihre widersinnigen Ideen in Gesetze verwandeln konnten."

Neue Bücher.

Kawelin, K., Der bäuerliche Gemeindebesitz in Rußland. Aus dem Russischen übersetzt von Jw. Tarassoff. Leipzig, Brockhaus. (2 M.)

Klinkowström, Alph. v., Friedrich Aug. v. Klinkowström, eine biograph. Skizze. Wien, Braumüller. (10 M.)

Mantegazza, Paul, Die Physiologie der Liebe. Autoris. Uebersetzung aus dem Italienischen von Ed. Engel. Jena, Costenoble. (7,50 M.)

Huxley, Thom., Handbuch der Anatomie der wirbellosen Thiere. Deutsch von J. W. Spengel. Leipzig, Engelmann. (10 M.)

Zschokke, Prof. Herm., Reisebilder aus dem skandinavischen Norden. Wien, Braumüller. (8 M.)

Buchner, Dr. Hans, Die Nägeli'sche Theorie der Infectionskrankheiten in ihren Beziehungen zur medicinischen Erfahrung. Leipzig, Engelmann. (3 M.)

Birch-Hirschfeld, Dr. Ad., Die Sage vom Gral, ihre dichterische Ausbildung in Frankreich und Deutschland im 12. und 13. Jahrh. Leipzig, Vogel.

Teichmüller, Prof. Gust., Darwinismus und Philosophie. Leipzig, Köhler. (3 Mk.)

Mohl, Moritz, Kommissionsbericht an die württemberg. Kammer über einen Antrag gegen indirecte Steuern und auf Einkommensteuer. Stuttgart, Wittwer. (1 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 31. August 1877. Nr. 35.

Inhaltsverzeichniß: Karl Marx. Von Fr. Engels. — Einige Nachträge zur „Philosophie in der Gegenwart". Von Karl Grün. (Schluß.) — Die Kunstgeschichte auf dem Gymnasium. Von Herm. Heller.

Karl Marx.

Von Friedrich Engels.

(Der folgende Artikel ist dem bei Bracke in Braunschweig erschienenen „Volkskalender für 1878" entnommen, den wir dadurch am besten auch bei unsern Lesern empfohlen zu haben glauben. Karl Marx ist verschrien und verlästert genug, aber von dem thatsächlichen Wesen seiner Wirksamkeit haben nur Wenige ein klares Bild und sein Hauptwerk, „das Kapital", verlangt ein Studium, das die Meisten nicht daran wenden können. So ist es sicherlich nur dankend hinzunehmen, wenn der langjährige Freund und Kampfesgenosse, Engels, uns hier eine Lebensskizze darbietet, die bei aller Gemeinfaßlichkeit doch einen gründlichen Einblick in die Gedankenarbeit von Marx gewährt. Eine Stelle des Aufsatzes, die den Streit zwischen Marx und Vogt bespricht, haben wir ausgelassen, da wir für die dort ausgesprochenen Beschuldigungen eine Verantwortlichkeit zu übernehmen nicht vermögen.)

Der Mann, der dem Sozialismus und damit der ganzen Arbeiterbewegung unsrer Tage zuerst eine wissenschaftliche Grundlage gegeben hat, Karl Marx, wurde geboren zu Trier 1818. Er studirte in Bonn und Berlin zuerst Rechtswissenschaft, warf sich aber bald ausschließlich auf das Studium der Geschichte und Philosophie, und war 1842 im Begriff, sich als Dozent der Philosophie zu habilitiren, als die seit dem Tode Friedrich Wilhelm's III. entstandene politische Bewegung ihn in eine andere Laufbahn warf. Unter seiner Mitwirkung hatten die Häupter der rheinischen liberalen Bourgeoisie, die Camphausen, Hansemann ꝛc. in Köln die „Rheinische Zeitung" gegründet, und Marx, dessen Kritik der Verhandlungen des rheinischen Provinziallandtags das größte Aufsehen erregt hatte, wurde Herbst 1842 an die Spitze des Blattes berufen. Die Rheinische Zeitung erschien natürlich unter der Zensur, aber die Zensur wurde mit ihr nicht fertig.*) Die Rheinische Zeitung brachte fast immer die Artikel durch, auf die es ankam; man warf dem Zensor zuerst geringeres Futter zum Streichen vor, bis er entweder von selbst nachgab, oder durch die Drohung: dann erscheint morgen die Zeitung nicht, zum Nachgeben genöthigt wurde. Zehn Zeitungen die

*) Der erste Zensor der Rh. Ztg. war der Polizeirath Dolleschall, derselbe, der einst in der Kölnischen Zeitung die Annonce der Uebersetzung von Dante's göttlicher Komödie von Philalethes (dem späteren König Johann von Sachsen) strich, mit dem Bemerken: Mit göttlichen Dingen soll man keine Komödie treiben.

denſelben Muth hatten, wie die Rheiniſche, und deren Verleger ein paar Hundert Thaler mehr an Satzkoſten draufgehen ließen — und die Zenſur war ſchon 1843 in Deutſchland unmöglich gemacht. Aber die deutſchen Zeitungsbeſitzer waren kleinliche, ängſtliche Spießbürger, und die Rheiniſche Zeitung führte den Kampf allein. Sie verbrauchte Zenſor auf Zenſor; endlich wurde ſie doppelt zenſirt, ſo daß nach der erſten Zenſur der Regierungspräſident ſie nochmals und endgültig zu zenſiren hatte. Auch das half nichts. Anfangs 1843 erklärte die Regierung, mit dieſer Zeitung ſei nicht fertig zu werden und unterdrückte ſie ohne Weiteres.

Marx, der inzwiſchen die Schweſter des ſpäteren Reaktionsminiſters von Weſtphalen geheirathet, ſiedelte nach Paris über, und gab dort mit A. Ruge die „Deutſch-franzöſiſchen Jahrbücher“ heraus, in denen er die Reihe ſeiner ſozialiſtiſchen Schriften mit einer Kritik der Hegelſchen Rechtsphiloſophie eröffnete. Ferner mit F. Engels: „Die heilige Familie. Gegen Bruno Bauer und Konſorten“, eine ſatiriſche Kritik einer der letzten Formen, in die ſich der damalige deutſche philoſophiſche Idealismus verlaufen hatte.

Das Studium der politiſchen Oekonomie und der Geſchichte der großen franzöſiſchen Revolution ließ Marx immer noch Zeit zu gelegentlichen Angriffen auf die preußiſche Regierung; dieſe rächte ſich, indem ſie im Frühjahr 1845 bei dem Miniſterium Guizot — Herr Alexander von Humboldt ſoll den Vermittler geſpielt haben — ſeine Ausweiſung aus Frankreich durchſetzte. Marx verlegte ſeinen Wohnſitz nach Brüſſel und veröffentlichte dort in franzöſiſcher Sprache 1846 einen Discours sur le libre échange (Abhandlung über den Freihandel) und 1847: Misère de la Philosophie, eine Kritik der Philosophie de la Misère (Philoſophie des Elends) von Proudhon. Gleichzeitig fand er Gelegenheit in Brüſſel einen deutſchen Arbeiterverein zu ſtiften und trat damit in die praktiſche Agitation ein. Noch wichtiger wurde dieſe für ihn, ſeitdem er und ſeine politiſchen Freunde 1847 in den ſeit längeren Jahren beſtehenden geheimen „Bund der Kommuniſten“ eingetreten waren. Die ganze Einrichtung wurde nun umgewälzt; die bisher mehr oder weniger konſpiratoriſche Verbindung verwandelte ſich in eine einfache, nur nothgedrungen geheime Organiſation der kommuniſtiſchen Propaganda, die erſte Organiſation der deutſchen ſozialdemokratiſchen Partei. Der Bund beſtand überall, wo deutſche Arbeitervereine beſtanden; faſt in allen dieſen Vereinen Englands, Belgiens, Frankreichs und der Schweiz und in ſehr vielen Vereinen Deutſchlands, waren die leitenden Mitglieder Bundesangehörige, und der Antheil des Bundes an der entſtehenden deutſchen Arbeiterbewegung war ſehr bedeutend. Dabei aber war unſer Bund der erſte, der den internationalen Charakter der geſammten Arbeiterbewegung hervorhob und auch praktiſch bethätigte, Engländer, Belgier, Ungarn, Polen ꝛc. zu Mitgliedern hatte und namentlich in London internationale Arbeiterverſammlungen veranſtaltete.

Die Umgeſtaltung des Bundes vollzog ſich auf zwei im Jahr 1847 abgehaltenen Kongreſſen, deren zweiter die Zuſammenſtellung und Veröffentlichung der Parteigrundſätze in einem von Marx und Engels zu redigirenden Manifeſt beſchloß. So entſtand das „Manifeſt der kommuniſtiſchen Partei“, das 1848 kurz vor der Februar-Revolution zuerſt erſchien und ſeitdem in faſt alle europäiſchen Sprachen überſetzt wurde.

Die deutſche Brüſſeler Zeitung, an der Marx ſich betheiligte und

worin die vaterländische Polizeiglückseligkeit schonungslos bloßgelegt wurde, hatte die preußische Regierung wiederum veranlaßt, auf Marx' Ausweisung hinzuwirken, jedoch vergebens. Als aber die Februarrevolution auch in Brüssel Volksbewegungen zur Folge hatte und ein Umschwung in Belgien bevorzustehen schien, verhaftete die Belgische Regierung Marx ohne Umstände und wies ihn aus. Inzwischen hatte ihn die provisorische Regierung Frankreichs durch Flocon einladen lassen, wieder nach Paris zu kommen und er folgte diesem Ruf.

In Paris trat er vor Allem dem unter den dortigen Deutschen eingerissenen Schwindel entgegen, der in Frankreich die deutschen Arbeiter in bewaffnete Legionen formiren wollte, um damit in Deutschland Revolution und Republik einzuführen. Einerseits mußte Deutschland seine Revolution selbst machen, und andererseits war jede in Frankreich sich bildende fremde Revolutionslegion durch die Lamartines der provisorischen Regierung von vorn herein an die zu stürzende Regierung verrathen, wie auch in Belgien und Baden geschah.

Nach der Märzrevolution ging Marx nach Köln und gründete dort die Neue Rheinische Zeitung, die vom 1. Juni 1848 bis 19. Mai 1849 bestand — das einzige Blatt, das innerhalb der damaligen demokratischen Bewegung den Standpunkt des Proletariats vertrat, und zwar schon durch seine rückhaltlose Parteinahme für die pariser Insurgenten von 1848, die dem Blatt fast seine sämmtlichen Aktionäre abtrünnig machte. Vergebens wies die Kreuzzeitung auf die „Chimborasso-Frechheit" hin, mit der die N. Rh. Ztg. alles Heilige angreife, vom König und Reichsverweser bis zum Gensdarmen, und das in einer preußischen Festung mit damals 8000 Mann Besatzung; vergebens eiferte das liberale, plötzlich reaktionär gewordene rheinische Philisterium, vergebens suspendirte der Kölner Belagerungszustand im Herbst 1848 das Blatt auf längere Zeit, vergebens denunzirte das Frankfurter Reichs-Justizministerium dem Kölner Staats-Anwalt Artikel auf Artikel zur gerichtlichen Verfolgung; das Blatt wurde, Angesichts der Hauptwache, ruhig weiter redigirt und gedruckt, die Verbreitung und der Ruf der Zeitung wuchs mit der Heftigkeit der Angriffe auf Regierung und Bourgeoisie. Als der preußische Staatsstreich im November 1848 erfolgte, forderte die N. Rh. Ztg. an der Spitze jeder Nummer das Volk auf, die Steuern zu verweigern und der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Im Frühling 1849 deßwegen, sowie wegen eines andern Artikels vor die Geschwornen gestellt, wurde sie beidemal freigesprochen. Endlich, als die Maiaufstände 1849 in Dresden und der Rheinprovinz niedergeschlagen, und der preußische Feldzug gegen den badisch-pfälzischen Aufstand durch Concentration und Mobilmachung bedeutender Truppenmassen eingeleitet wurde, glaubte die Regierung sich stark genug, die N. Rh. Ztg. mit Gewalt zu unterdrücken. Die letzte — rothgedruckte — Nummer erschien am 19. Mai.

Marx ging wieder nach Paris, wurde aber schon wenige Wochen nach der Demonstration vom 13. Juni 1849 von der französischen Regierung vor die Wahl gestellt, entweder seinen Wohnsitz in die Bretagne zu verlegen oder Frankreich zu verlassen. Er zog letzteres vor und siedelte nach London über, wo er seitdem ununterbrochen gewohnt hat.

Ein Versuch, die N. Rh. Ztg. in der Form einer Revue (in Ham-

burg) weiter erscheinen zu lassen (1850) mußte nach einiger Zeit gegenüber der immer heftiger auftretenden Reaktion aufgegeben werden. Gleich nach dem Staatsstreich in Frankreich im Dezember 1851 veröffentlichte Marx: „Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte." (Boston 1852, zweite Auflage Hamburg 1869, kurz vor dem Krieg.) 1853 schrieb er: „Enthüllungen über den Kölner Kommunistenprozeß" (zuerst gedruckt in Boston, später in Basel, neuerdings wieder in Leipzig).

Nach der Verurtheilung der Mitglieder des Kommunistenbundes in Köln zog Marx sich von der politischen Agitation zurück und widmete sich einerseits während zehn Jahren der Durchforschung der reichen Schätze, welche die Bibliothek des britischen Museums auf dem Gebiete der politischen Oekonomie darbot, andrerseits der Mitarbeiterschaft an dem „New-York Tribune", welcher bis zum Ausbruch des amerikanischen Bürgerkriegs nicht nur die von ihm gezeichneten Korrespondenzen, sondern auch zahlreiche Leitartikel über europäische und asiatische Verhältnisse aus seiner Feder brachte. Seine auf eingehende Studien der englischen offiziellen Aktenstücke gegründeten Angriffe gegen Lord Palmerston wurden in London als Pamphlets wieder abgedruckt.

Als erste Frucht seiner langjährigen ökonomischen Studien erschien 1859: „Zur Kritik der politischen Oekonomie", erstes Heft (Berlin, Duncker). Diese Schrift enthält die erste zusammenhängende Darstellung der Marx'schen Werththeorie einschließlich der Lehre vom Gelde. Während des italienischen Krieges bekämpfte Marx in der zu London erscheinenden deutschen Zeitung: „Das Volk" den damals sich liberal färbenden und den Befreier der unterdrückten Nationalitäten spielenden Bonapartismus, sowie die damalige preußische Politik, die unter dem Deckmantel der Neutralität im Trüben zu fischen suchte . . . .

Endlich 1867 erschien in Hamburg: „Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie. Erster Band." — das Hauptwerk von Marx, das die Grundlagen seiner ökonomisch-sozialistischen Anschauungen und die Hauptzüge seiner Kritik der bestehenden Gesellschaft, der kapitalistischen Productionsweise und ihrer Folgen darlegt. Die zweite Auflage dieses epochemachenden Werkes erschien 1872; mit der Ausarbeitung des zweiten Bandes ist der Verfasser beschäftigt.

Inzwischen war in verschiedenen Ländern Europa's die Arbeiterbewegung wieder soweit erstarkt, daß Marx daran denken konnte, einen langgehegten Wunsch zur Ausführung zu bringen: die Gründung einer die fortgeschrittensten Länder Europa's und Amerika's umfassenden Arbeiter-Association, die den internationalen Charakter der socialistischen Bewegung sowohl den Arbeitern selbst, wie den Bourgeois und den Regierungen sozusagen leiblich vorführen sollte — dem Proletariat zur Ermuthigung und Stärkung, seinen Feinden zum Schrecken. Eine Volksversammlung zu Gunsten des eben von Rußland wieder erdrückten Polens, am 28. September 1864, in Saint-James Hall in London, gab den Anlaß, die Sache vorzubringen, die mit Begeisterung aufgenommen wurde. Die Internationale Arbeiter-Association war gestiftet; ein provisorischer Generalrath mit dem Sitz in London wurde auf der Versammlung gewählt, und die Seele dieses sowie aller folgenden Generalräthe bis zum Haager Congreß war Marx. Von ihm sind fast sämmtliche vom Generalrath der Internationale erlassenen Schriftstücke

redigirt, von der Inauguraladresse 1864 bis zur Adresse über den Bürgerkrieg in Frankreich 1870. Marx' Thätigkeit in der Internationale schildern, hieße die Geschichte dieser Association selbst schreiben, die übrigens noch im Gedächtniß der europäischen Arbeiter lebt.

Der Fall der Pariser Kommune brachte die Internationale in eine unmögliche Lage. Sie wurde in den Vordergrund der europäischen Geschichte gedrängt, in einem Augenblick, wo ihr die Möglichkeit aller erfolgreichen, praktischen Aktion überall abgeschnitten war. Die Ereignisse, die sie zur siebenten Großmacht erhoben, verboten ihr gleichzeitig, ihre Streitkräfte mobil zu machen und thätig zu verwenden, bei Strafe der unfehlbaren Niederlage und Zurückdämmung der Arbeiterbewegung auf Jahrzehnte. Dazu drängten sich von verschiedenen Seiten Elemente vor, die den so plötzlich gewachsenen Ruf der Association zu Zwecken persönlicher Eitelkeit oder persönlichen Ehrgeizes auszubeuten versuchten, ohne Einsicht in die wirkliche Lage der Internationale, oder ohne Rücksicht darauf. Es mußte ein heroischer Entschluß gefaßt werden, und es war wieder Marx, der ihn faßte und auf dem Haager Kongreß durchführte. Die Internationale sagte sich durch einen feierlichen Beschluß von jeder Verantwortlichkeit los für das Treiben der Bakunisten, die den Mittelpunkt jener unverständigen und unsaubern Elemente bildeten; dann, Angesichts der Unmöglichkeit, gegenüber der allgemeinen Reaktion auch den an sie gestellten, gesteigerten Forderungen zu entsprechen und ihre volle Wirksamkeit anders aufrecht zu erhalten als durch eine Reihe von Opfern, an denen die Arbeiterbewegung hätte verbluten müssen — Angesichts dieser Lage zog sich die Internationale vorläufig von der Bühne zurück, indem sie den Generalrath nach Amerika verlegte. Die Folge hat bewiesen, wie richtig dieser — damals und seitdem oft getadelte — Beschluß war. Einerseits war und blieb allen Versuchen die Spitze abgebrochen, auf den Namen der Internationale hin nutzlose Putsche zu machen, andrerseits aber bewies der fortdauernde innige Verkehr zwischen den sozialistischen Arbeiterparteien der verschiedenen Länder, daß das durch die Internationale geweckte Bewußtsein der Interessengleichheit und der Solidarität des Proletariats aller Länder sich zur Geltung zu bringen weiß auch ohne das, für den Augenblick zur Fessel gewordene, Band einer förmlichen internationalen Association.

Nach dem Haager Kongreß fand Marx endlich wieder Ruhe und Muße, seine theoretischen Arbeiten wieder aufzunehmen, und wird er hoffentlich in nicht gar zu langer Zeit den zweiten Band des „Kapital" dem Druck übergeben können.

Von den vielen wichtigen Entdeckungen, mit denen Marx seinen Namen in die Geschichte der Wissenschaft eingeschrieben hat, können wir hier nur zwei hervorheben.

Die erste ist die durch ihn vollzogene Umwälzung in der gesammten Auffassung der Weltgeschichte. Die ganze bisherige Geschichtsanschauung beruhte auf der Vorstellung, daß die letzten Gründe aller geschichtlichen Veränderungen zu suchen sind in den sich verändernden Ideen der Menschen, und daß von allen geschichtlichen Veränderungen wieder die politischen die wichtigsten, die ganze Geschichte beherrschenden sind. Woher aber den Menschen die Ideen kommen, und welches die treibenden Ursachen der politischen Veränderungen sind, danach hatte man nicht ge-

Digitized by Google

fragt. Nur der neueren Schule der französischen und theilweise auch der englischen Geschichtsschreiber hat sich die Ueberzeugung aufgedrängt, wenigstens seit dem Mittelalter sei die treibende Kraft in der europäischen Geschichte der Kampf des sich entwickelnden Bürgerthums mit dem Feudaladel um die gesellschaftliche und politische Herrschaft. Marx wies nun nach, daß die ganze bisherige Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen ist, daß es sich in all den vielfachen und verwickelten politischen Kämpfen nur um die gesellschaftliche und politische Herrschaft von Gesellschaftsklassen handelt, um die Behauptung der Herrschaft Seitens älterer, um die Erringung der Herrschaft Seitens neu emporkommender Klassen. Wodurch aber entstehen und bestehen wieder diese Klassen? Durch die jedesmaligen materiellen, grobsinnlichen Bedingungen, unter denen die Gesellschaft zu einer gegebenen Zeit ihren Lebensunterhalt produzirt und austauscht. Die Feudalherrschaft des Mittelalters beruhte auf der selbstgenügsamen, fast alle ihre Bedürfnisse selbst erzeugenden, fast austauschlosen Wirthschaft kleiner Bauerngemeinden, denen der streitbare Adel Schutz nach Außen und nationalen oder doch politischen Zusammenhang verlieh; als die Städte und mit ihnen eine gesonderte Handwerksindustrie und ein erst binnenländischer, später internationaler Handelsverkehr aufkamen, entwickelte sich das städtische Bürgerthum und eroberte sich, im Kampf mit dem Adel, noch im Mittelalter seine Einfügung, als ebenfalls bevorrechteter Stand, in die feudale Ordnung. Aber mit der Entdeckung der außereuropäischen Erde von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an erhielt dies Bürgerthum ein weit umfassenderes Handelsgebiet und damit einen neuen Sporn für seine Industrie; das Handwerk wurde in den wichtigsten Zweigen verdrängt durch die schon fabrikmäßige Manufaktur und diese wieder durch die mit den Erfindungen des vorigen Jahrhunderts, namentlich der Dampfmaschine, möglich gewordene große Industrie, die wieder auf den Handel zurückwirkte, indem sie in zurückgebliebenen Ländern die alte Handarbeit verdrängte und in den weiter entwickelten die gegenwärtigen neuen Verkehrsmittel, Dampfmaschinen, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen schuf. So vereinigte das Bürgerthum mehr und mehr die gesellschaftlichen Reichthümer und die gesellschaftliche Macht in seiner Hand, während es noch lange Zeit von der in den Händen des Adels und des auf den Adel gestützten Königthums befindlichen politischen Macht ausgeschlossen blieb. Aber auf gewisser Stufe — in Frankreich seit der großen Revolution — eroberte es auch diese, und wurde nun seinerseits herrschende Klasse gegenüber dem Proletariat und den Kleinbauern. Von diesem Gesichtspunkte aus erklären sich alle geschichtlichen Erscheinungen — bei genügender Kenntniß der jedesmaligen ökonomischen Gesellschaftslage, die freilich unsern Geschichtsschreibern von Fach total abgeht — aufs einfachste, und ebenso erklären sich höchst einfach die Vorstellungen und Ideen einer jeden Geschichtsperiode aus den wirthschaftlichen Lebensbedingungen und den, von diesen wieder bedingten, gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen dieser Periode. Die Geschichte war zum ersten Mal auf ihre wirkliche Grundlage gestellt; die handgreifliche, aber bisher total übersehene Thatsache, daß die Menschen vor Allem essen, trinken, wohnen und sich kleiden, also arbeiten müssen, ehe sie um die Herrschaft streiten, Politik, Religion, Philosophie u. s. w. treiben können — diese handgreifliche Thatsache kam jetzt endlich zu ihrem geschichtlichen Recht.

Für die sozialistische Anschauung aber war diese neue Auffassung der Geschichte von der höchsten Bedeutung. Sie wies nach, daß alle bisherige Geschichte sich in Klassengegensätzen und Klassenkämpfen bewegt; daß es immer herrschende und beherrschte, ausbeutende und ausgebeutete Klassen gegeben hat und die große Mehrzahl der Menschen stets zu harter Arbeit und wenig Genuß verurtheilt war. Warum dies? Einfach deßhalb, weil auf allen früheren Entwicklungsstufen der Menschheit die Produktion noch so wenig entwickelt war, daß die geschichtliche Entwicklung nur in dieser gegensätzlichen Form vor sich gehen konnte, daß der geschichtliche Fortschritt im Ganzen und Großen der Thätigkeit einer kleinen, bevorrechteten Minderheit überwiesen war, während die große Masse dazu verdammt blieb, den kärglichen Lebensunterhalt für sich und dazu noch den immer reichlicher werdenden der Bevorrechteten zu erarbeiten. Aber dieselbe Untersuchung der Geschichte, die auf diese Weise die bisherige, sonst nur aus der Bosheit der Menschen zu erklärende Klassenherrschaft natürlich und vernünftig erklärt, führt auch zu der Einsicht, daß in Folge der so kolossal gesteigerten Produktionskräfte der Gegenwart auch der letzte Vorwand einer Scheidung der Menschen in Herrschende und Beherrschte, Ausbeuter und Ausgebeutete wenigstens in den fortgeschrittensten Ländern verschwunden ist; daß das herrschende Großbürgerthum seinen geschichtlichen Beruf erfüllt hat, daß es der Leitung der Gesellschaft nicht mehr gewachsen und sogar ein Hinderniß der Entwicklung der Produktion geworden ist, wie die Handelskrisen und namentlich der letzte große Krach und die gedrückte Lage der Industrie in allen Ländern beweisen; daß die geschichtliche Leitung übergegangen ist auf das Proletariat, eine Klasse, die sich nach ihrer ganzen Gesellschaftslage nur dadurch befreien kann, daß sie alle Klassenherrschaft, alle Knechtschaft und alle Ausbeutung überhaupt beseitigt; und daß die den Händen der Bourgeoisie entwachsenen gesellschaftlichen Produktivkräfte nur der Besitzergreifung durch das associirte Proletariat harren, um einen Zustand herzustellen, der jedem Gesellschaftsmitglied die Theilnahme nicht nur an der Erzeugung, sondern auch an der Vertheilung und Verwaltung der gesellschaftlichen Reichthümer ermöglicht und durch planmäßigen Betrieb der gesammten Produktion die gesellschaftlichen Produktivkräfte und deren Erträge der Art steigert, daß die Befriedigung aller rationellen Bedürfnisse einem Jeden in stets wachsendem Maße gesichert bleibt.

Die zweite wichtige Entdeckung von Marx ist die endliche Aufklärung des Verhältnisses von Kapital und Arbeit, in andern Worten der Nachweis, wie innerhalb der jetzigen Gesellschaft, in der bestehenden kapitalistischen Produktionsweise, die Ausbeutung des Arbeiters durch den Kapitalisten sich vollzieht. Seitdem die politische Oekonomie den Satz aufgestellt hatte, daß die Arbeit die Quelle alles Reichthums und alles Werths sei, war die Frage unvermeidlich geworden: Wie es denn damit vereinbar sei, daß der Lohnarbeiter nicht die ganze, durch seine Arbeit erzeugte Werthsumme erhalte, sondern einen Theil davon an den Kapitalisten abgeben müsse? Sowohl die bürgerlichen Oekonomen wie die Sozialisten mühten sich ab, auf die Frage eine wissenschaftlich stichhaltige Antwort zu geben, aber vergebens, bis endlich Marx mit der Lösung hervortrat. Diese Lösung ist die folgende: Die heutige kapita-

listische Produktionsweise hat zur Voraussetzung das Dasein zweier Gesellschaftsklassen; einerseits der Kapitalisten, die sich im Besitz der Produktions- und Lebensmittel befinden, und andrerseits der Proletarier, die von diesem Besitz ausgeschlossen, nur eine einzige Waare zu verkaufen haben: ihre Arbeitskraft; und die diese ihre Arbeitskraft daher verkaufen müssen, um in den Besitz von Lebensmitteln zu gelangen. Der Werth einer Waare wird aber bestimmt durch die in ihrer Erzeugung, also auch in ihrer Wiedererzeugung verkörperte gesellschaftlich nothwendige Arbeitsmenge, der Werth der Arbeitskraft eines durchschnittlichen Menschen während eines Tages, Monates, Jahres also durch die Menge von Arbeit, die in der zur Erhaltung dieser Arbeitskraft während eines Tages, Monates, Jahres nothwendigen Menge von Lebensmitteln verkörpert ist. Nehmen wir an, die Lebensmittel des Arbeiters für Einen Tag erforderten sechs Arbeitsstunden zu ihrer Erzeugung, oder, was dasselbe ist, die in ihnen enthaltene Arbeit repräsentire eine Arbeitsmenge von sechs Stunden; dann wird der Werth der Arbeitskraft für einen Tag sich ausdrücken in einer Geldsumme, die ebenfalls sechs Arbeitsstunden in sich verkörpert. Nehmen wir ferner an, der Kapitalist, der unsern Arbeiter beschäftigt, zahle ihm dafür diese Summe, also den vollen Werth seiner Arbeitskraft. Wenn nun der Arbeiter sechs Stunden des Tages für den Kapitalisten arbeitet, so hat er diesem seine Auslagen vollständig wieder ersetzt — sechs Stunden Arbeit für sechs Stunden Arbeit. Dabei fiele freilich nichts ab für den Kapitalisten, und dieser faßt deßhalb auch die Sache ganz anders auf: Ich habe, sagt er, die Arbeitskraft dieses Arbeiters nicht für sechs Stunden, sondern für den ganzen Tag gekauft, und demgemäß läßt er den Arbeiter je nach Umständen 8, 10, 12, 14 und mehr Stunden arbeiten, so daß das Produkt der siebenten, achten und folgenden Stunden ein Produkt unbezahlter Arbeit ist und zunächst in die Tasche des Kapitalisten wandert. So erzeugt der Arbeiter im Dienste des Kapitalisten nicht nur den Werth seiner Arbeitskraft wieder, den er bezahlt erhält, sondern er erzeugt auch darüber hinaus einen Mehrwerth, der, zunächst vom Kapitalisten angeeignet, im weiteren Verlauf nach bestimmten ökonomischen Gesetzen auf die gesammte Kapitalistenklasse sich vertheilt und den Grundstock bildet, aus dem Bodenrente, Profit, Kapitalanhäufung, kurz alle von den nichtarbeitenden Klassen verzehrte oder aufgehäufte Reichthümer entspringen. Hiermit war aber nachgewiesen, daß die Reichthums-Erwerbung der heutigen Kapitalisten ebenso gut in der Aneignung von fremder, unbezahlter Arbeit besteht, wie die der Sklavereibesitzer oder der die Frohnarbeit ausbeutenden Feudalherren, und daß sich alle diese Formen der Ausbeutung nur unterscheiden durch die verschiedene Art und Weise, in der die unbezahlte Arbeit angeeignet wird. Damit war aber auch allen heuchlerischen Redensarten der besitzenden Klassen, als herrsche in der jetzigen Gesellschaftsordnung Recht und Gerechtigkeit, Gleichheit der Rechte und Pflichten und allgemeine Harmonie der Interessen, der letzte Boden unter den Füßen weggezogen, und die heutige bürgerliche Gesellschaft nicht minder als ihre Vorgängerinnen enthüllt als eine großartige Anstalt zur Ausbeutung der ungeheuren Mehrzahl des Volks durch eine geringe und immer kleiner werdende Minderzahl.

Auf diese beiden wichtigen Thatsachen gründet sich der moderne,

wissenschaftliche Socialismus. Im zweiten Band des Kapitals werden diese und andere kaum minder wichtige wissenschaftliche Entdeckungen des kapitalistischen Gesellschaftssystems weiter entwickelt und damit auch die im ersten Bande noch nicht berührten Seiten der politischen Oekonomie einer Umwälzung unterworfen. Möge es Marx gestattet sein, ihn bald dem Druck übergeben zu können.

Einige Nachträge zur „Philosophie in der Gegenwart."

Von Karl Grün.

IV.

Was noch möglich ist.*)

In den Hypostasirungen menschlicher Eigenschaften und Funktionen zum Absoluten hat Hr. Jakob Frohschammer den letzten höchsten Wurf gethan. Ohne rückläufig zu werden oder der Narrheit zu verfallen, läßt sich über die „Phantasie" als Weltbildnerin nicht hinauskommen. Daß dieser höchste Wurf unbewußt gethan werden muß, daß Einer im Spiele das Höchste trifft, versteht sich nur für diejenigen nicht von selbst, welche Metaphysik und Theologie, spekulative Philosophie und Poesie für einander wildfremde Dinge ansehen. Daß aber dieser Wettlauf nach dem Absoluten endlich als abgeschlossen betrachtet werden kann, daß man zu sagen im Stande ist: die Phantasie, die sich zuletzt selber beim Schopfe, oder wie das Kätzchen am Schwanze ergreift, vollendet die Runde — das ist nur möglich vom Standpunkt der Kritik und des Kriticismus. — Dahin gelangt die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise und Methode nicht.

Das Naturerkennen wird sich allen philosophischen Einfällen und Schnurren gegenüber blos negativ verhalten; es wird, je nach der Begabung seiner Repräsentanten, sein Urtheil mehr oder minder geistreich fällen, dasselbe mit Satire und Ironie würzen; aber es wird bei dieser Beschäftigung wohl müde, nie aber fertig werden. Um den Dichter zu verstehen, muß man in Dichters Lande gehen; um den philosophirenden Dichtern und Geschichtenerzählern beizukommen, muß man ihre psychischen Organe studiren, feststellen, welche von diesen Organen schon funktionirt haben und ob noch eins übrig ist, das demnächst an die Reihe kommen könnte. Nur wenn man die Psychologie zur Naturwissenschaft schlägt, wird eine solche Untersuchung eine naturwissenschaftliche zu nennen sein.

Das Bruttoerträgniß der beobachtenden und experimentirenden Naturwissenschaft reicht nicht, wie heutzutage Mancher glaubt, zur kritischen Philosophie hin. Aus seinen dankenswerthen Resultaten, die beständig im Prüfungstiegel hin- und herschwanken, läßt sich zur Stunde

---

*) Es sei hier am Schlusse erlaubt für diejenigen, die Interesse an den vorhergegangenen Abschnitten hegen, folgende Verbesserungen anzumerken:

II. S. 502, in der Mitte, lies „Weltordnerin" st. „Weltordnerei."
III. S. 514, Z. 9 v. u. tilge „nämlich".
S. 515, letzte Z., lies „einer Central-Monas", st. „einem Central-Obern".
S. 516, 1. Z. v. o „der" Realen, st. „des".
S. 518, in der Mitte, „alle Fülle", st. „Fälle".

noch die menschliche Gedankenwelt und ihre Geschichte nicht konstruiren, will man nicht in die Fehler und Abgründe aller vergangenen „Konstruktionen" zurückfallen und ein Schauspiel aufführen, welches sich nur in Form und Ausgangspunkt von den bekannten metaphysischen Haupt- und Staatsaktionen unterschiede, und bei dem dann die abgetakelten Metaphysiker, Dualisten, Spiritualisten et hoc genus omne das Zischen mit Wonne übernähmen.

Angenommen sogar, was doch weit von der Wahrheit entfernt ist, die Resultate der Wissenschaft von der organischen Welt, die ganze Morphologie und Biologie ständen unerschütterlich fest, der Kausalnexus des Entwicklungs- und Fortbildungsganges sei gefunden: so wären und blieben dennoch die darauf gebauten Schlüsse auf das System menschlicher Gedanken- und Willensthätigkeiten nur Schlüsse der Analogie, der trügerischesten aller psychologischen Verbindungen; denn wenn bei irgend einem Schlusse der ganze Beweis schon im Obersatze anticipirt ist, so gewiß bei dem analogischen Schlußverfahren. Man erinnere sich doch auf Nimmerwiedervergessen der sog. „Naturphilosophie" aus dem Anfang des Jahrhunderts und des wohlverdienten Göttergelächters, welches wir jetzt beim Lesen einzelner Sätze aufschlagen, von denen wir absolut nicht begreifen, wie unsere Väter und Großväter, die doch auch nicht auf den Kopf gefallen waren, so etwas für baare Münze nehmen konnten.

Nun, so lassen wir uns warnen! Legen wir auch der Ausrede nicht allzuviel Gewicht bei, daß Jene so herzlich wenig, wir so viel mehr in Erfahrung gebracht haben. In fünfzig Jahren wird man möglicherweise noch viel tiefer auf uns herabschauen, als wir heute auf Jene. Auch unsere philosophische Erkenntniß wird und muß variiren; sie steht auch im unauflöslichen Zusammenhange mit den Fortschritten der Naturerkenntniß, sie soll und wird im Fluße der Errungenschaften bleiben. Allein es darf doch nicht jedes neu entdeckte Petrefakt, jeder anatomische Fund, unsere ganze Denkweise über den Haufen stoßen. Wenn man bedenkt, welche Verwirrung in unklaren Köpfen und ungeregelten Temperamenten der „Kampf ums Dasein" hervorgerufen, zu welch' brutalen Analogien dieser so geniale Begriff Veranlassung geworden ist: so kommt man schier in Versuchung, die unzeitige und vorschnelle Heranziehung der Naturwissenschaft ins psychisch-ethische Gebiet zu verwünschen. Die vorige Generation dachte ethisch korrekter als die gegenwärtige.

Daran ist natürlich die Wissenschaft der Beobachtung nicht schuld, die vielmehr der Stolz unseres Jahrhunderts ist; sondern die kritisch-philosophische Unfähigkeit, das banausische dreiste Schlußziehen, die federleichte Handhabung der Analogie.

Das Remedium gegen diese einreißende Barbarei empfiehlt sich gerade nicht durch seine Bequemheit. Den alten Kant heute studiren, gilt für obsolet; aber der alte Kant ist in neuer Gestalt zur Welt gekommen, in welcher er der mitraisonnirenden Masse und deren Heerführern nicht besser zu munden scheint. Die Kritik der reinen Vernunft heißt heute Physiologie der Sinne; diese erweist noch viel ausführlicher und an der Hand von Thatsachen die absolute Subjectivität unserer Empfindungen, Gefühle, Anschauungen, Vorstellungen, Gedanken und Wollungen. Die Subjektivität oder der Subjektivismus eignet zwar

allem was Menschengesicht trägt und normal konstruirt ist; aber durch die Erweiterung des Kreises von einem Menschen auf den Menschen ändert der Kreis seine Form, seine Abgeschlossenheit nicht. Er umschließt eben den Menschen, nichts als den Menschen. Und diese Schranke ist wohlthätig, heilsam. Sie weist den Menschen, die Menschen, die Menschheit in psychologisch-ethischer Beziehung auf sich an, läßt die allgemeinen Natur-Analogieen draußen, da wo sie hin gehören, und ermöglicht so erst die auf den Menschen bezügliche praktische Wissenschaft: die ächte, nicht geträumte, wahrhaft empirische Psychologie, frei von allen metaphysischen Voraussetzungen und Erschleichungen; die Begründung der wahren Aesthetik, deren Lehrsätze bisher stets aus Wolkenkuckucksheim auf die Erde herabstürzten; eine gesunde, unverblümte, ehrliche Ethik oder Moral, abgezogen von den socialen Zuständen und Verhältnissen in ihrer Entwicklung; als Korollar dazu und Folgerung daraus eine richtige Geschichtsbetrachtung und Politik — lauter Dinge, die bisher von veralteten Standpunkten aus, oder im Dienste der Macht, oder mit sträflicher gewaltthätiger Neuerungssucht obenhin betrieben wurden, und obendrein mit einem solchen Durcheinander der Meinungen und Behauptungen, daß alles gemeinsame Empfinden und Wollen in der Gesellschaft zur Unmöglichkeit geworden ist. —

Wenn Hr. Jakob Frohschammer den Kreislauf der Hypostasirung menschlicher Eigenschaften und Funktionen mit der Vergötterung der „Phantasie" abschließt, so läßt uns dagegen Hr. Wießner in Prag noch die Hoffnung auf ein letztes System ontologischer Metaphysik. Außer unseren Eigenschaften und psychischen Funktionen haben wir ja auch noch Anschauungsformen oder Möglichkeiten der Sinnesanschauung. Kant statuirte deren zwei: Raum und Zeit. Den Raum hat Hr. W. durch einem salto mortale „vom Punkt zum Geist" mit Beschlag belegt, indem er den Loch- oder Porengott, das absolut Leere, als höchstes Wesen, selbst bewußt, Persönlichkeit, proklamirte.

Es bleibt jetzt noch die Zeit zur Verabsolutirung übrig, und wir machen junge Streber auf dieses dankbare Thema aufmerksam. Kritisch dürfen sie freilich die Zeit nicht betrachten, nicht als die Möglichkeit den Wechsel im Nacheinander zu gewahren, nicht als das Gränzverhältniß der Folge; sondern hübsch objektiv, als Entität oder Wesenheit, als etwas das bestände, wenn es weder Menschen noch Thiere auf der Welt gäbe. War in diesem Sinne nicht die Zeit vor Allem, wird sie nicht nach Allem sein, ist sie folglich nicht ewig? Bewegt sich nicht Alles in ihr, ist sie nicht die Allumfasserin, die Allerhalterin? Hat nicht schon Prometheus zu Zeus gesagt: „Die allmächtige Zeit, meine Herrin und Deine"? Ist die Zeit folglich nicht absolut, Gottgebärerin und Gottvernichterin? Lindert die Zeit nicht alle Schmerzen, tröpfelt sie nicht Balsam auf alle Wunden, sie, der wahre Heiland? Ist sie nicht dreieinig, wie schon das Nachtwächterlied singt: „Dreifach ist der Schritt der Zeit"; entläßt sich nicht die Zeit zur Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, welche doch alle drei nur die Zeit, das Absolutum ausmachen?

Die Griechen hatten einmal einen Anflug von der richtigen Metaphysik, als sie den Chronos erdachten, der seine eigenen Kinder fraß; aber sie begingen die Thorheit, das Regiment des Zeitgottes in die Vergangenheit zu setzen und auf ihn den Diespiter oder Tagesvater folgen

Digitized by Google

zu lassen. Das kam aber daher, daß die Griechen zu phantastisch dachten, nicht strenge Metaphysiker, Gedankenbrüter waren; heute aber sind wir weiter, wir vermögen die lustigste Abstraktion zu Cement zu konsolidiren; unsere Luftverdichtungs-Anstalten gehen weit über die Münchhausen'sche hinaus; sie verdichten nicht nur Luft zu Steinen, sondern gleich zu Tempeln, und in die Cella setzen sie den aus Wind verdichteten Gott, heute als Raum- oder Lochgott, morgen als Zeit- oder Schwundgöttin; denn die Zeit ist ja nichts als das von uns angeschaute Schwinden der Vorfälle.

Also macte virtute, und dann Punktum! —

Die Kunstgeschichte auf dem Gymnasium.

Ein Beitrag zur Reform des Geschichtsunterrichts.

Schiller sagt in seiner Antrittsrede in Jena: „Es ist Keiner unter Ihnen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich zum Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte." Und sie umfaßt ein weites Gebiet; denn in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Die Geschichte soll ein Bild der Entwickelung der Menschheit geben. Leider legen noch immer viele Geschichtsleitfäden und noch mancher Unterricht Zeugniß ab von der irrigen Ansicht, die Geschichte fange erst an mit den Kriegen, setze sich zusammen aus Krieg und höre auf, wenn der letzte Kanonendonner verhallt ist; und man erkennt die verhohlene Meinung durch, das — leider unerreichbare — Ideal der Kultur und Gesittung der Menschheit, ein ewiger Friede, unter dessen Palmenzweigen sich alle Kräfte zur Vollkommenheit entfalten können, sei auch das Ende der Geschichte. Läßt sich auch die Nothwendigkeit des Krieges für die Entwickelung der Menschheit nicht leugnen, die segensreichere Aufgabe muß immer der Zeit des Friedens anheimfallen, welche die Früchte des Krieges mit ihren eigenen vereinigt und so den auf einander folgenden Generationen ein fruchtbares Feld zu bieten vermag.

Schiller unterscheidet bei seinen Zuhörern in oben angeführter Rede solche, die ein Brotstudium treiben, und solche, die ein freies Bildungsideal verfolgen. Es ließen sich auch die Unterrichts-Gegenstände eintheilen in solche, die für das spätere praktische Leben Nutzen bringen, und solche, die weiter keinen Zweck haben, als Herz und Geist zu veredeln. Zu den letzteren gehört unstreitig die Geschichte und ganz speciell die Kunstgeschichte. Und sollte wohl das Wort des großen Dichters in seinem zweiten Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen auch auf unsere Schulen passen: „Jetzt aber herrscht das Bedürfniß und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Ideal der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts."

Die Berechtigung der Einführung des kunsthistorischen Unterrichtes in den Lehrplan der Schulen, insbesondere der Gymnasien, ist in der letzten Zeit in bemerklicher Weise Streitobjekt gewesen, nicht unter Pädagogen allein, sondern auch unter Nichtpädagogen; unter den letzteren sind Männer, welche durch ihre bisherige Thätigkeit, durch ihre Arbeiten und Schriften, die Weite ihres geistigen Blickes und das Umfassende ihrer Bildung vor unserem ganzen

Volke hinlänglich dokumentirt haben; Männer, von denen wir überzeugt sein dürfen, daß sie zwischen den geistigen Bedürfnissen eines ganzen Volkes und denen einzelner Klassen zu unterscheiden im Stande sind.

Die vielfachen Stimmen, die zu Gunsten der Kunstgeschichte eine „baldige Aenderung der herrschenden Erziehungssitte" herbeizuführen sich bemühen, haben mit doppelten Schwierigkeiten zu kämpfen. Ein wichtiges Hinderniß erblicken wir in den eingefleischten Schulmännern, die in den bestimmten Geleisen einer Thätigkeit, welche ihnen in der Regel als die allein glücklich machende erscheint, ergraut, zugleich aber auch oft so steif und unbeweglich geworden sind, daß sie in Allem, was sich in diese ihre altgewohnten Bahnen hineinzudrängen versucht, nur Nacht und Finsterniß erblicken und deshalb eine Pflicht zu erfüllen glauben, wenn sie die ganze Welt zum Kampfe gegen die Gespenster des Unterganges laut und vernehmlich herausrufen; während wir im vollständigsten Gegensatze zu ihnen in solchen Bewegungen auf den Gebieten des Geistes eins jener „unendlichen, ewigen, ehernen, großen Gesetze" erblicken werden, nach denen wir Alle unseres Daseins Kreise vollenden müssen. Sodann stellt sich die nicht unberechtigte Sorge entgegen, daß durch Einfügung eines neuen Lehrgegenstandes in den Unterricht der Gymnasien die Ueberbürdung derselben mit Lehrstoff noch vermehrt werde; abgesehen davon, daß aus eben diesem Grunde eine größere Concentration des Unterrichts wünschenswerth, eine ausschließliche „Schulstallfütterung" aber durch sich selber verboten ist.

Nun ist es aber ein bis jetzt noch unangefochtener pädagogischer Grundsatz, daß die geistige Bildung alle Seelenkräfte harmonisch ausbilden müsse. Die Hauptformen, in denen die Thätigkeit des Geistes sich zeigt, sind Denken, Empfinden und Wollen, die ihnen entsprechenden Wissenschaften Logik, Aesthetik und Moralwissenschaft. Das ideale göttliche Dreigestirn, nach welchem der Mensch strebt, ist das Wahre, das Schöne und das Gute. Die Elemente der Logik befördert jeder gute Unterricht, besonders die entwickelnde Form desselben, wie er in den Sprachen und im Rechnen anwendbar ist; der Wille empfängt seine fördernden Antriebe aus der Religion, aus der Geschichte und aus den ethischen Elementen der Literatur. Für die Bildung des Gefühles zu ästhetischen Begriffen und Grundsätzen bietet der Unterricht im Verhältniß zu dem Angeführten wenig. Noch gar zu häufig gilt der Satz: über den Geschmack ist nicht zu streiten; das unmotivirte Wohlgefallen am Absurden und absolut Häßlichen wird endgültig mit dem subjektiven Geschmack entschuldigt, als ob Lessing noch keinen Laokoon geschrieben hätte und das Gebiet der Aesthetik ein so unangebautes Feld wäre, daß jedes noch so abgeschmackte und allen Gesetzen der ewigen Schönheit hohnsprechende Urtheil sich als ästhetische Kritik breit machen dürfe, weil ein subjektiver Geschmack sich doch nicht anfechten lasse. „Die Erziehung muß den Zögling befähigen, sich bei dem Worte schön, welches im dunklem Gefühle täglich tausend Dingen beigelegt wird, ebensoviel zu denken, als er früher empfunden hat." (Schiller.) „Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor und Alle können es nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn wenige stellen es dar, und viele bedürfen es." (Goethe.)

Mit Recht wurde kürzlich darauf aufmerksam gemacht (von H. Krallinger, in den Blättern für das bayerische Gymnasial- und Realschulwesen, 6. Heft), daß zur Bekämpfung der Gedankenarmuth der Schüler die geistige Belebung aller jener Unterrichtsstoffe, denen wir die Erweiterung des Ideenkreises zuschreiben, Pflicht und Augenmerk der Schulmänner sein müsse. Gewiß sind wenig Wünsche so berechtigt wie dieser, und eine Betonung jener Unterrichtsstoffe würde zur Erfüllung desselben beitragen. Wie leicht aber würde die so oft beklagte, so oft gegeißelte Gedankenarmuth der Schüler verringert, ja vielleicht ganz gehoben werden, wenn man der Jugend nur frühzeitig eine Ahnung gäbe von dem Hohen und Herrlichen was im Verständniß der Kunst

liegt! Sie wird dann nicht nur vor vielem eitlen und nichtigen Treiben bewahrt bleiben, sondern es wird auch die Klage der Eltern und Vormünder aufhören, daß die heranwachsende Jugend in den Freistunden keine würdige und bildende Beschäftigung kenne.

Der neueste Schriftsteller, der eine Lanze dafür gebrochen hat, daß auch das Gebiet der Kunstgeschichte nicht länger nur eine Fachwissenschaft der Akademien, Universitäten und Polytechniken bleiben dürfe, ist ein namhafter junger Archäologe und Schüler Brunn's, Friedrich Schlie. Er hat jüngst „zwei populäre Vorträge aus dem Gebiete der Kunst- und Alterthumswissenschaft" herausgegeben, von denen der zweite unsere Frage speciell betreffend, „die Einführung der Kunstgeschichte in den Lehrplan der Gymnasien" behandelt.*)

Schlie ist sich der Schwierigkeiten bewußt, die seinem Ziele selbst von den gewichtigsten Autoritäten entgegengesetzt werden. Nicht die kleinste derselben liegt in der leider sich von selbst ergebenden Beantwortung der unmittelbar praktischen Frage: was ist denn bis jetzt geschehen, um die Verkörperung dieses Planes möglich zu machen, über welche Hilfsmittel verfügt das Gymnasium, welches dem kunsthistorischen Unterricht den Eingang verschaffen will? Schlie führt manches werthvolle Material an, z. B. die Tafeln von Launitz, die Heroen- und Göttergestalten Conze's und andere Editionen. Aber seine Behauptung, daß sich für die Zukunft gewiß noch einmal mit verhältnißmäßig sehr geringen Mitteln ein vollständig ausreichender Apparat an Stichen, Radirungen, Zeichnungen, Photographien und Farbendrucken für jede höhere Schule beschaffen lassen werde, ist zu problematisch, als daß man energisch darauf bauen könnte. Allerdings haben es die vervielfältigenden Künste heutzutage zu einer bewundernswerthen Vollkommenheit gebracht, und auch in Betreff des Kostenpunktes lassen sie „verhältnißmäßig" wenig zu wünschen übrig. Aber zur Beschaffung eines „vollständig ausreichenden" Apparates gehört nicht nur eine bedeutende Summe, sondern auch ein tüchtiges Kapital zur beständigen Mehrung desselben. Das Beste in der Herstellung von Material, welches für Schulzwecke dienlich ist, haben die Engländer geleistet, deren Bemühungen um die Verbreitung gediegener Kunstbegriffe Alles weit hinter sich zurücklassen, was wir auf dem Kontinente mit unzureichenden Mitteln versucht haben. Aber eben unsere wirthschaftlichen Verhältnisse gestatten nur größeren Universitäten und Akademien die Beschaffung jener Sammlungen.

Was nun die unmittelbar praktische Ausführung der These: Einführung der Kunstgeschichte in den Lehrplan der Gymnasien, anbelangt, so behauptet Schlie mit Recht, daß nur eine knappe Uebersicht und damit vor Allem nur die Anregung gegeben werden soll. „Nicht handelt es sich um die Einführung in alles und jedes Detail, sondern um die Hervorbringung großer und bleibender Eindrücke durch die Bilder selber." Schlie ist ferner der Ansicht, daß sich dies „mit einer Stunde wöchentlich von Sekunda an, also mit ungefähr 160 Stunden bis zum Abiturientenexamen hin" erreichen lasse. Wir geben die Möglichkeit zu und zweifeln auch nicht daran, daß die ausreichenden Lehrkräfte sich bald finden werden, wenn nur erst „der Staat mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln seine Einwirkung auf die Ausbreitung der Kunstgeschichte" geltend machen will.

---

*) Kurz nach ihrem Erscheinen wurde diesen beiden Vorträgen (Rostock, Stillersche Buchhandlung 1875) in der „Jen. Ltrtztg." eine breite Kritik aus der Feder des Hrn. Gaedechens zu Theil. Dieser Kritiker scheint vornehmlich durch ein absprechendes Urtheil Schlie's über Kaulbach — ein Urtheil, welches beiläufig von den anerkanntesten Autoritäten getheilt wird — enragirt zu sein. Er nennt Schlie einen Unberufenen auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft und ist der Ansicht, die Vorträge seien besser ungedruckt geblieben. Wir können dem durchaus nicht beistimmen und verweisen auf die überaus lobende und anerkennende Besprechung der beiden Vorträge aus Anton Springer's Feder im neuen Reich, Jahrgang 1875, Nr. 27.

Aber gerade an der einen Stunde, welche Schlie für den Unterricht in der Kunstgeschichte vorschlägt, nehmen die meisten Pädagogen Anstoß; die, eben wegen der besonders anzusetzenden einen Stunde der Kunstgeschichte keine Berechtigung in der Schule zugestehen wollen. Und speciell darin haben sie gewissermaßen Recht; Kunstgeschichte kann und darf nicht als abgesonderte Disciplin auf dem Lectionsplane stehen. Da die Kunst die höchste Blüthe der Kultur eines Landes ist, kann sie als eine Folge der geistigen Entwickelung nur im Zusammenhange mit der Geschichte zum klaren Verständniß gebracht werden. Die Geschichte ohne Hineinziehung der Kunst würde des höchsten Glanzpunktes entbehren, und Kunstgeschichte ohne Voraussetzung der Grundlage in der allgemeinen Geschichte würde interesselos, weil nur die Formen und nicht der Geist, dessen Ausdruck sie sind und in dem sie ihre Quelle finden, gegeben werden könnten. Es ist darum nur vermittelst einer vollständigen Reform des Geschichtsunterrichts die Einführung der Kunstgeschichte — d. h. der Lehre von der Entwickelung der Kunst — in den Lehrplan der Gymnasien zu ermöglichen; und dies ist auch das Resultat, zu welchem Schlie am Schlusse seiner Abhandlung gelangt. „Ich bin des Glaubens, daß, sobald nur erst eine andere Stellung des Griechischen erreicht sein wird, sobald erst der dieser Sprache und ihrer Literatur gebührende Vorrang vor dem Lateinischen zu einer Thatsache geworden sein wird, auch die Kunstgeschichte einen größeren Einfluß gewinnen muß. Man wird erkennen, daß die Größe und Höhe des griechischen Alterthums ganz unmöglich ohne die Kunst begriffen werden kann. Dann wird man der Unterweisung in der Geschichte des Alterthums die in der alten Kunst und (aus ähnlichen Gründen) dem Unterricht in der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit den Unterricht in den entsprechenden Gebieten der mittelalterlichen und neuen Kunst als Parallele an die Seite setzen. Und man wird erkennen, daß man kein neues Fach zu vielen hinzufügt, sondern dem Unterrichte in der Geschichte nur eine Verinnerlichung und geistige Vertiefung gegeben hat; man wird wahrnehmen, daß durch diese Vermehrung die Bildung nicht zersplittert, sondern condensirt wird."

Die in diesen Worten von Friedrich Schlie angebahnte Reform des Geschichtsunterrichts wird, wie wir fest überzeugt sind, nicht nur zum Zwecke der Einführung der Kunstgeschichte als neuen Unterrichtsgegenstandes, sondern auch noch aus andern Gründen, durchgeführt werden. Darüber herrscht nur eine Stimme, daß der ideale Sinn dem jugendlichen Geschlechte abhanden zu kommen droht, und durch den modernen Geschichtsunterricht wird derselbe, wie es doch der Fall sein sollte, kaum genährt. Ist es etwa nur ein Cyrus, ein Alexander, ein Napoleon, welche die Kulturentwickelung der Menschheit bewirkt haben? Sind ihre Eroberungszüge etwa der Bildungsstoff, der die Gemüther der Jugend veredeln soll? Das Perserreich hat seinen Stifter nur um zwei Jahrhunderte überdauert, Alexanders Reich stürzte mit seinem Tode, und Napoleon überlebte sogar seine eigene Macht. Aber die Werke eines Homer, eines Phidias, eines Raphael, eines Thorwaldsen, sie sind unsterblich. Die römischen Kaiser waren längst von ihren Thronen gestürzt, kein Sklave beugte mehr vor ihrer tyrannischen Macht das Knie; aber staunend verehrt in ihren Bildsäulen der menschliche Geist die Künstlergröße, die dem Weltherrscher Unsterblichkeit verliehen. Ja, selbst die Götter wären sang- und klanglos in den Orkus gestürzt, hätte sie ein Homer, ein Phidias nicht vor dem Untergange bewahrt. Die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Stil des Gebäudes, das seine Hülle dazu geben mußte. Die Menschheit hatte ihre Würde verloren, der eiserne Gang der Weltgeschichte hatte sie ihr geraubt; aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen. Sollten wir nur das Vergangene und Vergängliche unserer Betrachtung werth halten und uns von dem Ewigen und Unsterblichen abwenden? Denken wir an des Dichters große Worte:

Mit nachahmendem Leben erfreut der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beſelt, redet der fühlende Stein.
Künſtliche Himmel ruh'n auf ſchlanken ioniſchen Säulen,
Und den ganzen Olymp ſchließet ein Pantheon ein.

Vergegenwärtigen wir uns nun ferner, daß der konfeſſionelle Unterricht, der die Religioſität wecken ſoll, längſt alle Bedeutung verloren hat, daß ſchwerlich eine Schule genannt werden kann, in welcher der ſogenannte Religionsunterricht nicht entweder als ein läſtiger Zwang oder als eine lächerliche Formalität angeſehen wird, ſo liegt die Nothwendigkeit auf der Hand daß dem heranwachſenden Geſchlechte, wenn es nicht allen idealen Sinnes welcher aus Mangel an Nahrung zu verkümmern droht, verluſtig gehen ſoll, ein Erſatz geboten werden muß. Wodurch aber kann dieſer geboten werden, wenn nicht durch die äſthetiſche Empfindung, die hart an die religiöſe anſtreift und mit ihr in Wechſelbeziehung ſteht? Wir Männer werden, jeder in ſeiner Weiſe, der religiöſen Empfindung gerecht und haben gelernt, dieſelbe zu bewahren, und zu läutern, mögen wir immerhin mit beſtimmten Glaubensanſichten im Streite liegen. Ueber dem Kampfe aber haben wir viel von unſerer Empfindungsfriſche und von unſerem unmittelbaren Schwunge verloren. Wir wollen dem wachſenden Geſchlechte unſere herben Erfahrungen erſparen, ihm eine ruhigere, friedliche harmoniſche Bildung verſchaffen, wir wollen, daß es ohne heftige Störungen zu einem beſſeren Gleichgewicht der Kräfte gelange und die alten idealen Anſchauungen ſich wieder erwerbe. Dazu wird am beſten der hiſtoriſche Unterricht verhelfen, freilich nicht jener, wie er bisher vielfach geübt wurde, ſo daß man Alles eher als die Ueberzeugung ſtrengſter Geſetzmäßigkeit und ſtetiger Entwicklung aus demſelben ſchöpft, oder an den Gedanken freier Erhebung des Einzelnen, begeiſterter Hingabe deſſelben an das Ganze ſich labt und erfriſcht. So denken wir uns denſelben ertheilt, daß der Glaube an das ideale Weſen der Menſchheit durch denſelben entzündet, die Tugend der Demuth, weil die Einzelkraft ſo wenig für ſich vermag, gelehrt, aber gleichzeitig auch das Bewußtſein, daß der Einzelne nur in dem Allgemeinen und für das Allgemeine lebt, geweckt wird. Dann aber müſſen auch die reinſten Offenbarungen des menſchlichen Geiſtes, in welchen das Individuum in ſeiner mächtigſten Kraft und in größter Herrlichkeit erſcheint und doch nur als das Organ der Gattung auftritt, in dem Vordergrunde der Schilderung ſtehen.

Wir widmen einer Kunſt, der Poeſie, doch eine ganze Anzahl von Stunden, und mit Recht. Die andern aber ſollen unberückſichtigt bleiben? Schon Ariſtoteles forderte die Jugend zur Betrachtung der Werke des großen Polygnotus auf; ein bedeutendes Gemälde hat genau denſelben Werth wie ein bedeutendes Gedicht; beide haben die gleiche bildende Kraft. Und während die deutſche Literaturſtunde den Schülern häufig eine Ueberfülle biographiſcher Notizen von unſern Dichtern bietet, ſollte ihnen von Raphael nichts weiter bekannt ſein als der Name? — — —

Von dieſen Dingen, wie es ihre Wichtigkeit verdient, ausführlicher zu reden, iſt uns hier verſagt. Iſt es doch nur unſer Zweck, die vielfach beſprochene Theſe: Einführung der Kunſtgeſchichte in den Lehrplan der Gymnaſien, auch einem größeren Publikum vorzuführen und vielleicht einige neue Stützen für dieſelbe zu gewinnen. Denn es ſcheint in der That, wie Schlie in oben erwähnter Schrift richtig bemerkt, als ob unſere Frage bereits zu einer Art geiſtiger Strömung geworden iſt, der man ſich auf die Dauer nicht wird widerſetzen können. Denn „wir erkennen in dieſen auf einen beſonderen Kulturzweig gerichteten Beſtrebungen die Mitgliedſchaft an jenem großen, tief im Weſen der Natur begründeten, das Leben der Einzelnen wie das Leben ganzer Völker vom Anbeginn der Geſchichte her beherrſchenden Zuge und Triebe der Neugeſtaltung auf allen Gebieten phyſiſcher und geiſtiger Thätigkeit".

Hermann Heller.

Selbſtverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthſtraße 8.

Digitized by Google

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 7. September 1877. Nr. 36.

Inhaltsverzeichniß: Was der Türke spricht. — Pariser Briefe XL. — Aus Amerika. Von Dr. Geo. Rachel.

Was der Türke spricht.

Wozu die europäische Staatsmannschaft zusammengeschrumpft ist, davon legt der russisch-türkische Krieg ein Zeugniß ab, welches dereinst die Annalen des 19. Jahrhunderts schmücken wird. Die ganze Weisheit der erlauchten Zunft beschränkte sich im Grunde auf die Frage: Wie man die Osmanli am Vorsichtigsten aus der Welt treiben könnte; denn daß sie hinaus getrieben werden müßten und würden, das war keine Frage. Es war gerade als wenn ein allgemein für schadhaft gehaltenes Gebäude in Brand gesteckt werden sollte und die Nachbaren nur nicht ganz darüber einig gewesen wären, von welcher Seite und wie weit die Flamme zu entzünden sei, wie Jeder am Besten seine Mauer schütze und wem der leergewordene Platz später gehören solle. Daß das Haus brandfest sein, der Pechkranz von seinem Dache auf andere Dächer zurückfliegen könnte, das fiel den hochwohlweisen Herren gar nicht ein.

Als Midhat Pascha Europa Trotz bot und der Conferenz eine Constitution entgegenhielt, da lachten die Herren mit überlegener Miene; Mancher dachte auch wohl, eine Verfassung sei so leicht wie die Feder, mit der sie unterzeichnet worden. Den Sultan Abdul Hamid nahmen sie auf dieselbe leichte Achsel, auf der sie den Sultan Murad und den Sultan Abdul Aziz getragen hatten. Die türkische Armee nun gar erschien ihnen als ein kleines Frühstück für den Herrn der russischen Heerschaaren, und die ganze Besorgniß, die ihnen etwa noch eine Beklemmung verursachte, bestand in dem Gedanken, der Czar möchte zu rasch und zu entscheidend siegen.

Die Voraussicht der Diplomatie ist wohl niemals, seit es eine solche Kunst giebt, so gröblich Lüge gestraft worden, als diesmal. Die türkische Verfassung wird zusehends zur Wahrheit, die zweite Einberufung des osmanischen Parlaments steht vor der Thür. Abdul Hamid sitzt durch den Sieg befestigt auf dem Throne seiner Väter. Die türkische Armee schlägt Schlachten wie einst auf dem Amselfelde, und da Rußland die Kulturhöhe auf die Bajonette pflanzte, so ragt die osmanische Kultur hoch über die slavische hinüber.

Der Philosoph dieser Wendung der Dinge ist der exilirte Midhat Pascha. Zu Paris schlug er jüngst seine Lehrkanzel auf und trug ein lehrreiches Kapitel von geschichtsphilosophischen Axiomen und Maximen

vor. Seine Zuhörer waren die Positivisten, die vorgeschrittenste Sektion des französischen Denkerthums. Und also dozirte der Weise aus dem Orient, der getreue Missionar seines undankbaren Vaterlandes:

„Ich bin glücklich, unter Personen zu sein, die keinen Religions- und Racenhaß kennen." Der Krieg wurde bekanntlich unter Vortragung des gleicharmigen Kreuzes begonnen, und der Panslavismus schürte das Feuer unter der christlichen Inbrunst.

„Die Türkei hat den von christlicher Hand angezettelten, von christlichen Soldaten unterstützten Aufstand überall niedergeworfen, dann großmüthig Friede angeboten und den christlichen Bevölkerungen die politische Gleichberechtigung gewährt." Freie Uebersetzung des braven Seume: „Seht wir Wilden sind doch bess're Menschen!"

„Das religiöse Gefühl hat die Vernunft verdunkelt und den Begriff der Gerechtigkeit auch denjenigen verhüllt, deren Geist hoch über allen Vorurtheilen hätte stehen sollen." Wenn die Menschen im Lande Voltaire's und Diderot's, Kant's und Feuerbach's schweigen, so reden die Flüchtlinge aus dem Orient.

„Was nützt die Religion, wenn sie nicht zur Gerechtigkeit führt?" Ja, was nützt sie?

„Nicht ich brauche Ihnen zu sagen, ob Spanien und die Civilisation dadurch gewonnen haben, daß das Christenthum den Islam aus der Halbinsel verdrängte." Nein, die kühlsten amerikanischen und deutschen Kulturhistoriker haben es gesagt. Philipp III. ist der richtige Vorgänger und das wahre Vorbild für die „Bureaukratie der Seelen", die bereits anfing, sich über Bulgarien zu ergießen.

„Ich bewundere die freisinnigen europäischen Institutionen; aber ich habe nicht zu untersuchen, ob diese Institutionen in Europa mit dem Beistand des Christenthums oder trotz seiner zu Stande gekommen sind." Lieber Midhat, wir treten da auf feurige Kohlen, schreiten wir rasch darüber hinweg! Der Boden brennt bereits, hüten wir unsere Füße! Der Schatten Lessings huscht vorbei, folgen wir ihm zu einsamer Zwiesprache!

„Der Islam hat im Orient die ersten Grundsteine der Demokratie und der Freiheit gelegt." So ein türkischer Großvezier a. D. ist wirklich kompromittirend für die Herren Veziere im Abendland. Der Muhamedaner redet von „Demokratie und Freiheit", für uns längst überwundene Standpunkte, altes Eisen, nach dem Gewicht zu verkaufen.

Was soll man sagen? Die Welt hat sich um und um gekehrt. Die Sonne, die im vorigen Jahrhundert im Westen aufging, in Nordamerika und in Frankreich, hat ihren richtigen Lauf wieder gefunden, sie erhebt sich im Osten und ihre Strahlen, die auf das bedrängte Frankreich niederfallen, heißen „Demokratie und Freiheit". Der starrgeglaubte Islam wird flüssig, er plätschert in den starrgewordenen Occident und flüstert die fröhliche Botschaft: „Demokratie und Freiheit!"

Wir haben es sonder Mühe prophezeit: auch der starre Nordosten wird aufthauen, nachdem die türkischen Schläge das Eis zerschmettert. Auch dort wird die Botschaft vom Sonnenaufgang erklingen, auch dort wird der Ruf des Weisen aus dem Morgenlande ertönen: „Demokratie und Freiheit!" Und dann auf zum fröhlichen Wettstreit zwischen denen, die sich jetzt zerfleischen, auf für „Demokratie und Freiheit", und hinab in die Grube mit „Religions- und Racenhaß"! —

Pariſer Briefe.

XI.

Paris, 26. Auguſt. Mitten unter den politiſchen Streitigkeiten, die ſeit dem 16. Mai ſo viel Staub aufwirbeln, hat Paris eine unerhörte Neuerung vollzogen, die auch ihren politiſchen Hintergrund hat. Die Reſte und Ruinen des Tuilerienpallaſtes ſind von dem Tuileriengarten durch eine breite, makadamiſirte Fahrſtraße getrennt worden. Der Garten iſt nun nicht mehr wie bisher und ſeit Jahrhunderten, ein Zubehör des Pallaſtes, ſondern eine Sache für ſich, eine öffentliche Anlage, ein Square der Stadt Paris, wie der Park Monceaux, der Luxemburggarten und die Buttes Chaumont. Die Tuilerien andererſeits, auch wenn ſie nicht in ſchwarzgeräucherten Trümmern daſtänden, ſondern in der vorigen Pracht, hätten nun keinen Garten mehr. Wiederaufgebaut, werden ſie ein ſtattliches Monument ſein, trefflich zur Aufbewahrung der Dutzende von Kunſtſammlungen, die obdachlos auf den Böden und in den Souterrains des Louvre zuſammengedrängt ſchimmeln und ſehnſüchtig auf ein Lokal harren, — aber nimmermehr eine fürſtliche Wohnung. Die Tuilerien ohne anhängenden reſervirten Garten ſind für ein regierendes Haus ſchlechterdings unbewohnbar. Damit hört aber Paris überhaupt auf, einem Monarchen einen entſprechenden dauernden Wohnſitz zu bieten. Wo ſoll er hin? Im Palais Royal ſitzt der Staatsrath; das Palais Bourbon wird wie früher der Kammer gehören, — und das Elyſee iſt ſchon der Marſchallin zu klein! Es iſt in der That kleiner, als die meiſten hieſigen Miniſterhotels, und das wäre doch gegen alle Etikette. Schon dieſer eine Grund könnte allen Prätendenten, die ſonſt zu leben haben, die Krone Frankreichs verleiden.

Aber ſie haben dafür noch viel triftigere Gründe, die ſowohl in Paris als in den Departements liegen und dem Marſchall bei ſeiner letzten Rundreiſe ſtark zu Gemüthe gegangen ſein mögen. Wenn die Trauben der Monarchie blos ſauer wären, ſo würde es den Füchſen nicht an Geduld zum Warten fehlen; aber die Füchſe warten nun ſchon ſieben Jahre, und der Moment zum Pflücken will nicht kommen. Die Sache liegt eben ſchlimmer: die Trauben ſind faul! Die Franzoſen ſind, um die Wahrheit zu ſagen, zu dumm für eine Monarchie geworden. In ihrem Gehirn iſt bereits der einzige Orden, den ſie haben, die Ehrenlegion, wackelig geworden. Wenn Jemand dekorirt wird, ſo ſehen ſeine Bekannten einander bedeutſam an und man frägt hinter ſeinem Rücken: „Was hat er wohl begangen?“ Was wollen Sie mit einem ſolchen Volke anfangen? Wenn der König oder Kaiſer Niemand mehr ehren kann, wie ſoll er auf Ehrerbietung rechnen? Nicht einmal der Schonung ſeiner Schwächen kann er ſicher ſein bei dieſer übermüthig krittelnden Race, die den Kleinen Alles und den Hohen nichts verzeiht. Sie werden ſagen, man brauche zum Regieren weder Achtung noch Sympathie, es genüge, wenn man gefürchtet ſei. Aber das iſt es ja gerade! Errege mal Einer Furcht in einem Lokal, aus welchem ſoeben hinter einander Drei wie er hinausgeprügelt worden ſind. Das einzige Gefühl, das er den Stammgäſten beibringen kann — und die Stammgäſte ſind das Volk — iſt „ein ſeltſam Fingerjucken“.

Eine ganz andere, reellere Furcht ist es, die den französischen Kleinbürger und Mittelstand zum Anhänger und nöthigenfalls Vertheidiger der Republik macht. Er hat das Bewußtsein, daß, wenn die Republik unterginge, ihm die Schuld davon zugeschoben würde, und daß ihn die nächste Revolution eine grimmige Zeche dafür bezahlen ließe. Ist nicht er, sein Abfall auf der einen, seine Halbheit auf der anderen Seite, die Ursache, daß heute noch Paris anämisch auf das brüderliche Eisen der Provinzialstädte und die Bauernsöhne in und außer der Armee seine Hoffnung setzen muß? Die Departements haben die Hauptstadt abgesetzt und zwar im Namen der Republik; jetzt sind sie gezwungen, die Republik zu halten, wenn sie sich nicht selbst wieder absetzen und die Herrschaft von Paris retabliren wollen. Jeder neue Monarch würde damit anfangen, aus Versailles nach dem, natürlich zuvor neu decimirten Paris hereinzuziehen. Er müßte, um hier leben zu können, Glanz und Größe um sich verbreiten, und doch könnte er Paris nichts geben, ohne es der Provinz zu nehmen. Und wenn auch dies Spiel endlich erschöpft und der neue Thron zu dem Gerümpel der alten geworfen, welche Ausrede hätte dann noch die Halb-Bourgeoisie vor dem Richterschwert der nächsten Revolution zu stammeln? Das ist der Gedanke, der die kleinen Eigenthümer vorwärts treibt, das ist die Furcht, die sie muthig macht, wie schwankende Infanterie, hinter der man Kanonen geladen hat. Freilich darf die socialistische Artillerie nicht auf die den gemeinsamen Feind angreifenden Bataillone schießen. Dies wäre doppelter Verrath: an den Alliirten (die vielleicht froh wären, über Verrath schreien zu können und einen Vorwand zum Auseinanderlaufen zu erhalten) und an sich selbst.[1] Auch muß konstatirt werden, daß bis jetzt sich noch Niemand auf Seiten der Socialisten des Rufes: „Nieder mit der Republik" schuldig gemacht hat, obgleich die Regierung der Herzöge und Bischöfe seit vier Monaten den Mann sucht, der ihr diesen Dienst leistete, und ihn mit Gold aufwägen würde. Selbst die Leute im Exil, die Communeflüchtlinge, die man unter der Anrufung der Republik bekämpft, besiegt, verurtheilt hat und die von einer Monarchie wahrscheinlich rasch die Grenzen Frankreichs geöffnet erhielten, selbst diese stehen, theils als journalistische Mitkämpfer (natürlich anonym), theils mit verschränkten, weil waffenlosen Armen, auf Seiten der Linken. Die republikanische Partei muß also siegen, weil sie nicht einmal eine Ausrede hat, um sich schlagen zu lassen.

Aus Amerika.

Newyork, 5. August 1877.
301 E. 10. St.

Geehrte Redaction!

Das Resultat des neuerlichen Ketzergerichts über Dr. Dühring hat ein eigenthümliches Licht auf die Stellung der deutschen Wissenschaft und ihrer Vertreter zu den herrschenden Gewalten geworfen. Denn es muß jedem Unbefangenen klar sein, daß die Affaire Helmholtz nur der Vorwand war, einen so ausgesprochenen kritischen Geist wie Dühring, der alle Verhältnisse und Personen so unbarmherzig seinem Secirmesser preisgab, los zu werden. Das Byzantinerthum in Wissenschaft und Kunst ist neben Gründungs- und anderem

Schwindel eine der traurigsten Blüthen des „neuen deutschen Reichs". Zu den unentbehrlichsten Hauptwaffen bei dem Kampfe für Titel, Orden u. dergl. mehr gehört die Verhöhnung aller freiheitlichen Tendenzen und namentlich die consequente Herabsetzung und Verkleinerung unserer großen Republik.*)

Einige Werke, welche im Laufe der letzten Jahre über Nordamerika erschienen sind, haben absichtlich oder unabsichtlich dieser Tendenz in die Hände gearbeitet und namentlich Herr Friedrich von Hellwald in Cannstatt, Redacteur des „Auslandes", hat die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, um in der Vorrede zu dem berüchtigten Becker'schen Buche seinen den Vereinigten Staaten nichts weniger als wohlgeneigten Gefühlen Luft zu machen. Er ist zwar schon im hiesigen „Belletristischen Journal" genügend zurechtgewiesen worden, doch hat vor etwa einem Jahre der frühere hanseatische Ministerresident Herr Dr. R. Schleiden in der „Deutschen Rundschau" eine längere Entgegnung auf die Angriffe Hellwald's und Becker's veröffentlicht, welche zu einer weiteren Polemik geführt. Der Redacteur des „Auslandes" hat sich nämlich auch fürderhin seines Schützlings Becker, der entweder nicht antworten will oder kann, getreulich angenommen und fährt in seinem Blatte fort, die Vereinigten Staaten in der beliebten Art und Weise zu bekritteln, alles Ungünstige für unumstößliche Wahrheit nehmend und noch entsprechend ausschmückend und alles, was zum Vortheile unserer Republik gesagt werden kann, anzweifelnd und verkleinernd.

Das Gute als bekannt voraussetzend, übergeht er dasselbe mit Stillschweigen, während alle Mängel vergrößert und mit sichtlichem Behagen breitgetreten werden.

Es liegt nicht in meiner Absicht, eine ausführliche Widerlegung der zahlreichen Irrthümer und Uebertreibungen in diesen Zeilen zu bringen, von denen Hellwald's Expectorationen wimmeln. Die directe Veranlassung meines Schreibens ist eine Aeußerung, welche Toutain in seinem im vorigen Jahre erschienenen Werkchen „Un français en Amérique" thut und welche Hellwald am Schlusse des dritten seiner Artikel mit unverkennbarem Wohlbehagen abdruckt.

Ehe ich jedoch zu dem eigentlichen Thema der vorliegenden Zeilen übergehe, möchte ich doch wenigstens einige Punkte, die durch besondere Unwahrscheinlichkeit oder Irrthümlichkeit glänzen, berühren. — Um die angebliche Indianisirung der Yankee's, die von solchen Autoritäten, wie Toutain, Becker und Hellwald selbst als unzweifelhaft erwiesen hingestellt wird, plausibel zu machen, bringt Hellwald eine Beobachtung Chanikow's als Analogie, welche darthat, daß in Transkaukasien aus häßlichen, rothhaarigen Schwaben in drei Generationen anmuthig geformte, schwarzhaarige und schwarzäugige Georgier und Georgierinnen geworden waren „trotz der unbezweifelten Keuschheit der deutschen Frauen". Dieses Argument ist ein sehr unglücklich gewähltes. Gerade hier in Amerika haben wir genau dasselbe, nur nicht in der von H. befürworteten Weise. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Kinder der häßlichsten deutschen und irländischen Eltern oft von großer Anmuth und Lieblichkeit der Gesichtsbildung sind und den Töchtern und Söhnen geborener Amerikaner in keiner Beziehung nachstehen. Das beweist also nur, daß das hiesige Klima, sowie das von Georgien, ein besonderes körperliches Ebenmaß hervorbringt in den Kindern und Kindeskindern von Eltern arischer Abstammung.

---

*) Leider hat auch Prof. Virchow sich zu einer unbegreiflichen Aeußerung hinreißen lassen, die hier große Heiterkeit erregt hat. Ein Glück, daß Rudolf Virchow in Bezug auf hiesige Verhältnisse keine solche Autorität ist wie in der Pathologie, sonst müßten wir ihm glauben, daß unsere Gesetzgeber „nur mit dem Knüppel bewaffnet in die Sitzungen gehen." Es wird hier am Platze sein, zu constatiren, daß seit 20 Jahren im Congreß auch in den aufgeregtesten Zeiten keine solchen Scenen vorkommen, wie im englischen Parlamente. Der Sklavenjunker Preston Brooks, der vor 20 Jahren einen thätlichen Angriff auf Charles Sumner machte, hat sich in den Augen des ganzen amerikanischen Volkes mit unaussprechlicher Infamie bedeckt.

Was nun die andere Seite der Frage betrifft, so muß ich gestehen, daß es mir mit dem besten Willen unmöglich ist, auch nur die geringste Aehnlichkeit in Gesichtsbildung, Wuchs und Haltung zwischen einem Indianer und einem Vollblutyankee zu entdecken. Der länglichrunde Kopf, das breite Gesicht, die Schweinsaugen, der kurze Hals, die viereckigen Schultern contrastiren so vollständig mit dem schmalen länglichen Kopf, langen Gesicht, langen Hals und abschüssigen Schultern des Yankee, daß nur, wer noch nicht viel Indianer gesehen hat, einen solchen unbegreiflichen Vergleich im Ernste machen kann.

Einen in europäische Kleidung gesteckten Indianer kann man wohl sehr leicht mit einem Chinesen verwechseln, nie aber mit einem Yankee, selbst wenn man von der Hautfarbe absieht. Und das wußte Benjamin Franklin, den Herr Hellwald „unwissend" zu nennen beliebt, aus eigener Anschauung sehr gut und konnte deshalb mit Recht die gelehrten Pariser Akademiker auslachen, die sich ihre Theorie von der Verkümmerung der Yankee's zu Indianern eben auch hinter'm Büchertische zurechtgemacht hatten.

An der unverkennbaren physischen Verkümmerung der Amerikaner, die in den großen Industriestaaten am ausgesprochensten, ja fast ganz allein bemerkbar ist — gerade wie in Europa —, ist eben die kapitalistische Produktionsweise mit ihren Hungerlöhnen, langen Arbeitstagen und dem Pauperismus in ihrem Gefolge einzig und allein Schuld. Sonst müßte das angeblich seit 75 Jahren eingetretene Aussterben der alten Puritanerfamilien schon ein paar Jahrhunderte früher angefangen haben, wie das Klima noch die ursprüngliche „Indianermäßigkeit" hatte, wenn ich mich so ausdrücken darf. Die letzte Angabe entnimmt H. einer Correspondenz der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", die, wie er ausdrücklich bemerkt, von einem „feinen Beobachter in San Francisco" geschrieben sind. Wenn dieser Correspondent jedoch vom „entsittlichenden Boarding-houseleben", von „der Abneigung fast aller Amerikanerinnen gegen die Mühen der Kindererziehung", von „entnervten Modepuppen" u. s. w. als Regel spricht, so verurtheilt er seine ganze Leistung. Dies ist für die Großstädte nur sehr beschränkt wahr, für Mittelstädte und das Land überhaupt aber absolut unwahr! Das Unglück der meisten dieser „feinen Beobachter" ist, daß sie sich einige Monate in den Großstädten aufhalten und dann meinen, sie hätten das amerikanische Volk kennen gelernt. —

Wir kommen nun zur Corruption — eins der beliebtesten Themata für die europäischen Kritiker der Union. Wenn man Otto Glagau glauben darf, so ist dieser Artikel, speciell in Deutschland, gegenwärtig so ausreichend vertreten, daß man sich daselbst wohl kaum zu beklagen haben wird.

Was die politische Corruption anbelangt, so ist sie nur in dem Maaße größer, als das politische Leben ein ungebundeneres ist und daher die überall wirkenden Ursachen der Kapitalwirthschaft, wie auf allen Gebieten so auch auf diesem zur grelleren Entfaltung kommen. Ein großes Correktiv bildet die Preßfreiheit, das freie Versammlungsrecht und die Coalitionsfreiheit*), Dinge die man in Deutschland allerdings nur dem Namen nach kennt und deshalb nicht beurtheilen kann.

Das Mährchen von der Bundesgenossenschaft zwischen den herrschenden Gewalten und der Verbrecherklasse der Vereinigten Staaten wirkt erheiternd und kann man sich nur wundern daß Mentor Hellwald sich dasselbe von Telemach Becker so widerspruchlos aufbinden läßt. Wahrscheinlich hielt er ihn auch für einen „feinen Beobachter". Die einzig denkbare Erklärung ist die, daß Becker von

*) Ich betrachte diese drei Freiheiten als, nächst dem allgemeinen Stimmrecht, die unerläßlichen Vorbedingungen freiheitlicher Entwicklung. Die französische Republik ist keine Republik!

der bekannten Safe-burglary*) gehört oder gelesen. Ein anderer Fall, der auch nur entfernt etwas derartiges ahnen ließe, ist nicht vorgekommen.

Mit der Justiz in irgend einem der modernen Culturstaaten, die sich alle mit Vorliebe „Rechtsstaat" nennen, mich zu befreunden, hat mir nie gelingen wollen. Es gilt überall das uralte Sprichwort: „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen." Eins aber ist gewiß: Herrscht in Amerika in vereinzelten Fällen auf der Richterbank die Corruption des Metalles, so herrscht in Europa an vielen Orten die Corrruption der Gesinnung. Viele Urtheile in Majestäts- und Hochverrathsprozessen werden nur durch die Titel- und Ordenssucht der Richter begreiflich. (Geschworne urtheilen nach Klassenvorurtheilen von denen auch die Schöffengerichte [Schwarze's Patent] sich leiten lassen). —

Den Bestand der heutigen Union für ein unanfechtbares Dogma zu halten, fällt gewiß auch dem rabiatesten Federalisten nicht ein; aber ebensowenig wird ein Freund der Republik wünschen, diesen großen, starken Staatenverband durch Theilung geschwächt und dadurch zum Tummelplatze europäischer Intriguen werden zu sehen. Und darum hatte der Norden — weil er seinen Vortheil und den des Ganzen d'rin sah — ganz dasselbe Recht, den Süden durch Gewalt zur Vereinigung zu zwingen, wie der Süden — weil er seinen Vortheil d'rin zu sehen glaubte — im Rechte war, sich mit Gewalt losreißen zu wollen. Die große Prinzipienfrage, nämlich Abschaffung der Sklaverei fällt erst an zweiter Stelle in die Wagschale.

Da aber H. offenbar der Union ebenso feindlich gesinnt ist, wie er dem südlichen Sklavenjunkerthume gewogen war, so begreift man seine Rodomontaden für Staatenrechte, die jedem Amerikaner jetzt (12 Jahre nach Schluß des Bürgerkriegs) äußerst abgeschmackt und überflüssig vorkommen müssen. Herr Hellwald wird vielleicht erstaunt sein, daß während des jüngst verflossenen großen Strike's speciell seine südlichen Freunde in Maryland und Virginien die Ersten waren, die, obgleich sie genügend Milizen und Constabler hatten, in heller Angst an Präsident Hayes nach Washington um Bundestruppen telegraphirten.

Die Stellung des weiblichen Geschlechtes nimmt einen hervorragenden Platz in H.'s Artikeln ein und ich will derselben, da sie zu meinem Thema in nächster Beziehung steht, noch kurz erwähnen:

Die freie Bewegung der amerikanischen Mädchen ist dem Moralisten H. ein großer Dorn im Auge, und er zitirt den Franzosen Eyma dreimal als Gewährsmann, daß sie sich auf dem „Stromdampfer Männer im Flirting erobern und unverschämt der Gefahren lachen, womit sie sich umgeben."

Fürchterlich!! Ob unter den „Gefahren" der, vielleicht ungeprüfte Dampfkessel des Bootes oder der, sicherlich vielgeprüfte „Swell" mit dem sie sich „umliebt" gemeint ist, darüber lassen uns beide, Hellwald sowohl wie Eyma in verweiflungsvoller Ungewißheit.

Die guten Herren wissen eben nicht oder wollen nicht sehen, daß eine Amerikanerin eine viel selbständigere Person ist, als ein Mädchen anderer Nation. Sie weiß, daß sie auf sich selbst zu achten hat, daß keine Base oder Tante oder irgend welche Sorte von Duenna nöthig ist, um sie zu bevormunden, weil sie sich den jungen Männern mit denen sie zusammenkommt meist völlig ebenbürtig, oft überlegen fühlt. Durch eine in sozialer Hinsicht manchmal übertriebene Bevorzugung der Damen wird eben ein solches Gefühl der Selbstständigkeit erzeugt, welches ein Selbstvertrauen giebt, das die beste Waffe gegen jede Anfechtung bildet. Deßhalb reisen „unschuldige junge Mädchen" ohne allen

*) Während des Prozesses des Privatsekretärs des Präsidenten Grant, O. E. Babcock ließen seine politischen Freunde einem angesehenen Bürger Washington's, Columbus Alexander, aus dem Amt gestohlene Bücher in seinen eisernen Geldschrank spediren, um sein Zeugniß (gegen Babcock) zu diskreditiren. Der Streich mißlang jedoch und das Complott wurde aufgedeckt.

Schutz und Begleitung, wie Schleiden ganz richtig erwähnt, von einem Ende des Continents zum andern. Der Versuch H.'s als Gegenbeweis die in amerikanischen Blättern häufig berichteten Nothzuchtsfälle vorbringen zu wollen, ist ein unglücklicher. Derartige Dinge geschehen nicht in Eisenbahnen und Dampfbooten. Sie werden fast ausschließlich von irischen, deutschen oder farbigen Strolchen an einsamen Plätzen verübt. Daß es dem Herrn Hellwald vorkommt, als ob dergl. hier häufiger sei, liegt nur daran, daß in Bezug auf Neuigkeiten, die Tagespresse in Deutschland viel schlechter bedient ist, als bei uns. Hier wird gleich jedes Ereigniß, Verbrechen, ꝛc. über den ganzen Continent telegraphirt. Eine Vergleichung der Statistik von Verbrechen an der Person für Deutschland und die Union wird nach meinem aus dem hiesigen Wochenblatte „Nachrichten aus Deutschland und der Schweiz" geschöpften Urtheile schwerlich zu Gunsten des ersteren ausfallen.

H. bringt einen neuen Kampfgenossen in Gestalt des Herrn Prof. Friedrich Ratzel. Derselbe schildert die „Dutzendamerikanerin" folgendermaßen: „Sie ist oberflächlich, gefallsüchtig, körperlich vom Puppengesicht abwärts schlecht ausgestattet, und trotz ihrer 21 Jahre schon mit Schminke verschmiert, daß man sie nicht ansehen möchte; und da sie in ihrem verkümmerten Körper, ihrem ärmlichen, affektirten Geist, ihrem übertriebenen, geschmacklosen Putz, ihrem von Natur und Einfachheit möglichst weit entfernten Wesen einander auf's Haar gleichen, kennt man sie schon von weitem." Nun, das Bild mag für die „Dutzendnewyorkerin" richtig sein, so wie es ja auch auf die „Dutzendwienerin" oder „Dutzendpariserin" paßt. Die übrigen elf vom Dutzend aber, das kann ich dem Herrn Hellwald versichern, sind ganz gewiß anders und die hat sich der Herr Prof. Ratzel wahrscheinlich nicht so genau angesehen, weil sie ihm nicht „von weitem" auffällig und deshalb beachtenswerth erschienen. Wenn er sie sich allerdings zu bestimmten Tageszeiten im Broadway oder in der fünften Avenue oder aber zu bestimmten Jahreszeiten in Saratoga oder in Longbranch aufsucht, dann wird sich das natürliche Verhältniß umkehren. Die beiden gelehrten Herren vergessen, daß das „ethisch Schöne" überall die Ausnahme bildet und das Mittelmäßige (nicht das Schlechte, Herr H.!) die Regel. Was würde man von einem „Gelehrten" denken, der die Engländer und Engländerinnen nach den Urbildern der im Punch und im Judy so trefflich gekennzeichneten Flunkeys und fashionable ladies beurtheilen wollte? Die Sorte ist auf der ganzen Welt dieselbe. So wenig aber wie man nach ihnen die „Deutschen" oder die „Französinnen" im Allgemeinen beurtheilen soll, so wenig darf man, will man der Wahrheit die Ehre geben, die „Amerikanerinnen" nach solchen Modepuppen verurtheilen.

Nachdem Ratzel also vom „ärmlichen affektirten Geiste" der Amerikanerinnen gesprochen hat, constatirt er auf der nächsten Seite, daß die amerikanische Frau, weil sie in Allem was man Bildung zu nennen pflegt, sehr weit über dem Manne steht, zur Selbstüberschätzung käme, welche sie (horribile dictu!) ihre natürliche Stellung verkennen läßt — und, möchte ich hinzufügen, von einer großen Rücksichtslosigkeit gegen den ihr von Prof. Ratzel zudiktirten „ärmlichen und affektirten Geist" zeigt. Nun, ich glaub's wohl, daß für einen „Münchener Professor" die natürliche Stellung der Frau nur unter dem Manne gesucht werden kann. Denn ich entsinne mich kürzlich gelesen zu haben, daß die Frauen in München nicht einmal ihre eigenen Prostitutionskarten lösen dürfen, sondern daß die edlen Ehemänner erst vor der Polizei ihre Einwilligung zu Protokoll geben müssen! Und das bringt mich auf die Tiraden über die Unheiligkeit der Ehe, die Engelmacherei, die Abortionisten u. s. w., Sachen, die in europäischen Großstädten in ebenso ausgedehntem Maße vorkommen, nur daß da noch mehr geheuchelt und vertuscht wird, als hier, wo eine größere Offenherzigkeit herrscht.

Diese Auswüchse des gegenwärtigen Gesellschaftssystems sind in allen Culturstaaten zu finden und treten am grellsten da hervor, wo der Bourgeois-

ſtaat am unverfälſchteſten entwickelt iſt. Daß man dieſelben Erſcheinungen auch in Europa zu begreifen verſucht, beweiſt die jüngſt in England verbotene Schrift der Mrs. Beſout und des Charles Bradlaugh. Natürlicher Weiſe iſt deren Enthaltſamkeitspredigt nur eine andere Form derjenigen Unnatur, über die ſich Ratzel und Hellwald ſo entſetzen, wenn ſie in Amerika zur öffentlichen Kenntniß gelangt, die ſie zu Hauſe aber ignoriren.

Wenn H. einigermaßen mit den mediziniſchen Verhältniſſen hier vertraut wäre, ſo könnte es ihm nicht paſſiren, die Philadelphier Schwindelanſtalt des Dr. Buchanan als eine anerkannte Univerſität aufzuführen.*) Ueberhaupt iſt gerade der ärztliche Stand in den letzten Jahren, was ſpeciell die Ethik, das collegialiſche Einverſtändniß und die innere Organiſation anbelangt, ganz bedeutend gehoben worden und hat auch beim Laienpublikum bedeutend an Anſehen gewonnen, da alle des Schwindels und der Quackſalberei Verdächtigen, ſowie alle, die ſich unehrenhafter Handlungen und uncollegialiſchen Benehmens ſchuldig machen, aus den genau geführten Liſten der ordentlichen Aerzte geſtrichen werden.

Was den Ausfall H.'s betrifft, der in der offenbaren Abſicht zu verletzen geſchrieben iſt: „Was die in 18 bis 24 Monaten per Dampf promovirten Aerzte taugen, beweiſt die Achtung, welche ſie in Europa genießen," ſo kann ich nur erwidern, daß beides unwahr iſt. Auf jedem mediziniſchen College muß der Mediziner drei Jahr ſtudiren und ferner bewieſen die Wiener Profeſſoren voriges Jahr dem Dr. Bogemann von hier ihre Achtung, indem ſie ſich von ihm eine neue Operationsmethode zeigen ließen. Alle die Koryphäen der europäiſchen Medizin, welche zum internationalen mediziniſchen Congreß herüberkamen, können Herrn H. über ſeine Anſichten von den hieſigen Aerzten eines Beſſeren belehren.

---

*) Wie es dieſer oft beſtrafte Schwindler treibt, erhellt aus der folgenden Notiz aus der New-Yorker Staatszeitung vom 6. Auguſt:

„Doctor Philadelphiae". Am 30. Juli erhielt Dr. Nagle, Regiſtrator des Civilſtand-Regiſters, folgendes Schreiben:

Electic Medical College of the City of New-York
No 1 Livingſton Place. New-York, 30. Juli 1877.

Dr. John T. Nagle.

Geehrter Herr! Ich habe die Ehre, den Empfang Ihrer Zuſchrift vom 23. Juli anzuerkennen und Ihnen mitzutheilen, daß die „National Medical Aſſociation of Philadelphia" eine betrügeriſche Anſtalt iſt. Herr B. Hock, deſſen Sie in jenem Briefe erwähnen, hat ein Diplom von dem „Electic Medical College of Philadelphia", das unter der Controlle eines Mannes, Namens John Buchanan, ſteht. Alle Unterſchriften ſind falſch, und werden von keiner mediziniſchen Fakultät in den Verein. Staaten anerkannt. Irgend ein in Philadelphia ausgeſtelltes Dokument mit der Unterſchrift „John Buchanan M. D." iſt eine Fälſchung. Buchanan betreibt den Verkauf von Doktor-Diplomen und Certifikaten als ein Gewerbe, und es liegt im Intereſſe Ihres Departements und des größeren Publikums, daß Sie Hock zwingen, ſein Diplom zur Prüfung vorzulegen. Hock's Diplom mag möglicher Weiſe von dem „American Medical College" oder einer anderen Anſtalt ausgeſtellt worden ſein, da Buchanan unter unſerem Namen ſein Geſchäft betreibt und Hock eines der von Buchanan ausgeſtellten Diplome hat. Vielleicht iſt es Ihnen möglich, das Diplom in Ihre Hände zu bekommen und den Betrug ſofort zu entdecken.

Achtungsvoll
Dr. Robert J. Newton,
Präſident.

Auf Grund dieſes Schreibens befahl Dr. Nagle, daß alle von B. Hock, der in No. 288 Dritte Str. ein Bureau hat, ausgeſtellten Todtenſcheine ohne Weiteres den Coroners zur Unterſuchung zuzuſtellen ſeien. Geſtern wurde ein von Hock ausgeſtellter Todtenſchein über das Ableben der 7 Monate alten Anna Federlein, No. 113 Pitt Str. dem Coroner Flanagan zur Unterſuchung zugeſtellt.

Daß die amerikanischen Universitäten mehr leisten könnten, als sie thun, das wissen eingeborene Amerikaner sehr gut und rathe ich H. den Artikel von Prof. Clarke an der Cincinnatiuniversität zu lesen, welchen derselbe unter dem Titel: **American Colleges versus American Sciences** in dem Augusthefte des **Popular Science Monthly** vom vorigen Jahre veröffentlicht hat.*) In der vorhergehenden Nummer derselben Zeitschrift befindet sich ferner ein Bericht von einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften, in welcher dem **Dr.** John W. Draper die Rumford-Medaille überreicht wurde in Anbetracht seiner lange Zeit einzig dastehenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Wärmelehre und seiner originellen Spektraluntersuchungen. Es ist das derselbe, der zuerst Spektralanalyse trieb, wenn auch ohne Fernrohr, und zahlreiche Entdeckungen machte, die Bunsen und Kirchhof erst 13 Jahre später veröffentlichten. Er hat im vorigen Monate helle Linien im Sonnenspektrum als dem Sauerstoff und Stickstoff angehörig nachgewiesen und erwarten wir jetzt täglich die Entdeckung als neueste von Europa zu hören. In fernerer Ergänzung der Aeußerung seines geliebten Telemach Becker möchte ich Mentor Hellwald noch darauf hinweisen, daß auch er sich sehr irrt, wenn er meint, „daß die Lehrer und Professoren durchweg, mit wenigen Ausnahmen, Größen unbekannten Ranges sind".

Unter den Astronomen fallen mir ein Watson, Kirkwood und Peters, unter den Geologen Marsh und Dana, unter den Physikern Henry, Myers, Barker, Farmer, Skinner und von den berühmten Medizinern Amerika's läßt sich ohne Ausnahme behaupten, daß sie Professuren hielten oder noch halten, wie Mott, Buck, Sims, Thomas, Emmett, Peasley, Groß, Hunt, Bigelow, Clark, Sands, Wood, Lombard, Loomis, Sayre, Hammond, Seguin, Brown-Séquard, Hamilton, Flint und viele Andere. In letzterem Zweige kann ich mehr nennen, weil ich da besser zu Hause bin.

Ueber die 22 Jahre alte Correspondenz, die H. aus seinem Archive aufgestöbert hat, kann man schnell hinweggehen. Die Weisheit des „alten Schweden" über die sechs Ursachen des Unglücks**) wirkt komisch, wenn sie in der Art und Weise allen Ernstes angewendet wird, wie dies von dem Correspondenten geschieht. Ich möchte im Hinblicke auf das herrschende Gesellschaftssystem der Ausbeutung der Arbeiter durch die Kapitalisten diese 6 Ursachen auf diese eine zurückführen.

1) Eigennutz wird so lange dem Einzelnen zum Schaden gereichen als er von einem Andern abhängig ist; ist jeder blos von der Gesammtheit abhängig, so fällt mit der Ursache, der Profitmacherei, auch die Wirkung, der Eigennutz.

2) Heimlicher Haß existirt so lange, als der gerechte Zorn über ungerechte Ausbeutung und Unterdrückung nicht laut werden darf. Dann macht er sich in Revolutionen Luft. (Der große Prophet hätte hieraus eigentlich den Sklavenhalterkrieg voraussagen sollen.) Der letzte große Strike dahier war das Vorspiel der großen socialen Revolution, die der „heimliche Haß", welchen das herrschende Gesellschaftssystem in allen Ländern gegen die müßiggehende Ausbeuter- und Unterdrückerklasse hegt und pflegt, überall in Scene setzen wird, wenn man nicht bald Concessionen macht.

3) Verachtung der Gesetze entspringt einestheils aus dem Bewußtsein der Ungerechtigkeit derselben, da sie überall zu Gunsten der herrschenden Klasse von dieser selbst gegeben werden und anderntheils aus dem Bewußtsein der letztern, daß sie die Gesetze ungestraft übertreten darf, siehe Strousberg und Gen. drüben und die Eisenbahnkönige und andere Ringschwindler bei uns.

---

*) Im Jahre 1713 fand man in einer Kirche eine Inschrift, welche die untengenannten sechs Ursachen als für Schweden's Unglück verantwortlich bezeichnete.

**) Einen Auszug veröffentlichte ich im Milwaukee Freidenker im September oder Oktober. (S. auch „Wage" von 1876 S. 533. Red.)

4) Sorglosigkeit um das allgemeine Beste ist eine Folge davon, daß der Staat sich nicht um seine Angehörigen kümmert und ihnen für ihre Arbeit ein menschenwürdiges Dasein garantirt. Jetzt muß eben Jeder für sich selbst sorgen und daher haben die Wenigsten Zeit und Lust für's Allgemeinwohl zu arbeiten, weil sie nie sicher sind, daß es ihnen speciell zu Gute kommen wird.

5) Leichtes Vertrauen zu allem Ausländischen entspringt aus der Sucht nach neuen Genüssen, namentlich bei denjenigen, die sich alle einheimischen in Hülle und Fülle verschaffen können und verdankt daher seinen Ursprung derselben Quelle wie der Luxus, nämlich dem ungebührlichen Reichthume Weniger, der erhalten wird durch die Massenarmuth und das Massenelend der hungernden Arbeiter.

6) Unauslöschlicher Neid gegen das Verdienst der Landsleute ist eine Folge des bis auf den heutigen Tag blühenden Personenkultus und kann nur dadurch beseitigt werden, daß in der Armee des Fortschritts und der Freiheit keine Rangordnung existirt und einer nicht mehr gilt als der andere.

Auch die Prophezeihung, daß sich geträumte goldene Berge als — Schaftriebe erweisen würden, ist nicht neu und zwar ist die gegenwärtig bestehende Weltkrise in allen ihren Phasen von Karl Marx und seiner Schule aus wissenschaftlichen Gründen vorausgesehen und vorhergesagt worden. —

Ich komme nun zu demjenigen Passus, welcher die directe Veranlassung war, daß ich diese Zeilen an Sie richtete.

In seinem dritten Artikel in Nr. 25 des „Auslandes" schreibt H. auf Seite 493 Folgendes:

„Was übrigens die „unschuldigen jungen Mädchen" anbelangt, so klärt uns Toutain über die Resultate der gemeinschaftlichen Erziehung von jungen Mädchen und Jünglingen, über die man von gewisser Seite nicht genug Rühmenswerthes zu verbreiten wußte, in der Weise auf, welche die einzig natürliche ist und über welche der Kritikus der „Deutschen Rundschau" nachsinnen möge. Auf Toutain's diesbezügliche Frage, betreffend eine jener Erziehungsanstalten, das Oberlin-College, erhielt er zur Antwort: „Soll ich Ihnen die Namen von zwanzig jungen Mädchen nennen, die dasselbe in andern Umständen verließen?"

Die grenzenlose Perfidie, die in diesen Zeilen liegt, ist wirklich etwas noch nie Dagewesenes. Denn angenommen selbst, Toutain's Bericht wäre glaubwürdig, so ist es schmachvoll eine derartige Erfahrung in solcher Weise zu generalisiren und auf das ganze weibliche Amerikanerthum anzuwenden. Es ist dies der cynischste Angriff auf die amerikanischen Frauen, der von Hellwald und Genossen, die doch Erkleckliches darin leisten, noch gemacht worden ist. Fast wäre man versucht, ihm ein summarisches Lynchverfahren, wie es sein Schützling Becker so eifrig befürwortet, von Seiten der geschmähten Frauen Amerika's zu wünschen.

Da ich selbst ein großer Freund und Befürworter des gemeinschaftlichen Erziehungssystems bin und nur Gutes davon gesehen habe, obgleich ich in Klassen unterrichtet habe, wo Mädchen und Knaben bis zu 15 und 16 Jahren zusammensaßen, so schrieb ich unmittelbar nach dem Lesen dieser Stelle an den Präsidenten des Oberlin-College in Ohio und erhielt folgende Antwort, die ich in wörtlicher Uebersetzung gebe:

Geehrter Herr!

Die abscheuliche Verdächtigung der Moralität auf unserm College, welche in dem Citate enthalten ist, das Sie mir mittheilen, ist eine völlig grundlose, böswillige Verläumdung. Ich habe mit Oberlin-College seit seiner Gründung vor 43 Jahren unausgesetzt als Schüler und als Lehrer in Verbindung gestanden und nie ist ein solcher Fall zu meiner Kenntniß gekommen. Auch ist in unserem Lande nie eine derartige Beschuldigung veröffentlicht worden.

Ich erlaube mir Ihnen beifolgend einen Vortrag von mir zu übersenden, den ich über gemeinschaftliche Erziehung und unsere desfallsigen Erfahrungen vor mehreren Jahren in einer Versammlung von College-Präsidenten gehalten habe; derselbe ist damals vielbesprochen und abgedruckt worden. Alle meine Angaben in Bezug auf unser College, die in demselben enthalten sind, sind meines Wissens noch von Niemand angezweifelt worden. Nehmen Sie meinen besten Dank dafür, daß Sie mich auf die betr. Stelle des Toutain'schen Buches aufmerksam gemacht haben.

Ergebenst
Ihr
James St. Fairchild,
Präsident des Oberlin-College.

Dieser mir übersandte Vortrag nun enthält so viel interessantes und für die Frage der gemeinschaftlichen Erziehung, die hier keine Frage mehr ist, werthvolles Material, daß ich in Folgendem ein kurzes Resumé davon geben will.

Oberlin College liegt an der Toledo-Clevelandbahn in der Grafschaft Lorrain, etwa 30 Meilen von Cleveland im Staate Ohio und wurde im Jahre 1833 von Erziehungsfreunden gegründet. Mit etwa 100 Schülern, von denen ein Drittel weiblichen Geschlechts war, fing man an und schon im Jahre 1852 hatte sich die Schülerzahl verzehnfacht. Seitdem hatte Oberlin College immer zwischen elf- und zwölfhundert Schüler, von denen zwischen vier- und sechshundert weiblichen Geschlechts waren, also zwischen einem Drittel und der Hälfte. Im Jahre 1866 studirten z. B. daselbst 1145 Personen, von denen 655 Jünglinge und 490 Jungfrauen waren.

Die Studirenden wohnen meist in dem Städtchen von ca. 5000 Einwohnern, bei Familien; doch sind auch im College selbst Räumlichkeiten für eine beschränkte Anzahl da. Es ist natürlich in beiden Fällen für entsprechende passende Einrichtungen Sorge getragen. Die specielle Oberaufsicht über die äußeren Verhältnisse der jungen Mädchen führt eine Matrone (Lady principal), welcher ein Verwaltungsrath (Ladies' Board of Managers) zur Seite steht, dem die Frauen der Professoren angehören.

Die Klassen sind eingetheilt in den Vorbereitungscursus (Preparatory department), Frauencursus (Ladies' Course), und den eigentlichen Cursus des Colleges (College Course). Der Frauencursus ist vierjährig und umfaßt alle Studienzweige des College-Cursus mit Ausnahme von Differential- und Integralrechnung, Griechisch und einem Theile des lateinischen Unterrichts; dafür wird in demselben Französisch, Zeichnen und mehrere Zweige der Naturwissenschaften gelehrt. Die gleichen Fächer werden in beiden Cursen gemeinschaftlich betrieben. Außerdem steht es aber den Damen frei, den regulären College-Cursus mitzunehmen. Die Anzahl der weiblichen Studenten im vollen Curs ist sehr schwankend. Oft beträgt sie ein Viertel, manchmal nur ein Zehntel der Gesammtzahl. Bis zum Jahre 1866 hatten im Ganzen 84 junge Damen den vollen Curs vollständig durchgemacht und sich das Diplom des Baccalaureus Artium erworben, während 395 den Frauencursus bis zu Ende des vierten Jahres besucht hatten.

Außerhalb des Studirzimmers ist der Verkehr beider Geschlechter ein durch Erfahrung geregelter, aber völlig ungezwungener. In Familien sowohl, wie in der Frauenhalle des Colleges speisen sie zusammen; sie dürfen in den Stunden zwischen 6 und 8 Uhr Abends Visiten machen. Sie verbringen die Pausen zwischen den einzelnen Vorlesungen und Repetitorien zusammen, gehen selbander aus einem Hörsale in den andern, gerade wie es ihnen ihr Schicklichkeitsgefühl und gelegentlich die Andeutungen freundlicher Beobachter eingeben. Wenn des Abends irgend welche allgemeinwissenschaftliche Vorträge stattfinden, so lassen sich die Studentinnen von ihren männlichen Collegen dazu abholen und hin-

führen. Ueber die Stadt hinaus ist ihnen ein gemeinschaftlicher Ausflug nur an bestimmten Tagen, und wo dann besondere Arrangements getroffen sind, gestattet.

Von den Vortheilen der gemeinschaftlichen Erziehungsmethode will ich nur die wichtigsten hervorheben. Daß das System große Ersparnisse erlaubt, daß oft mehrere Geschwister dadurch demselben College gewonnen werden, ist von geringerer Wichtigkeit. Aber Dr. Fairchild versichert, und alle seine Collegen stimmten ihm bei, daß der Trieb zum Studium bei vielen unter den üblichen Einrichtungen indifferent werdenden Studenten einen besondern Sporn erhalte, ein Stimulus, welcher der Sache nach für junge Leute beiderlei Geschlechtes der naturgemäße sei, nämlich der, vor dem andern Geschlechte zu glänzen; daß der belebende und erheiternde Einfluß des gegenseitigen Umganges beide Geschlechter vor krankhaften Einbildungen und einsylbigem, verschlossenem Wesen schützt, wie wir es so häufig an Denjenigen beobachten, die in oft fast klösterlicher Abgeschlossenheit ihren Studien obliegen. Es giebt ihnen eine geistige Elastizität und Frische, eine Leichtigkeit der Bewegung und eine Festigung des Charakters, wie sie sie sonst schwerlich erlangen würden.

Was die Disziplin anbelangt, so ist dieselbe eine ganz vorzügliche. Außer im Vorbereitungscurs, wo es natürlich dann und wann Unkraut auszumerzen giebt (im ersten halben Jahre, der sogenannten probationtime) sind durchschnittlich nicht mehr als zwei Studenten in 10 Jahren, das einemal sogar nur einer im selben Zeitraume relegirt worden. Fairchild sagt darüber: „Ein Jeder fühlt, daß das Urtheil seiner Vorgesetzten über ihn für ihn von großer Wichtigkeit ist und ein männlicher Geist, keine knabenhafte Leichtfertigkeit, beherrscht ihn. Ein Verweis in Gegenwart aller Schüler wird mehr gefürchtet, als eine Relegation unter vier Augen. Der kleinste Verstoß gegen den Anstand, der unter jungen Männern unbeachtet bleibt, ist hier unmöglich und dadurch hebt sich das gesammte Verhalten. Collegetricks (Studentenstreiche) verlieren ihren Werth, weil sie von den „Ladies" ganz gewiß nicht bewundert werden und sind daher völlig unbekannt auf Oberlin College. Ebensowenig gedeihen daselbst geheime Gesellschaften, es giebt sogar absolut keine*). Auf den Spiel- und Tummelplätzen kommen absolut keine derartigen Rohheiten und Flegeleien vor, wie wir sie so oft erwähnen hören. Auch giebt es in der Stadt keine Studentenkneipen, Billardstuben und dgl. weil die jungen Leute, da sie allein dahingehen müßten, kein Bedürfniß dafür haben. Da ferner die Zusammensetzung der College-Bevölkerung derjenigen der Stadteinwohnerschaft so gleichartig ist, so existirt durchaus nicht der Antagonismus zwischen College und Stadt, zwischen Studenten und Bürgern, der sonst ein so unerquickliches Bild im Universitätsleben bildet. Und daher kommt es auch, daß Studenten, die in solcher Uebereinstimmung mit den natürlichen gesellschaftlichen Zuständen erzogen und gebildet worden sind, ihren Platz in der Welt bald finden und ausfüllen.

Dr. Fairchild geht hierauf zur gründlichen Widerlegung der verschiedenen Einwürfe über, die dem gemeinschaftlichen Erziehungssysteme, sowie der höheren wissenschaftlichen Ausbildung der Frau überhaupt gemacht worden sind.

In Bezug auf die Fähigkeit weiblicher Studenten mit den männlichen gleichen Schritt zu halten, ist er der durch langjährige Erfahrung bestätigten Ansicht, daß „die tauglichen und die untauglichen unter beide Geschlechter gleich vertheilt sind". (Es wird Herrn H. vielleicht interessiren, daß dem Studenten und der Studentin kaukasischer Rasse jetzt eine gefährliche Konkurrenz droht in Gestalt von — farbigen Studenten, da wo sie zugelassen werden. Nicht genug,

*) Herr H. geißelt mit Recht die gefährlichen Kindereien bei Aufnahme in dieselben (wird wohl den Freimaurern abgeguckt sein!) Doch wird der Krieg gegen diese geheimen Gesellschaften und gegen das „hazing" der Neulinge jetzt mit Erfolg geführt. Auf den sächsischen Fürstenschulen war letzteres vor wenigen Jahren noch eine „berechtigte Eigenthümlichkeit".

daß Lieutnant Flipper — der erste farbige Offizier in der Bundesarmee — den meisten seiner Kameraden auf der aristokratischen Militairakademie zu Westpoint voraus war, in drei Colleges der Neuenglandstaaten war je ein farbiger Student der beste Schüler!)

Was den gesundheitlichen Schaden, welchen angestrengtes Studium anrichtet, anbelangt, so vertheilt sich derselbe gleich auf beide Geschlechter. (In dieser Hinsicht ist die von Harvard preisgekrönte Arbeit der Frau Doctor Mary Putnam-Jacobi erwähnenswerth, die ganz ähnliche Resultate aufweist).

Den Einwurf, daß Frauen eine andere Erziehung brauchten, als junge Männer, entkräftet Fairchild sehr richtig mit der Bemerkung, daß es sich hier um allgemeine und nicht um geschäftliche oder professionelle Bildung handele und so gut wie Jünglinge und Jungfrauen vom selben Tische essen und doch bleiben, was sie sind, so gut dürfen sie auch dieselbe geistige Nahrung zu sich nehmen. Jede Individualität wird das in sich aufnehmen, verdauen und verarbeiten, was ihr gerade zusagt.

Daß junge Männer leichtfertig oder verweichlicht würden, ist beides gleich unrichtig. Im Gegentheil, die Sinnlichkeit wird durch die Entwicklung wahrer Männlichkeit beim fortwährenden Verkehr beider Geschlechter unterdrückt und es ist dies die beste Art und Weise, um aus Knaben Männer und aus ungeschliffenen Gesellen Gentlemen zu machen. Aber auch die Entwicklung der spezifisch jungfräulichen Eigenschaften: Anmuth, Takt und Würde wird durch die gemeinschaftliche Erziehungsmethode erheblich gefördert. Als Beweis dafür, daß in dem College durchaus keine Viragines und „strong-minded women" erzogen werden — vor welch' letzteren der werthe Herr Fairchild übrigens einen ganz unbegründeten Abscheu hat — führt er an, daß von 84 Ladies, welche den vollen Cursus durchgemacht, beispielsweise 57 sich verheirathet. Von den 27 ledigen seien 4 gestorben, während 20 erst in den vorhergehenden 6 Jahren das College verließen (also noch keine 30 Jahre alt waren).*)

Der Haupteinwurf gegen gemeinschaftliche Erziehung in höheren Bildungsanstalten (denn in Kindergärten und Elementarschulen hält sie Niemand, selbst Herr Hellwald nicht, für unpassend) war jedoch der, daß die jungen Leute, welche gerade zur Zeit der kritischsten Periode des Geschlechtslebens in fortwährendem Verkehr ständen, unbedingt zu Liebeständeleien, wenn nicht noch ernsteren, leidenschaftlicheren Beziehungen Veranlassung finden würden. Unser Gewährsmann findet diesen Einwurf ganz berechtigt und erklärt ausdrücklich, daß man in dieser Beziehung ganz gewiß a priori keine gültige Antwort geben kann, sondern nur die Erfahrung sprechen lassen muß.

Und diese hat nun allerdings, wenigstens in Oberlin-College, zu Gunsten des fraglichen Systems, welches Herr Hellwald unbesehen verdonnert, entschieden. Und Dr. Fairchild giebt uns auch psychologisch unwiderleglich den richtigen Grund für diese wunderbar scheinende Erfahrung, indem er treffend sagt: „Ein junger Mann, dem der Verkehr mit jungen Damen auf die eine oder die andere Weise erschwert oder unmöglich gemacht ist, der seine Vorstellungen aus den

---

*) Ich glaube, es ist hier am Platze, auf die große Entdeckung des Franzosen Eyma zurückzukommen, die Hellwald als epochemachend nachdruckt, daß nämlich „die große Aufgabe der amerikanischen Mädchen dahin geht, Männer zu finden und sie deßhalb die Fallstricke zu einer besonderen Kunst ausgebildet haben, mit denen sie die Unerfahrenen umgarnen"! Die „Unerfahrenen" kommen wahrscheinlich aus Frankreich und aus Schwaben, wo es offenbar völlig unbekannt ist, daß das erste Ziel aller Familienhäupter heutzutage das ist, daß die Töchter „gut verforgt, d. h. verheirathet" werden, wonach sich die Töchter dann richten. Ich wette, wenn Herr Hellwald diese neue Entdeckung Eyma's seinen Cannstätter Mitbürgerinnen mitgetheilt hat, so wird er kaum den stürmischsten Nachfragen um genauere Präcisirung dieser „zur Kunst ausgebildeten Fallstricke" (o deutsche Grammatik!) entgangen sein. — Moral: Blinder Eifer schadet nur!

Idealen der Dichter und Romane schöpft und keine richtige Würdigung der Wirklichkeit haben kann, er ist in steter geistig-sittlicher Gefahr. Die Frauen, die er sieht, schmückt ihm seine Phantasie mit allem Unmöglichen aus, sie sind ihm „des Tags Gedanke und sein Traum bei Nacht" und erscheinen ihm stets mit übernatürlichen Reizen ausgestattet und in übermenschlicher Lieblichkeit. Würde er ihnen täglich im Hörsale begegnen, sich mit ihnen messen im geistigen Kampfe, sei es beim Vortrage eines Gedichtes oder bei der Lösung eines algebraischen oder trigonometrischen Problems, ja sollte er nur am gemeinschaftlichen Mittagstisch sich davon überzeugen, daß sie nicht von Nektar und Ambrosia oder gar von Blüthenstaub leben, sondern, gerade wie er, von Supp', Gemüs und Fleisch und Butterbrod — so könnten ihm dergleichen Phantasien nichts anhaben. Seiner Einbildungskraft würden realere Anhaltspunkte geboten und dadurch seine Ideale mehr der Wirklichkeit entsprechen. Es ist jedoch auch eine falsche Annahme, daß solches gemeinschaftliches Studium das Leben prosaisch trocken mache und ihm alle Romantik nähme, sondern es ist dies thatsächlich die beste Art und Weise, junge Leute in dergleichen delikaten Angelegenheiten zu vernünftigen Ansichten und einer ehrenhaften Handlungsweise zu erziehen."

„Aber", fährt unser umsichtiger Gewährsmann fort, „noch größer ist für einen jungen Mann die Gefahr, daß er von den Frauen im Allgemeinen eine zu niedrige Meinung sich bildet; sinnliche Naturen, welche obendrein durch die oft beliebte Abgeschlossenheit zur Misanthropie neigen, sind einer solchen traurigen Verirrung oft ausgesetzt. Es läßt sich kaum ein unglücklicherer Fehlgriff denken, als diese Verachtung und das Niedrigdenken vom weiblichen Geschlechte. Unmöglich kann dies den befallen, der mit edlen und reinen Frauen verkehrt. Es ist deßhalb unerläßlich daß jeder junge Mann die Mädchen genau so kennen lernt, wie sie sind und seinen Träumen, seien sie nun schön oder häßlich, entsagt. Dann wird er die Frauen achten lernen und finden, daß sie seines Vertrauens und seiner Zuneigung würdig sind, und dies wird ihn auf der einen Seite ebenso vor verliebten Thorheiten bewahren, wie auf der andern vor einseitigem Weiberhaß."

„Gewiß ist allerdings, daß unter vielen Hunderten von jungen Leuten etliche sein werden, die doch zu allerlei Jugendthorheiten sich hinreißen zu lassen geneigt sind; doch giebt es meines Erachtens kein unfehlbareres Correktiv für derartige versuchte Extravaganzen, als gerade den gesunden Sinn für Wohlanständigkeit, welcher in einer Gesellschaft ordentlicher junger Leute herrscht und der mit der öffentlichen Meinung irgend einer menschlichen Gemeinschaft gleichwerthig ist."

Natürlich ist eine genaue, aber durchaus nicht kleinlich-verletzende Ueberwachung geboten. Doch können am Ende nur Maßregeln von Werth sein, die der gesunde Menschenverstand der Studenten beiderlei Geschlechts für richtig erkannt hat.

„Aber wird nicht trotzdem eine Anzahl junger Leute in ein so nahes Verhältniß zu einander treten, daß sie sich, vielleicht ehe sie ihren Cursus vollendet haben, ehelich verloben?" So fragt unser gegen alle Einwürfe gerüsteter Autor und antwortet:

„Ganz gewiß ist das der Fall! Und wenn das unsers Systems Verurtheilung ausmachte, so wäre es so gut wie verloren. Aber ist das einerseits in Anbetracht des durchschnittlichen Alters der Studirenden etwas ganz Natürliches, so ist andererseits der wichtigste Gesichtspunkt der hierbei in Betracht kommen kann, der: Können Verbindungen für's ganze Leben unter günstigeren Bedingungen in Bezug auf gegenseitige Beurtheilung des Charakters und aller anderen Eigenschaften geschlossen werden? Sind hier nicht die denkbar günstigsten Umstände in Wirksamkeit, um das Schließen übereilter Ehen oder die Verlobung von jungen Leuten zu verhüten, die nicht zu einander passen? Ich behaupte, daß wenn das gemeinschaftliche Erziehungssystem mit diesem einen

Punkte stehen oder fallen sollte, seinen Befürwortern durchaus nicht bange zu sein braucht."

Nachdem Dr. Fairchild noch eine längere Besprechung der Möglichkeit von vereinzelten Fällen von Immoralität in gemischten Colleges, wie sie ja auch in Frauenseminarien dann und wann, in Colleges für junge Männer gewiß häufiger vorkommen, hat folgen lassen, schließt er den betreffenden Abschnitt mit den Worten: „Es gab eine Zeit, in welcher ein einziger derartiger skandalöser Vorfall in einem solchen Institute für beide Geschlechter die Methode vollständig in Mißkredit gebracht und absolut unmöglich gemacht haben würde. Diese Zeit liegt ein Menschenalter hinter uns und (Dank der gütigen Vorsehung — kann unser Doctor theologiae nicht umhin hier einzuschalten) können wir jetzt nach mehr als dreißigjährigem Erfolge zum allermindesten auf eine unparteiische Beurtheilung Anspruch machen."

Ich bemerke noch, daß eine große Anzahl ähnlicher Institute in den Vereinigten Staaten bei ungefähr gleicher Einrichtung wie Oberlin-College genau dieselben Erfahrungen gemacht hat; ferner ist die Majorität der deutsch-amerikanischen Pädagogen im Prinzipe und, wo es äußerer Umstände halber angeht, auch in der Praxis der gemeinschaftlichen Erziehungsmethode zugethan. Vielleicht, daß Herr H. es jetzt begreiflich findet, daß man „über diese Methode von gewisser Seite nicht genug Rühmenswerthes zu verbreiten wußte". Möge er „darüber nachsinnen", wie sich diese Thatsachen mit seinem apodiktischen Ausspruche vertragen, daß Resultate à la Toutain die „einzig natürlichen" dieser Methode seien. Nur ein der letzteren so durchaus abholder Kritiker wie Herr H. konnte die von Dr. Fairchild als „unbegründete, abscheuliche Verleumdung" bezeichnete Behauptung Toutain's für unumstößliche Wahrheit halten.

Daß H. in seinem Urtheile über Quellen — wenigstens was die Presse anbelangt — nicht sehr zuverlässig ist, beweist der Ausspruch: „Der „New.-Y. Herald" sei nicht mehr und nicht minder verdächtig als alle übrigen Journale auch." Nun ist aber in der ganzen Union der „Herald" als das unzuverlässigste Blatt der Welt bekannt, während Blätter wie „New.-Y. Tribune", „New.-Y. Times" und manche andere sich getrost, in Bezug auf Zuverlässigkeit und Ausführlichkeit der Nachrichten, mit den größten europäischen Blättern messen können, wenn sie sie nicht sogar oft übertreffen. —

Nehmen Sie, geehrte Redaction, meinen aufrichtigen Dank für die Bereitwilligkeit, mit der Sie dieses Schreiben, dessen Hauptzweck die Abwehr einer abscheulichen Verleumdung der amerikanischen Frauen war, aufgenommen haben.

Hochachtungsvoll

Dr. Geo. W. Rachel.

„Die neue Gesellschaft", Monatsschrift für Socialwissenschaft.

Herausgegeben von Dr. **F. Wiede.** — In Heften von 3½ Bogen. Vierteljahrspreis 3 Mark.

Das erste Heft wird enthalten: Vorwort vom Herausgeber. — Die Strömung in der Gesellschaft wider den Socialismus von Dr. **A. Dulk.** — Ueber die natürliche Zuchtwahl in der menschlichen Gesellschaft von Dr. **A. Schaeffle.** — Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Oesterreich von **Joh. Most.** — Wissenschaftliche Ketzerverfolgungen der Neuzeit mit Rücksicht auf die Zukunft der deutschen Universitäten von Dr. **Ludwig Büchner.**

Die weiteren Hefte werden vermuthlich enthalten: 1) Fortsetzungen einiger Arbeiten des ersten Heftes; 2) Die medicinische Wissenschaft und die Socialreform von Dr. **Aug. Theod. Stamm.** — Die Utopia des Thomas Morus von Prof. **S. Vögelin.** — Plato's Staat von **C. Lübeck.** — Ueber die Bevölkerungsgesetze von Dr. **F. Wiede.** ꝛc.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Kranzenstraße 42.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 14. September 1877. Nr. 37.

Inhaltsverzeichniß: Socialistische Zeitschriften — Eine Gotteslästerung aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. — „Das Denken in der Medicin." — Literatur. — Neue Bücher.

Socialistische Zeitschriften.

Die Ankündigung, daß vom 1. Oktober d. J. ab zwei Zeitschriften erscheinen sollen, die sich die wissenschaftliche Erörterung des Socialismus zur Aufgabe stellen, ist einiger begrüßenden Worte werth. Wir zweifeln nicht, daß sehr große Schwierigkeiten sich bei der Ausführung zeigen werden, aber wir halten den Entschluß selber schon für ein sehr bedeutungsvolles Zeichen. Die Gegner des Socialismus machten sich's bis jetzt gar zu leicht. An eine eingehende kritische Würdigung von Werken, in denen ihnen socialistische Lehre in systematischem Aufbau entgegentritt, denken sie nicht, auch fehlt ihnen wohl das Zeug dazu; bei der verdrießlichen Thatsache, daß neun Zehntel der Volkswirthschafts-Lehrstühle an den deutschen Hochschulen mit mehr oder weniger ausgesprochenen Ketzern besetzt sind, drücken sie sich mit einem Witzwort über die: „Katheder-socialisten" vorbei und begnügen sich damit, ihnen Wasser in den Wein zu gießen, indem sie auf deren Congressen die Majoritäten zweifelhaft machen; das große Wort führen sie, wo ihnen bis jetzt kein Gegner entgegentrat, in den Zeitungen und in den Parlamenten. Sind sie einmal, der leidigen allgemeinen Wahlen wegen, genöthigt zum Volke hinunterzusteigen, so verräth sich in jedem Worte das leichte Herz mit dem sie um die Sache selber und deren Entwicklung sich gar nicht gekümmert haben. Und doch ist eine solche Entwicklung gar nicht zu verkennen. Die Formen und Mittel, mit denen die Fortsetzer des Lassalle'schen Werkes die Organisation ihrer Partei durchführen wollten, sind wesentlich andere geworden, in dem Personal der Führer selbst ist ein starker Wechsel eingetreten, ein noch stärkerer in der Kampfesweise. Die Tageblätter der Partei wachsen raschen Schrittes in ihrer äußern Verbreitung, mehr noch an innerer Haltung. Die Energie beruht nicht mehr im rohen Ausdruck, das eigene Denken ist an die Stelle der landläufigen Schlagworte getreten. Nicht daß es ganz an Rückfällen und gelegentlichen Ausschreitungen fehlte, aber das sind natürliche, keineswegs ungesunde Kindergebrechen einer jungen Partei, die aus der Armuth und Noth des Volkes heraufwächst und der gegenüber das Bildungsbewußtsein, will es gerecht sein, wahrlich nicht hochmüthig auftreten darf. Die Vertreter, welche die Partei in den Reichstag geschickt hat, sind auf dem Wege der Verständigung — des Sich verständlich Machens, meinen wir

— sogar noch weiter vorgeschritten, indem sie Anträge zur Gewerbegesetzreform stellten, denen das ärgerliche Schweigen der Gegner zunächst wenigstens das Zeugniß der Discutirbarkeit ausstellte. Das Alles sind Dinge, die bemerkt sein wollen von denen, die in dieser Bewegung das Weltgeschichtliche nicht verkennen und sich nicht mit dem kindlichen Glauben trösten wollen, der scharfe Polizist und der prompt arbeitende Strafrichter seien die Radicalmittel.

Mit den neuen Monats- resp. Halbmonatsschriften ist nun, wie wir hoffen, auch Denen die dem politischen Treiben des Tages fern bleiben, aber dabei doch ihr Interesse für die unsere Zeit bewegenden Ideen bewähren wollen, ein Sammelpunkt gegeben. Das eine der Blätter scheint sich streng in den Rahmen der deutschen socialistischen Partei stellen zu wollen, das andere, in der Schweiz erscheinende steckt seine Grenzen weiter und auch diese Verschiedenheit wird eine gedeihliche sein. Möge das Glück ihnen günstig sein!

Ein Gotteslästerungsprozeß aus dem Ende des 17. Jahrhunderts.

Wenn im Jahre 1632 einer der gelehrtesten und angesehensten Theologen seiner Zeit, der lübeckische Superintendent Nikolaus Hunnius, um den Kirchenfrieden in der durch Streitigkeiten genährten lutherischen Kirche wiederherzustellen, in vollem Ernste den Vorschlag machte, man solle ein sogenanntes **collegium pacificatorium** errichten, bestehend aus zwölf gelehrten Theologen, die allein mit dogmatischen Untersuchungen sich beschäftigen, alle Streitigkeiten beilegen und bestimmen sollten, was in Zukunft als Wahrheit unumstößlich gelten müsse; wenn dieser Vorschlag in vollem Ernste von Vielen gebilligt und sogar etwas später vom Herzog Ernst dem Frommen zu Sachsen-Gotha Schritte gethan wurden, um diesen Vorschlag in Ausführung zu bringen, so beweist das wohl hinlänglich, wie weit sich unsere Väter von Luthers freiem evangelischen Geiste entfernt hatten. Wäre ein solcher Gedanke wirklich ausgeführt, so möchte wohl die Wahl zwischen einem Papste und zwölf Papisten, die nach Hunnius' Meinung noch dazu ihre Nachfolger selbst bilden und erziehen sollten, nicht schwer geworden sein. Die kleine Zahl derer, die an Melanchthon sich anschließend, in Luthers Geist und Sinn, ohne Rücksicht auf irgend eine Art menschlicher Autorität, durch freie Forschung in den Urkunden des Christenthums dasselbe zu entwickeln suchten, ward bald unterdrückt, und die Partei lutherischer Eiferer, die den Buchstaben von Luthers Lehre mit allen seinen dogmatischen Vorstellungen heiligte und an die Stelle der Bibel setzte, erlangte die Herrschaft. Wirft man einen Blick auf die verhältnißmäßig reißend schnelle Verbreitung der Reformation und auf die Art, wie dieselbe vor sich ging, so sollte man glauben, sie habe für die große Masse nur den Zweck gehabt, finsteren Aberglauben zu zerstören, Irrthümer hinwegzuräumen, das Aufbauen von etwas Besserem und Neuem späteren Jahrhunderten überlassend. Sobald aber ein Schaden nur leicht bedeckt und nicht gründlich geheilt ist, treibt er neue Geschwüre hervor. So lange das Menschenleben nicht an seiner Wurzel gesund ist, keimen immer dieselben Irrthümer und Verkehrtheiten, wenngleich in andern Formen, wieder auf. So konnte es geschehen, daß die äußere Gestalt des Papstthums vernichtet ward, während sein innerstes Wesen, sein Hochmuth, seine Herrschsucht und Anmaßung, sein widerchristlicher Geist noch lange auch in der protestantischen Kirche fortlebte, und seine Grundsätze noch gewaltig in den Gemüthern der Menschen herrschten. Daß dieses im 17. Jahrhunderte noch wirklich der Fall war, mag der folgende Vorfall lehren.

Peter Günther, ein Kleinſchmiedsgeſelle, ein geborener Preuße, lebte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Wahrſcheinlich war er von proteſtantiſchen Eltern geboren, doch fehlen beſtimmte Nachrichten hierüber. Günther zeigte ſich bis an das Ende ſeines Lebens als ein Menſch von warmem Herzen, einem tiefen Ernſte und bewundernswerther Feſtigkeit des Charakters, durchaus aufrichtig in ſeiner Geſinnung, empfänglich für höhere Eindrücke, aber von ſehr beſchränktem, man kann wohl ſagen, blödem Verſtande. Schlecht unterrichtet, höchſtens mit einem auswendig gelernten, nicht einmal verſtandenen Katechismus ausgeſtattet, kam er in die Handwerkslehre. Eine Zeit lang machte er mit, was er die anderen Handwerksgeſellen thun ſah, war, wie ſeine Genoſſen, leichtſinnig und roh. Die Leere und das Mißbehagen, welches er bei einem ſo unordentlichen Leben in ſeinem Innern wahrnahm, ließ ihn bald fühlen, daß er ſich nicht in ſeinem Elemente befand; manche Erfahrungen des Lebens mögen ihn zum Nachdenken über ſich ſelbſt getrieben haben.

In ſeinem Gewiſſen geängſtigt, erkannte er, auf wie ſchlechtem Wege er war, und faßte den Vorſatz, von nun an ein anderer Menſch zu werden und nicht mehr mit den Uebrigen in der Gilde ſich dem unordentlichen Leben hinzugeben. In dieſer Stimmung reiſte er nach Danzig. Er glaubte hier nicht beſſer für ſein dunkel gefühltes Bedürfniß Befriedigung finden und für das Heil ſeiner Seele ſorgen zu können, als wenn er die Bekanntſchaft der Jeſuiten ſuchte, weil er meinte und man ihm geſagt hatte, daß ſie von Jeſu herkämen. Er fand Arbeit in ihrem Kloſter und hoffte nun, bei ihnen ſowohl Ruhe für ſein geängſtigtes Gewiſſen, als auch eine Unterweiſung zu erhalten, wie er ein beſſerer Menſch werden könne. Da er aber nach und nach ein gottloſes Leben und viele ſchlechte Dinge an ihnen wahrnahm, ward er irre an ihnen, und da er in der Geſchichte des Chriſtenthums nicht bewandert war, um einzuſehen, wie es mit jener Abſtammung der Jeſuiten von Jeſu eigentlich beſchaffen ſei, ſo war wohl der Schluß ſehr natürlich, daß, wenn ſolche Schelme von Jeſu herkämen, er ſelbſt auch nicht der ſein könne, für den Günther ihn bisher gehalten hatte; ja, er fing an, ungewiß zu werden, ob es auch wohl überhaupt einen Jeſus gegeben habe. Zu tief und ernſt, um die ganze Sache dahingeſtellt ſein zu laſſen und ſich es aus dem Sinn zu ſchlagen, gequält von furchtbaren Zweifeln, verließ Günther das Kloſter und begab ſich zu einem den Socinianern angehörenden Kleinſchmied. Dieſe Sekte ſcheint ſehr wohlthätig auf ihn gewirkt zu haben. Die Socinianer beruhigten ihn nicht nur in ſeinem Gewiſſen und belehrten ihn über die wichtigſten Angelegenheiten des Geiſtes und Herzens, ſondern ſie konnten auch auf ſeine angeſtrebte Beſſerung, um ſo mehr Einfluß haben, als er an ihnen ſelbſt nur ein ernſtes und ſittliches Leben wahrnahm. Allein leider nicht zufrieden damit, ihm behülflich zu ſein, ein guter Chriſt zu werden, wollten ſie ihn auch zu einem Socinianer machen und benutzten abſichtlich oder unbewußt Günthers Beſchränktheit und ſeinen Abſcheu vor dem Unweſen der Jeſuiten, um ihm Alles, was mit ihrer eigenen individuellen Ueberzeugung nicht übereinſtimmte, als jeſuitiſche Betrügerei und von Jeſuiten Erſonnenes darzuſtellen.

Woraus überhaupt die meiſten, wenn nicht alle Sekten der chriſtlichen Kirche entſprungen ſind, das war auch die Quelle des Socinianismus, nämlich Einſeitigkeit, einſeitige Auffaſſung der chriſtlichen Lehre. Bei der Verſchiedenheit der menſchlichen Erkenntnißkräfte, bei den verſchiedenen herrſchenden Geiſtesrichtungen, bei den beſonderen Gegenſätzen, die zu einer beſtimmten Zeit vorhanden ſind, bei den Irrthümern, denen man ſich vorzüglich entgegenſtellt, liegt eine Verſchiedenheit der Anſichten über einzelne Punkte ganz in der Natur der Sache. Sowie aber eine Partei ſich findet, die ihre individuelle, mehr oder minder mangelhafte Ueberzeugung über irgend einen einzelnen Gegenſtand zur objektiven Wahrheit erhebt, oder gar nur ihre beſondere Art und Weiſe, eine Sache im Begriffe darzuſtellen, zur allgemein gültigen machen will, dieſe beſonders ſcharf hervorhebt, ſie als Maßſtab an Anderer Ueberzeugung anlegt,

da entsteht nothwendig eine Sekte. Das war auch der Fall bei den Socinianern. Der Stifter dieser Sekte, Laelius Socinus, ein äußerst talentvoller, tiefer Mensch und vielleicht unter allen Socinianern der einzige originelle Mann, aus dessen Individualität und Leben ihre Lehre allein richtig verstanden werden kann, war Rechtsgelehrter, und es ist unleugbar die einseitige juridische Ansicht von dem Verhältnisse Gottes zur Welt, von der er ausging, der Mittelpunkt seines Systems und die Quelle, aus der alle seine Abweichungen von der christlichen Lehre hergeleitet werden müssen. Um das kanonische Recht aus seiner Quelle kennen zu lernen, studirte Laelius die Bibel. Die Willkür, die Zusätze, die Menge offenbarer Widersprüche mit der heiligen Schrift, die er in dem päpstlichen Kirchenrechte fand, trieben seinen forschenden Geist, das ganze kirchliche Lehrgebäude einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Seine Bekanntschaft mit dem großen Calvin u. vielen Theologen der lutherischen u. reformirten Kirche leistete ihm wesentliche Dienste. Im Wesentlichen stimmte er völlig mit den Reformatoren überein; allein er beging den Fehler, daß er von einem einmal aufgefaßten Gesichtspunkte ausging, Gott nur als Gesetzgeber betrachtend, und was nicht aus diesem Principe sich entwickeln ließ, als unchristlich verwarf. Da er damit eine unbegrenzte Hochachtung vor der Bibel verband, so mußte er natürlich in jene widersinnige, mit der Klarheit dieses Mannes ganz unvereinbare Auslegungsart der heiligen Schrift verfallen, wie wir sie bei den Socinianern finden. Socin hatte es bei seiner Prüfung des kirchlichen Lehrbegriffes zunächst zu thun mit den Bekenntnißschriften der ältereu Kirche, die jedoch auch, wie eine jede Dogmatik, nichts Anderes sind, als ein menschlicher Versuch, das, was als Thatsache oder unmittelbares Zeugniß von unsichtbaren Dingen gegeben ist und den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, durch die Sprache des Verstandes als Wissenschaft darzustellen. Wie weit solche Versuche gelungen sind oder gelingen können, mag dahingestellt sein. Soviel indessen lehrt die Erfahrung, daß über Abstraktionen des Verstandes, deren Wahrheit einzig auf der Richtigkeit der Schlußfolgerungen beruht, noch nie mehrere Menschen sich völlig vereinigt haben. Dazu kam aber besonders, daß Socin's scharfem Verstande die Schwächen u. Blößen der älteren kirchlichen Symbole, besonders in den Bestimmungen derselben über die Trinitätslehre, nicht entgehen konnten. Denn die älteren Kirchenlehrer hatten, um eine dogmatische Einförmigkeit hervorzubringen, die sie im Praktischen hätten suchen sollen, nur zu oft die nothwendigen Grenzen menschlicher Verstandeserkenntniß und menschlicher Sprache in Rücksicht auf unbegreifliche Dinge verkannt und mehr bestimmen wollen, als sich bestimmen ließ. Nicht zufrieden mit der der Sache allein angemessenen Darstellung der Trinitätslehre im neuen Testamente, hatten sie eine Menge willkürlicher Formen aufgestellt, und Unterschiede gemacht, die mindestens mißverstanden und verschieden aufgefaßt werden konnten. Socin glaubte in der Darstellung dieser Lehre in den kirchlichen Symbolen etwas dem Monotheismus Widersprechendes zu finden, und da überhaupt in seiner juridischen Theologie dieses Dogma keinen rechten Platz finden wollte, wie denn in seiner Lehre von den göttlichen Eigenschaften Heiligkeit und Liebe völlig fehlten; da er nicht den nothwendigen Zusammenhang der Bibel und der ganzen christlichen Lehre erkannte, da ihm das praktische Interesse derselben fremd blieb: so ward er bewogen, dasselbe völlig zu verwerfen, obgleich erst sein Neffe Faustus an die unitarischen Gemeinden in Polen sich anschloß. Seine Nachfolger waren theils nur Nachbeter oder doch solche, die Socin's Principien ungeprüft als wahr voraussetzend, auf denselben weiter fortbauten. Uebrigens läßt sich von Seiten des Lebens auf die älteren Socinianer-Gemeinden im Allgemeinen gewiß kein gegründeter Tadel vorbringen. Und eben deswegen hätten sich, wenn man noch dazu die unbegrenzte Ehrfurcht der Socinianer vor der heiligen Schrift berücksichtigt, bei minder leidenschaftlicher Heftigkeit der protestantischen Theologen, durch ruhige biblische Entwickelung der streitigen Punkte unfehlbar die Differenzen heben lassen.

Unter diesen Menschen hatte Günther eine Zeit lang gelebt, und sie wirkten praktisch so segensreich auf ihn, daß er selbst später sagte: „Seit der Zeit fing ich erst an, Gott zu fürchten und zu ihm zu beten." Sie führten ihn in die heilige Schrift ein, lehrten ihn dieselbe auf sein eigenes Leben anwenden und gingen ihm in den Angelegenheiten seines Herzens mit Rath und That zur Seite. Daß er die Ueberzeugung der Socinianer getheilt habe, kann man mit Recht nicht einmal sagen, denn er war durchaus unfähig, in ihre dogmatischen und spekulativen Bestimmungen einzugehen. Er nahm ihre eigenthümlichen Ansichten auf, wie man ja oft auf die Autorität sehr geachteter und überlegener Menschen etwas ungeprüft als Wahrheit anzunehmen pflegt. Es war allerdings ein aus seiner Beschränktheit hervorgehender Irrthum des Verstandes vorhanden, der aber auf sein religiöses Leben und auf die Art, wie er praktisch das Christenthum ergriff, nicht den geringsten Einfluß äußerte.

Von Danzig ging Günther erst nach Wismar, dann nach Lübeck. Da sein ganzes Leben sich merklich von dem seiner Mitgenossen in der Gilde unterschied, er es auch wohl von seiner Seite an mancher Rüge über zügelloses Leben und unanständige Reden nicht fehlen ließ, so erschien er ihnen bald als ein Sittenprediger und ward ihnen zuwider. Und wie es zu geschehen pflegt, es wurde jeder seiner Schritte und Tritte beobachtet, jede Aeußerung begierig aufgefangen, um womöglich etwas Tadelnswerthes an ihm zu entdecken und die lästigen Rügen und Vorwürfe auf diese Weise zu entkräften. Da Günther aus seiner Ueberzeugung nie ein Hehl machte, so konnte den andern Gesellen seine Ketzerei nicht lange entgehen. Es kam, wenn Günther zugegen war, gewöhnlich zu religiösen Gesprächen und Disputen, wobei es denn freilich immer nur darauf abgesehen war, Günthers Rechtgläubigkeit verdächtig machen. Einst an einem Krugtage hatte man auch über Gegenstände der Art heftig gestritten; Alle waren von vielem Trinken erhitzt, und der Streit artete bald aus in eine förmliche Schlägerei. Als späterhin die Sache untersucht ward und die Gesellen behaupteten, sie seien so in Eifer gerathen über eine furchtbare Gotteslästerung, die Günther ausgestoßen, glaubte man kriminell verfahren zu müssen. Günther ward gefänglich eingezogen und acht Zeugen, die gegen ihn auftraten, abgehört. Die Zeugen stimmten alle darin überein, daß Günther von einigen Gesellen hart geschlagen sei. Auf die Frage: aus welcher Ursache? erwiderten zwei der Zeugen, dieselben, welche die Schlägerei angefangen, weil er die gotteslästerlichen Worte geredet habe: „Die Jesuiten haben den verdammten Jesum zum Abgott gemacht." Die Anderen hatten jene Worte nicht selbst gehört, sondern nur von jenen vernommen und darauf mit zugeschlagen. Einstimmig aber behaupteten Alle, daß Günther und die Anderen, wenn nicht trunken, doch wenigstens nicht nüchtern gewesen seien, weil sie schon von Nachmittags drei Uhr bis um elf Uhr getrunken gehabt. Günther selbst erzählte den Vorfall auf diese Weise: „Es hätten Einige von den anwesenden Schmiedegesellen von dem Namen Jesu geredet, und wie Günther gesagt: er glaube nicht an ihn, ihn der Gotteslästerung beschuldigt. „Das soll kein redlicher Mensch mir nachsagen", sei seine Antwort gewesen. Da aber hätten die Gesellen ihn sehr gescholten und geschlagen. Was man ihm vorwerfe, habe er nicht gesagt, wohl aber die Worte: „die Jesuiten, die Schelme und Diebe, haben unserem Herren Gott die Ehre abgestohlen"; auch könne er gesagt haben: „die Jesuiten haben Jesum zu einem Gott gemacht"; denn darüber habe er seine eigenen Gedanken." — Auch bei der Konfrontation mit den Zeugen leugnete er standhaft, irgend ein Schimpfwort gebraucht zu haben. Es wurde beschlossen, die Akten an juristische und theologische Fakultäten zu versenden.

Die Juristenfakultät zu Kiel antwortete: ein Gotteslästerer sei des Todes schuldig, ob aber dieser Mensch Gott gelästert, könne sie nicht entscheiden. Das Urtheil war ganz der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl's V. gemäß, in welcher es im 106. Artikel heißt: „So einer Gott zumißt, daß Gott nicht bequem ist, oder mit seinen Worten Gott, das ihm zustehet, abschneidet, die All-

mächtigkeit Gottes, seine heilige Mutter, die Jungfrau Mariam, schandet, soll durch die Amtleut oder Richter von Amtswegen angenommen, eingelegt und darum an Leib, Leben oder Gliedern nach Gelegenheit und Gestalt der Lästerung und Person bestraft werden." Es liegt am Tage, daß diesem Gesetze, das aus dem päpstlichen Kirchenrechte in die Carolina übergegangen ist, ursprünglich ein Mißverständniß einer alttestamentlichen Anordnung zu Grunde liegt. Wie das ganze Papstthum und die Hierarchie in dem ersten Keime auf falscher Auffassung alttestamentlicher Ideen beruhte, so wurde, als seit Konstantins Zeiten das Christenthum in die Staatseinrichtungen verflochten ward, und jene in dieses, unter anderen Gesetzen auch das erwähnte, das der besonderen Stellung des israelitischen Volkes gemäß im alten Testamente als integrirender Theil des Ganzen durchaus nicht fehlen durfte, fälschlich in die christliche Kirche übertragen. Als eine mächtige Stütze der hierarchischen Gewalt ward dieses Gesetz späterhin bei der Ausbildung des kanonischen Rechtes durch die Scholastik immer fester begründet und ging auch bald in das Volksleben über. Die ersten Reformatoren, namentlich Luther, dessen Grundsatz es war, nie einer willkürlich selbstgewählten Thätigkeit sich zu überlassen, sondern den Augenblick ergreifend, nur immer das dringendste Bedürfniß zu befriedigen und die Hauptsache die Hauptsache sein zu lassen, ward auf eine nähere Prüfung dieses Gegenstandes nicht geführt. Ueberdies war der Glaube an die absolute Gültigkeit dieses Gesetzes durch Verjährung und lange Gewohnheit so befestigt, daß nicht nur der scharfsinnige Calvin für die Verbrennung des Servet stimmte, sondern selbst der milde Melanchthon ähnliche Grundsätze äußerte; ein bündiger Beweis, wie höchst gefährlich ein jedes Festhalten an hergebrachten Gewohnheiten und Urtheilen werden kann. Erst nach und nach wurde in protestantischen Staaten die Strafe, die dieses Gesetz forderte, gemildert.

Es war also jetzt noch auszumitteln, ob Günther wirklich als Gotteslästerer zu behandeln sei. Dies ward der theologischen Fakultät zu Wittenberg übertragen. Ihr Gutachten beweist, wie nur zu viele Beläge, welche die Geschichte davon aufstellt, die Wahrheit dessen, was ein großer Mann sagt: „Das Heilige heilig halten, vor jeder Entweihung desselben wie vor einer Missethat zurückschaudern, um das Heilige eifern und dafür kämpfen, ohne Rücksicht auf Gewinn und Schaden, auf Ehre und Schande; das ist heilig und verehrungswürdig, und die Menschen, die das gethan haben, sind unter den Wohlthätern der Menschheit die größten. Aber es ist ein blutiger Jammer, wenn der Mensch um das Heilige und Göttliche eifert mit Unverstand; und es ist mehr als das, es ist eine der tiefsten Tiefen menschlichen Verfalls, wenn unwissender, wilder und roher Fanatismus den Schein der Liebe zum Heiligen annimmt, und sein System mit der göttlichen Wahrheit, die Gedanken seines Kopfes und die Bilder seiner Phantasie mit Eingebungen des Himmels, die Sache seines Ordens und seiner Zunft, seiner Kirche und Sekte, mit der Sache Gottes und der Menschheit für eins nnd dasselbe hält und Propheten und Heilige tödtet und Gaukler und Tyrannen kanonisirt und anbetet." Das sehr weitläufige, mit vielen Verwünschungen gegen den ärgerlichen Ketzer erfüllte Gutachten der Wittenberger geht im Wesentlichen dahin:

1. Daß, obgleich Günther standhaft leugne er doch durch unterschiedlicher Zeugen Aussage überführt worden sei, und sein Leugnen also nur die Verstocktheit seines Sinnes und seinen beharrlichen Irrthum beweise; denn wenn seine eigene Aussage wahr sei, daß er nur die Jesuiten für Schelme und Diebe gescholten, so würden die andern Gesellen, als Protestanten, nicht darüber entrüstet sein und ihn geschlagen haben.

2. Der Defensor hatte für Günther geltend gemacht, auf zweier Zeugen eidliche Aussage und das Zeugniß vieler seiner Bekannten sich stützend, daß derselbe immer ein christlich Leben geführt habe. Die Wittenberger erwidern, dies sei a priori unmöglich, weil ein Gotteslästerer nicht ein christliches Leben führen könne.

3. Daß er noch in seinem Gefängnisse fleißig in der Bibel und anderen frommen Büchern gelesen, sei nichts als ein schnöder Mißbrauch dieser Bücher und Heuchelei; denn wer Gott lästere, könne nicht mit Andacht singen oder beten.

4. Die Trunkenheit könne nicht vorgeschützt werden, weil Inquisit selbst beweise, daß er nicht von Sinnen gewesen sei, indem er wissen wolle, daß er die gotteslästerlichen Worte nicht ausgestoßen.

5. Endlich, daß Günther von blödem Verstande sei und schon einmal einen Anfall von Verrücktheit gehabt und deshalb ärztlich behandelt sei, sowie auch, daß er viel an geistlichen Anfechtungen gelitten und daher Mitleid verdiene, könne nicht berücksichtigt werden, theils, weil in den Akten sich davon keine sonderlichen Spuren fänden, theils, weil Inquisit durch seine Gotteslästerung an dem Allen Schuld sei.

Günther sei also als des ihm vorgeworfenen Verbrechens überwiesen anzusehen, die Bestimmung der Strafe aber den juris consultis zu überlassen.

Um die Zeit, da dies Gutachten in Lübeck eintraf, oder vielleicht etwas früher, trat ein Mann ins Mittel, der wohl zu den größten Männern seines Standes gerechnet zu werden verdient. Es war der Doktor der Theologie Joh. Wilh. Petersen, erst Professor zu Rostock, dann Prediger in Hannover, darauf Superintendent zu Eutin, endlich Superintendent zu Lüneburg, wo er späterhin, besonderer Ansichten halber angefeindet, verfolgt und zuletzt seines Amtes entsetzt wurde, ein Mann von ebenso gründlicher theologischer Gelehrsamkeit, als warmer und aufrichtiger Frömmigkeit. Petersen, der damals noch in Eutin war, kam, sobald er den Vorfall vernahm, sogleich nach Lübeck, um, wie er sagte, doch womöglich den armen Menschen loszukriegen. Er erhielt leicht die Erlaubniß, den Günther in seinem Gefängniß besuchen zu dürfen, und fand sogleich an ihm einen Menschen, bei dem von einer Gotteslästerung auch nicht im Entferntesten die Rede sein konnte. Er war der Erste, der dem armen Günther mit Liebe entgegenkam, redete ihm freundlich zu und suchte ihn zu belehren, daß er allerdings einen groben Irrthum sich habe zu Schulden kommen lassen, indem seine frühere Vorstellung eine falsche gewesen sei, daß er aber durch die Socinianer in einen anderen Irrthum gerathen sei. Günther, bald merkend, daß er einen Mann vor sich habe, der in seinem innersten Wesen ihn verstand, faßte ein Herz zu ihm, sprach sich unverhohlen aus, nahm Belehrung willig an und äußerte sich auf eine Weise, daß der Gerichtsaktuarius, welcher zugegen war, sagte: wenn Günther sich früher so erklärt hätte, so wäre er niemals in die Büttelei gesetzt worden. Voll Freude ging Pertersen darauf zu dem Bürgermeister Kerkring, legte ihm den ganzen Zustand Günthers und seine letzten Aeußerungen dar und stellte ihm eindringlich vor, welche himmelschreiende Ungerechtigkeit man begehen würde, wenn man den armen Menschen hinrichtete um eines Verbrechens willen, das ihm nie in den Sinn gekommen. Der Bürgermeister Kerkring ließ darauf auch sogleich dem Gefangenen eine bessere Wohnung anweisen und schickte ihm weiße Wäsche. Er sowie einige andere Mitglieder des Senates scheinen die Absicht gehabt zu haben, die Sache gänzlich niederzuschlagen. Wenigstens wurde mit Günther unterhandelt, daß er fern von Lübeck wegziehen solle, wozu sich dieser natürlich bereit erklärte.

Mit der Hoffnung, den armen Menschen gerettet zu haben, ging Petersen nach Eutin zurück. Unterdessen aber ward von allen Kanzeln herab mit einer solchen Heftigkeit gegen den Ketzer gepredigt, und die Obrigkeit theils der Saumseligkeit und Nachlässigkeit beschuldigt, theils zur schleunigen Bestrafung des Verbrechers auf das Dringendste aufgefordert, so daß die milder Gesinnten nicht durchzudringen vermochten. Es erschien daher im August des Jahres 1688 das Urtheil folgenden Inhaltes: Wird Peter Günther beschuldigt, daß, als er sich bei dem von den Schmiedegesellen gehaltenen Krugtage mit denselben der Religion halber in einen Diskurs eingelassen, diese abscheulichen, gotteslästerlichen Worte ausgestoßen: Die Jesuiten haben den ..... zum Abgott ge-

macht. Ob er wohl nun deſſen nicht geſtändig ſein will, ſondern behauptet, die Worte ſeien alſo geweſen: Die Jeſuiten, die Schelme und Diebe, haben unſerem Herren Gott die Ehre abgeſtohlen, — daneben vorſchützt, daß er trunken und hiebevor nicht bei rechtem Verſtande geweſen, dennoch aber und dieweil drei Zeugen, daß ſie die gottesläſterlichen Worte von ihm gehört, vermittelſt körperlichen Eides ausſagen, auch in Konfrontation dabei verblieben, und ihn dergeſtalt genugſam überführet, ſo erſcheint daraus ſo viel, daß Peter Günther der ausgeſtoßenen gottesläſterlichen Reden wegen mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu beſtrafen ſei."

Als dieſes Urtheil bekannt wurde, machte der oben genannte, redliche und unermüdliche Peterſen noch einen Verſuch, wenigſtens eine Milderung deſſelben zu bewirken. Er ſchrieb einen Brief an ſeinen Freund, den Syndikus Pomeneſchen in Lübeck, aus welchem, da er des Profeſſors Geſinnung zu erkennen giebt und zeigt, wie weit er über die große Maſſe ſeiner Zeit erhaben war, einige Stellen hervorgehoben zu werden verdienen. Er wiederholt darin mit großer Klarheit ſeine Anſicht über Günther, wie er ſie ſchon mündlich dem Lübeckiſchen Bürgermeiſter Kerkring vorgetragen hatte; Günther ſei ganz offenbar ein Menſch von der aufrichtigſten Geſinnung, der nur ſeines beſchränkten Urtheils wegen, aus Furcht, in einen groben Irrthum und in eine Gottesläſterung zu verfallen, ſo ſtandhaft bei ſeiner Meinung beharre. „Ich geſtehe gern, daß er mit ſeinem falſchen Begriffe den einigen Gott nicht ſo erkennt, wie er nach der heiligen Schrift ſoll erkannt werden, aber ihn deswegen einen Atheiſten nennen wollen, ſehe ich nicht; den Gott Himmels und der Erden ruft er inbrünſtig an und beugt ſeine Knie mit großer Devotion vor ihm; wie mag dann der ein Atheiſt ſein, der für den einigen Gott und ſein Bekenntniß ſterben will. Wo er je, wie ſeine Widerſacher anzeigen, Jeſum geläſtert hat, ſo hat er nur das vorhin von ihm in ſeinem Gehirne formirte falſche Gedicht von dreien Göttern geläſtert und verworfen und hat aus der Blödigkeit ſeines Sinnes und Wahrnehmung der Gottloſigkeit der Jeſuiten geſchloſſen (wie er denn ſolchen Schluß in meiner Gegenwart gemacht): wenn er Chriſtum verehren ſolle, ſo müſſe er auch die ſchelmiſchen Jeſuiten mit anbeten, weil ſie von ihm herkämen. Aber mit was für einem Gewiſſen haben die Geſchworenen gezeugt, die ſoviel Kannen Biers, ſo leider auf den Sonntag geſchehen, ausgeſoffen, und wenig in ſolchem Tumult bei ſo wunderlichem, groben Disputiren haben wiſſen können, was geredet ſei. Mit was vor Gewiſſen hat man ſolchen trunkenen Leuten einen Eid deferiren können. Gott kennet den armen angefochtenen Peter und ſeine Ankläger am beſten und wird ſchon dermaleins recht urtheilen, wer von ihnen am meiſten ihn im Herzen gehabt. Ja, Gott weiß es, daß ihnen die hergeſagten Worte ihres Bekenntniſſes bei ihrem gottlos geführten, durch Fluchen und liederliche Worte bezeugten Leben nichts helfen werden. Wenn Lübeck alle die Leute aus der Stadt ſtoßen wollte, die Gott durch ihr Leben mehr läſtern, als Günther gethan hat, ſo würde ſie nicht viel behalten. Weil man ihnen aber Raum zur Buße giebt, warum denn nicht einem ſolchen armen Menſchen?"

Peterſen ging noch viel weiter; er behauptete, allen hergebrachten Anſichten gradezu entgegen, daß keine weltliche Macht, alſo auch keine prieſterliche, das Recht habe, über Gewiſſens- und Glaubensſachen ein Urtheil zu fällen, daß ſich nicht durch ein Dekret einem Menſchen befehlen laſſe, was er glauben und nicht glauben ſolle, und daß die Staatsgewalt nur da befugt ſei einzugreifen und zu beſtrafen, wo der Staat und deſſen Ordnung verletzt ſei. „Wer ſind wir denn, daß wir uns wollen annehmen und anmaßen, das allein Gottes Werk iſt. Könnten wir dem armen Peter den Glauben nehmen, und er wolle alsdann widerſtehen oder gar läſtern: ſo möchte man ihn einen verſtockten Menſchen nennen; aber nun haben wir ja ſolche Macht nicht, ſondern man thut vielmehr mit der von uns abgefaßten Sentenz ebenſo viel, als daß wir Gott Zeit und Stunde vorſchreiben, wenn er den Gefangenen bekehren ſolle, und wann ſich Peter ſolle bekehren laſſen. Wo es denn nicht in der ihm eingeſchränkten

Zeit geschehe, wolle man mit der Exekution dazwischen fahren." — — — —
„Ich habe dieses," so schließt der Brief, „meinem hochgeneigten Herren Syndiko, wie es mir in der Eile zugeflossen ist, kommuniziren wollen, in der Hoffnung, er möge dem armen Gefangenen, für den ich kein ander Interesse habe, als die Wohlfahrt seiner Seele, durch dessen vielgültige Dazwischenkunft zu Hülfe kommen; und bitte, man wolle nicht übel nehmen, daß ich so offenherzig geschrieben etc."

Da der ganze Vorfall bereits anfing, auch außerhalb Lübecks bekannt zu werden und Aufsehen zu erregen, so erklärten sich manche Männer unumwunden über dieses ungerechte Verfahren gegen Günther. Indessen solche einzelne, wenngleich noch so wahre und kräftige Stimmen wurden überhört; auch mochte wohl die Form es nicht gestatten, ein einmal gefälltes Urtheil zurückzunehmen. Günther's letzte Worte auf dem Richtplatze waren: „Du ewiges, wahrhaftiges Licht, erbarme Dich mein!"

Es ist dies leider nicht das einzige Beispiel der Art, welches die Geschichte der protestantischen Kirche des 17. Jahrhunderts aufgestellt; ja selbst aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts datiren einzelne Fälle, welche dem hier erzählten im Wesentlichen vollkommen ähnlich sind. Und warum man heute, wo freilich die Todesstrafe für solche Fälle nicht mehr verhängt werden kann, doch sich ihrer erinnert, das wird nicht schwer zu errathen sein.

„Das Denken in der Medicin."*)

Auf die persönlichen Angriffe, welche der berühmte Berliner Physiker in dem Dühring'schen Streite erfahren, hat er in einer Rede geantwortet, die nun im Drucke vorliegt. Zwar verwahrt er sich gegen diesen directen Zusammenhang und hat damit insofern gewiß Recht, als das persönliche Moment aus seiner Entgegnung ziemlich vollständig hinausdestillirt ist; aber wenn nicht die Erregung, so wird er doch die Anregung von jenem Punkte aus einräumen. Hr. Helmholtz hat nun den Streitfall so aufgestellt, wie er in der That allein für eine allgemeinere Betrachtung verwerthbar war, nämlich als Conflict der Philosophie mit der Naturforschung. Er ist schroff und einseitig in seinem Alleingeltendmachen der inductiven gegenüber der deductiven Methode, des „Denkens i n der Medicin" im Gegensatze zum Denken über der und also auch über die Medicin, aber er ist offenbar ehrlich dabei, weil er sich in jenes andere Denken nicht hineindenken kann. Eine solche Abgeschlossenheit oder Unempfänglichkeit — die oft genug vorkommt, aber selten hervortritt — bedingt meistens, wie ja auch hier, Energie des wissenschaftlichen Charakters und Meisterschaft auf den Gebieten seiner Arbeit, aber sie warnt auch vor dem Ueberschreiten dieser Gebiete. Der Festredner hat das aber gethan, als er einleitend etwas Geschichte tractiren wollte, die nun einmal, handle sie von Thatsachen oder Lehrmeinungen, der philosophischen Auffassung nicht entbehren kann. Und so verläuft sich denn auch das, was Hr. Helmholtz über die etwa um 1840 eintretende Entwicklungsphase in der deutschen Medicin zu sagen hat, in eine nichts weniger als historische und auch das angeblich deductive Wesen

*) Das Denken in der Medicin. Rede, gehalten zur Feier des Stiftungstages der militairärztlichen Bildungsanstalten am 2. August 1877 von Dr. H. Helmholtz. Berlin, A. Hirschwald.

der damaligen Heilkunde ſchlecht beweiſende Aneinanderreihung ganz ungleichwerthiger, bisweilen nur dem Redner gemüthlich bedeutender Einzelheiten. Indeſſen erheben dieſe Bemerkungen ja wohl auch keinen andern Anſpruch als den einer für Ort, Perſon und Anlaß wohlgeeigneten Einleitung, von der er in ſchnellem Sprunge zum Angriff übergeht. Nachdem er in gerechter Pietät den mächtigen Einfluß gerühmt, den Johannes Müller auf eine Schaar hochbegabter Schüler geübt, fährt der Redner fort:

Man griff an, wo man irgendwie einen Weg ſah, einen der Lebensvorgänge zu verſtehen; man ſetzte voraus, ſie ſeien verſtändlich und der Erfolg entſprach dieſer Vorausſetzung. Jetzt iſt eine feine und reiche Technik für die Methoden des Mikroſkopirens, der phyſiologiſchen Chemie, der Viviſectionen ausgebildet, letztere namentlich mit Hilfe des betäubenden Aethers und des lähmenden Curare außerordentlich erleichtert, wodurch eine Fülle von viel tiefer gehenden Problemen angreifbar werden, die unſerer Generation noch ganz hoffnungslos erſchienen. Das Thermometer, der Augen-, Ohren- und Kehlkopfſpiegel, die Nervenreizung am Lebenden, geben dem Arzte Möglichkeiten feiner und ſicherer Diagnoſtik, wo uns noch abſolutes Dunkel erſchien; die immer ſteigende Anzahl nachgewieſener paraſitiſcher Organismen ſetzt greifbare Objecte an die Stelle myſtiſcher Krankheitsentitäten und lehrt den Chirurgen, den furchtbar tückiſchen Zerſetzungskrankheiten zuvorzukommen.

Aber glauben Sie nicht, meine Herren, daß der Kampf zu Ende iſt. So lange es Leute von hinreichend geſteigertem Eigendünkel geben wird, die ſich einbilden, durch Blitze der Genialität leiſten zu können, was das Menſchengeſchlecht ſonſt nur durch mühſame Arbeit zu erreichen hoffen kann, wird es auch Hypotheſen geben, welche, als Dogmen vorgetragen, alle Räthſel auf einmal zu löſen verſprechen. Und ſo lange es noch Leute giebt, die kritiklos leicht an das glauben, von dem ſie wünſchen, daß es wahr ſein möchte, ſo lange werden die Hypotheſen der erſteren auch noch Glauben finden. Beide Klaſſen von Menſchen werden wohl nicht ausſterben, und der letzteren wird immer die Majorität angehören.

Zwei Motive ſind es namentlich, welche die metaphyſiſchen Syſteme immer getragen haben. Einmal möchte ſich der Menſch als ein über das Maaß der übrigen Natur hinausragendes Weſen höherer Art fühlen; dieſem Wunſche entſprechen die Spiritualiſten. Andererſeits möchte er unbedingter Herr über die Welt durch ſein Denken ſein, und zwar natürlich durch ſein Denken mit denjenigen Begriffsformen, zu deren Ausbildung er bis jetzt gelangt iſt; dem ſuchen die Materialiſten zu genügen.

Wer aber, wie der Arzt, den Heil oder Verderben bringenden Kräften der Natur handelnd gegenübertreten ſoll, dem liegt unter ſchwerer Verantwortlichkeit die Verpflichtung ob, die Kenntniß der Wahrheit und nur der Wahrheit zu ſuchen, ohne Rückſicht, ob, was er findet, den Wünſchen der einen oder der andern Art ſchmeichelt. Sein Ziel iſt ein ganz feſt gegebenes, für ihn iſt ſchließlich nur der thatſächliche Erfolg entſcheidend. Er muß ſtreben, voraus zu wiſſen, was der Erfolg ſeines Eingreifens ſein wird, wenn er ſo oder ſo verfährt. Um dieſes Vorauswiſſen des Kommenden oder des noch nicht durch Beobachtung Feſtgeſtellten zu erwerben, haben wir keine andere Methode als die, daß wir die Geſetze der Thatſachen durch Beobachtung kennen zu lernen ſuchen; und wir können ſie kennen lernen durch Induction, durch ſorgfältige Aufſuchung, Herbeiführung, Beobachtung ſolcher Fälle, die unter das Geſetz gehören. Glauben wir ein Geſetz gefunden zu haben, dann tritt auch das Geſchäft des Deducirens ein. Dann haben wir die Conſequenzen unſeres Geſetzes möglichſt vollſtändig abzuleiten, aber freilich zunächſt nur, um ſie an der Erfahrung zu prüfen, ſo weit ſie ſich irgend prüfen laſſen, und um durch dieſe Prüfung zu entſcheiden,

ob das Gesetz sich als gültig bewähre und in welchem Umfange. Dies ist eine Arbeit, die eigentlich nie aufhört. Der ächte Naturforscher überlegt bei jeder neuen fremdartigen Erscheinung, ob nicht die bestbewährten Wirkungsgesetze längst bekannter Kräfte eine Abänderung erhalten müssen; natürlich kann es sich dabei nur um eine Abänderung handeln, die dem ganzen Schatze der bisher aufgesammelten Erfahrung nicht widerspricht. So kommt er freilich nie zur unbedingten Wahrheit, aber doch zu so hohen Graden der Wahrscheinlichkeit, daß sie praktisch der Gewißheit gleichstehen. Lassen wir die Metaphysiker darüber spotten; wir wollen uns ihren Spott zu Herzen nehmen, wenn sie einmal Besseres oder auch nur ebensoviel zu leisten im Stande sein werden. Noch aber sind die alten Worte des Sokrates, des Altmeisters inductiver Begriffsbildung, über sie genau eben so jung, wie vor 2000 Jahren: „Jene glaubten zu wissen, was sie nicht wüßten, und er selbst habe wenigstens den Vorzug, daß er nicht vermeinte zu wissen, was er nicht wisse." Und wiederum: „Er wundere sich, daß es Jenen nicht klar sei, daß es für die Menschen nicht möglich sei, dergleichen zu finden; da ja selbst die, welche sich auf die darüber geführten Reden am allermeisten einbildeten, unter sich nicht übereinstimmen, sondern sich wie die Rasenden (*τοῖς μαινομένοις ὁμοίως*) gegen einander verhalten." *) „*Τοὺς μέγιστον φρονοῦντας*" nennt sie Sokrates. Einen „Montblanc neben einem Maulwurfshaufen" nennt sich Schopenhauer **), wenn er sich mit einem Naturforscher vergleicht. Die Schüler bewundern das große Wort und suchen dem Meister nachzuahmen.

Wenn ich gegen das leere Hypothesenmachen spreche, glauben Sie übrigens nicht, daß ich den Werth der ächt originalen Gedanken herabsetzen wolle. Die erste Auffindung eines neuen Gesetzes ist die Auffindung bisher verborgen gebliebener Aehnlichkeit im Ablauf der Naturvorgänge. Sie ist eine Aeußerung des Seelenvermögens, welches unsere Vorfahren noch im ernsten Sinne „Witz" nannten; sie ist gleicher Art mit den höchsten Leistungen künstlerischer Anschauung in der Auffindung neuer Typen ausdrucksvoller Erscheinung. Sie ist etwas, was man nicht erzwingen und durch keine bekannte Methode erwerben kann. Darum haschen Alle danach, die sich als bevorzugte Kinder des Genius geltend machen möchten. Auch scheint es so leicht, so mühelos, durch plötzliche Geistesblitze einen unerschwingbaren Vorzug vor den Mitlebenden sich anzueignen. Der rechte Künstler zwar und der rechte Forscher wissen, daß große Leistungen nur durch große Arbeit entstehen. Der Beweis dafür, daß die gefundenen Ideen nicht nur oberflächliche Aehnlichkeiten zusammenraffen, sondern durch einen tiefen Blick in den Zusammenhang des Ganzen erzeugt sind, läßt sich doch nur durch eine vollständige Durchführung derselben geben, für das neu entdeckte Naturgesetz also nur an seiner Uebereinstimmung mit den Thatsachen. Es ist das nicht etwa als eine Werthschätzung nach dem äußerlichen Erfolge anzusehen, sondern der Erfolg hängt hier wesentlich zusammen mit der Tiefe und Vollständigkeit der vorausgegangenen Anschauung.

Oberflächliche Aehnlichkeiten finden ist leicht, ist unterhaltend in der Gesellschaft, und witzige Einfälle verschaffen ihrem Autor bald den Namen eines geistreichen Mannes. Unter einer großen Zahl solcher Einfälle werden ja auch wohl einige fein müssen, die sich schließlich als halb oder ganz richtig erweisen; es wäre ja geradezu ein Kunststück, immer falsch zu rathen. In solchem Glücksfalle kann man seine Priorität auf die Entdeckung laut geltend machen; wenn nicht, so bedeckt glückliche Vergessenheit die gemachten Fehlschüsse. Die Anhänger ähnlichen Verfahrens helfen gern dazu den Werth eines ersten Gedankens zu sichern. Die gewissenhaften Arbeiter, welche ihre Gedanken zu Markte zu bringen sich scheuen, ehe sie sie nicht nach allen Seiten geprüft, alle Bedenken erledigt und den Beweis vollkommen gefestigt haben, kommen dabei

*) Xenophon Memorabil. I. 1. 11.

**) Arthur Schopenhauer, von ihm, über ihn, von Frauenstädt und Lindner. Berlin, 1863, S. 653.

in unverkennbaren Nachtheil. Die jetzige Art Prioritätsfragen nur nach dem Datum der ersten Veröffentlichung zu entscheiden, ohne dabei die Reife der Arbeit zu beachten, hat dieses Unwesen sehr begünstigt.

In den Letterkästen eines Buchdruckers liegt alle Weisheit der Welt zusammen, die schon gefunden ist und noch gefunden werden kann; man müßte nur wissen, wie man die Lettern zusammenzuordnen hat. So sind auch in den Hunderten von Schriften und Schriftchen, die alljährlich erscheinen über Aether, Beschaffenheit der Atome, Theorie der Wahrnehmung, ebenso wie über das Wesen der asthenischen Fieber und der Carcinome, gewiß schon längst alle zartesten Nüancirungen der möglichen Hypothesen erschöpft und unter diesen müssen nothwendig viele Bruchstücke der richtigen Theorie sein. Wer sie nur zu finden wüßte!

Ich hebe dies hervor, um Ihnen klar zu machen, daß diese Litteratur der ungeprüften und unbestätigten Speculationen gar keinen Werth für den Fortschritt der Wissenschaft hat; im Gegentheil, die wenigen gesunden Gedanken, die darin stecken mögen, werden von dem Unkraut der Uebrigen zugedeckt, und wer nachher wirklich Neues und Thatsachen bringen will, sieht sich der Gefahr unzähliger Reclamationen ausgesetzt, wenn er nicht vorher mit dem Durchlesen einer Menge absolut unfruchtbarer Bücher Zeit und Kräfte vergeuden und den Leser durch die Menge unnützer Citate ungeduldig machen will.

Unsere Generation hat noch unter dem Drucke spiritualistischer Metaphysik gelitten, die jüngere wird sich wohl vor dem der materialistischen zu wahren haben. Kant's Zurückweisung der Ansprüche des reinen Denkens hat allmälig Eindruck gemacht, aber Kant ließ noch einen Ausweg offen. Daß alle bis dahin aufgestellten metaphysischen Systeme nur Gewebe von Trugschlüssen seien, war ihm so klar wie dem Sokrates. Seine Kritik der reinen Vernunft ist eine fortlaufende Predigt gegen den Gebrauch der Kategorien des Denkens über die Grenzen möglicher Erfahrung hinaus. Aber die Geometrie schien ihm so etwas zu leisten, wie die Metaphysik anstrebte, und er erklärte deshalb die Axiome der Geometrie die er als a priori vor aller Erfahrung gegebene Sätze ansah, für gegeben durch transcendente Anschauung, oder als die angeborene Form aller äußeren Anschauung. Seitdem ist die reine Anschauung a priori der Ankergrund der Metaphysiker geworden. Sie ist noch bequemer als das reine Denken, weil man ihr Alles aufbürden kann, ohne sich in Schlußketten hineinzugeben, die einer Prüfung und Widerlegung fähig wären. Die nativistische Theorie der Sinneswahrnehmungen ist der Ausdruck dieser Theorie in der Physiologie. Alle Metaphysiker vereinigt kämpfen gegen jeden Versuch die Anschauungen, seien es sogenannte reine oder empirische, die Axiome der Geometrie, die Grundsätze der Mechanik oder die Gesichtswahrnehmungen in ihre rationellen Elemente aufzulösen. Eben wegen dieses Sachverhalts halte ich die neueren mathematischen Untersuchungen von Lobatschewsky, Gauß, Riemann, über die logisch möglichen Abänderungen der Axiome der Geometrie und den Nachweis, daß die Axiome Sätze sind, die durch die Erfahrung bestätigt oder vielleicht auch widerlegt, und deshalb aus der Erfahrung gewonnen werden können, für einen sehr wichtigen Fortschritt. Daß alle Secten der Metaphysiker sich darüber ereifern, darf Sie nicht irre machen; denn diese Untersuchungen legen die Axt an die scheinbar festeste Stütze, die ihren Ansprüchen noch blieb. Gegen solche Forscher, welche aus den Sinneswahrnehmungen herauszulösen suchen, was darin von Wirkungen des Gedächtnisses und der im Gedächtnisse zu Stande kommenden Verstärkung wiederholter gleichartiger Eindrücke, kurz der Erfahrung angehört, wird ein Parteigeschrei zu erheben gesucht, sie seien Spiritualisten. Als ob Gedächtniß, Erfahrung und Uebung nicht auch Thatsachen wären, deren Gesetze gesucht werden können, und die sich darum noch nicht wegdecretiren lassen, weil sie nicht ganz glatt auf Reflexe und auf das Gewirr der Ganglienzellenfortsätze und Nervenfaserverbindungen im Gehirn zurückzuführen sind.

Ueberhaupt, so selbstverständlich der Grundsatz erscheint und so wichtig er ist, so oft wird er vergessen, der Grundsatz nämlich, daß die Naturforschung die Gesetze der Thatsachen zu suchen hat. Indem wir das gefundene Gesetz als eine die Vorgänge in der Natur beherrschende Macht anerkennen, objectiviren wir es als Kraft, und nennen eine solche Zurückführung der einzelnen Fälle auf eine unter bestimmten Bedingungen einen bestimmten Erfolg hervorrufende Kraft eine ursächliche Erklärung der Erscheinungen. Wir können dabei nicht immer zurückgehn auf die Kräfte der Atome; wir sprechen auch von einer Lichtbrechungskraft, elektromotorischen und elektrodynamischen Kraft. Aber vergessen Sie nicht die bestimmten Bedingungen und den bestimmten Erfolg. Wenn diese nicht anzugeben sind, so ist die angebliche Erklärung nur ein verschämtes Geständniß des Nichtwissens, und dann ist es entschieden besser, dafür ein offenes Geständniß zu geben.

Wenn irgend ein vegetativer Proceß auf Kräfte der Zellen zurückgeführt wird ohne nähere Bestimmung der Bedingungen, unter welchen, und der Richtung, nach welcher diese wirken, so kann dies höchstens noch den Sinn haben auszudrücken, daß entferntere Theile des Organismus dabei ohne Einfluß sind, aber auch dies möchte in den wenigsten Fällen sicher constatirt sein. Ebenso ist der ursprünglich wohl bestimmte Sinn, den Johannes Müller dem Begriff der Reflexbewegung gab, allmälig dahin verflüchtigt, daß, wenn an irgend einer Stelle des Nervensystems ein Eindruck stattgefunden hat, und an irgend einer andern eine Wirkung eintritt, man dies erklärt zu haben glaubt, wenn man sagt, es sei ein Reflex. Den unentwirrbaren Verflechtungen der Hirnnervenfasern kann man Vieles aufbürden. Aber die Aehnlichkeit mit den Qualitates occultae der alten Medicin ist sehr bedenklich.

Aus dem ganzen Zusammenhange meiner Darstellung geht wohl eigentlich schon hervor, daß das, was ich gegen die Metaphysik gesagt habe, nicht gegen die Philosophie gerichtet sein soll. Aber die Metaphysiker haben sich von jeher das Ansehen zu geben gesucht, als wenn sie die Philosophen wären, und die philosophischen Dilettanten haben sich meistens nur für die weitfliegenden Speculationen der Metaphysiker interessirt, durch welche sie in kurzer Zeit und ohne zu große Mühe die Summe alles Wissenswerthen glaubten kennen lernen zu können. Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit*) das Verhältniß der Metaphysik zur Philosophie mit dem der Astrologie zur Astronomie verglichen. Jene hatte das aufregendste Interesse für das große Publicum, namentlich die vornehme Welt, machte ihre angeblichen Kenner zu einflußreichen Personen. Die Astronomie dagegen, trotzdem sie das Ideal wissenschaftlicher Durcharbeitung geworden ist, muß sich jetzt mit einer kleinen Zahl still fortarbeitender Jünger begnügen.

Ebenso bleibt der Philosophie, wenn sie die Metaphysik aufgiebt, noch ein großes und wichtiges Feld, die geistigen und seelischen Vorgänge und deren Gesetze. Wie der Anatom, wenn er an die Grenzen des mikroskopischen Sehvermögens kommt, sich Einsicht in die Wirkung seines optischen Instruments zu verschaffen suchen muß, so wird jeder wissenschaftliche Forscher auch das Hauptinstrument, mit dem er arbeitet, das menschliche Denken nach seiner Leistungsfähigkeit genau studiren müssen. Zeugniß für die Schädlichkeit irrthümlicher Ansichten in dieser Beziehung ist unter Anderem das zweitausendjährige Herumtappen der medicinischen Schulen. Und auf die Kenntniß der Gesetze der psychischen Vorgänge müßte der Arzt, der Staatsmann, der Jurist, der Geistliche, der Lehrer bauen können, wenn sie eine wahrhaft wissenschaftliche Begründung ihrer praktischen Thätigkeit gewinnen wollten. Aber die ächte Wissenschaft der Philosophie hat unter den üblen geistigen Gewohnheiten und falschen Idealen der Metaphysik vielleicht noch mehr zu leiden gehabt, als die Medicin.

*) Tyndall, wissenschaftliche Fragmente übers. v. A. Helmholtz. Vorrede S. XXII.

Nun noch eine Verwahrung; ich möchte nicht, daß Sie glaubten, meine Darstellung sei durch persönliche Erregung beeinflußt gewesen. Daß Jemand, der solche Meinungen hat, wie ich Ihnen vorgetragen habe, der seinen Schülern, wo er kann, den Grundsatz einschärft: „Ein metaphysischer Schluß ist entweder ein Trugschluß oder ein versteckter Erfahrungsschluß," bei den Liebhabern der Metaphysik und der Anschauungen a priori nicht beliebt ist, brauche ich nicht auseinanderzusetzen. Metaphysiker pflegen, wie Alle, die ihren Gegnern keine entscheidenden Gründe entgegenzusetzen haben, nicht höflich in ihrer Polemik zu sein; den eigenen Erfolg kann man ungefähr an der steigenden Unhöflichkeit der Rückäußerungen beurtheilen.

Literatur.

Zimmermann, Dr. Ed. Die Justizreform in England. Berlin, bei Mittler u. Sohn. 1877. (1 M.)

Mittheilungen und Betrachtungen über die Justizreform in England können wir als eine berechtigte Erscheinung auf dem internationalen Rechtsgebiet um so eher ansehen, als Deutschland im Begriffe steht, einheitliche Normen auf allen Gebieten des Rechts zu schaffen und mannigfache wesentliche Theile z. B. die Advocatur noch ihrer Erledigung harren. Das Interesse für englische Rechtsstudien scheint aber in neuerer Zeit einer Vorliebe für französische Institutionen selbst bei namhaften Juristen gewichen zu sein. Wenn nun die äußeren Rechtszustände einer Nation gewissermaaßen als die Probe auf das Rechenexempel angesehen werden dürfen, so will es uns bedünken, als ob das öffentliche Leben in Frankreich keineswegs so Vertrauen erweckend sei, daß daraus eine Berechtigung hergeleitet werden könnte, uns einer Gesetzgebung zu nähern, welche diesen Verhältnissen zum Grunde liegt. Dem unbefangenen Beobachter kann es nicht entgangen sein, daß den französischen Gesetzgebern, sei es des Königthums, des Kaiserthums oder der Republik, nur ein Ideal vorschwebte, das ist Repression mit einem rigorosen Strafkodex und obligatem Algier, Cayenne, Caledonien, Galeeren u. s. w. Vergleicht man damit die englischen Institutionen, namentlich die volksthümliche große Jury (grand jury) als Anklagekammer, die kleine Jury, mit ihrem Princip der Einstimmigkeit, wirkliche Preßfreiheit, gewahrtes Vereinsrecht u. s. w., so bieten sich die erheblichsten Momente zu vergleichenden Studien um so mahnender dar, je mehr man in England das Rechtsbewußtsein des Bürgers sich überall bethätigen sieht. Zu ernstem Nachdenken muß daher die Thatsache anregen, daß der preußische Strafproceß nicht einmal die Garantien der französischen Criminalordnung gewährt. Das Napoleonische Gesetz bestimmt z. B. in Art. 257: **Les membres de la Cour Royale qui auront voté sur la mise en accusation, ne pourront dans la même affaire, ni présider les assises ni assister le président à peine de nullité.** Nach dem preußischen Gesetz ist es ein und dasselbe Richtercollegium in toto, welches die Anklage verhängt und in der Hauptsache das Urtheil fällt. Darf man hier nicht eine Untersuchung wünschen, weshalb die preußische Gesetzgebung, der doch die französische zum Vorbild gedient hat, hinter der französischen weit zurückgeblieben ist, indem sie einen präoccupirten Gerichtshof zuläßt? Ist es nicht auffallend, daß der oberste preußische Gerichtshof im directen Gegensatz zu dem französischen Princip ausgesprochen hat, die Theilnahme an dem Anklagebeschluß beeinträchtige nicht die Befähigung, beim erkennenden Schwurgerichtshof mitzuwirken? Wie das Studium einer neuen Sprache, so öffnet die Untersuchung des Rechtssystems eines anderen Volkes eine neue Welt, sie erweitert den Gesichtskreis des Juristen, der Gefahr läuft, in seinem exclusiven Rechtsgebiet zu verknöchern. In dem vorliegenden Schrift-

chen werden in einem verhältnißmäßig beschränkten Raume aus dem englischen Rechte mannigfache und bemerkenswerthe Gesichtspunkte geboten, die von den landläufigen continentalen Auffassungen wesentlich abweichen. Der Verfasser ladet zu einer näheren Prüfung auch zu dem Zwecke ein, um gewisse hergebrachte Vorurtheile gegen die englische Rechtspflege zu berichtigen; seine Competenz dazu dürfen wir anerkennen, weil er mit der vollständigen Vorbildung eines preußischen Juristen, wenn wir nicht irren, schon seit zwanzig Jahren der englischen Anwaltschaft angehört. N.

Neue Bücher.

Cooper, T. T., Reise zur Auffindung eines Ueberlandweges von China nach Indien. Autoris. Uebers. Jena, Costenoble. (12 M.)

Kalckstein, C. v., Geschichte des französischen Königthums unter den ersten Capetingern. Erster Band. Leipzig, Weigel. (10 M.)

Martens, Prof. F., Die russische Politik in der orientalischen Frage. Petersburg, Röttger. (1 M.)

Lauterburg, R., Ueber den Einfluß der Wälder auf die Quellen und Stromverhältnisse der Schweiz. Bern, Wyß. (1,20 M.)

Grimm, E., Die Lehre über Buddha und das Dogma von Jesus Christus. (Der „Zeit- und Streitfragen" 90. Heft) Berlin, Habel. (0,80 M.)

Noiré, L., Der Ursprung der Sprache. Mainz, Zabern. (8 M.)

Documents officiels, publiés par le gouvt. anglais, au sujet du traitement barbare des Uniates en Pologne. Zürich, Cäs. Schmidt. (2 M.)

Stilling, Dr. J., Prüfung des Farbensinns beim Eisenbahn- und Marinepersonal. Mit drei Tafeln. Kassel, Fischer. (2,50 M.)

Wille, Dr. Ludw., Goethe's Werther und seine Zeit. Psychiatrisch-literar. Studie. Basel, Schweighauser. (0,80 M.)

Fritz Reuter's sämmtliche Werke. Volksausgabe. 28 Lieferungen à 75 Pf. Wismar, Hinstorff.

Blümner, Technische Probleme aus Kunst und Handwerk der Alten. („Virchow-Holtzendorff" 279.) Berlin, Habel. (0,75 M.)

Berichte der k. preußischen Fabrikinspectoren für das J. 1876. Amtliche Veröffentlichung. Berlin, Kortkampf. (7 M.)

Popovic, G., Recht und Gericht in Montenegro. Agram, Hartmann. (1,60 M.)

Schlüter, Jos., Die französische Kriegs- und Revanche-Dichtung. Zeitgeschichtl. Studie. Heilbronn, Henninger. (1,50 M.)

Machaut, G. de, La prise d'Alexandrie ou chronique du roi Pierre I de Lusignan. Leipzig, Harrassowitz. (12 M.)

Georg Büchner's Werke und handschriftl. Nachlaß. Erste kritische Gesammtausgabe, von K. E. Franzos. Frankfurt, Sauerländer. (6 M.)

Die Ergebnisse der Volkszählung und Volksbeschreibung vom 1. Decbr. 1875 im preuß. Staate. Amtlich. Berlin, Statist.-Bureau. (6 M.)

Bauer, Bruno, Einfluß des englischen Quäkerthums auf die deutsche Cultur und auf das Project einer russisch-englischen Weltkirche. Berlin, Großer. (4,50 M.)

Wenzel, Bodo, Die ältere Edda neu übersetzt und erläutert. Leipzig, O. Wigand. (8 M.)

Preußische Staatsschriften aus der Reg.-Zeit Friedrichs 2. Herausgeg. von der K. Akad. der Wiss. durch H. Droysen u. M. Duncker. Erster Bd. Berlin, A. Duncker. (17 M.)

Champagny, Gr. de, Die Antonine, 69—180 n. Chr. Gekrönte Preisschrift, übers. von E. Döhler. 2. Bd. Halle, Waisenhaus. (5 M.)

Gachard, Histoire politique et diplomatique de P. P. Rubens. 1. Vol. Brüssel, Muquardt. (6 Frs.)

Willemoes-Suhm, Rud. v., Challenger-Briefe von der engl. See-Expedition 1872—5. Leipzig, Engelmann. (4 M.)

Mellien Rechtsanw., Die Postverwaltung und die Wechselproteste. Ein Gutachten. Berlin, Prager. (0,50 M.)

Nach dem Beschlusse des diesjährigen Congresses der deutschen Socialisten erscheint vom 1. October ab in Berlin:

Die Zukunft.

Socialistische Revue.

Die hervorragendsten socialistischen Schriftsteller des In- und Auslandes haben ihre Mitwirkung zu diesem Unternehmen zugesagt, dessen Aufgabe es ist, das Wesen und die Ziele der Social-Demokratie in wissenschaftlicher Weise darzulegen und zu vertheidigen.

„Die Zukunft" erscheint elegant ausgestattet monatlich zweimal in der Stärke von 1½—2 Bog. Lexicon-Format. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich:

beim Bezug durch die Post (Zeitungs-Preisliste No. 4394a) und den Buchhandel M. 1,25, ohne Bringerlohn;
bei directer Zusendung unter Kreuzband: für das Inland und die Länder des Weltpostvereins M. 1,90;
bei Zusendung unter verschlossenem Couvert M. 2,50.

Bestellungen auf die Gratis- und Franco-Zusendung der am 15 Septbr. erscheinenden Probenummer wolle man an eine Buchhandlung oder an die Expedition richten.

Die Expedition der „Zukunft".
Berlin SO.
Kaiser Franz-Grenadier-Platz 8a.

Abonnements-Einladung.

Bei Ablauf des Vierteljahres sei die „Wage" ihren bisherigen Lesern auch zu fernerer freundlicher Theilnahme empfohlen und an die Freunde, die sich das Blatt erworben, die Bitte gerichtet, für dessen Verbreitung sich interessiren zu wollen.

Die Expedition ist gern bereit, sobald ihr der Wunsch ausgesprochen wird, das Blatt pünktlich per Kreuzband direct zuzusenden, sowol in Berlin wie außerhalb. Die Sendung ist auf diesem Wege zuverlässiger und regelmäßiger, als auf jedem andern, sie geht von hier schon Donnerstag Abend ab und wird dem Abonnenten ohne Erhöhung des Preises portofrei ins Haus geliefert.

Von den früheren Jahrgängen der „Wage" ist noch eine kleine Anzahl von Exemplaren vorräthig, welche brochirt und mit Titelblatt und Inhaltsverzeichniß versehen zu dem Preise von 3 Mark für den Jahrg. 1873 (October bis Dezember) und 9 Mark für die folgenden Jahrgänge durch Unterzeichnete zu beziehen sind.

Expedition der „Wage"
Berlin SO., Michaelskirchplatz 13. I.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 21. September 1877. Nr. 38.

Inhaltsverzeichniß: Der Siege Bodensatz. — Die Uebertragung der Feuerversicherung auf das deutsche Reich. — Der entfesselte Prometheus. I. — Neue Bücher.

Der Siege Bodensatz.

Ein: Hurrah für Plewna — aber es bleibt Einem in der Kehle stecken. Denn 5000, 10,000, 15,000 Leichen — was kommt's auf die genaue Ziffer an, seit wir mit Milliarden rechnen gelernt haben! Um Eine, um Ein arm Kind hat einst Thomas Hood sein schönes Lied gesungen:

„Mal es Dir, denk' es Dir,
Schwelgender Mann" —

aber hier die Tausende, Abertausende, über die der Großfürst bis heute noch nicht „Zeit hatte zu telegraphiren" — als wenn die Thräne der Kosakenmutter nicht ebensogut ihr herzzerfressend Salz hätte, wie die Zähre einer Kaiserin! Tausende und aber Tausende — daß es selbst der alten guten Mutter Natur zu arg wird und sie den Schleier gütig drüber deckt: auch die es beschreiben könnten und sollten, sie, des Schlachtenkirchhofes Küster, die Kriegscorrespondenten, auch Herr Forbes sogar, der Unfehlbare, ist von dannen gezogen, die Lunge voll des Leichendampfes und das Herz voll Entsetzens. Tausende und aber Tausende — wie feierlich liegen sie da als Zeugen gegen die Thorheit, das Verbrechen des Einzelnen, dem Macht gegeben war über sie, des Monarchen!

Und keimte aus dieser üppigen Saat etwas Andres herauf, als neuer Windhafer, Schwindelhafer! Freilich hören wir ringsum ein frohes Geflüster, wie gut es doch sei, daß „Rußlands Nimbus" nun geschwunden. Verblendete, ihr seid dessen Erben!

Ja, es ist wahr, wie sich's auch wende und ende: einen ehrloseren Bankerott hat seit der Geschichte Gedenken kein Großstaat gemacht; aber ein schnöder Irrthum wär's zu hoffen daß es damit abgethan wäre. Es mag sein, daß für die nächsten Jahrzehnte von den Romanoffs nichts zu fürchten ist — aber auch nichts zu hoffen. Einen „Hort der Legitimität" aber, Einen der darüber zu entscheiden hat, wen man mit „guter Bruder" anrede und wen nicht — den müssen wir haben, und wer anders, als dies große, als dies mächtige, als dies unüberwindliche Deutschland könnte das sein? Das kostet noch etwas mehr Repräsentationskosten, als bisher schon, an schießenden und zu schießenden Mäu-

heut; aber wer sonst in Europa sollte das übernehmen? Ja, wer könnte es, oder — falls die Frage unehrerbietig klänge — wer müßte es? Denn wenn in dem östlichen Alliirten bisher ein Theil unsrer Kraft gelegen hat — bekanntlich sind wir den Russen viel Dank schuldig für die Pathenschaft, die sie dem Kinde auf dem Niederwald geleistet —, so ist es sehr natürlich und nothwendig, daß wir diesen Alliirten, da er sich unzuverlässig erwiesen, aus eignen Mitteln uns ersetzen. Zwar haben wir den Vortheil, daß die Enttäuschung nicht uns allein, sondern auch den Concurrenten um diese allgewaltige Bundesgenossenschaft, auch Frankreich betrifft, das sich für seine Revanchepläne jetzt nach einem wasserdichteren Zeltkameraden umsehn wird. Aber wird ihm ein Bündniß nicht leichter glücken, wenn es nicht mehr gegen zwei, sondern nur gegen eine Großmacht gerichtet ist und ist der Werth eines Bündnisses mit Deutschland etwa dadurch gestiegen, daß Deutschland jetzt allein steht im europäischen „Concert"?

Und wäre es das nur — aber der Fluch dieser Conflagration beruht ja darin, daß auch ihr Gutes sich zum Unheil verkehren muß. Das schandvolle Mißgeschick, das den Czaren in Bulgarien getroffen, zerschlägt nur die russische Regierung, jagt vielleicht diese Nikolajewitsche aus dem Laude, aber es tödtet nicht die oppositionellen Aspirationen, die berechtigt oder unberechtigt dort walten. Es ist ein frommer Glaube, daß die Aksakow, die Tscherkaski und ihre Genossen sich vernichtet fühlen werden durch die Tollheiten der Gurko und Skobeleff. Was da draußen verloren gegangen, das wird ihnen nur um so mehr Kraft verleihen für die zerstörende Thätigkeit im Innern. Und heute hält der Russe nicht mehr die „Constitution" für die Frau des Constantin. Mit diesem Rufe aber ist eine Fluth entfesselt, für die nicht Strom noch Ufer abzusehen. Meint man, Galizien und das Großherzogthum Polen werde ruhig dabei bleiben? So kommt es, der „Solidarität conservativer Interessen" zu Liebe, schließlich dahin, daß Deutschland mobil macht für die Russen in Rußland? Glückselige Missionen, die ein glänzendes Geschick bescheren kann.

Man spricht von Waffenstillstand oder gar Friedensvermittlung, die jetzt von Oesterreich und Deutschland angebahnt werden sollten. An der nöthigen neutralen Zone zwischen den beiden Kriegführenden wird es dann nicht fehlen. Denn außer den Wölfen und Füchsen, die an den Erfahrungen dieses Sommers gelernt haben werden, sich lieber mit einander zu vertragen, wird von der Donau bis zum Balkan sich kaum etwas Lebendiges außer den Festungswällen zu zeigen wagen. Das ist ein bis nach Rumelien hinüberreichender Segen, der einige Jahrzehnte fortwirken wird und an dem die biedern Nationalitätsschwärmer, wenn möglich, etwas lernen sollten, die „Nationalitäten" sind dort ja gar sehr ins Kraut geschossen. Ist denn aber für Rußland auch nur ein Waffenstillstand möglich; ist er, selbst wenn eines frühen Winters Eis ihn auferlegte, erträglich? Im Eise ist Rußland, vor 65 Jahren, zur Großmacht in Europa geworden; wird es heute darin wieder untergehn wollen? Der deutsche Reichskanzler droht, wie auswärtige Blätter erzählen, andernfalls für nächstes Frühjahr mit dem allgemeinen Kriege — das ist der Weisheit Schluß.

Die Uebertragung der Feuer-Versicherung auf das deutsche Reich.

Auf Veranlassung des Reichstags-Abgeordneten Mittinghausen in Cöln hat eine Ende Juli cr. dort tagende Volksversammlung dem Reichstag folgende Petition einzureichen beschlossen:

„Die unterzeichneten Bürger von Cöln sprechen vor dem deutschen Reichstage den dringenden Wunsch aus, daß bei der bevorstehenden Reform der Reichssteuern vor Allem die Uebernahme des Feuerversicherungswesens durch das Reich und die Beschaffung einer Einnahme von 20 bis 25 Millionen Mark durch eine zweckmäßige Einrichtung dieses Zweiges des öffentlichen Dienstes in Erwägung gezogen und durchgeführt werde. Die Feuerversicherung ist nicht denkbar ohne Einrichtung des Feuerlöschwesens durch staatliche Verbände. Letztere, welche zum Theil schwere Opfer an Geld, Menschenleben und Arbeit für das Feuerlöschwesen zu bringen haben und bei mangelhafter Versicherung noch nebenbei — sei es als Gemeinden, sei es mit dem Wohlthätigkeitssinn der einzelnen Bürger — zur Linderung des entstandenen Elends einzutreten haben, sollen nach richtigen staatsrechtlichen und volkswirthschaftlichen Prinzipien auch die Feuerversicherung in die Hand nehmen. Der Staat wird dieselbe besser und billiger einzurichten wissen als Actien-Gesellschaften und aus der Feuerversicherung nach Analogie seines Verfahrens im Post- und Telegraphenwesen ein bedeutendes Einkommen erzielen können, das — einen Theil der Matrikular-Beiträge ersetzend — als Steuer-Erleichterung betrachtet werden kann und jetzt in wahrhaft unerhörter Weise mit 60, 70, 80 und mehr Prozent des Actien-Kapitals an Kapitallisten fällt, welche nicht allein keine Arbeit verrichten, sondern auch den bei Weitem größten Theil des Actien-Kapitals nur in todten Wechseln geliefert haben. Dem Reiche muß aber die Einrichtung des bezeichneten Zweiges des öffentlichen Dienstes zugetheilt werden, weil viele der einzelnen Bundesstaaten nicht groß genug sind, sich jener Aufgabe mit Erfolg und ohne Gefahr zu unterziehen und Art. 4 der Reichsverfassung vom 16. April 1871 das Versicherungswesen schon der Beaufsichtigung des Reiches und der Gesetzgebung desselben unterstellt. Die unterzeichneten Bürger erklären sich energisch wider die Einführung einer Bier- oder Tabacksteuer und sind der Meinung, daß der Reichstag zu diesen und ähnlichen Steuern seine Einwilligung nicht ertheilen dürfe."

Mit Ausnahme der streng manchesterlich gesinnten Zeitungen und der immerhin einseitigen Fachpresse hat der in der vorstehend mitgetheilten Petition ausgesprochene Gedanke weit mehr Anerkennung in den Blättern der verschiedensten Parteirichtungen gefunden, als man bei einem von sozialistischer Seite ausgehenden Antrag erwarten durfte.

Um so mehr wird es zur Klärung der Meinungen dienlich sein, wenn Schreiber dieses, ein der sozialistischen Partei angehöriger Fachmann, sich gegen den Inhalt obiger Petition ausspricht und seine Gründe offen darlegt. Nur wer das Versicherungswesen im Allgemeinen und die Feuerversicherungsbranche im Besonderen genau kennt, ist im Stande, die ganze Tragweite jenes Antrags zu übersehen und vor den geradezu freiheitsmörderischen Consequenzen zu warnen, von denen die Antragsteller aus Unkenntniß der Sachlage gar keine Ahnung zu haben scheinen.

Abgesehen von der Unklarheit der Petition, die den staatlichen Feuerlöschverbänden das Versicherungswesen in die Hand geben, dem Staate aber die Einrichtungen und den Ertrag aus dem Geschäft überweisen will, fällt die mit so großer Sicherheit, aber ohne jeden Beweis ausgesprochene Behauptung auf, daß der Staat das Feuerversicherungswesen besser und billiger einrichten und dabei doch noch eine jährliche

Einnahme von 20—25 Millionen Mark erzielen könne. Wenn nun aber gar der allerdings hohe Dividendenbetrag einzelner alten Versicherungs-Gesellschaften mit dem dazu in gar keiner Verbindung stehenden Umstande zusammengestellt wird, daß die Actionäre nur einen Theil des Kapitals, 20 pCt. baar eingezahlt, den Rest aber in „todten Wechseln" deponirt haben, so wird dadurch der Schein erweckt, als erhielten die Aktionaire auch für diese nicht eingezahlten Beträge eine Dividende; daß dies aber durchaus nicht der Fall ist, weiß jeder Fachmann, ja sogar Jeder, der sich den Courszettel der Versicherungs-Actien einmal genau angesehen hat. Es ist ein entschiedener Trugschluß, Rentabilität eines ganzen Geschäftszweiges aus der Rentabilität einzelner Geschäfte abzuleiten; alle Gesellschaften, welche hohe Dividenden zahlen, haben ein altes, wohlbegründetes Renommee, eine feste, sorgfältig ausgesuchte Kundschaft mit durchweg wenig gefährlichen Risiken, die Zinserträge der seit langen Jahren angesammelten Reserven tragen stark zu den Einnahmen bei; alle diese Momente ermöglichen es jenen alten, in der Gunst des Publikums feststehenden Gesellschaften, zu den billigsten, von der Concurrenz nicht unterbotenen Prämiensätzen zu arbeiten und doch viel zu verdienen. Nicht diese bevorzugten Anstalten darf man ins Auge fassen, wenn man sich ein Bild von der Durchschnitts-Rentabilität der Feuerversicherung machen will; man muß dann vielmehr die Geschäfts-Resultate aller in dem betreffenden Lande arbeitenden Gesellschaften zusammenstellen, man muß auch die Gegenseitigkeits-Gesellschaften berücksichtigen, bei denen von einer Rentabilität ja niemals direkt die Rede sein kann. Ob nun das Feuerversicherungswesen in Deutschland wirklich bei selbst gleich hoch bleibenden Prämiensätzen einen Ueberschuß von 20—25 Millionen Mark abwerfen würde, wird so lange mit Recht zu bezweifeln sein, bis der zahlenmäßige Beweis dafür erbracht ist.

Dem Fachmann fällt es bei Lesung der Petition auf, daß in derselben nicht die leiseste Andeutung über den Versicherungsmodus enthalten ist, nach welchem das Reich die Organisation dieses großartigen Betriebes einrichten soll; der bergeversetzende Glaube, daß der Staat, d. h. die Reichsregierung, das besser und billiger einzurichten verstehen werde, scheint mehr einem fromm conservativen oder national-liberalen Gemüth zu entstammen, als der schwarzen Seele eines Sozialisten. Es kommt doch am Ende nicht darauf an, daß etwas geschieht, sondern wie es geschieht!

Die Versicherung kann nach zwei verschiedenen Systemen betrieben werden, welche zur Zeit vollkommen gleichberechtigt neben einander bestehen: nach dem Aktiensystem oder nach dem System der Gegenseitigkeits-Anstalten; beide haben ihre Vorzüge und Nachtheile, beide ihre Anhänger und Gegner im Publikum und in den gesetzgebenden Körpern — die Petition läßt es aber ganz und gar dahin gestellt, nach welchem Modus das Reich das Versicherungswesen einrichten soll!

Das Aktiensystem behandelt das Versichern rein geschäftlich; es stellt den Preis, für welchen es das Anrecht auf Schadenersatz bei einem Brandschaden verkauft, vor Abschluß des Versicherungs-Vertrages genau fest; es nimmt dem Versicherungssuchenden das ganze Risiko gegen Zahlung der festnormirten Prämie ab, es arbeitet in dieser Beziehung wie jeder Kaufmann; es verkauft Sicherheit gegen Verluste durch Brand-

schaden und muß abwarten, ob es dabei Gewinne macht oder etwa eintretende Unterbilanzen aus dem Grundkapital zu decken hat.

Bei den Gegenseitigkeits-Anstalten ist jeder Versicherungsnehmer auch zu gleicher Zeit Versicherungsgeber; es wird daher der Preis der Versicherung, die Prämie, nicht fest normirt, sondern ein Pauschquantum erhoben; erst am Jahresschluß wird berechnet, wie viel jeder Versicherungsgeber pro rata seiner Versicherungssumme zur Deckung der vorgekommenen Schäden und Kosten zu zahlen hat; reicht der schon erhobene Ertrag nicht aus, so wird ein Nachschuß ausgeschrieben, die Versicherungsnehmer werden in solchem Fall an ihre Obliegenheit als Versicherungsgeber erinnert, sie haben den entstandenen Ausfall zu decken. Bei diesem System gilt also der Grundsatz, daß die Gesammtheit der Versicherten den Betrag der Schäden und Kosten aufzubringen habe.

Es drängt sich also ganz von selbst die Frage auf, nach welchem System der Staat die Feuerversicherung einrichten soll.

Soll das Reich als Gesammtheit den Versicherungsgeber spielen, die Feuerversicherung als monopolisirtes Geschäft gegen feste Prämie betreiben und die vorher niemals sicheren Ueberschüsse als etatsmäßige Einnahme betrachten, dagegen aber auch etwaige Ausfälle selbst tragen d. h. durch anderweitige Steuern aufbringen?

Oder soll das Reich die Feuerversicherung nach der Art der Gegenseitigkeits-Gesellschaften betreiben, etwa eine Vorprämie erheben und dann am Jahresschluß so viel Nachschuß einziehen, daß nicht nur der Betrag der Schäden und Kosten, sondern auch der in Aussicht gestellte Gewinn einkommt?

Von der Beantwortung dieser Fragen hängt weit mehr ab, als der Laie im ersten Augenblick glaubt.

Wenn der Staat das Feuerversicherungs-Geschäft als Monopol in die Hand nehmen soll, wird er selbstverständlich den bestehenden Gesellschaften einen Ersatz für den entgangenen Gewinn zu zahlen haben. Es ist doch in heutiger Zeit geradezu undenkbar, daß man die bestehenden, vielfach noch 10 Jahre laufenden Versicherungen, welche die Gesellschaften auf Grund der ertheilten Concession und unter ausdrücklicher polizeilicher Genehmigung abgeschlossen haben, durch einfaches Dekret aufhebe; es würde dem Grundsatz der Gerechtigkeit geradezu widersprechen, wenn man den jüngeren Gesellschaften, welche einen Theil ihres Kapitals zur Organisation des Geschäftes aufgewendet, aber noch keinen Ueberschuß erzielt haben, die Fortsetzung des Geschäftes ohne Entschädigung zu leisten verbieten wollte. Die hierzu nothwendigen Summen würden die gehofften Einnahmen und Ueberschüsse mindestens auf Jahre hinaus absorbiren, ohne eine neue Belastung aller Steuerzahler überhaupt nicht zu beschaffen sein. Abgesehen von diesem ganz außer Acht gelassenen Umstand erscheint auch eine Rentabilität des Staatsbetriebes mehr als zweifelhaft, wenn eine Erhöhung der bisher üblichen Prämien, also eine Vertheurung der Versicherung, ausgeschlossen sein soll. Denn von dem Augenblick an, in welchem die Versicherung gegen Brandschaden ein Monopol des Staates wird, muß dieser Monopol-Inhaber jede, auch die gefahrdrohendste Versicherung im Lande annehmen; er kann doch einem Theil seiner Bürger nicht die Möglichkeit der Versicherung dadurch abschneiden, daß er keine andere Versicherungs-

geber neben sich duldet, gefahrvolle Risiken aber nicht in Deckung nimmt. Wer die häufig sehr hohen Beiträge kennt, welche die öffentlichen Sozietäten erheben müssen, wer weiß, daß diese hohen Beiträge zumeist dem Umstande zuzuschreiben sind, daß diese Sozietäten statutengemäß jede in ihrem Bezirk liegende Gebäude-Versicherung übernehmen müssen, der macht sich sicherlich keine Illusionen über die Rentabilität eines, alle Risiken ohne Ausnahme umfassenden Geschäfts. Ganz unzweifelhaft ist es aber, daß bei dem Betrieb zu den bisher üblichen Prämiensätzen auch Jahre kommen werden, in denen nicht nur kein Gewinn erzielt, sondern baares Geld zugesetzt werden wird.

Die eventuelle Vertröstung auf inzwischen anzusammelnde Reserven bleibt hinfällig, da schon in den ersten Jahren solche Ausfälle eintreten können und dann die Gesammtheit der Steuerzahler zur Deckung des Verlustes herangezogen werden müßte. Wie gesagt, der Eingriff in die Berechtigung der bestehenden Gesellschaften erscheint durchaus unmotivirt, da das Interesse der Gesammtheit denselben weder erfordert noch überhaupt bis jetzt nachgewiesen ist, daß dieser Eingriff in die erworbenen Rechte das Wohl der Gesammtheit zu fördern im Stande sein wird; wir glauben im Gegentheil weiter unten den Nachweis führen zu können, daß das freiheitliche Interesse der Gesammtheit durch den Staatsbetrieb der Feuerversicherung schwer geschädigt werden würde.

Sollte aber das Reich den Betrieb nach dem System der Gegenseitigkeits-Anstalten organisiren, dann würden Ueberschüsse aus dem Betriebe doch nur zu erzielen sein, wenn höhere Beiträge eingezogen werden, als zur Deckung der Kosten und Schäden erforderlich sind. Alle, heute bei Gegenseitigkeits-Gesellschaften versicherten Bürger würden also höhere Prämie zu zahlen haben, als bisher. Da man nun vernünftiger Weise nicht annehmen darf, daß die Petenten die Höhe der Einnahmen aus der Feuerversicherung dem Ermessen der Reichsregierung anheim stellen wollen, so würde der neben dem Beitrag für Schäden und Kosten zu erhebende, dem Reiche zu gut kommende Betrag durch Gesetz festgestellt werden müssen und dann pro rata der Versicherungssumme auf die Versicherten zu vertheilen sein. Für das Reich hätte die ganze Maßregel also nur denselben Effekt, als wenn noch eine besondere Stempelsteuer auf Feuerversicherungs-Policen gelegt würde; immerhin wäre es aber doch nur eine neue indirekte Steuer, die man dem Militairstaat freiwillig entgegen bringt.

Die deutschen Sozialisten verlangen Abschaffung aller indirekten Steuern — da nicht anzunehmen ist, daß man hier eine Ausnahme machen wolle, bleibt nur die Erklärung übrig, daß das Reich die Feuerversicherung nach dem Prinzip der Aktiengesellschaften in die Hand nehmen, die bestehenden Gegenseitigkeits-Verbände ebenso gut wie die Aktiengesellschaften auf- oder ablösen, allen Versicherungsnehmern nur das eine, monopolisirte Staatsinstitut zur Benutzung übrig lassen und damit Alle, welche bisher nur die zur Deckung der Schäden und Kosten bei den Gegenseitigkeits-Gesellschaften nöthigen Beiträge gezahlt haben, zu einer Versicherung gegen höhere Prämiensätze zwingen soll.

Die Voraussetzungen der Petition über die dem Reiche aus dem Feuerversicherungsbetrieb zufließenden Einnahmen sind also in keiner Weise wahrscheinlich — die für einen großen Theil der Versicherungs-

nehmer nothwendig werdende Prämienerhöhung aber mehr als wahrscheinlich!

Gehen wir nun auf die Schwierigkeiten über, welche sich der Durchführung des Projekts auf rein technischem Gebiete entgegenstellen. Der Betrieb eines Feuerversicherungs-Geschäftes mit fester Prämie — und nur davon kann hier die Rede sein — ist durchaus nicht so einfach und leicht, als sich das Publikum das im Allgemeinen vorstellt. Deshalb trifft der Hinweis auf das Post- und Telegraphenwesen durchaus nicht zu; ja selbst ein Vergleich mit dem schon bedeutend schwieriger sich gestaltenden Bankbetriebe des Staates würde zeigen, daß die Feuerversicherung eine ganz besondere Behandlungsweise nothwendig macht.

Bei der Post und der Telegraphie ist die Normirung der Preise eine unendlich einfache. Brief ist Brief, Packet ist Packet, es wird nur ein Unterschied nach dem Gewicht — zum Theil auch nach der Entfernung gemacht. Alle „Geschäfte" der Post sind Kassageschäfte; sie übernimmt gegen Zahlung des Porto den Transport und hat mit dem ihr als Kundschaft gegenüberstehenden Publikum sonst weiter nichts zu thun. Dasselbe gilt von dem Betriebe des Telegraphenwesens. Auch bei dem Bankbetriebe wird der Preis, der für Diskontirung oder Lombardirung zu zahlen ist, gleichmäßig festgestellt; muß hier auch auf die Solidität und Zahlungsfähigkeit der einzelnen Kunden sorgfältig geachtet werden, so ist die Sache doch in sofern leicht, als die Bank jedes Geschäft ohne Angabe von Gründen ablehnen kann, da ja dem Kreditsuchenden mit der Verweigerung oder Beschränkung des Bankkredits nicht jede Möglichkeit abgeschnitten wird, sich an anderer Stelle Geld zu verschaffen.

Wie anders dagegen beim monopolisirten Feuerversicherungsbetriebe! Hier muß der Staat jedes Risiko übernehmen, muß also auch trotz der unendlichen Verschiedenheit der Gefahrverhältnisse für jedes Risiko einen bestimmten, angemessenen Preis fordern. Nun ist aber die Ausarbeitung eines, für alle Gefahrverhältnisse zutreffenden Tarifs ebenso unmöglich, als der Erlaß eines Gesetzes, in welchem alle Fälle, die vorkommen können, vorgesehen sind. Das hat sich bei allen Gesellschaften thatsächlich herausgestellt.

Wohl kann man z. B. bei der Gebäudeversicherung verschiedene, ziemlich gleichartige Gruppen nach der Bauart bilden und für dieselben dann einen gleichen Tarif festhalten; aber auch schon in diesem Falle wirken Nebenbedingungen, welche auf die Feuergefährlichkeit von Einfluß sind, wie z. B. nähere Nachbarschaft gefahrvoller Versicherungsobjekte, verändernd und störend ein. Bei der Mobiliarversicherung aber, auf welche sich der Antrag doch hauptsächlich bezieht, sind so mannichfache Umstände zu berücksichtigen, daß eine bloße, genau detaillirte Aufzählung derselben besonders schwierig erscheint.

Aus langjähriger Erfahrung weiß man nämlich, daß beim Betrieb gewisser Gewerbe leichter und häufiger Feuer entsteht, als bei anderen; eine diesbezügliche Tabelle zählt allein über 550 Betriebe auf, welche bei Abschätzung der Gefahrverhältnisse berücksichtigt werden müssen. Daneben ist nun die Bauart der Gebäude, ihre Nachbarschaft, ihre Lage in dieser oder jener Stadt, ja in diesem oder jenem Viertel der Stadt, im weitläufig oder eng zusammengebauten Dorf oder an isolirter Stelle,

die Fabrikationsmethode, Feuerung, Heizung, Beleuchtung ꝛc. zu beachten; das giebt so unzählige Kombinationen, daß die Aufstellung eines schablonenmäßigen Tarifs zur Unmöglichkeit wird und dem subjektiven Ermessen des geschulten Fachmannes freier Spielraum gelassen werden muß.

Neben diesen, die Gefährlichkeit der einzelnen Risiken beeinflussenden objektiven Momenten spielt aber auch die subjektive Eigenschaft des Versicherungsnehmers eine bedeutende Rolle. Ist derselbe ein solider, ruhiger, gut situirter Mann oder nicht? Ist die Behandlung der von ihm beschäftigten Arbeiter eine milde oder harte? Stehen diese Leute auf einer höheren oder niedrigeren Kultur- und Bildungsstufe? Das sind Fragen, welche jetzt bei der Entscheidung über Annahme oder Ablehnung jeder einzelnen Versicherung beantwortet werden müssen.

Sobald nun der Staat den monopolisirten Betrieb in die Hand nimmt, sobald er also jedes Risiko zu übernehmen gezwungen ist, wird die Beantwortung der Fragen nach der moralischen Qualifikation des Versicherers, welche immer nur nach dem subjektiven Ermessen eines Beamten erfolgen kann, eminenten Einfluß auf die Höhe der zu erhebenden Prämien haben.

Das Reich befindet sich, wie gezeigt, bei Uebernahme der Feuerversicherung nicht in der Lage, die Höhe der für die einzelnen Risiken geltenden Prämiensätze gesetzlich festzustellen, wenn man nicht schablonenmäßig tarifiren und dadurch eine ungerechte Belastung für viele Versicherte, also eine drückende Prämienerhöhung herbeiführen will; die Einschätzung der einzelnen Risiken nach objektiver und subjektiver Gefährlichkeit muß daher der Reichsregierung und ihren Beamten auf Diskretion überlassen bleiben.

Nach dem Antrage soll die Feuerversicherung eine Einnahmequelle für das Reich werden; je höher man also die einzelnen Risiken tarifirt, desto größer gestalten sich die aus dem Geschäft zu erzielenden Ueberschüsse. Dem Reich wird also mit diesem Antrag der Hebel zu einer neuen, vollständig unkontrollirbaren Steuerschraube in die Hand gedrückt; — könnte man sich wundern, wenn dasselbe freudig zugriffe, um dem immer geldbedürftigen Militarismus neue Nahrung zuzuführen?

Ein so umfangreicher Geschäftsbetrieb erfordert selbstverständlich eine große Anzahl von Beamten; man wird also mindestens 10—12000 neue Beamtenstellen creiren müssen. Das giebt dem Militarismus natürlich wieder neue Kraft, denn selbstverständlich wird das Versicherungswesen sofort zu einer Versorgungsanstalt für ausgediente Offiziere und Unteroffiziere gemacht werden. Wer die durchschnittliche Leistungsfähigkeit solcher Herren kennt, wird ohne Weiteres zugestehen, daß dieselbe den Vergleich mit geschulten Beamten nicht aushält; es werden also weit mehr derartige Arbeitskräfte einzustellen sein, als beim Privatbetrieb zur Bewältigung der Arbeit nöthig sind; die hierdurch entstehenden Mehrkosten würden den bei gleicher Prämienhöhe event. möglichen Reinertrag sicherlich vollständig absorbiren!

Jeder, der eine höhere Summe versichert, als die in seinem Besitz befindlichen Gegenstände werth sind, macht sich der Ueberversicherung schuldig; nur bei Waarenlägern, über deren Zu- und Abgang genau Buch geführt wird, ist eine Pauschalversicherung gestattet. Jedes Stück Möbel, welches aus der Verkaufshalle in die Wohnung eines Privat-

mannes transportirt worden ist, gilt erfahrungsgemäß bei einer Taxe als gebraucht, der Werth desselben vermindert sich ebenso selbstverständlich von Tag zu Tage. Deshalb kommen bei hundert Brandschäden neunundneunzig Fälle vor, in denen bei einer buchstäblichen und wortklauberischen Auslegung der Versicherungsbedingungen und gesetzlichen Bestimmungen eine Ueberversicherung und damit ein Verdacht der böswilligen Brandstiftung behauptet werden kann. Bei den bestehenden Gesellschaften schützt die freie Konkurrenz und die Rücksichtnahme auf das Renommee der Gesellschaft Seitens deren Beamten das Publikum vor derartigen, chikanösen Auslegungen; bei einem monopolisirten Betriebe fällt diese Rücksicht natürlich weg.

Nun bedenke man, was es bedeutet, einer Regierung des herrschenden Systems ein neues Heer von Beamten zur Verfügung zu stellen, von denen die Mehrzahl das Recht hat und haben muß, alle eingehenden und alle bestehenden Versicherungen in Bezug auf die Höhe der Versicherungssummen zu prüfen, also event. durch Ocular-Inspektion festzustellen, ob der Versicherungsnehmer auch wirklich die zur Versicherung angemeldeten Werthobjekte besitzt und ob dieselben den deklarirten Werth haben; Beamte, in deren Hand es liegt, die zu zahlende Prämie nach subjektivem Ermessen, bei welchem der Charakter des Antragstellers schwer in die Wage fällt, zu bestimmen; Beamte, welche bei vorkommenden Brandschäden es beinahe immer in der Hand haben, durch wortklauberische Auslegungen der Versicherungsbedingungen das Ersatzrecht des Beschädigten illusorisch oder doch vorläufig zweifelhaft erscheinen zu lassen!

Der raffinirteste Polizist kann sich schwerlich einen besser organisirten und prompter wirkenden Apparat zur Beeinflussung des Publikums erdenken; alle bisher bei Ertheilung oder Entziehung von Konzessionen möglichen Pressionen sind ein Kinderspiel im Vergleich zu der Wirkung dieser neuen Gesinnungs- und Wahlverbesserungs-Maschinerie!

Die Unterzeichner der Petition sind sich dieser freiheitsmörderischen Konsequenzen, wie sie oben wohl mit Recht genannt wurden, natürlich nicht bewußt gewesen; thatsächlich aber wollen sie den Cäsarismus und Militarismus mit der einen Hand bekämpfen und ihm mit der andern Hand die Mittel zu seiner Erhaltung und Kräftigung bieten! Wenn nicht Unkenntniß der bestehenden Verhältnisse als Entschuldigungsgrund geltend gemacht werden könnte, müßte man den Petenten Mangel an Energie im Kampfe gegen den Gegner vorwerfen, und das ist beinahe der schlimmste Vorwurf, der einer politischen Partei gemacht werden kann.

Sehen denn die Petenten nicht ein, daß ihr Antrag auch die Deutung zuläßt, als wollten sie mit dem heutigen System paktiren?

„Wo es sich um ein Entweder—Oder handelt", — sagte Johann Jacoby einstmals — „um Gegensätze, so unversöhnlich wie Herrschaft und Freiheit, Militairstaat und Rechtsstaat, — was sollen da Ausgleichungs- und Vermittelungsversuche nützen? Nicht durch halbe Zugeständnisse, nur durch einen ernsten, mit der ganzen Gluth des Herzens, mit voller Hingabe und Begeisterung geführten Kampf kann der Siegespreis errungen werden. Mag immerhin aus einer grundsätzlichen, systematischen Opposition augenblicklich Nachtheil entstehen, — das Volk muß einsehen lernen, daß für das höchste Gut der Freiheit kein Opfer zu groß ist."

„Der entfesselte Prometheus."

Eine Studie.

I.

Nur zu häufig erproben junge Dichter ihre Kraft sogleich an den schwierigsten, umfassendsten, gewaltigsten Stoffen. Die Jugend ist allzu leicht geneigt, in der Begeisterung, die sie für die letzten Ziele menschlichen Strebens im Herzen trägt, in der Sehnsucht, die höchsten Ideale klar und lebensvoll zu erschauen, eine Gewähr, für künstlerisches Können, für poetische Schaffenskraft zu sehen. Glücklich daher, wenn solche Erstlingsleistungen nicht in der Selbsttäuschung eines zu jeder künstlerischen Gestaltung unfähigen und verworrenen, wenn vielleicht auch edlen Geistes ihren Ursprung haben, sondern sich in ihnen, bei aller Unreife, bei allem unharmonischen, unklaren Gähren und Ringen, dennoch eine energische, originelle und dichterische Kraft ausspricht.

Auch Lipiner's „Entfesselter Prometheus" ist eine Erstlingsdichtung. Als der Dichter sie schrieb, war er noch nicht zwanzig Jahre alt. Er führt uns in ihr an die letzten Grenzen menschlichen Denkens und Ahnens, in die tiefsten Probleme der Geschichtsphilosophie und Metaphysik. Es entschwinden dem Dichter, trotz mannichfacher Beziehung zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, alle Begrenzungen in Raum und Zeit; die ewigen Weltmächte selber treten auf die Bühne. Der Schleier der Maja, der schöne Schein des indiviuellen Lebens und Treibens verschwindet vor seinem tiefen Blicke; näher und immer näher rückt uns ahnungsvoll und erschütternd das ewige Herz der Welt, und immer vernehmlicher hören wir das Lösungswort des Weltmysteriums. — Doch war zu solch weltstürmender Kühnheit der jugendliche Dichter auch berechtigt? Ich antworte ruhig und mit vollem Bedachte: Ja. In seiner Dichtung findet sich kein chaotisches Gähren, kein unsicheres Tasten, keine hochtönende, leere Phraseologie. Von Anfang bis zu Ende zeigt uns die philosophische, wie künstlerische Behandlung des Stoffs — von Einzelheiten natürlich abgesehen — Sicherheit, Klarheit, Maßhalten in wahrhaft imponirendem Grade.

Ich werfe zunächst einen vorläufigen Blick auf den philosophischen Gedankengehalt der Dichtung. Lipiner beherrscht den modernen philosophischen Gedankenkreis vollkommen. Sehr Vieles in der Dichtung zeigt, wie eng des Dichters Ideengänge mit der Philosophie Schopenhauer-Nietzsche's, und zwar mit den edelsten Seiten derselben, zusammenhängen. Schon der mythische Charakter der Dichtung erinnert an Nietzsche, der einzig in dem Wiedererwachen des Mythus das Heil unserer modernen Cultur sieht. Doch weist „Prometheus" auch in vielen, und zum Theil gerade grundlegenden Gedanken auf die Hegel'sche Ideenrichtung hin. Trotz all dieser Anregungen und Aneignungen aus dem philosophischen Gedankenkreise der Gegenwart wird man jedoch überall inne, daß Lipiner ein durchaus selbständiger Denker ist. Aus vielen Gedankenverbindungen, besonders im letzten Gesange, tritt uns ein ganz eigenartiges Weiterbilden der centralsten Probleme entgegen. Ich werde später hierauf etwas näher eingehen. Jetzt sei nur vor Allem darauf hingewiesen, daß uns aus des Dichters Gesängen überall ein wahrhaft freier Geist entgegenweht. Der erste Gesang enthält ein kühnes, entschlossenes Lied von ehernem Klange, worin die jede Autorität stürzende Gewalt und schrankenlose Autonomie des Menschengeistes gefeiert wird. Die ganze Dichtung trägt das Gepräge dieser Geistesfreiheit im besten Sinne. Kühn und unerschrocken blickt der Dichter in die dunkelsten Abgründe des menschlichen Wollens; die Schmerzen, wie Wonnen des Menschengeistes thun sich ihm in ihrer erschütterndsten Tiefe auf. Im Durchdenken des Menschheitsschicksals hemmt ihn keine hergebrachte Meinung, keine dem gewöhnlichen Bewußtsein waghalsig klingende Consequenz;

r schreitet vor, soweit menschliches Denken und Ahnen überhaupt dringen ann. Ueberall greift sein Denken ins Weite, es befriedigt sich erst bei großen, niversalen Zusammenhängen, es thut überall seine Schritte im Hinblick auf ie „letzten Dinge". Kurz, wir haben einen Geist vor uns, der alle Kleinlichkeit und Philistrosität bis auf den letzten Rest abgeschüttelt hat, der alles ausschließliche Sorgen für das Privatwohl, alles Klauben und Scharren und Haften in der Enge des Irdischen mit der gebührenden Verachtung behandelt; inen Geist der etwas jugendlich Heldenhaftes an sich hat.

Doch lassen sich denn überhaupt solch abstracte Gedanken in poetische Form ießen und in lebensvoller, klar faßbarer Anschaulichkeit vor Augen stellen? Diese schwere Aufgabe ist nur unter einer Bedingung lösbar, und diese Bedingung ist bei Lipiner im vollen Maße vorhanden. Bei wem das philosophische Denken lediglich oder vorwiegend rein theoretische Thätigkeit bleibt, also aus der Kühle und Blässe der abstracten, rein logischen Reflexion nicht heraustritt, der wird seinen philosophischen Ideen niemals dichterische Gestalt zu geben im Stande sein. Wollte er es dennoch versuchen, so würde dabei — selbst die höchste Formgewandtheit vorausgesetzt — ein frostiges, lehrhaftes, vielleicht gar abgeschmacktes Product, das weder Poesie, noch Philosophie wäre, zu Stande kommen. Bei Lipiner dagegen ist die Philosophie in Gefühl, Gesinnung und Wollen übergegangen; er gehört zu den Wenigen, denen sie zur allerpersönlichsten Angelegenheit geworden ist. Sein Philosophiren ist zugleich innerstes Erleben, ethische Bethätigung. Das Schicksal der Menschheit beunruhigt nicht nur seinen Kopf, sondern es liegt ihm schwer und bange auf dem Herzen. So treten denn die philosophischen Gedanken der Dichtung nie in frostiger Aufdringlichkeit an uns heran, sondern sie geben sich als ein Stück Leben, als aus höchster persönlicher Energie herausgearbeitetes Leben.

Doch treten, auch wenn diese Grundbedingung erfüllt ist, noch manche andere Schwierigkeiten dem Gelingen philosophischer Dichtungen entgegen. Der Dichter darf keine logischen Zergliederungen und Entwicklungen geben. Wohl müssen uns auch aus dem Gedichte die Ideen in ihrem Zusammenhange entgegentreten. Allein diese Zusammenhänge dürfen nicht in begrifflicher Ausdrücklichkeit und Nacktheit, nicht Glied für Glied, Schluß für Schluß, entwickelt sein. Was in der Philosophie in der Form strenger, verstandesmäßiger Ableitung und Begründung auftritt, muß in der Dichtung in die weit einfachere, des strengen logischen Apparates entbehrende Form energischer Intuition zusammengezogen werden. So liegt denn die Gefahr sehr nahe, daß die Dichtung die philosophischen Ideen in schwankendem Dunkel zeige und den Leser in der Deutung und einheitlichen Verknüpfung derselben rathlos lasse. Auch in dieser Beziehung hat Lipiner Ueberraschendes geleistet. Er verfällt nie in die Prosa eigentlicher Entwicklungen, und doch leuchten seine philosophischen Intentionen fast überall mit befriedigender Klarheit heraus. Trotz der Schwierigkeit und Tiefe der behandelten Probleme verliert man — vielleicht abgesehen von einigen allzu unvermittelten Uebergängen — den Faden des Fortganges nie aus den Händen; stets weiß er die Hauptmomente der ideellen Entwicklung mit siegreicher Kraft, mit überraschender Einfachheit und an passendster Stelle herauszuheben. Freilich darf man die Forderung der Klarheit nicht überspannen. Es liegt in der Natur der auf die höchsten Weltfragen bezüglichen Probleme, daß sie selbst der Philosoph nur in äußerst diskreter, andeutender Form, wobei das Nähere, Bestimmtere dahingestellt bleibt, zu beantworten vermag. Wie will man hier nun gar von dem Dichter scharfe, in jeder Beziehung unzweideutige Bestimmtheit fordern? Ist es doch Aufgabe des Gedankendichters, den Gedankenzusammenhängen ihre Straffheit, ihre logischen Schärfen und Spitzen zu nehmen, sie aus der Sphäre des abstrakten Denkens in das dehnbarere, ich möchte sagen: breitere Element der schauenden, ahnenden Phantasie zu versetzen. Der Gedankendichter soll ein Seher sein. Wo der Philosoph scharfe

Linien zieht, da steigen dem Dichter aus dem Quell der Phantasie Gestalten mit ahnungsvollem Leben auf, denen, wieviel sie an Lebensfülle und Anschaulichkeit voraushaben, soviel an logischer Präcision und einheitlicher Verknüpfung fehlt. Der Leser möge daher nicht mit unbilligen Forderungen an Lipiner's Dichtung herantreten, sondern sein Gefühl und Schauen mit dem Ideengehalte der Gestalten des Dichters erfüllen und dabei bedenken, daß die streng systematische Verknüpfung und Begründung der Ideen nicht Sache des Dichters ist.

Wir haben uns nun des Genaueren klar zu machen, durch welche Mittel es Lipiner gelingt, uns den philosophischen Gehalt zu befriedigender ästhetischer Anschauung zu bringen. Bevor wir jedoch diese Frage beantworten, müssen wir uns den philosophischen Gehalt selber in seinen abstrakten Grundzügen vor Augen führen.

Die Entwicklung der Menschheit, ihr titanisches Ringen nach Selbstbefreiung, der Sturz von der erreicht geglaubten Höhe absoluter Geistesfreiheit in einen Abgrund von Zuchtlosigkeit und Entmenschung, das Sichaufraffen des Geistes aus dieser Erniedrigung und sein siegreicher Flug zu dem allendlichen Ziel wahrhafter Freiheit und Versöhnung — das ist es, was uns der Dichter in großen Zügen vor die Seele stellt. Die bisherige Entwicklung der Menschheit, die auch vom Standpunkte der Dichtung der eben abgelaufenen Vergangenheit angehört, faßt sich dem überall auf's Centrale losgehenden Dichter zusammen in den Ausdruck: Kampf gegen Alles, was Gott und Autorität heißt. Und dieser Kampf erscheint ihm nicht im Lichte des Verwerflichen, Bedauernswerthen. Nein, er sieht die ewige Ehre des Geistes darin, daß er sich gegen alle äußere Beherrschung und willkürliche Bevormundung mit prometheischem Trotz empörte und sich durch Blut und Thränen den Weg an das Ziel absoluter Autonomie und Herrenlosigkeit bahnte. Nicht nur der Sturz der vielen Götter, sondern auch des an ihrer Stelle erstandenen Christengottes und der sämmtlichen weltlichen Herren ist nothwendige Bethätigung der unveräußerlichen Geistesfreiheit und unverlierbare Errungenschaft. Allein damit ist das Ziel noch nicht voll und ganz erreicht. Die Negation ist vollendet, allein die Erfüllung mit positivem Gehalte fehlt. Das Verharren in der puren Negation mit ihren Schrecken und Grauen ist das zweite Stadium der Menschheitsgeschichte. Die Gegenwart gehört im Ganzen und Großen demselben an, jedoch wird seine weitere Ausbildung und Vollendung erst die Zukunft bringen.

Mit der absoluten Entgötterung ist auch eine völlige Entmenschung der Welt eingetreten. Der Geist hat alle fesselnden Gewalten gesprengt, allein damit zugleich jeden Halt in sich, jedes leitende Ideal verloren. Er ist zwar autonom, allein seine Autonomie ist noch lediglich formal, und darum gleicht er in ethischer Beziehung einer tabula rasa. Die Folge davon ist äußerste Entfesselung aller Leidenschaften und Begierden bis zu Wahnsinn, Uebersättigung und Stumpfheit. Die wüste Entfesselung der Leidenschaften läuft daher aus in ein mattes, feiges, wunsch- und thatloses Dasein. So ist diese allseitige Entmenschung die nothwendige Kehrseite jener echt menschlichen Selbstbefreiung, die durch sie selbst gesetzte Consequenz und darum trotz aller Mißgestalt eine wesentlich berechtigte Aeußerungsweise des Menschengeistes. Ich hebe absichtlich die innerste Einheit des sich in diesem Gegensatze bewegenden Processes hervor; denn nur so wird es uns später möglich sein, in diesem Proceß, wofern er als Schicksal eines Helden dargestellt wird, oder vielmehr (denn so wird sich dann die Sache wenden) in der That, die diesen Proceß hervorgerufen, einerseits die göttergleiche Größe des Helden und andererseits seine unendliche Schuld zu sehen.

Es erinnert an Lipiner, wenn Hamerling in seinem gedankenvollen, tiefbewegten „Schwanenlied der Romantik" uns schildert, wie der kühne Sonnenflug des Gedankens zwar die gewaltige Naturbeherrschung und Befreiung des

Geistes von allem Wahn, wie sie die Gegenwart uns zeigt, vollbrachte, wie aber dieser trotzige Geist mit seinem Streben, Alles dem Verstande zu unterwerfen, den Menschen endlich alle Wärme, Energie und Innerlichkeit rauben und ein Zeitalter kalter Frivolität und öder, unproductiver Mattherzigkeit heraufführen muß. Allein er weiß uns nicht zu sagen, wie aus diesem kalten Grabe das warme, träumerische, berauschende Reich der Schönheit, wie es sein Ideal ist, werde wiedererstehen können. Er läßt uns in ungelöstem Gegensatze stehen und weiß höchstens darauf hinzuweisen, daß es dem deutschen Geiste vorbehalten sei, Gedanke und Herz zu versöhnen.

Viel tiefer und universaler erfaßt Lipiner diese zukünftige Wiedergeburt des Geistes. Er sieht nur ein einziges Mittel, um die Menschheit aus ihrer Apathie herauszureißen. Nur der Schmerz, der aus tiefster Seelenangst emporschreiende Schmerz ist es, was neues Feuer in die Adern der Menschheit zu gießen vermag. Den Menschengeist erfaßt vor seiner eigenen Oede tiefes Grauen. Allein erst wenn dies schmerzvolle Grauen das tiefe Bedürfniß nach Schmerz, die Sehnsucht nach Lebensweh aus sich heraus geboren, erhält der Menschengeist die Kraft, seine leere Autonomie mit lebens- und versöhnungsvollem Gehalte zu erfüllen. Der Dichter sieht somit im Schmerz nicht etwa nur das vorübergehende Mittel zur Erweckung des neuen Geistes, sondern auch das Ziel, wonach der wiedererwachende Geist ringt. Freilich ist, wie wir sehen werden, mit dem Schmerze das Ziel nicht erschöpft. — So preist denn Lipiner den Zwist, den Geist des Zwiespalts: wer nie den Gott in sich verloren, wandle nimmer in des Gottes Welt. Wer den „Entfesselten Prometheus" verstehen will, muß vor allem diesen tiefsinnigen Wendepunkt der Dichtung begreifen.

Die Meisten werden bei der Bedeutung, die hier dem Schmerz zuertheilt wird, ausschließlich an die pessimistischen Weltanschauungen der Gegenwart denken. Die Frage sei hier garnicht aufgeworfen, von welchem Philosophen Lipiner zumeist zu dieser Wendung angeregt wurde. Ich bemerke nur, daß es ganz im Sinne der Hegel'schen Weltanschauung liegt, dem Schmerze diese vorwärtsdrängende und erlösende Macht zuzuertheilen. Hegel weiß, daß je gediegener die Versöhnung sein soll, um so schärfer und universaler der zu Grunde liegende Zwiespalt und Schmerz sein müsse. Man lese nur z. B., wie Hegel dem Christenthum, das ihm als die absolut versöhnende Religion gilt, den unendlichen Schmerz, die absolute Zerrissenheit nicht nur zur einmaligen Entstehungsursache, sondern zur bleibenden Grundlage giebt. Der Schmerz, in der Bedeutung, die er an dieser Stelle bei Lipiner hat, ist nichts Anderes als die lebensvoll aufgefaßte Hegel'sche „Negativität".

Welches ist nun der Gehalt des zukünftigen Zeitalters der Erlösung, das durch jenes Beten um Schmerz angebahnt wird? — Die Autonomie des Geistes ist ein für alle Mal errungen. So kann denn der ewige, einheitliche Weltgrund, zu dessen Annahme sich der nach absolutem inneren Halte, nach einem höchsten Ziel schmachtende Menschengeist hingetrieben fühlt, nur in pantheistischem Sinne, als der in aller Natur und allem Menschengeist waltende einheitliche Geist aufgefaßt werden. Das erste Lied des fünften Gesanges feiert in wahrhaft kosmisch erhabenen und zugleich seelenvoll innigen Versen das absolute Zusammenleben und Zusammenringen des Weltenherzens und der Fülle der endlichen Wesen.

Das Originelle ist nun, in welcher Weise Lipiner den Schmerz zur eigentlichen Seele des pantheistischen Weltgefühles macht. Zwar lautet ihm das Lied der Zukunft „Weltfreude." Allein die Weltfreude ist nur die Blume, die aus dem innigsten Umschlingen des Schmerzes emporblüht. Das schmerzvolle Umfassen der Welt ist selbst die höchste Wonne. Der Schmerz ist das Bindende und Einende in der Welt, der Schmerz ist die Liebe selbst. Wodurch geschieht es nun, daß der Schmerz mit Liebe und Weltfreude zusammenfällt?

Hier haben wir zu bedenken, daß der Schmerz bei Lipiner tief ethischer Natur ist. Er ist der Schmerz der Schuld, der Sünde. Mit Haß, Schuld, Sünde aber ist jede That, die diesen Namen wahrhaft verdient, unzertrennlich verknüpft. Wer keine Schuld auf sich nehmen will, streitet nicht im Dienst der endlichen Erlösung*). Der Schmerz ist es nun, der den Haß, die Sünde entsühnt. Denn im Schmerz — so mag wohl Lipiner meinen — erkennt sich die Schuld als Schuld, als ein Nichtseinsollendes an.

Doch wir fragen noch immer: wodurch wird der Schmerz der Schuld zugleich Liebe und Weltfreudigkeit? Stammte die Schuld blos aus einem Mangel der einzelnen Persönlichkeit, dann hätte der aus ihr entspringende Schmerz nichts mit der allumfassenden Liebe zu thun. Lipiner faßt die Schuld viel tiefer. Die Welt ist in ihrem innersten Kerne auf Schuld angelegt; die Wesen bringen die Nothwendigkeit der Schuld als Erbtheil mit auf die Welt. So ist es möglich, daß ich im Schmerze der Schuld zugleich Schuld und Schmerz der gesammten leidenden, ringenden Geschöpfe umfasse. Indem der Schmerz der Schuld alles nur Private abstreift und sich so reinigt und läutert, empfinde ich ihn als aus einer Wurzel stammend mit dem Schmerz der gesammten Menschheit. Im Schmerze wird mir so die wurzelhafte Einheit alles Lebens in intensivster und erschütterndster Weise fühlbar; im Schmerz weitet sich das Herz zur allumfassenden Liebe aus. Hier wird jeder Kenner Schopenhauer's an die tiefe Bedeutung erinnert werden, die dieser dem „Mitleid" giebt. — Zur thatenfreudigen Weltbejahung aber wird der Weltschmerz dadurch, daß That und Schuld keineswegs zwecklos zerstieben, sondern nach des Dichters Glauben durch That und Schuld ein absolutes positives Ziel erreicht wird, das freilich auch nur annähernd zu beschreiben, alles menschliche Denken und Ahnen weit übersliegt. Dieser Glaube an eine harmonische Vollendung des Weltenschicksals macht es möglich, daß der Dichter die Sünde selbst selig preist. — So hat sein Weltschmerz nichts Sentimentales, Quietistisches, Blasirtes, sondern es ist der heldenhafte, echt tragische Schmerz, daß jede wahrhafte That aus Schuld, Haß und Schmerz herausgeboren wird.

Nicht nur bildlich legt Lipiner Schuld und Ringen in das Herz der Welt; nein, seinem kühnen Geiste wird der Weltgeist selbst zum wirklichen tragischen Helden. Das Leiden und Ringen in uns sind letzten Grundes die Qualen des Allgeistes, dieses Helden, dem die Welt als eine einzige unendliche Schuld auf der Seele lastet. Er ist der Schuldigste der Schuldigen! Doch wird er, gleich den Menschen, ja mit und in ihnen, durch qualvolles Sühnen zum glorreichen Siege schreiten. Er opfert sich auf zur Entsühnung der Menschen, und diese wieder entsühnen ihn.

Es ist hier nicht der Ort, zu der Versöhnung von Optimismus und Pessimismus, wie sie uns der Dichter darstellt, Stellung zu nehmen. Ich bemerke nur, daß mich Lipiner's Gedanken in den meisten Punkten verwandt berühren. Sicherlich hat in die freudige Weltbejahung der tragische Schmerz als grundwesentlicher Factor einzugehen. — Zur Orientirung wird es gut sein, sich klar zu machen, wie weit sich Lipiner's Auffassung des Weltschmerzes von den Principien Schopenhauer's entfernt. Der Weltschmerz Schopenhauer's ist trotz seiner metaphysischen, erschütternden Tiefe, nicht tragischen Charakters. Denn dazu würde gehören, daß Schuld, Leid und Jammer, wie es in unserer Dichtung der Fall ist, in nothwendigem Zusammenhange mit der Größe und Herrlichkeit der Welt, vielleicht gar als conditio sine qua non derselben, entständen; wo-

*) Auch hier wird man an Hegel erinnert. Denn der Gedanke ist ihm wesentlich, daß in dem Handeln selbst schon Einseitigkeit, Zwiespalt und Schuld liegt, und daß ebendarum Naturen, die ihr Bewußtsein unentzweit erhalten wollen, vor dem Handeln eine „Art von Grauen" empfinden müssen.

gegen bei Schopenhauer alles Elend und alle Schuld durch den blinden, gierigen, gemeinen Weltwillen in's Dasein gerufen wird und so wohl schrecklich und gräßlich, nicht aber tragisch erscheint. Und ferner würde dazu gehören, daß Schuld und Schmerz, wie bei Lipiner, positive Errungenschaften, werthvolle Förderungen des letzten Weltzweckes unmittelbar in sich enthalten; während nach Schopenhauer's völlig geschichtsloser Weltanschauung durch alle Leiden und Qualen das Wohl der Welt nicht um das Geringste gefördert wird. Mit diesen beiden tiefgreifenden Unterschieden hängt es denn auch zusammen, daß Lipiner mit dem weltflüchtigen Quietismus des Frankfurter Philosophen so wenig zu thun hat, daß er den Schmerz vielmehr als riesenstarken Dränger zu That und Kampf feiert.

Weit mehr berührt sich Lipiner mit Nietzsche. In seinem edlen, tapferen, geistvollen Werke „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" theilt er dem „Frevel" „Würde" zu: Das Beste und Höchste erringe die Menschheit nur durch einen Frevel; für das titanisch strebende Individuum sei es eine Nothwendigkeit, zu freveln. Doch mit diesen Sätzen entfernt sich Nietzsche von Schopenhauer. Denn Kunst und Philosophie — und dies ist ja bei Schopenhauer das „Beste und Höchste, dessen die Menschheit theilhaftig werden kann" — hält dieser nur durch völlige Emancipation vom Willen, diesem Principe der Schuld, für erreichbar. Und überhaupt ist zu bedenken, daß es in einer Welt, die durch und durch erbärmlich ist, nichts metaphysisch und letzten Grundes Großes, Tüchtiges, gut zu Heißendes geben könne, daß aber Schuld und Schmerz nur dann, wenn sie zur Realisirung von etwas derartig metaphysisch Werthvollem nothwendig gehören, als „Würde" besitzend gepriesen werden können. Dagegen ist es Hegel, dessen Gedankenkreise sich jene Sätze Nietzsche's nähern. Es liegt ganz im Geiste seiner die Gegensätze für identisch erklärenden Philosophie, nur da wahrhafte Schuld zu sehen, wo ein sittlich berechtigter, gediegener, letzten Endes göttlicher Lebensinhalt, um sich verwirklichen zu können, einseitig werden und andere ebenso berechtigte Mächte verletzen muß. Die tragische Schuld knüpft sich bei Hegel immer an ein tief berechtigtes Wollen. Er sagt: „Es ist die Ehre der großen Charactere, schuldig zu sein."

Auch zu Lipiner's Ansicht von dem leidenden, schuldvollen Allgeiste läßt sich bei Nietzsche Aehnliches auffinden. Schon Schopenhauer spricht von der Entzweiung des „Willens". Nietzsche nun setzt tiefsinnig und kühn geradezu den Widerspruch und Schmerz in das „Herz der Welt". Diesen Urwiderspruch aber findet er darin, daß sich das all-eine Weltwesen in Individuen zur Erscheinung bringt. Zugleich aber sieht er in diesem tief metaphysischen Vorgang der Individuation den Urgrund der Schuld, die Urschuld. Das Ursein selbst schon also trägt Schuld in sich. — Auch hier übrigens läßt sich daran erinnern, daß der Urwiderspruch im Ur-Einen auf Hegel hinüberweist. Ja noch mehr: bei Hegel ist es die von dem Heraustreten in's Handeln unzertrennliche individuelle Bestimmtheit und „Besonderheit", was den berechtigten Gehalt der Handlung in's Einseitige, Verletzende, Schuldvolle verkehrt. So ist auch bei Hegel die Individuation, wenn auch nicht, wie bei Nietzsche, selbst etwas „Verwerfliches", so doch der metaphysische Grund der Schuld.

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Carteggio di Maria Carolina, regina delle due Sicilie con Lady Emma Hamilton. Documenti inediti. Per Raff. Palumbo. Neapel, Dettken. (3,60 M.).

Maurer, Prof. Konr., Das älteste Hofrecht des Nordens, Festschrift für Upsala. München, Kaiser. (3 M.).

Isaacsohn, Dr., Geschichte des preußischen Beamtenthums seit dem 15. Jahrh. bis zur Gegenwart. 2. Band, Berlin, Puttkammer=Mühlbrecht. (3 M.).

Sand, George, Dernières Pages. Leipzig, durch Brockhaus. (3,50 M.).

Nägeli, Prof. C. v., Die niedern Pilze in ihren Beziehungen zu den Infectionskrankheiten. München, Oldenburg. (6,60 M.).

Bachmann, Dr. Ad., Böhmen und die Nachbarländer unter Georg Podiebrad. Prag, Calwe. (6 M.).

Des Sextus Empiricus Pyrrhoneische Grundzüge. Uebersetzt und erläutert von Dr. Eugen Pappenheim. Leipzig, Koschny. (2 M.).

Rosenkranz, Prof. K., Neue Studien zur Literatur= und Kulturgeschichte. 3. Bd. Leipzig, Koschny. (8 M.).

Wächter, C. G., Entscheidungsgründe zu dem Schiedsspruche in der Berlin=Dresdener Eisenbahnsache. Leipzig, Fues. (1,20 M.).

Fries, L., Die Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken. 1. Lief. Würzburg, Kellner. (4 M.).

Michelis, Prof. Fr., Die Philosophie des Bewußtseins. Bonn, Neusser. (7 M.).

Lasaulx, Prof. Arn. v., Aus Irland, Reiseskizzen und Studien. Bonn, Strauß. (12 M.).

Schwetschke, Gust., Zur Geschichte des Gaudeamus igitur. Halle, Schwetschke. (40 Pf.)

Ste. Beuve, Correspondance. Tom. 1. Berlin, durch Asher. (3,50 M.)

Abonnements-Einladung.

Bei Ablauf des Vierteljahres sei die „Wage" ihren bisherigen Lesern auch zu fernerer freundlicher Theilnahme empfohlen und an die Freunde, die sich das Blatt erworben, die Bitte gerichtet, für dessen Verbreitung sich interessiren zu wollen.

Die Expedition ist gern bereit, sobald ihr der Wunsch ausgesprochen wird, das Blatt pünktlich per Kreuzband direct zuzusenden, sowol in Berlin wie außerhalb. Die Sendung ist auf diesem Wege zuverlässiger und regelmäßiger, als auf jedem andern, sie geht von hier schon Donnerstag Abend ab und wird dem Abonnenten ohne Erhöhung des Preises portofrei ins Haus geliefert.

Von den früheren Jahrgängen der „Wage" ist noch eine kleine Anzahl von Exemplaren vorräthig, welche brochirt und mit Titelblatt und Inhaltsverzeichniß versehen zu dem Preise von 3 Mark für den Jahrg. 1873 (October bis Dezember) und 9 Mark für die folgenden Jahrgänge durch Unterzeichnete zu beziehen sind.

Expedition der „Wage"
Berlin SO., Michaelskirchplatz 13. I.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Kranienstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 28. September 1877. Nr. 39.

Inhaltsverzeichniß: Gegen Virchow. — Die politische Parteibewegung in Rußland. — Pariser Briefe. XII. — Der entfesselte Prometheus. (Schluß.) Von Joh. Volkelt.

Gegen Virchow.

Und bringet ein gemästetes Kalb her und schlachtet es. Lasset uns essen und fröhlich sein;

Denn dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden. Er war verloren und ist gefunden worden. (Luc., 15, 23—4.)

„Und fingen an fröhlich zu sein". Hören wir's nicht eher, so wird bei der Debatte über das Unterrichtsgesetz „Musik und Reigen" gar fröhlich erklingen nach der Melodie, die ihnen Rudolf Virchow in diesen Tagen angegeben zu München vor den Naturforschern.

Zu unglücklicher Stunde hat er da gehört und gesprochen. Seiner Forschungsweise mag es ja hart zuwiderlaufen, wie durch den Darwinismus nun wieder einmal eine Sturm- und Draugzeit über die Naturforschung gekommen ist, in der die Hypothese übermüthig das Höchste und Tiefste umwuchert; seinem wissenschaftlichen Gewissen mag ja die Elementenbeseelung kaum weniger lustig vorkommen, wie etwa die Lehre der Alten von den sittlichen Tugenden der Edelsteine oder die des Mittelalters von Gunst und Ungunst der Gestirne; grade die Feier, in der man Oken's Andenken erneuet, mag auch die Warnungen in ihm wachgerufen haben, die in dieser Erinnerung an den einstigen Jenenser Naturphilosophen liegen; vielleicht überkam auch nur den zum Alter neigenden Mann ein Gefühl der Pflicht, wie sie in der deutschen Landgemeinde der Greis am jungen Geschlechte übt, durch scharfe Handweisung ihnen die Grenz- und Marksteine, jenseits deren ihr Grundrecht aufhört, in's Gedächtniß zu prägen: — aber ist er selber dabei nicht über dies Gebiet hinausgeschritten?

Im Namen der Wissenschaft hatte Virchow ein, wol von Keinem angefochtenes Recht, Verwahrung einzulegen gegen jedes Thun, das ihm das Ansehn und den Ernst deutscher Naturforschung zu schädigen schien: aber was hat mit der unsterblichen Isis die eine oder die andre Egypterdynastie zu thun, was hatte das Mitglied der Fortschrittspartei im preußischen Abgeordnetenhause vor den deutschen Naturforschern von seinen Fractionsängsten zu sprechen?

Hr. v. Forckenbeck hat's in Breslau zuerst den Freunden vertraut, Hr. Träger, der Dichter, hat's dann zu Dresden den Brüdern in Apoll weiter zugeflüstert und nun tritt Hr. Virchow nach dem Hamburger

Reichs-Wettermann auf das Münchener Katheder und bekundet, daß in Deutschland russischer Wind wehe und Vorsicht noththue.

Die Rede Virchow's liegt uns bis jetzt nur in den naturgemäß dürftigen Zeitungsauszügen vor, wir müssen uns deshalb, wenn wir auf Einzelnes eingehen wollen, auf die Sätze beschränken, die übereinstimmend klaren Sinnes sind.

Häckel, einer der Vorredner, hatte es unentschieden lassen wollen, ob die Descendenzlehre im Schulunterricht vorzutragen sei oder nicht, Virchow erklärte sich gegen dieses Schwanken. „Denn ist diese Theorie wirklich so sicher, wie Häckel annimmt, so ist kein Grund, sie nicht in den Schulen zu lehren. Ist sie es nicht, so kann nur davor gewarnt werden, da man weiß, wie ungemein, wie erschreckend verändert wissenschaftliche Sätze, nach außen verbreitet, zu ihrem Autor zurückkehren." So besagt ein anscheinend guter Bericht in der Frkf. Ztg. — Zunächst will uns nun scheinen, als wenn ein Schulunterricht, der diesen Namen verdient, das sicherste Mittel wäre, jener Entstellung eines wissenschaftlichen Satzes vorzubeugen, wie sie allerdings in Folge sogenannt populärer Darstellung, und zumeist in der sogenannt gebildeten Gesellschaft sich gewöhnlich bald entwickelt. Sodann halten wir es durchaus für kein Hinderniß der Lehrfähigkeit, daß die Deseendenzlehre noch als Hypothese aufzutreten hat. Man giebt dem Kinde einen richtigeren Begriff von der Wissenschaft, man lehrt es inductiv denken, man hütet es vor dem Glauben an allerlei Unfehlbarkeit, wenn man ihm offen zeigt, daß auch das Wissen nur eine fortdauernde Entwicklung sei. Und endlich (da Herr Virchow an anderer Stelle der Rede diese Theorie als noch nicht erwiesen, also auch noch nicht schulfähig bezeichnet) zu Gunsten welches anderen Unterrichtes plaidirt er denn damit? Offenbar doch für den der mosaischen Schöpfungsgeschichte, wobei ungefragt bleiben möge, wie streng er über die astronomischen Hypothesen denkt und ob somit Josua's Wunder im Thale von Ajalon nicht ebenfalls zu conserviren sei? Weil wir nun aber im Ernste nicht annehmen können, daß er sich zu dieser Consequenz bekennt, so will uns in der That scheinen, daß die Häckel'sche Meinung vorsichtiger und damit auch richtiger war, ließ sie doch die Freiheit, wenigstens in höheren Schulen oder beim naturgeschichtlichen Unterricht eine Theorie, die jetzt nun einmal die Welt bewegt, behandeln zu dürfen.

„Man möge sich nur vorstellen" — so lautet ein weiteres Argument seiner Abmahnung — „wie die Descendenzthorie sich heute im Kopfe eines Socialisten darstellt. Die Sache ist ernst und bedenklich genug, die Fühlung, welche der Socialismus mit dieser Theorie hat, unleugbar." Was soll es doch mit diesem Wauwau? Wie wenn wir Hrn. Virchow erwiderten: Der leidenschaftliche Beifall, den Darwin's Lehre in den gebildeten und bemittelten Volksschichten gefunden hat, beruht vielmehr darin, daß diese in der Lehre eine Rechtfertigung ihres eigenen Erwerbslebens, ihrer gesellschaftlichen Sittlichkeit gefunden haben. Die rücksichtslose Concurrenz, die industrielle Ausbeutung nennt man kurzweg den „Kampf ums Dasein" und hat sich dadurch mit der Moral abgefunden und geht man Sonntags zur Kirche, so ist das eben nur die nothwendige mimicry; wäre aber Einer gar ein gewissenhafter Grübler, der wissen möchte obs mit der Lehre auch Bestand hat, o so nimmt er die

Hellwaldsche Culturgeschichte, die ihn gründlich belehrt, daß allezeit der Größere den Kleineren verspeist und darin des Menschengeschlechtes Fortschritt besteht. Wo der Socialismus aber, der die Gleichheit dessen was Menschenantlitz trägt, predigt, der selbst die Ungerechtigkeiten, welche die Natur in der verschiedenen Befähigung der Einzelnen begeht, ausgleichen möchte, was der ernsthafte Socialismus für eine „bedenkliche Fühlung" mit Darwins Lehre haben sollte, das ist rundweg unerfindlich.

Darüber aber sollte uns Hr. Virchow belehren, denn — guten Geschmacks ist sein Vorwurf, wie er so nackt dasteht, nicht. Sein erstangeführtes Argument wird man vielleicht nur auf Pastorenconferenzen mißbrauchen und ausbeuten, sein zweites aber auf der Polizei.

Die politische Parteibewegung in Rußland.

Das freiheitsscheue absolutistische Rußland hat es trotz aller Kunstgriffe und Gewaltmaßregeln nicht verhindern können, daß die seine tausendjährigen Pfeiler untergrabenden Zeitideen des westlichen Europa's in seinem Reiche Eingang gefunden, die, seitdem Peter der Große es unternommen hatte, aus dem asiatischen Rußland ein europäisches Culturland zu schaffen, unter seinen Nachfolgern, selbst unter einem Paul und Nikolaus, die thurmhohe russische Grenzmauer stetig übersprangen. Die wogenden und brandenden Parteiströmungen der constitutionellen parlamentarischen Staaten durchsickern bereits bedenklich diese altersschwache Mauer und drohen ihr baldigen Zusammensturz. Hat ja der gegenwärtige Herrscher zum ersten Male erklärt, daß ein unaufhaltsamer Volkswille, dem er nicht zu widerstehen vermöge, ihn zum Kriege dränge. Freilich dient dieser Volkswille einstweilen nur als willkommener Vorwand zur Erlangung politischer Machtfülle. Doch ist es nicht hinwegzuleugnen, daß ein Volkswille bestehe, der thatsächlich von der Regierung noch ignorirt oder verpönt wird, der seine Nahrung aber schon unter dem eisernen, dreißigjährigen Regiment des Horts der Legitimität und des Absolutismus eingesogen hat. Es hält schwer, ein deutliches Bild dieser vielgestaltigen Partei-Entwicklung zu geben, das nur der Drang der Gegenwart zu den zwei festen Massen verdichtet hat: der kompakten Masse der Panslawen, die den Krieg à tout prix will und der regierungsfeindlichen, revolutionären Masse der sogen. Nihilisten. Erstere vereinigen in sich alle, den modernen parlamentarischen Staat bildenden Parteielemente, die nach Beendigung des Krieges ihre ursprünglichen Farben und Nüancen wieder annehmen werden. Es ist daher nöthig, sie einzeln kennen zu lernen, wie sie sich bis zum Beginn dieses Krieges prägnant darstellen.

In erster Reihe begegnen wir der jetzt das große Wort führenden Partei der Nationalen oder Slawophilen, die sich in drei gesonderte Gruppen scheiden, die aristokratischen und orthodoxen Slawophilen, die Freihändler, und die radikalen Panslawisten. Alle drei erstreben die Vereinigung aller Slawenstämme unter der Aegide Rußlands und unterscheiden sich in ihren Mitteln zur Erreichung dieses gemeinsamen Zieles, sowie durch verschiedenartige organisatorische Bestrebungen. Erstere, deren intelligente

Führer Aksakow, Samarin, Kirejew, Chomjakow und Koschelef sind und deren Hauptorgan „Moskwa" und „Moskwitsch" bildeten, verfechten, von dem Grundsatz ausgehend, daß Rußland seiner Natur nach ein Ackerbau treibendes Land ist, vor Allem das agrarische Princip und zwar auf Basis der urslawischen Bodenvertheilung und der unter dem Namen „Obstschinnaja" bekannten ländlichen Commune-Verwaltung. Ihr Motto ist: „Ein Herrscher, Ein Glaube, Eine Sprache" und sie kämpfen daher für eine einheitliche orthodoxe Kirche, für völlige Abschließung vom westlichen Europa, sind aber auch einer constitutionellen Staatsform nicht abgeneigt, die aber einen oligarchischen reinslawischen Zuschnitt haben und die Volksbildung unter das Protektorat des Adels stellen müßte. Das bekannte Trio: der ränkegewandte Ignatieff, der Organisator Tscherkaski und der Kriegsmann Tschernajeff, soll ihr Programm verwirklichen helfen. Der Umstand auch, daß der Cesarewitsch dieser Partei mit Leib und Seele angehört, verleiht ihren Bestrebungen ein besonderes Relief.

Die zweite Gruppe der Slawophilen huldigt mit ausgesprochener Vorliebe der Manchester-Doktrin, der auch eine Zeit lang der „Golos" das Wort geredet, welcher aber jetzt in Folge des Einflusses seines wetterwendischen Herausgebers, des Zeitungspächters Krajewski, in anderm Fahrwasser schwimmt. Die Führerschaft dieser Partei hat jetzt die „Nowoje Wremja" übernommen, deren Herausgeber Trubnikow, früherer Redacteur der „Birshowije Wjedomosti", eine ähnliche Persönlichkeit wie die vorgenannte ist.

Die radikalen Panslawisten weisen ein entschieden demokratisches Gepräge auf, indem sie eine Constitution wohl anstreben, die sie jedoch nur als nothwendiges Provisorium für eine ihnen als Ideal vorschwebende Föderativ-Republik betrachten. Sie perhorresciren eine einheitliche Staatskirche, oligarchische Staatseinrichtungen und wünschen kein hermetisches Abschließen von Europa, aber sie nähren unversöhnlichen Haß gegen Oesterreich, dessen staatliche Formation und Politik ewig ihre Ziele zu kreuzen scheinen. Ihre Organe „Riedjela" und „Molwa" haben das Zeitliche gesegnet und ihre Vertreter irren, seitdem sie der Regierung unbequem geworden, in der Fremde umher, wo sie das russische Emigrantenthum vermehren helfen, wie der ehemalige Kiewer Universitäts-Professor Dragomirof, der jetzt in Genf unermüdlich Broschüren schreibt, deren letzte: „Inneres Sklavenleben" unlängst die Presse verlassen hat.

Eine ähnliche bedeutende Führerrolle, wie jetzt die Slawophilen innehaben, spielten ehedem die Männer der alten Ordnung und des strengen Conservatismus, die Partei der Katkow und Leontjeff, Redakteure der „Moskowskoje Wjedomosti" und des „Ruski Westnik". Wie jetzt die Slawophilen die Kriegstrompete blasen, so war es diese Partei, welche die Regierung zur gewaltsamen Niederwerfung des polnischen Aufstandes durch die von derselben vorgeschobenen Leiter Murawjef und Potapof drängte. Diese Mamelukenschaar des Bureaukratismus und der absoluten Gewalt hat das loyale Moskowiterthum und das an zarischen Traditionen festhaltende Wolga-Gebiet hinter sich. Bisher jede andere von der ihrigen abweichende Richtung als regierungsfeindliches Unterfangen bekämpfend und daher auch den auf den Volkswillen sich stützenden Panslawen feindlich gegenüber stehend, stoßen sie jetzt in das gemeinsame Horn und geberden sich als die eifrigsten Heiß-

sporne des Panslawismus. Als Appendix schließt sich an diese Gruppe die von dem Fürsten Mestscherski, Redakteur des „Grashdanin", angeführte Partei der Orthodoxen und Junker, die, unsern Kreuzzeitungsmännern um nichts nachgebend, möglichst nikolaitische Zustände herbeiführen möchten und Wjepostniki (d. h. Anhänger der Leibeigenschaft) sein sollen. Auch „Rußki Mir", deren Hauptmitarbeiter der bekannte Fadejeff und General Barjatinski sind, huldigen ähnlichen Ideen neben fanatisch slawischem Gebahren, das aus unversöhnlichem Deutsch-Haß resultirt, dem dieses Blatt während des deutsch-französischen Krieges unverhohlen Ausdruck gegeben hat. Der nominelle Herausgeber dieses Blattes war Tschernajew, der Paladin der Slawophilen.

Die liberale Partei, vertreten durch „Golos", „Peterburskije Wjedomosti" (Organ des Ministeriums der Volksaufklärung), „Zin Otetschestwa" und „Birshowije Wjedomosti" zählt unter ihren Anhängern die ersten Beamten- und Finanzgrößen und wird von ihren Gegnern spottweise die Geheimraths-Clique genannt. In ihren Bestrebungen hat sie viel Aehnlichkeit mit unsern National-Liberalen und bedient sich nur vorläufig des panslawistischen Faktors zur Förderung und Kräftigung der politischen Macht Rußlands. Während des deutsch-französischen Krieges standen alle diese Blätter, mit Ausnahme der maßvollen, von dem durch seine Ehrenhaftigkeit rühmlich bekannten Korsch geleiteten „Peterburskije Wjedomosti", auf der Seite Frankreichs. Gegenwärtig beobachten sie eine deutsch-freundliche Haltung, die durch zwingende höhere Erwägung bedingt ist und daher fraglich bleibt, wenn die orientalische Frage ohne deutsche Vermittelungsdienste eine für Rußland günstige Lösung findet. Der Kaiser selbst, Gortschakof, Schuwalof und Walujef sollen dieser Partei zugethan sein.

Am Würdigsten und Achtungsvollsten präsentirt sich unsern Blicken das gebildete und ernste Streben der sog. „Westler" oder der russischen Fortschrittspartei, die das einzige Heil Rußlands in einem ehrlichen Anschluß an westeuropäische Cultur und in continuirlich fortschreitender Bildung mit Wegfallenlassen aller separatistischen und nationalgehässigen Tendenzen erkennen. In ihrem Journal „Westnik Jewropü" (Europäischer Bote), redigirt von Stasulewitsch und Pypin, dem Organe des freisinnigen Kriegsministers Miljutin, besitzt diese Partei eine Zeitschrift, die sich den besten europäischen Zeitschriften anreihen kann. Wie nicht anders möglich, läßt die gegenwärtig vorherrschende Stimmung auch diese Partei nicht unberührt. Als fernere, in ähnlichem Sinne wirkende Zeitschriften sind zu nennen: „Djelo" und die von Michailowski und Kawelin redigirten „Otetschestwennaja sapiski" (Vaterländische Annalen).

Es erübrigt mir nur noch, der Partei der radikalen Demokraten Erwähnung zu thun. Diese Partei, die bei dem herrschenden monarchischen Regierungssystem jeder Aussicht auf irgend welche Mitwirkung an den Geschäften ihres Vaterlandes beraubt ist, treibt eine heimliche Propaganda und ist sehr zahlreich, da fast die gesammte studirende Jugend Rußlands ihr angehört. Ihr Ursprung ist in der durch Alexander Herzen und Dostojewski begründeten „Obwinitelnaja Litteratura" (Anklage-Literatur) zu suchen, als deren Fortsetzung die in der Sturm- und Drangperiode der sechziger Jahre von Tschernitschewski, Dobroljubow, Nekrassow, den fruchtbarsten Publizisten des „Sowre-

mennik", und Pisarew hervorgerufene realistische Richtung des heutigen Jungrussenthum angesehen werden kann. Die nach 1865 über Rußland hereinbrechende Reaktion setzte der Thätigkeit dieser Männer ein für alle Mal ein Ende, indem ihr Führer Tschernitschewski, den seine Verehrer den Robespierre der russischen Zukunft nennen, nach Sibirien verbannt wurde und die übrigen Leiter als Flüchtlinge in der Fremde weilen. Diese russische Emigration, die ihren Centralpunkt in Genf hat, ist in folgende 3 Lager gespalten: Social-Demokraten im Sinne von Marx unter Führung Lawrow's, Redakteurs des „Wperot" (Vorwärts), Anhänger von Louis Blanc mit dem Organ „Nabat" (urslawische Sturmglocke) und Bakunisten, deren anarchische Ziele durch ihren Führer Bakunin in Deutschland zur Genüge bekannt sind.

Diese Skizze der russischen Parteibewegung wird für den politischen Leser genügen, um sich bezüglich der kommenden Ereignisse zu orientiren. Ihre vom Verlaufe des gegenwärtigen Krieges abhängige Entwickelung, kann auch für Deutschland folgeschwer werden, da sie entscheiden muß, ob Rußland sich dem Westen nähern oder sich noch hermetischer abschließen werde und wie wir unser Verhältniß zu unserm großen Nachbarstaate zu regeln haben. Wr.

Pariser Briefe.

XII.

Paris, 21. September. Mit dem Manifest des Marschalls „an das französische Volk" ist die gegenwärtige Krisis in ein revolutionäres Fahrwasser eingetreten, denn das Manifest schließt jede gesetzliche und friedliche Lösung des Conflictes aus. Es stellt folgendes Dilemma auf:

1. Der Marschall Mac Mahon wird sich nicht unterwerfen. Er hat es selbst erklären wollen: „Falls die Wahlen meiner Politik feindselig sind, so würde ich den Anforderungen der Demagogie nicht gehorchen. Ich würde nicht das Werkzeug des Radicalismus werden können." („En cas d'élections hostiles à ma politique je n'obéirais pas aux sommations de la démagogie. Je ne saurais devenir l'instrument du radicalisme.")

2. Er wird nicht zurücktreten. „Ich werde den Posten nicht verlassen, auf welchen die Verfassung mich gestellt hat. Meine Pflicht würde mit der Gefahr wachsen; ich werde bleiben, um die konservativen Interessen zu vertheidigen und die treuen Beamten energisch zu beschützen . . ." („Je n'abandonnerai pas le poste où la constitution m'a placé. Mon devoir grandirait avec le péril; je resterai pour défendre les intérêts conservateurs et pour protéger énergiquement les fonctionnaires fidèles . . .")

Diese beiden Prämissen gegeben, müßte, damit der Kampf vermieden werde — und ich nehme hier das Wort Kampf in seinem buchstäblichen Sinne — von zwei Dingen eines eintreffen:

Entweder müßte das Land, das an den Wahlurnen zusammenkommt, für die Candidaten des Marschalls stimmen und so gleichzeitig „se soumettre" und „se démettre".

Oder die neue Kammer wäre es, die in die Hände der Männer des 16. Mai, der Fourtous, Broglies u. ſ. w., kapitulirte.

Die erſte dieſer beiden Hypotheſen überſchreitet die Grenzen des Abſurden und braucht nicht diskutirt zu werden.

Die andere wäre nicht nur wahrſcheinlich, ſondern würde ganz ſicher eingetroffen ſein, wenn der Marſchall geneigt geweſen wäre, das Miniſterium Broglie-Fourtou einem Miniſterium Dufaure zu opfern. Aber ſie iſt von dem Augenblicke an unmöglich geworden, in welchem den ambitiöſen Neurepublikanern des linken Centrums vom Marſchall bedeutet worden iſt, daß ſie auf keinen der Poſten hoffen können, die von den treuen Beamten des gegenwärtigen Regimes beſetzt ſind.

Wir marſchiren alſo neuen Julitagen, neuen „glorieuses" zu, und es hängt nur von uns ab, daß dieſelben zum Nutzen des Volkes ausſchlagen.

In der That iſt es zunächſt die Bourgeoiſie, die die Schlacht eröffnet, indem ſie mittels des Werkzeuges der 363 die Votirung des Budgets verweigert; aber wir ſind es, die kämpfen werden, und wenn einmal die Flinte das Wort hat, ſo wird uns keine Kammer daran verhindern, dem Siege des Volkes über die Clique des 16. Mai ſeine richtige Bedeutung, ſeine volle Tragweite zu geben.

Das Manifeſt des Marſchalls, ſo unbedeutend und ideenarm es an ſich iſt, hat das große Verdienſt gehabt, auf das Volk eine ähnliche Wirkung auszuüben, wie einſt das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig. Ich habe, ſeitdem das Schriftſtück an den Straßenecken klebt, eine gewiſſe Anzahl von Arbeitergruppen geſprochen, und von allen den gleichen Eindruck mitgenommen. Ebenſo ſehr als die Arbeiter vor dem Erlaß des Manifeſts bedauerten, ſich in einer Zwangslage zu befinden und wider ihre Neigung für die Wiederwahl der 363 ſtimmen zu müſſen, ebenſo ſehr werden ſie jetzt mit Enthuſiasmus an die Urnen treten, weil ſie ſicher ſind, daß die Wahlen vom 14. Oktober nur die Vorrede zu einer Revolution ſein werden.

In welcher Weiſe ſich die Dinge nach den Wahlen weiter entwickeln, d. h. zunächſt weiter verwickelt werden, läßt ſich natürlich heute noch nicht vorherſagen. Möglicherweiſe führt ja ſchon vor dem Wahltage der Terrorismus der vorſedanlichen Beamten Conflikte herbei, die ſich zu einer Kataſtrophe verſchürzen. Sehe ich aber von dieſem Falle ab, ſo denke ich, daß ſofort beim Zuſammentritt der Kammern der Conflikt zwiſchen der neuen Volksvertretung — ich meine die Deputirtenkammer — und der Regierung in ſchroffeſter Weiſe ausbrechen muß. Nach der Auffaſſung der Regierung iſt es die Pflicht der Kammer, das von der vorigen unerledigt gelaſſene Budget vor Neujahr zu votiren, alſo in erſter Linie und eventuell ausſchließlich ſich mit den Finanzvorlagen zu beſchäftigen. In der erſten Sitzung der Kammer alſo, wenn die übliche Botſchaft verleſen und das Bureau konſtituirt iſt, wird der Finanzminiſter „des Marſchalls" das Budget einbringen, das nach der Verfaſſung zuerſt von der Deputirtenkammer und dann erſt vom Senat zu berathen iſt, und auf raſche Erledigung deſſelben dringen, alſo thun, als ob die Situation der Regierung eine durchaus normale wäre. Was wird die Kammer auf dieſe In-

ſinuation des unparlamentariſchen Miniſteriums antworten? Einfach das Mißtrauensvotum, mit welchem die vorige Kammer auseinanderging, erneuern? Das hieße auf kuruliſchen Stühlen unbeweglich vier Monate ſitzen bleiben, während deren der Feind überall eingedrungen, Alles angetaſtet hat. Ein ſolcher Anachronismus wäre in einem Lande möglich, wo man es liebt, ſich auf einen bequemen Rechtsboden zu ſetzen und in jeder Seſſion auf ihn zurückzukehren, wie auf einen liebgewohnten Platz hinterm Stammtiſch. Hierzulande verſteht man den Fortſchritt anders. Die Kammer wird Dem, was die nach der Verfaſſung ihr verantwortlicher Miniſter und deren Agenten während des Interims gethan haben, Rechnung tragen müſſen; ſie wird das Mißtrauensvotum nicht wiederholen, ſondern eine Miniſteranklage wegen Verfaſſungsverletzung darauf ſetzen. Dafür hat man hier in dem Prozeß Polignac ein prächtiges Präcedenz. Da es ſelbſtverſtändlich iſt, daß angeklagte Miniſter nicht regieren können, ſo wird man den Marſchall höflich oder, wenn Sie wollen, reſpektvoll erſuchen, ſich andere Miniſter zu nehmen. Da iſt er nun vor ſeinem Dilemma. Er darf nicht gehorchen er darf nicht einmal dieſe Miniſter durch noch reaktionärere erſetzen, denn thäte er es, ſo würde er ſein Manifeſt doppelt Lügen ſtrafen: er hätte nicht nur „ſich unterworfen," ſondern auch ſeine „treuen Beamten im Stich gelaſſen." Er weigert ſich alſo. Damit vergeht er ſich aber ſelbſt gegen die Verfaſſung, die beſtimmt, daß die Miniſter den Kammern verantwortlich ſind, und kann von der Kammer wegen Hochverraths in Anklageſtand verſetzt werden. Die Kammer wird ſich in dieſem Falle die Befugniſſe eines öffentlichen Anklägers zuſchreiben, alſo beſonders das Recht, den Angeklagten von ſeinen Funktionen zu ſuſpendiren und in Verwahrung zu nehmen, bis der Richter, der Senat, geſprochen hat. Der Angeklagte ſeinerſeits wird die Kammer auf Grund ſeines verfaſſungsmäßigen Rechtes vertagen und ſpäter dem Senat einen neuen Auflöſungsantrag vorlegen wollen. Welches Recht iſt das beſſere? Dasjenige welches raſcher und wirkſamer in Vollzug geſetzt wird? Da haben wir den Conflict.

Weiter treibe ich meine Conjekturen nicht. Dafür erlauben Sie mir, auf einen Proceß zurückzukommen, der ſich neulich vor dem Kriegsgerichte hier abgeſpielt und zu tendenziöſen Berichten Anlaß gegeben hat. Er betrifft die Vorgänge in der Vorſtadt Bercy während der Commune und insbeſondere Lyaz, den damaligen Adjunkten des Maires von Bercy. Ich habe zahlreiche Einwohner Bercys, die Lyaz kennen, und namentlich notoriſche Gegner der Commune, über jene Vorgänge befragt. Niemand im ganzen 12. Arrondiſſement wußte und weiß ein Wort von den angeblichen „Orgien" des Waiſenhauſes des Faubourg St. Antoine und der Paſſage Corbes. Es iſt kein wahres Wort an der ganzen Geſchichte. Der Zeuge Bourgeois, deſſen Ausſage hingereicht hat, um das Gewiſſen des 3. Kriegsgerichts aufzuklären, iſt einer jener Elenden, die vom 18. März bis zum 21. Mai, wo die Verſailler Truppen in Paris eindrangen, ihr Möglichſtes thaten, um die Föderirten zu nutzloſen Exceſſen hinzureißen, die nur Plünderung, Brand und Mord predigten und jede Befeſtigung der kommunalen Volksgewalt zu verhindern bemüht waren, — kurz, ein Graf Barral de Montaux dritter Klaſſe. Was ihn natürlich nicht

hinderte, den Truppen, nachdem sie in Paris waren, als „Treiber" zu dienen. Für die Dienste, die er in jener Epoche der Sache der Ordnung leistete, erhielt er im Juli 1871 das Kreuz der Ehrenlegion, das er auch jetzt noch trägt, obwohl er seitdem in Folge eines betrügerischen Bankerotts von der Liste des Ordens gestrichen worden ist.

Der Mensch, der in Bercy einige Gewaltthätigkeiten von unerheblicher Bedeutung beging und Adjunkt des Maires Philippi war, heißt Magon oder Magnan, ehemaliger Mouchard des Kaiserreichs, und wurde dafür vom Militairgericht zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt, von dem er nie einen Tag verbüßt hat.

Was Lyaz betrifft, so ist derselbe, wie sein Vertheidiger, Advokat Puthod, auch erklärt hat, der ehrenhafteste Mann der Welt, mit Leib und Seele seiner zahlreichen Familie ergeben (6 Kinder), und sein Benehmen unter der Commune war so frei von Allem, was man Vergehen des gemeinen Rechts nennt, daß er seit sechs Jahren nie daran gedacht hat, die Grenze zwischen sich und die „Gerechtigkeit der Sieger" zu bringen. Gestern ist seine Nichtigkeitsbeschwerde zurückgewiesen worden.

„Der entfesselte Prometheus."

Eine Studie.

II.

Wir kommen nun auf die oben aufgeworfene Frage zurück: durch welche Mittel gelingt es Lipiner, dem dargelegten philosophischen Gehalt poetische Gestalt zu geben? Bei kleineren Gedankendichtungen ist es wohl möglich, daß die zu Gefühl und Leidenschaft herausgearbeiteten Gedanken von Anfang bis zu Ende direct durch die eigene Person des Dichters ausgesprochen werden. Ginge dies direkte Aussprechen der eigenen Gefühle jedoch durch fünf Gesänge hindurch, dann würde die Dichtung zu sehr den Charakter einer bloßen Gedankenentwicklung annehmen. Es schiene, als hätte der Dichter in erster Linie die Absicht gehabt, uns seine Ansichten vorzutragen — eine Absicht, die immer prosaisch ist. In einem kürzeren Gedichte genügt es, wenn der Dichter seine einzelnen Gedanken in anschaulichen Bildern mit energischer Intuition ausspricht. In einer umfangreichen Dichtung aber wird die ästhetische Fundamentalforderung nach Anschaulichkeit dadurch nicht vollständig befriedigt, daß der Dichter Gedanken um Gedanken anschaulich und lebensvoll vor Augen stellt. Eine große Dichtung mit großem, einheitlichem Gedankenzuge verlangt auch eine große, durchgreifende Anschauung, anschauliche Gestalten, welche die mannigfachen Einzelanschauungen halten und tragen. Das rein innerlich bleibende Ich des Dichters, das allerdings, wenn der Dichter direct seine Gefühle ausspricht, durch die ganze Dichtung hindurchgeht, reicht dafür nicht aus. So war es denn ein glücklicher Griff des Dichters, mythologische Gestalten zu Trägern seiner Gedanken zu machen. Nun hat der Dichter neben der inneren Einheit auch äußere, anschauliche Einheit, Erlebnisse und Geschicke.

Es fragt sich nun: zu welchen Theilen vertheilt der Dichter seinen Gedankencomplex an die verschiedenen Gestalten? Oder genauer: welche Ausschnitte aus seinem Ideenkreise webt er zu den Schicksalen der verschiedenen Personen zusammen? Der Held der Dichtung ist Prometheus. In genialer Weise hat Lipiner die That des antiken Prometheus zur menschheiterlösenden That vertieft

und erweitert. In seinem Prometheus verkörpert sich das Ringen des Geistes nach Autonomie, nach Befreiung von allen über der Welt thronenden Göttern, von aller äußeren Herrschaft. Er stürzte nicht nur den olympischen Himmel in den Staub, sondern sein Geist war es auch, der den Thron des Christengottes stürzte und die Fürsten und die Beherrscher der Geldmacht verjagte. In dem qualvollen Zustande eines wachen Träumens sah Prometheus, ohne sie wehren zu können, die Consequenzen seiner götterstürzenden That sich vollziehen. Nun diese negativen Consequenzen vollendet sind, erwacht Prometheus aus seinen Geistesfesseln. Denn all die Autoritäten, deren Herrschaft sich mythisch durch die Fesselung ihres Hauptfeindes bezeugte, sind ja verschwunden. So findet der entfesselte Prometheus sein Werk vollendet. Allein in der Vollendung seines Werkes wird er zugleich der tief schuldvollen Seite seiner erlösenden That inne. Ihm graut vor der allgemeinen Entmenschung, und doch muß er die Gräuel, die er rings geschehen sieht, als Folgen seiner Urschuld auf sich nehmen. Nur einem tief philosophischen und zugleich poetisch intuitiven Geiste konnte der Gedanke kommen, den Kampf der Menschen gegen die alten Götter bis herab zur modernen absoluten Autoritätslosigkeit nicht nur in philosophischer Weise als einen einzigen, von einheitlichem Geiste getragenen, organischen Zusammenhang zu begreifen, sondern diesen nothwendigen Umschlag des höchsten menschlichen Thuns in absolute Entmenschung zugleich in eine persönliche Einheit zusammenzuraffen und als tragisches Schicksal eines Helden aufzufassen. In der That, das Schicksal dieses Helden muß im eminenten Sinne tragisch ausfallen: die That des Prometheus ist wahrhaft menschenerlösend, sie ist in gewissem Sinne die wichtigste That der Menschengeschichte, sie verleiht Unsterblichkeit. Zugleich aber liegen unmittelbar in ihr Consequenzen, deretwegen sie selbst zur unendlichen Schuld wird. Großartiger und schärfer als irgend ein anderer erfährt es Prometheus an sich, daß sich das Höchste, menschheitlich Bedeutendste nur durch Eingehen in Schuld, Erniedrigung und furchtbares Leiden leisten läßt. Nietzsche sieht schon in dem antiken Prometheus den Typus eines tragischen Helden, — und mit Recht. Noch viel gehaltvoller und tiefer greifend aber ist das Tragische in dem Schicksal des modernen Prometheus.

Es ist ein großes, wie ins Unendliche ragendes Bild, wenn sich Prometheus nach seiner Entfesselung, beim Eintritt in das Menschenland, klagend an den Busen der heiligen und nun durch seine Schuld entweihten Erde wirft, und wenn er später, nächtlichen Thau von den Locken schüttelnd, ruhelos, nicht wissend, wie lange seine peinvolle Wanderung durch die Gräuel der Menschheit dauern werde, über den knirschenden Sand dahin eilt. Und ein weiteres Lied zeigt, wie energisch, das Tiefste aufwühlend und nach dem Höchsten greifend der Dichter den Schmerz des Helden zu schildern im Stande ist: zu den früheren Leiden sind nun noch die Schmerzen über die fortschreitende Entmenschung dazugekommen. Prometheus fühlt den Götterglanz von seinem Haupte genommen, sein Trotz ist wilder, seine Qual ist dumpfer, sein Blick schaut in eine trostlose Leere: unsterblich leiden, unsterblich sterben zu müssen. — Ich glaube, an dieser Stelle, angesichts der gräulichen Ausartung des so kühn Begonnenen, hätte der Dichter in des Prometheus Seele, weit mehr als er es gethan, den Zweifel hineinwerfen sollen: den Zweifel an der Berechtigung seiner That, an dem Werthe seines Wollens. Er hätte ihn in den Abgrund eines nutzlos verbrachten, von Wahn verblendeten Lebens blicken lassen sollen. So erst hätte die Zerrissenheit des Prometheus ihren absoluten Höhepunkt erreicht.

Wie läßt nun der Dichter den Prometheus seine Erdenlaufbahn beschließen? — Es ist klar, daß Prometheus die Erlösung der Menschen aus dem durch die Consequenzen seiner That herbeigeführten Zustande nicht vollbringen kann. Der Held des neuen Zeitalters des versöhnten Geistes kann er nicht sein. Denn es ist ein ganz neues Element, wodurch sich dies Zeitalter charakterisirt.

Dies Neue ist die Einheit prometheischer Geistesfreiheit und inniger Demuth vor den in uns waltenden Mächten, die Einheit thatenkräftigen Weltschmerzes und edelster Weltfreude. Mit dem Eintritt dieser neuen Zeit hat daher Prometheus seine Rolle ausgespielt, er tritt vom Schauplatze ab, er stirbt. So findet die Einseitigkeit, die Schuld seiner That ihre Sühne. Zugleich aber bekundet sich ihre Berechtigung und Nothwendigkeit darin, daß das neue Reich nur auf Grundlage der That des Prometheus entstehen konnte, daß sein Geist auch in den Menschen des neuen Reiches als wesentliches Moment weiter lebt.

Doch Lipiner faßt die Sühne noch viel tiefer und anschaulicher. Er giebt dem organischen Zusammenhange zwischen dem Reich des Prometheus und dem neuen Reich in viel persönlicherer Weise Ausdruck: dadurch nämlich, daß er dem Prometheus die Kraft ertheilt, in seiner Person selbst jene kommende Wiedergeburt des Geistes zu vollziehen. Unser Held erkennt, daß er das Wesen der Gottheit bisher verkannt, daß diese keine kalte, daseinsgierige Macht, wie er bisher geglaubt, sondern leidende, kämpfende Liebe ist. Er beugt sich vor ihr, er erkennt ihr gegenüber die eigene Kleinheit. Dies ist der erste Schritt zur Wiedergeburt. Und weiter erkennt Prometheus an, daß die wahre Menschheitserlösung nur durch eine neue That, durch neues gesteigertes Kämpfen und Ringen und Leiden zum Durchbruch kommen könne. Doch mit dem bloßen Aussprechen dieser Anerkennung ist es nicht gethan, Prometheus will diese Aenderung seiner Anschauung zugleich als tiefste Sinnesänderung, als Wiedergeburt in sich durchleben. Diese Wiedergeburt muß schon darum, weil in ihr mit dem alten Menschen total gebrochen wird, ein qualvolles Ringen sein; dann aber auch darum, weil der neue Geist den gesteigerten, das Innerste durchglühenden, weltumfassenden Schmerz zur dauernden Grundlage hat. Alles dies wird nun vom Dichter nicht blos als innerer Vorgang geschildert, sondern er stellt in grandioser Vision unseren Helden der sichtbar erscheinenden Gottheit gegenüber. Aus ihrem Munde empfängt er die Aufforderung, sich das neue Leben zu erringen, und nachdem er „Ich will!" gerufen, verschlingt ihn ein brausendes Feuermeer, in grenzenlosem Weh zerschmilzt sein Leib; dann aber umfangen ihn sanftere Lüfte, unsichtbare Arme tragen ihn zur Erde nieder und er sieht in's lächelnde Antlitz des Tages. — So versöhnt Prometheus in Einem Strafe und Versöhnung. Das mystisch-symbolische Feuerbad weiht ihn, wie die Gottheit ihm kündet, einem künftigen irdischen Tode, zugleich aber haucht es ihm das neue Leben des Geistes ein, kraft dessen ihm nach seinem Tode im Schooße der Gottheit zu weilen gegönnt ist.

Den Inhalt des fünften Gesanges bildet das neue Evangelium des freien Geistes. Dieser Gesang geht daher über das Schicksal des Prometheus hinaus; in ihm kann er keine Rolle mehr spielen. Der Dichter selbst, der den Helden bisher schon öfter mit seinen bewundernden, klagenden, bittenden, höhnenden Worten begleitet hat, tritt jetzt ausschließlich auf die Bühne und verkündet als Seher den Geist der Zukunft. Darüber später noch etwas mehr. Hier muß ich zunächst den mythologischen Trägern eines anderen Gedankenzusammenhanges der Dichtung, den Parzen, einige Worte widmen. Wenn wir uns aus der geistdurchglühten Welt, deren allgegenwärtiges Herz der leidende, ringende, liebende Gott-Held ist, wie sie uns der fünfte Gesang schildert, alles Thatenfreudige, Heldenhafte, wahrhaft Geistige, Alles, was durch den Begriff eines versöhnungsvollen letzten Zieles gesetzt ist, hinwegdenken, so bleibt eine Welt übrig, in der zwar auch das Leid die Herrschaft führt, die jedoch matt, that- und zwecklos, todessehnsüchtig ihr Dasein abspinnt. Diese von finsterer, leidvoller Nothwendigkeit beherrschte Welt ist es, was der Dichter in den Parzen verkörpert. In den Parzen stellt er der „Gottheit" das „Schicksal" gegenüber.

Doch war es denn nöthig, den ohnehin schon schwierigen Zusammenhang der Dichtung durch das Auftreten der Parzen noch verwickelter zu machen? Dem Götterbekämpfer Prometheus mußte eine persönliche Gestalt gegenüber-

gestellt werden, in der sich das Wesen der von ihm bekämpften Feinde einheitlich zusammenfaßt. Prometheus bekämpft in den Göttern die kalte, finstere, lieb- und freudlose, zwecklos schaffende Herrschaft über die Welt, also das, was durch die Parzen repräsentirt wird. Ebendarum war es ein tiefsinniger Griff, daß Lipiner die Welt vor dem Anbrechen des neuen Geistesmorgens unter die Herrschaft der Parzen stellte.*) Doch hätte, so scheint es, der Dichter bereits mit der Entfesselung des Prometheus zugleich den Untergang der Parzen eintreten lassen sollen; denn nun stehen ja die Menschen frei und götterlos da. Näher betrachtet, ergiebt sich jedoch, wie Recht er hatte, den Sturz der Parzenherrschaft erst mit dem Tode des Prometheus, also mit dem Anbrechen des neuen Reiches, zusammenfallen zu lassen. Die dialektische Natur der That des Prometheus nämlich bringt es, wie wir längst wissen, mit sich, daß sich die errungene Geistesfreiheit zugleich als absolute Zuchtlosigkeit des Geistes, und letzten Endes als qualvoll öde Erschlaffung darstellt. Die Herrschaft der Parzen, des „Schicksals" also ist es, was sich als letzte Consequenz von Prometheus' Kampfe gegen das „Schicksal" herausstellt. So rächt sich in höchst anschaulicher und erschütternder Weise die Schuld in Prometheus' That dadurch, daß, nachdem sein Werk zu Ende gediehen, die vermeintlich gestürzten Feinde Triumphlieder anstimmen. Sie sind im Recht, wenn sie singen: die That sei todt, nur das Leid lebe, gekettet seien die kühnen Kinder des Tags; Leben, Liebe, Freude, Freiheit sei nicht mehr, kein Wunsch und kein Wesen wirre ihr Werk. Die von den Parzen ersehnte allgemeine Vernichtungsnacht droht heraufzusteigen und die ganze Welt sammt Parzen und Prometheus in sie zu versinken. Doch hier tritt der Wendepunkt ein: Im letzten Grunde hat Prometheus doch das Reich der Parzen vernichtet. Die von ihm errungene Autonomie des Geistes bleibt unverloren; aus der trüben Erschlaffung bricht gewaltig die Sehnsucht nach Schmerz und Schuld, nach einem neuen Geistesreiche hervor. Die Herrschaft der Parzen ist da, wo sie den höchsten Triumph zu feiern meinte, definitiv zu Ende; sie stürzen in die Nacht der Vernichtung, — während Prometheus, dessen Errungenschaft auch im Charakter der neuen Zeit fortlebt, mit seinem Tode zugleich in das allliebende Herz der Welt aufgenommen wird.

Ich will hier nicht erörtern, welchen Ideengehalt der Dichter in der Person des Cornelius, der im zweiten Gesange als Anführer der Empörer auftritt, noch auch, welchen er in Jesus, den er dem Prometheus im dritten Gesange erscheinen läßt, verkörpert. Schon aus dem Gesagten wird hinlänglich erhellen, wie klar der Dichter seine philosophischen Ideen, trotz ihrer Verwicklungen und Verschlingungen, in Gestalten und Schicksale hineinzuarbeiten gewußt hat.

Mit Recht ist Fr. Vischer den Ansicht, daß der moderne Dichter darum, weil uns der religiöse Glaube an Mythen abhanden gekommen sei, nicht auch schon auf alles Mythische verzichten dürfe. Im Gegentheil gehöre es zur Aufgabe des modernen Dichters, mythische Gestalten neu zu erschaffen und zu beseelen und uns mit rein ästhetischem Glauben an sie zu erfüllen. Sicherlich, wenn der Dichter uns einen philosophischen Ideengehalt in seiner inneren Berechtigung und Nothwendigkeit, ohne alle historischen und zeitlichen

*) Der Kampf des Prometheus richtet sich freilich nicht direct und vollbewußt gegen die Parzen. Der Sache nach bekämpft er jedoch in den Göttern nichts anderes als diese. Es ist nicht recht klar, wie sich Prometheus während der Götterbekämpfung sein und der Götter Verhältniß zu den Parzen denkt. Der Dichter hätte dem Prometheus ein klares Bewußtsein darüber geben sollen, daß die Parzen nichts anderes als der Urgrund, das Urprincip der bekämpften Götter selbst seien. In der Dichtung scheinen oft die Parzen in unbestimmter Stellung neben den Göttern herzulaufen.

Accidentien, zur Anschauung bringen will, dann wird ihm wohl kaum ein anderes Mittel übrig bleiben, als die Beseelung mythischer Gestalten mit jenem Gehalte (mögen diese nun absolute Neuschöpfungen sein oder nicht). Der Mythus ist in der That, wie Nietzsche sagt, das „zusammengezogene Weltbild", die „Abbreviatur der Erscheinung". In erster Linie wird nun der Dichter dabei darauf zu sehen haben, daß die ästhetische Fundamentalforderung, den Gestalten ein wahrhaft individuelles, eigenthümlich pulsirendes, gleichsam nach Existenz hindrängendes Leben zu geben, trotz des abstracten allgemeinen Gehaltes, ihre Erfüllung finde. Hierin liegt die ungeheure Schwierigkeit solcher mythologischer Neuschöpfungen oder doch Neubeseelungen. Ja, die Philosophie mit ihrer blassen Reflexion scheint die Erfüllung der poetischen Forderung nach naiver, ungemachter, bis an die Oberfläche ausgefüllter Anschaulichkeit überhaupt unmöglich zu machen.

Hat nun Lipiner seinen Gestalten diese Anschaulichkeit, die uns an ihre Existenzfähigkeit unmittelbar glauben läßt, zu geben gewußt? Zunächst sei hervorgehoben, daß keine einzige seiner Gestalten ein abstractes, allegorisches, frostiges Gedankengerippe ist; jede derselben hat einen warmen Lebensquell, ein Herz voll Gluth und Leidenschaft in sich. Allein dies Herz ist doch zu wenig ins Individuelle und in concrete Aeußerungsweisen, zu wenig in die Mannichfaltigkeit, die jeder Persönlichkeit erst Leben zusichert, herausgearbeitet. Prometheus selbst tritt, trotz seiner inneren Stürme, doch allzuwenig in menschliches Handeln heraus, er ist zu wenig der wechselvollen Bewegung menschlichen Schicksals preisgegeben, er ist zu ausschließlich innerlich gehalten, und seine Innerlichkeit ist zu allgemein. Den Parzen aber giebt der Dichter gar keine Gestalt. Wohl sind ihre Lieder sehr charakteristisch gehalten, und es bildet sich uns demgemäß wohl eine ungefähre geisterhafte Anschauung von den düstern Sängerinnen; allein es hätte uns doch der Dichter mit seiner Anschauung unterstützen sollen. Und er wäre dazu wohl im Stande gewesen. Denn oft zeigt er eine wahrhaft großartige, originelle Anschauung. Ueberall sind seine Bilder in hochidealem und erhabenem Stil gehalten, voll edler Großheit; oft liegt über ihnen ein wahrer Schauer von Unendlichkeit ausgegossen, sie ragen ins grandios Geisterhafte hinaus. Dagegen biegen ihre einfachen reinen Linien allzu wenig in die Unebenheiten und Risse der realen Welt ein; der Dichter hat eine allzu große Scheu davor, die Härten und Knorren der Welt in die Sphäre des Schönen hinaufzunehmen. Ich bin weit entfernt, diesen idealen Stil im Sinne Schiller's geringschätzig zu behandeln; allein ich kann mir nicht verhehlen, daß, wenn er sich bei Lipiner weniger einseitig fände, wenn der Dichter etwas Shakespeare'sche Derbheit und Rauheit in seine Diction aufnähme, eine noch höhere Art der Schönheit zu Stande kommen würde. Besonders wo der dritte Gesang die Orgien der Grausamkeit und Wollust schildert, wird man eine mehr charakteristische Individualisirung, eine schärfere Zuspitzung in die Ausläufer der Individualität hin wünschen; der Dichter giebt uns dort mehr Gattungsmenschen als Individuen. Viel weniger empfindlich ist dieser Mangel einer Heraustreibung ins Individuelle in den dithyrambischen und hymnenartigen Liedern. Man lese etwa das 5. Lied des ersten Gesanges, oder im 2., 3. und 5. Gesange je das erste Lied, und man wird sich eingestehen, daß man hier auch nach der Seite der Anschauung hin etwas nahezu Vollendetes vor sich hat.

Wie ich höre, wird Lipiner's nächste Dichtung ebenfalls mythisch-philosophischer Art sein. Hoffentlich gelingt es in ihr dem Dichter, die Hebel der Action, unbeschadet ihrer Innerlichkeit, mehr, als es im „Prometheus" der Fall ist, in anschauliche Realität herauszuarbeiten, das ganze Geflechte des Mythus bewegter, mannichfaltiger zu gestalten. Wenn er, wie ich nicht zweifle, in dieser Richtung fortschreitet, so wird er im Stande sein, die in gewissem Sinn höchste Aufgabe der Poesie in seltener Weise zu lösen: ich meine die anschauliche Herausgestaltung der tiefsten und universalsten menschlichen Ideen

in der Weise, daß wir nicht mehr Philosophie, sondern nichts als Gestalt und Anschauung vor Augen haben.

Ich sage, „in gewissem Sinne" sei dies die höchste Aufgabe der Poesie. Nämlich: was die Größe, den Werth des Gehaltes anlangt. Dagegen ist es eine andere Frage, ob diese Aufgabe überhaupt ohne Incongruenzen zwischen Form und Gehalt gelöst werden könne, ob die „Form" überhaupt der Aufnahme eines solchen philosophischen Gehaltes in Fleisch und Blut gewachsen sei. Einerseits wird der Umstand, daß ein philosophischer Gehalt rein als solcher, ohne historisches, zeitliches Zubehör, zur Anschauung gebracht werden soll, der Anschaulichkeit eine gewisse blasse Allgemeinheit geben. Andererseits aber wird jede schärfere Betonung der Individualität zur Darstellung von Zügen menschlicher Zufälligkeit, die aus dem tausendfach bedingten menschlichen Treiben genommen sind, also zur Darstellung von Formen führen, die vom Standpunkt des inneren Zusammenhanges der Idee bedeutungsleer und irreführend sind. Ich lasse es hier dahingestellt, ob wohl je ein mythisch-philosophischer Dichter diese beiden Klippen, die Bläße der Anschauung und die Bedeutungslosigkeit individueller Züge für die Idee, völlig werde vermeiden können.

Wenn wir bei Lipiner von der Herausarbeitung der Charaktere und der Handlung ins Individuelle und Anschauliche nicht völlig befriedigt waren, so tritt uns dagegen der Ausdruck der Stimmung in seltener Vollendung entgegen. Es ist begreiflich, daß eine Dichtung, welche die tiefsten philosophischen Fragen und Zweifel in Gefühlsform behandelt, einen reichen Kreis von Stimmungen durchschreiten wird. Nun richtet es Lipiner in seiner klar vereinfachenden Weise so ein, daß jedes der Lieder, in welche die fünf Gesänge der Dichtung zerfallen, von einer ausgeprägten Grundstimmung beseelt ist. Das Bewundernswerthe aber ist, daß der Dichter für jede der mannichfaltigen Stimmungen die genau entsprechende Form des Versmaßes, der Strophen und Reime und überhaupt die vollkommen passende Behandlungsweise der Sprache zu finden weiß. Ueberall, wo eine neue Tonart beginnt, setzt er mit vollkommener Sicherheit ein, überall laufen die Verse ihrem Inhalt und ihrer Form nach leicht und ungesucht weiter. Man sieht: Gefühle und Verse sind dem Dichter in Einem Gusse vor sein geistiges Auge getreten. Es würde viel zu weit führen, wenn ich dies Zusammenstimmen von sprachlicher Haltung und Stimmung nachweisen wollte. Wenn der Leser darauf achtet, so wird er selbst finden, wie der Dichter Sehnsucht, Ueberraschung und Entschlossenheit, die Gefühlsstürme angesichts der unergründlichen Tiefen Gottes und das ruhige, edle, hohe Schweben des Gefühls, den leichten, kühnen Flug des zu klarer Beherrschung seiner selbst befreiten Gefühles und sein Stehen mitten in Streben und Entwicklung u. s. w. stets in vollkommen entsprechende sprachliche Tonart zu kleiden weiß. Dieser Vorzug ist es auch, was der Dichtung den eigenthümlichen musikalischen Charakter gibt. Man könnte sagen: sie ist „aus dem Geiste der Musik" herausgeboren. Die Musik läßt uns die Tiefen des Urseins mit seinen Kämpfen und Evolutionen, seinen Entzweiungen und Versöhnungen ahnen, und so wird der metaphysische Charakter des „Prometheus" durch das musikalische Element in ihm wesentlich erhöht.

Hier sei mir eine kleine Abschweifung gestattet. Bekanntlich hebt Nietzsche den musikalischen Charakter der Lyrik und Tragödie ganz besonders hervor. Doch lasse ich die Tragödie hier bei Seite, da uns ja ein lyrisches Gedicht vorliegt. In der Musik sieht er den Widerschein der Schmerzen und Widersprüche des Ur-Einen, und das lyrische Gedicht wiederum ist ihm nichts als eine gleichnißartige Versinnlichung der Musik; das Subjective, Individuelle in den Gefühlen des Dichters gehöre nicht zur lyrischen Schönheit. Wie oft bei Nietzsche, so liegt auch hier eine allerdings höchst geistvolle und tiefsinnige Ueberspannung eines richtigen Gedankens vor. Jedes, auch das einfachste lyri-

sche Gedicht soll etwas Incommensurables, Unsagbares enthalten und uns dadurch die Tiefen und Abgründe des menschlichen Daseins und letzthin des Urseins von ferne ahnen lassen. Allein dies ist nur ein Moment in der Schönheit des Lyrischen. Jeder unbefangen Genießende wird das eigentlich Charakteristische der lyrischen Schönheit in der edlen, bedeutungsvollen Formung des ganz Individuellen, was das Menschenherz bewegt, finden. Läge das Charakteristische der Lyrik in der secundären (— die Musik wäre die primäre —) Abspiegelung der Urschmerzen und Urwidersprüche, dann wäre diese Gattung der Poesie, da in ihr das principium individuationis auf die Spitze getrieben erscheint, eine bloße Verhüllung und Verschlechterung der Musik. Wäre es nur die „dionysisch-musikalische Verzauberung" des Dichters, das „geheimnißvolle Zwielicht des Dionysischen", was wir in der Lyrik genießen, dann bestünde hier der ästhetische Genuß in dem Absehen von der bestimmten anschaulichen Form, in der einseitigen Versenkung in den dunklen, formlosen Hintergrund; dann thäte sich zwischen dem Gehalt des lyrischen Gedichtes und seiner Form, die eine durchaus individuelle Bestimmtheit hat, eine klaffende Lücke auf. Die Form des lyrischen Gedichtes wäre mit Rücksicht auf den auszudrückenden Inhalt, der schlechthin nichts Individuelles an sich hat, so unpassend als möglich. Nietzsche findet die dionysische (musikalische) Kunstweise als „im tiefsten Wesen verschieden" von der apollinischen, d. i. individuell gestaltenden. Wie ist es da möglich, in dem Medium der apollinischen Kunstform (also in unserem Falle: in den Bildern des lyrischen Gedichtes) in erster Linie das Dionysische genießen zu wollen, ohne daß jene erstere Kunstform zur Rolle eines bloßen Mittels degradirt und jeder selbständigen ästhetischen Bedeutung beraubt würde, andererseits aber auch, eben infolge der durchaus inadäquaten Einkleidung, eine Verhüllung und Verdunkelung des Dionysischen Gehaltes einträte?

Zum Schluß weise ich noch auf den bei aller Großartigkeit maßvollen und einfachen Charakter der Dichtung hin. Man bedenke, wie verwickelt der Stoff ist, einen wie tausendfachen Zusammenhang er nach allen Seiten hin hat, und wievielerlei daher dem Dichter einfallen mochte, als er sich mit diesem Stoffe trug. Und doch wußte ihn Lipiner zu solch einfacher Concentration zu läutern, daß der Leser fast nirgends durch unwesentliche, nebensächliche Züge, durch eine allzugroße Fülle der die Idee verkörpernden Anschauungen beirrt und verwirrt wird. Bei dieser Concentration und Vereinfachung des Stoffs wurde jedoch keineswegs die andere Seite, die klare Auseinanderlegung in kleinere Ganze, vernachlässigt. Es gehört im Gegentheil zu den bemerkenswertheften Seiten der Dichtung, wie in ihr der ideelle Zusammenhang, trotz strengsten Fortschrittes, doch in der Weise gelockert erscheint, daß Lied für Lied ein Moment desselben nach dem anderen in selbständiger, relativ losgelöster Weise behandelt wird.

Sehen wir uns beispielsweise den fünften Gesang an. Im ersten Liede wird der einheitstrunkene Pantheismus als Evangelium der Zukunft gefeiert. Noch ist der Schmerz als Seele desselben nicht herausgehoben. Dies wird durch das 2. Lied vermittelt, welches den Protest der leidenden, ringenden Erdenkinder gegen jene freudige Weltbeseelung enthält. So erscheint die Ergänzung jenes Pantheismus durch den tragischen Weltschmerz als dringendes Bedürfniß. Es ist daher ein durchaus naturgemäßer Fortgang, daß das 3. Lied den Weltgeist als leidenden, schuldvollen, sühnenden Welterlöser preist. Nachdem sich so der tragische Schmerz unter Sturm und Drang herausgeboren, ist es sachgemäß, daß sich in einem weiteren Liede die Zuversicht zu der welterlösenden Macht des Gott-Helden in ruhiger, sicherer Gehobenheit ausspricht. Doch diese Errungenschaft des neuen Geistes bleibt unvermittelt, solange nicht der Zusammenhang mit dem Geiste des früheren Weltreiches, mit Prometheus, aufgezeigt ist. Diesen organischen Zusammenhang stellt das 5. Lied in kühner Anrede an Prometheus dar. Und so geht es Schritt für Schritt weiter: im 6. Liede tritt der

Dichter mit den anderen Streitern im Dienste des neuen Reiches zu geschlossener Phalanx zusammen; das folgende Lied wendet dann unsere Blicke auf das letzte Ziel des neuen Geistes, auf die über allen Verstand hinausgehende schauende Welterkenntniß, bis endlich das letzte Lied noch einmal das Charakteristische des neuen Evangeliums, den thatenvollen Weltschmerz, feiert, jedoch, wie es für den Schluß der Dichtung in der Ordnung ist, unter begeisterter Hervorhebung seiner Einheit und Versöhnung mit der Weltfreude. — Auf diese Weise rauscht die Dichtung trotz alles Wechsels in Gefühlen und Versmaßen dennoch in eine einzige große Einheit zusammen.

Ich sehe, ich bin sehr ausführlich und eingehend geworden. Indessen glaube ich, daß jeder, der Lipiner's Dichtung kennt und versteht, mir zugeben wird, sie sei solch genauer Analyse werth. Das Publikum wird durch einen Schwall seichter, trivialer und anmaßender Kritiken, selbst wider Willen, zu dem Glauben gebracht, auch in gehaltvollen, tiefgehenden Dichtungen stecke nichts Anderes als die schale, aufgeblähte Weisheit der Herren Kritiker. Da ist es denn gut, wenn das Publikum manchmal eindringlich darauf hingewiesen wird, daß es Dichtungen gebe, in denen eine Tiefe und ein Reichthum von Ideen zu finden sei, von denen jene recensirenden Flachköpfe, auch wenn sie sich enthusiastisch gebärden, keine Ahnung haben. Und nicht nur gegenüber dem Herabziehen ins Triviale, sondern auch gegenüber der engen, philiströsen, achselzuckenden Meinung der Verständigen und Lauen haben diese Zeilen vielleicht ihr Gutes. Denn es ist einmal das Loos alles freien, hochgehenden Ideenfluges, von dem Zwerggeschlechte der mattherzigen Philister als überspannt, ja als verrückt und abgeschmackt verdächtigt zu werden.

Johannes Volkelt.

Abonnements-Einladung.

Bei Ablauf des Vierteljahres sei die „Wage" ihren bisherigen Lesern auch zu fernerer freundlicher Theilnahme empfohlen und an die Freunde, die sich das Blatt erworben, die Bitte gerichtet, für dessen Verbreitung sich interessiren zu wollen.

Die Expedition ist gern bereit, sobald ihr der Wunsch ausgesprochen wird, das Blatt pünktlich per Kreuzband direct zuzusenden, sowol in Berlin wie außerhalb. Die Sendung ist auf diesem Wege zuverlässiger und regelmäßiger, als auf jedem andern, sie geht von hier schon Donnerstag Abend ab und wird dem Abonnenten ohne Erhöhung des Preises portofrei ins Haus geliefert.

Von den früheren Jahrgängen der „Wage" ist noch eine kleine Anzahl von Exemplaren vorräthig, welche brochirt und mit Titelblatt und Inhaltsverzeichniß versehen zu dem Preise von 3 Mark für den Jahrg. 1873 (October bis Dezember) und 9 Mark für die folgenden Jahrgänge durch Unterzeichnete zu beziehen sind.

Expedition der „Wage"
Berlin SO., Michaelskirchplatz 13. I.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Kraufenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 5. October 1877. Nr. 40.

Inhaltsverzeichniß: Noch ein Trinkspruch. — Des Teufels Naturgeschichte. — Die innere Knechtschaft und der Befreiungskrieg.

Noch ein Trinkspruch.

Nachdem der Präsident des Reichstages gesprochen, lag es in der Convenienz, daß auch der Präsident des Landtages nicht schweige. — Hr. v. Bennigsen hat ein Festmahl in Hannover dazu benutzt sich über die Lage der politischen Dinge zu äußern, natürlich nur der inneren. Er klagte über die Unerquicklichkeit seiner Berliner Aufgaben, über „die Schwierigkeit der täglichen Reibung, welche die begonnenen Dinge aufhält und immer wieder hindert; herbeigeführt dadurch, daß die nationalliberale Partei nicht die praktische gouvernementale Initiative besitzt, wodurch naturgemäß auch die Stellung der Regierung schwieriger wird." Im Gegensatze hierzu rühmt er, wie gesund sich die Selbstverwaltung in den Provinzen entwickelt habe. Es sei ein Glück für Deutschland, wie es weder Frankreich noch England (!) beschieden, daß es gelungen sei, die Existenz seiner Provinzen zu erhalten und die gesunden Reste aus der frühern Zeit in den preußischen Staat herüber zu nehmen. Mit Hannover zumal sei das Experiment gemacht worden, wie weit die Selbständigkeit einer Provinz gehen könne, ohne die Einheit zu gefährden und dieser Versuch sei als über die Erwartung hinaus gelungen zu betrachten. Dieses Maaß von Selbständigkeit für die einzelnen Landestheile, wie eine andre Monarchie es unmöglich ertragen könne, verdanke man der erlauchten Einsicht der leitenden preußischen Staatsmänner u. s. w. Versuchen wir uns die Worte zu deuten!

Hr. v. Bennigsen bedauert, daß seine Partei nicht die „praktische gouvernementale Initiative" habe. Das geht doch offenbar über den vom Ministertische früher gehörten Wunsch hinaus, die Nationalliberalen möchten eine zuverlässige Regierungspartei werden. Denn eine Regierungspartei hat nicht die Initiative, es wäre denn in besondern Fällen auf Befehl, sondern gemeiniglich nur die Secutive. Daß Hr. v. Bennigsen aber etwa mit seinem Wunsche das Märchen aus alten Zeiten habe neubeleben wollen, aus der Mehrheit der Volksvertretung müsse das Ministerium hervorgehn, das wird Niemand im Ernste behaupten wollen. So bleibt denn nur eine Deutung, die sich in der Mitte hält, es wünsche nämlich Hr. v. Bennigsen eine so dauernde und immanente Verständigung seiner Partei mit der Regierung, daß die Reibung, die etwa sonst noch in den „Geheimräthen", im Ministerrath und wer weiß noch wo sich

äußere, wenigstens im Reichstage sich nicht mehr vorfinde. Dafür müssen aber die bisherigen Berührungen zwischen dem Reichskanzler und den Parteiführern nicht ausreichend sein, auch mit dem Ministerium bedarf es einer solchen, die bisher nicht existirt und was wäre da wol, nach unserer schwachen Einsicht, besser als ein Minister für die Parlamentsangelegenheiten, wie es einen für Kirchen- und Schulangelegenheiten giebt. Natürlich müßte er aus den Fractionen selbst gewählt sein, die er für die „gouvernementale Initiative" zuzurichten hat.

Von diesem Standpunkte aus klingen uns nun auch die Worte ganz anders, mit denen Hr. v. Bennigsen das gelungene Werk der Selbstverwaltung in Hannover rühmt. Er hatte dieses Werk zu leiten und er erklärt den Versuch für gelungen, d. h. also für abgeschlossen. Das wäre also ein Abschied von einer Stellung, in der er das Seine gethan — und was wäre dann etwa seine nächste Aufgabe?

Soweit ginge es mit der Conjectur ganz klar. Wenn nun aber auch die Gerüchte davon sprechen, Hr. von Bennigsen werde nächstens einen Sitz im preußischen Ministerium erhalten, so mögen wir uns doch erinnern, daß das Feld, auf dem der Reichskanzler zunächst eine Verständigung mit dem Landtage wünscht, das der Finanz- und Handelspolitik ist. Er vertritt dabei, soviel aus frühern nicht recht klaren Bemerkungen zu schließen, Ansichten und verfolgt Ziele, welche den Freihandelsgrundsätzen eines großen Theiles der Nationalliberalen schroff widerstreiten. Wie soll da die Initiative zu Stande kommen; wie zumal durch Hrn. v. Bennigsen der ja in den Jahren, da der volkswirthschaftliche Congreß noch in Blüte stand, auf diesem stets als mannhafter Kämpe für die Lehren von Manchester sich bethätigt hat?

Wie könnte sich solch fundamentaler Widerspruch versöhnen? Ernste Frage!

„Wer lacht da?"

Des Teufels Naturgeschichte.

Bei den Ordens- und Titelauszeichnungen, welche einer Fürstenreise zu folgen pflegen, fand sich neulich, nach den rheinischen Truppenübungen, auch ein Medicinalrath und Professor Karsch zu Münster betheiligt. Dies kleine Ereigniß muß den aus dem Vogelfluge weissagenden Blättern entgangen sein, sie hätten sonst wol darin etliche Tröstung für gebeugte Culturkampfgemüther finden können. Herr Karsch hat nämlich vor Kurzem ein Büchlein*) vom Stapel laufen lassen, das, ähnlich dem der Apokalypse, wol Manchen „im Bauche gegrimmet" haben wird, und nicht blos die Ultramontanen, denen es zugedacht ist, sondern auch ihre alten Freunde, die Orthodoxen des andern Lagers. Und meinen wir auch nicht, daß dies Büchlein Herrn Karsch zur Decorirung verholfen, so hat's ihm dabei doch auch nicht im Wege gestanden.

---

*) Die Naturgeschichte des Teufels. Drei Vorträge von Med.-Rath Dr. Karsch, ordentl. Professor der beschreib. Naturwissenschaften an der Akademie u Münster. Münster, Brunn, 1877. 124 S.

Es handelt vom Teufel. Und das scheint uns sehr zeitgemäß. Wären die guten Herren vom Protestantenverein nicht allzusehr verscheucht und verschüchtert, sie hätten ihn schon längst zu Hilfe rufen sollen. Einstimmig, gegen einen einzigen Dissidenten, haben neulich die Väter vom Brandenburgischen Consistorium entschieden, daß Herr Hoßbach nicht im wahren Glauben stehe: nun denn, wie stehen diese gestrengen Richter denn selber im Glauben von Satanas? Es lohnte sich wol, den Spieß einmal umzukehren und die Ankläger selber vor die Schranken zu laden: Wie dünket Euch um Beelzebub? Wäre dann, wie sichs gebührt, Herr Disselhoff unter den Richtern, der Archidiakonus von St. Jacobi, der ja die „Geschichte des Teufels" (Berlin, Beck, 3. Auflage 1877) selber geschrieben, wehe! was würde er für Ketzerei unter den Confratres wahrzunehmen haben. Denn in der That scheint es schlecht bestellt zu sein, nicht grade um das Reich des Bösen auf der Erde, aber doch um dessen äußere Ehren. Höchstens daß man ihn im tiefsten Kassubenlande, in Dietrichswalde, etwa noch einmal auf einem dürren Pflaumenbaum tanzen läßt: im Uebrigen muß er sich an dem Spruche genügen lassen, daß ja auch die beste Frau die sein soll, von der man am wenigsten spricht. Die Unhöflichkeit dieser Analogie sei ihm auf das Conto geschrieben, da er ja fast ausschließlich des weiblichen Mundes zur Verkündigung seiner Offenbarungen sich bedient.

Herr Karsch ist Professor an der Akademie zu Münster. „Ordentlicher Professor" steht auf dem Titel, aber uns dünkt, er könnte sich mit gleichem Rechte außerordentlicher nennen. Denn daß in Münster, der Hochburg ultramontanen Wesens, solche Vorträge von einem Lehrer an der katholischen Hochschule gehalten und dort auch gedruckt werden konnten, das gehört doch nicht unter die gewöhnlichen Erscheinungen. Indessen fehlt uns die Kenntniß der näheren Umstände und persönlichen Verhältnisse, aus denen sich das Phänomen vielleicht besser erklärt, wir bedürfen deren auch nicht für unser Thema.

„Professor der beschreibenden Naturwissenschaften" sagt der Titel ferner und damit war zugleich der Weg gewiesen für die Art der Arbeit. Nicht um allerdings sehr reizvolle metaphysische Untersuchungen, nicht um eine Philosophie des Teufels hat es sich unsrem Autor gehandelt, sondern darum, wie er in die Erscheinung tritt im Glauben der Völker und wie sich dieser im Laufe der Zeiten verändert und entwickelt. Dieser Aufgabe ist der Verfasser gerecht geworden.

Im ersten Vortrage zeigt er, wie der Glaube an böse Geister sich bei den Naturvölkern, sobald sie in die Theologie geriethen, zuerst ausbildete und es bereits als ein Fortschritt in der Gesittung erscheint, wenn sie auch gute Geister zu verehren und ihnen Dank zu sagen beginnen. Bedeutend tritt in dieser Urgeschichte das Hebräervolk hervor, das seinen Monotheismus so charaktervoll ausbildete, daß in ihm kein Platz für den Bösen blieb, der Begriff der Gerechtigkeit ist vielmehr dem höchsten Wesen so immanent, daß von ihm auch das Böse, als Strafe, ausgeht. Erst im babylonischen Exil lernten die Hebräer den Teufel kennen, den Ahriman Zoroasters, der aber, ihrem streng monistischen Systeme gemäß, nicht als Gleichberechtigter ihrem Gotte gegenüber trat, sondern aus dessen Willen geschaffen als dessen Diener wirkte. Diese Wandlung der Anschauung ist sehr scharf gezeichnet in den zwei Berichten,

welche von der Volkszählung David's existiren. In Samuel tritt Gott selbst als der über Israel Ergrimmte und deshalb den König Versuchende auf, während in der nachexilischen Chronik es bereits der Satan ist, der David zu dem bekanntlich verderblichen Schritt verführte. Noch im Hiob tritt Satan als Engel auf, der durch die Zweifel, die er gegen Hiob's lautere Gesinnung erhebt, zu dem Auftrage gelangt, diese zu prüfen, zu versuchen. Von da ab läßt sich das Wachsthum der parsischen Anschauung und damit auch die immer entschiednere Loslösung des Satans von seinem ursprünglichen Vasallenthum beobachten, bis dann um die Zeit Christi bereits eine Dogmatik für den „Diabolos" im Entstehen begriffen ist. Er ist jetzt, wie Ahriman, der Herscher im Reiche der Finsterniß und mußte als solcher besonders den Neujuden, die sich später Christen nannten, als Erbfeind des Messias, dieses Fürsten des Lichts, erscheinen. Diese Gegensätzlichkeit spannte sich bis zu der Vorstellung daß der Teufel, dem Herrscher des Himmels gegenüber, der Fürst der Welt, demgemäß die Erde verteufelt sei. Auch fehlt ihm nun das Hofgesinde nicht länger, er tritt als Fliegengott (Beelzebub), als Mistgott (Beelzebul), auf, über das Wesen dieser teuflischen Schaaren, über ihr Kämpfen und ihre Siegesaussichten traten in den Briefen des neuen Testamentes die unklarsten und widersprechendsten Ansichten zu Tage, aber das Reich Satans mehrte sich stetig. Die alten heidnischen Gespenster, die Empusen und Lamien, wurden in die Teufelsschaar eingereiht, dann die Heidengötter auch und die Gnostiker vergriffen sich sogar an Jehovah, den sie, weil er nur eine so unvollkommne Welt geschaffen, auch nur als unvollkommnen Gott anerkannten, der mit seinen Dämonen dem Schöpfer eines reineren Gottesreiches, dem Messias, sich entgegenstelle und dadurch zum Antichrist geworden sei.

Diese Ansicht wirkte, wie der Verf. in seinem zweiten Vortrage darthut, auch nach dem officiellen Siege des Christenthums weiter. Die vertriebenenen verfolgten Heidengötter suchten sich einen geheimen düstern Cultus, sie wurden zu Göttern der Finsterniß und Päpste wie Kirchenväter acceptirten sie als solche, ja beließen sie sogar im Besitze ihrer alten Wundermacht, um daran ihre Gefährlichkeit und die Nothwendigkeit um so eifrigeren Kampfes gegen sie zu erweisen. Der ausgebildetste Polytheismus hat die Welt nicht so mannigfach begöttert, als es die Frommen des Mittelalters verstanden, das tägliche Leben bis ins Atom hinein zu verteufeln. Der Verfasser führt dafür ein vollgiltiges Zeugniß an in dem Buche des Cistercienserabtes Richalm, Klagen so gewaltig und trostlos, wie sie etwa nur Scheffel's Aventiure den Mönch Nicodemus von Lanz stöhnen ließ. Endlich bildet der „Affe Gottes", wie ihn die Kirchenväter benennen, sich sein eigen Spottbild von Kirche und Cultus. Welcher Art dieser war und wie sorgfältig die Abwehr dagegen organisirt wurde, darüber möge der Vf. selbst sprechen:

Es wäre, sagt er, eine herrliche Aufgabe für die Kirche gewesen, wenn sie als unfehlbare Lehrerin der Wahrheit diesem ganzen heidnischen Aberglauben und Unsinn mit allen ihr aufs Reichhaltigste zu Gebote stehenden Mitteln der Belehrung entgegengetreten wäre und ihn im Keime erstickt hätte. Allein vergebens ermannte sich die weltliche Macht im Longobardenkönige Rothar und in Karl dem Großen und vergebens kämpften einzelne klardenkende Bischöfe, wie

Agobard von Lyon († 480) gegen den heidnischen Blödsinn an; die Kirche, die vom h. Geist geleitete ultramontane Kirche konnte nicht irren und unter der besonderen Hülfsleistung ihrer bis über die Ohren im Sumpfe des Aberglaubens steckenden Träger sollte der Teufelsglaube zu einer schreckenerregenden Höhe heranwachsen, grade zu der Zeit, wo diese Kirche auf der Höhe ihrer Macht und ihres Einflusses stand, nachdem Heinrich IV. zu Canossa (1077) und Friedrich I. Barbarossa zu Venedig (1177) sich dieser Kirche demüthig unterworfen hatten. Die Inquisitionsgerichte nahmen ihren Anfang; die Ketzer wurden geschmort. Anfangs ein lokales Institut (1229), wurden vom Papst Gregor IX. 1233 bereits besondere Inquisitoren (inquisitores pestis haereticae, inquisitores haereticae pravitatis) als von den Bischöfen und dem Staate unabhängige Ketzermeister in Mitgliedern des Dominikanerordens bestellt, zunächst in Frankreich, dann in Spanien, Italien und Deutschland; die weltliche Macht verfehlte nicht, fügsam diese zweckmäßigen Einrichtungen auf alle Weise zu unterstützen und aller Orten im Gebiet der römischen Christenheit loderten die Scheiterhaufen drei Jahrhunderte hindurch zur größern Ehre Gottes und der alleinseligmachenden ultramontanen Kirche zum Himmel auf.

Wie sehr die „unfehlbaren" Lehrer der Weisheit, die angeblichen „Stellvertreter Gottes auf Erden", vom heidnischen Aberglauben angefressen waren, beweiset Papst Johannes XXII. (Jakob von Cahors 1316—1334). Dieser „Verkündiger der lautern Wahrheit" hatte die Ueberzeugung, daß mit Hülfe eines Schlangenhorns (cornu serpentum) Gifte entdeckt werden könnten und verpfändete, in seiner beständigen Angst, vergiftet zu werden, für ein solches Wunderhorn seine ganze Habe. Seiner Ueberzeugung nach können Menschen im Ringe, Phiolen ꝛc. eingeschlossene Teufel mit sich herumtragen, um sie betreffenden Falls zu Zauberkünsten sofort bei der Hand zu haben. Nach seiner Ueberzeugung ist es möglich, Menschen aus der Ferne dadurch zu tödten, daß man Wachsbildchen auf ihren Namen tauft und diese dann durchbohrt; hat er doch selbst drei solcher Wachsbildchen in seinen Besitz zu bringen gewußt. Unter Leitung solcher Lehrer der Wahrheit und ihrer Satelliten wurde die christliche Welt nach und nach mit diesem heidnischen Aberglauben dergestalt durchsäuert, daß an einen ernstlichen Widerstand kaum zu denken war, wenn auch das Volk gegen diesen Unsinn sich abwehrend verhielt und stellenweise die Inquisitoren, wie z. B. Conrad von Marburg und Peter Arbues ihren ultramontanen Eifer mit dem Leben bezahlten.

Auf dem Stuhle Petri saß 1454—1492 Johann Baptista Cibò, als Unfehlbarer, wie lucus a non lucendo, Innocenz VIII. genannt. Um diese Zeit walteten die Dominikaner Heinrich Institoris und Jakob Sprenger, ersterer im Elsaß, letzterer am Rhein des Amts der Inquisitoren. Die Schwierigkeiten und Hindernisse, auf welche sie in der Ausübung ihres Berufes bei Laien und Clerikern stießen, gaben Anlaß, daß Innocenz unterm 5. December 1454, also im ersten Jahre seines Pontificats, die Bulle Summis desiderantes erließ, welche man ihrem Inhalte gemäß als: Die Hexenbulle bezeichnen kann. In dieser Hexenbulle spricht sich der „unfehlbare" Geist des Lehrers der Menschheit mit aller erwünschten Deutlichkeit über das aus, was in Hinsicht der Hexen als ultramontane Glaubenssache zu betrachten ist. Es ist der vollendetste heidnische Aberglaube, den er vertritt und als göttliche, alleinseligmachende Lehre der Welt verkündigt. Nachdem der h. Vater dieses unnatürlichen Kindes im Eingange der Bulle sein beständiges Streben für die Reinerhaltung des katholischen Glaubens und zur Ausrottung aller ketzerischen Bosheit betheuert, erklärt er, es sei ihm jüngst zu seinem größten Schmerze zu Ohren gekommen, daß in Oberdeutschland und den Diöcesen Mainz, Trier, Köln, Salzburg und Bremen Personen beiderlei Geschlechts, uneingedenk ihres eigenen Heiles und vom katholischen Glauben abirrend, sich mit Succubis und Incubis einließen und durch Zaubersprüche, Verwünschungen und Beschwörungen und andere schändliche

Zauberkünste die Geburten der Weiber, die Früchte des Viehes, die Producte der Erde, die Trauben der Weinberge und das Obst der Bäume, nicht minder Männer, Weiber, Zug- und Schlachtvieh, Felder, Wiesen und Weiden zu Grunde richten, daß sie Menschen und Vieh mit innerer und äußerer Pein quälen und Männer und Weiber an der Erfüllung ihrer Pflichten hindern und unfruchtbar machen, auf Anreizung des Feindes des Menschengeschlechts, zur Schädigung ihres eigenen Seelenheils, zur Beleidigung der göttlichen Majestät und zum bösen Beispiel und Scandal für viele. Wiewohl nun Heinrich Institoris und Jakob Sprenger zu Inquisitoren berufen seien, so werde doch von Clerikern und Laien, die mehr wissen wollten, als sich für sie gezieme (nonnulli clerici et laici illarum partium, quaerentes plura sapere, quam oportet) deren Competenz bestritten. Er verfüge daher ausdrücklich kraft seiner apostolischen Autorität, daß diese Inquisitoren das Recht hätten, in den genannten Diöcesen die der erwähnten Verbrechen Schuldigen oder Verdächtigen zu inhaftiren und zu bestrafen; er ertheilt diesen Inquisitoren die Befugniß, durch Gehülfen in den Pfarrkirchen das Wort Gottes zu verkündigen und befiehlt dem Bischof von Straßburg, alle, welche den Inquisitoren Hindernisse in der Waltung ihres Amtes in den Weg legen würden, als Rebellen zu behandeln, durch Suspension, Excommunication und Interdict und andere wirksame Strafmittel zur Ruhe zu bringen und nöthigenfalls den weltlichen Arm (brachium saeculare) um Hülfe anzusprechen. Hiermit erschien der heidnische Aberglaube in optima forma legalisirt. Das unfehlbare Orakel zu Rom hatte gesprochen, die Sache war abgemacht. (Roma locuta, res finita.) Kaiser Maximilian stellte den Inquisitoren die weltliche Macht zur Verfügung und befahl seinen Unterthanen, sie bei der Wartung ihres Amtes getreulich zu unterstützen.

Auf dieser soliden Grundlage und gestützt auf vortreffliche Vorarbeiten, insbesondere Johannes Nider's Formicarium, denen später noch weitere Alliirte in Nicolaus Jaquier's Flagellum haereticorum und Alphons de Spina's Fortalitium fidei sich zugesellten, verfaßten die beiden Inquisitoren Heinrich Institoris und Jakob Sprenger ein umfassendes Werk, gleichsam eine systematische Darstellung des gesammten Hexenwesens. Es ist dies der Hexenhammer, unter dem Titel Malleus maleficarum, in lateinischer Sprache verfaßt und dazu bestimmt, für die Folgezeit als Gesetzbuch und Norm für die immer mehr an Ausdehnung gewinnenden Hexenprozesse zu dienen. Für uns ist der Hexenhammer besonders deshalb interessant, weil er den ganzen heidnischen Hexenspuk als eine reale Thatsache mit allen theologischen Mitteln, aus der Schrift, den Kirchenvätern, den Orakeln des Unfehlbaren, aus dem canonischen und bürgerlichen Rechte nachzuweisen sich bemüht. Dieser Kielkropf des höchstdenkbaren Aberwitzes, dem Beilager des Ultramontanismus und Heidenthums entsprossen, erblickte im Jahre 1486 zuerst das Licht der Welt zu Köln am Rhein, nachdem er bereits außer der Sanction des Unfehlbaren das Patent des Kaisers Maximilian (vom 6. Nov. 1486) und die Approbation der theologischen Facultät der Universität Köln (vom 19. Mai 1487) erhalten hatte. Es wird sich empfehlen, einiges aus diesem Werke, das Ihnen in der Lyoner Ausgabe vom Jahre 1669 vorliegt, zu referiren. Das Werk zerfällt zur Ehre der h. Dreifaltigkeit in drei Theile.

Im ersten Theile wird nachgewiesen, daß die Hexerei kein Aberglaube, sondern eine reale Thatsache sei, daß es deshalb unkatholisch, sonach ketzerisch sei, nicht an Hexen zu glauben. Zum Nachweise werden besonders die heiligen Kirchenväter Augustinus und Thomas von Aquin zu Gevattern gebeten. Dieser erste Theil umfaßt 18 Untersuchungen (Quaestiones). In der ersten wird dargelegt, daß es katholisch sei, an Hexen zu glauben, welche mit Hülfe des Teufels in Folge eines mit demselben geschlossenen Bündnisses Zauberei treiben. In der zweiten wird bewiesen, daß es katholisch sei, zu glauben, daß der Teufel für sich allein und die Hexen in Verbindung mit dem Teufel Hexereien be-

wirken. In der dritten wird gezeigt, daß es katholisch sei, zu glauben, daß durch Incubi und Succubi Menschen erzeugt werden. Es wird dies bewiesen durch die Riesen der Genesis, und die Erklärung dieser Procedur nach Thomas von Aquin beigefügt. Nach der vierten ist es katholisch, zu glauben, daß unter den Teufeln eine gewisse Rangordnung bestehe, so daß einige Teufel von Hause aus vornehmer und nobler sind, als andere, wonach sich denn auch ihre Thaten abstufen. In der fünften werden die Ursachen des Ueberhandnehmens der Hexen dargelegt; in der sechsten wird demonstrirt, warum die Hexen zahlreicher sind, als die Hexer und welche Weiber sich vorzüglich zu Hexen qualificiren; in der siebenten, daß der Teufel im Menschenherzen Haß und Liebe erwecken und diese in einander umwandeln könne; in der achten und neunten, daß die Hexen die Fruchtbarkeit der Menschen zu verhindern vermögen gemäß der Hexenbulle und werden nach Petrus de Palude fünf Methoden zur Ermöglichung dieser Hexerei namhaft gemacht, darunter das sogenannte Nestelknüpfen. In der zehnten wird der Glaube an die Werwölfe und die entsprechenden Verwandlungen dargelegt; in der elften wird die enorme Gefährlichkeit der Hebammen ans Herz gelegt, wofern diese Hexen sind: sie vernichten die Frucht, bewirken Frühgeburten, fressen die Kinder oder überantworten sie dem Teufel. In der zwölften und dreizehnten wird die Zulassung Gottes bei der Hexerei nachgewiesen, in der vierzehnten das Grauliche der Hexerei dargelegt und nachgewiesen, daß die Hexen als Apostaten größere Strafe verwirkt haben, als die Ketzer und mit dem Tode zu bestrafen sind; steht es doch geschrieben (2. Mose 22, 18): Die Zauberer sollst du nicht leben lassen. In der funfzehnten wird dargelegt, daß harmlose Menschen zuweilen wegen der Sünde der Hexen, zuweilen wegen ihrer eigenen behext werden; in der sechszehnten werden andere Arten von Zaubereien besprochen, welche minder schädlich sind und sich blos auf die Ermittelung des Zukünftigen beziehen, wie Nekromantie, Geomantie u. s. w.; in der siebenzehnten wird die Schwere des Verbrechens der Hexerei mit der minder schweren Sünde des Teufels verglichen; in der achtzehnten endlich wird Anleitung gegeben, wie diejenigen zu widerlegen sind, welche ihren Unglauben an die Hexerei mit vermeintlichen Gründen zu unterstützen suchen.

Der zweite Theil untersucht zunächst, welchen Menschen die Hexerei nicht beikommen kann, erörtert sodann in 16 Kapiteln den ganzen Hexenspuk nochmals, insbesondere, wie die Hexen mit dem Teufel Bündniß schließen und ihm das Homagium (Huldigung) leisten, wie sie durch die Luft fahren, sich mit Teufeln vermischen, sich in Thiere verwandeln, Hagelwetter erzeugen, Krankheiten anhexen u. s. w. Dann folgt eine Abhandlung, in welcher die kirchlichen Mittel gegen Hexerei in acht Kapiteln dargelegt werden.

Der dritte Theil endlich schreibt das gegen die Hexen einzuschlagende Criminalverfahren vor. In 25 Untersuchungen wird die Competenzfrage (die Competenz steht selbstverständlich vor allem den Inquisitoren zu; was Ketzerei und Zauberei sei, was nicht, kann nur die Kirche, nicht der Staat beurtheilen), der ganze Gang des Prozesses (die Denunciation, die Verdachtsgründe, die Erhebung der Anklage, das Verhör, die Beweisführung und die Urtheilsfällung) einer eingehenden Erörterung unterzogen. Bei der Beweisführung dient als Hauptmittel zur Ermittelung der Wahrheit, d. h. zur Erlangung eines zustimmenden Bekenntnisses, — da in den Köpfen dieser Inquisitoren die Hexerei als katholischer Glaubensartikel, als eine reale, unantastbare Thatsache von vornherein feststeht — die Folter (tormenta). Wenn die unglücklichen Opfer dieses heidnischen Blödsinns sich nicht zu den ihnen aufgebürdeten unmöglichen Handlungen bekannten, so wurden sie durch Uebergießen des Kopfes mit brennendem Weingeist, durch Abbrennen von Schwefel auf den empfindlichsten Körpertheilen, durch Zusammenquetschen der Gliedmaßen mittelst des sogenannten Stiefels, durch Ausrenken der Gelenke u. s. w. so lange gemartert, bis sie entweder ihren Geist aufgaben, sich selbst entleibten — dann hieß es, der Teufel

habe ihnen den Hals umgedreht — oder wenn ihr kräftiges Leben widerstand, sich, um den unsagbaren Leiden zu entgehen, zu allem bekannten, was man von ihnen verlangen mochte. Widerstand eine Hexe allen Qualen, ohne zu „bekennen", so lag der Grund in Schweigsamkeitsverherung (maleficium taciturnitatis), welches durch Pulver von verbrannten ungetauften Kindern bewerkstelligt werden sollte. Um solche Hexenmittel zu entdecken, wurden den Opfern alle Haare am ganzen Körper abrasirt und kein Fältchen ununtersucht gelassen. Fand sich bei dieser Untersuchung nichts Verfängliches vor, so konnten sich die Unglücklichen noch durch das Hexenbad oder die Feuerprobe purificiren, und dafür, daß diese Proben nicht zu Gunsten der Inculpaten ausfielen, war leicht gesorgt. Wer diesen Hexenrichtern in die Hände fiel, war unrettbar der Einäscherung verfallen. Und wie leicht war es, ihnen in die Hände zu gerathen! Die heimliche Denunciation eines Feindes, die zufällige Gegenwart auf dem Felde beim Hereinbrechen eines Ungewitters, rothe Augen und ein stilles Fürsichleben genügten, ein Opfer auf die Anklagebank zu bringen. Mit Hülfe der Folter, dieses unübertrefflichen Mittels zur Constatirung des größten Unsinns erhielt der Teufelsaberglaube eine immer festere Unterlage. Man construirte den ganzen Teufelsspuk bis in alle Einzelheiten hinein aus den „Bekenntnissen" der Hexen in einer durchsichtigen Form. Wenn die Hexen einer Kuh die Milch wegherten, so verfuhren sie also: Es wird ein Messer u. dgl. in die Wand gestoßen, ein Gefäß zwischen den Knien der Hexe untergestellt und von der Hexe an dem Messer gemolken; der Teufel sorgt dafür, daß die Milch einer bestimmten Kuh, welche er selbst ausmelkt, durch die Wand an dem Messer herab in den Topf rinnt. — Eine Wetterhexe in Waldshut bekannte, sie sei einer Freundin böse gewesen, weil sie bei einer Einladung übergangen sei; sie habe dieser zum Tort deshalb mit Hülfe des Teufels ein Hagelwetter erregt; der Teufel führte sie auf einen Berg; hier habe sie ihren Urin in eine Grube lassen müssen; das Wasser stieg alsbald in Dampfform empor und der Hagel fiel nieder. — Im Jahre 1491 nahm der Teufel in Cambrai ein ganzes Nonnenkloster in Besitz; die Nonne Johanna Pothière, welche seit ihrem neunten Jahre mit einem Incubus in intimsten Umgange stand, hatte ihn ins Kloster eingeführt. — Das non plus ultra aber allen denkbaren Blödsinns ist der Hexensabbath.

Auf dem Blocksberge oder anderswo an abgelegenen, einsamen Orten wird an hohen Festtagen der Kirche oder in der Walpurgisnacht der Hexensabbath gefeiert. Auf Besenstielen, Mist- und Heugabeln, aber auch auf in Thiergestalten umgewandelten Teufeln reitend, fahren die Hexen und Hexer durch die Schornsteine zum Hexensabbath aus. Damit die Männer und Weiber von der Entfernung ihrer Ehehälften nichts merken, gesellt ihnen der Teufel ein diesen ähnliches Truggebilde bei. Auf dem Sabbath kriecht der Teufel aus einem großen Kruge hervor und erscheint meist in Gestalt eines großen Bocks mit drei Hörnern, deren mittleres als Leuchte dient. Er hat einen langen Schwanz und unter diesem das Gesicht eines schwarzen Mannes. Er präsidirt auf einem Stuhle von Ebenholz und sieht halb als Bock halb als Mensch aus, hat ein bleiches Gesicht, runde, feurige Augen, straff emporgerichtete Haare und einen Ziegenbart; seine Stimme ist tonlos oder schnarrend wie die eines Esels. Neben ihm thront als Königin die schönste Hexe geschmückt mit einem Diadem; den Thron umgeben Riesen und Zwerge und ein Ceremonienmeister leitet die Versammlung mit einem Stabe. Zunächst besichtigt der Teufel das Merkzeichen der Hexen, die Teufelsmarke (stigma diabolicum) ein den Hexen an geheimen Körpertheilen eingeprägtes besonderes Kennzeichen, das als Kröte, Hase oder Katzenklaue aussieht und unempfindlich ist, (im Lande der Basken fanden sich 3000 Menschen mit solchen Teufelsmarken, zu deren Constatirung ein gewöhnliches unschuldiges Muttermal genügte). Ist die Versammlung vollzählig, so beginnt der Gesang. Die Novizen müssen Gott und der dicken Frau

(so heißt Maria) abschwören, wobei sie ein dickes Buch mit schwarzen Hieroglyphen berühren und die Teufelsmarke erhalten. Aus Kröten, Nattern, Eidechsen und eingeäscherten Leichen ungetauft gemordeter Kinder werden Salben und Pulver bereitet, welche dazu dienen, Saaten zu verderben, Krankheiten zu erzeugen u. s. w. Kleine Teufel spielen mit den Hexen Ball und zerren sie durch Feuer, um sie an dasselbe zu gewöhnen, wogegen sie außerdem durch Einreiben einer aus Kinderleichen bereiteten Salbe unempfindlich gemacht werden. Dann wird gegessen, und zwar Gerichte aus Kröten, Aas und Menschenfleisch werden aufgetragen. An Hauptfesten beichten die Hexen dem Teufel ihre Sünden, die darin bestehen, daß sie die Kirche besuchten und dgl. Dann liest der Teufel selbst die Messe und theilt das Abendmahl in beiden Gestalten aus. Die Oblaten sind schwarz, hart wie altes Schuhleder, der Wein wie Dinte. Die ganze Gesellschaft leistet dann dem Teufel das Homagium, indem sie ihm das schwarze Gesicht küßt, wobei ein Ministrant den Schwanz emporhält; hierdurch werden sie Vasallen des Teufels. Endlich beginnt der Tanz, wobei die Hexen ihre Kleider abwerfen und die scheußlichsten Orgien gefeiert werden, und der Teufel der sich ganz kalt anfühlt, als Succubus und Incubus erscheint. Mit dem ersten Hahnenschrei stiebt der ganze Spuk auseinander.

Wir haben geglaubt, dieser widerlichen Beschreibung uns nicht entschlagen zu dürfen, da sie eine authentische, wörtlich dem „Hexenhammer" entlehnte ist und es sich wol der Mühe lohnt, von diesem vielgenannten, aber selten gesehenen Buche einige Kenntniß zu erlangen.

Ein Mittel, diesen Anklagen zu entrinnen, gab es nicht. In seinem berühmten Buche ruft Friedrich Spee den zur Untersuchung Gezogenen die bittern Worte zu: „Unglückliche, was hoffest du noch? Warum bekennst Du Dich nicht sofort schuldig? Wohlan, thörichtes, wahnsinniges Weib, warum so oft sterben, da Du es mit einem Male abmachen kannst? Befolge meinen Rath und bekenne vor aller Pein Dich schuldig und stirb! Du wirst nicht entrinnen!" Und Hartpole Lecky schreibt in seiner Geschichte der Aufklärung, indem er von den Hexen spricht: „Und doch hat wahrscheinlich keine Klasse von Opfern Qualen erduldet, die so stark und so ohne alle Linderung waren. Für sie gab es den wilden Fanatismus nicht, der die Seele gegen Gefahr kräftigt und den Körper gegen Qualen beinahe stählt. Für sie gab es keine Zuversicht auf eine herrliche Ewigkeit, welche den Märtyrer die aufsteigende Flamme verzückt für den Wagen des Elias ansehen ließ, der die Seele gen Himmel tragen sollte. Für sie gab es weder den Trost trauernder Freunde, noch das Bewußtsein daß ihr Andenken von der Nachwelt werde gefeiert werden. Sie starben allein, gehaßt und unbemitleidet. Sie wurden von der ganzen Menschheit für die ärgsten Verbrecher gehalten. Ihre eigenen Verwandten schraken vor ihnen, als den Verworfenen und Verfluchten zurück. Der Aberglaube, den sie in der Jugend eingesogen hatten, mischte sich mit den Täuschungen des Alters und den Schrecken ihrer Lage, er überredete sie gar oft, daß sie wirklich die Leibeigenen des Satans, und jetzt daran wären, ihre Qualen auf Erden für eine Seelenpein einzutauschen, die ebenso schmerzlich und dazu ewig sei. Und zu alledem haben wir die Schrecken zu erwägen, welche der Glaube über das Volk im Großen verbreitet haben muß, haben wir uns die Angst der Mutter zu malen, wie sie sich einbildet, daß es in der Macht einer von ihr beleidigten Person stände, in einem Augenblicke jeden Gegenstand ihrer Liebe zu vernichten; wir haben vor Allem den schauerlichen Schatten zu

bemerken, welchen die Furcht vor einer Anklage auf die geschwächten Kräfte des Alters geworfen, und die Bitterkeit, mit welcher sie Verlassenheit und Einsamkeit verstärkt haben muß. Alle diese Leiden waren das Ergebniß eines einzigen Aberglaubens."

Die Wissenschaften, die in den Lehren der Kirche wurzelten und nur zur Dienstleistung an diese angewiesen waren und cultivirt wurden, waren entfernt davon, diesem Spuk zu steuern, erst mußte die Kirche selber ihre große Erschütterung erfahren. Wie sich das ja in der Geschichte stets zeigt, trat die Bewegung bereits vor denen auf, die später als ihre Träger und Helden galten, sie ging auch viel weiter, als diese Träger wollten. Schon vor Luther erhob sich in der Kirche selber der Kampf gegen die Ketzerlehre und er ward fortgesetzt und ausgefochten, obwol die Reformatoren selber dem Teufels- und Hexenglauben nicht entgegentraten. Weier, der Leibarzt des Herzogs von Cleve-Berg, war der Erste, der mit Glück — seine Vorgänger in dieser Polemik waren dem Widerrufe oder dem Feuertode anheimgefallen — den richtigen Weg betrat. Er focht die Existenz des Teufels und seiner Schaaren nicht an, sondern behauptete nur, die Untersuchung der der Ketzerei Verdächtigen sei eine falsche. Es mag ja medicinischer Hochmuth mit im Spiele gewesen sein, wenn er seine Collegen beschuldigte, daß sie überall da Hexerei sähen, wo ihre Kunst nicht ausreiche, die Krankheit zu erkennen: aber der Rath, man solle Weiber, die sich solcher Dinge schuldig bekennten, der ärztlichen Pflege übergeben, nicht aber dem Scheiterhaufen, war ein genial wahrer und es hat fast eines Vierteljahrtausend von da ab bedurft, ehe durch Pinel der Satz in seinem vollen Umfange zur Geltung gekommen ist. Dann kam Montaigne, der französische Edelmann, der große Repräsentant des gesunden Menschenverstandes. Es ist wahrscheinlicher, hieß es in seinen Essays, 3. Buches 2. Kapitel, daß unsre Sinne uns täuschen, als daß ein Weib auf einem Besenstiele zum Schornstein hinausfahre. Das war ein Appell, auf den alle fünf Sinne antworteten. Und wiederum eine Weile und die cautio criminalis von Friedrich Spee, dem Jesuiten, erschien. Ein weiches Herz, ein tapfres Herz: das zeigt uns seine Dichtung, das weist uns sein Buch. Es ist unter liberalen Katholiken gern gehört, wenn man daraus, daß Spee Jesuit war, folgert, die Kirche habe diese Erlösung vom gräulichen Aberglauben in sich selber vollzogen; mit Recht bemerkt unser Autor: „Was für Augen würden die Ultramontanen machen, wenn man, ganz ihrer Methode getreu, unter Berufung auf Martin Luther den Augustinerorden als den ersten Verfechter des Protestantismus vorzuführen versuchte!" Der schärfste Beweis gegen solche Annexion ist wohl, daß das Buch von Spee anonym erschien, der Verfasser war auf dem Titel nur als ein incertus theologus romanus bezeichnet und in Rinteln, einem ihm entlegenen protestantischen Orte ließ er es erscheinen. Erst nach fast hundert Jahren, 1710, veröffentlichte Leibnitz seinen Namen, er hatte von Joh. Phil. von Schönborn, der in seiner Jugend Spee noch gekannt und ihm vertraut gewesen, das Geheimniß erfahren. Auch Spee wagte es nicht, den Teufels- und Hexenglauben selbst anzutasten, auch er — und in dieser Mäßigung lag sein Erfolg — griff nur das bis dahin übliche Kriminalverfahren an, die Trüglichkeit der Indicien, die Nichtswürdigkeit der Folter. Er hatte in Franken, wo die Verfolgung in Blüthe stand, einigen hundert Hexen

die letzten Tröstungen der Religion zu reichen gehabt, er hatte ein Recht von diesen Gräueln zu zeugen. Sein Freund Schönborn, nachmals Bischof von Mainz, stellte zunächst die Hexenprocesse ein, das Buch und das Aufsehen, das es machte, waren ihm vielleicht nur willkommener Anlaß, eine Institution zu beseitigen die von ihrem Beginn an sich der großen Organisation der Kirche nicht recht eingefügt hatte, die Ketzerrichter übten ihr Amt in den Sprengeln der Bischöfe nicht kraft Ermächtigung der Bischöfe, sondern unabhängig von diesen und die weltlichen Gerichte in ihren Dienst nehmend. Braunschweig, Schweden, Brandenburg folgten mit Aufhebung der Hexenprozesse und waren sie erst aus der Welt, so ging der Kampf auch weiter. Nun ging der reformirte Prediger Becker in seiner „Verzauberten Welt" dem Teufel selbst zu Leibe, er bewies ihm, seine Macht sei eine eingebildete, er selbst nur ein unkörperlicher, im Abgrunde liegender Geist, ohne alles Wissen des Verborgenen, ohne Fähigkeit auf das Körperliche zu wirken. Glaube man nicht an den Teufelsspuk, so existire er auch nicht, und wer ihn leugne, sei keineswegs Atheist, vielmehr sei die Teufelei selber nur heidnischer Aberglauben. Die Papisten freilich bedürften seiner, um ein Objekt für ihre „Mirakuln" und „Okuspokus" zu haben, davon rauche ihr Schornstein. — Diese respectwidrige Auspiegelung ward ihm natürlich auch von den eigenen Confessionsgenossen verdacht, sie beschuldigten ihn der „Quakerei", der „Böhmisterei" und trieben ihn vom Amte, aber des Buches Ruhm ging weit in alle Lande. In Halle erstand ihm ein Bundesgenosse in Thomasius, der, wenn er zwar ebenfalls dem Teufel die dämonische Existenz nicht bestreiten wollte, doch dessen irdische Einflüsse auf's stärkste anfocht. Damit tritt er in das Curiositätenkabinet und verrichtet nur noch seine Wunder an milzkranken Pastoren. „Folget der Richtschnur der Vernunft, befolget die Gebote des Sittengesetzes, dann ist der Teufel todt!" — so schließt das Büchlein. Der große Exorcismus sei als Segen darüber gesprochen!

Die innere Knechtschaft und der Befreiungskrieg.

In der letzten Nummer der „Wage" war des Prof. Dragomanof (nicht Dragomirof, wie ein Schreibfehler ihn nannte) als eines Führers der russischen „radikalen Panslawisten" gedacht worden. Von Genf aus, wo derselbe auch am Travailleur, einer socialistisch-revolutionären Revue, mitarbeitet, ist unter dem oben angegebenen Titel jetzt eine kleine Schrift Dragomanof's in die Welt gegangen, die über die Stellung der genannten Partei gegenüber der Kriegskrise und über ihre Forderungen eine genügende Auskunft giebt. Wir berichten über den Inhalt in Folgendem:

Die Schrift ist in zwei Abschnitte getheilt, der erste betitelt: Es kann unmöglich schlimmer sein" („chusche newosmoschno"), der andere: „So viel — aber nicht weniger" (mensche nelsja). Im ersten behandelt der gelehrte Professor und Politiker die Entstehung der sogenannten „orientalischen Frage" und das Verhalten der russischen Dynastie zu derselben. — An der Hand der Geschichte wird hier nach-

gewiesen, wie die Petersburger Politiker und Staatsmänner es verstanden haben den unter den christlichen Völkern der Türkei stets wachsenden Geist des Aufruhrs gegen ihre Bedrücker zu ihren eigenen Zwecken zu mißbrauchen.

„Der Kampf — heißt es — den die slawischen Nationalitäten seit Jahrhunderten führen, ist ein revolutionärer Kampf im vollen Sinne des Wortes, eine Auflehnung, die ebenso nationaler und religiöser, wie politischer und socialer Natur ist. Dieser Kampf fing schon, bewußt oder unbewußt, zu einer Zeit an, als diese Völkerschaften noch nicht mit dem moskauer Czarenthum in Berührung kamen. Es ist natürlich, daß solche kleine Völkerschaften sich in ihrer Bedrängniß den Schutz eines Nachbarvolkes, das mit ihnen gleichen Stammes und gleicher Sprache ist, aufsuchen. Und diese rein revolutionären Bestrebungen ist man in Moskau und Petersburg geneigt als platonisches Verlangen zu deuten nach der „Ehre" zu den Unterthanen des weißen Czaren zu gehören . . .

Daraus entstehen alle Mißverständnisse. Aber den Anfang zur Zerstörung der Türkei, d. h. die Vertreibung der Türken von den nördlichen Ufern des schwarzen Meeres, welche schon, ehe die Türken Konstantinopel nahmen, von einem kleinrussischen Stamm zwischen dem Dniepr und Dniestr kolonisirt waren, — diesen Anfang machten nicht die Moskauer Czaren, sondern im 16.—17. Jahrhundert die Kosaken — ein Volk, welches kein gewaltstaatliches sondern ein rein freiheitliches Element repräsentirt. Diese Kosaken vereinigten sich mit dem moskauer Czarenthum keineswegs aus platonischer Liebe zu ihm, sondern in der Hoffnung mit seiner Hilfe ihre eigenen revolutionären Ziele zu erreichen, und ihr Land ebenso vom polnischen Ksends, Pan und Beamten, wie von den türkischen Pascha's und tatarischen Liebhabern von Menschenfleisch zu befreien.

Aber die Moskauer Czaren, Bojaren und Wojewoden — eine zweite mehr asiatische Auflage der polnischen Junker und Büttel — sowie die petersburger Imperatoren und Tschinowniks — eine mehr europäische Ausgabe der türkischen Pascha's — konnten natürlicher Weise den Bestrebungen der Kosaken nicht genügen; vielmehr war ihr stetes Streben die Ausführung jener national-revolutionären Aufgabe zu verhindern. Noch im gemeinsamen Kampfe mit den Kosaken gegen Polen war die erste That der moskauer Bojaren und Wojewoden im Jahre 1654, die Verbreitung des Kosakenthums in Weißrußland zu verhindern. Dieses führte zur polnischen Herrschaft in der letzterwähnten Gegend, nicht nur bis zur Theilung Polens (1772), sondern bis auf jetzt. Im Jahre 1667 wurde ebenso die Ukraine am rechten Ufer des Dnieprs durch die Andrussowsche Abmachung an Polen abgetreten, und es folgten daraus dreißigjährige Wirren in diesem Lande, die es möglich machten, daß ein beträchtlicher Theil desselben den Türken in die Hände fiel.

Das moskauer Czarenthum hat es nicht nur verstanden die Kräfte seiner westlichen Alliirten zu paralysiren, sein verderbliches System untergrub noch die Macht seiner eigenen Bevölkerung und schwächte ihre eigene Kraft, zumal für auswärtige Kriege; von der innern Entwickelung, die nothwendig ist zur Ueberwindung des culturellen Einflusses eines Nebenbuhlers, nicht zu sprechen.

Die freiwillig oder unfreiwillig lakaienhafte Presse in Petersburg

und Moskau hat des asowischen Feldzuges von 1461, als des Beginnes der orientalischen Frage für Rußland (richtiger für das moskauer Russenthum) in letzter Zeit oft gedacht. Die donschen Kosaken haben damals mit Hilfe der Saporogischen den Türken einen bedeutenden Markt für russische Sklaven, die Seestadt Asow, entrissen und trugen dem moskauer Czar Michail an, die Stadt in seinen Besitz zu nehmen, was zu einem Kriege mit den Türken führen mußte. Aber diese Presse vergaß dabei des Urtheils der damaligen Vertreter der großrussischen Bevölkerung auf der Landesversammlung (Semskoj Sobor) zu erwähnen: „Wir sind schlimmer ruinirt als durch die türkischen und krim'schen Unchristen (Bussurmany), durch die moskauer Regierungsclique (Wolokita), durch deren Gewaltthaten und ungerechten Gerichte."

So verzögerten vom 17. bis 18. Jahrhundert die Regierungs- und Diplomatenkriege auf mehr als hundert Jahre jene Sache, die selbstständig angefangen und fast beendigt war durch die Revolution der freien russischen Männer, der Bauern und Kosaken. Und als diese Sache endlich mit Ach und Krach zustande gebracht wurde, und zwar vorzüglich darum, weil Polen und die Türkei zu widernatürliche politische Körper waren, da haben pfiffige Leute in Europa und Rußland die Schlüsse gezogen: 1) daß das moskau-petersburger Czarenthum genial in seinen Eroberungen und 2) erstaunlich schlau sei. Das Erste wegen der umfangreichen Annexionen, das Zweite wegen der Langsamkeit und des trägen Ganges dieser Eroberungen. Es dauerte nicht lange, und Schwätzer von der Sorte der petersburger Pseudo-Liberalen und der moskauer Bastarddemokraten fügten noch hinzu: 3) daß dieses Czarenthum ungemein liberal und demokratisch in seiner äußern Politik und 4) ungeheuer uneigennützig und friedeliebend sei!!! „Musikataj hodi" (die reine Musik das), sagt Tschewtschenko, der bekannte kleinrussische Dichter.

Die angeblich friedliebende und uneigennützige Politik der russischen Regierung im 19. Jahrhundert, im Gegensatz zum vorigen, läßt sich aber auf ganz andere Motive zurückführen. Im letzteren nämlich hatte der Moskauer Staat bei seinen Eroberungen noch immer mit Russen zu thun. Mögen es Weiß- oder Kleinrussen gewesen sein, so waren es immer Völkerschaften derselben Sprache und Religion wie die Moskowiter, die erobert werden sollten. Nun kamen aber Polen und Lithauer an die Reihe, also Katholiken und sodann, wenn auch Rechtgläubige, aber schon nicht mehr Slaven, so die Rumänier und Griechen. Endlich jetzt wieder Slaven: Bulgaren und Serben, die aber schon keineswegs von derselben Race mit den Moskowitern sind. Eine Hineinziehung dieser Völkerschaften in das Gebiet der Unterthanen erheischte eine viel größere innere Freiheit im Staate und weit mehr revolutionäre Maßnahmen, als die junkerlich-popische Despotie zu bieten im Stande war. Zudem hat Europa ja Mitte dieses Jahrhunderts einen Sturm erlebt, der auch die erwähnten Slavischen Völkerschaften in Mitleidenschaft zog. Welche Rolle konnte da ein auf Leibeigenschaft begründeter Staat spielen!

Eine Provinz mehr einzuheimsen ist nichts weniger als unangenehm; den Thron Konstantins für sich oder irgend einen Verwandten in Anspruch nehmen, ist recht schmeichelhaft! Aber wie, wenn diese Errungenschaft nicht zu eigenen Gunsten, sondern zu denen irgend welcher

„verkehrten Prinzipien der Volksfreiheit" ausfällt, und zwar so, daß die letztern auch den innern Despotismus des eigenen Reiches erschüttern werden?

Hinc illae lacrimae! Daher jene Friedensliebe, Uneigennützigkeit und ähnliche Tugenden der russischen Regierung im 19. Jahrhundert.

Politisches Sklaventhum „von dem finnischen kalten Felsen bis zur feurigen Kolchis", die Unterdrückung jeden Gedankens „vom Wallachen bis zum Finnen" die Aussaugung des Volkes durch Lasten, die Bedrückung der Volksbildung durch allerlei Bureaukratenhocus-pocus, religiöse Unduldsamkeit, die Internirung Tausender aus der Jugend, die nicht taub sind für das Volkselend, in die Gefängnisse — das ist das Bild des gegenwärtigen Rußlands, zumal seit 1866, dem Jahre, in dem die Regierung offen vom Pfade des krebsartigen Fortschritts, auf welchem sie sich früher schleppte abging, und sogar die von ihr selbst gegebenen Halbreformen in Bezug auf Leibeigenschaft, Provinzialverwaltung (Semstwo), Gerichte und Censur — zerstörte.

Hier kommt der Verfasser zu einer scharfen Kritik der Politik der russischen Regierung den Grenzvölkerschaften gegenüber, besonders am Kaukasus und in Polen. Bezeichnend in letzterer Beziehung ist folgende Stelle:

„Wir hatten oft Gelegenheit — sagt Dragomanow — die Politik unserer Regierung hinsichtlich der Polen ausführlich zu besprechen, so im „Westnik Europa" 1872 und 1874, sowie in einer Broschüre unter dem Titel „zur Frage über die kleinrussische Literatur", Wien 1876. Zuweilen entgegneten uns die Anhänger der Regierung, so der frühere Rector der warschauer Universität (jetzt hoher Schulbeamte zu Orenburg) der Slavophile Professor P. Lawrowsky, der im Journal des Kultusministeriums von 1871 sich dahin äußerte, daß man die Polen gar nicht russificiren wolle, vielmehr einzig und allein die Vereinigung derselben mit Rußland wünsche. Die Unterjochung der Polen unter die petersburger Tschinowniks, die Vertheilung von polnischen Majoraten unter Letztere, die obligatorische Einführung der russischen Sprache in den Universitäten, Gymnasien, Gerichten und sogar in beträchtlichem Maße auch in den niedern Schulen — was sind das alles sonst, als Attentate auf die Selbstständigkeit und Freiheit der polnischen Nationalität? In letzter Zeit haben einige petersburger Publicisten und Professoren sich gemüßigt gesehen in den Tageblättern Phrasen über die Verbrüderung mit den Polen auf dem Boden des Slaventhums feilzubieten; sie haben es aber nicht gewagt irgend ein praktisches Zugeständniß an die polnische Nationalität, wie z. B. die Autonomie der rein polnischen Länder vorzuschlagen. Und diese Herren vermessen sich, sich Slavophile zu nennen, geben vor, unabhängig zu sein!? Mögen sie doch ein Tüpfelchen von politischer und nationaler Freiheit in ihrem eigenen Staate zu verwirklichen suchen und dann erst von Verbrüderung und Slaventhum reden, und wenn sie das nicht im Stande sind, so wäre es richtiger zu schweigen.

Die russische Regierung hat in Polen nicht einmal das Programm, das sie im Jahre 1863 und 1864 verkündete, festzuhalten gewußt, nämlich die Inschrankenhaltung der aristokratischen und ultramontanen Minorität ohne das Volk selbst anzutasten. Was den Kaukasus betrifft, so

genügt ein Hinweis auf das Kapitel in Kanitz's bekanntem Buch „der Kaukasus auf dem Balkan", um zu ersehen, daß es die russische Regierung war, welche die „bulgarischen Brüder" mit den Tscherkessen beschenkte. Alles in Allem, sehen wir schließlich, daß die jetzige Regierung Rußland in eine Lage gebracht hat, wie sie schlimmer nicht sein kann, zu einer Erniedrigung, die in der Geschichte beispiellos dasteht. Auf 2 Kriegsfeldern ist ein Staat, der die größte Bevölkerung in Europa besitzt, von einem beinahe bankerotten Reich, in dem noch außerdem drei Mal weniger militärpflichtige Einwohner existiren, geschlagen worden.

Diese Schande läßt sich nicht einmal mit derjenigen zur Zeit Nikolaus I. vergleichen, wo Rußland durch das alliirte Europa geschlagen wurde. Ja! Schlimmer als jetzt kann es nicht sein!

Der zweite Abschnitt ist der Entwicklung eines Programms gewidmet, das Dragomanow als das Minimum hinstellt, welches jeder freidenkende und vernünftige Mensch unterschreiben sollte, der eine Veränderung des hoffnungslosen innern und äußern Zustands Rußlands wünscht. Damit man unserer unfähigen und feigen Regierung ihre Siegesfrüchte nicht entreiße, damit wir auf keine Unannehmlichkeiten mit den befreiten Rumänen, Serben, Bulgaren und Griechen stoßen, endlich damit wir selbst auf irgend menschliche Weise leben und uns regieren, ist es nothwendig, daß wir ohne Verzug, sei es zur Zeit des Krieges oder nach demselben, zur Selbstbefreiung schreiten.

Das vor allem Nothwendigste von einer Reihe von Reformacten, die zu diesem Zwecke zu unternehmen sind, wäre: die Beseitigung des antediluvianischen Ungeheuers — des Selbstherrscherthums, welches nichts Anderes ist als ein feiger, selbstsüchtiger, ignoranter Büreaukratismus. Dann müßte ungesäumt die Bevölkerung Rußlands aller Sprachen und Stämme, die von diesem Beamtenthum unbeschränkt ausgebeutet wird, zu einer Landesvertretung (Semskoj Sobor) zusammenberufen werden.

Die Selbstverwaltung müßte in Folge dessen zur Erweiterung der Selbstständigkeit der Gemeinden, der Kreise und Gouvernements führen, die sich nach ihren gleichartigen Interessen und entsprechend ihrem Ursprung gruppiren sollten. Es würden sich z. B. die Sibirischen Lande, die Nordmeerprovinz, die Uralprovinz, das südliche obere Wolgaland, das Seeland, das centrale Großrußland, die Baltische Gegend, das Lithauische und Weißrussische Gebiet, Polen, Ukrajna links, Ukrajna rechts des Dnjepr, Beßarabien, die Kosakischen Lande ꝛc. — herausbilden können. Da alle, zumal die wichtigsten Angelegenheiten der verschiedenen Länder und Völkerschaften eines Reiches von 400,000 Quadratmeilen Ausdehnung, ebenso wenig von einer centralen Landesvertretung ohne Nachtheil werden gelöst werden können, wie von Beamten einer selbstherrscherischen Regierung, so erweist sich daraus die Nothwendigkeit eines föderativen Systems.

Zur Wahrung der persönlichen Freiheit vor der Willkür der Gouverneure und Gensdarmen ist die Proclamation der Unantastbarkeit der Person, sowie der Abschaffung der administrativen Bestrafungen, der dritten Abtheilung und aller ähnlichen Institutionen unumgänglich.

Zur Verleihung einer festen Basis für das politische und gesell-

schaftliche Leben ist Preß- und Versammlungsfreiheit, sowie Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und Lehre geboten.

Wer den türkisch-muselmännischen Fanatismus verurtheilt, wer von der russischen Bevölkerung jeder Religion und Ursprungs Opfer für den Krieg verlangt und zu gleicher Zeit bei Eheschließungen zwischen Andersgläubigen und Rechtgläubigen die Kinder zum „rechten" Glauben zu taufen verpflichtet, wer den Beamtendienst für Katholiken und Juden sowie den Zutritt zu den Universitäten für Letztere einschränkt; den Juden den freien Aufenthalt im ganzen Lande verbietet; die aus der griechischen Kirche in andere Uebergetretenen bestraft und ihnen den schimpflichen Namen „Raskol" (Dissident) beilegt; wer die aus Ueberzeugung aus der rechtgläubigen Kirche Ausgetretenen mit Militärexekution, sibirischem Exil, Geldstrafen, Gefängniß, Klostereinschließungen bestraft; wer den Polen, Ukrajnern, Gruſinen ꝛc. die Möglichkeit in ihrer eigenen Sprache zu lernen entzieht (solches ist nicht einmal je in der Türkei vorgekommen) — der treibt Heuchelei und hat kein Anrecht auf Zustimmung rechtschaffener Leute.

Die Proclamirung und Beschützung vollständiger religiöser Freiheit und Gleichberechtigung, sowie der Unantastbarkeit jeder Nationalität würde alle diese Uebel mit einem Schlage beseitigen.

Soviel von politischen Reformen.

Als die wichtigste ökonomische Maßregel, über die die Publicistik und Gesellschaft sich schon längst und zwar recht deutlich ausgesprochen hat, ist die Reformirung des Steuersystems, besonders der sogenannten Personen- sowie der Salzsteuer zu betrachten. Die Revision der bäuerlichen Grund- und Bodenverhältnisse sowie der Steuerrückstände wird ebenfalls als nothwendig angedeutet.

Merkwürdigerweise reiht der Verfasser diesen ökonomischen Maßregeln das Verlangen nach vollständiger Amnestie der politischen Verbrecher an.

So das Programm Dragomanofs.

Schließlich fordert er alle bewußte Männer Rußlands zum energischen Kampf für die von ihm angedeuteten allgemeinen Reformen auf. „Es muß doch einmal Jemand den Versuch machen und einfach mit Gewalt administrativen Bestrafungen entgegentreten." Erst dann würde Rußland fähig sein und das Recht haben für die Freiheit der slawischen Brüder einzutreten, erst dann wird die Bildung einer allgemein-slawischen, freien demokratisch-föderalen Partei möglich sein.

Von einzelnen äußern und innern Mängeln abgesehen, so in erster Beziehung: eine ermüdend lange Satzbildung und Unebenheit des Styls; in zweiter: eine stellenweise extreme Germanophobie und Einseitigkeit in der Geschichtsauffassung; abgesehen, meinen wir, davon, kann die Broschüre als von einer ziemlich zutreffenden Auffassung der momentanen Situation in Rußland ausgehend angesehen werden.

Es ist anzunehmen, daß sie jetzt auch den richtigen Boden und Anklang im Lande finden wird. Schon hört man aus dem Süden Rußlands von schüchternen Versuchen das von Dragomanof Angedeutete in Angriff zu nehmen. Aller Anfang ist schwer, aber auf das A folgt gewöhnlich auch das B.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. **Berlin, 12. October 1877.** **Nr. 41.**

Inhaltsverzeichniß: Demokratie und Socialismus. I. II. — Zur Lebensmittelfrage. Von Dr. A. Mülberger. — Bruno Bauer's Christus und die Cäsaren. — Zur Kritik der Kritik. Von R. Schellwien. — Neue Bücher.

Demokratie und Sozialismus.

I.

Die beiden vorstehenden Begriffe wurden jüngst in diesen Blättern gelegentlich der Parteibildung im Reichstage zusammengebracht, und die große Mühe, die sich der Verfasser geben mußte, um einen höchst einfachen Nexus zu erweisen, legte nur zu deutliches Zeugniß ab von der Schwierigkeit, die Verwandtschaft, wo nicht die Identität jener Begriffe zum Verständniß zu bringen.

Um nicht ungerecht zu sein und keinem der vor ihrer Vereinigung zurückweichenden Gegensätze zu nahe zu treten, muß man sagen, daß ursprünglich und historisch der Unterschied zwischen ihnen ein prinzipieller zu nennen ist. Demokratie ist der Gegensatz von Aristokratie und Oligokratie und bezieht sich auf die Herrschaft im Staate: nicht Wenige, nicht die Adelsgeschlechter, sondern das Volk, natürlich durch Delegation, soll herrschen. Das Wort Sozialismus geht schon etymologisch auf die Gesellschaft, auf die wirthschaftlichen Verhältnisse und hat nichts vom Begriffe Staat in sich. Demokratie erstrebt die Freiheit des Volkes, Sozialismus dessen Wohlfahrt. Man kann sich die größte politische Freiheit denken, bei der doch ein großer Theil des Volkes hungern geht; und man kann sich eine allgemeine Sicherheit gegen Hunger und Durst vorstellen, welche die Freiheit ausschließt. Wir brauchen in letzterer Beziehung nur an den Jesuitenstaat Paraguay, der in Südamerika existirte, zu erinnern. In ersterer Beziehung hat jeder Sozialist die Tasche voll Beispiele.

So lange nun die Begriffe nicht geklärt sind und blos der Unterschied ins Auge gefaßt wird, theilen sich die Neigungen schon nach Temperament und Lage. — Ich will frei sein, ruft der Demokrat, ich verlange Freiheit der Person, der Presse, der Versammlung, des Gewissens und der Thätigkeit! Zu essen will ich mir schon selber verschaffen, der Staat soll mich gar nicht ernähren, ich verbitte mir das! — Was hilft mir die Freiheit, seufzt der Proletarier, ich bin persönlich frei, wir haben Arbeiterblätter, wir versammeln uns, in die Kirche werde ich nicht getrieben, aber ich finde keine Arbeit und keinen Credit. Ich habe ein Weib und drei Kinder, sie hungern!

Da nun die physische Existenz das Erste und Nächste ist, da der Mensch, um frei sein zu können, vor allen Dingen *sein* muß, so ist es

begreiflich, daß der aus der Noth geborne Sozialismus zeitweilig den Staat, die Politik und die Freiheit verächtlich zur Seite schob und dem Ideale nachsann, die Wohlfahrt des Volkes in jeder beliebigen Staatsform, am liebsten unter dem strengsten Despotismus, zu verwirklichen. Das war dann das absolute Gegentheil der unsozialistischen, reinen Demokratie.

Wenn aber die Menschen nicht im Stande sind, zwei Ideen zusammenzubringen, so thut es die Geschichte für sie. Dieser große Kollektivgang des Geschlechts, der zwar von Allen zugleich gemacht wird, den aber nur wenige Einzelne mit Bewußtsein mitmachen, der fast Allen über die eigenen Köpfe weggeht und den man am Besten versteht, wenn man sich momentan aus dem Zuge entfernt und ihm von einem Felsenvorsprung aus zusieht, ist das eigentlich Lehrhafte in allen ethischen Wissenschaften. Und die Geschichte lehrt uns, namentlich als Geschichte Frankreichs, dem der Kontinent doch nur ruck- und sprungweise nachgekommen ist, Folgendes.

Bis zum Jahre 1789 hatten in Frankreich nur die privilegirten Stände geherrscht, sie hatten den eigentlichen Staat gebildet: der absolute König, der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit. Das waren die Aristokraten, die Wenigen, welche frei waren, weil sie herrschten. Alles Uebrige war nur Material, Stoff, an dem sich die Herrschaft bethätigte. Jene wären gar nicht frei gewesen, wenn diese nicht unfrei blieben. Da ergriff das untere Volk, die Masse, die Ungeduld, die Verzweiflung; es fühlte sich gleichfalls Bürger und Mensch. Es zerstörte das Symbol der Privilegienherrschaft, die Bastille, erklärte seine Abgeordneten für die Vertreter der Nation und schaffte die Privilegien der obern Kasten ab.

Das Volk war frei, aber alles Volk, welches Volk? Jetzt zeigte es sich deutlich, daß die Uebermacht von Adel und Geistlichkeit nicht blos auf politischen Vorrechten, auf ständischer Bevorzugung beruht hatte, etwa darauf, daß sie allein zu Notablenversammlungen zusammentraten, die ersten Stellen in Staat und Kirche besetzten, sondern vielmehr darauf, daß die Aristokraten zugleich die Optimaten, die in jeder Hinsicht Vermögenden gewesen waren. Dagegen hatten sich die blos finanziell Vermögenden in erster Linie empört, um auch ihren Antheil an dem politischen Vermögen zu bekommen.

Die Schwierigkeit und die nächste Klippe der Revolution bestand nun darin, daß dieser neue Unterschied und Gegensatz zwar empfunden, nicht aber begriffen und gewürdigt ward, daß z. B. Robespierre bei prinzipieller Festhaltung des ökonomischen Optimatenthums, die absolute politische Gleichheit durchführen wollte. An diesem krassen Widerspruch scheiterte die Bewegung; ihr innerer Widerspruch überlieferte sie dem korsischen Gewalthaber, der unter despotischem Druck und militairischen Schauspielen das neue Privilegienrecht kodifizirte und sein drakonisches nec plus ultra aussprach.

In der Erinnerung des französischen Volkes aber blieb als letzte Errungenschaft der Revolution die absolute politische Gleichheit lebendig, die der Korse nur korrumpirt und seinen egoistischen Zwecken dienstbar gemacht hatte, und nach zwei Königsherrschaften, von denen es die letzte auf 200,000 politische Privilegirte oder Wähler gebracht hatte, proklamirte im Februar 1848 Ledru-Rollin, der Mann von 1792, die Ab-

schaffung aller politischen und Wahlprivilegien, das allgemeine Stimmrecht für alle bürgerlich mündigen Männer. Das ist die unbestreitbarste Frucht des Jahres 1848. Und hier liegt der historische und prinzipielle Vereinigungspunkt zwischen Demokratie und Sozialismus; denn durch das Suffrage universel wurde beiden das Mittel in die Hand gegeben, ihre Grundsätze ins Leben einzuführen.

Daß auch dieses Mittel seine Lehrjahre bestehen mußte, hat Frankreich hinlänglich gezeigt; daß auch dieses Werkzeug von den Händen abhängt, welche damit manipuliren, haben wir selbst hinlänglich erfahren. An dieser Stelle ist mehrfach darüber geklagt worden, wie unzuverlässig und tückisch das allgemeine Stimmrecht sei, wie es eigentlich eine Antizipation bilde, ein Vorausgreifen und Voraussetzen einer gediegenern Volksbildung als die gegenwärtige überall noch ist. Dennoch muß gesagt werden, daß Ledru-Rollin durch seinen kühnen Schritt einen dauernden Rückfall in alte Zustände der Unmündigkeit für Europa unmöglich gemacht hat; daß es nur gilt die politische Aufklärung befördern, unermüdlich auf die Tragweite jenes Rechtes aufmerksam zu machen und daß in den staatlichen Verbänden, in denen das allgemeine Stimmrecht gilt, nur noch ein einziger casus revolutionis eintreten kann, nämlich die Verletzung oder Aufhebung eben dieses Stimmrechts.

Eben so gut wie sich alle vor den Aussprüchen dieses Orakels in jedem einzelnen Falle zu beugen haben, eben so gut müssen sich Demokratie und Sozialismus, die im allgemeinen Stimmrecht Verbündeten, wenigstens über dessen Verdikte vertragen lernen, dafern beide noch nicht weiter sehen sollten. Für die Demokratie ist es zunächst Vollendung des formalen Rechtes, der Bürger- und Menschenrechte; für den Sozialismus Anfang und Fundament einer neuen Rechtsordnung: aber gemeinsam ist beiden die Pflicht der Aufrechthaltung des Rechts und die Achtung vor dessen Konsequenzen. Schon von diesem Gesichtspunkte aus ist eine Verbrüderung nothwendig; denn darüber wird sich wohl Niemand täuschen, daß von gewisser Seite der französische Import eines Grundrechts nur als provisorische Toleranz betrachtet und nach dem Augenblick gespäht wird, wo man den unliebsamen Gast sans façon wieder vor die Thüre setzen kann. Diese Neigung wird von einer großen Anzahl derjenigen getheilt, die trotz des allgemeinen Stimmrechts bis jetzt noch aus der Wahlurne herausschlüpften und die nach dem Dreiklassen-Gesetz wie nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurückschauen.

Die Solidarität zwischen Demokratie und Sozialismus ist mithin schon durch das formale politische Recht unabweisbar und unerläßlich, und es würde von geringer Einsicht zeugen, wollten die beiden Fraktionen derselben Partei Rang- und Tendenzstreitigkeiten unter sich erheben, da sie doch überzeugt sein müssen, daß bei reaktionärer Brandstiftung nicht nur der „Nachbar brennt", sondern beide Flügel desselben Hauses zugleich.

Und doch stehen wir erst an der Schwelle unserer Untersuchung, die wir vorsichtigen Schrittes begonnen haben, um der Erwägung beider Theile keine Gewalt anzuthun und bei keinem dasjenige zu verletzen, was man „Prinzipien" nennt. Wenn nur nicht so oft in dieser Welt das „Prinzip" mit Eigenwillen verwechselt würde!

II.

Obgleich der Moment ungünstig genug ist, über interne Verhältnisse der Gesellschaft zu reden und das stupid-selbstbewußte Lächeln auf den Gesichtern der Machtlinge einschüchternd wirken mag, wollen wir doch gewissenshalber und der Zukunft wegen unser Thema weiterführen. Und zwar um so eher und mehr, als es vor aller Augen klar daliegt, wie grade die Machtansprüche und Machtintriguen nicht nur von den großen Lebensfragen der Völker abführen, sondern die Völker gradezu in einem Labyrinthe von Bedrängnissen verfahren, in welchem sogar die Existenz teile quelle in die äußerste Gefahr geräth.

Der große Krach von 1873 war an und für sich bedenklich genug für den Status quo der auf Kapitalismus und Konkurrenz beruhenden europäischen Gesellschaften. Alle diejenigen, welche zu Anfang behaupteten, das Bischen Wiener Baisse gehe uns gar nichts an, haben sich gar gröblich getäuscht; zur Stunde weiß man nicht zu sagen, wo die Stockung in Produktion und Handel größer ist, in Oesterreich oder im deutschen Reich, wo Arbeitslosigkeit, Kreditmangel und Mißtrauen stärker grassiren, hüben oder drüben. Bekanntlich hat sich von allen großen Kontinentalstaaten nur Frankreich durch sein Zollsystem, seine industrielle Tüchtigkeit und nationale Spontaneität bis zum 16. Mai d. J. über Wasser gehalten, und es gehörte das ganze reaktionär-soldateske Böotierthum verrotteter Cliquen dazu, um auch Frankreich national-ökonomisch bitter zu schädigen.

Gleich hinter dem Krach und dessen sich ausweitenden Schwingungen wurde der orientalische Handel eingefädelt, gleichsam als wollte man die alte gesellschaftliche Verfassung des Kontinents auf die letzte und höchste Probe stellen, als wollte man sehen, wie lange und welchen Stößen das ohnehin labile Gleichgewicht zu widerstehen vermöchte. Auch diese Störung alles Verkehrslebens ging uns durchaus nichts an; wir saßen gefeit in Abrahams Schooß; nur die ohnedem preisgegebene Türkei, dann der österreichische Export sammt Jucasso, allenfalls noch England und Frankreich, mochten unter der russischen Ruchlosigkeit leiden; wir standen so weit vom Schuß und kaufmännischem Abschluß, daß wir nach dem bekannten Beispiel die Erhabenheit des Seesturms ruhig von der Küste aus genießen konnten.

Wie Recht hatte doch der sonderbare Schwärmer, der einst vorschlug, die auswärtigen Angelegenheiten eines Staates nur in die Hand des Handels- und Finanzministers legen zu wollen! Der Export nach Rußland, schon durch die unwürdigen Gränzverhältnisse permanent gelähmt, ist durch die Goldwährung bei den Eingangszöllen und durch die russische Insolvenz auf ein Minimum reduzirt und wird bei einem neuen Feldzuge höchst wahrscheinlich bei der runden Null anlangen. Wenn Oesterreich durch die Unterbindung der Donauader kommerzielle Atrophie leidet, so schlägt ein solcher Zustand unbedingt auf alle Handelsgebiete zurück, die mit Oesterreich im regelmäßigen Verkehr stehn. Kurz, die auswärtigen Angelegenheiten müssen blutwenig vom Handel und dessen Konjunkturen verstehen, um die jetzt unvermeidlich gewordene Fortdauer des schändlichen Krieges im Jahre 1878 auf die leichte Achsel zu nehmen. Und nicht einmal für das laufende Jahr 1877 haben die auswärtigen

Angelegenheiten sich besonders einsichtig bewiesen, da ihnen rechtzeitig von Kennern des Orients, speziell der Türkei, und sogar von dem deutschen Kriegsmeister selbst, als dessen unglückliche Affen die Russen sich gebärden, vorausgesagt wurde: die Osmanli seien keineswegs zum Frühstück zu verspeisen und selbst von dem allmächtigen Rußland äußerst schwer zu verdauen.

Indessen geschehen ist geschehen, und selbst das Geschehende scheint einem Consensus der Höchstmögenden zu begegnen. Die alte Welt soll schlechterdings ihr Fegefeuer durchlaufen, ihre wackligen Grundsätze durch die bösesten Klippen und tückischsten Untiefen hindurch erproben. Wir können nichts dazu thun. Wir sagen dies mit demselben Leidwesen, das uns angesichts der dritten Schlacht von Plewna beschlich; wir wissen sehr wohl, daß Theorien nicht gleich blutlosen Gespenstern sich zerkämpfen, sondern daß sie in der lebendigen Welt inkarnirt sind, daß Blut von unserm Blut dabei fließt, Wunden im Leibe der Unsrigen dabei geschlagen werden, Thränen rinnen, die unsere eigenen Wangen furchen. Aber wir können's nicht ändern, nur konstatiren.

Lassen wir also die alte Welt mit ihren Verkehrtheiten und gemeinschädlichen Begierden sich selbst aufreiben und kehren wir zur Hauptfrage zurück: In welchem Konnex stehen Demokratie und Sozialismus, die sich formell bereits im allgemeinen Stimmrecht begegneten, inhaltlich, materiell?

Da erinnern wir an den vorher gebrauchten Ausdruck: „Aristokratie" sei wesentlich „Optimatenthum". Durch den logischen Verlauf aller staatlichen Umwälzungen, seien sie gewaltsam oder friedlich vor sich gegangen, insonderheit durch die rationelle Entwicklung Frankreichs von 1789 bis 1877, ist es aller Welt klar geworden, auf was das Monopol und Privileg der bevorrechteten Stände, gegen welches die nächstfolgende Gesellschaftsschichte ankämpfte, im Wesen beruhte. Es hat sich gezeigt, daß es nicht Rang und Titel, nicht sogenannte Stellung, nicht höhere Bildung waren, gegen die sich der Sturm richtete; daß vielmehr Rang, Titel, Stellung und Bildung nur Accidenzen, eigentlich Masken waren, hinter denen sich der überwuchtende Besitz, die materielle Macht, das Vermögen, wie in einer Tarnkappe verbarg. Seitdem die höhern Velleitäten der ersten französischen Revolution im Feuer des Krieges weggeglüht, seitdem der nüchterne Inhalt der Grundsätze von 1789 durch den glücklichen Cäsar kodifizirt worden, trat immer deutlicher der wahre Sieger über Adel und Geistlichkeit in der Gestalt des Besitzers von Boden und Kapital hervor, entstand der Begriff des „Bourgeois", der unter Louis Philipp die obern Zweimalhunderttausend, nämlich Wähler, umfaßte, denen Hr. Guizot die Parole zuwarf: „Bereichert Euch!" während Hr. Thiers sie mit den Römern verglich, an deren Thore die „Barbaren" klopften.

Es ist eins der größten, unsterblichen Verdienste der französischen Geschichte, daß sie weltliche und geistliche Aristokratie als Optimatenthum enthüllte, ein Optimatenthum, welches durch die Charte-vérité von 1830 seinen klassischen Stempel erhielt. Die frühere Standes-Aristokratie stieg, wenn man will, eine Stufe hinab, um ihren Platz innerhalb des neuen Vorrechts einzunehmen; man kann aber auch sagen, der früher ausgeschlossene Hochbürger, der Mann des Besitzes ohne Rang und Titel und Soutane, stieg

eine Stufe hinauf, um Theil an den politischen Privilegien zu nehmen. Was aber fortan herrschte, war das Optimatenthum ohne Phrase, der Besitz der sich selber schützte und sich seine Vermehrung gesetzlich offen hielt.

Alles was seit 1830 in Frankreich vorgegangen ist, dreht sich um die Frage: wie durchbricht die Masse des Volks die Sperrketten und Sicherheitskordons des Optimatenthums, wie kommt der Volkswille zum reinen und richtigen Ausdruck im Gesetz? Das formale Mittel, das allgemeine Stimmrecht, dessen Bedeutsamkeit wir gebührend anerkannt haben, hat bis jetzt nicht zum Ziele geführt; es ist durch Zwischenfälle und Nebenfragen beständig aus der Bahn gelenkt worden; es ist soeben in Frankreich vollauf mit der Rettung der formalen Errungenschaften beschäftigt. Zur Sache, zu seiner eigenen Sache, hat es noch nicht gesprochen, weder demokratisch, noch sozialistisch.

Sollte da der ernsten und konsequent denkenden Demokratie nicht der Gedanke aufgehen, daß es nicht ausreiche, mit den Optimaten auf gleichem Fuße abzustimmen, daß es sich vielmehr darum handle, die Volksstimmen einmal mit den Optimatenstimmen zu messen, eine andere öffentliche Vernunft zum Ausdruck zu bringen und die Herren Optimaten höflich einzuladen, innerhalb dieser neuen öffentlichen Vernunft gerade so Platz zu nehmen, wie die alte Aristokratie innerhalb der Zweimalhunderttausend Platz zu nehmen sich genöthigt sah? Sollte jene Demokratie nicht auf die Untersuchung der Frage gestoßen werden: Was das eigentliche Wesen des Optimatenthums sei, worin seine bisher unaustilgbare Präponderanz denn endlich bestehe, durch welche Mittel immer noch die Minderzahl es zu Stande bringe, die große Mehrzahl zu beherrschen, sie auszubeuten, niederzuwerfen und auch politisch in letzter Instanz ihren Zwecken dienstbar zu machen? Das kann doch am Ende kein Buch mit sieben Siegeln sein.

Zur Lebensmittel-Frage.

Die Beilage der Frankfurter Zeitung vom 1. Oktober enthält nachstehende Notiz:

* Frankfurt, 28. Septbr. In Leipzig hat sich ein Allgemeiner Deutscher Verein gegen Verfälschung der Lebensmittel gebildet. Am 10. Sept. sind die Statuten berathen und am 23. Sept. die Konstituirung vollzogen worden. Im Namen des Vereins wird in Leipzig eine Zeitschrift herausgegeben, deren erste Nummer Mitte Oktober erscheint. In bereits 50 Städten sind Vertretungen zur Bildung von Zweigvereinen im Gange. Der Zweck des Vereins ist in § 2 der Statuten wie folgt ausgesprochen: „Der Verein hat, unter Ausschluß aller politischen und religiösen Tendenzen, den Zweck: den Verkauf und Verbrauch aller gefälschten und gesundheitsnachtheiligen Nahrungs- und Genußmittel, sowie anderer Verbrauchsgegenstände, sogenannter Geheimmittel und dergleichen zu unterdrücken und dadurch seine Mitglieder, und im weiteren das Volk, mehr und mehr gegen Benachtheiligung des Vermögens sowie gegen Gefährdung und Schädigung der Gesundheit schützen zu helfen." Es wird dann eine Reihe von Mitteln angegeben, durch welche der Verein praktisch sein Ziel zu erreichen gedenkt. Es versteht sich von selbst, daß im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt die Bildung eines solchen Vereins lebhaft zu begrüßen ist. Es steht nur zu wünschen, daß der Verein eine umfassende Betheiligung findet, welche ihm die Erreichung seiner Ziele ermöglicht.

Es gehört zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten der Bourgeoisie,

gewisse Fragen des allgemeinen Interesses mit wahrem Feuereifer zu erfassen, sie eine Zeitlang tausend- und abertausendfach wiederzukauen, um sie dann allmählig wieder geräuschlos verschwinden zu lassen, bis kein Hahn mehr nach ihnen kräht. Sind die Fragen zufällig mehr oder minder unangenehmer Natur, berühren sie gar höhere und höchste Interessen, so pflegt man in der Regel bald von ihnen abzukommen und sich rasch zu überzeugen, daß man denn doch in der besten aller Welten lebt. Aus der Blumenlese der letzten Jahre wollen wir zur Illustration dieser Sätze nur erwähnen den Altkatholicismus, die Leichenverbrennung und die Lasker'sche Anti-Gründungs-Agitation. Seit der russisch-türkische Krieg anfängt, langweilig zu werden und die wahre Natur des Krieges doch gar zu unverhüllt zum Vorschein kommt, ist es wieder Zeit, sich mit sich selbst zu beschäftigen und allerhand häusliche Fragen vorzunehmen. Es scheint, als ob die „Lebensmittelfrage" berufen sei, diese lange unendliche Zeit auszufüllen, als ob diese Frage vor allen Anderen dazu angethan sei, um mit aller Energie vorgenommen und zu einer ersprießlichen Lösung geführt zu werden. Die Mißstände freilich, welche durch Unehrlichkeit und Betrug gerade hierin hervorgerufen werden, sind schreiend und es wird kaum zu leugnen sein, daß jahraus jahrein dieses schamlose Treiben zahlreiche Opfer fordert, ganz abgesehen von der direkten und indirekten Schädigung, von welcher die Gesellschaft in ihren geschäftlichen und gesundheitlichen Verhältnissen betroffen wird.

Wir constatiren zunächst, nicht ohne Genugthuung, daß der Socialismus an diesem Lebensmittel-Verfälschungs-Lärm keinen unmittelbaren Antheil hat. Von seinem Standpunkt aus ist die systematische Verfälschung der Lebensmittel, wie sie thatsächlich heute im Großen geübt wird, nur ein Symptom mehr dafür, wohin es mit einer Gesellschaft kommen muß, deren gesammte Umsetzungen der absolutesten Willkür, der totalsten Anarchie preisgegeben sind. Die Verfälschung der Lebensmittel gehört mit Einem Wort zu den natürlichen Lebensbedingungen der heutigen Gesellschaft. Daß sich mit einmal jetzt eine so lebhafte Reaction dagegen erhebt, ist eben ein Beweis, wie hochgradig diese Mißstände geworden sind, wie sehr und wie unmittelbar dieselben bereits in den höheren Schichten der Gesellschaft bemerkbar werden. Nichts mehr und nich's weniger!

Wir constatiren in zweiter Linie mit nicht geringerer Genugthuung, daß es mit dem laisser aller, laisser faire in den ökonomischen Fragen der Gesellschaft doch nicht allein gethan zu sein scheint. Von allen Seiten schreien die liberalen Zeitungen nach Hilfe von oben, nach Strafgesetz und Reichsgesundheitsamt. Unseres Wissens hat sich noch kein Bourgeois in der so überaus wichtigen Lebensmittelfrage über „Staatshilfe" beschwert; vielmehr geberden sich die Träger der öffentlichen Meinung, als ob wir fürderhin nur mehr mit Hilfe des Staatsanwalts und des Reichsgesundheitsamts unseren Hunger stillen und unseren Durst löschen können. Käme es auf diese Helden des Princips an, sie würden morgen alle Kühe im deutschen Vaterland expropriiren und jedes Faß Bier mit Beschlag belegen lassen.

Aber, wie gesagt, wir glauben, daß es der Bourgeoisie mit dieser ganzen Bewegung nicht einmal Ernst ist. Sie ist erzürnt, empört, voll Unwillen und Entrüstung, gewiß! Sie hat auch den besten Willen dem

bösen Ding auf den Leib zu rücken, gewiß! Wer sollte leugnen, daß auch ihren Kindern lautere Milch zuträglicher ist, als verwässerte oder daß sich hinter einem guten Schoppen besser politisiren läßt, als hinter einem schlechten? Und dennoch ist ihr's nicht Ernst mit dieser Bewegung; ja wir prophezeien hier in nüchternster und trockenster Weise, daß, ehe ein Jahr vorüber, diese ganze Bewegung wieder vollständig eingeschlafen sein wird. Man wird vielleicht auf Grund einiger reichsgesundheitsamtlichen Untersuchungen einige Paragraphen des Strafgesetzbuchs schärfer formuliren, wohl auch einige Sündenböcke an den Pranger nageln. Es ist aber nicht bloß Illusion, sondern ganz einfach Windbeutelei, wenn man glaubt, auf diese Weise auch nur das Geringste an den thatsächlichen Verhältnissen zu ändern. Auch im Jahr 1879 wird noch genau so fort betrogen und gefälscht werden, wie in unsern glücklichen Tagen. Etwas feiner, etwas raffinirter vielleicht, mag sein, aber die Sache selbst wird ungeschwächt fortbestehen.

Warum das so sein muß, ist leicht zu verstehen. Es giebt eine Logik der Thatsachen, der sich nicht einmal ein normales Bourgeois-Gehirn entziehen kann. Lasse man den Staat und unsere Bourgeoisie, als Treiber, nur erst einmal recht an diese Fragen heran, und es wird sich bald zeigen, wie absolut machtlos beide dieser tausendköpfigen Hydra gegenüber sind. Es wird sich ferner herausstellen, daß es eigentlich sehr unlogisch ist, nur der Nahrung seine väterliche Obhut zu leihen, während doch Kleidung und Wohnung zum mindesten gerade so gewichtige Dinge sind, wenn es sich einmal um Fragen der allgemeinen Wohlfahrt handelt. Und da es heutzutage im Staate und der „Wissenschaft" als Glaubenssatz gilt, daß man in allen diesen Dingen niemals positiv-organisatorisch, sondern höchstens nur negativ-strafrechtlich zu Werke gehen dürfe, so werden Beide, Staat und Bourgeoisie, sich in Bälde von dieser gefährlichen Position weg und in ihr verschanztes Lager des Strafrechts- zurückziehen. Das Ende vom Lied wird wiederum sein, daß Alles beim Alten bleibt. Wozu also der Lärm? Lasse man vollends, wozu freilich sehr geringe Aussicht ist, einige Jahre sogenannter „Prosperität" kommen und die liberale Presse wird es Jedem als Verbrechen anrechnen, der diesen wunden Fleck überhaupt berührt. „In guten Zeiten betrügt man ja überhaupt nicht."

Noch einen andern merkwürdigen Punkt können wir nicht unerwähnt lassen. Als vor nicht langer Zeit ein sachkundiger und wahrheitsliebender Mann der Gesammtfabrikation des deutschen Reichs das Zeugniß „billig und schlecht" ausstellte, da waren es nur die „Reichsfeinde" und die noch schlimmeren Socialisten, welche im Ernst eine solche Ansicht hegen konnten. Heute scheut sich dieselbe Presse nicht, im Angesicht der Welt ein Jammerbild vaterländischer Misere zu zeichnen, das, wenn richtig, vollkommen geeignet wäre, uns der Verachtung der übrigen Nationen preiszugeben. Mit dem Liberalismus könnte man das etwa „patriotischen Takt" nennen.

Unsere Leser werden nun einsehen, was uns veranlaßt hat, dieser kleinen Auseinandersetzung die der „Frankfurter Zeitung" entnommene Notiz über die „Bildung eines Vereins gegen Verfälschung der Lebensmittel" voranzustellen. Wir haben es gewagt, trotz oder vielleicht wegen dieser Notiz in dem Vorstehenden diese ganze Bewegung als gänzlich

nichtig zu bezeichnen, insofern sie vom Staatsanwalt und vom Reichsgesundheitsamt Abhilfe erwartet. Aber der deutsche Bürger hilft sich selber und deshalb gründet er Vereine. Sehen wir, was er mit diesen zu Werke bringen wird.

Um nach keiner Seite hin anzustoßen, wird der Verein ausschließlich ad hoc gebildet und § 2 der Statuten schließt ausdrücklich alle politischen und religiösen Tendenzen aus. Diese Eine Thatsache richtet das ganze Unternehmen. Eine kurze Erwägung wird auch denjenigen, welcher in volkswirthschaftlichen Dingen nicht auf den Grund zu gehen pflegt, hievon überzeugen.

Tritt man an die Lebensmittelfrage heran, so drängt sich sofort die zweite Frage auf: wer ist hier die competente naturgemäße Behörde? Ist es der heutige Staat, welcher grundsätzlich jede sociale Organisation verneint? Gewiß nicht — er hat nur Ein Werkzeug, das Strafrecht, und dieses ist vollkommen wirkungslos. Ist es der Staat der Zukunft, der socialistische Staat? Wir fürchten, daß viele Socialisten sofort mit „ja" bei der Hand sind und dennoch wäre leicht zu erweisen, daß derjenige centralisirte socialistische Staat, wie er in so vielen Köpfen spukt, sich bald ebenso machtlos erweisen würde. Nun, wenn es der Staat nicht ist, so kann es nur die Gesellschaft sein? Gewiß. Und so wären wir denn wieder bei unserm harmlosen Vereine angelangt, den wir oben so schnöd desavouirten? Doch nicht. Die naturgemäße erste Instanz für alle Fragen, welche die unmittelbaren Lebensbedürfnisse der Menschen umfassen, ist die Gemeinde. Wenn das Bier in Stuttgart schlecht oder die Würste in Nürnberg verfälscht werden, so geht das offenbar zunächst Niemand anders an, als die Gemeinden Stuttgart und Nürnberg. Wir sehen also, daß die Lebensmittelfrage nicht bloß ihre sociale, sondern auch ihre eminent politische Seite hat und daß sie in einfacherer Form nichts anderes besagen will: als was ist der Wirkungskreis der Gemeinde, was ist der Wirkungskreis der Gesellschaft oder des Staates?

Und hier ist der Punkt, auf den wir die ganze Aufmerksamkeit des Lesers hinlenken, hier gilt es zu zeigen, daß auch diese Lebensmittelfrage, wenn richtig verstanden, für den Socialismus ein ganz eminentes Interesse hat, und weit entfernt, ihr gegenüber gleichgültig zu bleiben, ist es vielmehr seine Pflicht, sie mit aller Energie anzupacken. Wir brauchen nicht zu betonen, daß Niemand direkter unter diesem allgemeinen Elend leidet, als der Arbeiterstand. Es handelt sich für uns noch weiter um das höhere, wichtigere Interesse der Wahrheit und Freiheit.

Der naturgemäße Versorger für den gesellschaftlichen Menschen ist, was die zum Lebensunterhalt nothwendigen Mittel betrifft, die Gemeinde. Ihre Glieder haben nicht blos das Recht, die Nahrung unverfälscht, sondern ebenso sehr das Recht, sie billig zu beziehen d. h. zu einem normalen laufenden Preis. Was haben die Gemeinden bis jetzt in dieser Beziehung gethan? Außer zeitweiliger nichtssagender polizeilicher Controle gar nichts. Was könnten sie thun? Sehr viel, ja fast Alles. Hier fällt uns der Vorschlag ein, den Lassalle in seiner Solinger Rede gemacht hat, wo er vom Einfluß des Annoncen-Wesens auf die Zeitungen spricht. Er sagt, was wäre einfacher, berechtigter und besser, als wenn die Gemeinde das Annoncenwesen in die Hand

nehmen würde und er hat darin vollkommen Recht. Was hinderte eine Gemeindevertretung, welcher das Wohl ihrer Glieder am Herzen liegt, mit einer Association von Setzern und Buchdruckern einen freien Vertrag abzuschließen, nöthigenfalls denselben das nöthige Capital vorzuschießen, um durch eine irgendwie organisirte Zeitung sämmtliche Publicitäts-Interessen der Gemeindeangehörigen zu besorgen? Was könnte die Gemeinde in zweiter Linie hindern, den Vertrag mit allen Garantien für eine billige und gute Ausführung auszustatten? Wären nicht tausend Hände jeden Augenblick bereit, sich diesem Gemeinde-Dienst zu unterziehen? Nun, was von dem Annoncenwesen gilt, gilt in noch viel höherem Grade von der Nahrung, von den Lebensmitteln. Wie, wenn die Gemeinde heute eine Productiv-Association der Bäcker, eine Productiv-Association der Metzger, eine Productiv-Association der Gemüse- und Obstzüchter ins Leben riefe, in größeren Gemeinden mehrere? Wer würde dabei gewinnen? Sämmtliche Glieder der Gemeinde. Wer würde dabei verlieren? Ein paar reichgewordene Meister und dieses ganze Heer von Zwischenhändlern, die hauptsächlich zum Betrügen geneigt sind und deren ganze Kunst darin besteht, um 10 Pfennig zu verkaufen, was 5 gekostet hat. Nichts wäre leichter, als diese Verträge mit lauter freien Arbeitern so einzurichten, daß alle Garantie für Gesundheit, Billigkeit, Ordnung, Sicherheit u. s. f. ein für allemal gewährleistet wäre. Denke man sich ferner neben diesen Associationen freier Bürger, Hand in Hand mit ihrer Thätigkeit, eine sich täglich weiter entwickelnde Statistik der Gemeindebedürfnisse, denke man sich alle Dunkelheit, alles Vertuschen, alles Heimlichhalten aus diesen Umsetzungen verbannt, eine ganze, volle öffentliche Controlle über diese der Gemeinde dienenden Körperschaften ausgeübt, und es ist nicht zu sanguinisch, nein es ist einfach sonnenklar, daß für Betrug, Fälschung, Uebervortheilung auf solchem Boden kein Gedeihen mehr ist; es ist schlechthin unmöglich, daß die Arbeiter des einen Zweiges die des andern und damit sich selbst hintergehen könnten. Alle diese Corporationen sind demokratisch organisirt, sie wählen sich ihre eigenen Leiter und Vorsteher; sie wählen natürlich auch Mitglieder der Gemeinde-Vertretung und sorgen hiermit in ihrem eigenen Interesse für vollständige Controlle und Oeffentlichkeit.

Zu dem von Leipzig aus ins Leben gerufenen „Verein gegen Verfälschung von Lebensmitteln" gesellen sich gewiß viele wohlmeinende Bürger. Ihr erster Schritt, wenn überhaupt etwas erreicht werden soll, muß sein, alle Halbheit bei Seite zu lassen und die ganze Frage als das hinzustellen, was sie in Wahrheit ist, als eine social-politische Frage ersten Ranges. Es gehört wahrlich kein großer Scharfsinn dazu, einzusehen, daß sich hier in dieser geringfügigen Frage ein Stück künftiger gesellschaftlicher Organisation mit der Macht geschichtlicher Nothwendigkeit in den Vordergrund drängt; die Stimmung, die Verhältnisse sind gegeben, die Idee liegt am Boden, man braucht sie nur aufzunehmen und zu realisiren.

Ueber die Lebensmittelfrage existirt bereits eine kleine Bibliothek, tagtäglich erscheinen neue Broschüren und Flugschriften. Die, welche uns zu Gesichte kamen, sind alle nach folgendem Recepte gemacht: Erzählung detaillirter, haarsträubender Fälle und zum Beschluß strafrechtliche Vor-

Digitized by Google

schläge. Wer wissen will, welche Summe von Unredlichkeit, Betrug, Schmutz und Verbrechen an unseren gesellschaftlichen Transactionen haftet, der lese sie; wer aber Rettung sucht aus diesem Pfuhl von Gemeinheit, der lasse sie ungelesen. Wenn das Strafrecht die Menschen besser machen könnte, müßten wir längst lauter Engel sein.

Unser Vorschlag in der Lebensmittelfrage ist also:

1. Productiv-Associationen von Gemeinde wegen.
2. Statistik der Lebensmittel-Bedürfnisse von Gemeinde wegen.
3. Kaufmännische, technische, sanitäre Controlle von Gemeinde wegen.

Diese 3 Punkte, deren Organisation innerlich auf's engste mit einander verknüpft ist, lassen sich in gesunden und nachhaltigen Anfängen schon heute ins Leben rufen. Ueberall, wo das Wahlrecht dem Volke selbst Sitz und Stimme in seinen Gemeinde-Angelegenheiten gewährt, sollten diese Punkte sofort in Anregung gebracht und mit aller Macht auf deren Verwirklichung hingearbeitet werden.

Wir begnügen uns mit diesen kurzen Andeutungen. Wir unterlassen es absichtlich, sie weiter auszuführen. Wer volkswirthschaftlich denken kann, wird leicht erkennen, daß noch ganz andere, immer weiter greifende Fragen sich anreihen, daß mit einem Wort hier, in der alle Schichten der Gesellschaft so sehr berührenden Lebensmittelfrage, ein fester Anhaltspunkt gewonnen werden könnte, um von ihm aus die gesammten Produktionsverhältnisse der Gesellschaft total umzugestalten und aus Proletarierschaaren freie Arbeiter zu machen.

Dr. Arthur Mülberger.

Bruno Bauer's: Christus und die Cäsaren.*)

„Der Ursprung des Christenthums aus dem römischen Griechenthum" lautet der Untertitel und er spricht in gedrängtestem Worte den Zweck des Buches aus, das übrigens eine Zusammenstellung und Ueberarbeitung einer Artikelreihe ist, die sich in den letzten Jahren durch Faucher's Vierteljahrschrift hindurchzog. Daß der Verfasser sich zu dieser nachträglichen Arbeit entschlossen, ist sehr dankenswerth, denn in der Lectüre des Ganzen treten erst die Gesichtspunkte der Darstellung in voller Bedeutsamkeit hervor. Den Inbegriff des Inhaltes geben wir wol am einfachsten in den Sätzen wieder, mit denen das Buch selber sich ankündigt und zeichnet. Es heißt da: „Der Verfasser betritt in dieser Schrift einen neuen Weg, der von der Methode der Bearbeiter der Geschichte desselben Zeitraumes abweicht. Hatten bisher Theologen und philologische Historiker sich in die Darstellung der beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, denen der Hervorgang des Christenthums ihre Bedeutung giebt, getheilt und von einander die beiderseitigen, in dieser Trennung verfehlten Ergebnisse ihrer theologischen oder weltlichen Untersuchungen entliehen, so hat der Verfasser, im Einklang mit seiner Kritik der neutestamentlichen Literatur, den schwierigen, aber seiner Ansicht nach allein zum Ziele führenden Versuch unternommen, den Aufgang des Christenthums als Frucht derselben Zeit und Kraft zu umfassen, welche das kosmopolitische Cäsarenthum und die demselben ent-

*) Berlin. Eugen Großer. 387 S.

sprechende römische Assimilation der griechischen Philosophie erzeugte. Er weist die gemeinsame Wurzel nach, aus welcher die Zusammenfassung aller Weltinteressen in die Person der Cäsaren, die innerliche Aneignung der von Griechenland erzeugten immateriellen Güter des Geistes und die christliche Auffassung des Antheils hervorging. Er schildert, wie die historische Stimmung, welche aus der Erhebung der Kaiserlichen Dictatur in Verbindung mit der innerlichen Sammlung und Emancipation des Geistes hervorging, sich in den Erlebnissen des Kaiserlichen Palastes, in der Gemüthsverfassung der verschiedenen Gesellschaftsklassen der römischen Welt und in der weltlichen Literatur jener beiden Jahrhunderte ausdrückte. Gleichfalls abweichend von der bisherigen Auffassung glaubt er dem Judenthum in der Mischung der Geister und idealen Güter des Alterthums erst seinen wahren und bedeutsamen Antheil zu sichern, indem er beschreibt, wie es der Crystallisationspunkt für die immateriellen Schätze des Griechenthums und für die suchenden Geister Roms war, andererseits aber auch die Mischung mit den Seelenstimmungen eines Heraklit, Plato und der Stoiker modifizirt wurde und als Material für die Entwicklung des Christenthums diente. Der Verfasser führt sein Geschichtsbild bis zum Tode des Kaisers Marc Aurel, in welcher Zeit die produktive Kraft des Römerthums sich erschöpft hatte und die dem Alterthum entsprossene christliche Blüthe ihre selbstständige Entfaltung und Geschichte begann."

Dieser Geist der Darstellung ist, wie wenig vielleicht Hr. Bauer von diesem Attribute erbaut sein mag, ein wesentlich demokratischer, er löst die Geschichte vom Heroencultus los, giebt der Massenstimmung ihr Recht, tritt also in schroffen Gegensatz zu dem Imperialismus, der ja in neuester Zeit gerade an der Schilderung jener Jahrhunderte seine Historiker gebildet hat. Hr. Bauer erkennt, daß er sich bei solcher Diskussion auf durchaus modernem Boden bewegt und hat deß auch gar kein Hehl. Er spricht von dem anbrechenden Imperialismus, der unsere Zeit beherrscht, von der Weltmonarchie, an deren Geburtsschmerzen unsre Gegenwart krankt und noch lange leiden wird, und er greift in maßvoller aber um so wirksamerer Weise als Zeichen unsres heutigen Imperialismus die Geschichtsschreibung an, welche „mit einer Art von Herzenserregtheit sich der Verherrlichung des Gründers des classischen Imperialismus widmet." Selbstverständlich ist es Hr. Prof. Mommsen, gegen den sich zunächst sein Angriff richtet und das trifft ja recht hübsch zusammen mit der Empörung, welche unsre Bildungsrepräsentanten in der letzten Zeit über das Unterfangen geäußert haben, die politisch-sittliche Urtheilsfähigkeit des Hrn. Mommsen auch einmal außerhalb der Kreise, deren Dogma er gebildet hat, zu untersuchen. Es ist eine Frucht sehr ernster Unbefangenheit, wenn Hr. Bauer in seiner Kritik Mommsen's dahin gelangt, selbst Cicero, der sich ja von rechts wie von links gleich geringer Gunst erfreut, in Schutz zu nehmen gegen die vierschrötige Weise, in der Hr. Mommsen ihn abthut. Diese „Journalistennatur im schlechtesten Sinne" — nach Hrn. Mommsen's Meinung — ist für Bauer ein bedeutungsvolles Merkzeichen auf dem Pfade von den Cäsaren zu Christus, und in der „fürchterlichen Oede dieses ebenso leeren als voluminösen Scribenten" weist er den weltbewegenden Gedanken nach. Cicero, sagt Bauer, verkündete der in den Bürgerkriegen gebornen Welt eine

Moral, die über die Interessen und das Particularrecht der siegreichen Stadt hinausging. „Wer da behauptet, schreibt er (de offic. 3,6), man müßte zwar auf seine Mitbürger Rücksicht nehmen, aber nicht auf Fremde, der trennt die allgemeine Verbindung des Menschengeschlechtes, mit dieser aber hebt man Wohlthätigkeit, Freigebigkeit, Güte und Gerechtigkeit von Grund aus auf." Während Cäsar die Spitze schuf, von der aus die Interessen der Völker gepflegt und der Habgier der römischen Patricier entrissen werden konnten, war der Sinn Cicero's auf die „natürliche Gesellschaft" der Menschen (ebend. 1,16) und auf das ewige Gesetz gerichtet, welches „weder in den Köpfen der Menschen erdacht wurde, noch von einem Volksbeschluß herrühre, sondern die ganze Welt durch ein weises Gebieten und Verbieten lenke" (de legib. 2, 4.) Er hat sich in der Zeit der Auflösung schwankend, oft rathlos benommen, dazu den Cultus der eigenen Persönlichkeit auf das Höchste getrieben. Mit gleicher Schwärmerei hat er sich dem Gedächtniß seines staatsrettenden Consulats, wie der Selbstbeobachtung seiner Zermalmungen im Unglück, seiner Melancholie und eignen Quälerei hingegeben. Diesen Cultus wie seine Schwankungen hat er durch die literarische Verewigung seines wechselnden Portraits hart büßen müssen, obwol er als der Erste in der Reihe Derjenigen, die in ihren Confessionen sich mit ihren Schwächen und Irrungen dem Urtheile Anderer preisgaben, vor dem billigen Richterstuhle der Nachwelt grade durch diese Offenheit die Theilnahme für seine reizbare Natur steigert. — Vor dem Bruch zwischen Cäsar und Pompejus hatte er bereits in seiner Schrift de republica seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß „die Republik, durch die Laster ihrer Angehörigen, nicht durch irgend einen Zufall, verloren gegangen, nur noch den Worten nach bestehe." Aber nach dem „völligen Verlust des Staates" erklärte er (de offic. 3, 6.), daß man sich gegen die Tyrannen „nur im Kriegszustande befinden könne" und in der Schrift de divinatione (2, 2.) nannte er die schriftliche philosophische Ansprache an die Volksversammlung die „einzige seiner würdige" Beschäftigung und die ihm noch freistehende Dienstleistung, die er seinen Mitbürgern darbringen könne. Nach dem Zeugniß des ältern Plinius (hist. natural. 7, 31.) hat Cäsar über seinen philosophischen Gegner geschrieben: „der Lorbeer seiner Triumphe sei um so herrlicher, als es mehr heiße, durch die Güter des Geistes die Grenzen des römischen Ingeniums als die der Reichsherrschaft erweitert zu haben." Cäsar hat mit diesem Ausspruch die Persönlichkeit, die im Selbstgefühl der eignen Würde den Imperialismus überdauert, und dazu auch den herrschaftlichen Geist der Sprache seines Gegners, die mit ihrem Periodenbau dem damaligen geistigen Weltstoff gewachsen war, anerkannt. Er konnte als Sieger diese Großmuth üben. Cicero, der politisch Ueberwundene, der sich nach der Niederlage zur Bildung einer auf das Höchste gerichteten Weltgemeinde aufraffte, hatte sich zu der Anerkennung, daß das demokratische Nivellement der Parteien und Völker zum Siege seiner Weltmoral nothwendig war und Cäsar's Bettelvolk ihm den Stoff für seine Gemeinde lieferte, noch nicht aufschwingen können. Bald aber hatten die Anregungen Cicero's und ein vermehrter Zufluß griechischer Weisheit Rom so bearbeitet, daß ein Spanier, dem die alten Erinnerungen Rom's

nicht aus Herz gewachsen waren, kommen und den nivellirten Boden der Hauptstadt als die rechte Stätte für seine Gemeindestiftung benutzen konnte. Das war Seneca.

(Schluß folgt.)

Zur Kritik der Kritik.

Dem Literarischen Centralblatte für Deutschland wurde von mir die nachstehende Entgegnung mit der, wie ich hoffe, allein durch den Inhalt dieser Entgegnung genugsam gerechtfertigten Bitte um Aufnahme in das Centralblatt zugesendet:

Entgegnung.

Die Besprechung meiner Schrift „das Gesetz der Causalität in der Natur" in Nr. 3 d. Bl. drängt mir eine Abwehr auf, die lediglich den Charakter einer thatsächlichen Berichtigung hat.

Der Herr Rec. geht in seiner im Tone höchster Ueberlegenheit gehaltenen Besprechung auf den Inhalt meiner Schrift eigentlich nur mit zwei Fragen ein, die er stellt, und die wörtlich so lauten:

> „ist es etwa keine Causalität, wenn gleichartige Magnetpole sich abstoßen? Oder hat vielleicht auch die Zunahme der Entfernung die Gefälligkeit, sich dem Begriffe der Ausgleichung eines Gegensatzes und des Strebens nach Identität zu fügen?"

Diese Fragen erwecken nothwendig die Meinung, als ob es dem Herrn Rec. allererst gelungen wäre, auffallende Lücken in meiner Untersuchung zu entdecken, und werfen auf mich den Schein einer schülerhaften Gedankenlosigkeit.

Hierzu ist aber durchaus kein Grund vorhanden.

Die erste Frage ist in meiner Schrift ausführlich beantwortet worden in den wiederholten Erörterungen des „Positiven und Negativen" und des „polaren Gegensatzes", S. 59 u. f., S. 105 u. f., S. 140 u. f. (die electrische Bewegung.)

Ob meine Beantwortung eine genügende sei, ist eine andere Sache, und darauf hätte der Herr Rec. seine Kritik richten müssen, wenn er überhaupt diesen Punkt berühren wollte.

Was die zweite Frage anlangt, so wird jeder, der einigermaßen mit mathematischen Anschauungen vertraut ist, sofort die Antwort darauf geben, daß jede räumliche Entfernung immer zugleich Annäherung, nemlich in der entgegengesetzten Richtung, und umgekehrt keine Annäherung zu denken ist, die nicht zugleich Entfernung von anderen Punkten wäre, so daß es keineswegs nöthig ist, von der „Entfernung" erst noch eine besondere Gefälligkeit zu beanspruchen, um sie zugleich als Annäherung begreifen zu können. Daß aber diese Antwort auch in meiner Schrift zu finden war, das mag nur folgende Stelle derselben (S. 95) belegen:

> „die räumliche Trennung ist ein beständiges Ingrediens der räumlichen Bewegung, aber sie erscheint niemals rein für sich, weil auch die Vollziehung der Entfernung bestimmter Dinge von einander immer mit der Annäherung an andere verbunden, immer das Uebergehen aus einer Gleichgewichtslage in die andere ist. Die räumliche Trennung ist die Form der Aufrechterhaltung der Verschiedenheit der Dinge, die Aufhebung der Trennung die Form ihres Verhaltens als Gleiche. Beide Momente verhalten sich positiv-negativ gegen einander und gehen beständig in einander über."

Der Herr Rec. wird nunmehr zugeben müssen, daß er mit seinen Fragen keineswegs den Beweis gebracht hat, daß ich nicht folgerichtig gedacht habe, sondern nur den, daß er nicht gründlich gelesen hat.

Robert Schellwien.

Hierauf erfolgte der nachstehende Brief des Herrn Prof. Zarncke:

Hochgeehrter Herr!

So sehr ich Ihrer Entgegnung es zugestehen muß, daß sie sachlich (wenigstens im Ganzen) gehalten ist, so kann ich doch derartige sachliche Auseinandersetzungen über subtile Fragen, in denen sich Referent und Verfasser in Widerspruch befinden, nicht in mein Blatt aufnehmen. Sie selber können sich sagen, was daraus werden würde: ich könnte nur gleich hinter jeder Nummer meines Blattes eine mindestens ebenso starke mit Entgegnungen, Einwendungen, Berichtigungen u. s. w. drucken lassen. Denn zu solchen Differenzen wird jede Recension, die nicht einfach lobend ist, Veranlassung bieten. Zur Austragung solcher Differenzen sind die Fachzeitschriften. An die verweise ich auch Sie mit Ihrem Einspruch. Uebrigens nehmen Sie es mit Ihrem Recensenten nicht leicht, es ist einer der ersten Professoren der Philosophie an einer der ersten Deutschen Universitäten.

Hochachtungsvoll

Leipzig, d. 1. Octb. 77. Fr. Zarncke.

Da ich der Meinung bin, daß zwar meine persönliche Auseinandersetzung mit dem Herrn Recensenten meiner Schrift eine sehr unbedeutende Angelegenheit, die Art aber, wie in dem Centralorgan für Deutschland die Kritik gehandhabt wird, von öffentlichem Interesse ist, so stehe ich nicht an, Herrn Professor Zarncke in einem offenen Briefe zu antworten.

Also:

Hochgeehrter Herr Professor!

Warum soll ich es mit meinem Recensenten nicht leicht nehmen, da er es doch mit mir so leicht genommen hat, wenn er auch „einer der ersten Professoren der Philosophie an einer der ersten Deutschen Universitäten" ist? Oder haben etwa „erste Professoren der Philosophie" an „ersten Deutschen Universitäten" das Vorrecht, es in ihren Urtheilen über ernste und ehrliche Arbeiten leicht zu nehmen, und ungelesene Bücher im Schulmeistertone abzuthun, ohne dafür eine Zurechtweisung zu erfahren? Ich werde es aber mit meinem Recensenten weder leicht noch schwer nehmen, ich will mich mit ihm, wie schon meine Entgegnung zeigt, sachlich überhaupt nicht einlassen, weil auch er nicht auf die Sache eingegangen ist. Denn zur Sache hat er außer den beiden, in meiner Entgegnung gedachten sinnreichen Fragen nichts beigebracht, als ein Paar abgegriffene, durch keinen einzigen Beleg unterstützte Schlagworte von „Fangschlingen der Begriffsdialektik" und „falschen Begriffshypostasen" (giebt es auch richtige?), die auf meine Untersuchung passen, wie die Faust auf das Auge, da diese, weit entfernt, aus Begriffen zu construiren, vielmehr die räumliche, mathematisch construirbare Bewegung von Ding zu Ding zum Gegenstande hat und überall auf der sinnlichen Wahrnehmung fußt.

Ich habe vielmehr — nicht, weil ich es sonst für sehr nöthig gehalten hätte, aber um des guten Rechtes Willen — nur den Nachweis unternommen, daß das Urtheil des Herrn Recensenten leichtfertig und ohne genügende Kenntnißnahme von der zu beurtheilenden Sache abgegeben worden, daß insbesondere eine beiden Fragen thatsächlich eine Unbill und eine Entstellung enthalten, weil sie den Leser nothwendig zu der Annahme verleiten, daß mir diese Fragen, durch deren einfache Aufstellung er mich ad absurdum führen will, gänzlich entgangen wären, während sie doch in meiner Untersuchung ausführlich erörtert und, ja sogar Kernpunkte derselben bilden.

Ich glaubte Ihren Dank zu verdienen, Herr Professor, indem ich Ihnen diesen Nachweis führte und dadurch Gelegenheit gab, einen so häßlichen Flecken

in Ihrem Blatte zu tilgen und im Dienste der Gerechtigkeit und der Wahrheit — denn welchen Werth hätte eine Kritik noch, welche die Gerechtigkeit und die Wahrheit nicht mehr als Leitstern anerkennte? — eine unerläßliche Correctur eintreten zu lassen. Statt dessen erfahre ich von Ihnen, daß Sie derartige thatsächliche Berichtigungen für „subtile Fragen, in denen sich Referent und Verfasser im Widerspruche befinden", erachten und daß Sie nicht nöthig finden, für offenbar nachgewiesene Unbill und Entstellung Remedur zu gewähren.

Sie geben sich die überflüssige Mühe, mir darzuthun, daß Sie nicht alle möglichen Entgegnungen und Einwendungen in Ihr Blatt aufnehmen könnten, als ob ich an so etwas jemals gedacht hätte. Nicht einmal für thatsächliche Berichtigungen solcher Art, wie die meinige, erhebe ich einen derartigen Anspruch. Sie mögen auch diese ablehnen, wenn Sie es vorziehen, die Berichtigung in anderer Form Ihrem Blatte einzuverleiben; wenn Sie mir aber sagen, daß Sie dafür überhaupt keinen Raum haben, dann ist auch der Raum, den Sie wirklich verbrauchen, nicht gut angewendet, und das kritische Richteramt, das in Ihrem Organe gehandhabt wird, ein angemaßtes und willkührliches. Schließlich bin ich Ihnen für die Mittheilung, daß mein Recensent — nach seiner Leistung in Ihrem Blatte hätte ich es nicht gedacht — „einer der ersten Professoren an einer der ersten deutschen Universitäten" ist, recht dankbar. Sie dürfen aber nicht glauben, daß diese Nachricht mich sehr erschüttert hat, zumal ich glücklicherweise für Universitätsprofessoren nicht disciplinirbar bin, noch, daß sie meine Auffassung dieser Angelegenheit alterirt; die Achtung die ich Ihrem Blatte zollen müßte, wenn die Kritik darin im Geiste der Gerechtigkeit und der Wahrheit ohne Ansehn der Person, geübt würde, können Sie mir nicht gleicherweise durch die Notiz aufnöthigen, daß Ihre vermummten Vehmrichter außerhalb im Leben autoritative Stellungen einnehmen.

Robert Schellwien.

Neue Bücher.

Gindely, Prof. Ant., Geschichte des dreißigjährigen Krieges. 2. Bd. Prag, Tempsky. (8 M.)

Müller, Luc., Friedrich Ritschl, eine wissenschaftliche Biographie. Berlin, Calvary. (2M.)

Byk, S. A., Die vorsokratische Philosophie der Griechen in ihrer organischen Gliederung. 2. Thl. Die Monisten. Leipzig, Schäfer. (5 M.)

Boguslawski, Major v., Die Entwicklung der Taktik seit dem deutsch-französ. Kriege. 1. Abth. Berlin, Luckhardt. (6 M.)

Böhtlingk, Dr. Arth., Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen bis zum 13. Vendem. Jena, Frommann. (5 M.)

Harttung, J., Norwegen und die deutschen Seestädte bis zum Schlusse des 13. Jahrh. Berlin, Besser. (3 M.)

Zetzsche, Prof., Geschichte der elektrischen Telegraphie. Berlin, Springer. (11,20 M.)

Bonghi, Pio IX. e il papa futuro. Leipzig, durch Twietmeyer. (3 M.)

Strippelmann, Archivrath, Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassel's von 1791 bis 1813. Heft 1. Marburg, Elwert.

Melzer, Dr. E., Joh. Bapt. Baltzer's Leben, Wirken und wissenschaftl. Bedeutung. Aus dem Nachlaß. Bonn, Neußer (2,40 Mk.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Benthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Kronenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet. 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 19. October 1877. Nr. 42.

Inhaltsverzeichniß: Die Wahlen in Frankreich. — Demokratie und Socialismus. III. — Bruno Bauer's Christus und die Cäsaren. II. — Shelley. — Neue Bücher.

Die Wahlen in Frankreich.

Herr Gambetta mit seinen sichern 400 Republikanern, Herr Fourtou mit seinen unfehlbaren 300 Gouvernementalen: sie alle Beide haben sich am „moralischen Sieg" genügen lassen. Der Eine weist stolz auf die verstärkten Wählerziffern hin, der Andere triumphirt über die 40 Sitze, die dem Gegner abhanden gekommen. Und während die Beiden sich weiterstreiten, freut sich der Dritte, der den unzweideutigsten Erfolg bei dem Kampfe errungen hat: der Napoleonismus. In der neuen Repräsentation sind Legitimisten wie Orleanisten zu kleinen Häuflein zusammengedrückt, auch im linken Centrum, wo die Letztern etwa noch ihr Nest hatten, sind sie stark ausgeräuchert worden — immer compacter und geschlossener stehen sich die einzigen beiden Parteien gegenüber, deren Existenz eine logisch berechtigte ist: Napoleonismus und Republik. Damit scheint uns aber auch der Charakter des bevorstehenden Kampfes entschieden. Wie auch vielleicht die Peripetien noch wechseln und sich hinziehen, wie es auch vielleicht der Marschall noch mit dem Ermüden versucht: das Ende wird napoleonisch, wird die Gewalt, wird der Staatsstreich sein. Und da sich Gewalt nicht gegen Gewalt erheben wird, da die republikanischen Führer dasjenige Volk, das Barrikaden baut und auf ihnen zu sterben weiß, nicht werden aufrufen wollen oder können, sintemalen da noch eine seit sechs Jahren unbeglichene Rechnung zwischen ihnen liegt: so wird die Gewalt Recht behalten und wieder einmal Recht werden.

Mit der Conjektur, wie sich das im Einzelnen vollziehen wird, wollen wir uns heute nicht plagen: unser Blick bleibt in den bescheidenen Grenzen des Vaterlandes. Da aber will uns bedünken, daß die um ihres Geschickes und Glückes willen so hochgerühmte auswärtige Politik des Fürsten Bismarck nachgerade auch dem Loose alles Menschlichen verfällt. In Rußland, in Paris, in Rom geht es nicht nach Wunsch, nicht nach der Berechnung.

Die Dankesschuld, welche Rußland im Laufe seiner Mißgeschicke allmälig bei der deutschen Diplomatie aufsummirt hat, geht über das übliche Maaß hinaus und wird nach dem Friedensschlusse als eine Last empfunden werden. Ist der Zar außerdem genöthigt, auch mit seinem Volke Frieden zu schließen, so geht das nicht ohne Aufregungen ab, die

in unseren östlichen Grenzlanden recht unbequem werden können. Daß außerdem die Verabredung dreier Cabinette, die man „Dreikaiserbund" zu nennen liebt, um ihr dadurch einen sacramentalen Schutz vor unberufener Kritik zu verleihen, nicht sowohl die Verständigung, als die Mißverständigung der drei Mächte bedeutet, das ist für den besonders, der die heilige Alliance und die Mittel gekannt hat, die sie aufrecht hielten, recht erbaulich klar.

Zum Zweiten: Rom. Der Aberglaube, der sich an den Kulturkampf knüpfte, als gelte er einer freieren Gestaltung der staatlichen Gesellschaft gegenüber der Kirche, ist jetzt wol ziemlich allgemein geschwunden. Man weiß oder — was noch schlimmer ist, weil es eben aus der bisherigen Entwickelung dieses Kampfes seine Autorität schöpft — man glaubt, daß persönliche Einflüsse sehr bestimmender Art den bewußten Kampf jetzt zu einem Waffenstillstand machen, der einem Rückwärtsconcentriren ähnlich sieht. Und an die Rockschöße der Vorkämpfer hat sich da neuerdings etwas gehängt, was jedem anständigen Manne zweifelsohne unreinlich erscheinen muß, das protestantische Jesuitenthum, das in dem Processe gegen Hrn. Dr. Konitzer, resp. gegen die reichstreuen Bonner Professoren, sich enthüllt hat. Das hat man ja vor dreißig Jahren, als Hr. Stieber im Hirschberger Thale seine Debütrolle als Maler Schmidt gab, schon besser anzustellen gewußt.

Dazu kommt endlich Frankreich. Der gallische Geist will nun einmal den Berechnungen, die das germanische Horoskop ihm gestellt, sich nicht weiter fügen. Deutschland mag sich vielleicht Jahrhundertelang auf sein Staatswesen besinnen — das thut es auch heute noch und wäre sehr närrisch, wenn es glaubte nun seiner Sache gewiß zu sein —, aber Frankreich wird sich, wie wir fürchten, mit solchen philosophischen Ergötzlichkeiten nicht so lange aufhalten lassen, als Hr. v. Moltke wünscht und für nöthig findet. Revanche um Elsaß-Lothringen: das ist und bleibt der Schlußstein für den Palast der Republik wie des Kaiserthums.

Ueberseht man sich das, so kommt Einem eine schier verschollene und uns wahrlich nie sympathische Reminiscenz: Herr von Arnim hat in der römischen wie in der französischen Verwicklung Rathschläge gegeben, welche an der heutigen Lage der Dinge schier gerechtfertigt erscheinen. Er wußte, daß ein conservatives Spiel auf die Dauer auch nur mit conservativer Karte gespielt werden kann.

Demokratie und Sozialismus.

III.

Das Optimatenthum bedarf jetzt einer näheren Untersuchung und Zergliederung. Reichthum und Armuth, Unterschiede im Besitz, wird man sagen, haben ewig existirt, so lange es Menschen giebt, muß es auch in alle Zukunft hin geben, schon wegen der Verschiedenheit der Menschen, ihrer Fähigkeiten und der Bereitwilligkeit, diese Fähigkeiten in Anwendung zu bringen. Am Ende aller Ende gilt doch der Spruch des Apostels: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen."

Man kann diese Einrede unbesehen zugeben und damit eine ganze unerquickliche Debatte abschneiden, die schon so oft und stets so vergeblich geführt worden und deren Moral unausbleiblich darauf hinauskam: Es sei Jeder mit seinem Loose zufrieden, der Schuster bleibe bei seinem Leisten und» Der schlimmste Feind der öffentlichen und privaten Wohlfahrt ist der blasse Neid.

Ach, ihr ehrenwerthen Moralisten, was waren das für goldene Zeiten, als die wirthschaftliche Frage noch mit der Bekämpfung des Neides erledigt werden konnte, als der glückliche Besitzer den Kern der Unruhe, Unlust und Verzweiflung, die unter ihm rumorten, damit zu treffen glaubte, wenn er ausrief: Sie möchten blos in meiner Kutsche fahren, sie wollen meine Pasteten essen und meinen Champagner trinken! Und als dann der Leibökonom jenes glücklichen Besitzers wichtig hinzufügte: Die liebe Unwissenheit! Als ob es so viele Kutschen gäbe, als ob so viel Champagner wüchse! Die Leute bedenken auch nicht, daß die Kutscher selbst wieder Kutscher haben müßten, sie fragen gar nicht, wer dann der Küfer, Faßbinder, Aufwärter und Bediente sein sollte, wenn sie die Herren geworden wären!

Die nationalökonomische Wissenschaft, die hinter dieser Neid-Moral steckte, stand auf der Höhe der Gellert-Hagedorn-Pfeffel'schen Fabeln; sie war selbst eine Fabel und ist glücklicherweise zur Fabel geworden. In einzelnen Fetzen und Flicken schleppt sie sich freilich auch jetzt noch durch bessere Argumentationen hindurch; aber so ganz und offen wagt sie sich nicht mehr ans Tageslicht. So höret denn: Es handelt sich gar nicht um die Unterschiede des Besitzes, um die Ungleichheit der Vermögen, sondern um den Prozeß dieser Unterschiedlichkeit, um die Vollblütigkeit und Schwindsucht innerhalb der Ungleichheit. Dieser fressende Krebs immer größerer Ungleichheit, dieses unaufhaltsame Dickerwerden auf der einen, und dieses ebenso unaufhaltsame Abmagern auf der andern Seite: Das ist der Gegenstand der Verzweiflung, die eigentliche Ursache des Elends in unserer Geld- und Maschinenwelt, die auch längst den Ackerbau ergriffen und total verwandelt hat.

Der Arbeiter empfindet diesen Krebs, wenn er auch nicht immer fähig ist, ihn pathologisch zu beschreiben. Die Oekonomisten der alten Schule, welche Adam Smith die Unehre anthun, sich auf ihn zu berufen, sehen ihn entweder nicht oder leugnen ihn frech weg. Im erstern Falle sind sie einfach Quacksalber, sog. Empiristen, dunkle Ehrenmänner wie Faust's Vater:

„Hier war die Arzenei, die Patienten starben,
Und niemand fragte: Wer genas?"

Im letztern Falle sind sie einer theoretischen Kritik nicht mehr würdig; sie verfallen als gemeinschädliche Subjekte der politischen Polizei.

Das Immerfetterwerden und das Immermehrabmagern in unsern heutigen vorgeschrittensten Gesellschaftszuständen hat zwei Grundursachen, zu denen sich alle sonstigen witwirkenden Umstände nur wie mitspielende Nebendinge verhalten. Diese Grundursachen heißen: Das Geldsystem und die Maschine, unsere Tauschart und der darauf begründete Produktionsmodus. Wohlgemerkt, die Uebel bestehen nur in diesem Zusammenhang; denn weder ein handliches Tauschmittel, noch die Vervielfältigung der menschlichen Kraft sind an sich vom Uebel. Nicht gegen

das Geld, wie unreife Dränger und Stürmer gethan haben, auch nicht gegen die Triumphe der Mechanik, deren thatsächlicher Befehdung sich die Verzweiflung hin und wieder schuldig gemacht hat, darf man den Angriff richten, sondern gegen das Quid pro quo des Werthes und die Potenzirung dieses Quid pro quo bis zur nten Potenz, der eine negative Steigerung ebenfalls bis zur nten Potenz gegenübersteht.

Wenn der Tagelöhner, Knecht, Sklave — ganz einerlei — in der Naturalwirthschaft den Boden bebaut, pflügt, düngt, säet, ärntet, drischt, mahlt, backt, oder auch Flachs, Hanf und Wolle erzielt, webt, strickt, näht und färbt, so besteht die Gegenleistung des Herren darin, daß der Sklave, Knecht, Tagelöhner ernährt, beherbergt und gekleidet wird. Nun mag der Herr durch Ansammlung überschüssiger Arbeit immer reicher werden, neue Güter erwerben, die Wirthschaft ausdehnen, sich Luxusgegenstände aus fernen Ländern verschreiben: der Arbeiter wird dadurch nicht ärmer, er lebt, und zwar um so besser, je mehr dem Herrn die Einsicht aufleuchtet, daß wohlgenährte Menschen mehr leisten als Hungerleider. Unsere beiden Progressionsreihen entfernen sich nicht nach zwei Seiten von einander. Der Zustand ist erträglich.

Wenn aber der Arbeiter vermittelst des allgemeinen Tauschwerthes abgelohnt wird, so entsteht auf der Stelle das Quid pro quo. Ist das auch der Ersatz für die früher gesicherte Existenz, ist das das Aequivalent für Nahrung, Kleidung und Wohnung? Ist es mehr oder ist es weniger? Gewaltige Frage, an der das Leben von Millionen, das Glück und Unglück der großen Mehrheit der Gesellschaft hängt! Eine Weile kann es scheinen, als ob das X in der Hand des Arbeiters jenes Aequivalent überwöge; bald aber kommt das Gegentheil heraus und endlich ins Bewußtsein. Es sind ihrer so Viele, die sich für das Aequivalent anbieten, sie stehen in so langen gedrängten Reihen vor dem Schalter, daß der Herr ja ein Narr sein müßte, wenn er das Aequivalent nicht knapper und knapper anböte, wenn er nicht trachtete, außer dem Surplus des Naturalherrn am Ertrage der Thätigkeit der Untergebenen ein neues Mehr aus der Minderung der Löhne herauszuschlagen. Und dann, je zahlreicher die angeblichen Aequivalente gegeben werden, desto besser für das Mehr, für den Kapitalprofit.

Man nennt das die „freie Konkurrenz" und meint Wunder was gesagt zu haben, wenn man sich auf die „Freiheit des Kontraktes" beruft und hinzufügt, auch die Herren machten sich ja Konkurrenz unter sich. Die „Freiheit des Kontraktes" ist die Nothwendigkeit zu essen und zu trinken. Alles drängt sich zu dem Pseudo-Aequivalent heran, Alles will leben, einerlei wie; es ist der Kampf ums nackte Dasein, nicht mit dem Kapital, sondern der Arbeiter unter sich. Was aber die „Konkurrenz" unter den Herren betrifft, so kann man diese Sophisterei mit einem Schlage pariren: Ja, die Herren mögen sich Konkurrenz machen, Einer bankerott, der Andere zehnfacher Millionär werden. Das ist ein purer Familienstreit im Hause des Kapitals; aber die Konkurrenz dieses Hauses mit der Arbeit bleibt und setzt ihre steigende Verwüstung fort. Ganz gleichgültig, ob einmal ein Arbeiter unter Hunderttausenden den Millionärstab, den sie Alle im Felleisen tragen sollen, wirklich herauszieht. Dieser Parvenu betreibt dann die Konkurrenz, nur im andern Lager, weiter. Jetzt schwillt die eine Progression geometrisch ins Unendlich-

Große an, während die andere sich im Unendlich-Kleinen verliert. Es fehlt dann noch, daß der Tauschwerth selbst, sei es durch Goldfunde, sei es durch Papierüberschwemmung oder dergl. dem ökonomischen Gesetz verfällt, zu dessen Regelung er ursprünglich berufen war! Alsdann kommen akute Krankheiten, Epidemien, zu dem chronischen Uebel der Blutverwässerung; mitten in der allgemeinen Schwindsucht fallen Schaaren von besondern Opfern.

Arbeiten das Minus-Aequivalent und die Masse der Einzellöhne noch mit gewöhnlichen Potenzen, so führt die Maschine den Logarithmus in die Rechnung ein. Was früher Hundert vollbrachten, das bringt jetzt Ein Arbeiter fertig, ohne für die 99 oder auch nur für 50, ja 10 oder 2 die fällige Quote zu beziehen. Im Gegentheil, die 99 stehen jetzt auch am Schalter und bitten um das Aequivalent des antiken Sklaven. „Wir thuen's um's selbe Geld, um weniger! Aber leben müssen wir!" Und dann drängen sich Weiber und Kinder, halb reife Buben und Mädchen herzu: „Um die Hälfte, um ein Drittel, um ein Viertel! Wir können's eben so gut. Nimm uns, wir frieren und hungern!"

Nun wird es wohl klar sein, was die beiden Progressionen bedeuten und welcher Ocean von Schmerz und Qual, von geistiger Umdüsterung und seelischer Atrophie sich hinter dem mathematischen Bilde verbirgt. Das allgemeine Tauschmittel, ohne finanzielle Kontrolle, führt die Gesellschaft an den Rand des Abgrundes, die Maschine stürzt sie hinein. Und das ist unvermeidlich, unumgänglich, heillos — ohne eine neue Rechnung! Zur Hälfte wäre der Menschheit schon geholfen, wenn man die heutigen Vermögensverhältnisse, so wie sie sind, mit aller Ungleichheit, in ihrer ganzen Scala von unten bis oben, festnageln könnte. Daß man das nicht kann, darin liegt der tiefkritische Punkt des Uebels, darin liegt der redendste und unumstößlichste Beweis für die Richtigkeit unserer Darstellung.

Darin liegt ausgesprochen, daß dieses Uebel ein Werdendes und Wachsendes ist und daß man ihm nur beikommen kann, wenn man sein Prinzip angreift, das Quid pro quo.

Sollte sich ein ehrlicher und denkender, auch „bürgerlicher" Demokrat vorstehendem Gedankengange entziehen oder ein Luftloch hineinbohren können?

Bruno Bauer's: Christus und die Cäsaren.

II.

Den Seneca stellt Bauer nun in die Mitte seiner Betrachtung, an ihm weist er nach — was seiner Arbeit Hauptzweck ist —, daß die Weltanschauung, welche später unter dem Namen und den Formen des Christenthums eine weltbeherrschende wurde, längst in den Geistern vorbereitet, daß sie eine Frucht der in Rom sich einlebenden griechischen Philosophie war. „Die Bemühungen des Augustus für die Erneuerung des alten Cultus prallten in Rom an dem Zusammenfluß griechisch-orientalischer und afrikanischer Elemente ab, die nach der Hauptstadt strömten und ihre eigenen Gottesdienste mitbrachten. Hoch und Ni

unter den Eingebornen wurden von dem Zauber der fremden Culte ergriffen und ergaben sich den ausländischen Diensten. Hoch und Niedrig, die Paläste wie die Straßen, wurden den Predigten der Philosophen zugänglich, die den Schluß der griechischen Weisheit, Einkehr in's Innere, Weltentsagung und Abwendung von den Aeußerlichkeiten der Tempelgebräuche lehrten. — Augustus selbst betrat die Wege Cicero's und schrieb eine Aufforderung zum Philosophiren (exhortatio ad philosophiam. Sueton. Octavian. cap. 84), die er im Kreise seiner vertrauten Freunde vorlas. Er hatte in Areus, einem Stoiker aus Alexandria, nach der Art der Großen seit der Scipionenzeit, seinen eignen Philosophen bei sich und demselben „übergab sich" auch Livia, um von ihm nach dem Tode ihres Sohnes Drusus Trost zu holen (Seneca, ad Marciam, cap. 4.). Augustus hatte ihn in seinem Gefolge, als er nach der Schlacht bei Actium in Alexandria einzog und führte ihn, ihren Mitbürger, in der Rede, in welcher er den Alexandrinern für ihre Unterstützung des Antonius Verzeihung ankündigte, als eines der Motive seiner Milde an (Dio Cassius 51,16.). Die gleichen geistlichen Führer sorgten in andern Palästen und Häusern für die Seelenbedürfnisse der Großen. Früher Lehrer einer neuen Theorie, waren sie für die Römer nach den Bürgerkriegen praktische Seelenführer, geistliche Directoren, Tröster in Unglücksfällen, Beichtiger geworden. Die Opfer der cäsarischen Willkür begleiteten sie zum Tode und gaben ihnen den letzten Zuspruch. Canus Julius, der sein Todesurtheil vom Kaiser Caligula mit Danksagung empfing und mit Ruhe und Gelassenheit starb, war auf seinem letzten Gange von „seinem Philosophen" begleitet (Seneca, de tranquill. c. 14). Thrasea nahm mit seinem Schwiegersohn Helvidius den Cyniker Demetrius, gleichsam als seinen Hausgeistlichen, in die Kammer mit, wo er sich die Adern öffnen ließ, und behielt bei den Qualen des langsamen Hinsterbens seine Augen auf ihn gerichtet (Tacitus, Annal. 16,35). Sich sammeln, an der eignen Besserung arbeiten, leiden, dulden, sterben war das Ziel des Lebens geworden. Das spätere evangelische Wort: Eins ist Noth (Luk. 10,42) war längst der Spruch der Zeit. „Dringe mit aller Macht auf das Eine und laß das Hin- und Herreden und das Schlüsseziehn und die übrigen Spielereien des eiteln Scharfsinns" schreibt Seneca (Epistol. 108). „Auf das Eine wollen wir hinarbeiten, daß wir von der Flüchtigkeit der Zeit nicht überrascht werden" (ebenda).

„Die Herrscher, welche diese Prediger vor ihren Richterstuhl zogen, waren unpersönliche, aber nichtsdestoweniger wirkliche Mächte des damaligen Roms, vor Allem der Reichthum, die Habsucht mit ihren Begleitern: dem Aufgehen des Privatlebens in üppigen Genuß und der Lähmung der allgemeinen Arbeitskraft. Rom, seine Großen und seine Finanzpächter aus dem Richterstande hatten die Provinzen als ein Feld betrachtet, welches ihrer Plünderung und Auspressung gehörte, und die Schätze der Welt in der Hauptstadt zusammengehäuft. Es gab nur zwei Mittel, um den Druck dieser auf Rom lastenden Beute zu lindern, bis die Fremden aus dem Norden kamen und sich den Rest aus den Häusern der Großen und Kleinen holten: die kaiserlichen Confiscationen, deren Ertrag den hohen Räubern bald wieder in den Händen schmolz, weil die Aufrufe zur Nüchternheit und die Mahnung an die Gedrückten

zur Bereicherung durch die geistigen Güter. In die Evangelien und Episteln des neuen Testaments sind die gleichen Proteste gegen die Habsucht übergegangen. Wie die Raserei, mit welcher die Großen ihren der Welt abgenommenen Raub zur Schau trugen und die Kaiser den durch Verschwendung geleerten Schatz durch Confiscationen und Hinrichtungen wieder füllten, unter Nero ihren Höhepunkt erreichte und durch die Verzehrung des Stoffes sich wieder abschwächte, so ließ auch gegen das Ende der Regierung Nero's das Feuer der stoischen Prediger nach. Die Predigerschule, in welcher Seneca erzogen ward, — „der Sextier-Schule von römischer Kraft, die mit großem Anlauf begann", sagt Seneca selbst in einer seiner Schriften (natur. quaest. 7,32) — „ist erloschen." Er meint, sie ist durch keinen großen Redner und Führer mehr vertreten. Sie hatte aber ihr Werk vollbracht. Der Same, den sie in die Gemüther geworfen hatte, keimte und trug Früchte — im Christenthum."

Auf die Stoiker folgten die Cyniker. „Als die Jugend ihre vornehmen Redner verlor, zogen die bärtigen Stegreiflehrer auf den Straßen ihr Publicum und auch das Interesse der Großen auf sich. Demetrius, der unter Nero blühte und später unter Vespasian einmal aus Rom verwiesen wurde, war der bedeutendste Straßenapostel. Seneca war für ihn ganz Verehrung." Wenn er in Bewunderung der Macht des Bedürfnißlosen ausruft: „Es ist ein Königreich, unter Geizigen, Betrügern, Räubern und Seelenverkäufern der Einzige zu sein, dem Niemand schaden kann", so haben für dieses geistige Königreich die römischen Nachfolger des Diogenes und Zeitgenossen Seneca's die Verzichtleistung auf Haus, Weib und Kind geübt, welche der spätere Spruch des Evangeliums (Luk. 18, 29) von den Gläubigen verlangt. Sie kannten schon jenes Schwelgen im Unglück, welches die Seligpreisungen der Armen, Leidtragenden und Hungrigen in der evangelischen Bergpredigt (Matth. 5, 3—6) ausdrücken. Und als jener Demetrius des Seneca sagte, „ihm komme nichts unglücklicher vor, als ein Mensch, dem nie eine Widerwärtigkeit zugestoßen ist" (Provid. cap. 3), war er von den Wehe's des Lukasevangeliums über die Satten, Reichen, Lachenden und Umschmeichelten (Cap. 6, 24—26) nicht weit entfernt. Der Wonne des Leidens gab derselbe Demetrius einen gleich energischen Ausdruck, als er (Seneca epist. 67) „ein Leben ohne Störung und ohne jeglichen Anlauf des Mißgeschicks ein todtes Meer" nannte.

Unter solchen Umgebungen und Einflüssen erwuchs die Lehre Seneca's. Tertullian sagt von ihm, er sei „oft der Unsere." Diese weise Vorsicht des Ausdrucks hat man später verschmäht, und ihn geradezu annectirt, wie das Hieronymus thut, während Augustinus nur der Meinung ist, Seneca habe das Christenthum zwar gründlich gekannt, dasselbe aber todtgeschwiegen, um nicht gegen die alten Gebräuche seines Vaterlandes verstoßen oder seine Ueberzeugung verleugnen zu müssen. Eine mehrere Jahrhunderte später, in der Zeit als das zur Staatsmacht gewordene Christenthum sich vornehme Ahnen beizulegen strebte, entstandene apokryphe Briefsammlung, in welcher der Apostel Paulus während seines angeblichen Aufenthalts zu Rom mit dem christlich gläubigen Minister Nero's, Seneca, Grüße und Herzensergießungen austauscht, erhöhte sein Ansehen in der Kirche dergestalt, daß Konzilien ihn

als Autorität anriefen, ja daß ſelbſt noch Anfangs des vorigen Jahrhunderts Huet, der gelehrte Jeſuit, das chriſtliche Dogma von der Trinität im Seneca wörtlich ausgeſprochen fand. In neueſter Zeit endlich hat mit einem ſtaunenswerthen Aufwand wiſſenſchaftlicher Arbeit ein Franzoſe, Amedee Fleury, ſich wieder an das Thema gemacht, um die Echtheit des erwähnten Briefwechſels und damit die Behauptung zu beweiſen, daß Paulus der Lehrer, Seneca nur ſein Schüler geweſen ſei, oder — um die Sache tiefer und in ihrem Weſen zu erfaſſen, daß die Ideen der univerſellen Liebe, der Gedanke der allgemeinen Gleichheit mit ſeiner Folge, der Aufhebung der Sklaverei, der Oberherrſchaft des Geiſtes über die Materie, des Rechtes über die Gewalt allein dem Chriſtenthum zu verdanken ſeien.

Dagegen richtet ſich nun die Arbeit Bauer's, der vielmehr den Satz aufſtellt und durchführt, daß alle dieſe Ideen, welche Seneca nur dem Chriſtenthum verdanken ſoll, ſich ſchon Jahrhunderte vorher in den griechiſchen Schulen entwickelt hatten und ſeitdem in den römiſchen Geiſt eingedrungen waren, ja daß der chriſtliche Heiland und die Träger des römiſchen Imperatorenthums Erzeugniſſe derſelben Kraft ſind, welche die Ahnungen und immateriellen Güter des Alterthums in eine perſönliche, allmächtige Geſtalt zuſammenzufaſſen ſuchte und daß in deren feindlichem Geſchwiſterpaar ſich ein und derſelbe Trieb, welcher den Orient, Griechenland und Rom zu einem gemeinſamen Zweck begeiſterte, zur Erſcheinung brachte. Wohlerwogen iſt dieſe Auffaſſung, es ſind 35 Jahre her, daß Bauer in ſeiner Kritik der Synoptiker (2 Bd. S. 46) auf die Parallele des Heilandsbildes mit den Kaiſergeſtalten, wie ſie Sueton zeichnet, hinwies. Er erinnerte damals daran, daß der Weltherr, der auf ſeinem Throne zu Rom alle Rechte in ſich verſchloſſen hielt und das Maaß von Allem in ſein Urtheil befaßte, Leben und Tod, Gnade und Verwerfung auf ſeinen Lippen trug, an dem Herrn der evangeliſchen Geſchichte, der mit einem Hauche ſeines Mundes den Widerſtand der Natur bezwingt und ſeine Feinde niederſchlägt, ſich ſchon hier als den Weltherrn und Weltrichter ankündigt und einſtens die Erwählten der Gnade und die Verworfenen des Zornes von einander ſondern wird, zwar ſeinen feindlichen Bruder, aber doch einen Verwandten hat.

Heute nun, nach einem Menſchenalter, macht ſich Bauer daran, den Urſprung der beiden Geſtalten, ihre Entwicklung (denn auch der Herr der Evangelien durchläuft in der Reihenfolge dieſer Schriften eine Reihe von Metamorphoſen) und den endlichen Sieg des chriſtlichen Weltrichters über den cäſariſchen darzuſtellen.

Haben wir nun ſchon geſehen, wie dieſe Unterſuchung bei den Figuren des Cicero und Seneca mit Hrn. Mommſen ſcharf zuſammenſtieß, ſo wiederholt ſich dieſer Conflict auch fernerhin. Mommſen hat für die Rhetorenübungen nur ein wegwerfendes Wort, Bauer faßt ſie als bedeutſame Zeugniſſe des römiſchen Seelenlebens jener Zeit auf. Die römiſche Beredtſamkeit hatte unter dem letzten Triumvirat eine harte Kataſtrophe erfahren, bei Actium waren die Fragen des Forum entſchieden und die Debatten geſchloſſen worden. Die Uebungen der Schule mußten Fragen, für deren Behandlung es kein Feld mehr gab, meiden und ſich mit gemachten Themas beſchäftigen. So entwickelte ſich unter Auguſt und in der erſten Hälfte der Regierung Tiber's eine geiſtige

Regſamkeit, deren Bedeutung die Kaiſer ſelbſt noch nicht überſehen konnten. Seneca der Aeltere macht dies ſeinen Söhnen im Vorwort zum erſten Buch der Controoerſen in folgender Weiſe verſtändlich: „Cicero declamirte während ſeiner Vorübung zur Beredtſamkeit auch, aber über Theſen; die Materie, in der wir geübt wurden, iſt ſo neu, daß ſie auch einen neuen Namen erforderte, wir nennen es Controverſen, Cicero nannte es Rechtsſachen (causas).“ Der alte Meiſter der Beredtſamkeit bildete ſich alſo an erdichteten Fällen aus, die ſich in den Grenzen des beſtehenden Rechts hielten und die Fragen, welche in den öffentlichen Actionen vorkamen, nicht überſchritten. Die Neueren aber, welchen die Realität der republikaniſchen Verhandlungen des Forums nicht mehr erreichbar war, übten ſich an chimäriſchen Fragen, welche dem Rechte ſelbſt zu Leibe gingen und daſſelbe dem Zweifel und der Prüfung unterwarfen, ja zur Verneinung deſſelben aufforderten. Freilich ſind die Themas jener Uebungen geſucht und abgeſchmackt, die Haarſpalterei der Caſuiſtik kleinlich, die Sprache, wenn die Declamatoren das Geſetz der Zwölf Tafeln in erdichteten Colliſionen erdrückten, allzu pointirt. Aber nur auf den erſten Anblick. Sehen wir vielmehr das Gewebe dieſer feinen Diſtinctionen, Pointen und übertreibenden Antitheſen genauer an, ſo flimmert uns durch daſſelbe eine Morgenröthe entgegen, die den Aufgang eines ſeiner ſelbſt gewiſſen Geiſtes ankündigt: in den Controverſoerhandlungen kommt ein neues, den Zwölf Tafeln überlegenes moraliſches Recht zum Durchbruch. Man kann ſich auch die Erregtheit, die in dieſen Controverſsälen herrſchte, nicht fieberhaft genug vorſtellen. Den von den cäſariſchen Verhältniſſen zuſammengepreßten Geiſtern waren die ſchneidenden Antitheſen und pointirten Sätze ein Labſal. Sie zerriſſen ihnen die erſtarrte Atmosphäre der Gegenwart und öffneten die Ausſicht ins große Menſchenleben. An die Stelle der früheren Parteimotive traten allgemeine Maximen, moraliſche Geſetze und die geheimen Triebfedern des Seelenlebens. Es ſind die Grundriſſe einer neuer Welt, an welcher die ſtrebenden Geiſter der Zeit des Auguſtus und Tiberius zimmerten. In jenen Hörſälen begeiſterte ſich die Jugend für eine Lebensordnung, in welcher die moraliſche Freiheit über die Satzungen einer untergehenden Zeit triumphirt und die Menſchheit zu einem neuen Bunde vereinigt. Die ſpäteren chriſtlichen Lehrer füllten nur das Sparrwerk aus, welches die Zeitgenoſſen der erſten Cäſaren zu ihrem Weltbau aufgerichtet hatten. Dieſe erſten Baumeiſter entwarfen jene Antitheſen des Moraliſchen und Geſetzlichen, des Himmliſchen und Irdiſchen, in denen ſich ſpäter die Chriſten bewegten, und ſie ſchufen die überſchwengliche Sprache, in welcher ein von der geſetzlichen Ordnung unbefriedigtes Herz ſeine Wünſche und Räthſel andeutet.

(Schluß folgt.)

Shelley.

Wenn es vielleicht für Republiken nicht gerade empfehlenswerth iſt, wie der Führer der franzöſiſchen Demokratie ſich ausdrückt, daß Genies die Zügel der Regierung in Händen haben, ſo können wir doch andrerſeits uns der Ueberzeugung nicht verſchließen, daß nur großartig

angelegte Naturen, bahnbrechende Geister auf die Fortschritte der Menschheit von weittragendem Einfluß gewesen sind. Um diesen Einfluß zu besitzen und geltend zu machen, bedarf es nicht sowohl der Herrscher- und Regierungsmacht; die politische, religiöse, soziale Entwicklung der Menschheit ist durch Philosophen und Dichter in weit höherem Grade gefördert worden, als durch mächtige Herrscher und lorbeerbekränzte Feldherrn. Und nicht selten haben weit weniger gekannte Geister als die genannten fruchtbare Saamenkörner in die Erde gelegt, deren Saat vielleicht erst in ferner Zukunft aufgehen wird weil sie unserer Zeit weit vorangeeilt sind. Einer dieser wenig gekannten, viel verkannten, frühvergessnen Männer ist es, von dem wir in Kurzem ein Bild des äußern Lebens erneuen wollen.

Wir sprechen von England's größtem Lyriker, von Percy Bysshe Shelley, der am 4. August 1792 in Fieldplace bei Warnham, in der Grafschaft Sussex geboren ward. Der junge Shelley war ein hübscher Junge mit dunkelblauen Augen und die strenge Erziehung, die sein Vater, ein Landedelmann von sehr beschränkten Geistesanlagen und verstockter Tory der strengsten kirchlichen Richtung ihm zu Theil werden ließ, war keineswegs dazu angethan, aus dem Sprößling des alten angesehenen Geschlechts einen Feuergeist hervorgehen zu lassen, der sich schon auf den Schulbänken gegen die überlieferten religiösen und politischen Anschauungen aufbäumte. Die Shelleys hatten sich von jeher durch eine gewisse sprunghafte Wildheit und einen jedes Herkommens spottenden Lebenswandel ausgezeichnet. Allerdings äußerte sich die traditionelle Rücksichtslosigkeit des altadeligen und begüterten Geschlechtes — der Großvater entführte drei Frauen mit Gewalt — bei dem Enkel in einer revolutionären Geistesrichtung, die derjenigen entsprach, die in dem beginnenden Jahrzehnt seiner Geburt in Frankreich zur Herrschaft gelangte. Auf der Schule zu Eton schon setzte die ideale und zugleich kühne Wahrheitsliebe, welche dem Knaben angeboren war, Shelley den schärfsten Konflikten mit seinen Lehrern und Mitschülern aus und zwar war es nicht blos der engherzige Pennalismus, der auf der berühmten Erziehungsanstalt in jenen Tagen herrschte, die Rohheit seiner Kameraden, die bornirte Grausamkeit der Lehrer, welche den nach Freiheit und Aufklärung dürstenden jugendlichen Feuergeist zur Verzweiflung brachten, noch mehr empörte ihn die daselbst grassirende Heuchelei, welche „Gott" und „Christenthum" stets auf den Lippen führte und den sträflichsten Uebermuth im Herzen pflegte. Diese Empörung trug ihre Früchte, als Shelley die Universität Oxford bezog, wo er — ein Jüngling von kaum achtzehn Jahren — eine Schrift herausgab, die den Titel führte: „Ueber die Nothwendigkeit des Atheismus." Shelley hatte nämlich als Student die Gewohnheit, seine Gedanken, die politischen und sozialen Zweifel, die ihn erregten, in Briefform niederzuschreiben und an verschiedene Persönlichkeiten zu senden, die er um Widerlegung seiner Argumente ersuchte. Aus diesen Briefen ist die erwähnte Broschüre erstanden, die der schon auf der Schule zu Eton als der „tolle Shelley" oder der „Atheist Shelley" verschriene Student sogar dem hohen Rath der Bischöfe einzusenden wagte, in der allerdings sehr thörichten und überschwenglichen Hoffnung, die mehr seiner Ueberzeugungstreue als seinem Verstande Ehre macht, für seine Ideen Propaganda zu machen.

Die Folge konnte nicht ausbleiben und fiel hart auf den kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling nieder. Vor den Convent der Professoren beschieden, wurde er, nachdem er sich geweigert, den geforderten Widerruf zu leisten, von der Universität verwiesen und darauf von seinem strengen und beschränkten Vater aus dem Vaterhause verbannt. Shelley trug das harte Schicksal, das er sich durch das kühne Aussprechen seiner allerdings noch sehr unklaren und unreifen Ueberzeugungen bereitet hatte, mit stolzer Resignation. Er verließ das elterliche Haus und begab sich nach London, wo er sich in einer ärmlichen Dachkammer mit Eifer philosophischen Studien widmete und auch mit der Poesie beschäftigte. Uebrigens war Shelley keineswegs in der hergebrachten Bedeutung des Wortes ein Atheist, sondern huldigte, wie aus allen seinen Dichtungen und namentlich aus seinen Anmerkungen zur „Königin Mab" hervorgeht, einem schwärmerischen Pantheismus, wie ihn lange vor ihm Spinoza bereits entwickelt hatte. Die Antwort, die er in seinem letzten Lebensjahre seinem Freunde Trelawnay auf die Frage gab: „Weshalb haben Sie sich selbst einen Atheisten genannt?" charakterisirt am besten die Anschauungen und die Denkweise, welche Shelley beseelten und ist der Schlüssel für alle seine Dichtungen: „Ich gebrauchte das Wort, um meinen Abscheu vor dem Aberglauben auszudrücken; ich nahm es auf, wie ein Ritter in alten Tagen einen Handschuh aufnahm, um dem Unrecht zu trotzen." Wir werden hier nicht auf eine Analyse oder auch nur auf eine Würdigung seiner Dichtungen eingehen, die bei aller Formlosigkeit und trotz mancher Verschwommenheit im Ausdruck eine Gluth der Empfindung, eine Kraft der Ueberzeugung ausathmen und zugleich eine solche Musik der Sprache ausströmen, mit einer solchen plastischen Bilderfülle ausgestattet sind, wie deren kaum ein zeitgenössischer Dichter — Byron ausgenommen — sich rühmen konnte.

Wir haben es hier nur mit dem Charakter eines der edelsten Geister zu thun, die je an der Befreiung der Menschheit von verderblichen Vorurtheilen mitgewirkt und unter den Geißelhieben jener Pharisäerzunft, an welcher jede Nation und jedes Zeitalter zu laboriren hatte, geblutet haben. Wir weisen hier auf die wahrhaft ausgezeichnete und beredte Charakteristik hin, welche der jüngste Literarhistoriker, der Däne Brandes, im 4. Bande seines klassischen Werkes: die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts, von Shelley entwirft. (Kapitel 15. S. 320—381.*) Von der äußern Erscheinung des jugendlichen Dichters giebt Brandes folgendes Portrait: „Shelley war schlank und schmächtig emporgeschossen, schmal in den Schultern, mit unregelmäßigen Zügen, aber der Mund ungewöhnlich schön, anziehend und klug, das Auge weiblich und fast seraphisch im Blick, der Ausdruck unsäglich wechselnd und wandelbar, bald als wäre er neunzehn, bald als wäre er vierzig Jahre alt. In den 10 Jahren, die ihm noch zu leben vergönnt waren, ward sein Aussehen männlicher, doch machte dasselbe einen halb knabenhaften, halb weiblichen Eindruck. Vielleicht erinnert man sich der Verwunderung Trelawneys bei seiner ersten Begegnung mit Shelley. War's möglich? Konnte dieser sanftblickende Jüngling das Ungeheuer sein, das mit der Welt in Fehde lag und das von seinen Rivalen als Begründer einer

*) Berlin. Verlag von Franz Duncker.

teufliſchen Schule in der Literatur denuncirt wurde? Zu jener Zeit als Shelley im neunzehnten Lebensjahre ſtand, wechſelte ſein Ausdruck, deſſen vorherrſchender Character Raſchheit und Beſtimmtheit war, zwiſchen Ernſt, Heiterkeit, rührender Trauer und gleichgiltiger Müdigkeit. — —" Brandes fügt hinzu, indem er den Ausdruck der Jugendfreunde des Dichters anwendet, daß Shelley übernatürlich intelligent ausſah und Macready, ein damals berühmter Portraitmaler, es für unmöglich erklärte, Shelley zu malen, weil er „gar zu ſchön" ſei.

Die Geſundheit Shelley's war ſtets eine ſchwache und litt noch mehr unter den Aufregungen ſeines Geiſtes und unter den Opfern, zu welchen ihn ſeine Menſchenfreundlichkeit verleitete. Denn der ſchreckliche Atheiſt, der in ſeiner „Königin Mab" dem Menſchengeiſt zuruft:

„Der Jahreszeiten Wechſel und des Winters
Laubloſe Herrſchaft und das Neuergrünen
Der Bäume, die des Himmels Lüfte athmen,
Die ewigen Sterne, die die Nacht verſchönen,
Den Sonnenaufgang und des Mondes Sinken,
Erdbeben, Kriege, Gift, und Peſtilenz,
Und aller Dinge Urſach zwängteſt Du
In ein abſtraktes Sein und nannt'ſt es Gott!
Den ſelbſtgenügenden, allmächtigen,
Den gnädigen und rachevollen Gott!
Ein Urbild menſchlicher Tyrannenherrſchaft,
Sitzt er im Himmel hoch auf goldnem Thron
Gleich Erdenkön'gen; und ſein finſtres Schreckbild,
Die Hölle, ſperrt den Rachen gierig ſtets
Nach des Geſchicks unſel'gen Sklaven auf,
Die er zum Spielwerk ſich erſchuf, daß er
An ihrer Qual ſich weide, wenn ſie fielen!"

Dieſer ſchreckliche Atheiſt war ein Menſchenfreund in des Wortes edelſter Bedeutung, der ſtets bereit und bemüht war, ſeinen bedrängten Brüdern nicht blos die Fackel der Vernunft anzuzünden, ſondern ſie auch mit thatkräftiger Hülfe zu unterſtützen. So zog er ſich durch eifriges Studium der Medizin und die ſorgſame aufopfernde Pflege, die er armen Kranken widmete, ſelbſt eine ernſte Krankheit zu, die ihn dem Tode nahe brachte. In ſpätern Jahren zog er ſich eine gefährliche Augenkrankheit zu, indem er ſich nicht abhalten ließ, ſelbſt ſolche Unglückliche aufzuſuchen, die von einer anſteckenden Seuche ergriffen waren. Die Menſchenliebe war ſo recht eigentlich die Religion Shelley's, der ſeine durchaus mäßigen Einkünfte dazu benutzte, als er zu Marlow in England ſeinen Aufenthalt nahm, alle Armen der Umgegend zu unterſtützen. Er beſuchte ſie ſogar in ihren ärmlichen Wohnungen, wenn Krankheit ſie verhinderte, ſich das ausgeſetzte Almoſen ſelbſt abzuholen. Es iſt bezeichnend für ſeine allerdings excentriſche Menſchenliebe, daß er einmal barfuß einen ſeiner Gutsnachbarn beſuchte, weil er unterwegs ſeine Schuhe an eine arme Frau verſchenkt hatte. Brandes erzählt u. A. Folgendes: Shelley verzichtete auf eigenen Antrieb faſt auf ſein ganzes Erbtheil zu Gunſten ſeiner Schweſtern und zwar gleich nach ſeiner Wegjagung von Oxford, und als ſein Einkommen ſich ſpäter auf etwa 1000 Pfund jährlich belief, wanderte der bei weitem größte Theil deſſelben direkt in die Taſchen Anderer, beſonders armer Schriftſteller, deren Schulden er bezahlte, und deren Unterhalt er ihnen mit einem Wohlthätigkeitsſinn und einem Edelmuth ſicherte, die ſeine Kräfte weit überſtiegen. Daß ein ſolcher leicht ent-

zündlicher Charakter auch für die Regungen der Geschlechtsliebe überaus empfänglich sein mußte, ist leicht zu begreifen. Allerdings waren auch in Bezug hierauf seine Ansichten durchaus abweichend von den hergebrachten und gewissermaßen revolutionär. In einer Anmerkung zum V. Gesange seiner „Königin Mab" äußert er sich u. A. folgendermaßen:

„Ein Ehemann und eine Ehefrau sollten so lange mit einander vereint bleiben, als sie einander lieben; jedes Gesetz, das sie zum Zusammenleben auch nur einen Augenblick nach dem Erlöschen ihrer Neigung verpflichtete, wäre eine unerträgliche Tyrannei und höchst unwürdig zu ertragen! . . . . . Prostitution ist das rechtmäßige Kind der Ehe und der Irrthümer die in ihrem Gefolge sind. . . . . Es hätte sich nicht wohl ein System ersinnen lassen, das dem menschlichen Glücke mit raffinirterer Feindseligkeit entgegenträte, als die Ehe . . . . . Ich glaube mit Bestimmtheit, daß aus der Abschaffung der Ehe das einzige und naturgemäße Verhältniß des geschlechtlichen Verkehrs hervorgehen würde. Ich sage keineswegs, daß dieser Verkehr ein häufig wechselnder sein würde; es scheint sich im Gegentheil aus dem Verhältniß der Eltern zum Kinde zu ergeben, daß eine solche Verbindung in der Regel von langer Dauer sein und sich vor allen andern durch Großmuth und Hingebung auszeichnen würde. Aber vielleicht ist es noch zu früh, diesen Gegenstand zu besprechen. Was immer aus der Abschaffung der Ehe entspringen mag, wird naturgemäß und recht sein, weil Wahl und Wechsel vom Zwange befreit sein werden". Diese mehr als kühnen Theorien hinderten Shelley nicht, sich zweimal in seinem Leben zu verehelichen. Schon in seinem neunzehnten Lebensjahre, in demselben, in welchen seine verbreitetste Dichtung: „Königin Mab" erschien, verliebte er sich in die sechszehnjährige Miß Harriet Westbrock, die sich den Mißhandlungen ihres Vaters, der sie zum Schulbesuch zwingen wollte, durch die Flucht aus dem Elternhause entzog. Sie lief mit Shelley davon und das Paar ließ sich von dem bekannten Schmiede in Gretna Green trauen. Nicht unzutreffend bemerkt Brandes den zahlreichen und harten Angriffen gegenüber, welche diese allerdings von jugendlicher Uebereilung zeugende Handlung dem Dichter eingetragen hat, daß nicht eben viele christliche junge reiche Barone sich mit der Tochter eines früheren Gastwirths, die sich selbst bereit erklärte, ihm als Geliebte zu folgen, vermählt haben würden. Diese erste Ehe Shelley's war bekanntlich eine höchst unglückliche und wurde, nachdem Harriet zwei Kindern das Leben geschenkt, gelöst, nicht ohne einen tiefen Eindruck in dem reizbaren Gemüthe des Dichters zurückzulassen. Dieser wurde bald darauf von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, die sich zur Lungenschwindsucht ausbildete und in schmerzhaften Brustkrämpfen zum Ausdruck gelangte. Nur durch die einfachste Diät konnte Shelley sein Leben erhalten, aber ganz gesundete er niemals wieder und er litt namentlich in späteren Jahren an einer durch seelische und physische Leiden gesteigerten Reizbarkeit. Nachdem er von längeren Reisen auf dem Kontinente in Frankreich und der Schweiz, die er zur Kräftigung seiner Gesundheit unternommen, nach England zurückgekehrt war, gestalteten sich seine äußeren Verhältnisse günstiger, indem er von seinem Vater eine Rente von 1000 Pfund erhielt gegen

Abtretung seiner Lehngüter. Er konnte nunmehr in aller Muße seiner geliebten Dichtkunst leben und der Gottheit der Natur am Altar der Menschenliebe opfern. Am Saume des Waldes von Windsor, unter dessen riesigen Eichenbäumen er oft tagelang in ernsten Träumereien lag, miethete sich Shelley auf Bishopsgate Heath ein Haus, von wo er im Sommer des Jahres 1815 die Küste von Devonshire durchstreifte, um dann seinen lebhaften Eindrücken in der erhabenen Dichtung; „Alastor oder der Geist der Einsamkeit" in einer mit den glühendsten Farben ausgeschmückten Schilderung der Natur und der leidenschaftlichen Darstellung des Ringens einer Dichterseele einen ungemein beredten Ausdruck zu geben. Freilich weht schon in dieser Dichtung eine Vorahnung seines frühen Todes, wie denn das kurze prosaische Vorwort des Dichters mit den prophetischen Versen schließt:

„Die Guten sterben jung,
Und deren Herzen trocken wie der Staub
Des Sommers brennen bis zum letzten Stumpf!"

Auf einer zweiten Reise in die Schweiz lernte Shelley kurz darauf die siebzehnjährige Miß Mary Woolstonecraft Godwin kennen, eine Tochter der ersten berühmten Vorkämpferin der Frauenemancipation und eines der radikalsten Schriftsteller des Revolutionszeitalters, dessen Schriften schon in frühester Jugend auf Shelley tiefen Eindruck gemacht hatten. Eine leidenschaftliche innige Liebe verband den jugendlichen Dichter mit dieser feingebildeten und zugleich hochsinnigen und edlen Dame, die von den gleichen idealen Anschauungen über Liebe und Ehe, wie sie Shelley in seinen Anmerkungen zur „Königin Mab" ausspricht, beseelt, ihr Schicksal in seine Hand legte. Erst ein Jahr nach ihrer Verbindung holten die Liebenden die hergebrachte religiöse und gesellschaftliche Formalität nach und ließen lediglich aus praktischen Gründen und um ihrer Kinder willen, ihre Ehe durch einen Priester einsegnen. Bald darauf verließen sie England, um sich auf Reisen zu begeben, nach Frankreich, Deutschland, Italien, wo jenes herrliche Freundschaftsbündniß zwischen Shelley und Byron sich knüpfte, das Beiden und der Menschheit die edelsten Früchte getragen hat. Besonders schöne Tage brachte Shelley im Verkehr mit dem Dichter des „Kain" und des „Manfred" an den schönen romantischen Ufern des Genfer Sees zu. In dem kleinen Berghäuschen zu Montanvert am Chamouny-Thale, das allen Touristen bekannt ist, setzte Shelley unter eine lange Reihe süßlich frömmelnder Ergüsse über die Natur und den Gott der Natur jenen berühmten Hexameter:

„Κύμι φιλάνθρωπος δημοκράτικός τ' ἀθεός τε", welcher den Zorn des Hofpoeten Southey in so hohem Grade erregen sollte, daß er daraus Anlaß nahm, sein berüchtigtes Pamphlet gegen Byron, Shelleys Freund zu schleudern. Als Shelley nach England zurückkehrte, erfuhr er, daß seine erste Frau in einem Anfall von Schwermuth sich das Leben genommen und wollte nunmehr seine Kinder aus erster Ehe zu sich nehmen. Der Fanatismus der hochkirchlichen Geistlichkeit, welche den weltlichen Arm für sich bewaffnet hatte, trat seinem hochherzigen Plane in den Weg. Altar und Krone hatten auch in dem damaligen England wie überall in dem Europa der heiligen Allianz ein schreckliches Bündniß geschlossen, um die Gewissen und Gedanken in Fesseln zu schlagen und sich gegenseitig zu verassekuriren. So fällte denn unter dem Vorsitz des

sehr christlichen Lordkanzlers Eldon das Kanzleigericht den Spruch, daß Shelley, der in seiner „Königin Mab" Unchristlichkeit und Immoralität lehre, die Erziehung seiner eigenen Kinder verwirkt habe. Dieselben wurden einem Priester der Hochkirche übergeben. In leidenschaftlichen poetischen Klagen äußerte sich der Schmerz des tief gekränkten Vaters. Dem Vorsitzenden des Gerichtshofes, Lord Eldon rief er zu:

„Fluch dir bei des gekränkten Vaters Liebe,
Bei theuren Hoffnungen, die jäh geknickt,
Bei jeglichem, dir fremden edlen Triebe,
Beim Schmerz, der nie dein kaltes Herz durchzückt; . . .

Beim Heucheln, das an ihrem Unschuldsmunde,
Wie Gift an einer Blüthe, hangen muß,
Beim finstern Glauben, der zu jeder Stunde
Sie nun umschattet bis zum Lebensschluß; . . .

Bei der Verzweiflung, die mich zwingt zu klagen:
Ach, meine Kinder sind nicht länger mein!
Es mag mein Blut in ihren Pulsen schlagen,
Tyrann, doch ihr befleckes Herz ist dein!"

Im folgenden Jahre vollendete Shelley sein großes Tendenzgedicht: die „Empörung des Islam" in zehn Gesängen, aber nicht länger vermochte seine längst erschütterte Gesundheit das kalte neblige Klima seiner Heimath zu ertragen und am 17. Mai 1818 verließ er England, um niemals wieder dahin zurückzukehren. Der Entschluß seiner freiwilligen Verbannung scheint auch der Besorgniß entsprungen zu sein, daß die grausame Intoleranz seiner Landsleute ihn auch des kleinen William berauben würde, dem ihm seine heißgeliebte Mary geschenkt.

Lange freilich sollte dem vom Schicksal schwer geprüften Dichter auch dieser Sohn nicht erhalten bleiben. Er starb noch in demselben Jahr zu Rom, und ihm folgte bald darauf auch eine Tochter aus Shelley's zweiter Ehe. Zu diesem häuslichen Unglück gesellte sich der Hohn und die Verachtung, welche dem im Auslande reisenden Dichter seine Landsleute überall entgegenbrachten und der leidenschaftliche Schmerz über die politischen Schicksale seines Vaterlandes und der Völker Europa's überhaupt, die seinen Freiheitssinn mächtig empörten. Die italienische Revolution und der Befreiungskampf Griechenlands erregten sein lebhaftestes Interesse und in begeistertem Gesange wußte der Kampfgenosse Byron's seinem Schmerz, seinen Hoffnungen zündenden Ausdruck zu geben. Seine Dramen „der entfesselte Prometheus", eine symbolische Verherrlichung des Befreiungskampfes der Menschheit und die „Cenci", welche Byron das bedeutsamste Drama der englischen Literatur seit Shakespeare nannte, entstanden in dieser Zeit und viele andere schwungvolle Dichtungen und Freiheitsgesänge, wie das lyrische Drama „Hellas", die Shelley, wenn auch noch lange nicht die Anerkennung der Zeitgenossen, doch den gerechtesten Anspruch auf unsterblichen Nachruhm erwarben. In den letzten Jahren seines Lebens hielt sich Shelley dauernd in Italien auf und zwar abwechselnd in Pisa und in den Bädern von San Giuliano. Gegen Ende April 1822 bezog er eine Wohnung im Dorfe San Arenzo bei Lerici am Golfe von Spezzia. War es schon früher eine Gewohnheit von ihm, einsame Wasserfahrten zu unternehmen, so sollte ihm jetzt sein Lieblingswunsch erfüllt werden, ein eigenes Boot

zu besitzen. Capitain Roberts ließ ihm ein solches in Genua bauen und von nun an brachte er häufig, nur von einem intimen Freunde begleitet, auf dem Meere zu, wo er seinen geliebten Schwärmereien von der Herrlichkeit und der Unendlichkeit der Natur sich ungestört hingeben durfte. So segelte er denn auch am 1. Juli 1822 in Gesellschaft seines Freundes, des Capitains Ellerker Williams und eines Schiffjungen nach Livorno ab, wo Shelley den Dichter Leigh Hunt besuchte. Am 8. Juli trat er die verhängnißvolle Rückreise an, die seinem allem Edlen, Schönen und Guten geweihten Leben ein frühes Ende bereiten sollte. Ein Gewittersturm, welcher die kühnen Reisenden auf der Höhe von Via Reggio überfiel, ließ das Boot umschlagen und begrub sie in den Wellen. Nach langem Suchen an der Küste, während seine Gattin in fürchterlicher Angst seiner Wiederkehr harrte, wurde Shelley's Leiche in fast unkenntlichem Zustande aufgefunden. Der Umstand, daß eine gegen die Vorbereitung der Pest verfügte Vorsichts-Maßregel gerade anordnete, daß Alles was an's Land triebe, verbrannt werden solle, wurde von Byron bekanntlich benutzt, um dem verunglückten Dichter ein hellenisches Leichenbegängniß zu bereiten. „Räucherwerk, Wein, Salz und Oel wurde", wie Brandes erzählt, „auf den Scheiterhaufen gestreut, wie im alten Hellas. Es war ein schöner Tag und ein prächtiges Schauspiel — das ruhige Meer und die Appeninen im Hintergrunde. Ein kleiner Vogel umschwebte den Scheiterhaufen und ließ sich nicht verjagen. Die Flamme stieg hoch und golden empor. Der Leichnam wurde verzehrt, aber zur Verwunderung Aller blieb das Herz unversehrt und Trelawnay entriß diese Reliquie dem glühenden Heerde und verbrannte sich die Hand dabei. Die Asche ward neben der Pyramide des Cestius zu Rom beigesetzt, die Shelley als ein so schöner Ruheplatz erschienen war. Auf seinem Grabstein ließ seine Gattin Mary unter seinem Namen: „Percy Bysshe Shelley" die Worte einmeißeln: „Cor cordium".

„Cor cordium", sagt höchst treffend Brandes, „wurde Shelley mit Recht genannt. Das heißt: was er verstand und fühlte, war der Mittelpunkt und der Kern der Dinge, ihr Geist und ihre Seele und die Gefühle, denen er Ausdruck verlieh, waren jene allerinnigsten, für welche das Wort zu derb erscheint, und welche sich in der Musik oder wie bei ihm in Versen Luft machen, die eben so musikalisch wie reich harmonisirte Melodien sind. Die verhaltene Wehmuth in Shelleys Lyrik erinnert an die Lyrik Shakespeares, das kleine Lied der Spinnerin in den „Cenci" z. B. an die Lieder des „Narren" in „Was ihr wollt" oder an Desdemonas und Ophelias Weisen." H. St.

Neue Bücher.

Sime, James. The life and writings of Lessing. 2. Vol. Straßburg, Trübner. (18 M.)

Ludw. Phil. Hahn, ein Beitrag zur Geschichte der Sturm- und Drangzeit von R. M. Werner. Straßburg, Trübner. (3 M.)

Browning, Rob., Das Fremdenbuch, aus dem Engl. von E. Leo. Hamburg, Mauke. (2,50 M.)

Fechner, G. Th., In Sachen der Psychophysik. Leipzig, Breitkopf Härtel. (5 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch G. Meklenburg, SW. Kranzenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet. 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 26. October 1877. Nr. 43.

Inhaltsverzeichniß: Bruno Bauer's Christus und die Cäsaren (Schluß). — Ein deutscher Dichterphilosoph. Von F. v. Bärenbach. — Das Zillerthal im Sommer 1877. Von K. G. — Neue Bücher.

Bruno Bauers Christus und die Cäsaren.

(Schluß.)

Wie nun die Bauer'sche Untersuchung sich über das ganze Leben und die öffentliche Thätigkeit des Seneca erstreckt, mit scharfer Kritik besonders die Angaben des Tacitus sichtend, das möge der Leser zu Belehrung und Genuß selber verfolgen. Wir halten nur am Schlusse dieser Abschnitte noch einmal still, um auf die interessante Auffassung hinzuweisen, in welcher uns hier ein bekannter Dichter entgegentritt. Die erregte und mit Lebenskeimen der Zukunft erfüllte Zeit Nero's hat das Glück gehabt, welches nur wenigen Epochen zu Theil geworden ist. Ein Muster des Humors, Petron, hat uns ihr Bild wiedergegeben und der Zauber seiner simpeln Sprache, der künstlerisch verarbeitete Uebermuth seiner Lebensbilder und die Gütigkeit seiner Gesinnung und Theilnahme für die edeln Regungen seiner Zeit geben uns soviel, daß wir im Genuß den Verlust des größeren Theiles seines Werkes beinahe vergessen. Das Gelage des Freigelassenen Trimalchio kann das Gastmahl der von den Ideen der Neronischen Zeit angeregten Bürgerwelt genannt werden. Da läßt Petron in unschuldigem Uebermuth den Freigelassenen die Todespredigten Seneca's nachbeten und mit den Mahnungen des Weisen an die Kürze des Lebens großthun. Wie Seneca bekommt auch Manilius mit seiner himmlischen Maschinerie sein Theil und Trimalchio erregt mit seiner kühnen Erklärung des Thierkreises und mit der Aufzählung, was jedes der 12 Zeichen ins Dasein ruft, den Jubel der Gesellschaft. Der Gastherr fertigt die Controversen der Rhetorenschulen im Handumdrehen ab, der Flickschneider Echion die Gladiatorenspiele, die als abgelebte Gespenster erscheinen, für deren Schofel der Kleinbürger mit einem Händeklatschen quittirt und damit noch mehr als der Festgeber gegeben zu haben glaubt. Aber ein Thema durchzieht das ganze Kauderwälsch, in welchem die Tafelrunde der Freigelassenen ihre Lebensweisheit zu Tage bringt; ihr närrisches Geschwätz ist mit dem Ausdruck des Stolzes darüber, daß sie Mensch unter Menschen sein können, durchflochten. Trimalchio segnet das Andenken seines Patrons, welcher wollte, daß er Mensch unter Menschen sei. „Ich bin Mensch unter Menschen, den Kopf darf ich hoch tragen", sagt der Freigelassene Hermeros und freut sich heute noch, wenn er der vierzig Dienstjahre

gedenkt, in denen ihm Niemand anmerken konnte, ob er unfrei oder frei sei. „Das hieß kämpfen und sich placken (ruft er aus), als Freier zur Welt kommen, ist keine Kunst und so leicht als: „Komm her!“ Und: „Freunde“, ruft Trimalchio, als er nach aufgehobener Tafel seine Clienten in den Saal kommen und die Polster der Gäste einnehmen läßt, „auch die Sklaven sind Menschen und haben dieselbe Milch wie wir getrunken, wenn auch ein böser „Fatus“ auf ihnen lastet, aber sie sollen mir, wenn ich am Leben bleibe, bald freies Wasser kosten. In Summa: ich lasse sie Alle in meinem Testamente frei!“

In seiner Begeisterung für den römischen Dichter zieht Bauer eine kühne Parallele. Das sechszehnte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, sagt er, hat mit dem ersten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit etwas Verwandtes. In beiden Perioden der Geschichte legt die Persönlichkeit die Hülle ab, in welcher sie das Alterthum groß gezogen hat, und haben große Geister dies Befreiungswerk in humoristischen Schöpfungen dargestellt; jedoch haben die Späteren das dichterische Product der Neronischen Zeit keineswegs überflügelt, wie diese selbst mit ihrer weltumfassenden Idee noch immer über den lokalen Befreiungsversuchen der Renaissance und der spätern Revolutionszeit steht. Cervantes verfolgt in seinem Don Quixote zunächst nur einen literarischen Zweck und will dem Publicum die Lectüre der Ritterromane, für die es damals schwärmte, verleiden. Nur nebenbei, indem er der Ueberspanntheit seines Ritters die edelmüthige Theilnahme für alle Arten des Leidens zur Wurzel giebt und dem gläubigen Knappen soviel hausbacknen Verstand läßt, daß er an der Rittermission seines Herrn die Kritik üben kann, hält er dem Publicum eine Reihe von Spiegeln vor, in denen der edle, bleibende Kern des Mittelalters, die Kehrseite seiner Ueberspanntheit und sein Abprallen an der realistischen Persönlichkeit zur Erscheinung kommt. Aber diese verschiedenen Reflexe hat der spanische Dichter nicht zur Einheit zusammenfassen können. Petron's Trimalchio ist es dagegen selbst, der sich mit wahrer Seelenlust zwischen Prahlerei und Güte, Großthun und Hilfsbereitschaft für die Leidenden hin und herwiegt und das Ineinanderschillern seines hausbacknen Menschenverstandes und seiner Menschenfreundlichkeit mit Wonne beobachtet und ausspricht. Er ist Don Quixote und Sancho Pansa in Einer Person, und auch seine Knappen, die Freigelassnen an seiner Tafel, schlagen ein herzliches Lachen auf, wenn sie mit ihrem derben Menschenthum an den Pforten einer neuen Geschichtswelt rammeln und breitfüßig durch dieselbe einschreiten. Cervantes hat es auch darin versehen, daß er seinen Ritter zum Spielball von Andern macht und zuletzt seine Geniestreiche von Fremden eingeben läßt. Daß der irrende Held im schwarzen Gebirge durch Fasten und Buße sich zum Kampf mit den Plagegeistern der Welt vorbereitet, ist noch die Eingebung des eignen Geistes. An der Stelle des zweiten Theiles aber, wo er seinen Niedergang zur Höhle des Montesinos dem Knappen als bloßes Scheinwerk, also auch seine Befreiung der Gefesselten der Unterwelt als eine Erfindung eingesteht, beginnt schon die bedenkliche Wendung, welche den Dichter noch so weit treibt, daß die Himmelfahrt des Ritters und sein Triumpheinzug in Barcellona vor dem Todesstoß, den ihm der Mondritter versetzt, nur muthwillige Veranstaltungen des herzoglichen Paares

und der Herren jener Seestadt werden. Trimalchio's menschenfreundliche Thorheit und sein Freiheit spendendes Großthun entspringen dagegen seinem eignen Genius und an seiner Tafel hat Petron das übersichtlichste, das verständlichste und zugleich größte Sujet, was es bis dahin geben konnte, spielen lassen, — den Aufgang einer neuen Welt aus dem alten Rom. Das deutsche Nachspiel (fügt Bauer hinzu) des englischen und spanischen Humors haben wir Ferdinand Raimund zu verdanken. Dessen Sujet ist die ewig verständliche Thorheit und Güte des menschlichen Herzens und in einer Person hat der österreichische Dichter beinahe einen Bruder Trimalchio's geliefert — in Longimanus, der mit seinen Narretheien und Beweisen der Herzensgüte in seinem Wolkenhimmel der römischen Dichtung am nächsten kommt."

Das Buch wendet sich nun zu der Entwicklung der Weltanschauung unter dem folgenden Kaisergeschlechte der Flavier und hier stellt sich dem Historiker der Einfluß des Judenthums zur Betrachtung. Dieser Volksstamm war es der dazu half die alte römische Welt auseinanderzusprengen und den befreienden Elementen, die sich in den griechisch-römischen Kreisen regten, die Bahn zu ebnen. Die Verbreitung der Juden über die Länder des Mittelmeers ist, nach Bauer, keineswegs blos Folge von Machtgeboten der Eroberer, sondern vielmehr freiwilliger Entschluß im Interesse ihres Verkehrs und Erwerbes. „Eine richtige Auffassung der vorchristlichen Geschichte des jüdischen Volks," sagt Bauer, „wird so lange unmöglich sein, als man sich nicht dazu versteht, die agrarische Gesetzgebung der Bücher Mosis als eine spätere legislative Dichtung und als ein juristisch-theologisches Verstandeswerk jener Zeit aufzufassen, die einen Theil Palästina's in der Gewalt der östlichen Eroberer sah und jeden Augenblick die Unterwerfung Judäa's durch Babylon fürchtete. Der Ackerbau hat niemals für die Ernährung der Bewohner Palästina's ausgereicht und die Vertheilung des Bodens als eines Fideicommisses an die Familien und Stämme ist nichs als ein dichterischer Versuch, dem prekären Volksleben auf einer unverwüstlichen Grundlage die Ewigkeit zu weissagen." „Den Bewohnern Palästina's blieb nur der Ertrag des Commissionshandels zwischen den intermediären Stationen des Welthandels und der Großindustrie. Nicht lange darauf, nachdem die Eifersucht Babylon's und Aegyptens auf diesen Commissionsgewinn an Judäa gerüttelt und der Großindustrielle des Orient Jerusalem niedergeworfen und das Meer gewonnen hatte, vollendete der Macedonier das Werk der Perser an Babylon und Aegypten und schuf den freien Handelsverkehr zwischen dem Oriente, dem Nilgebiete und Griechenland. Das letztre hatte die Kraft seiner Bürgerschaft dahinschwinden sehn, Fremde und freigelassne Sklaven hatten schon, während im peloponnesischen Kriege die vollbürtigen Vertheidiger der Vororte aufgerieben wurden, das Bürgerrecht erhalten und in den Handels- und Industriestädten waren Lücken entstanden, wo der Betrieb Fremder Platz und Nahrung finden konnte." Kaum ein Jahrhundert später fingen die Römer an, den Westen jenes Meeresgebietes mit dem Orient in Verbindung zu setzen, und wiederum bedurfte es nicht erst der Einmischung des Pompejus in die Thronstreitigkeiten der Makkabäerfamilie, um einige Haufen gefangner Juden wider ihren Willen mit den Vortheilen bekannt zu machen, welche die Weltstadt ihrem

Handelsgeiste darbot. Ohne Einladung schlossen sie sich auch den Organisationen Roms in Spanien und, zunächst, im südlichen Gallien an und fanden dann von selbst den Weg nach den Kastellen und Kolonien am Rhein und an der Donau.

Ohne in die Einzelheiten einzugehn, läßt sich nicht gut über die kritische Arbeit berichten, die der Verfasser nun am Josephus vollzieht. Bauer findet auch in ihm, speciell in den vorletzten Kapiteln des Buches über den jüdischen Krieg, Beweise für das Dasein jüdischer Kreise, „die nach dem Verluste des nationalen Heiligthumes in der Entsagung auf Welt und Irdisches und im Hinblick auf das Heraklitische und Philonische Droben Ersatz und dauerndes Genüge begrüßten.“ Eine Fortdauer und Ausbreitung dieser Kreise in Rom selber meint er auch weiterhin, unter dem Regimente Domitian's, aus der Notiz des Dio Cassius entnehmen zu können, welche von der Hinrichtung des Flavius Clemens und der Verfolgung vieler Anderer, die sich auch „zum Judenthum neigten“, spricht. In der folgenden sogenannt glücklichsten Epoche der römischen Geschichte, der mit Nerva und Trajan beginnenden, waren es endlich schon massenhafte Schichten, welche sich den neuen Lehren zuwandten: es waren die an der Behaglichkeit der Andern nicht theilnehmenden Sklaven. Seneca's Preis der Entsagung und Isolirung, der Kampf, welchen die Rhetorenschulen Athens und Roms im Namen des Gemüths und der Liebe gegen die Schranken der Satzungen geführt hatten, und der Jubel der Cyniker beim Abschied von der Welt waren in die Massen gedrungen.

Damit hat der Geschichtschreiber seine Aufgabe erfüllt, die Schlußkapitel wenden sich neutestamentlichen Forschungen zu, für welche in den frühern Arbeiten Bauer's die Anknüpfung zu suchen ist. „Das Schwert des Glaubens“ — so lauten die letzten Worte — „mit welchem die Apostelfürsten ihrer Gemeinde durch die Kaiserzeit Roms den Weg bahnten und gegen die Ansätze des Mittelalters zur Militärdictatur beistanden, haben sie, wie die vorliegenden Blätter nachweisen, von den Stoikern geerbt, welche mit der Kraft des Gewissens und der Ueberzeugung sich den militärischen Triumphen der Macedonier und der Römer entgegenwarfen. Dasselbe Schwert wird in der Hand der Nachfolger der Stoa blitzen, so lange und so oft eine politische Gewalt im Zusammensturz einer veralteten Weltordnung nur den Freibrief ihres Vorrechts, und nicht das Werk einer allgemeinen Freiheit erblickt.“

Indem wir dem Inhalte der Arbeit folgten, haben wir auch soviel thunlich, ihre Form beibehalten, um dem Leser den unmittelbaren Eindruck dieser eigenthümlich kräftigen und sichern Darstellung zu gewähren. Der Fachkritiker wird vielleicht hier und da die Hartnäckigkeit anzufechten haben, mit der das Gesuchte auch stets gefunden werden soll; aber die umfassende Vorarbeit und Sachkenntniß auf allen in Berührung kommenden Gebieten, sowie die philosophische Durchdringung des Stoffes wird er nicht in Abrede stellen wollen und daß ein wahrhaft historischer Geist dem Ganzen innewohne, dafür zeugt am besten, daß das Urtheil des Verfassers oft — und gewiß ohne einen Vorbedacht — so anklingt als gelte es gar nicht jenen Vergangenheiten, sondern irgend einer noch recht frischen Zeit und ihren Ereignissen. Es ist ein sehr ernstes, gedankenerregendes Buch.

Ein deutscher Dichter-Philosoph.

(Ein literarisches Charakterbild.)

Die seit Jahren währende, aber, wo nicht alle Anzeichen trügen, im Abnehmen begriffene Ueberschwemmung des literarischen Marktes auf allen Gebieten und bei allen tonangebenden Culturvölkern, ganz besonders aber die große Uebervölkerung auf dem deutschen Parnaß zeigt eine gewisse Aehnlichkeit zu der unter großem Jammer und Wehklagen begrabenen Periode des „volkswirthschaftlichen Aufschwungs" — und hängt sogar unverkennbar an manchen Stellen mit dieser zusammen: die Herren Verleger „im Reich" wissen viel davon zu erzählen. Wie unter dem Einfluß des schwindelhaften Geistes, der sich der überwiegenden Mehrzahl der spekulativen Köpfe bemächtigt hatte, die vielgepriesene Mode des „Schnell-Reichwerdens" aufgekommen war, so bezeichnete auf dem so fernstehenden wissenschaftlichen und literarischen Gebiete das „Schnell-Populärwerden" eine ganz ähnliche Periode des „literarischen Aufschwungs", die noch keineswegs ganz vorbei ist und in ihren verderblichen Consequenzen noch lange fortwirken wird, wenn nicht eine rechtzeitige Vereinigung der besten und gediegensten Kräfte zur Katharsis, d. i. zu jener Geschmacks-Reinigung und Verbesserung führt, die in gerechter Berücksichtigung und Würdigung der massenhaft auftretenden leichten Waare und Sudelproducte der zeitgenössischen Literatur, von allen ernst Denkenden dringend und sehnsüchtig gewünscht wird. Zu diesen „schnell populär Gewordenen" der Literatur gehören, wenn wir insbesondere die deutschen Verhältnisse ins Auge fassen, die ungezählten Tendenz-Skribifaxe sowohl auf „populär-wissenschaftlichem", als auf belletristischem Gebiete, die politico-tendenziösen Roman-Fabrikanten, die in allen Blättern ohne Ausnahme, bis zu den gediegensten Literatur-Blättern und Revuen hinauf, herumspukenden Apostel der „feminlnen" Literatur, die in ihrer nur zu oft lächerlichen und läppischen Beurtheilung der größten und ernstesten Fragen des Lebens und durch das apodiktische Verfechten der perversesten Standpunkte oft geradezu an das bekannte Exempel des Arthur Schopenhauer von den „heiligen Affen in Benares" erinnern; zu diesen „schnell populär Gewordenen" gehören ferner die Vortragsreisenden, die von Stadt zu Stadt fahren, um durch Entstellung und unberechtigten Mißbrauch der Lehren genialer Naturforscher zu den haarsträubendsten philosophischen Trugschluß-Ketten in den Köpfen unserer „Halbgelehrten", an denen die Gesellschaft so reich ist, und der „gelehrten Frauen" die unheilbarsten Begriffsverwirrungen anzurichten, kurz — die Commis voyageurs der Wissenschaft, die ich an anderer Stelle, allerdings noch zu wenig, gegeißelt habe. Wollten wir die Namen dieser „populären" Leute nennen, die mit ihren Verlegern im Geheimen nicht genug über die Leichtgläubigkeit, Süffisance und den verdorbenen Geschmack gar vieler „gebildeter" Leute lachen können, so würden in den Verlagskatalogen der rührigsten Verleger und in den Mitarbeiterlisten der meisten illustrirten Familien- und Volksblätter nur wenige Namen stehen bleiben.

Wenn wir nicht hoffen dürften, daß auch hier der Tag kommen wird „um Alles auszugleichen" und zu sondern den Weizen von der Spreu, daß auch hier endlich durch eine Ernüchterung des lesenden Publikums und durch den unausbleiblichen Ekel gegen die schalen Erzeugnisse der halb-wissenschaftlichen und belletristischen Literatur jener große „Krach" für die zahllosen Literatur-Philister eintreten muß, der ihre leichte Geisteswaare zu „exotischen Papieren" und werthlosen Aktien machen wird, die in den Magazinen der Antiquare vermodern oder zur Emballage verwendet werden, dann wäre es überhaupt ein Vergehen gegen sich selbst, auf den literarischen Kampfplatz zu treten, auf dem schnell populär gewordene Compilatoren, Marktschreier, Tendenz-Skribler und Blaustrümpfe seit geraumer Zeit Staub aufwirbeln und der, dem Gaukelspiel verblüfft zusehenden Menge Sand und Spreu in die Augen streuen. Mit

diesen Schmarotzern und Parasiten der menschlichen Culturarbeit, welche dem im besseren Sinne keineswegs verwöhnten Gaumen des großen Lese-Publikums seine Lieblingsgerichte aus den Abfällen vom Tische berufener Dichter, Denker und Forscher zubereiten, können wir keinen Wettkampf wagen, mit den Männern nicht, und mit den hochromantischen Frauen schon gar nicht, von deren socialen Roman-Pasteten wir in Deutschland bis zum Ueberdruß und Ekel genossen haben. Wir scheuen den Wettkampf, weil diese männlichen und weiblichen Tendenz-Roman-Fabrikanten und ihre zahlreichen Brüder im Geiste und in der Unwahrheit, zu denen auch die Vortragsreisenden und Literaten, welche den Darwinismus nicht *populär* sondern *vulgär* machen, gehören, weder Ritter vom Geiste noch von der Wahrheit sind, vielmehr durch Entstellung der Letzteren das Fehlen des Ersteren bemänteln wollen. In der That sind die Männer des „literarischen Aufschwungs" nicht viel besser als die Geldmacher des volkswirthschaftlichen Schwindels und wir können daher nicht genug wünschen, daß der Tag bald komme, der — wie der Messias einst im Tempel zu Jerusalem — die Tempelschänder und feilschenden Krämer unserer Literatur, zu denen auch viele Coterie-Kritiker und Literar-Historiker gehören, zu Paaren treibe, für die eine Lection erwünscht wäre, ähnlich der, welche Lassalle Herrn Julian Schmidt gesegneten Andenkens in seinem urköstlichen Büchlein ertheilt hat. An diesem Tage, der vielleicht erst, wenn die Mitwelt der Nachwelt das Feld geräumt hat, vielleicht aber auch schon in naher Zukunft kommen wird, wird der Stern der „schnell populär Gewordenen" erbleichen und selbst von den bedeutendsten unter ihnen werden die literarischen Schnellessigfabrikate nur mehr zur Schaustellung ihrer curiosen Individualität in den archäologischen Museen der Literatur aufbewahrt werden. „Versunken und vergessen!" Das wäre noch das Beste, ja das einzige Gute, was berufene und ernst denkende Richter über sie aussprechen könnten. Wahrscheinlich aber ist es, daß von diesen „allgemein beliebten" Schriftstellern und Schriftstellerinnen, die doch meist und im *besten* Falle „ein Ragoût aus andern Schmaus" brauen, dann nur mehr, um einen Ausdruck des Geißelschwingers *Carl Grün* zu gebrauchen, nur mehr in culturhistorischer Anekdote gesprochen werden wird, deren ganze Schärfe sich gegen die gerade auf das Schale und „Amüsante" gerichtete Lesewuth unserer meisten Zeitgenossen richten muß. Wenn es wirklich nicht früher besser wird und die Oberflächlichkeit und Seichtigkeit des Amüsements auch fortan mehr Herzen gewinnt als die ernste Wissenschaft und die hohe, vom Genius der Menschheit getragene Dichtung, so wird dann zuversichtlich die Stunde der Nicht-populären geschlagen haben, die es verschmähten, mit Aufgebung des Ideals um die Gunst der Menge zu buhlen! . . .

Zu diesen *nichtpopulären* oder doch ganz gewiß, im *Vergleich* zu der *Marlitt* und anderen *auf* und *unter* ihrem Niveau stehenden schreibenden Frauen, deren Einzelne geradezu Urheber eines „Lesefiebers" geworden sind (von dem ich glaube, daß es zur Rückbildung des Gehirns wesentlich beigetragen hat, was bei solchen Lesefieber-Geplagten leicht nachzuweisen ist!), und ebenso im Vergleich zur „Philosophie des Unbewußten" und den Werken zoologisch-philosophischer Commis voyageurs — *wenig* gelesenen Autoren gehören auch solche, welche in den weitesten Kreisen schon von der *Mitwelt* als hervorragendste Geister anerkannt worden sind. Ich erwähne beispielsweise von den Dichtern nur Robert *Hamerling*, Gustav *Freytag*, Leopold *Kompert*, Gottfried *Keller* — und könnte deren noch etliche anführen, die mit einzelnen ihrer Werke die Herzen und Seelen im Sturm erobert haben. *Was* aber sind die Erfolge dieser Männer, wenn wir sie zu *quantitativem* und *numerischem* Vergleiche mit der Popularität *irgend* eines Roman-Tendenzlers oder der Frau *Marlitt* zusammengehalten sehen? Unser Staunen währt aber nicht lange — und wir begreifen, daß die *Volksküchen* sich eines regeren Zuspruchs erfreuen und naturgemäß auf größere „Popularität" rechnen müssen als die Hallen der Wissenschaft und Dichtung, in denen „geistige Speise" gereicht wird.

Nun begreifen wir erst, daß Diejenigen, in deren Werken der Flügelschlag des Genius vernehmbar wird, das Flittergold der Popularität für nichts achten oder wenigstens nicht schnell populär werden können und wollen, und sich um des Beifalls der Thoren Willen ihrer geistigen Würde nicht entschlagen. Sie prägen ihren geistigen Fond aus und bieten das gediegene Gold des Gedankens, das zunächst immer nur einer kleinen Gemeinde von Auserlesenen zugänglich ist, während jene „Populären" ihr Flittergold in großen Massen produciren und durch die Oberflächlichkeit, Unkenntniß und Vergnügungssucht der Menge, ihr falsches Spiel gewinnen. Aber nicht für immer! An diese Hoffnung klammert sich der Genius an, mit dessen Namen jene „Populären" unverschämten Mißbrauch treiben. Es muß eine Nachwelt kommen die über die Meisten gerade im umgekehrten Verhältniß des eingeheimsten Beifalls der Thoren und der eingestrichenen Honorare richten wird. Dann schlägt gewiß auch die Stunde der Nicht-Populären.

Zu diesen Nicht-Populären unter den hervorragenden Geistern der Gegenwart glaube ich auch einen Mann rechnen zu müssen, der sich unter den urtheilsfähigen Literaturkennern sowie in einer Gemeinde von stillen aber aufrichtigen Bekennern, des ernsten Geistesstrebens und wahrer, von vulgären Effecten unbehelligter Dichtung einen Namen vom besten Klang erworben hat. Es ist Hieronymus Lorm, der von angesehenen norddeutschen Kritikern als der berufenste Dichter des Pessimismus in Deutschland anerkannt und gefeiert worden ist. Ich unterschreibe gern die anerkennenden Urtheile, die über Hieronymus Lorm, dessen „Gabriel Solmar" (Ph. Reklam, Universal-Bibliothek), dessen Gedichte und „Geflügelte Stunden" (Hartknoch, Leipzig) zahlreiche Freunde gefunden haben, gefällt worden sind, und ich betone die Anerkennung, welche seinen Verdiensten auf kritischem wie auf productivem Gebiete gebührt, um so mehr, als ein großer Theil der journalistischen Kritik aus mir unbekannten Gründen sich gegen die Leistungen Lorm's ganz ablehnend verhält.

Jenes Wort, das der unsterbliche Goethe seinem Freunde und Genossen Schiller ins Grab nachrief — „Was dem Mann das Leben nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!" — ist ein trübseliger Trost für das individuelle Glück des Menschen und lindert nur wenig die Schmerzen der Verkennung, aber es ist zugleich die Feuersäule, die den rastlosen Kämpfer durch die Wüste des Lebens ins Land der Verheißung begleitet, es ist ein schwacher Trost für den Menschen in den Schranken der Gesellschaft, aber ein großes starkes Hoffen für den Denker und Dichter, wenn die Mitwelt nur „halb ertheilt", was er ganz zu verdienen sich bemühte. Hieronymus Lorm gehört zu den Nichtpopulären sowohl im großen Lesepublikum, dessen Glieder bekanntlich auf sehr verschiedenen Bildungsstufen stehen, als auch bei einem Theile der Kritik. Es ist nicht meine Sache, an dieser Stelle zu untersuchen, ob und welche tieferen Motive das ablehnende Verhalten vieler Kritiker, dessen Folge in der Regel nicht Tadel und Polemik, sondern absolutes „Todtschweigen" ist, dem die meisten Autoren aus oft erörterten Gründen selbst scharfen Tadel, der doch immer eine sachliche Widerlegung zuläßt, vorziehen, haben mag. Ich will auch nicht die früheren literarischen Leistungen Lorm's einer neuerlichen Kritik unterziehen, die, wenn nicht von der Wahrheit abgeirrt werden soll, mit früheren Aussprüchen identisch werden müßte. Wohl aber halte ich den Zeitpunkt für geeignet, eine literarische That aus jüngster Zeit zu verzeichnen und der allgemeinen Würdigung nahe zu rücken, welche Hieronymus Lorm in weiteren wissenschaftlich und künstlerisch gebildeten Kreisen warme Freunde gewinnen wird.

Das neue Werk Hieronymus Lorm's, das in Deutschland auch bisher schon viele warme Freunde und die anerkennendste Beurtheilung gefunden hat, gehört unstreitig zu den originellsten literarischen Leistungen des Decenniums und berechtigt uns, dem Verfasser den schon von Anderen zuerkannten Namen eines Dichterphilosophen zu geben. In der That läßt sich auch das Werk

„Der Naturgenuß. Eine Philosophie der Jahreszeiten" (Berlin 1876; A. Hofmann u. Co.) als mitten innegestellt zwischen Dichtung und Philosophie betrachten. Aber es ist nicht die großentheils vernunftschädliche „spekulative Dichtung" mystisches und phantasirender Philosophen, was uns in diesem trefflichen Buche geboten wird. Es steht schlecht um die gute Sache der ewigen Wahrheit, wenn Philosophen anfangen Philosophie zu dichten. Ganz anders der Dichter! Wie der Dichter und mit ihm jedes poetische Gemüth, jeder poetisch angeregte Geist auch ohne die strengen systematischen Schranken der doctrinären Philosophie über das Leben und seine höchsten Probleme philosophirt, das hat uns der deutsche Dichterphilosoph in diesem Buche gezeigt.

Wenn ich zunächst, ehe ich auf die Darstellung und Würdigung des Inhalts eingehe, über etwas mit dem Dichterphilosophen hadern muß, so betrifft dies eine Frage, die an sich zwar nur von sekundärer Bedeutung ist, aber vom Opportunitätsstandpunkte immerhin der Erörterung werth ist. Es ist die Wahl des Titels, zu der ich, ohne die Intentionen des Verfassers zu verkennen, ihn nicht beglückwünschen kann, nicht so sehr, weil ich mit seiner Motivirung desselben nicht zufrieden wäre, als vielmehr weil ich die äußerliche und für den Erfolg zunächst allein maßgebende Wichtigkeit dieses Faktors durch eigene und fremde schlimme Erfahrung kennen gelernt habe. Es giebt nämlich bekanntermaßen neben der objektiven, auf das Sachliche eines Werkes eingehenden und daran festhaltenden Kritik auch eine andere subjektive, die sei es durch persönliche Aversion oder Trägheit bestimmt nicht auf das „Meritorische" eingeht, sondern sich statt dessen mit eisernen Fangarmen an den mehr oder minder zutreffenden Titel eines Werkes anklammert, um dann einen ganzen Heuschreckenschwarm von wohlfeilen Wortwitzen und Apercus loszulassen, die großentheils aus älteren Auflagen des „Meidinger" entlehnt sind. Mir selbst widerfuhr es, daß solche „Titel-Glossatoren und „Vorwort-Travestirer" sich an einen Titel oder ein „geflügeltes Wort" in solcher Weise anklammerten und sich dann in leichten Witzen gefielen, die ihrer Wohlfeilheit wegen einer Dame der Halle alle Ehre gemacht hätten. Ein Gleiches habe ich oft bei Anderen erfahren und kann daher constatiren, daß es eine solche Wortfängerei kultivirende, alte Witze aufwärmende und pöbelhafte Sylbenstecher-Kritik gibt, die leider oft Gelegenheit findet, ihre zügellosen Späße in Form von kritischen Notizen sogar in große und ernste Blätter hineinzuschmuggeln. Auch müssen bei der großen Ueberbürdung mit Arbeit oft untergeordnete Schreiber zum „Notizeln" in Literaturblättern herbeigezogen werden. Wehe aber „der literarischen Wohlanständigkeit", wenn solche „Notizler" Kritik treiben.

Mehr aus diesem Grunde, mehr aus gerechter Besorgniß vor der leider nur zu sehr geduldeten nergelnden und ungebildeten Kritikasterei, deren Vertreter durchschnittlich die kritisirten Werke gar nicht gelesen, sondern nur Titel und Vorrede kritisch begeifert haben — als aus gegnerischer Ueberzeugung bedauere und mißbillige ich daher den von Hieronymus Lorm für sein vortreffliches Buch gewählten Titel „Der Naturgenuß. Eine Philosophie der Jahreszeiten." Denn zugegeben, daß im ganzen Buche sehr viel von Naturgenuß, dem stillen Glück der Naturbetrachtung, und dem in dieser begehrungslosen Naturanschauung sich manifestirenden „grundlosen Optimismus" die Rede ist, daß sich der Gedanke einer mehr ästhetischen als auf den Grund der Dinge ausgehenden metaphysischen Naturbetrachtung, und des in ihr und durch sie allein gewährten Friedens wie ein rother Faden durch das ganze Werk hindurchzieht, so war dies, wo nicht ein unpassender, so doch nicht der möglichst gute und nächstliegende Titel, insoweit dieser doch die Grundidee erkennen lassen sollte. Immerhin hat die Bezeichnung „der Naturgenuß" ihre gut motivirte Berechtigung und läßt sich nur als die nicht meist zutreffende anfechten. Gewiß aber ist die zweite Bezeichnung einer „Philosophie der Jahreszeiten" nur an ein äußerliches Moment geknüpft, näm-

lich an einen Abschnitt des Werkes, der allerdings etwas wie eine ästhetische Betrachtung der Jahreszeiten enthält, aber deshalb den generellen Titel noch nicht gerechtfertigt erscheinen läßt. Ich habe auch an anderer Stelle diese Ansicht ausgesprochen, die ich nur deshalb betone, weil ich durch die Feststellung dieser Thatsache einer Beeinträchtigung des werthvollen Werkes selbst von Seiten der sylbenstechenden Kritikaster und derjenigen Leser, die sich nicht über den Titel hinwegsetzen wollen, ein für allemal vorbeugen will. Treffender schiene mir die Bezeichnung „Eine Philosophie der Naturbetrachtung" oder „der grundlose Optimismus im Menschenleben." Bei einer neuen Auflage, deren das Buch mehr als viele andere werth ist, ließe sich dies leicht richtig stellen.

Ertheilen wir dem Verfasser selbst das Wort, der in der Vorrede den schönen Grundgedanken seines Werkes selbst ausspricht und dadurch, wenn auch nur theilweise, die gewählte Bezeichnung motivirt! „Wenn kein Zeitalter bei der unaufhörlichen Anstrengung der Culturarbeit eine Beruhigung für Geist und Herz entbehren kann, so ist diejenige, die sich unsere Zeit im Naturgenuß schuf, um so wichtiger und der Vertiefung um so bedürftiger, als die Stürme der Entwicklung auch in das Gebiet eindrangen, welches sonst die sicherste Zuflucht für die bedrängte und bekümmerte Menschheit bildete. Der religiöse Friede der Gemüther ist überall gestört oder bedroht, weil gerade die zu seiner Erhaltung Berufenen ihn für den Ehrgeiz und die Interessen der Weltlichkeit preisgeben. In der dadurch verursachten Entstellung der Welt wendet sich das Menschenherz instinctmäßig zur Schönheit der Welt, zur Natur. Nichts kann daher gerechtfertigter sein, als der Versuch, jenen Instinct zum Bewußtsein zu erheben." Auch erklärt der Verfasser ausdrücklich, daß das „Gemüthsbedürfniß der Zeit" durch eine Aesthetik oder die bloße Beschreibung der Naturdinge nicht befriedigt werden könne. Es handelt sich vielmehr in diesem Werke um die „Erweckung und um die erschöpfende Ergründung der zu diesem Genuß nothwendigen Gemüthsstimmung", um die Ruhe, die von den Gegenständen der Betrachtung „genährt und ausgefüllt" wird. Es handelt sich weder um Geschichte der Philosophie noch um Kritik, die hervorragenden Erscheinungen des menschlichen Gedankenprocesses werden nur insoweit berührt, als sie unter den Gesichtspunkt der Naturbetrachtung gebracht werden können. Was uns geboten wird, ist eine Art von Philosophie der Naturbetrachtung, vor allen Dingen aber die Darlegung und Begründung des grundlosen Optimismus und seines Parallelismus mit der pessimistischen Weltanschauung im Menschenleben.

Ob die den einzelnen Abhandlungen als Einleitung vorangeschickte Geschichte wirklich im ursächlichen Zusammenhange mit denselben steht, oder nur eine ideale Persönlichkeit als Urheber der philosophischen, historischen und ästhetischen Betrachtungen in den Vordergrund treten lassen soll, ist nach der consequenten Durchführung des Themas nicht leicht zu entscheiden, doch glaube ich mich der Ansicht Derjenigen anschließen zu müssen, welche den Kurt von Kolbing für eine idealisirte, wo nicht für eine der Phantasie des Dichters entstammende Persönlichkeit halten, und die geistvollen ästhetischen und naturphilosophischen Aufsätze für des Chronisten Hieronymus Lorm eigene und ausschließlich ihm angehörige Gedankenarbeit halten. Es ist kaum anzunehmen, daß sich ein Kritiker auf den philiströsen Standpunkt stellt, von dem aus betrachtet der Haupttheil des Werkes nur Ueberlieferung eines wirklich überkommenen Nachlasses sei. Jedenfalls will ich unumwunden aussprechen, daß die „Geschichte des Kurt von Kolbing" eine vortreffliche novellistische Leistung ist, aber eine Novelle im schönsten und edelsten Sinne, ein mit tiefem psychologischen Verständniß und ergreifender Naturwahrheit entworfenes Lebensbild, das uns gleichzeitig die Lösung eines der merkwürdigsten und tiefsten Probleme des Lebens vermittelt. Hieronymus Lorm begnügt sich nicht damit, das allgemein Beliebte und Anziehende, das meist zugleich das Alltägliche

und Gemeine ist, in „amüsanter“ und farbenprächtiger Weise zu schildern, er lauscht der Natur und dem Leben seine größten und ernstesten Züge ab. Er vertieft sich in die ernsten Probleme des Daseins, die sich dem Auge des Denkers und Dichters oft im kleinsten Menschenschicksal ergreifend darstellen und seine „Geschichte des Kurt von Kolbing“ läßt sich nur wenigen Muster-Novellen an die Seite stellen.

Ich halte es nicht für angemessen, den Inhalt des ohnehin kurzen und mit psychologischer Klarheit und Präcision entworfenen Lebensbildes hier darzustellen. Ebensowenig könnte ich, der Gewohnheit zahlreicher Kritiker folgend, sagen, ob die Geschichte in der Manier dieses oder jenes Dichters gehalten sei. Es ist da nichts von den glatten und abgeschmackten Hof- und bürgerlichen Intriguen der weiblichen Romane oder der zu Romanen gestalteten Geschichtsepisoden, nichts von all' den nervenerregenden Mittelchen, von fremdnationalem Anstrich und dem erotischen Hintergrund der meisten „populär gewordenen“ und beliebten Erzähler, die sich in Mußestunden Dichter nennen lassen. Es ist die schlicht und einfach dargestellte Passionsgeschichte eines hochbegabten Menschen, einer souveränen Natur, die von Liebesqual, Weltschmerz und Menschenverachtung auf's Aeußerste gequält, Schutz sucht und findet in der tiefsten unzugänglichsten Einsamkeit und selbst die Maske des Blödsinnes nicht scheut, um sich die theuer erkaufte Trennung vom Weltgetümmel durch nichts mehr rauben zu lassen. Es ist die Leidensgeschichte des vom Leben und der Erbärmlichkeit der Menschen abgestoßenen Menschen, der die Ruhe, die im heißen Begehren und rastlosen Jagen des Lebens immer entflieht, finden will im tiefen Frieden der Natur, im wunschlosen Betrachten ihrer Schrecken und ihres Friedens. Dieser Kurt von Kolbing ist ein Typus der Menschheit, eine bisher noch individuenarme Art, ein Glied der stillen Gemeinde der Weltflüchtigen, die ablassend vom heißen Bemühen und fruchtlosen Begehren nach Glück sich bescheiden müssen und sich bescheiden. Es ist ein Stück der individuellen Erlösungsgeschichte des Menschen, eine jedem, der die Erkenntniß sucht, verheißene Messiade. Wie Wenige giebt es unter den überaus zahlreichen Novellisten und selbst unter den Besten, die zu dieser Vertiefung in die ernsten und großen Fragen des Lebens gelangen, die typische Gestalt des Menschthums schaffen, statt in den alten Geleisen des müßigen Erzählerthums alltäglicher oder ganz unerhörter Geschichten zu gehen und die Mehrzahl der oberflächlichen Leser zu amüsiren! Solche Typen hatten nach Goethes „Werther“ und „Wilhelm Meister“ nur wenige Dichter geschaffen, unter denen durch Verinnerlichung und psychologische Vertiefung der Charakter sich z. B. Leopold Kompert auszeichnet. Die Mehrzahl „schmiert etwa wie man Stiefel schmiert“ und das amüsirt wieder die Mehrzahl!

In den folgenden Abhandlungen spricht Lorm zuerst über die Betrachtung und das Schauen in Kunst und Natur und erörtert den bereits erwähnten „grundlosen Optimismus“, der sich im Gegensatze zu dem „Abscheuerregenden Optimismus aus Gründen der Vernunft“ mit dem Pessimismus leicht verträgt. „Dieser echte Optimismus hat weder Ursache noch Zweck, er nimmt daher seinen Platz außerhalb der Erscheinungswelt, er ist ihren Bedingungen, der unerbittlichen Causalität nicht unterworfen. Er ist Genie, Talent, Einfalt, Rausch ohne Trunk, er ist vor Allem Individuum. Er hat seine wissenschaftlichen Schöpfer oder Verkündiger bisher noch nicht gefunden, er funkelt und blitzt nur und ist als Sonne noch nicht aufgegangen. Wenn er im Volksgefühl und Volksmund lebendig ist, z. B. in dem Liede, das „Alleweil“ lustig zu sein auffordert, auch „wenn der Bettelsack sieben Löcher hat“, so kleidet er seine pessimistische Seite auch in vornehmeres Gewand. Der größten Weise des Alterthums, Plato, that den von Schopenhauer ins Lateinische übersetzten Ausspruch: „Nihil in rebus hominis, magno studio dignum est.“ Er ist aber auch Individuum. Natur und Geist, die sich sonst nie vereinigen können, haben ihren Vereinigungspunkt im Gemüth. In

diesem wurzelt nun der grundlose Optimismus. Ohne ihn ist das Gemüth ein Tummelplatz der Leidenschaften, von ihm beseelt der Ursprung edler und erhabener Menschenerscheinungen. In einem Falle prägt er sich als reine Herzensgüte aus, wo sich der Wille zum Leben verneint und zum Willen für das Leben Anderer gestaltet. Im andern Falle erzeugt er den Philosophen, der den Anschein der Ruhe hat, des Quietismus. „Poetus est quod facit philosophus.“ —

Im Weiteren wird gezeigt, daß Kant und Schelling als die eigentlichen wissenschaftlichen Begründer des Pessimismus zu betrachten sind, und daß Schelling zunächst vom Pessimismus zum Quietismus geführt wurde. Auch die buddhistische Ethik wird berührt und denjenigen, welche vom Umsichgreifen des Pessimismus die Entvölkerung der Erde fürchten, entgegengehalten, daß die Natur dafür sorgt,[1]) daß „die Wirthshäuser nicht leer werden und die Hochzeitskammern nicht unbenützt bleiben. Sie sorgt auch für Philosophen, welche rastlos an der Arbeit sind, den Lebensdurst, die Begehrung in Gestalt des Forscherdranges und seiner Ergebnisse zu unterstützen, wie ja eben die erwähnten Fachphilosophen und Flachmoralisten beweisen..... Man braucht nicht entrüstet zu sein, weil man nicht zu zittern braucht: die Natur sorgt für ihre Erhaltung.“ — Protestiren möchten wir doch gegen das mit selbstgeglaubtem Ernst verlangte Verzichten im Denken und die damit verbundene Aufgebung der Gedankenarbeit und der bisherigen Errungenschaften des menschlichen Gedankenprocesses, die kein grundloser Optimismus uns zu ersetzen vermag. Es gibt ja noch etwas Andres für den grundlosen Optimismus — das hat uns Hieronymus Lorm selbst gesagt — als die bloße Contemplation, die „Seligkeit der künstlerischen Anschauung“, wie sie Friedrich Harms[2]) in seiner Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie nennt und zu der Lorm noch den Frieden der Naturbetrachtung hinzufügt. Dieses Andre ist, wie er uns selbst gesagt hat, die Ruhe des Denkens — aber nicht die Ruhe in müssiger Contemplation, sondern die Ruhe in und während der Arbeit, die Begehrungslosigkeit während derselben, das Versinken in einem Meer von Gedanken, die gänzliche Hingebung an eine ernste Gedankenarbeit, über die man alle Wünsche und Leiden des Lebens vergißt. Ruhe zur Arbeit und in der Arbeit ist auch eine Quelle des grundlosen Optimismus, insoweit die Arbeit nicht auf äußere Zwecke und die Nothdurft des Lebens gerichtet ist.

Wie treffend ist die Antithese des Pessimismus und Optimismus im Folgenden dargestellt: „Ja, das Leben ist schön! Aber es leben und nicht blos schauen zu müssen, ist eine harte und bittere Arbeit. Nur unter fast übermenschlichen Kämpfen, nur unter Verzichten und Verzagen und nur begünstigt durch Umstände und individuelle Naturanlage bringt sich heutzutage das Herz des Einzelnen in die entsagende Harmonie mit dem immerwährend schonungslos zerstörenden Gleichmaß des Weltprocesses..... Allein die Kunst ist die erklärende und verklärende Ergänzung des menschlichen Lebens und was dieses kaum in den Anfängen zu erreichen vermag, stellt jene schon in Vollendung auf. Dem praktischen Menschen muß in den meisten Fällen erlassen, vom Künstler muß in allen Fällen gefordert werden, daß bei ihm die Erkenntniß der Lebensschönheit zu finden sei, und zwar nicht als Lehre, sondern als Werk. Dieses mag immerhin dabei Qual und Entsetzen zum Gegenstand haben und allen Schmerzen des Lebens die Zunge entfesseln. Darauf beruht der hohe Rang des Trauer-

[1]) Ganz anderer Meinung ist Hr. Ph. Mainländer, dessen Philosophie der Erlösung kürzlich (bei Th. Grieben, Berlin) erschien und der nach Schelling die Bewegung der Welt vom Sein ins Nichtsein lehrt!

[2]) „Die Philosophie seit Kant.“ Von Prof. F. Harms in Berlin. Theob. Grieben.

spiels. „Den Abgrund des eigenen Schmerzes zum Abgrund des Weltschmerzes vertiefend, hat sich mir die Erlösung durch einen grundlosen Optimismus, durch eine transcendente Heiterkeit der Betrachtung zunächst als Wirkung des Naturlebens dargethan, als hoffnungs- und erwartungslose Hingebung des Gemüthes an die täglichen und alltäglichen Erscheinungen, welche die Jahreszeiten mit sich führen". „Unermessen spannt sich von dieser Betrachtung der Natur der Himmel eines reinen Daseins aus, im Gegensatz zum begrenzten von Schicksalen über und über erfüllten Leben. In der Betrachtung ist alles hinweggenommen, was hemmt, Eins mit der Ewigkeit zu werden, und der in religiösen Vorstellungen Befangene würde sagen, daß er darin schon auf Erden zu Gott gekommen sei. Auf einen solchen vorschnellen Abschluß verzichtend, begnügt sich die Betrachtung mit der Liebe zur Erkenntniß des Ewigen im Naturleben oder im ursprünglichen Sinne des Wortes — mit der Philosophie — der Jahreszeiten" . . . „Wie gerne vergißt der Mensch, indem er sich gleich den unbeseelten Wesen der Natur in den Schooß wirft, daß sie sich in ihren Erscheinungen zu seinem Innern mit schauerlicher Gleichgiltigkeit verhält, zu seinem Welken blüht, zum Rasen seines Schmerzes mit bezauberndem Sonnenschein lacht! Sie öffnet das Reich ihres Friedens nur denjenigen, die sie dem Schicksal nicht mehr streitig zu machen braucht, in denen Wünsche und Begehrungen, die Pulse nicht pochen; der Mensch kehrt zur „Mutter Natur" nur dann erst wieder, wenn sein Herz nicht mehr schlägt!"

Den radikalen Unterschied zwischen der kritischen Forschung und der bloßen Naturbetrachtung characterisirt Lorm nicht minder treffend an einer folgenden Stelle. „Anders die reine Betrachtung! Sie will nichts. Sie will nicht Ausbeute, Ergebnisse, Lösungen der dunklen Fragen. Sie sieht nur. Und nur das Ringen ist ein Schauspiel, Sieg oder Niederlage sind blos Gedanken. Sie sieht in den riesenhaften Anstrengungen des menschlichen Geistes, sich über die ihm angeborenen Beschränkungen hinauszuschwingen, das erhabenste Schauspiel der Natur. Die reine Betrachtung sieht in all den Männern, welche in der Geschichte der Philosophie eine berechtigte Stelle haben, Ehrwürdige, Heilige, die mit der Hinopferung ihres eigenen Lebens um die Erlösung der Welt gerungen haben. Zum Heiland macht der Ernst des Strebens und die Dornenkrone, die dafür getragen wird, nicht die Größe der Wirkung und die Zahl der Apostel." „Erst seit der Pessimismus — heißt es an anderer Stelle — in seiner objektiven Begründung zur Weltanschauung des Zeitalters wird, hat man begonnen, die Natur aus dem Gesichtspunkt der Ewigkeit zu betrachten, den Genuß, den sie gewährt, als Erlösung ohne Erklärung oder als grundlosen Optimismus aufzufassen, der zwar dem Abgrund des Schmerzes keinen Grund, kein Ende giebt, aber eine Tiefe, in der man wie in der finsteren Tiefe der Cisternen die Sterne des Himmels zu sehen glaubt."

In den weiteren Betrachtungen wird die Naturbetrachtung durch den großen geschichtlichen Gedankenproceß der Menschheit, von der griechischen Philosophie in ihren Uranfängen bis in die neueste Zeit herab verfolgt. Dies ist der eigentlich historische Theil des Werkes, in welchem insbesondere die religiösen, poetischen, politischen und philosophischen Reformbewegungen im Mittelalter in interessantester Weise dargestellt sind. Ueberhaupt zeichnen sich diese kritiklosen Betrachtungen durch Präcision und anziehende Darstellung aus, so daß es eine wahre Erquickung ist, nach Bewältigung vieler umfangreicher Fachwerke, die Geschichte des menschlichen Gedankenprocesses in diesen vortrefflichen Abhandlungen in gedrängter Kürze zusammengefaßt zu finden. Nur dem vernunftgefährlichen Panlogisten Hegel, der Schuld ist an unzähligen Wahnvorstellungen, die noch heut in Politik und Philosophie sich breitmachen, hätte das nachweltliche Urtheil in härterer Form ertheilt werden sollen.

Eine der lesenswerthesten Abhandlungen ist „Die ersehnte Natur", in welcher der „ästhetische Durchbruch", charakterisirt durch Winkelmann und

Lessing, diese monumentalen Marksteine der deutschen Kunstgeschichte, ferner durch Herder, Goethe und Immanuel Kant in unübertroffener Weise geschildert wird. Sehr gerne unterschreibe ich das nur in allzu harter Form gefällte Urtheil über Herder, zu dem Hieronymus Lorm durch die Polemik des letzteren gegen Immanuel Kant veranlaßt wird. Ich habe dies Vorgehen des großen Denkers selbst an anderer Stelle auf das Schärfste getadelt und betone, daß sich mein Tadel nicht auf die „Kalligone", sondern auch besonders auf die „Metakritik" erstreckt. Doch protestire ich dagegen, daß „eine Vorbestimmung den Genius Herder's durch verstecktes Mißverstehen von der neuen Weltepoche ausschloß," indem ich mich auf den Nachweis stütze, den ich an genannter Stelle dafür geführt habe, daß gerade Herder den Meisten weit voran die neue Weltepoche vorahnend anbahnte. (S. meine Monographie „Herder als Vorgänger Darwins und der modernen Naturphilosophie" Berlin, Th. Grieben). Doch kann nicht geleugnet werden, daß Hieronymus Lorm in anderer Hinsicht die Verdienste Herder's vollkommen würdigt und nur gleich mir, der Wahrheit und Gerechtigkeit zur Ehre, seine Invektiven gegen Kant in das richtige Licht stellte. Als die beiden Pole der Revolution aber gelten Jean Jaques Rousseau und Immanuel Kant.

Vortrefflich ist auch die Charakteristik Rousseau's sowie die des ganzen Revolutionszeitalters in Politik, Philosophie und Dichtung. Die verschiedenen, besonders zur Geltung kommenden Formen der Dichtung sind in einzelnen mit tiefer Sachkenntniß geschriebenen Aufsätzen abgehandelt. Die kurze Charakteristik Schillers gehört wohl zu den Besten, die geschrieben wurden — und es sind ihrer nicht wenige.

Der Abschnitt „Die Natur im Besitze des Gemüthes" führt uns nach einer kurzen, psychologisch vertieften Betrachtung über die Einsamkeit, in welcher dem Apostel des „Unbewußten" und des Pessimismus, Herrn Tändert, die unverdiente Ehre einer Polemik zu Theil wird, und bald darauf der Darwinismus sehr kurz und daher auch nur ganz oberflächlich und einseitig abgethan wird, zur Naturbetrachtung in den einzelnen Jahreszeiten. Diese Aufsätze über den Naturgenuß in den verschiedenen Jahreszeiten sind durchaus vortrefflich und anziehend geschrieben. Der gesunde, reine Odem der Natur weht in ihnen und ein Duft strömt aus ihnen wie aus frischen Rosen, nur feiner und subtiler, der Duft des poetischen Glaubens an das Bleibende im Vergänglichen, an das Unsterbliche im Sterblichen. „Der Frühling ist voll der durchschimmernden Ahnung dessen, was die Welt hätte werden sollen und nicht geworden ist. Traumhaft führt er den Glauben in das Herz, das letzte, Alles vollendende Schöpfungswort wäre noch nicht gesprochen worden und alles Denken, Wollen, Thun und Streben wäre ein unbewußtes Hinverlangen, ein unaufhörliches Suchen nach dem einzigen, niegesprochenen, alles erfüllenden Wort. So muthet der Frühling an, wie ein Versprechen, das nicht gehalten wird." . . . „Der ganze Herbst ist nichts als ein rührendes Anklammern des Sommers an die schöne Erde, die er nicht verlassen möchte, an die Menschen, die sich so früh in die winterlichen Zimmer zurückziehen. Sein klarer Himmel, seine letzte Anstrengung, Wärme zu geben, sollen uns glauben machen, daß er noch nicht scheiden wird. Ein verlängertes Abendroth bemüht sich, uns darüber zu täuschen, wie früh es schon Nacht wird." . . . „Das Menschenherz bleibt immerdar ein Kind, ein nach Märchen haschendes, ein wundersüchtiges Kind. Ob auch ein Weiser schon vor vielen tausend Jahren entdeckt hat, daß es nichts neues unter der Sonne giebt, ob andere Weise behaupten, daß Alles schon dagewesen ist, wir feiern doch immer ein neues Jahr. Diese Vorstellung des Neuen hat einen berauschenden Zauber und sie ist selbst schon der Sylvesterpunsch, der unsern Sinn umnebelt. Wie im Punsch die Geister verschiedener Gährungen durcheinander brodeln, so schüttet unser Gemüth auch

verschiedene Hoffnungen, Träume und Wünsche in die Bowle des märchenhaften Wortes — Neujahr!"

Reich an anregenden Momenten sind auch die „Ergänzungen", in denen über die Einsamkeit, den seelischen Gleichmuth, die Todesfurcht, den Panlogismus, das Zusichselbstkommen der Menschheit, sowie im Folgenden über Brahmanismus, Schopenhauer, Pessimismus und grundlosen Optimismus philosophirt wird. Die Welt wird — dem Programm des Pessimismus getreu — als die schlechteste aller möglichen Welten bezeichnet. Interessant ist auch folgende Stelle: „Eine bessere Welt begleitet aber in der That die schlechteste aller möglichen Welten. Diese begleitende bessere Welt ist der Roman, ein kurz zusammenfassender Ausdruck für Alles, was das fabelhafte Glück als eine Lebensthat der Wirklichkeit darzustellen sucht, geschehe dies im Mantel der Dichtung oder der — Wissenschaft."

Wie man sich auch dem Standpunkt des Verfassers gegenüberstellen mag, kann man doch nicht verkennen, daß wir es hier mit einem originellen und an poetischen Schönheiten wie an lehrreichen Aussprüchen reichen Werk zu thun haben, von dem wir annehmen dürfen, daß es dem Dichterphilosophen eine immer zahlreicher werdende Gemeinde erobern werde. Ernste Dichternaturen und Denker haben heute schwere Kämpfe gegen die Concurrenz der „Populären" zu bestehen. Auch der Dichterphilosoph Hieronymus Lorm theilt dies Los, aber er kann getrost sein.

Friedrich von Bärenbach.

Das Zillerthal,

im Sommer 1877.

(Briefliche Aufzeichnungen).

I.

July 1877.

K. G. Dein Wunsch ist erfüllt: Die gräuliche Stadt liegt weit hinter mir, ich sauge „die freie, die himmlische Luft" „in vollen, in durstigen Zügen" ein; meine Lieblingsmusik, das Rieseln und Rauschen der Gebirgswasser, begleitet mich unaufhörlich, bis in den Schlaf hinein; von Russen und Türken vernehme ich nur so viel als ich lese. Die Situation ist äußerst behaglich.

Allerdings lebt man nicht sowohl in der „Sommerfrische" als in der Sommernässe; denn der Regen regnet jeglichen Tag. Doch ist er hier so anständig, jeglichen Tag ein Luftloch von etlichen Stunden zu lassen; eingeregnet bin ich bis jetzt noch keine 24 Stunden gewesen. Zudem ist dieser Regen durchaus nicht frostig, bäuerlich roh und ungeschlacht, sondern milde, lau, civilisirt. Gefroren habe ich noch nie, nicht ein einziges Mal habe ich, wie es in andern Hochthälern dem Sterblichen passirt, mich nach dem winterlichen Freunde im Gewahrsam des Kürschners gesehnt. Meine Fenster stehen den ganzen Tag offen, zur Joyeuse entrée für die balsamischen Lüfte. Das Zillerthal ist ein deutsches Madera. Ich erhole mich wie nach Vorschrift und bin dieser Apotheke zu bleibendem Danke verpflichtet.

Wenn nur das Kind des Adjunkten nicht so viel schriee! . . .

— Das Thal ist eng, so ziemlich von Norden nach Süden hingestreckt. Selbst wenn die Sonne brennt, was sie sich in 14 Tagen zweimal erlaubte, ist Morgens auf der Ostseite tiefer Schatten, Abends von 5 Uhr an der Weg auf der Westseite kühl und labend. Auch vor dem rasch dahineilenden Ziller zieht, wie Eos vor dem Sonnenwagen, stets ein fächelnder Luftzug her. Auf der westöstlichen Brücke zu Zell stehst Du vor einem der herrlichsten Landschaftsbilder, die sich in eine Galerie verirrten. Eiligen Brausens kommt Dir der Strom entgegen; gradaus, hinter Mayrhofen, erhebt sich dunkelklar der „Tristen" mit dem „Mittagsspitz", tiefe Schneerunsen thalwärts entlassend. Rechts davor steht wie eine vorgeschobene Koulisse die staffelförmige „Burgstallwende", grün bis zum Scheitel hinauf. Zwischendurch erblickst Du den stattlichen „Ingentgletscher", wie ein aufgeschlagenes Buch; so eben scheint der Sonnenstrahl die Blattränder zu lüften, als wolle er umschlagen. Es ist bezaubernd und täglich neu. Geh' eine halbe Stunde thalauf, so bricht am andern Ufer der gewaltige „Ahornspitz" aus breitestem Fundament hervor, erreicht die Höhe des Dachsteins auf ein Haar und sendet lange glänzende Schneegrüße aus stolzer Höhe herab. Noch ein wenig weiter auf dem linken Ufer, und Du bist auf geweihter Stätte, zu Hippach, allwo der „Rufer im Streit'", der grimme P. Greuter, einst eine Rede verübte, die ihm den Namen „Schlachtroß von Hippach" eintrug.

Willst Du das ganze Bild auf einmal überschauen, und noch mehr dazu, so ersteige eine halbstündige Höhe westlich von Zell, Klöpfl-Staudach genannt, ein wahrer Zahnbrecher für Albions blonde Kinder, aber auch ein ins Orographische übersetztes Tirolerknödel, der richtige Vorgeschmack der hiesigen Bergtouren. Vor einem Bauernhause, aus ächter Weinlaube, laß' jetzt den Blick südlich schweifen: Hippach, Burgstallwende, Mayrhofen, Ahornspitz, Tristen, der Gletscher des Mons ingens oder des heil. Ingentius, wenn's einen solchen gibt, was ich nicht weiß. Gleich zur Linken, in gebührender Entfernung, ragt graukahl der „Bärwechsel" oder „Wechselspitz" hervor. Wie gebannt stehst Du vor diesem mächtigen Wogenschlage des Hochgebirges.

Der Bauer verabreicht frische Butter, Milch von nicht ganz unzweifelhaftem Aroma, einen untadeligen „Obstschnaps", auch „Zwetschken-Branntwein", alias „Pflaumengeist" genannt. Einen Nektar von Quellwasser — „ich trink' ihn frisch vom Stein heraus." Und das ist das Gerathenste; denn Luft und Wasser mögen noch so rein sein, die Gläser sind es hier niemals. Sie haben die Wasserscheu. Schade daß die diversen Trinker nicht jedesmal ihren Namen eingekratzt haben; unser Mund könnte dann auf den Spuren berühmter Menschen wandeln! . . .

— Man sollte bei der herrschenden Finanznoth eine Steuer auf schreiende Kinder legen. Nur ein Krankheitszeugniß des Kreisphysikus dürfte davon eximiren. Das Kind des Adjunkten schläft die ganze Nacht ruhig, und schreit sich dafür am Tage aus. Es fehlt ihm also nichts, und die Eltern sind dem Fiskus für solche Störung der Nebenmenschen verantwortlich.

— Der mächtige Ziller, der geschwollen vom Regen, schon ein paarmal Miene machte, mir einen nächtlichen Besuch im Hause abzu-

statten, heißt hier einfach der „Zillerbach“. Als ich ihn gestern wieder toben hörte und sah, rief ich ihm zu:

„Du nennst dich bescheiden Bach,
Warum nicht lieber Bächlein?
Da doch so manches Bächlein
Sich bauscht zur „großen Sach'“.

Neue Bücher.

Better, F., Ueber die Sage von der Herkunft der Schwyzer und Oberhasler aus Schweden und Friesland. Bern, Dalp. (1,80 M.)

Borcke, H. v., Zwei Jahre im Sattel und am Feinde, Erinnerungen aus dem Unabhängigkeitskriege der Conföderirten. 2 Bde. Berlin, Mittler. (6 M.)

Ricardo's, D., Grundgesetze der Volkswirthschaft und Besteuerung. Aus dem Engl. v. Baumstark. 2. Aufl. 1. Bd. Leipzig, Engelmann. (7 M.)

Michaelis, E., Albrecht von Gräfe, sein Leben und Wirken. Berlin, G. Reimer. (3 M.)

Zippel, G., Die römische Herrschaft in Illyrien bis auf Augustus. Leipzig, Teubner. (8 M.)

Pfleiderer, E., Die Idee eines goldenen Zeitalters, ein geschichtsphilosoph. Versuch. Berlin, G. Reimer. (2,40 M.)

Biedermann, W. Frhr. v., Goethe und das sächsische Erzgebirge. Stuttgart, Cotta. (6 M.)

Sander, F., Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege. Leipzig, Hirzel. (9 M.)

Müller, Sophus, Die nordische Broncezeit und deren Periodentheilung. Deutsch von J. Mestorf. Jena, Costenoble. (4 M.)

Busch, Otto, Naturgeschichte der Kunst. Heidelberg, Bassermann. (3,60 M.)

Briefe an Schiller, herausgegeben von L. Urlichs. Stuttgart, Cotta. (10 M.)

Böhringer, Fr. und P., Augustinus Bischof von Hippo. 1. Hälfte. Stuttgart, Meyer Zeller. (6 M.)

Wolf, R., Geschichte der Astronomie in Deutschland. (Der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ 16. Bd.) München, Oldenbourg. (12 M.)

Oechelhäuser, W., Die Nachtheile des Actienwesens und die Reform der Actiengesetzgebung. Berlin, Springer. (2 M.)

Droysen, G., Schriftstücke von Gustav Adolph, zumeist an evangel. Fürsten Deutschlands. Leipzig, Hartmann. (6 M.)

Victor Hugo, Histoire d'un crime. Leipzig, durch Brockhaus. (7,50 Frs.)

Vambery, H., Ist die Türkei culturfähig oder nicht? Buda-Pest, Kilian. (1,60 M.)

Sullivan, A. M., New Ireland. 2 Vol. London, Sampson Low. (30 Sh.)

Cohen, Prof. H., Kant's Begründung der Ethik. Berlin, Dümmler. (6 M.)

Darwin, Ch., Die verschiedenen Blütenformen bei Pflanzen der nämlichen Art. Deutsch von V. Carus. Stuttgart, Schweizerbart. (8 M.)

Aus Rahels Herzensleben. Briefe und Tagebuchblätter, herausgeg. von L. Assing. Leipzig, Brockhaus. (4,50 M.)

Virchow, R., Ueber die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat. Münchener Rede. Berlin, Wiegandt Hempel. (1 M.)

Goethe-Briefe aus Fritz Schlosser's Nachlaß. Herausgeg. von Jul. Frese. Stuttgart, Krabbe. (8 M.)

Franke, O., Terenz und die latein. Schulkomödie in Deutschland. Weimar, Böhlau. (3 M.)

Häckel, E., Die heutige Entwickelungslehre im Verhältnisse zur Gesammtwissenschaft. Münchener Rede. Stuttgart, Schweizerbart. (1 M.)

Die Tänze des 16. Jahrhunderts, nach J. Tabourot's Archisographie von A. Czerwinski. Mit Abbild. und Noten. Danzig, Selbstverlag. (15 M.)

Hegel, Karl, Verfassungsgeschichte von Köln im Mittelalter. Leipzig, Hirzel. (5 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Reichsgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 2. November 1877. Nr. 44.

Inhaltsverzeichniß: Kriegspfuscherei. — Demokratie und Sozialismus. IV. — Noch einmal die Lebensmittelfrage. Von Dr. A. Mülberger. — Das Zillerthal. Von K. G. II. — „Wandlungen."

Kriegspfuscherei.

Da war in der Augsb. Ztg. neulich gar anmuthig zu lesen, wie die Rumänen wieder einmal auf die Schanzen von Plewna losgestürmt haben. Der Correspondent schreibt:

Die nun schon so oft stark mitgenommene vierte Division, die seit dem Aufmarsch in die Angriffslinie vor Plewna bereits viermal im Feuer gestanden und den größten Theil der Annäherungsarbeiten durchgeführt hatte, wollte (?) das Verdienst für sich haben, die Redoute Griwitza nochmals anzugreifen, und so wenigstens eine Entschädigung für die bedeutenden Verluste einerseits, sowie für die außergewöhnlichen Strapazen andrerseits, zu erringen. Es war keine Kleinigkeit, die letzten 14 Tage bei dem unaufhörlich strömenden Regen und Schnee jede Nacht in den Trancheen zu arbeiten und den Tag über bei mitunter mangelhafter Verpflegung auf der nackten, vom Regen durchwühlten Lehmerde zu liegen. Die stark abgenützten Uniformen, sowie die Zelte gewährten keinen Schutz mehr für Unbilden des Wetters. Der Soldat war daher eher geneigt (?), nicht nur einen, sondern auch mehrere wirksame Angriffe zu unternehmen, um endlich wenigstens für einige Tage die so nothwendige Ruhe und Erholung zu genießen.

Mit diesen also trefflich vorbereiteten Soldaten wurde am 19. Oktober Nachmittags der erste Sturm gewagt und nach etwa drei Stunden gräulichsten Gemetzels abgeschlagen. Nach zwei Stunden Ruhe schritt man zum zweiten Angriffe. Die Russen hatten einige Bataillone zur Unterstützung angeboten, „deren Betheiligung die Rumänen aber dankend ablehnen zu müssen glaubten, um sich allein die Ehre des Tages zu sichern." — Auch der Sturm war vergeblich, „stellenweise sah man ganze Berge von Getroffenen". So wurde es mittlerweile dunkel. „Um halb 8 Uhr Abends versuchte man nochmals den Gegner zu delogiren, die Leute stürzten sich mit Hurrahgeschrei in die Gräben, um die Böschungen zu ersteigen. Dies veranlaßte auch einen Augenblick das Gerücht, daß die Redoute genommen sei, welche Nachricht sich aber nicht bestätigte: es waren noch zu wenig Leichen in den drei Meter tiefen Gräben, um als Brücke beim Ersteigen der Böschungen zu dienen."

Schade, Schade! Wie konnte man auch mit diesem Material so zu unrechter Zeit geizen! Einige wären ja am Ende doch wol übrig geblieben, um die „Ehre des Tages" und „einige Tage Ruhe und Erholung" zu genießen.

Kurz und gut: sie verstehn ihr Handwerk nicht! Und nun wollen wir mit Vermeidung jeglicher Sentimentalität uns als Liebhaber von Fach

aufſpielen und ſagen: Um der Ehre des Metier willen ſollten die Zuſchauer endlich dazwiſchenſpringen.

Das Kriegführen im Allgemeinen iſt nothwendig: ſei es! Es hat ſeine Kunſt, ſeine Wiſſenſchaft: zugegeben! Aber eben dieſer Kunſt, dieſer Wiſſenſchaft zu Ehren duldet doch dieſe wüſte Hackerei und Dreſcherei nicht länger.

Wie ſeid Ihr ehrbaren chriſtlichen Staaten des Abendlandes doch ſonſt in Allem ſo beeifert, wo ſichs um Leben und Tod handelt! Ihr habt Geſetzbücher, die den Aal davor ſchützen an lebendigem Leibe geſchunden zu werden; Eure Ingenieure erſchöpfen die Künſte der Technik, um den Ochſen durch möglichſt ſanften Schlag aus der Welt zu ſchaffen; Ihr wendet Millionen jährlich an Miſſionaire, um den Chineſen das Kinderausſetzen, den Hinduwittwen das Selbſtverbrennen zu verleiden; Euer Pöbel ſelber ſchreit auf und greift zu den Pflaſterſteinen, wenn der Scharfrichter ſein Opfer nicht nach den Regeln der Kunſt abthut: aber hier, wo in den hautes oeuvres in ganz andrem, rieſigem Maaßſtabe gepfuſcht wird, hier ſchauet Ihr gleichgültig zu?

Rußland muß erſt ſeine Waffenehre wiederherſtellen — lautet der Einwand. Hat ſich was wiederherzuſtellen; die liegt in der Donau tiefſtem Grunde. Durch Uebermacht der Maſſen, durch einen Glücksfall mag ja der bis zum Aeußerſten ſeiner Kraftanſpannung gebrachte Gegner noch niedergeworfen werden: die Waffenehre hat damit nichts mehr zu thun. Auf andren Feldern ſuche ſie ihre Heilung, in der Ehrlichkeit der Lieferanten und Intendanten, in der Disciplin und dem Wiſſen der Heerführer, denn an dieſen iſt ſie zu Grunde gegangen und dieſe Kur läßt ſich erſt beginnen, wenn der Säbel feſt wieder in der Scheide ruht.

Kriegstüchtigkeit iſt das Fundament der Staaten — ſo lautet ja wol die moderne Lehre. Einſt war's die justitia, jetzt iſt's das justitium. Aber dies Fundament iſt nicht nur ein nationales, die Sicherheit des einzelnen Staates bedingendes, es iſt zugleich ein internationales, die Unſicherheit des Staatenverhältniſſes regulirendes. Iſt der Krieg ein Kunſthandwerk, ſo hat er ſich auch einer Gewerbeordnung, und zwar einer internationalen, zu fügen, er darf ſich nicht an die Arbeit machen, wenn er ſeines Werkzeuges nicht ſicher iſt. Denn das Material, in dem er arbeitet, iſt koſtbar und gehört der ganzen Menſchheit, ſie ſelber iſt es.

Im Namen dieſer Gewerbeordnung, zu Ehren der europäiſchen Waffenehre ſollte Rußland die Pfuſcherei gelegt werden.

Demokratie und Sozialismus.

IV.

Wir haben den ökonomiſchen Prozeß, der die modernen Geſellſchaften unterwühlt und der vom Standpunkt der Ordnung aus geradezu die Anarchie repräſentirt, in wenigen großen Zügen zu charakteriſiren geſucht. Was will aller politiſche Deſpotismus, alles Ariſtokratenthum, alle Feudalität der „guten alten Zeit" gegen dieſes unperſönliche Optimatenthum, gegen die verheerenden Wirkungen der beiden engverbündeten Abſtrakta: Kapital und Maſchine beſagen, die ſich ohne alles Anſehen

der Perſon nicht nur gegen die beſitzloſe Maſſe, ſondern auch gegen die eigenen vermeintlichen Herren richten, ſie abwechſelnd ſammt ihrem Beſitz mit den Zacken eines Rades, mit einem Riemen der Transmiſſion ergreifen und durch die engſten Verbindungslöcher hindurch plattquetſchen! Da heißt es nicht: Sehe Jeder wo er bleibe, wehre dich deiner Haut, ſelbſt iſt der Mann; denn derjenige, welcher ſorgen ſoll, daß er nicht falle, weiß gar nicht, ob er ſteht; ſieht gar nicht, wo er bleibt; ſeine Haut iſt gar nicht die ſeinige; er iſt gar nicht der Mann, welcher ſelbſt ſein könnte, ſondern eine bloße Nummer, eine todte Ziffer, Hunderttauſend, eine Million.

Nirgends hat die Kantiſche Nebularhypotheſe eine größere Analogie als in unſerer wirthſchaftlichen Welt. Das wirbelt und kreist, das ſtößt ab und zieht an, das ballt ſich und wird zerſchlagen, das rotirt nach Central- und nach Tangentialkraft: da wirken rein mechaniſche Naturgeſetze, die man ex post ſtudiren kann, über die aber kein Menſch Herr iſt, denen kein Sterblicher die geringſte Modifikation vorſchreiben kann, weil Jeder zerdrückt wird, der ſich einmiſcht, weil Alles nach blindem Walten ſeinen unaufhaltſamen Verlauf nimmt und die menſchliche Freiheit nur als Spott und Schabernack dabei erſcheint.

Perſonen kommen überhaupt in dieſer teufliſchen Komödie gar nicht vor, kein „Der" und keine „Die" treten als Acteurs auf; alles iſt Neutrum, Abſtraktum, alles ein „Das". Das Kapital oben, das Proletariat unten. Es iſt auch kein Menſch dafür verantwortlich, denn die hölliſche Runde geht über Aller Köpfe fort; hier wie nirgends trifft das Goethe'ſche Wort: „Du glaubſt zu ſchieben und Du wirſt geſchoben". Unverantwortlich iſt nur das Nichtſehenwollen des Unheils, die Verranntheit in das mechaniſche Geſetz und deſſen Proklamirung zum menſchlichen Geſetze, die Subſtitution der Freiheit innerhalb des entſetzlichen Wirbels der unbeugſamen Nothwendigkeit.

Wenn die ſogenannte bürgerliche Demokratie da glaubt und hofft, mit allgemeinen Wahlen, Abſtimmungen, ja mit dem Referendum etwas auszurichten, ehe und bevor der Grund des Uebels bloßgelegt und klar erkannt iſt; wenn ſie hofft und glaubt, mit der Geſetzgeberei alten Styles Dämme wider das moderne Fatum aufzuwerfen, das Neſſusgewand der Geſellſchaft durch neue Lappen zu beſſern: dann allerdings iſt ſie in einen ſo radikalen Irrthum verfahren, daß ſelbſt die phraſenhafteſte Sozialiſtik Recht gegen ſie hat. Dann wäre die entſchiedenſte Demokratie um nichts beſſer als der landläufigſte Liberalismus, und der kraſſe Egoismus der Agrarier ſogar viel anerkennenswerther, weil doch dieſer auch ſoziale Fragen aufwirft und ſein Klaſſenintereſſe an wirthſchaftliche Debatten knüpft.

Die ſogenannte bürgerliche Demokratie ladet aber noch einen andern ſchweren Vorwurf auf ſich, wenn ſie dem ökonomiſchen Gange der Dinge und dem durch ſie heraufgeführten Zuſtande nicht ihr beſonders ſcharfes Augenmerk widmet. Alle Staaten und Regierungen ſind von Haus und Beſtimmung aus konſervativ. Sie ſind der Ausdruck des Beſtehenden, des geſellſchaftlichen Status quo, und deſſen Geſchäftsführer. Die Regierungen haben ihr Mandat von der beſtehenden Ordnung, von den gegebenen Machtverhältniſſen in der Geſellſchaft. Ihre Majoritäten in parlamentariſchen Ländern jubeln ihnen zu, wenn ſie ihres Amtes im

konservativen Sinne warten; verlieren sie die Majoritäten, so ist das ein Zeichen, daß sie ihre Pflicht verabsäumten, daß sie nicht das zu erhalten bestrebt waren, was der Mehrheit als erhaltungswürdig erscheint. Dann kommen, wenigstens im Sinne der wirklich konstitutionellen Doktrin, andere Konservatoren an die Reihe. Das ist der Modus im gewöhnlichen Laufe der Dinge, die sich auf allgemein adoptirter Basis bewegen. Erst dann, wenn neue Ideen im Herzen der Gesellschaft aufkommen, wenn sich neue Bedürfnisse unwiderstehlich Bahn brechen, wenn tiefeinschneidende Reformen nöthig geworden sind, erst dann wird eine neue Basis nothwendig, bedarf der Staat ganz neuer Männer und neuer Grundgesetze. Bisher ist solches nur durch Umwälzungen möglich zu machen gewesen, obschon auch die Beispiele nicht fehlen, daß Staaten sich mit geringen Reibungen reformirt haben.

Die bürgerliche Demokratie steht also vor dem Scheidewege: Konservation oder Neubau? Hier gehen die Wege entschieden und auf Nimmervereinigung auseinander. Will die Demokratie das soziale Machtverhältniß, das zermalmende Fatum erhalten, Ja oder Nein? Im ersteren Falle ist sie überflüssig; denn diese Erhaltung wird von den vorhandenen Majoritäten ausreichend besorgt; diese Majoritäten schwören nicht höher als bei der besten aller wirthschaftlichen Welten; sie ertheilen und erneuern auf Verlangen das Mandat, diese beste Welt per fas et nefas zu schützen und zu fördern; ja sie sehen den Machthabern an den Augen ab, ob sie ihre Macht für groß genug erachten oder ob nicht hier und da noch ein Stückchen Freiheit zu viel auf der Welt ist, das man ihnen zum Opfer zu bringen hätte, und sobald die Macht die Stirne runzelt, nahen sie sich opferwillig dem Altare der Konservation und schlachten dem Gotte noch irgend ein Thierchen.

Wer ein Auge für die Operationen unserer Gesetzgebungsmaschinen hat, muß sich bald überzeugen, daß sie ausschließlich im Interesse der bestehenden sozialen Machtverhältnisse, im Dienste der beiden Abstrakta: Kapital und Maschine, fungiren; daß Konservation heute in letzter Instanz heißt, den bisherigen Modus der Wirthschaft gegen jede Gefahr und selbst jede Kritik zu schützen, und daß jedes Gesetz, welchen Titel und Vorwand es habe, die für unverrückbar erklärte Basis zum Ausgangspunkte nimmt. Die Dinge haben eben eine sehr zugespitzte Bedeutung erhalten; der frühere Formalismus ist ganz materiell, durchaus inhaltlich geworden. Das Vereins- und Versammlungsrecht, die Preßfreiheit, das Straf- und Civilgesetz, die Polizei und ihre Befugnisse, Bureaukratie oder Selbstverwaltung: Alles das bezieht sich nicht mehr auf den Menschen und Bürger so im Allgemeinen, auf die Wissenschaft in abstracto; es zielt vielmehr auf die soziale Bewegung und Opposition ab; es tendirt auf Sicherstellung der wirthschaftlichen Routine; es legt Selbstschüsse und Fuchseisen gegen Diejenigen, welche im Verdacht stehen, die berühmte Basis untergraben zu wollen.

Die Demokratie pur sang richte einmal ihr Augenmerk auf diesen Punkt; sie denke den Ursachen und dem Zusammenhange dieser Tendenzen nach und entscheide sich dann: ob sie der Konservation die Schleppe zu tragen sich für berufen erachtet oder ob sie „Volkspartei" in dem Sinne sein will, daß sie das Volk da sucht, wo es nach dem Ausspruche eines blinden Huhnes zu finden sein soll, nämlich „bei seiner Arbeit",

bei deren Mühen und Drangsalen, bei dem unerträglichen ungleichen Kampfe, unter dem Druck des Kapitals und zwischen den Rädern der Maschine.

Die Demokratie merke doch, daß das Wort „Freiheit" allenthalben mehr und mehr verstummt, daß die Helden der Freiheit diese gar nicht mehr in den Mund nehmen, es handle sich denn von der Freiheit der Anlage und Gründung, von der Freiheit des Geldes, und daß ein anderer Spruch in Schwang gekommen ist, der nämlich: „Die Freiheit ist der Güter höchstes nicht!" den ein kleiner Apostel vor zehn Jahren zuerst vom Baume des großen Dichters zu brechen wagte, und der jetzt das stumme Glaubensbekenntniß aller Renegaten oder plötzlich Aufgeklärten geworden ist.

Es ist doch wohl ein öffentliches Geheimniß, daß mit der Parole: „bürgerliche und politische Freiheit" kein Pathos und keine Begeisterung mehr zu entzünden sind, daß die Stichwörter der Vergangenheit ausgeschlafenen Träumen gleichen, die von verschiedenen Seiten verschieden belächelt werden. Woher das? Ist die Menschheit prosaischer, schlechter geworden? Gewiß nicht. Aber die Bestrebungen der Neuzeit gehen tiefer, greifen weiter aus, die Parolen einer früheren Periode erscheinen ihr zu eng, zu bedenklich und verfänglich.

Die Prosa sitzt anderswo, sie haust bei Jenen, die das heutige Streben und Wollen mit der Beleidigung: „Magenfrage" abzuthun vermeinen. Für sie freilich giebt es, so lange sie auf der Höhe des Glücks weiter balanciren, keine Magenfrage, wenigstens nicht ohne die genügende Antwort. Sie wollen aber nicht sehen, daß wirklich für Millionen eine Magenfrage vorhanden ist und sie haben so wenig Begriff von der Organisation des Menschen, daß sie nicht einmal ahnen, wie der Magen das Herz und den Kopf ernährt und wie Herz und Kopf sich bei der Magenfrage betheiligen: das Herz im Mitgefühl für die Leiden der Menschheit; der Kopf durch Sinnen und Trachten über die Mittel zur Abhülfe.

Noch einmal die Lebensmittelfrage.

Die „Frankfurter Zeitung" bespricht in ihrer Nummer vom 19. Oktober den in Berlin abgehaltenen Congreß der Socialpolitiker vulgo Katheder-Socialisten und bemerkt hierbei unter Anderem Folgendes:

Einen durchgeführten Versuch, das communale Finanzwesen als ein Ganzes vom gemeinwirthschaftlichen Standpunkte aus zu fassen, hat weder Prof. Wagner noch irgend einer der anderen Redner gemacht. Giebt es denn kein Gemeindeeigenthum mehr, das werbend anzulegen und dessen Ertrag in dem Gemeindehaushalt in Anschlag zu bringen wäre? Und ist nicht ferner durch die erhöhten Anforderungen unserer Zeit an den Säckel vieler Gemeinden eine Ausdehnung eigener wirthschaftlicher Thätigkeit der Gemeinde indicirt? Ueber den Manchestersatz, daß die Gemeinde keine gewerblichen Unternehmungen machen solle, sind vernünftige Socialpolitiker doch wohl längst hinaus. Es giebt eine Staatseisenbahnfrage, was hindert die Gemeinden ihr gesammtes Verkehrswesen (Droschken, Pferde-Eisenbahnen, Omnibuslinien, Dienstmänner-Institute ꝛc.) zum Nutzen des Gemeindesäckels und wahrlich nicht zum Schaden

ihrer Bürger selbst in die Hand zu nehmen und auszubeuten? Und Gasanstalten, Wasserleitungen, Schlachthäuser, Sparkassen — sind sie nicht recht eigentlich für den Betrieb durch die Kommune geeignet? Wenn wir auch nicht soweit gehen wollen, wie ein Aufsatz in der neuesten Nummer der „Wage", der gegen die vielbeklagte Lebensmittelverfälschung den Betrieb der betreffenden Gewerbe durch von der Gemeinde zu gründende Productivassociationen (einfacher wäre doch durch die Gemeinde selbst) zu empfehlen, sicher ist, daß sich durch Schaffung derartiger Einnahmen die durch Steuern aufzubringende Quote des Gemeindebudgets erheblich vermindern würde. Unzweifelhaft verdanken frühere wirthschaftliche Systeme — man denke an die Markverfassung, das Zunftwesen — dem Umstande ihre verhältnißmäßige sociale Ueberlegenheit über die moderne Wirthschaft, daß sie auf der Gemeinde basiren und es ist ein großer Fehler fast aller socialer Reformvorschläge, daß sie an den verarmten, verkümmerten modernen Staatsbegriff, anstatt an die Gemeinde anknüpfen, welche das ihr zukommende wirthschaftliche Gebiet wieder erobern muß.

Diese Bemerkungen erscheinen uns zutreffend; sie enthalten zwar nicht die ganze Wahrheit, aber einen Theil der Wahrheit und geben Veranlassung, an sie anzuknüpfen.

Die „Frankf. Zeitung" meint gegenüber unserem in Nr. 41 der „Wage" entwickelten Vorschlag, in der Lebensmittelfrage den Betrieb der betreffenden Gewerbe durch, von der Gemeinde zu gründende, Productivassociationen führen zu lassen, es wäre doch einfacher, wenn die Gemeinde selbst dieses Geschäft übernehme. Dieser Einwand ist unrichtig. Wenn es möglich ist, — und nach unserem Dafürhalten ist es sehr wohl möglich — die Organisation dieser Productiv-Associationen der Art einzurichten, daß sie, bei voller Selbstverwaltung, doch der Gemeinde gegenüber, sei es auf dem Wege des Vertrags, sei es durch irgend eine andere Form der Solidarität, jede Garantie eines aufrichtigen, gewissenhaften, und ehrlichen Geschäftsbetriebs darbieten, so ist es entschieden viel zweckmäßiger, viel natürlicher und insbesondere viel einfacher, diesen Associationen ihre eigene Selbstverwaltung zu lassen. Die Gemeinde hätte zu wählen zwischen eigenem Betrieb, mit einem ganzen Heer von so und so vielen höheren und niederen Beamten, wie es eben der betreffende Productionszweig mit sich bringt, und der Aufstellung unabhängiger demokratisch organisirter Arbeitergenossenschaften, deren Betrieb, wie gesagt, mit jeder Garantie für die Gesellschaft verbunden werden könnte. Die Wahl dürfte ihr in diesem Falle nicht schwer werden!

Aber der „Frankf. Zeitung" geht unser Vorschlag zu weit. Sie faßt für den Gewerbebetrieb der Gemeinde zunächst nur das gesammte Verkehrswesen, in zweiter Linie diejenigen Productions-Zweige ins Auge, welche, wie Gasanstalten u. s. w. ihrer Natur nach auf den Großbetrieb angewiesen sind. Wenn sie damit sagen will, diese Gebiete seien das nächstliegende, so zu sagen das handgreiflichste Versuchsfeld einer auf neuen Grundlagen ruhenden kommunalen Wirthschaft, so hat sie im gewissem Sinne Recht; wenn sie aber die übrigen Productions-Zweige ein für allemal davon ausgeschlossen wissen will, so hat sie ebenso entschieden Unrecht. Man mache uns begreiflich, wodurch der Gasbedarf einer Gemeinde, der Wasserbedarf einer Gemeinde, u. s. w. sich in volkswirthschaftlicher Hinsicht von deren Fleischbedarf, von deren Brodbedarf unterscheidet, man unterscheide unter den Konsumtionsgegenständen diejenigen, welche durch eine geordnete, geregelte, von der Gemeinde entweder selbst besorgte oder zum mindesten beaufsichtigte Productionsweise

geliefert werden sollten und hinwiederum diejenigen, bei denen der anarchische Zustand des Laissez aller nutzbringend ist. Marx sagt, wir leben in einer Gesellschaft, in der die sociale Production den Menschen beherrsche, während ein Zustand erstrebt werden muß, wo umgekehrt der Mensch die sociale Production beherrscht. Nun wir denken — und die „Frankf. Zeitung" vielleicht mit uns —, daß die Gemeinde diejenige sociale Gruppe darstellt, in welcher sich dieser Umformungsproceß in naturgemäßer Weise anbahnen und von wo aus er sich allmählich auch auf die über das Rayon der einzelnen Gemeinde hinausliegenden Gebiete der Production ausbreiten kann. Wenn aber, wie das thatsächlich der Fall ist, die Mißstände der heutigen Wirthschaft, gerade in den so überaus wichtigen Gebieten des allernothwendigsten Lebensmittelbedarfs, in Form von Betrug und Fälschung jeder Art, auftreten, heißt das „zu weit gehen", wenn man gerade diesen Punkt hervorhebt, als den brennendsten, als den nächstliegenden? Der Vorwurf, daß wir zu wenig weit mit unserem Vorschlag gegangen seien, wäre viel gerechtfertigter und wird von socialistischer Seite uns auch wohl nicht fehlen. Nun, wir wollten in unserem kleinen Artikel ja keine Theorie der kommunalen Wirthschaft geben, sondern in einem concreten Fall einen concreten praktischen Rathschlag ertheilen.

Was uns aber ganz besonders veranlaßt hat, auf unser früheres Thema noch einmal zurückzukommen und die oben citirten Auslassungen der „Frankf. Zeitung" erwähnen, ist Folgendes: Den Worten des Frankfurter Blattes, mag man an der Fassung auch da und dort etwas auszusetzen haben, liegt ein sehr richtiger Gedanke zu Grunde, ein Gedanke, den der Schreiber wohl auch in unserm Artikel in Nr. 41 dieser Zeitschrift herausgefühlt hat, wenn er gleich, was unseren positiven Vorschlag betrifft, eine quantitative Einschränkung für zweckmäßig hält. Es ist der Gedanke oder das Gefühl, daß die Gemeinde berufen ist, in den Fragen wirthschaftlicher Reform ein sehr gewichtiges Wort mitzusprechen. Wir nehmen keinen Anstand, diesen Satz noch schärfer zu formuliren und zu sagen, die Gemeinde wird überhaupt der Träger der socialen Reformen sein. Woher es kommt, daß die ganz und gäben Anschauungen dem schnurstracks entgegenstehen, daß man sich betreffenden Orts nicht einmal die Frage vorlegt, ob in den ökonomischen Fragen der Gesellschaft die Gemeinde nicht eine naturgemäße Instanz darstelle, mit der Beantwortung dieser Frage allein könnte man Bände füllen. Die ganze Geschichte der letzten 30 Jahre, die Entwicklung des „Rechtsstaats", die Centralisation überhaupt, das systematische Ersticken jeder bekannten Initiative stehen damit im engsten Zusammenhang. Die alte Gemeinde ist längst todt und die neue erst im Anfang ihrer Bildung begriffen.

Es ist hier nicht der Ort, im Einzelnen nachzuweisen, wie die Gemeinde ihrem naturgemäßen Beruf, die ökonomische Reformarbeit der Nation in direktester und nachhaltigster Weise zu beeinflussen und zu fördern, nachkommen soll. In unserm ersten Artikel glauben wir wenigstens eine Andeutung dieses großen Prozesses gegeben zu haben. Wir wollen auch mit der „Frankf. Zeitung" nicht weiter rechten, ob man sich eine direkte Uebernahme der wichtigsten Productions- und Verkehrszweige durch die Gemeinde oder die Schaffung unabhängiger, sich selbst verwaltender Productivassociationen, natürlich mit den nöthigen Garan-

tieen, hierbei als hauptsächlich maßgebend denken muß; ebensowenig wollen wir die Perspective weiter ausführen, welche sich aus solchen Reformen für das gesammte kommunale Finanz- und Steuerwesen ergeben muß. Für jetzt interessirt uns nur mehr die Frage, wie sich der Socialismus dem allem gegenüber zu verhalten hat und diese Frage ist einer eingehenden Beantwortung wohl werth.

Die „Frankf. Zeitung" meint, es sei ein großer Fehler fast aller socialen Reformvorschläge, daß sie an den „verarmten, verkümmerten, modernen Staatsbegriff anknüpfen" und trifft damit, unseres Erachtens, den Nagel auf den Kopf. Wir wissen nicht, ob der Schreiber dieser Worte hiebei auch den Socialismus im Auge gehabt oder nur an die rathlosen Reformversuche des Liberalismus, der „Socialpolitiker" gedacht hat. Jedenfalls kann sich der Socialismus mit vollem Recht getroffen fühlen, und darf eine Antwort nicht schuldig bleiben. Sein nächster Einwand diesem allgemeinen Satz gegenüber wird nun der sein, daß er selbst weit entfernt sei, von diesem gegenwärtigen „verarmten, verkümmerten Staatsbegriff" etwas Ersprießliches zu erwarten, um so mehr hoffe er dagegen von seinem, vom socialistischen Staat. Das ist nun freilich vorderhand nichts weiter, als ein frommer Wunsch und wenn der Einwand Geltung haben soll, so muß der Socialismus beweisen, daß und auf welche Weise dies möglich sei. Für diesen Beweis sind zwar allgemeine ganz richtige Principien aufgestellt, aber es fehlt noch gar viel, bis die praktischen Reformvorschläge auch nur in den weitesten, umfassendsten Fragen gehörig vertieft und in ihrer Anwendungsfähigkeit geprüft sind.

Das ausschließliche Anlehnen der socialistischen Reformprojecte an den Staatsbegriff, mag es nun principiell richtig sein oder nicht, hat jedenfalls für die socialpolitische Arbeit der Gegenwart außerordentlich erhebliche Nachtheile, und je gewaltiger die socialistische Bewegung anschwillt, desto schreiender treten sie zu Tage. Der Socialismus steht zur Zeit vor einer Krisis. Es handelt sich darum zu wissen, ob für die socialen Reformen, welche das Volk, ohne sich über die Art und Weise derselben klar zu sein, dringend verlangt, im heutigen gesellschaftlichen Körper überhaupt kein Anknüpfungs-Punkt gefunden werden kann, ob die Politik des Socialismus auch fürderhin darin bestehen darf, in Folge seiner principiellen Verneinung des heutigen Staates, der heutigen Gesellschaft, sich jeder Reformarbeit in der Gegenwart grundsätzlich zu enthalten, und das Volk zu vertrösten, bis irgend eine, auf diesem oder jenem Wege hereinbrechende Katastrophe alle politischen Hindernisse wegräumt und die Möglichkeit bietet, die socialistischen Projecte von oben herab zu verwirklichen.

Wir selbst sind auf's Entschiedenste der Ansicht, daß schon die heutige Gesellschaft für die tiefgreifendsten socialen Reformen vorzügliche Anknüpfungspunkte bietet, wir glauben insbesondere, daß die Gemeinde vor Allem berufen ist, hier ein Wort mitzusprechen. Es gibt nicht bloß eine socialistische Staatspolitik, es giebt auch eine socialistische Gemeindepolitik und es ist kein bloßer Zufall, daß der erste großartige historische Durchbruch des Socialismus den Namen „La Commune" führt. Wir sind die Letzten, zu verkennen, daß auch im Gemeindeleben jeder ernsthafte sociale Reformversuch auf Schritt und Tritt den lästigen

Fesseln der heutigen politischen Zustände begegnen wird, aber es handelt sich darum, dem Volke eine neue Ordnung der Dinge gerade in den nächstliegenden faß- und greifbarsten Verhältnissen zum Bewußtsein zu bringen und seine Wünsche vernehmbar werden zu lassen. Diese nächstliegenden Interessen aber können nichts anderes sein, als die Interessen der Gemeinde.

Der Socialismus muß mit Einem Wort an die Wirklichkeit heran; muß die concreten Fragen der Gegenwart, wie sie sich in Staat und Gemeinde darbieten, fassen und wo ein Punkt zur Realisirung irgend eines und sei es des kleinsten Anfangs sich darbietet, diesen Punkt sofort besetzen. Die wirthschaftlichen Fragen des Gemeindelebens bieten nicht blos Einen, sie bieten hunderte solcher Punkte dar. Es ist unendlich einfacher und namentlich auch bequemer, die großen Fragen der Volkswirthschaft von sogenanntem principiellem Standpunkt aus zu behandeln und sie auf diese Weise zu „lösen", als an das empirische Detail heranzutreten und den spröden Stoff selbst umzugestalten. Die Interessen der Gemeinde liefern den sozusagen von der Natur gebotenen Stoff, durch den der Socialismus in diese Schule des Lebens eintreten und in kürzester Zeit überaus segensreich wirken könnte. Wir wissen auch, daß bereits kleine Anfänge dieser Bewegung existiren, aber es fehlt noch viel, daß diese Bewegung schon in vollen Fluß gekommen wäre.

Wer daher nicht mit dem Liberalismus der Ansicht ist, daß auch in der Zukunft alles politische und sociale Heil Deutschlands nothwendig von Berlin ausströmen muß — und es gibt unter den Socialisten solche Fanatiker der Centralisation —, der muß unserer Ansicht beipflichten und dem gesammten Gemeindeleben ein gut Theil social-politischer Initiative zuerkennen. Wer aber diese Initiative zugibt, der muß logischer Weise auch die sofortige Inangriffnahme derselben, das rasche, energische Einleben in die Gemeinde und ihren Interessenkreis von Seiten des Socialismus wünschen. Eine rein praktische Erwägung wird vielleicht auch diejenigen Anhänger des Socialismus unseren Anschauungen geneigter machen, in deren Köpfen die Staatsidee so hell glänzt, daß kein dunkles Pünktchen mehr am socialen Himmel der Zukunft für sie vorhanden ist. Wir meinen die socialistische Agitation. Wer könnte ihre großartigen Erfolge leugnen? Aber diese Erfolge könnten noch viel mehr an Breite und Tiefe gewinnen, wenn das sociale Ringen mit aller Energie in die Gemeinde und ihren Interessenkreis hineingeworfen würde. Was bedeutet die halbe Million socialistischer Stimmen bei den letzten Reichstagswahlen? Daß ein großer Theil der Nation von dem dunklen Gefühl beherrscht ist — es muß anders werden! Nicht mehr und nicht weniger. Wie ganz anders wäre das moralische Gewicht dieser Stimmen, wenn sie den sicheren Hintergrund bestimmter, klar formulirter socialer Forderungen wenigstens für die Gemeinde und ihre Interessen hinter sich hätten.

Dr. A. Müllberger.

Das Zillerthal,

im Sommer 1877.

(Briefliche Aufzeichnungen.)

II.

Ende July.

K. G. Die Zillerthaler sind der nichtreisenden Welt durch drei Dinge bekannt geworden: durch die Protestanten-Hedschra, die Handschuhe und den Gesang. Zillerthaler Handschuhe, häufig wie lucus a non lucendo, sind auf allen Messen, in allen Badeorten zu kaufen. Die Händler aber sind wirkliche Zillerthaler; denn sie sind in ihr „Nationalkostüm", welches hier zu Lande meist im Schranke hängt und nur bei Festlichkeiten hervorkommt, förmlich hineingewachsen. Auch der Zillerthaler Gesang ist zum Exportartikel geworden; nur etliche Europamüde exerzieren ihn hier sporadisch. Die Protestanten-Hedschra war eine der ersten Segnungen der Restauration, die ganz Europa beglückt hat. Die hiesigen Protestanten, übrigens sehr harmloses Volk, wähnten so frei sein zu können wie zur französisch-bayrischen Zeit. Vierhundert Zillerthaler trugen diesen Wahn an ihren Schuhsohlen ins Ausland, meistens nach Schlesien; aber die Vertreibung hat gewirkt, die Luft ist seitdem von jedem ketzerischen Miasma reingefegt — umsonst ist sie nicht so gesund. Es geht nichts über die Gewalt. Im Anfang wird ein wenig geschri een, bald legt sich der Rumor, endlich kriecht Alles zu Kreuz.

Zum Glück bildet der Ziller die Gränze zwischen zwei Bisthümern: Auf der rechten Seite Salzburg, auf der linken Brixen. Beide Bisthümer haben sich einen geschichtlichen Namen durch Verfolgungssucht und unerschütterliche Orthodoxie gemacht. Aber die Salzburger sind stolz auf ihren Bischof und schauen tief hinab auf die Brixener Gläubigen; denn — der Salzburger Bischof hat gestattet, daß an Freitagen, auf die ein Kirchtag fällt, Fleisch gegessen werden darf, was der Brixener verpönt.

Dieser großartige Akt der Toleranz hat mich dennoch nicht vermocht, im Salzburgischen zu wohnen; ich zog das radikale Brixen vor. Und zwar aus guten Gründen. Ich gehöre zum Kirchsprengel von Hippach und die Zeller haben kein Recht über meine Kirchgänge zu wachen. Der Hippacher Kontrolle aber entgehe ich, da ich eine Stunde weit von der dortigen Kirche entfernt wohne und die Zeller Kirche mir ganz nahe liegt. Sic me servat Apollo.

Drüben, am Ufer des reißenden Gerlosbaches, liegt ein früher ärarisches Goldbergwerk, dessen Eingangsstollen jetzt als Bierkeller verwerthet wird. Im letzten Betriebsjahre soll die Ausbeute noch 12 Pfund Gold betragen haben. Als ich heute die Bierfässer dort auf- und abladen sah, verfiel ich in tiefes Nachdenken über den versperrten Nibelungenhort. Plötzlich gewahrte ich einen sonntäglichen Landmann, der seinen Namen gestickt auf dem Bauchbande trug und seine Pfeife ausblies, und trat mit der Bitte um Aufschluß an ihn heran. Er war willig und bereit: Als das Bergwerk zum Verkauf ausgeboten wurde, erzählte er, kamen „Preußen" und machten ein Angebot. Da aber der Bischof das erfuhr, überbot er die „Preußen" und sperrte das Bergwerk.

Der Bischof fürchtete, wenn die „Preußen" mit fremden Arbeitern ins Land kämen, so möchte die reine Lehre Schaden erleiden und die Einwohner könnten im ächten Glauben irre gemacht werden. Einmal sind die Protestanten hinausgeschafft worden, jetzt sollen sie nicht wieder herein. — Ich dankte dem Manne für seine Mittheilung, ohne ihn weiter in Versuchung zu führen. Tirol ist also nicht blos ein „glaubenseiniges" Land, sondern es hat auch „glaubenseinige" Bergwerke. Der Glauben aber trägt keine Früchte.

Und doch alle Anerkennung dem scharfsichtigen Bischof! Er kennt die Geschichte. Der Bergmannssohn von Eisleben hat vor 350 Jahren seines Vaters Genossen zu Tausenden angesteckt, und gerade in den österreichischen Bergländern hat die fatale Lehre von der Gewissensfreiheit die Tiefen der Schachte und Stollen durchwühlt. Als die Austreibung der Protestanten begann, verfiel der Bergbau zuerst. Aber es hieß: Was hülfen mir alle Erzgänge und Metalladern der Welt, so ich Schaden nähme an meiner Seele! Grade so denkt der Bischof: Schließen wir die Bergwerke, damit kein „Preuße" hineinkomme!

Aus welchem deutschen Gau diese furchtbaren „Preußen" heranrückten, habe ich bis jetzt nicht erfahren können.

Der Menschenschlag im Zillerthal ist körperlich schöner als der in allen Hochthälern, die ich näher kennen gelernt. Er rivalisirt mit der herrlichen Luft. Viel prächtige junge Männer, hoch und stark gebaut, kräftige Dirnen mit breiten Schulterblättern, kastanienbraunem Haar und Rehaugen, frischem Teint wie Milch und Blut. Lebhafte, blonde, intelligente Kindergesichter. Kröpfe selten, „Trotteln" kaum bemerkbar. An der Heerstraße meist freundlicher und verständlicher Bescheid, gutmüthiges Eingehen auf kleine Desiderien; entfernter von der einzigen Verkehrsader nicht selten protzige, abweisende, ungefällige Antworten; dabei eine peinliche Neugierde. Einziges Gegengift: Grobheit.

Im innern Wesen des Zillerthaler Tirolers waltet ein Zwiespalt, eine Kluft ohne Brücke. In seinen geistigen Aspirationen gewaltsam zusammengedrückt, hat der Zillerthaler mehr noch als andere Gebirgler dem Mißtrauen ein breites Nest gebaut. Er horcht ängstlich, er beobachtet den Fremden gleich dem bornirten Polizisten der Komödie, und da er weder im Thale noch im Gehirne Eisenbahnen hat, so stiert bei dem Durchschnitt das Mißtrauen aus den Augen hervor.

Dies gilt natürlich nur für die Daheimgebliebenen, und auch hier, wie gesagt, nur im Durchschnitt. Der Zwiespalt tritt erst recht hervor durch den Gegensatz der Weltfahrer zu den Sässigen. Das Thal, sagte man mir, kann nur ein Drittel seiner Bevölkerung ernähren, zwei Drittel sind draußen. Viele von diesen kommen gar nicht wieder, oder doch erst im Alter, mit der geschoreuen Wolle. Eine zweite Klasse verbringt nur den Winter daheim, etliche Monate oder auch Wochen. Die Kinder bleiben derweilen bei Verwandten. Die dritte Abtheilung baut das Feld, bereitet Käse und Butter; sie lebt vom Schweiße ihres Angesichtes.

Vorab von dem Schweiß und Fleiß dieser letztern. Der Zillerthaler Bauer ist der unermüdlichste, extensiv thätigste, den ich noch am Werke gesehen. Er ißt um zehn Uhr zu Mittag, weil er zu dieser Zeit schon ein halbes Tagwerk vollbracht hat. Eigentlich ist dies aber nur ein Drittel-Tagwerk; denn oft habe ich ihn bis Abends 7, ja 8 Uhr

mähen oder aufladen sehen. Der kleinste Theil des Feldes befindet sich in der engen Ebene des Thales; die Wiesen und Getreidefelder hängen meist wie die Gärten der Semiramis in der Luft. Man meint, die Leute müßten bei der Arbeit herabfallen. Der Feldbau erstreckt sich bis an die 6000 Fuß hinauf, erst dort beginnt die Alm oder Weide. Von Zugthieren ist bei der Höhe und Steile des Gebirges keine Rede; Alles wird hinaufgetragen, Dünger, Geräth, Saat, Setzlinge und Dammerde zur Herstellung der Abstürze. Gepflügt wird mit 20 Mann und der Wender hinten hat eine wahre Herkulesarbeit. Auf dem Kopfe wird die Aerndte ins „Staderl" oder auf die Tenne geschafft. Die Almen sind schwindelnd hoch, man bewundert das Vieh, welches hinaufklimmt, die schweren Rinder von vorzüglicher Race und die von unsern Vorstellungen so sehr abweichenden flinken, dreisten, ja kampflustigen Schweine. Die Ziegen dort oben sind so schön wie die Gemsen; ich sah wahre Prachtexemplare, des besten Zeichners würdig, vollständig idealisirt. Das Hinauftragen der Lebensbedürfnisse zu den Hütten, das Hinabschaffen von Butter und enormen Käsen, sind wahre Frohnarbeiten. Die Kerle, die mit Zentnerlasten aus den Gletscherregionen niedersteigen, gleichen den „wilden Männern" der Wappen; ruppig, struppig, mit Haaren bewachsen, malerisch vor Schmutz.

O der Schmutz! Wie ein greifbarer Makel, wie eine meßbare Pasta liegt er auf diesem kolossalen Fleiße, auf der gesammten Landwirthschaft. Die gröbste Unreinlichkeit ist fast durchgehends die Signatur des improbus oder vielmehr impurus labor. Mit denselben Händen in derselben Verfassung wird Alles und Jegliches angegriffen und gethan. Weder die Kuh noch der Mensch wird gereinigt. Das glänzende Resultat der Aelplerei, die herrliche Milch, sie duftet nach Kräutern und zugleich nach Kuhmist. Man spricht von Schweizer Musterwirthschaften — jeder schweizerische Stall ist ein Ideal von Appetitlichkeit gegen die hiesige Bauernwirthschaft.

Bis zur Façade der Häuser erstreckt sich der Gegensatz zwischen Weltfahrern und Säßigen. Die saubern, blanken Häuser sind mit fremdem Gelde erbaut; das eigentliche Bauernhaus ist hiesiges Wachsthum. Bei starkem Regen kann man selbst auf der Fahrstraße nur mit großen Sprüngen über die ausgeschwemmte Mistjauche hinwegkommen. Ein Meer von braunen Fluthen bedroht deine Schritte.

Da hätten die eifrigen geistlichen Hirten Gelegenheit zum Strafen und Belehren; sie könnten allsonntäglich ihrer Heerde vorpredigen, wie diese *ihre* Heerde zu behandeln hätte; sie könnten sich darüber ereifern, daß die „Herzensreinigkeit" mit der Reinhaltung des Rindviehs und der Düngerstätten beginne; daß „reine Hände" haben auch im physischen Verstande zu nehmen sei, und daß das „hochzeitliche Kleid" nicht im Kostüm des „Wurzelsepp" und der „wilden Männer" bestehe. Die Waschungen des Islam sollten Zillerthaler Kirchengebot werden. —

August.

— Pardon, beim Schweiß und Fleiß und Schmutz bin ich von meinem Thema abgekommen. Es sollte noch weiter die Rede sein von dem Gegensatz zwischen Säßigen und Weltfahrern im Zillerthale. Auf Arbeit und Ertrag sind alle Hochthalbewohner mehr noch angewiesen als

die Bewohner der Ebene. Die Weltfahrer aber haben ein Element in die Weltanschauung gebracht, welches über diesen Begriff hinausgeht, nämlich das „spekulative" Element, das Streben nach dem möglichst großen und nach dem plötzlichen Gewinn. Sich eine Reihe von Jahren im Handel und Wandel plagen, ersparen, häufen, dann sich zurückziehen, kleiner Rentier werden, kokette Häuslein zur Vermiethung bauen, den Sommerfrischlern zur labenden Augenweide: das lernt man so draußen in der Welt. Der Typus solcher wirthschaftlicher Grundsätze wohnt bekanntlich in Nordamerika, wo die oft noch jungen Alten sich zur Ruhe setzen, sobald die eigentlichen Jungen flügge geworden sind; ein mikroskopisches Spiegelbild gewährt der französische Epicier en retraite als petit rentier. Der Jude pflegt allenthalben vom Lande, wo er in Schnittwaaren und Borg gemacht hat, in die Stadt zu ziehen, um nunmehr „sein Leben zu genießen"; nur ist der Jude darauf bedacht, die Kinder „etwas lernen zu lassen, was mir leider Gottes nicht vergönnt war."

Diesem Princip der Wirthschaft entspricht die Maxime: Smart sein, was sich nicht übersetzen, nur weitläufig umschreiben läßt. Smart sein, das lernen die Zillerthaler Weltfahrer draußen, die Handelsleute sowohl als die fahrenden Sänger, die durch ganz Deutschland bis an den Ottensund reisen, nach England, ja bis nach Amerika sich in Gruppen von 5, 7, 9 Personen hinübersingen und Pounds oder Dollars sammeln — immer in der Naivität des „Nationalkostüms."

Dagegen wäre nun nichts einzuwenden — Jeder sein Geschäft. Der Gesang verliert allerdings dabei sein ursprüngliches Wesen, wird halb schulgerecht, ohne der Kunst deshalb gerecht zu werden. Aber das „speculative" Element des „Smart-seins" wird nun auch den Sässigen, den Hufnern daheim eingeimpft, und was die Weltfahrer *in der* Fremde thun, das wollen die Sässigen *an dem* Fremden ausüben, nämlich Geld verdienen, und zwar ohne Abwägung der entsprechenden Gegenleistung.

Der Zillerthaler will Bauer bleiben, und zwar in dem vorher beschriebenen Sinne, und nebenbei auch noch Wirth sein. Der Fremde kann vorlieb nehmen. Da ist das schöne Thal, da sind die Aussichten, da ist die balsamische Luft: komm wer Lust hat! Aber ein Ochse wird deshalb nicht geschlachtet, eine ordentliche Bouillon gibt es nicht; zähes Kuhfleisch thut's auch. Der Ochse wird um theures Geld nach Außen verkauft. Schöpsenfleisch ist genug da, in dreierlei Form appretirt, mitten in der Schonzeit mit eherner Stirn als „Rehbraten" angepriesen. Kalbfleisch ist selten, nur junge Schweine kommen häufig an's Messer. Wenn nichts von allem dem vorhanden ist, so haben „wir" Forellen und Backhändl. Hört man diese Delikatessen alle Tage nennen, so denkt man natürlich: Toujours perdrix! Gemüse sind gänzlich abwesend. Der Käse ist hier zu Hause, aber er beginnt seine „Mildthätigkeit" anderswo. Es werden zwei Sorten von Käse in der Größe erratischer Blöcke angefertigt: ein gelber, fetter, mit feuchten großen Augen, gar schmachtend anzusehen, und ein harter, lederner, schuhsohlenartiger, weißer. Der erstere geht vermuthlich auf den Rücken der bemeldeten Ochsen „hinaus"; den schneidet der „Schweizer Käser" nicht an, den hat kein Wirth. Das weiße Sohlleder ist, wenn ich nicht irre, derselbe Gegenstand, den man in Wien als „Croyer" haben kann, aber nicht nimmt, welcher „Croyer"

mir eine Verballhornung von „Gruyère“ zu sein scheint, die sich zum Original verhält, wie der Geschmack der Zillerthaler Käse zu dem des Gruyère. Der Fremde kann vorlieb nehmen!

Die Berge sind da, „unsere“ Berge sind sehr schön; wie aber der Fremde hinauf kommt, das ist seine Sache. Sobald man das Thal verläßt, sind die Wege fast ohne Ausnahme abscheulich, völlig polizeiwidrig, Man verrenkt sich die Hüften, vertritt sich die Füße, ein Beinbruch steht jedesmal in Sicht. Kein Handweiser an den entscheidenden Stellen, keine Angabe der Entfernung. Die Privaten und besonders die Wirthe schimpfen auf die Gemeindeverwaltung, die „absolut nichts thun“, „absolut kein Geld auslegen will“. Die Gemeindevorstände sagen: die Allerschlimmsten sind grade die Wirthe, die bei jedem Steuerzuschlage am Lautesten raisonniren. Das Facit ist: es geschieht nichts, der Fremde mag zusehen, wie er hinauf kommt! „Unser“ Thal ist schön, aber man muß halt Vorlieb nehmen!

O hätten wir die Eisenbahn! Dann wollten wir schon mit Inn- und Pusterthal konkurriren. Sie war im Anzuge zur Zeit des gottseligen „Aufschwungs“, ja sie war bereits abgesteckt. Aber die Wirthe haben sich widersetzt, und namentlich die diversen Postmeister, zugleich Wirthe und Fuhrwerksbesitzer, haben Himmel und Hölle aufgeboten, daß „wir“ die Eisenbahn nicht gekriegt haben. Daß die Pfaffen mit zurückgehust haben, verschweigt die fromme Vorsicht. —

Nun, die Eisenbahn würde von Jenbach nach Zell eine Stunde brauchen, wogegen die Post circa vier Stunden in Anspruch nimmt. Wohlhabende Leute fahren mit einem Extrawagen in drei Stunden her. Und wenn man am Bahnhofe ausstiege und Ihr „speculativen“ Leute thätet nicht mehr für Wege und Stege, schafftet Eure Ochsen gar per Bahn aus dem Thal, schnittet Euren Käse nicht an, ließet Euch nicht die Reinlichkeit zentnerweise einführen: so wär's eben noch so. Nein, es wäre schlimmer für Euch; die Fremden könnten noch rascher wieder hinauskommen, eben so rasch wie sie hereingelangten. Die Masse der Zuzügler träfe Morgens in Zell ein, führe rasch nach Mayerhofen, und Abends wäre sie wieder in Schwaz oder Zell oder Brixlegg. Das müssen die Wirthe gemerkt haben, und wenn sie das merkten, so hatten die Wirthe Recht. Jetzt bringt's doch ein oder zwei Nachtquartiere ein. Und die Rechnung muß um so richtiger sein, als zwar viele Köche den Brei verderben, viele Wirthe aber nur um so schärfer zu rechnen verstehen. Ich zähle ihrer im Dorfe Zell mit 1200 Seelen elf, leider nicht das volle Dutzend, auf 100 Seelen ein caupo; in Hippach vier, in Mayerhofen fünf. Unter diesen zwanzig Wirthen besitzen die Matadore Wagen und Pferde, welche sie zu Brandpreisen vermiethen, von Zell nach Jenbach — sechs Stunden Weges — 10 Gulden; vom Achensee nach Mayerhofen — zehn Wegstunden — gar 35 Gulden!

Ich glaube, das Kind des Adjunkten schreit über diese Preise.

„Wandlungen.“

Von dem Buche Adolf Stahr's: „G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke“ ist so eben die achte Auflage erschienen. Ueber den

Werth der Arbeit haben die Leſer längſt entſchieden, wir haben davon hier nicht zu ſprechen. Aber an der Thür des Buches mag man wohl einen Augenblick verwundert ſtillſtehn. „Seiner Durchlaucht dem Fürſten Bismarck" lautet die Widmung, die dieſer neuen Auflage hinzugekommen iſt und Frau Fanny Lewald begleitet ſie mit folgenden Worten: „Durchlauchtiger Fürſt! Es war das Vorhaben des Verfaſſers, dieſe achte Auflage ſeines Werkes, das im eigentlichen Sinne des Wortes ein Volksbuch geworden iſt, in Ihre Hände zu legen. Er gedachte dieſelbe Ihnen zuzueignen, der Sie jenen von Leſſing im vorigen Jahrhundert begonnenen Kampf für die freie geiſtige Entwicklung unſeres Volkes, in dieſem Jahrhundert wieder aufgenommen haben. Es iſt dem Verfaſſer nicht mehr vergönnt geweſen, ſein Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Aber von ſeinem liebenden Vertrauen mit der Verwaltung ſeines literariſchen Nachlaſſes beauftragt, iſt es mir eine heilige und ehrenvolle Pflicht, dem Willen meines verſtorbenen Gatten auch in dieſem Punkte nachzukommen. Empfangen Sie alſo, Durchlauchtiger Fürſt! aus meinen Händen dies Werk, als das Zeichen der huldigenden Verehrung, welche Adolf Stahr Ihnen darzubringen gewünſcht hatte. Berlin, im Mai 1877. Fanny Lewald-Stahr."

Dieſe eigenthümliche Auffaſſung moderner Zuſtände klingt in der That bereits in dem Vorworte zur ſiebenten, von Adolf Stahr ſelbſt noch eingeleiteten Ausgabe durch. Am Schluſſe heißt es da: . . . „und heute, wo ich ſo glücklich bin daſſelbe Buch in einer neuen Auflage in die Welt zu ſenden, iſt der große Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Geiſtesfreiheit und Geiſtesknechtſchaft aufs Neue und gewaltiger als je zuvor entbrannt. So möge denn auch in dieſem Kampfe, dem entſcheidungsvollſten den die Geſchichte der Menſchheit geſehen, die Geſtalt des großen Freiheitskämpfers den Genoſſen *Seines* Geiſtes das Banner vorantragen." Das war im September 1873 geſchrieben.

Damals freilich hatte der Culturkampf noch ein Anſehn, das bei ſanguiniſcher Auffaſſung geſtattete auf ein Wiederaufleben des „großen Kampfes zwiſchen Licht und Finſterniß" zu hoffen, aber auch damals ſchon war Adolf Stahr ſo vorſichtig, dem Geiſte Leſſing's ſelbſt, der „Geſtalt des großen Freiheitskämpfers" die Führerrolle zu belaſſen und ſich mit Erbeinſetzungen nicht zu beſchäftigen. Wie er im Laufe der folgenden Jahre, die das Weſen jenes „Kampfes" immer mehr enthüllten und die „Genoſſen Leſſing'ſchen Geiſtes" ihm immer mehr entfremdeten, zu einer immer ſtärkeren Erwärmung für den officiellen Träger des Kampfes kommen konnte, das entzieht ſich unſrem Urtheil; aber daß er heute, nachdem der von ihm gerühmte „Kampf zwiſchen Geiſtesfreiheit und Geiſtesknechtſchaft" nun auch in der evangeliſchen Kirche ſich ſo bezeichnend offenbart, es mindeſtens nicht für zeitgemäß halten würde, den Hrn. Reichskanzler als den zu rühmen, der das Werk Leſſing's in dieſem Jahrhundert wieder aufgenommen habe — das glauben wir mit einiger Sicherheit annehmen zu dürfen. Indeſſen mag dieſe Verknüpfung vielleicht auch nicht aus einer directen Abſicht Stahr's, ſondern aus der Feder der Herausgeberin hervorgehn und dann iſt eine höfliche Auffaſſung gewiß nur am Platze.

Pro captu lectoris habent sua fata libelli, ſagt der alte Spruch: je nach des Leſers Begriff bildet ſich des Buches Geſchick. Auch pro

auctoris captu ändert sich die Sache bisweilen. Als Adolf Stahr's Buch in seiner „Volksausgabe" erschien, also Volksbuch werden sollte, da war es Johann Jacoby gewidmet; heute, wo es „im eigentlichen Sinne des Wortes ein Volksbuch geworden", heute ist Fürst Bismark damit belehnt worden. Ein seltsamer Messias, dem jener Johannes die Wege gebahnt! Umgekehrt könnt's eher einmal einen Sinn haben.

Aber da ist noch ein Umstand, der sich zum Worte meldet. In der ebenerwähnten früheren Volksausgabe ist die Widmung an Jacoby von einer Ansprache an diesen begleitet, die in freundlichster Weise ihm Dank sagt für seine Mitarbeit an dem Buche. Das Kapitel nämlich, das Lessing als Philosophen behandelt, ist von Jacoby geschrieben, es ist seit der zweiten Ausgabe des Stahr'schen Buches diesem einverleibt, außerdem in Separatabdruck und endlich in Jacoby's Gesammelten Schriften II. 145 erschienen. Das war Freundesdienst, von Uebertragung oder Vorbehalt des Eigenthums wird da nicht sonderlich die Rede gewesen sein; für den, der sich die juristische Prosa des Verhältnisses erst klar machen will, sei darauf hingewiesen, daß die Aufnahme der Arbeit in die gesammelten Schriften Jacobys's sowohl erster wie zweiter Auflage, deutlich genug gegen einen unbedingten Verzicht auf seine Autorrechte zeugt. Man verstehe nicht falsch: es handelt sich hier um keinerlei materielles, sondern um ethisch-ästhetisch Recht!

Die Arbeit Jacoby's ist auch in die achte Auflage aufgenommen, sie ist ebenfalls dem durchlauchtigen Lessing dem Zweiten als „Zeichen der huldigenden Verehrung" dargebracht worden. Daß Jacoby zu einer solchen Verwendung seiner Gabe ermächtigt haben sollte, ist nicht anzunehmen; noch weniger freilich, daß die Herausgeberin die schweigende Zustimmung — des Todten vorausgesetzt haben sollte. Liegt hier ein Versehen des Druckers, Verlegers vor oder was sonst? Das ist eine absolut dunkle Stelle, deren authentische Interpretation recht erwünscht wäre. Auch für den Fürsten Bismarck selber vielleicht, der doch in Betreff der Huldigungen seines früheren Trostes: „wo ich's finde" nicht mehr benöthigt ist und von Gaben schwerlich einen reinen Geschmack empfinden kann, die wenn auch nur theilweise von einer ihm durchaus unsympathischen Seite herrühren und offenbar keine spontanen sind.

Neue Bücher.

Vischer, W., Kleine Schriften. 1. Bd.: Historische, herausgeg. von H. Geltzer. Leipzig, Hirzel. (12 M.)

Beslay, Ch., La vérité sur la commune. Neuchatel, Sandoz. (2,40 M.)

Leben des Generals v. Clausewitz, nach Familienpapieren dargestellt von K. Schwarz. 2 Bde. Berlin, Dümmler. (20 M.)

Minghetti, Marco, Stato e chiesa. Mailand, Höpli. (4,50 M.)

Ranke, L. v., Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers v. Hardenberg. 5. Bd. Leipzig, Duncker Humblot. (16 M.)

Milner, E., Politik und politisches Denken. Stuttgart, Metzler. (1,60 M.)

Ratnavali oder die Perlenschnur. Indisches Drama, übers. von L. Fritze. Chemnitz, Schmeitzner. (2,40 M.)

Manzoni, Aless., Dal trionfo della liberta. Poema inedito. Verona, Münster. (5 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 9. November 1877. Nr. 45.

Inhaltsverzeichniß: Ein Brief von D. F. Strauß. Von J. Duboc. — Demokratie und Sozialismus. V. — Ein preußischer Richter als Lehrer der Republik. — Das Zillerthal. Von K. G. (Schluß.) — Neue Bücher.

Ein Brief von D. F. Strauß.

Von Julius Duboc.

Die Gesammtausgabe*) von D. F. Strauß' Schriften ist gegenwärtig bis zum 6. Bande vorgerückt und somit das Denkmal, zu dem er im Fortgange seines Lebens und Schaffens die Bausteine geliefert hat und das die Pietät eines nahen Verwandten zu einem stattlichen Bau zusammenzufügen bemüht ist, etwa zur Hälfte vollendet.

Strauß verdient ein Denkmal. Ihm ein solches an der Grenzmarke seiner irdischen Laufbahn zu errichten und mit einem dankbaren Kranz der wohlverdienten Anerkennung zu schmücken wäre in dem Character einer Zeit gelegen, die, in ihrem innersten Streben klar und wahr, ihre Zielpunkte ruhig in's Auge faßte und einig in dem Gesammtinhalt ihres Bewußtseins ihre hervorragenden Kämpfer als Geisteshelden und *nur* als solche begriffe. Unsere Zeit weist den ungefähr grade entgegengesetzten Character auf. Unruhig, überhastet, zerrissen, aus vielen schweren Wunden blutend, fehlt ihr die Einheit und Ruhe der sich selbst künstlerisch erklärenden Stimmung. Der Held der einen ist der Verbrecher der anderen Seite, die Ehrensäule ist gleichzeitig Schand- und Marterpfahl, je nach dem Standpunkte des Betrachters. So ist auch für Strauß ein Denkmal, wie es ihm gegenwärtig in der Ausgabe seiner Gesammelten Schriften gesetzt wird, zunächst nur möglich geworden durch die Thätigkeit des Einzelnen, der sich pietätsvoll seiner Ehrenpflicht unterzogen hat und es bleibt nur zu wünschen, daß diese Ehrenschuld als nationale in immer weiteren Kreisen begriffen und ihr durch thätige Antheilnahme genügt wird. Das kann, da der Anschaffungspreis der 11bändigen Gesammtausgabe, wenn auch an sich niedrig, doch für den Einzelnen ein ziemlich hoher ist (55 M.), am ehesten durch Vereinigungen ermöglicht werden und ich betrachte es als eine schöne Aufgabe der zahl-

*) Ganz streng genommen giebt es nur eine Ausgabe der „Gesammelten Schriften", wie auch der Titel lautet, von Strauß, da Einiges, wie z. B. auch das Leben Frischlin's keine Aufnahme gefunden hat. Indessen ist die Sammlung im Großen und Ganzen doch eine so vollständige, daß ihr die Bezeichnung und Bedeutung einer Gesammtausgabe ohne Anstoß zuerkannt werden darf. (Zumal, nachdem die Hinterbliebenen ihre anfänglichen Bedenken bewältigt haben und nun auch, als zwölften Band, das Poetische Gedenkbuch hinzufügen wollen. Red.)

reich bestehenden, im gemeinnützigen Sinn und im Geist einer ungehemmt fortschreitenden Entwicklung thätigen Vereine dafür zu wirken, daß das deutsche Volk einen ihm zugehörigen Kämpfer mehr und mehr zu eigen erwerbe und mit ihm vertraut werde. Wenigstens die mit Geldmitteln ausgerüsteten Vereine, die unter ihren Zwecken auch die Anschaffung von Büchern u. s. w. verfolgen, sollten einer Verpflichtung zu genügen sich nicht lässig erweisen, über deren Vorhandensein für sie kein Zweifel bestehen kann, sobald sie die Bedeutung von Strauß in seiner Zeit und in seinem Volke begriffen und anerkannt haben.

Strauß würde als Schriftsteller, dem ein ungewöhnlicher Umfang des positiven Wissens zu Gebote stand und der eine sehr glückliche Darstellungsgabe besaß, unter allen Umständen Bedeutung genug behaupten, um seinen Hauptwerken noch für geraume Zeit Nachfrage und Verbreitung zu sichern. Darüber besteht kein Zweifel. Der gelehrte Forscher auf dem Gebiet der Evangelienkritik, der vortreffliche Biograph ist kein Schriftsteller, der schnell veralten konnte. Ihm würde nachwirkend die Aufmerksamkeit in weiten Kreisen stets gesichert gewesen sein und der Einzelne würde bald dies, bald jenes seiner Werke, je nach Neigung und Geschmack hervorgeholt und Anregung und Belehrung aus ihm geschöpft haben. In diesem Sinne war ihm ein dauernder Einfluß sicher. Fragmentarisch aus einander fallend konnte er so bald nicht untergehen, aber freilich nur im fragmentarischen Bestand war er gesichert. In der Gesammtausgabe der Werke eines Schriftstellers, die nicht etwa rein das Erzeugniß buchhändlerischer Speculation ist, zumal in einer solchen, von der einzelne Bände nicht abgegeben werden, wird nun aber stets etwas Höheres bezweckt. Durch sie sucht man das Bild eines Mannes in seiner Totalität festzuhalten, nicht sowohl in Berücksichtigung dieser oder jener schriftstellerischen Vorzüge, die er besessen, sondern vor Allem weil entweder seine Wirkung in der Zeit oder sein Charakter- und Geistesbild von der ungewöhnlichsten Art gewesen ist.

Bei Strauß ist meines Erachtens der Hauptton auf die erste Seite zu verlegen, und man thut Unrecht, mit künstlichem Nachdruck auf der zweiten über Gebühr zu verweilen. Die rauschenden Fanfaren, die alle auf den einen Bewunderungston gestimmt sind, verwirren nur und ärgern uns in ihrer Uebertreibung. Ich habe die im ersten Band der Gesammtausgabe enthaltenen, bisher ungedruckten „literarischen Denkwürdigkeiten", in denen Strauß rückschauend über sein literarisches Schaffen berichtet, mit warmem Interesse gelesen, aber wenn man diese schlichten Tagebuchblätter, wie es in einer angesehenen Wochenschrift geschah, als ein „Meisterstück von dem Meister biographischer Darstellung" preist, wenn man ihre Wirkung mit der Wirkung des Poseidon-Torso vom Parthenon zu Athen vergleicht, so thut man, wie mir scheint, uns und Strauß Unrecht. Denn würde er selbst wohl, er, der so fein den Pinsel zu führen wußte, an einer so starken Farbeauftragung, Gefallen gefunden haben? Wenn er Jean Paul ähnlich gewesen wäre, ja wohl, wahrscheinlich. Von diesem berichtet uns Spazier, daß er an den „entzückten Stoßseufzern", die Görres in einer Recension über ihn ergossen, eine außerordentliche Freude hatte und jene Kritik sogar zur Beurtheilung seiner sämmtlichen Werke als ein „Muster-Schema in die Hände aller seiner künftigen Recensenten" wünschte.

Aber Strauß? Dieser strenge, nüchterne, wenn auch innerlich feuersprühende württembergische Magister war doch wohl zu ernsthaft und namentlich zu wenig weichlich, um dem Farbentöpfchen der Schminke nicht abhold zu sein.

Und noch ein Anderes. Wenn man — mit Recht — von Strauß' großen Geistesgaben spricht, so darf man dabei nicht recht eigentlich an das, was man geistreich zu nennen übereingekommen ist, denken. Auch hierin wird man leicht durch die Uebertreibungen seiner Herolde irre geführt. Strauß war keine Natur, der eine weltumfassende Weite der Gesichtspunkte rasch aufblitzt, keine Natur, die leicht bewältigt, die im Fluge Analogien erhascht und sie rasch packend und mit neuen Keimen befruchtend, zu einer neuen Weltanschauung voll frappanter, wenn auch häufig nur durch Scheinwahrheit blendender Motive, umgestaltet. Kurz er war nicht, was man in diesem Sinn geistreich zu nennen pflegt. So ist auch seine Arbeit in und an der Umwandlung des christlich-religiösen Bewußtseins der Gegenwart, deren unermeßliche Bedeutung kaum hoch genug anzuschlagen ist, keine, der das Prädicat: geistreich eigentlich zukäme. Feuerbach, eine wesentlich anders geartete Natur, hat ihn darin bei weitem überboten. Wie ganz anders, wie weitausgreifend und tiefsinnig faßte dieser seine Aufgabe an als er im „Wesen des Christenthums" die religiöse Frage zum erstenmal in ihrem uns zunächst liegenden Mittelpunkt zu untersuchen unternahm. In dem so packend interessanten Vorwort zu der zweiten Auflage dieses epochemachenden Werkes bezeichnet er den Unterschied zwischen sich und den Vertretern der rein historischen Analyse des Christenthums, indem er sagt: „der Historiker zeigt, wie z. B. Lützelberger, daß die Erzählungen von den Wundern Christi sich in lauter Widersprüche und Ungereimtheiten auflösen, daß sie spätere Erdichtungen sind, daß folglich Christus kein Wunderthäter, überhaupt nicht der gewesen ist, den die Bibel aus ihm gemacht hat. Ich dagegen frage nicht darnach, was wohl der wirkliche, natürliche Christus im Unterschiede von dem gemachten oder gewordenen supranaturalistischen gewesen ist oder sein mag; ich nehme diesen religiösen Christus vielmehr an, aber zeige, daß dieses übermenschliche Wesen nichts andres ist als ein Product und Object des übernatürlichen menschlichen Gemüths. Ich frage nicht: ob dieses oder jenes, überhaupt ein Wunder geschehen kann oder nicht; ich zeige nur was das Wunder ist, und zwar nicht a priori, sondern an den Beispielen von Wundern, die in der Bibel als wirkliche Begebenheiten erzählt werden, beantworte aber damit gerade die Frage von der Möglichkeit oder Wirklichkeit oder gar Nothwendigkeit des Wunders auf eine Weise, die selbst die Möglichkeit aller dieser Fragen aufhebt."

In diesen wenigen Sätzen findet sich der Unterschied in den beiderseitigen Leistungen und Methoden genügend scharf ausgesprochen. Dem Einen gilt das geschichtliche Factum als solches, dem Anderen dasselbe aber als Thatsache des Herzens als Untersuchungsobject. Umschließt aber Religion in ihrem innersten Bestande das Herzensgeheimniß des Menschengeschlechts, so tritt jene zweite Untersuchung offenbar dem Brennpunkt der ganzen Frage, den Ursprungsstellen des religiösen Nervengeflechtes, viel näher als die erste.

Und doch war wiederum Strauß' Vorgehen in seiner Wirkung ein so überwältigendes und bahnbrechendes, daß Zeller ohne eine Spur von Uebertreibung von ihm behaupten darf, „daß er mit einer Wirkung wie wenige in den geistigen Fortschritt unseres Jahrhunderts eingegriffen hat." Seit der Reformation ist, in unserem Volk wenigstens, der geltende Besitzstand des religiösen Bewußtseins nicht zum zweitenmal so gründlich, so daß Alle die Wirkung der Erschütterung verspürten, aus dem dogmatischen Schlummer aufgerüttelt worden wie durch „das Leben Jesu." Denn bei diesem Buch eines gelehrten Theologen trat die seltene Folge ein, daß eine populäre Wirkung sich fast unmittelbar mit derjenigen verband, die es zunächst unter den Fachgenossen an die es sich seiner ganzen Anlage und Durchführung nach richtete, hervorrufen mußte und hervorrief. Für diese bedeutete die merkwürdige Schrift eine völlige Umwälzung in der bisherigen Auffassung und Behandlung der Grundlagen der christlichen Religion zu Gunsten der unabhängigen Geschichtsforschung und zwar mit einem wesentlich negativen Ergebniß, das in dieser zwingenden Schärfe und Vollständigkeit bisher nicht formulirt gewesen war. Für das Volk aber d. h. für alle die welche den Untersuchungen im Einzelnen nicht folgen und zu ihnen keine competente kritische Stellnng gewinnen konnten, bedeutete das Buch etwas ganz Anderes und diese Bedeutung hat es bis auf den heutigen Tag: nämlich die Erkenntniß, daß — wie Strauß selbst es in seiner „Schlußbetrachtung" zum Leben Jesu ausgedrückt hat — „von dem Glauben an Dinge, von denen zum Theil gewiß ist, daß sie nicht geschehen sind, zum Theil ungewiß, ob sie geschehen sind und nur zum geringsten Theil außer Zweifel, daß sie geschehen sind" unmöglich des Menschen Seligkeit abhängen kann. Das hatte freilich der alte Reimarus schon ganz ähnlich ausgesprochen, aber erst die Strauß'sche Untersuchung gab diesem Ausspruch den donnernden Nachdruck, der nun mitten in das Herz und Gewissen jedes Einzelnen einschlug. Es hat auf christlich-religiösem Gebiet nie etwas Populäreres gegeben als die Seligkeitsfrage. Sie ist der mächtige Hebel und Angelpunkt, um den sich im letzten Grunde das ganze große Getriebe des religiösen Empfindens und der in ihm waltenden seelischen Motive bewegt. Es konnte also auch keine einschneidendere Wirkung erzielt werden als wenn mittelst der einfachsten Erkenntniß wie sie in dem obigen Satz enthalten ist, der Hebel grade an dieser Stelle angesetzt wurde.

Sollen wir denn nun aber Strauß' Bedeutung auf religiösem Gebiet rein oder ganz vorwiegend in die Wirkung seiner Arbeit verlegen? Fällt seine ihm eigenthümlich zukommende Bedeutung dadurch nicht sehr zusammen? Kommt ihm, wovon ich gleich im Eingang dieses Aufsatzes ausgegangen bin, ein Denkmal zu, wenn ihm vor allen Dingen doch nur das nachgerühmt werden kann, daß er Erfolg, wenn auch Erfolg von unberechenbarer Tragweite hatte? Eine solche Auffassung von Strauß' persönlicher, durch seine geistige Begabung bedingter Wirksamkeit, von dem, was man füglich seinen Genius nennen kann, würde ich nun aber allerdings für ganz unzureichend und verkehrt halten. Man kann ihm geistreichen Tiefsinn bis zu einem gewissen Grade absprechen, man kann die eigentlich schöpferische Anlage an ihm vermissen, man kann ihm jene Einseitigkeit der Auffassung in manchen Dingen vorrücken,

welche die starke, dann aber auch wieder die schwache Seite der sogenannten „Ganzen" im Gegensatz zu den „Halben" bildet, ihm bleibt ein Ungeheures, durch welches er allein leisten konnte, was er geleistet hat, nämlich der Drang, die Ausdauer, die Fähigkeit, da ganze Arbeit zu machen, wo Andere halbe und viertels gemacht hatten. Mich dünkt, Strauß hat sich über diesen Grundzug seiner Natur sehr richtig, wenn auch sehr bescheiden ausgedrückt, indem er in dem Epilog zu seinem „der alte und der neue Glaube", dem letzten für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriftstücke, das wir überhaupt von ihm besitzen, von sich sagt: er habe nie der Lockung widerstehen können, „das getrennt Vorliegende zusammen zu denken." Schon vor 40 Jahren, ehe sein Leben Jesu erschienen sei, habe längst in denkenden Theologen die Einsicht gedämmert, so übernatürlich wie die Evangelien erzählen und die Kirche bis dahin geglaubt hatte, könne es mit Jesus unmöglich zugegangen sein, aber auch so unnatürlich-natürlich nicht, wie die rationalistischen Schriftausleger die Sache wendeten; daneben seien Zweifel an dem apostolischen Ursprung der Evangelien, dem durchaus historischen Charakter ihrer Berichte da und dort aufgekommen — er habe nur diese Gedankenstücke zusammengezogen. Das liest sich so leichtweg, als ob das gar nichts sehr Absonderliches sei. Wer aber ein wenig genauer darüber nachdenken und sich im Einzelnen klar machen will, welche Summe von Eigenschaften des Characters und Geistes, des bewußten wie des unbewußten Menschen dazu erforderlich ist, um das, was in Anderen „dämmerte", in helles Tageslicht zu verwandeln, der wird finden, daß damit allerdings ein Höchstes ausgesagt ist. Es ist eben die Kraft der Sonne, welche die Nebel zertheilt. Und grade das ist für mich das Große in Strauß' Natur, das, was ihn in meinen Augen sehr nahe an die erhabene Gestalt des Reformators stellt. Denn auch Luther war kein geistreicher Mann, aber er hatte wie Strauß die seltene Kraft, das getrennt Vorliegende in sich als Mittelpunkt zu vereinigen und es in der Kraft des Lebens fruchtbringend zu verbinden und er war wie Strauß unfähig, Stückwerk zu machen.

Die zuletzt erschienenen 4 Bände der Gesammtausgabe der Straußschen Schriften umfassen: das Leben Jesu für das Deutsche Volk bearbeitet in 2 Bänden — drei kleinere Schriften: der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte, die Halben und die Ganzen und H. S. Reimarus, von denen sich nach Zellers richtiger Bemerkung die zwei ersten als Nachträge, die dritte als Vorläufer des Lebens Jesu darstellen — und endlich „der alte und der neue Glaube", auch gewissermaßen ein Nachtrag und eine Ergänzung zum Leben Jesu, wenigstens in dem Sinn daß Strauß in dieser letzten Schrift eine Forderung vollständiger zu erfüllen suchte, auf die er in seiner neuen Bearbeitung des Lebens Jesu nur eine Abschlagszahlung geleistet zu haben glaubte, nämlich „der alten christlichen Weltanschauung in allen ihren Theilen und Folgerungen die moderne philosophische entgegenzustellen." Das Hauptwerk dieser Gruppe, an die sich das andere ergänzend und ausführend anschließt, bleibt also die berühmte Jugendarbeit des Verfassers in der Bearbeitung die er 1862 erwählte, als er sie dem deutschen Volk bestimmte.

Wie kam aber Strauß dazu sich an das Volk d. h. in diesem

Fall an alle ungelehrten Gebildeten und Denkfähigen zu wenden? Sein ursprünglicher Instinct leitete ihn ja nicht grade in diese Wege. Die erste Ausgabe des Lebens Jesu war nach des Verfassers ausdrücklicher Erklärung nur für Theologen bestimmt, die Nichttheologen waren als „noch nicht gehörig vorbereitet" ausgeschlossen. Was änderte diese Auffassung bei Strauß und zwar so gänzlich, wie sich dies in der Vorrede zu seinem neuen Leben Jesu ausgesprochen findet? Dort, wo er den „Wunderwahn den Hauptanstoß an dem ganzen alten Religionswesen" nennt, wo er behauptet, daß mit ihm „die Geistesreligion selbst ungeistig, das Christenthum jüdisch gefaßt" sei, während „das Christenthum erst wirklich christlich verstanden werde" wenn wir erkennen, daß in demselben „die Menschheit nur ihrer selbst tiefer als bis dahin bewußt geworden sei" — dort betont er mit Nachdruck, daß man diese Einsicht als Ahnung oft bei den „einfachsten Menschen der untersten Volksschichten" finde, während freilich „Viele in den obersten Gesellschaftsklassen ihr verschlossen" blieben. Wie Strauß dazu kam gerade diesen Ausspruch zu thun, er, der im Ganzen nur wenig mit dem Volk und noch weniger mit den untersten Volksschichten verkehrte, dazu kann, glaube ich, der nachfolgende, bisher ungedruckt gebliebene Brief von Strauß einen nicht uninteressanten Beitrag liefern. Derselbe stammt aus dem Jahre 46 und ist an einen einfachen österreichischen Landmann, den noch lebenden, durch seine Verbindung mit vielen Freidenkern und seine Lebensschicksale häufig genannten Konrad Deubler gerichtet. Deubler, ein Mann von ebenso großer Schlichtheit der Sinnesweise als regem Trieb den höchsten geistigen Interessen ein Verständniß abzugewinnen, hatte in seinen fernen Salzburg'schen Bergen ein leises Wehen der Erschütterung verspürt, die der schwäbische Theologe durch seine Kritik der historischen Grundlagen des Evangeliums verursacht. Unverdrossen und gewohnt, vor keiner Arbeit zurückzuschrecken, hatte er sich in den späten Abendstunden nach schwerer Tagesarbeit daran gemacht, in das Leben Jesu in seiner ersten Gestalt einzudringen. Bald war er inne geworden, daß der Zugang zum Verständniß hier für ihn durch Felsstücke verrammelt war, die das redlichste Bemühen nicht zu beseitigen vermochte und dieser Umstand wurde die Veranlassung einer brieflichen, an den Verfasser des Lebens Jesu gerichteten Anfrage, warum er denn bei seiner Arbeit so wenig das Volk berücksichtigt habe. Wie eigen mußte diese Aeußerung, der Wunsch und Bitte um Abhilfe angeschlossen war, den gelehrten Theologen, den muthigen, aber fast vereinsamten Denker berühren!

Er hatte den Kanzeln gepredigt und sie leer gefunden, seine Rede und Beweisführung, die die Fachgenossen überzeugen und auf andere Wege leiten sollten, hatte er in den allermeisten Fällen an taube Ohren und widerwillige Herzen verschwendet. Und hier ließ sich nun eine Stimme aus den Reihen der „Unvorbereiteten" vernehmen, die herzlich verlangend nach Aufklärung und Belehrung begehrte. Der Vergleich mit Paulus, „der sich" — worauf er in der Vorrede zum Leben Jesu hinweist — „an die Heiden wandte, da die Juden sein Evangelium von sich stießen", war ihm hier in der That sehr nahe gelegt. Er setzte sich also hin und schrieb an seinen neu erworbenen Gesinnungsgenossen:

Werther Herr!

Da ich diesen Sommer längere Zeit auf Reisen war so kam mir Ihr freundliches Schreiben erst jetzt zu, und ich beantworte es um so schneller, je mehr mir daran liegt, Sie nicht länger in dem Glauben zu lassen, als fehlte es mir am guten Willen, eine so wohlgemeinte Zuschrift wie die Ihrige zu beantworten. Eine befreundete Stimme aus Ihren Bergen zu vernehmen hat mir große Freude gemacht; Ihr Stand und Bildungsgang, die Mühe, die es Sie gekostet haben muß, Sich so weit durchzuarbeiten, gibt Ihren errungenen Ueberzeugungen doppelten Werth, und Ihr Brief ist mir ein erfreulicheres Zeichen der Zeit und der Früchte meines Wirkens, als es die zustimmende Aeußerung eines gelehrten Theologen sein könnte. Freilich gerade eine solche Aeußerung, wie die Ihrige, zu verdienen, muß ich mir gestehen, sehr wenig gethan zu haben, und Ihr Vorwurf, daß wir Männer des Fortschritts unter den Gelehrten das Volk zu wenig berücksichtigen, ist wenigstens gegen mich ganz gerecht. Nur müssen wir bedenken, daß es damals, als ich mein Leben Jesu schrieb, noch ganz anders bei uns aussah. Hätte ich es populär geschrieben, so wäre es gewiß verboten worden; nur unter dem Schutze seiner gelehrten Form konnte es sich ungestört verbreiten. Und auch ich selbst hätte mir damals ein Gewissen daraus gemacht, ein solches Buch unter das Volk zu werfen; unter dem Volke waren damals noch keine Zeichen eines Bedürfnisses nach solcher Aufklärung zu bemerken, am wenigsten bei uns in Würtemberg, wo freilich noch jetzt jenes Bedürfniß nicht erwacht ist; ich, als Theologe, hatte es empfunden und befriedigt, meine theologischen Freunde, das wußte ich, empfanden es auch: so war mein Plan, durch Aufklärung der Theologen allmählig auch das Volk zu reineren Religionsbegriffen zu führen. Allein ich hatte falsch gerechnet und es sollte gerade umgekehrt gehen. Die Theologen in Masse verschmähten was ich und andere Gleichgesinnte ihnen boten, weil sie für ihre Existenz als Geistliche fürchteten, dagegen wandte sich das Volk — im Deutschkatholicismus, in den Vereinen der protestantischen Lichtfreunde pp. — der neuen Richtung zu und wenn je das Unternehmen einer deutschen Kirchenreinigung in Deutschland gelingen wird, so wird dieß nur trotz, nicht durch die Theologen geschehen. Diese stehen jetzt zu dem was uns geistig Noth thut gerade so wie die Juden zur Zeit des Apostels Paulus: ihnen bot er das neue Heil zuerst, aber weil sie es verschmähten, wendete er sich zu den Heiden: so muß, wer jetzt Licht bringen will, die Theologen stehen lassen, und sich an das Volk wenden, das ebenso empfänglich ist, wie jene verstockt sind. So würde auch ich es halten, wenn ich heute zu schreiben hätte; allein ich hatte vor 10 und vor 6 Jahren zu schreiben, und jetzt sind Andere da, die für's Volk besser zu schreiben wissen, als ich, und so kann ichs denen überlassen.

Sie wünschen fernere Schriften von mir kennen zu lernen; die einzige, die es vielleicht der Mühe werth ist, noch zu lesen, ist ein kleines Heft, betitelt, friedliche Blätter, das ich Ihnen beilegen will, wenn, wonach ich mich erst erkundigen muß, dergleichen p. Post dort einpassiren kann.

Mit dem herzlichsten Wunsch, daß diese Zeiten Sie wohl und zufrieden antreffen mögen, bin ich

Ludwigsburg, 8. Sept. 1846.

Ihr ergebenster

D. F. Strauß.

Mich dünkt, daß dieser Brief ein sehr günstiges Zeugniß ablegt. Uebelwollender Auslegung hat es immer nahe gelegen zu sagen: Strauß, der kein Mann des Volks war, wandte sich nur aus Verdruß an dasselbe. Nur weil die Theologen nichts von ihm wissen wollten, wußte er das Volk zu finden. Er machte ihm das Geschenk der Ausbeute seiner

gelehrten Forschungen, weil Andere es verschmähten. Aber hier stellt sich der Zusammenhang sehr deutlich anders dar. Das Leben Jesu „für das deutsche Volk bearbeitet" ist nicht allein das Geschenk eines gelehrten Theologen an sein Volk, sondern gleichzeitig gewissermaßen die Eroberung eben dieses Theologen durch sein Volk. Und so ist dasselbe im doppelten Sinn sein Eigenthum zu nennen. Und in doppeltem Sinn besteht der Anspruch, daß es der großen und treuen Arbeit seines Urhebers die Arbeit des Eindringens und des geistigen Erwerbs würdig zur Seite stelle.

Demokratie und Socialismus.

V.

Wir haben die verbreitetsten Irrthümer der reinpolitischen Demokratie ohne Schonung zu enthüllen gesucht, die noch exklusiven Elemente dieser Parteirichtung energisch auf den Punkt hingewiesen, von dem aus das gesellschaftliche Uebel einzig kurirt werden kann, ihnen die Volkswohlfahrt als das Prinzip anempfohlen, welches für jetzt und in Zukunft den ganzen Begriff der Freiheit in sich aufnehmen muß.

Wir thaten das in einem Momente, der weder der Freiheit noch der Wohlfahrt im Geringsten günstig genannt werden kann, Angesichts einer Zukunft, in der es sich vielleicht gar nicht ums Weitergehn, sondern lediglich um ein dürftiges Erhalten formaler Errungenschaften handelt. Grade ein solcher fauler und flauer Moment eignet sich indessen wohl am besten zu einer gründlichen Ueberprüfung eigener und fremder Grundsätze, zu einer ehrlichen Einkehr in sich selbst und zur Ausscheidung aller Separatliebhabereien, Sondergelüste, Sym- und Antipathieen. Kein reaktionärer Luftzug, kein „russischer Wind" wäre zu theuer erkauft, wenn sich während seines Wehens und Blasens endlich die im eminenten und prägnanten Sinne zu benennende „Volkspartei" bildete, wenn endlich eine aufrichtige Durchdringung von politischen und sozialen Bestrebungen zu Stande käme.

Dazu wäre nun, neben allem bereits Geforderten, auch noch unumgänglich nöthig, daß die sozialistische Partei von ihrer bisherigen Sprödigkeit, sagen wir es gradezu, von ihrer exklusiven, mitunter fanatischen Haltung abstände. Diese Partei hat ihr Programm, ihr Prinzip, ihre Parole, und man kann vor ihrer Konsequenz alle Achtung haben, ohne diese Konsequenz von Einseitigkeit und unnöthiger Feindseligkeit gegen Gesinnungsverwandte freizusprechen. Parteiprogramme sind in Zeiten ernster Kämpfe und Angesichts großer Ziele unentbehrlich; aber es ist ein durch die ganze Geschichte widerlegter Irrthum, daß Programme sich so realisiren lassen, wie sie gedacht und gefaßt wurden. Schon die Ausschließlichkeit in Betreff der Personen, die Ausspürung der „Verdächtigen", ist vom Uebel. Keine Partei in der Geschichte hat auch nur einen Theil ihrer Absichten erreicht, ohne Hülfe anderer Gesellschaftselemente; ihre besten Generale waren stets dem Lager der zunächst Bekämpften, der bis dahin Herrschenden entnommen. Der Graf Mirabeau brach der bürgerlichen Welt die Bahn; der Graf Saint-Simon führte die

„enterbten Klassen" des Volks auf den Kampfplatz. Die theoretischen Begründer des Socialismus gehörten und gehören allenthalben der bürgerlichen und gelehrten Klasse an. Die Arbeiterwelt selbst hat nur Belege, Beispiele zu den aufgestellten Lehrsätzen beigebracht; sie hat sich, durch die Theorieen Anderer belehrt, nicht ohne Mühe zur Fähigkeit der Propaganda hinaufgearbeitet. Sie handelt daher gegen ihr eigenes Interesse, sie verkennt ihre Lage und ihren Vortheil, wenn sie sich abwehrend und abweisend gegen ehrliche Mitkämpfer verhält und Gemeinschaft mit denjenigen perhorreszirt, die bei inquisitorischer Herzens- und Nierenprüfung vielleicht nicht ganz „auf der Höhe des Standpunktes" angetroffen werden, wenn sie nichts von solchen wissen will oder sie wohl gar zu Feinden erklärt, welche vorläufig nur „bis dahin" oder „dorthin" „mitgehen" zu können erklären. Mit einem Worte, die Partei hat sich wohl davor zu hüten, zur Gemeinde zu werden; von der Gemeinde zur Sekte ist nur Ein Schritt.

Eine Gemeinde oder Sekte kann allerdings durch emsige, entsagungsvolle Popaganda einen gewaltigen Einfluß auf das Volk, in dessen Mitte sie thätig ist, ja im Weiteren auf die Menschheit ausüben, namentlich wenn sie religiöse, dunkle, mehrdeutige Orakel austheilt; es ist möglich, daß sie die Geschichte in ein anderes Bette leitet und die Menschheit eine neue Straße führt. Dann ist aber sicherlich das erste Programm nach seiner ursprünglichen Meinung nicht verwirklicht worden; dann haben andere Interessen jenen Begründern die Fahne aus der Hand gewunden; irgend ein Machtbegehren, irgend eine Spekulation auf Herrschaft hat sich der angeregten Stimmung listig bemächtigt und führt dann die kaum veränderte Weltordnung unter anderm Namen, zu Gunsten neuer Ausbeuter, weiter fort. Der Sklave heißt vielleicht nicht mehr Sklave, die Kette ist länger geworden; sobald indeß an ihr gezerrt wird, gräbt sie sich mindestens ebenso tief ins Fleisch wie früher. Wurde früher die Herrschaft mit der Peitsche geübt, so verbrämt sie sich jetzt mit frommen Segenssprüchen. Das Auge des Herrn, welches einst von trotzigem Willen leuchtete, blickt jetzt verschwommen zum Himmel auf. Das aber ist und bleibt der ganze Unterschied.

Es erregt vielleicht Lachen und Spott, aber wir gestehen kein anderes Wort zu wissen, wenn wir dem exklusiven Socialismus etwas mehr Staatsmännisches in Haltung und Aktion empfehlen, wenn wir wünschen, daß die grelle Parteifarbe ein wenig gemildert werde. Selbst wer die Wahrheit in seiner Hand hielte, würde sich gröblich täuschen, wenn er wähnte, er brauche diese Hand nur zu öffnen, um die Wahrheit sofort in die Dinge hineinzubringen. Dazu sind die Dinge zu zäh, zu widerborstig, wenn man will, zu dumm. Die größten und besten Ideen brauchen Zeit und noch mehr Geduld, um sich in die Wirklichkeit hineinzuleben; sie müssen sich, wie jedes Wachsthum, anfänglich damit begnügen, nur erst Wurzel zu schlagen, ehe sie treiben und sich entfalten können. Das Allerverkehrteste ist, eine schöne, menschenbeglückende, große zukunftsvolle Idee jemals mit einem Schlage, sogar unter den günstigsten äußern Verhältnissen, in allgemeines Leben umsetzen zu wollen. Selbst Revolutionen zu Gunsten einer solchen Idee, auch wenn sie glücken, bieten keine Bürgschaft des definitiven Sieges, so lange nicht die Gesellschaft hinlänglich auf das Neue vorbereitet und in Herzen und Sinn

willig ist, dasselbe zu acceptiren. Dann aber war die Revolution schon vorher fertig, und der äußerliche Act, der diesen Namen trägt, nichts als der Ausdruck des geschichtlichen Siegels auf eine vollendete Thatsache. Im andern Falle folgt dem raschen Gelingen die lange, lange Enttäuschung, ein Zurückwerfen auf überwunden geglaubte Zustände und eine pessimistische Depression im Volksbewußtsein.

So folgte auf die Excesse des französischen Konvents der Reiterstiefel Bonapartes, auf dessen Excesse die jesuitische Regierung der Bourbonen, die Kerzen-Marschälle, das Blasphemie-Gesetz, die Erklärung: die Majorität der Franzosen sei katholisch. So wurde es möglich, daß der Februar 1848 von einem Pseudo-Bonaparte konfiszirt und ein wahres Schandregiment über Frankreich gebreitet werden konnte. So ereignete sich das für undenkbar Gehaltene, daß ein stupider Marschall, der weder „Arcole hinter sich", noch „Austerlitz vor sich" hat, der September-Republik Trotz bieten durfte, und daß es noch gar nicht ausgemacht ist, wie weit sich das eingeschmuggelte Findelkind von Frankreich auf der Dezemberbahn vorwärts bewegen wird. Edgar Quinet hat es längst gesagt: seit 1792 sind wir der Reaktion verfallen.

Warum aber war das möglich? Offenbar nur dadurch, daß die verschiedenen Oppositionen sich in Privattendenzen verzettelten, daß kein Einverständniß unter ihnen herrschte, daß durch keine allgemeine Bildung ein Fonds von Gedanken im Volke verbreitet wurde, welche, immer größere Kreise ergreifend, endlich ein wahrhaftes Volksbewußtsein erzeugt hätten. Schablonen bieten keinen Ersatz für ein solches Volksbewußtsein. „Die Grundsätze von 1789" sind ein hohler Klang; was steckt in diesen Grundsätzen, wie lauten sie in strenger Fassung? Der erste wie der zweite Napoleon haben sie angerufen und Frankreich geknechtet; Mac Mahon und Lulu schwören auf Verlangen auf dieselben „Grundsätze". „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" sind grade so taube Nüsse. Wie verhält sich die Freiheit zur Gleichheit, wie beschränken sie sich einander? wie ist es anzufangen, daß die Gleichheit nicht der Minotaurus für die Freiheit wird? Gleichheit in was? Freiheit über was? Man darf nur den oberflächlichsten Begriff von dem Wesen der modernen Volkswirthschaft haben, von diesem furchtbaren, mörderischen Kriege zwischen Kapital und Mensch, Mensch und Maschine, um das Verlangen nach Brüderlichkeit innerhalb dieser Welt lächerlich und abgeschmackt zu finden.

Es handelt sich also immer wieder um Klarheit der Gedanken, um Verbreitung klarer Gedanken, um ein unabläßiges Durchsäuern des ganzen Volkes mit dem Ferment der richtigen Einsicht. Nicht Proselytenmacherei, Anwerbung sog. Gesinnungsgenossen, Predigten vor Bekehrten, stete Wiederholung dogmatischer Sätze, Absperrung der Gemeinde, thun da Noth, sondern verständliche, gediegene Belehrung Aller, ruhige Erörterung der Kardinalfragen in Staat und Gesellschaft, Darlegung des Nothstandes und seiner Ursachen, der Nothwendigkeit seiner Permanenz und seiner acuten Schläge, unermüdliche Handhabung der Kritik bei allen politischen und legislatorischen Vorkommnissen. Es gilt der Gesellschaft ein Gewissen zu machen, welches sie nicht hat.

Ein letzter Fehler der Reformer auf sozialem Gebiete würde darin bestehen, daß sie in Betracht der Allgemeinheit des Uebels, welches alle Verhältnisse durchfrißt, in prinzipbewußtem Stolze jeden Versuch einer

Besserung im Einzelnen, jedes peripherische Eingreifen catonisch verschmähten und auf jeden derartigen Appell nichts zu erwidern fänden, als Carthaginem esse delendam.

Doch das führt uns zu einer neuen Gedankenreihe, die wir auf einen neuen Faden reihen wollen.

Ein preußischer Richter als Lehrer der Republik.

In dem Processe, der vor einigen Wochen vor dem Berliner Stadtgerichte gegen den Redacteur eines socialistischen Blattes verhandelt wurde, sprach sich der Staatsanwalt mit einigem Spott darüber aus, daß die Socialdemokratie den Glauben habe oder doch bei Anderen erwecken wolle, als könnten ihre Ideale auf friedlichem gesetzlichem Wege sich verwirklichen. Der Spott war unsrer Ansicht nach kein gerechtfertigter. Die socialdemokratischen Forderungen setzen eine so tiefgehende Umwandlung eingewurzelter Anschauungen voraus, sie beanspruchen eine so verständnißvolle Mitwirkung des Volkes in seinen breitesten Basen, daß mit der letzten Hilfe der Monarchien, mit dem Staatsstreiche, ihnen in der That nicht viel geholfen sein würde. Auch hat ja die Geschichte der nächstverwandten, der republikanischen Bewegungen im letzten Jahrhundert zur Genüge gelehrt, daß die verderbliche Reaction ihre Kraft stets aus den Schichten der vernachlässigten, über ihre eigenen Interessen nicht aufgeklärten Volksklassen zog. Sind diese nur erst von der neuen Anschauung durchdrungen, so wird auch die Entwickelung zur Thatsache eine ganz friedliche sein, da es sich dann ja nur noch um den ohnmächtigen Widerstand einer an Zahl verschwindenden Minorität handeln kann.

Der Gegner wird sich indessen mit dieser Behauptung vielleicht eher befreunden, wenn wir nicht blos Gründe, sondern auch Autoritäten zu ihren Gunsten anführen. Wir erwecken damit zugleich ein sehr verschollenes, todtgeschwiegenes Andenken.

Man erinnert sich, in wie selbständig treffender Weise Tocqueville in seinem Buche über „das alte Staatswesen und die Revolution" das gesetzgeberische Werk Friedrichs des Zweiten von Preußen charakterisirte. Von dem allgemeinen Landrechte sagt er: „Ueberall begegnet man in der Theorie Kühnheit und Neuerungslust, überall in der Praxis aber Furchtsamkeit .... Nachdem der Gesetzgeber die großartigen allgemeinen Grundsätze dargelegt hat, die in einer philosophischen, abstracten Form ausgedrückt werden und viel Aehnliches mit der Darstellung der allgemeinen Menschenrechte in der französischen Constitution von 1791 haben, — leitet er von denselben weder die Lehre von der Souverainetät des Volkes, noch die Organisation einer volksthümlichen Regierung oder einer freien Gesellschaft ab, wie die Constitution von 1791, sondern wendet kurz um und gelangt zu einer andern, ebenfalls demokratischen, aber nicht liberalen Folgerung: er betrachtet den Fürsten als den einzigen Vertreter des Staats und verleiht ihm alle Rechte, die so eben der Gesellschaft zuerkannt worden. Der Fürst ist in diesem Gesetzbuche nicht mehr Vertreter Gottes, sondern der Gesellschaft,

er ist deren Bevollmächtigter, deren Diener, wie es in Friedrichs Werken gedruckt steht; kein Andrer hat das Recht, die Gesellschaft zu vertreten, er allein übt alle Gewalt aus. Das Staatsoberhaupt, heißt es in der Einleitung, dem die Pflicht auferlegt ist, das allgemeine Wohl, welches alleiniger Zweck der Gesellschaft ist, zu befördern, ist ermächtigt, alle Handlungen der Individuen nach diesem Ziele hinzulenken." Und er schließt diese Betrachtung mit den Worten: „Der beste Beweis, daß dieses Gesetzbuch, das den Anschein hatte, so Vieles zu verändern, im Grunde doch nur sehr wenig änderte, ist, daß die preußische Nation die Veröffentlichung desselben kaum zu bemerken schien."

Im Ganzen hat Tocqueville mit diesem Vorwurf gewiß Recht, er vergißt aber nur, daß wenige Jahre nach der Veröffentlichung des neuen Gesetzbuches — 1794 —, zu der Zeit, da es dem Volke erst in Fleisch und Blut überzugehen begann, das Unglück von Jena über den preußischen Staat kam und ihn zerbrach. Im Einzelnen dagegen hat der neue Codex allerdings die gebührende Aufmerksamkeit und eine Kritik gefunden, welche die Einwände, die Herr v. Tocqueville ein halb Jahrhundert später erhob, bereits damals in durchaus praktischer Form, als Verbesserungsvorschläge nämlich, geltend machte. Diese Arbeit fand sich in einer kleinen Schrift, die im Jahre 1800 in Königsberg bei Nicolovius anonym erschien unter dem Titel: „Beiträge zum republikanischen Gesetzbuche, enthalten in Anmerkungen zum allgemeinen Landrechte und zur allgemeinen Gerichtsordnung für die preußischen Staaten." Verfasser aber war der Präsident des Oberlandesgerichtes zu Königsberg, Morgenbesser, 1823 ebenda verstorben. Es ist eine sehr originelle und für die Geschichte der Revolutionsideen in Deutschland interessante Arbeit und der Leser nimmt, zumal das Buch selten geworden ist, vielleicht gern Notiz von dem Inhalt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zillerthal,

im Sommer 1877.

(Briefliche Aufzeichnungen.)

III.

August.

K. G. — Ich habe einen Nachtrag zu den 11 Wirthshäusern in Zell zu liefern. Als ich mich im Gespräch mit einem Eingebornen über das „eine große Wirthshaus" Zell mokirte, erwiderte Jener: „O Herr, von den Fremden könnten die Elf nicht leben." Für die Ihr nichts thut, schaltete ich ein. — „Die Wirthe haben die Hochzeiten und die Todtenmahle, die bringen Geld." Hochzeiten ließ ich mir gefallen, da strahlt das Morgenroth der Hoffnung; aber „Todtenmahle"?! — „O die sind noch viel kostspieliger als die Hochzeiten." — Und da essen und trinken die Hinterbliebenen, die nächsten Angehörigen mit? — „Freilich, es giebt oft 6—7 Gerichte, und tüchtig wird getrunken. Das bringt Geld." Mir fiel die Stelle aus dem „Peter in der Fremde" ein:

„Bekämpften ihren Schmerz mit Essen,
Und tranken tief gerührt dazu."

Ueberlegt man sich aber diese Todtenmahle genauer, so gewinnen sie einen tiefen philosophischen Sinn, der auf eben so fester wie bequemer Weltanschauung ruht: Den Leib des Verblichenen hat die Erde, das Schicksal der Seele besorgt der Priester. Wir Andern brauchen blos noch die priesterliche Arbeit zu zahlen. Gaudeamus igitur! — Da sitzen sie auf den Gräbern des Zeller Kirchhofs zwischen Blumen; fragt man sie, wen sie verloren haben und ob sie trauern, so lautet die Antwort: „O nein, es ist hier so schattig und die Blumen riechen so gut!" Die Seele besorgt der Priester. Es ist zum Katholischwerden.

Einen brillanten Kommentar zu der Lehre von den „Todtenmahlen" erhielt ich einige Tage später. Der Sohn aus einem der reichsten Häuser, selbst Familienvater und Wirth im Thale, erzählte mir mit unbegreiflicher Heiterkeit, welche Fatalität er bei dem Tode seines „Bua" im vorigen Jahre gehabt. „Am Dienstag starb der „Bua" und am Samstag wollten wir ihn „eingraben", als plötzlich mein Vater starb. Das gab nun natürlich ein großes „Todtenmahl" und ich mußte meinen „Bua" schon am Donnerstag „eingraben". — Auf meine Frage, wie groß die Zahl der Gäste bei dem „Todtenmahl" des Vaters gewesen sei, erwiderte er: „Bei vierhundert!" Und dabei lächelte der Mann, wie in dem stolzen Bewußtsein, einer solchen Familie anzugehören.

. . . — Endlich weiß ich, warum das Kind des Adjunkten so viel schreit. Es will in die „Sommerfrische". . . . In die Sommerfrische? Man sollte denken, es befinde sich bereits darin. Da reisen wir Uebrigen aus weiter Entfernung her, von Wien, von Prag, von Magdeburg, von Karlsruhe, von Königsberg, lassen es uns viel Geld kosten, entbehren stark, um intensiv zu genießen, erdulden das Schreien des adjunktlichen Kindes, bilden uns gar ein, dieses Geschrei gehöre mit zur Kur — und dieses schreiende Kind will in die Sommerfrische!

Es ist nicht anders, die Zillerthaler finden die hiesige Luft zu schwer, das herrliche Wasser zu schlecht, den Stoffwechsel zu träge; sie klettern wie die Ziegen zur Gemshöhe empor und rufen laut: Excelsior; Dort oben auf dem „Kreuzjoch", in einer Mulde, vier Stunden hoch, liegt Kapauns, ein Komplex von Alpenhütten. Primitivste Zuständlichkeit, gereicht wird nichts als Milch und Heu, die Milch zum Trinken, das Heu zum Liegen. Der sämmtliche übrige Lebensbedarf muß mitgebracht oder periodisch hinaufgetragen werden, vom Bettzeug an bis zum Mehl und Kaffee. Die Frischlinge wirthschaften dort selbst, sind die Diener ihrer selbst, langweilen sich selbst, wozu ihnen der Regen in diesem Jahre sehr behülflich ist, haben keinen einzigen Baumschatten gegen die Sonne und berauschen sich in — Luft.

Das sind jedoch die bequemsten Frischlinge. Die waghalsigen rücken dem Himmel noch viel näher und verordnen sich noch etwas anderes als Luft. Zieh' eisenbeschlagene Bergschuhe an, leg' die Joppe auf die linke Achsel und faß' den Alpenstock fest in die Hand! Hinter Mayrhofn sammelt sich der Ziller aus vier fächerartig zusammenströmenden „Bächen", dem kleinen Ziller, dem Stillup, dem Zem und dem Duxerbach. An allen vier „Bächen" gelangst Du in die Gletscherwelt hinauf, die sich oben wie ein flacher Riesenbogen um Dich spannt. Lassen wir die Brücke rechts über den Duxerbach unbetreten und winden

wir uns den Zemgrund hinauf. Auf steilsteinigem Pfade, meist über staffelförmige Quadern geht's bei der „Linde", dem letzten Wirthshause, vorbei. Links am Fuße einer senkrechten Felswand braust und heult und schäumt der Zem uns entgegen, oft in wilden Kaskaden niederdonnernd; rechts hangen uns bald ungeheure Blöcke über Weg und Kopf. Der Karlssteg wird erreicht, eine bedeckte Brücke, unter welcher das Wasser tosend kreist. Wir winden uns weiter hinauf über die Steintreppen zu etwas freierer Umsicht. Drüben auf dem andern Ufer des Zem stürzt ein 100 Meter hoher Wasserfall nieder, der sich unten durch eine haushohe festaufliegende Lavine seinen Weg gebahnt hat. Wir erreichen Ginsling, ein Kirchdorf mit einem Gasthause. Setz' dich nieder und verdampfe deine innere Glut, trink' Wein und Wasser und iß „Jungschweinernes" und Forellen! Nach Rast und Labung turnst Du — ohne Gymnastik geht's nicht — zur Roßhager Alm hinauf und fühlst in einem Holzpavillon beim Glase Tiroler Rothen nach, ob Du Deine Glieder noch alle beisammen hast. Dann wagst Du dich, schon etwas kleineren Muthes, zur Breitlahner Alm empor, dem gewöhnlichen Nachtquartier der Himmelsstürmer, und schläfst zu Sechsen unter den Dachsparren der Hütte, vom Nachtwinde lieblich umhaucht. Hast Du jedoch noch Nervensaft und Muskelelastizität zu vergeuden, so ladet Dich die Waxegger Alm am Fuße des Gletschers zu 3stündigem Marsch, über den „Schinder" und einen schwindelnden Steg, zu sich ein. Aber hüte Dich, die Waxegger Alm ist eine Sirene, vielleicht ist jedes Plätzchen in der Hütte besetzt; denn hier, auf einer Kletterhöhe von 10 Wegstunden, hausen Zillerthaler-Sommerfrischlinge! Es könnte Dir leicht die unliebsame Botschaft zu Theil werden, daß Du erst auf der Schwarzensteiner Alp Rast findest, noch eine höllische halbe Stunde hinauf!

Waxegg also, am Fuße des Gletschers, auch „Ferner" oder ganz populär „Käs" oder „Kees" genannt, ist eine Sommerfrische, wo sich die Frischlinge an der „Milch der Gletscher" vulgo „Käswasser" gesund trinken. Dieses „Käswasser" ist natürlich trübe wie Molken, unerträglich kalt, ein Ruin für die Zähne; aber es hilft für Alles, es ist die Panacee des Gebirges, es thut Wunder wie das Wasser von Lourdes. Was die Heilsmittel der Kirche nicht vermögen, was sich in der Luft von Kapauns als inkurabel erweist, dem „Keeswasser" widersteht es nicht. Da liegen und stehen sie, die Hülfsbedürftigen, 12—15 an der Zahl, in einer schmutzigen Alpenhütte, die als „Kurhaus" dient, trinken „Keeswasser" essen Schöpsen dazu und lassen sich von ihrem Glauben helfen.

Von hier steigen die ruppigen, struppigen „wilden Männer" mit den Musterkäsen in den „Buckelkraxen" zu Thale, an jeder Haltestelle den „Moosbeerschnaps" (Heidelbeer-Branntwein) viertelliterweise vertilgend, nicht übel an den Urmenschen erinnernd, zu dem sich die Phantasie leicht in den Klüften und Schluchten des Gebirges einen Höhlenbären hinzuschafft. Du aber belohne dich für der Wandertugend steilsten Pfad am Genusse der reinsten Hochluft, an niegesehenen Fernen, an der Gletscher bleibender Pracht, und nimm dir Augen, Lungen und Herz recht voll mit für die trübe Wintercampagne, die so unvermeidlich kommt, wie die Nacht und der Tod.

Da haben wir also ein Luftbad zu Kapauns und einen „Käswasser"-Brunnen zu Waxegg. Fehlt noch das Wasserbad. Auch das ist

vorhanden. Diesmal verschmähen wir die Brücke über den Duxerbach nicht, steigen vielmehr an diesem vierten Weltstrom empor, über Finkenberg und Lanersbach nach Hinterdux.

Schon auf der Hälfte des Weges präsentirt sich zur Linken ein Gletscher, der natürlich für die Unerfahrnen mit der Hand zu erreichen ist, wie das Kind nach dem Munde greift. Sind jene dann etliche Stunden gefoppt worden, so erfahren sie in Hinterdux, daß man in zwei harten Stunden den Rand des „Käs" erreicht.

Hier sprudelt eine heiße Quelle, das Hinterduxer Bad, es ist probat wider Rheuma und Gicht. Von solchen Lokalbädern wimmelt das Land Tirol, und es wäre eine Ungerechtigkeit der Natur, wenn die Zillerthaler keines hätten. Die heiße Quelle umspült hier die Glieder aller Erkälteten, mit „fliegender Gicht" Behafteten, die sich Heilung oder doch Linderung holen, und das Klima sorgt für Gliederschmerzen. Ein tief demokratischer Zug geht, wie durch das Münchener Bierleben, durch das Hinterduxer Badeleben. Der einfache Bauer, die Magd, die Kellnerin ziehen aus dem ganzen untern Thale mit geringen Ersparnissen hinauf, logiren sich in einer Almhütte ein und nehmen warme Bäder zu 20 Kreuzer, Wäsche eingerechnet. Die Wohnung in dem halbsteinernen „Badehause" ist natürlich kostspieliger! . . .

Ob nun das Kind des Adjunkten nach Kapauns, nach Waxegg oder nach Hinterdux verlangt, weiß man noch nicht recht, da es erst sechs Wochen alt ist und nur in unartikulirten Schmerzesschreien laut wird. Darf ich jedoch eine gelehrte Konjektur wagen, so diagnostizire ich auf Kapauns. Und dieser Schluß beruht auf Analogie. Es kehrt nämlich soeben der ältere Bruder des Schreihalses, der die schwere Last von fünfviertel Jahren trägt, aus der Sommerfrische zurück, wohin er sich vor sechs Wochen in leidendem Zustande begeben hatte. Auf dem Gange vor meiner Thür vernahm ich plötzlich Tritte wie die eines Holzknechtes, und die erste Genesungsthat des Frischlings bestand darin daß er mir die Thüre einfiel . . .

Ende August.

Ich rüste mich zur Abreise und die Zillerthaler bemerken das. Sie machen förmliche Liebesstürme auf mich. Einen Pfarrer lernte ich kennen, der das Messelesen ein „Geschäft" nannte. Aus dem „Geschäft" folgt die Konkurrenz von selbst. In der Unterhaltung zeigte er sich sehr gebildet, weltkundig. Er schlug die Augen auf, er sah sich den Menschen an ohne den Nazarenerflor um die Pupille. Als ich mich bei Stockgläubigen nach ihm erkundigte hieß es: der beliebteste Pfarrer im ganzen Thal, seine Gemeinde die ruhigste und zufriedenste. Es geht also auch so. Nennen will ich den Mann nicht; aber wenn ich ihn jemals wiedersehe, so drücke ich ihm alle beide Hände. Wie viel Angst und Pein erspart ein solcher „Geschäftsmann" seinen „Kunden!"

Es sind offenbar Schwaben die sich einst wandernd in diese Thäler einsenkten. Sie haben allerdings an Kelten und später an Slaven zu verdauen gehabt; aber der Schwabenstreich ist ihnen deshalb nicht ausgegangen. Die Reisenden aus den bergloſen Tiefebenen kommen den Zillerthaler Schwaben immer noch höchst absonderlich vor, und wenn

sie ihm mit der Miene der Selbstgenügsamkeit, der welterobernden Naivität entgegentreten, so antwortet er gern mit einer schlagenden Urwüchsigkeit.

Jüngst trat ein solcher Flachländer, der holprigen Unebenheit der Erdkruste ganz ungewöhnt, an einen Zillerthaler mit der Frage heran: „Sagen Sie mir, wann geht denn jetzt die Sonne hier auf?" Worauf der Schwabe erwiderte: „„Meischtens in der Fruh.""

— Ich bin versöhnt mit den Zillerthalern. Eine höchst verständige Wirthin, eine von den Elf, machte mir ihr Kompliment wegen meines guten Aussehens, das ich hier im Thale erworben. „Kein Wunder fügte sie hinzu, wir haben gute Luft und gutes Wasser." Gerührt von solcher Bescheidenheit, fügte ich hinzu: „Und gesundes Bier". Ein versteinerter Pensionist, der sein Viertel Rothen vor sich hatte, nahm den brennenden Span in die Hand und sagte: „Ich denke, der Wein ist auch nicht schlecht." Aber das Brod, bemerkte ich gereizt, ist ungenießbar. Chor: „Ja, ja das Brod!" Ich: Vom Fleisch darf auch nicht viel geredet werden. Chor: „Nein, Nein!" Ich: Von Gemüse habe ich nichts gesehen, außer den Kuhblättern des Salats. Chor: „Ja, Gemüs' wird da wenig gezogen". Ich: Der Käs ist ist ungenießbar. Chor: „Ja, die Schweizer Käser schicken den guten halt hinaus." Die Wirthin: „Aber die Luft und das Wasser"! Ich und Alle: „Es lebe die Luft und das Wasser im Zillerthal!"

Das Kind des Adjunkten schreit heftiger als je. Das geht noch über Kapaunus hinaus, das gilt offenbar meiner Abreise. Leb' wohl, du lieber Engel! —

Berichtigung. In dem Artikel der vor. Nummer: „Noch einmal die Lebensmittelfrage" ist S. 695 Z. 12 v. u. anstatt: das systmatische Ersticken jeder „bekannten Initiative" zu lesen: lokalen Initiative.

Neue Bücher.

Ziegler, Theob., Republik oder Monarchie? Die Schweiz oder Deutschland? Bonn, Strauß. (2 M.)

Faucher, Jul., Streifzüge durch die Küsten und Inseln des Archipels und des jonischen Meers. Berlin, Herbig. (6 M.)

Brüggen, Frhr. E. v. d., Polens Auflösung, kulturgesch. Skizzen aus 1780—93. Leipzig, Veit. (6 M.)

Wüstenfeld, F., Die Uebersetzungen arabischer Werke ins Latein. seit dem 11. Jahrh. Göttingen, Dietrich. (5 M.)

Maxwell, J. C., Theorie der Wärme. Deutsch von Dr. F. Auerbach. Breslau, Maruschke Berendt. (10 M.)

Wollny, Dr. F., Die Moral des Materialismus oder die socialist. Moral. Leipzig, Koschny. (4 M.)

Forster's Briefwechsel mit Sömmerring, herausgeg. von Herrm. Hettner. Braunschweig, Vieweg. (12 M.)

Das Steinbuch, altdeutsches Gedicht von Volmar. Herausgeg. von Prof. H. Lambel. Heilbronn, Henninger. (3,50 M.)

Budde, Lieut. H., Die französischen Eisenbahnen im Kriege von 1870 und ihre seitherige Entwicklung in militärischer Hinsicht. Berlin, Schneider (3,60 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. **Berlin, 16. November 1877.** **Nr. 46.**

Inhaltsverzeichniß: Unsere Pastoren. — Ueber die deutsche Reichsverfassung. — Ein preußischer Richter als Lehrer der Republik. (Schluß.)

Unsre Pastoren.

Dicht neben dem Hoflager, das Belial in dieser seiner guten Stadt aufgeschlagen — oder, um deutlicher zu reden, dicht neben dem Magazin von Gerson findet sich der Schaukasten eines „Papier- und Kunsthändler" — Specialität: für Confirmandinnen. Denn diese anmuthigen jungen Geschöpfe sind es, die in den bekannten Kirchenfestzeiten sich eifrig hier einfinden, der Kirche ihre vorläufig letzte Reverenz zu machen und sich für das neugescheukte Album die Photographie ihres Herrn Predigers anzukaufen. Von diesen Portraits bietet besagter Schaukasten also die reichste Auswahl und es lohnt sich für den Freund der Physiognomik wohl da zu rasten und zu mustern. Daß sich in diesem Schock von Bildern doch nur ein einziger männlich-freier Kopf fände! Verkniffen, verkümmert, körperlich oder geistig, so schauen sie alle darein, schier ists eine angenehme Abwechslung, wenn hier und da ein behäbig feistes Angesicht Grützner'schen Modells dazwischen durchguckt. Das ist in effigie die Kanzelberedtsamkeit Berlins, der protestantischen Metropole, und wer mit dieser Unterschrift die Herren zu einem Gruppenbilde zusammenfassen und das zu einer kulturgeschichtlichen Ausstellung schicken wollte, der würde sich von dem Verdachte großer Böswilligkeit schwer reinigen können.

Von dieser Beschauung ists nun nicht weit zu der Frage: welchen Rang im geistigen Leben dieser Stadt nehmen unsre Pastoren ein? Mit solcher Fragestellung entsagen wir bewußtermaßen der „archimedischen Perspective". Dubois-Reymond fand in dem gedankenreichen Vortrage über „Culturgeschichte und Naturwissenschaft", den er im vorigen Frühjahr zu Köln hielt (die „Deutsche Rundschau" veröffentlicht ihn in ihrem neuesten Heft) dies glückliche Wort, um damit den Gegensatz zu bezeichnen zu der anthropocentrischen Art, die Vorgänge auf Erden zu betrachten. „Wie seltsam, sagt er, nehmen sich aus archimedischer Perspective die Fieberträume der Menschheit von einem Aufenthalt höherer Wesen dort oben irgendwo im eisigen, äthererfüllten, kraftdurchzitterten, meteoritendurchschossenen Weltraum aus! Wie gänzlich wahnsinnig ihr Beginnen, wenn eine Versammlung der ernstesten, gelehrtesten, tiefstdenkenden Männer ihrer Zeit über Wesensgleichheit oder Wesensähnlichkeit von Vater und Sohn zu Rathe sitzt!" — Der feurige Professor hält seinen archimedischen Pegasus glücklicherweise gut im Zügel und läßt ihn seine Courbetten nur jenseits des Zaunes der Jahrhunderte machen;

ließe er ihn auf das Gebiet der Gegenwart, das zum Beispiel in dem Streite um gewisse Worte gewisser Glaubensbekenntnisse so gewaltige Erschütterungen und Spaltungen aufweist, so möchten die Sprünge ihm leicht mißglücken.

Auf diese erhabne Perspective, wie gesagt, leisten wir Verzicht, da sie leicht zu der gefährlichen Beruhigung verleiten könnte, man solle die Sachen nur gewähren lassen, der Fortschritt von Elektricität und Magnetismus werde gemach die Menschheit schon von allem Uebel befreien. Grade das Uebel aber, das wir hier im Auge haben, ist durch solche Indifferenz der Gebildeten erst recht groß geworden.

Was nämlich jetzt viele Gemüther, ja selbst einige Geister so stark in Erregung setzt, der Hoßbach'sche Fall und der Synodalstreit, das ist nichts als langsam gereifte Frucht eines Baumes, der seine Wurzeln in aller Ruhe Jahrzehnte hindurch ausstrecken durfte.

Man denke an die Zeit Schleiermacher's zurück. Was er in seiner Dreifaltigkeitskirche Sonntags vorgetragen, das ward in guter Gesellschaft, d. h. wo Geist präsidirte, erörtert, weitergesponnen, exemplificirt, Dialektik setzte sich gegen Dialektik und der berühmte Kanzelredner selbst, wenn er unter den Gästen, verschmähte es nicht, am Theetisch die Sätze der Kanzel zu verfechten. Uebersetze sich das Einer mal in heutige Verhältnisse, ein curioses Bild, das dabei herauskommt! Damals machte es sich in Folge dessen von selbst, daß die Kanzelvorträge sich vorwiegend den Fragen zuwendeten, für welche der Hörer eignes Verständniß entgegenbrachte, den Fragen des Sittengesetzes, des innern geistigen Lebens überhaupt. Das mochte nun freilich kein Christenthum nach consistorialem Begriffe sein, aber es war ein letzter und großer Versuch, die Kirche mit der modernen Bildung in ein beider würdiges Verhältniß zu bringen. In den Aufzeichnungen der Rahel ist das ehrenvoll bezeugt und selbst in des Fürsten Pückler Briefen macht sich bisweilen ein Hauch von Interesse dafür bemerklich. Daneben mochte immerhin Vater Jänicke durch die Innigkeit seiner Fürbitte, die Einfalt seiner Seelsorge seine Bethlehemsgemeinde fest um sich schaaren: andere Nahrung gebraucht die Wurzel, andre die Krone. — Das hat sich im Laufe der Jahrzehnte sehr geändert: unsere Gebildeten gehn nicht mehr in die Kirche! Wenigstens nicht mehr im Schleiermacher'schen Sinne. Die Einen vielleicht, weil es nach oben hin empfehlen kann, Viele in neuerer Zeit, um den dienenden und arbeitenden Klassen ein vermeintlich gutes Beispiel zu geben, Manche einfach, weil sie in den Gemeindekirchenrath gewählt worden sind. Mit dem Niveau der Hörerschaft ist aber ganz naturgemäß das Niveau pastoraler Befähigung gesunken, pastoraler Machtansprüche gestiegen. Die Controle, welche früher die Aufmerksamkeit und die Urtheilskraft der Hörer übten, ist verschwunden, seit Jahren hat man die Geistlichen allein nach der Laune ihres innern Triebes in den verfallenden Gemäuern walten lassen; was Wunder, daß sich daraus allmälig ein Souverainetätsgefühl entwickelt hat und — nach dem seit 50 Jahren ja fast ununterbrochen fortwirkenden Charakter des Kirchenregiments in Preußen — ein orthodoxes.

Was sich dagegen bis jetzt geregt, das will uns weder sehr kräftig noch sehr zweckmäßig erscheinen. Mit Steuerverweigerungen zu drohen, ist zweischneidig. Im schlimmsten Falle nimmt der Gegner ein Martyrium

auf sich, das ihm wol nicht unvortheilhaft sein würde. Aber es kommt gar nicht dazu, denn die Steuerverweigerungslehre ist — Dank den staatsmännischen Majoritäten der Volksvertretung von 1862—66! — in Preußen so um allen Credit gekommen, daß sie am wenigsten da vorhalten wird, wo Mammon überhaupt nur eine geduldete Existenz führen darf. Noch weniger behagt uns der Antrag auf Unverantwortlichkeit des Redens. Neue Privilegien zu schaffen, ist allzeit vom Uebel, richtiger und nothwendiger ist es, unsere Rechtsprechung zu der Anerkennung zu vermögen, daß der Zorn, wenn er berechtigt ist, auch das Recht des zornigen Ausdruckes hat. Was überdem für geistliche Versammlungen laut unserer Kirchengeschichte ein durch Verjährung erworbenes Recht wäre.

Wir meinen, es gäbe noch ein andres Mittel, das überdem nicht einmal auf Synoden und deren Majoritäten zu warten braucht, um die Unfehlbarkeit und die daraus fließende Intoleranz unserer Pastoren anzugreifen. Indem wir an die Presse denken, müssen wir mit Dank vorausschicken, daß die Herren selbst uns auf diesen Weg gewiesen haben. Geschieht es doch gewiß nur unter ihrer schweigenden Zustimmung, wenn in den letzten Jahren in einer für das Zartgefühl anstößigen Weise die Reclame für das Begräbnißtrostgeschäft in immer zahlreicheren Annoncen danksagender Hinterbliebenen sich breit macht. So möge die Presse denn auch von dem sonstigen öffentlichen Wirken unsrer Geistlichen Notiz nehmen! Wir wollen sie nicht durch den bekannten Goethe'schen Vergleich mit einem dramatischen Künstler ärgern, aber daß sie dem öffentlichen Urtheil mit demselben Rechte zu unterstellen sind, wie etwa ein Parlamentsredner, das wird schwer zu bestreiten sein. Wir wollen der Sache allen Ernst wahren, aber bis an die Schranken, welche das Strafgesetzbuch zieht, müßte die Kritik getrost gehn können. Sie müßte — Alles immer nur vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes, beileibe nicht zu theologischer Disputation — in ruhiger Schärfe das logische Gerippe einer Predigt zergliedern, resp. dessen Gebrechen aufweisen, sie müßte Sinn und Nutzen der Bibelcitate, die bekanntlich ein sehr reichlich angewendet Gewürz in der homiletischen Küche sind, zur Rechenschaft ziehen, sie müßte selbst die äußerlichen Eigenschaften und Gewohnheiten des Redners, die ja oft sehr eigenthümliche sind, prüfen. Das wäre freilich nicht Arbeit eines gewöhnlichen Reporter, brauchte aber auch nicht alle Wochen geleistet zu werden: das Bewußtsein schon, daß da unten vielleicht diesmal ein andrer als die gewöhnlichen stummen Hörer sitzen könnte, würde den stolzen Glauben, daß die Kanzel ein Isolirschemel sei, erschüttern. Und ätzender noch als der Tadel würde wahrscheinlich das Lob wirken, bei den Andern nämlich. Der Tag, an welchem die Vossische Zeitung sich einen Kirchen-Pietsch zulegt, ist der Anfang vom Ende eines Pastorenreichs, das von dieser Welt sein will.

Ueber die deutsche Reichsverfassung.

Was von der preußischen Verfassung eigentlich Festes, Unzweifelhaftes, einem Eide auf ihre „gewissenhafte Beobachtung" Entsprechendes übrig geblieben sei, seitdem vor zehn Jahren die deutsche Reichsverfassung

ihr ganz stattliche Stücke vom Leibe schnitt, darüber sind die Gelehrten nur in ihrem Schweigen einig. Anstatt eines Disputes darüber versuchen sie, wie neuerdings die anmuthigen Verhandlungen über den provisorischen Minister gelehrt haben, ein Gewohnheitsrecht zu bilden, dessen stärkstes Fundament meistentheils freilich nur das „Schweigen, das auch eine Antwort" ist. Von dieser tapfern Luftziegelbrennerei haben wir heute nicht zu reden, sondern von der deutschen Verfassung, die am entgegengesetzten Gebrechen leidet. Die ist nun in ihren Paragraphen und den darauf gegründeten Institutionen scheinbar fertig, aber die Gewohnheit, mit ihr zu leben, will sich nicht einstellen. Die Gründe dessen muß sie sich wieder einmal, und das recht scharf, diesmal von Mecklenburg her, sagen lassen. Herr Dr. Hermann Rösler, der Rostocker Professor der Volkswirthschaft, hat den Gegenstand in einer kleinen inhaltreichen Schrift*) tractirt. Er knüpft an die 1872 erschienene Schrift des Würzburger Professor v. Held über denselben Gegenstand an, und an der Entwicklung oder auch Nichtentwicklung der Dinge seit jener Zeit findet er Stoffs genug, das Urtheil Held's in noch schärferer Weise zu formuliren. Diese Schärfe läuft aber keine Gefahr Anstoß zu erregen, da sie unmittelbar aus einer ganz objectiven Analyse hervorgeht. Die einzelnen Kapitel behandeln die Stellung des Kaisers, des Bundesrathes, des Reichstages, endlich des Reichskanzlers in der Verfassung. Dieser letzte Abschnitt sei unsern Lesern mitgetheilt:

Der Reichskanzler tritt in der Reichsverfassung in verhältnißmäßig unscheinbarer Gestalt auf, nämlich als Vorsitzender und Leiter der Geschäfte des Bundesrathes. Nach dem zweiten Absatze des hierher gehörigen Art. 15 der Verfassung wird anzunehmen sein, daß er nothwendig Mitglied des Bundesrathes sein muß, wenn auch nicht gerade für Preußen, obwohl er vom Kaiser ernannt wird. Eine andere principielle Bestimmung findet sich in Art. 17, wonach der Reichskanzler die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers mit seiner Gegenzeichnung versieht, ohne welche dieselben nicht gültig und vollziehbar werden können. Es folgt nicht von selbst, daß diese Gegenzeichnung eine besondere Function oder eine neue Amtsstellung des Reichskanzlers involvirt; vielmehr ist es sehr wohl denkbar und mit dem Organismus der Reichsverfassung durchaus verträglich, daß er sie in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Bundesrathes vornimmt. Denn die Promulgationsbefugniß des Kaisers ist eine bloße Formalität, da das Recht der Sanction nicht damit verbunden ist, die ordentliche Gesetzgebung und Executivgewalt ist beim Bundesrathe und es liegt mithin in jener Gegenzeichnung mehr eine Anerkennung der verfassungsmäßigen Gewalt des Bundesrathes in der Person seines Vorsitzenden, als der ohnehin nicht vorhandenen Executivgewalt des Kaisers, obwohl damit wieder die weitere Bestimmung schwer vereinbar ist, daß der Reichskanzler durch seine Gegenzeichnung die Verantwortlichkeit übernimmt, da die Mitglieder des Bundesrathes für ihre Funktionen nach der Reichsverfassung nicht verantwortlich sein können. Jedenfalls ist der Reichskanzler als solcher kein Beamter des Kaisers, ja es ist frag-

*) Gedanken über den constitutionellen Werth der deutschen Reichsverfassung. Von Dr. H. Rösler, Prof. u. s. w. Rostock, bei Stiller.

lich, ob er überhaupt zu den Reichsbeamten gerechnet werden kann; denn die Mitglieder des Bundesrathes sind entschieden keine Reichsbeamte, sondern Beamte der Einzelstaaten, und in der Ernennung zum Vorsitz und zur Geschäftsleitung im Bundesrathe liegt an sich kein Moment, welches diese ihre Eigenschaft aufheben oder irgendwie modificiren könnte.

Bei unbefangenem Ueberblick über die Reichsverfassung scheint sich zu ergeben, daß dieselbe die Besorgung der Regierungsgeschäfte des Reiches, soweit sie nicht, wie namentlich beim Post- und Telegraphenwesen, der speciellen Leitung des Kaisers übertragen ist, dem Bundesrathe und seinen Ausschüssen unter der Leitung des Reichskanzlers zuweist, denen zu diesem Behufe unter Art. 8 die zu ihren Arbeiten nöthigen Beamten beigegeben werden. Indessen ist der Bundesrath, wie oben ausgeführt wurde, eine für die laufende Geschäftsverwaltung und für die administrative Action im nationalpolitischen Sinne sehr ungeeignete Behörde und schon dies muß der leitenden Stellung des Reichskanzlers einen ganz anderen Charakter verleihen, als sie sonst mit dem Vorsitze in einem Regierungskollegium verbunden zu sein pflegt. Hiezu kommt, daß nicht nur die Reichsverfassung (z. B. in Art. 70 und 72) dem Reichskanzler noch besondere Funktionen überträgt, sondern durch die gesammte Specialgesetzgebung des Reiches der Regel nach die oberste Leitung und Vollziehung in den verschiedensten Ressorts in seine Hand gelegt ist. Auch fungirt der Reichskanzler, obgleich dies die Verfassung nicht ausdrücklich verlangt, thatsächlich im Reiche als ausschließlicher Agent des Kaisers und der Verkehr der Reichsregierung mit dem Reichstage geht gleichfalls nur durch ihn von statten. Alle diese Umstände wirken zusammen, die Funktion des Reichskanzlers zur allumfassenden und dominirenden Amtsfunktion im Reiche zu machen. Der Reichskanzler hat demgemäß die Leitung aller Geschäfte des Reiches ohne Ausnahme; in seiner Hand laufen alle Fäden der Reichsregierung zusammen, alle Reichsämter stehen direkt oder indirekt unter ihm, insbesondere leitet er auch die dem Kaiser übertragene völkerrechtliche Vertretung des Reiches, er überwacht die Ausführung der Reichsgesetze. In seiner Person findet eine Häufung der allverschiedensten und weittragendsten Amtskompetenzen statt und es hat dies eine so allgewaltige Amtsstellung für ihn zur Folge, wie sie sonst in keinem Staate sich findet und auch wohl noch nirgends in der Welt vorgekommen sein mag. Der Reichskanzler ist der thatsächliche Regent des Reiches.

Es ist kaum möglich, diese außerordentliche Amtsgewalt unter einen anerkannten Rechtsbegriff zu bringen. Der Reichskanzler ist kein Minister und kein Ministerpräsident weder dem Kaiser noch dem Bundesrathe gegenüber. Er ist allerdings nicht die Quelle der Exekutivgewalt, sondern der Bundesrath; allein er ist kein Beamter, sondern ein Mitglied des letzteren. Der Kaiser hat überhaupt keine Exekutivgewalt im Reiche, er kann also auch keine Minister für deren Ausübung ernennen. Der Kaiser ernennt zwar nach der Verfassung die Beamten des Reiches, allein dieselben sind dem Reichskanzler untergeben. Es ist übrigens ausdrücklich verfügt, daß der Reichskanzler nicht als kaiserlicher Kanzler zu tituliren sei. Daß der Reichskanzler kein konstitutioneller Minister ist, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Am meisten Aehnlichkeit

hat die Stellung des Reichskanzlers mit der des Chefs der Exekutivgewalt in einer Republik, nur daß diese Aehnlichkeit durch die verfassungsmäßige Stellung des Bundesrathes wieder illusorisch gemacht wird und das deutsche Reich alles andere eher ist denn eine wahre Republik. Dieses Amt ist undefinirbar.

Das Reichskanzlerthum ist der Gipfel des Anti-Constitutionalismus im Reiche. Es widerspricht allen sonst gültigen Begriffen von der Theilung der Gewalten, von der ordnungsmäßigen Organisation der Behörden und von der ministeriellen Verantwortlichkeit Es begründet eine ganz regellose und unförmliche Minister-Regierung, obwohl dieser Name nicht ganz passend ist. Es konnte zwar nicht ausbleiben, daß die sich immer mehr anhäufende Geschäftsmasse des Reichskanzlerthums die Bildung verschiedener Geschäftsressorts im Reiche veranlaßte, wovon die Reichsverfassung noch nichts weiß; allein die Vorstände dieser Ressorts sind nicht Collegen, sondern Untergebene des Reichskanzlers, sie haben als solche keine politische Stellung im Reiche, höchstens können sie nebenbei Mitglieder des Bundesrathes sein. Der Reichskanzler ist in administrativer Beziehung eine juristische oder mythische Person, denn die persönliche Bewältigung der ihm übertragenen Geschäftsmasse überschreitet nicht nur die intellectuellen, sondern schon die physischen Kräfte eines Menschen. Die Folge davon ist, daß die wirkliche Geschäftsführung an untergeordnete Organe fallen muß, bezüglich deren keinerlei konstitutionelle Garantien bestehen. Es gilt in dieser Hinsicht vom Reichskanzler, was sonst von einem konstitutionellen Monarchen: Il règne, mais il ne gouverne pas. Hierdurch muß für das Reich ein Geschäfts-Mechanismus und eine administrative Inferiorität entstehen, wodurch die Kulturinteressen der Nation und ihre politische Konkurrenzfähigkeit mit anderen Nationen auf's Tiefste geschädigt werden. Das Reichskanzlerthum ist die Regierungslosigkeit des deutschen Reichs.

Allerdings spricht die Reichsverfassung von der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers. Allein einmal ist dies nur zu beziehen auf die Gegenzeichnung der kaiserlichen Erlasse, während alle anderen Amtshandlungen des Reichskanzlers von dieser Verantwortlichkeit frei sind; und sodann fehlt es an allen wirksamen Handhaben, um selbst jene beschränkte Verantwortlichkeit zur Wahrheit zu machen. Offenbar kann dieselbe nicht gegenüber dem Bundesrathe und dem Reichstage bestehen, sondern nur dem Kaiser gegenüber, welcher den Reichskanzler ernennt und wohl auch nach freiem Ermessen, ohne die gewöhnlichen disciplinargesetzlichen Schranken beobachten zu müssen, wieder entlassen kann; obwohl genau genommen der Wortlaut der Verfassung dies nicht enthält Nun ist es aber schon formell eine Anomalie, daß der Kaiser das Recht haben soll, ein Mitglied des Bundesrathes zur Verantwortung zu ziehen, und dies umsomehr, als der Kaiser nicht Chef der Executivgewalt ist und verfassungsrechtlich an dem regelmäßigen Gange der Reichsregierung keinen Antheil hat. Wie kann der Kaiser nach der Verfassung in die Lage kommen, ein Urtheil über die seiner Leitung nicht unterstellte Reichsregierung auszusprechen? Auch hier steht also die Reichsverfassung mit der Folgerichtigkeit politischer Rechtsbegriffe im Widerspruch. Ueberdies könnte die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers nur in seiner Entlaßbarkeit Seitens des Kaisers bestehen. Es ist aber schwer, ja fast

unmöglich, den alleinigen Inhaber der obersten Amtsgewalt zu entlassen, denn eine solche Stellung ist ihrer Natur nach nahezu unantastbar und, wie man sehr richtig bemerkt hat, auf gewöhnliche Amtsnachfolge gar nicht berechnet. Die Entlassung würde also, von alleräußersten Nothfällen abgesehen, wohl schon der Regel nach an der Schwierigkeit der Wiederbesetzung scheitern. Im Ganzen genommen ist das Reichskanzlerthum überhaupt kein regelrechtes Amt, sondern vielmehr eine politische Thatsache.

Das Reichskanzlerthum wird nämlich erst dann völlig verständlich, wenn man sich klar macht, daß es ein Glied in der Kette jener geschichtlichen Ereignisse ist, welche im Jahre 1866 zur Begründung des Norddeutschen Bundes und im Jahre 1871 zur Begründung des neuen deutschen Reiches geführt haben. Die letztere ist bekanntlich ein Werk der Preußischen Politik und hatte zu Vorläufern den Zerfall des deutschen Bundes und den Austritt der Oesterreichischen Monarchie aus dem föderativen Verbande der Nation. Die nothwendige Folge davon war das Hervortreten der Preußischen Hegemonie in Deutschland und diese mußte, da sie für sich allein nur eine Preußische und keine nationale Errungenschaft ist, in die Formen des Bundesstaates eingekleidet werden. Die Reichsverfassung ist das Produkt eines durchgehenden Compromisses zwischen der Realität der Hegemonie Preußens und der Idee des Bundesstaates. Daher die Verschiebung aller staatsrechtlichen Begriffe, wie sie in anderen reinen und einfachen Staaten anerkannt und beobachtet werden. Daher die unfindbare Staatsgewalt des Reiches, welche vermöge des natürlichen Prozesses der Dinge dem Organe der gouvernementalen Action zufallen mußte. Diese Action hat, wie früher nachgewiesen, ihren Schwerpunkt in Preußen und ohne diesen Schwerpunkt schwebt sie wirkungs- und richtungslos in der Luft. Der deutsche Reichskanzler für sich allein ist eine Spitze ohne Basis; denn die politische Formation der deutschen Nation ruht nicht auf dieser selbst, sondern auf dem Zwischenbau der Einzelstaaten, der eben die nothwendige Consequenz der Preußischen Vormacht ist. Der Reichskanzler, dem die particularen Regierungen und vor allem die Preußische Regierung sich versagen, ist machtlos. Daher muß der Reichskanzler zugleich Chef der Preußischen Regierung sein und selbst die Vorstände aller bedeutenderen Geschäftszweige des Reiches, wie namentlich der Präsident des Reichskanzleramts, müssen Preußische Minister sein oder doch in der engsten Fühlung zu diesen stehen. Nur unter dieser Bedingung ist die Reichsregierung aufrecht zu halten, wie der gegenwärtige Reichskanzler oft genug ausgesprochen hat. Der immense Machtumfang des Reichskanzlerthums rührt daher, daß zur Zeit der Besitz der Preußischen Regierungsgewalt die Unterordnung der übrigen deutschen Regierungen mit sich bringt. Dies ist aber offenbar keine Sache der Behörden-Organisation, sondern der politischen Constellation, eine Phase in der Evolution der Europäischen Politik. Das Reichskanzlerthum ist die Folge einer politischen Zwangslage, welche an dem Maßstabe regelrechter Begriffe nicht gemessen werden kann. Dies schließt nicht aus, daß diese Zwangslage nicht auch acceptirt worden ist: aber sie ist doch mehr die Frucht der völkerrechtlichen Action verschiedener Regierungen, als des spontanen friedlichen Wachsthums im Innern der Nation. Dadurch erhellt zugleich, daß die Bildung von

Reichsministerien mit dem Reichskanzlerthum unverträglich ist, weil die politische Lage zwar für dieses, aber nicht auch für jene angethan erscheint; denn Reichsministerien wären nur auf den Trümmern der Hegemonie des mächtigsten Theilstaates denkbar.

Es entspricht daher vollkommen der Lage, daß der gegenwärtige Reichskanzler bisher dem Verlangen nach Reichsministerien beharrlichen Widerstand entgegensetzte, und ebenso auch der Bundesrath. Indessen ist gerade dies ein Zeugniß für den unfertigen und wenig dauerhaften Character der Reichsverfassung, denn man kann doch wohl vernünftiger Weise nicht wähnen, daß die politischen und socialen Bedürfnisse einer großen Nation ohne eine wohleingerichtete constitutionelle Regierung befriedigt werden können. Erklärlich ist unter diesen Umständen das mehr oder minder verdeckte Drängen nach dem Einheitsstaate auf dem Wege fortschreitender Verfassungsänderungen, obwohl sich zu dieser Tendenz keine Partei offen und geradezu bekennen kann; ein Drängen, welches den gesammten Rechtszustand Deutschlands unsicher macht und die Nation nicht zur Ruhe kommen läßt. Das Reichskanzlerthum steht durch diese Wirkungen, die es direct oder indirect hervorbringt, auch mit dem Zweck der Reichsverfassung im Widerspruch, welcher ausdrücklich auf den Schutz des im Bundesgebiete geltenden Rechtes, sowie auf die Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes gerichtet ist.

Bei Gelegenheit der diesjährigen Reichskanzler-Krisis constatirte das officielle Blatt der Preußischen Regierung mit Befriedigung das Ergebniß der Reichstags-Debatte über das Schreiben des Reichskanzlers, betreffend seine Beurlaubung und Stellvertretung. Die Debatte habe sich zu einer bedeutsamen Kundgebung des Vertrauens für den Kanzler gestaltet. Als Gesammtergebniß der Verhandlungen — sagt das Blatt — bleibt der Eindruck zurück, daß das Verständniß für die Wirksamkeit und die Verdienste des Fürsten Bismarck an Umfang gewonnen hat. Der Verlauf dieser neuesten Krisis war in der That die Häufung einer neuen Fülle von Vertrauensbeweisen auf das Haupt des leitenden Staatsmannes; denn abgesehen von dem Verhältniß des Reichskanzlers zu seinem Souverain, ein Verhältniß, welches der Kaiser selbst als unzerreißbar erklärte, haben die Bundesfürsten wie die heißspornigsten Einheitspolitiker, haben Liberale und Conservative ihre Sympathie und ihre Unterstützung dem Fürsten Bismarck zugesichert, haben selbst die Klerikalen ihn als den Staatsmann bezeichnet, mit dem sie vorzugsweise zu unterhandeln begehren würden. Und diesen Bezeugungen des Inlandes haben sich die des Auslandes zugesellt. Eine solche einzige Stellung ist nach Außen und Innen ein schwerwiegendes Machtelement. Daß sie ein nationales Besitzthum ist, dieses Gefühl war das vorschlagende Gefühl im deutschen Volke bei der letzten Krisis. Hierauf vor Allem beruhte auch die Befriedigung, welche von allen Seiten über die glückliche Erledigung der Krisis zum Ausdruck kam. Es wird dem Kaiser von der dankbaren Nation als ein neuer Beweis seiner hohen Regentenweisheit angerechnet, daß er es sich vor Allem angelegen sein ließ, in ernster Zeit die bewährte Kraft des großen Staatsmannes dem Dienste des Vaterlandes zu erhalten.

Wir geben zu, daß dieses Raisonnement im Ganzen und Großen ein getreuer Ausdruck der politischen Sachlage, insbesondere auch der factischen Stellung des Reichstages im Reiche war, einen correcten Aus-

druck geltender politischer Rechtsbegriffe wird man darin nicht erblicken. Die Unzerreißbarkeit des Verhältnisses zwischen dem Souverain und seinem Staatsmann wird klaren Augen eher als eine Nothlage, denn als ein normaler Zustand erscheinen, und die Befriedigung darüber wohl auch nur eine getheilte sein für diejenigen, welche normale Zustände für wünschenswerther halten.

Wir eilen zum Schluß. Unsere rein objective, alle nebensächlichen und persönlichen Momente bei Seite lassende Analyse der Reichsverfassung wird den unbefangenen Leser überzeugt haben, daß sie an wesentlichen Mängeln leidet, welche der Nation die reellen Wohlthaten einer monarchischen und constitutionellen Regierung vorenthalten.

Die deutsche Reichsverfassung ist das Werk einer durchgängigen Verdeckung und Entstellung fundamentaler und anerkannter Rechtsbegriffe, einer Nichtachtung politischer Grundsätze, die nirgendwo in der Welt ihres Gleichen findet. Sie schafft einen Kaiser, der nicht der Souverain der Nation ist, einen Bundesrath, der nicht als Organ einer nationalen Regierung wirken, einen Reichstag, der sich weder als souverainer, noch als constitutioneller Körper behaupten kann, ein Reichskanzlerthum, welches als monströse Anhäufung uncontrolirbaren und unverantwortlichen Machtbesitzes aller Analogien und Regeln spottet. Sie ist der Abdruck einer Zwangslage, hervorgebracht durch die Gewalt politischer Ereignisse, welche ihren geschichtlichen Abschluß noch nicht gefunden haben. Sie ist ein Provisorium, auf dessen Boden normale Functionen und dauerhaftes Wachsthum nicht wurzeln können.

Man wende nicht ein, daß die Entwicklungsbedürftigkeit der Reichsverfassung zugegeben werde, daß diese aber den späteren Generationen vorbehalten bleiben müsse, damit diese — sich nicht langweilen. Das ist eine leere Ausflucht. Entwickeln kann sich nur, was Lebensfähigkeit und Harmonie aller Theile besitzt; die Reichsverfassung ist nicht lebensfähig, weil ihr die innere Harmonie fehlt. Sie constituirt eine selbst erfundene Gesetzmäßigkeit, welche nur der trügerische Ausdruck zwingender Thatsachen ist. Die deutsche Nation kann für sich nicht ein neues Gesetz der Dinge, eine selbsteigene Rechtmäßigkeit erschaffen; damit würde sie sich von der natürlichen Ordnung der Dinge und von der Gemeinschaft mit der civilisirten Welt ausschließen. Uebrigens sind alle politischen Einrichtungen entwicklungsfähig, aber sie müssen zur gegebenen Zeit den vorhandenen Bedürfnissen entsprechen, sonst bleibt die Entwicklung stets hinter ihrem Ziele zurück.

Die Reichsverfassung legt die Regierungen der Bundesstaaten großentheils lahm, ohne dafür durch Schöpfung einer normalen nationalen Regierung genügenden Ersatz zu bieten, und durch ihre Beschränkung auf einzelne Gegenstände von hauptsächlich materieller Natur zerreißt sie den inneren Zusammenhang aller Regierungsfunctionen. Sie befördert unwillkürlich die Auflösung der öffentlichen Ordnung, weil sie ein vermeintliches Recht erzeugt, das innerlich unwahr ist und keinen Zusammenhang mit dem übrigen Rechtsleben der Nation finden kann. Sie verwirrt namentlich alle Begriffe von monarchischer und constitutioneller Staatsordnung. Sie wirft nach manchen Richtungen einen glänzenden

Schein über die Nation, aber hinter diesem Schein lauert das nationale Elend und der nationale Unfrieden.

In diesen Schwächen der Reichsverfassung liegt freilich andererseits ihre Stärke. Sie kann nicht verbessert werden. Sie muß entweder bleiben wie sie ist, oder von Grund aus umgeändert werden. Letzteres würde aber eine neue politische Lage voraussetzen, die, wenn sie eintritt, ihre zwingende Gewalt von selbst geltend machen wird. Es wäre unnütz, sich hierüber conjecturalen Betrachtungen hinzugeben. Die jetzige Reichsverfassung zeigt, daß die deutsche Frage noch nicht endgültig gelöst ist. Das Werk der nationalen Einigung muß entweder weiter fortschreiten, oder es wird wieder rückgängig gemacht werden. Ein Stehenbleiben auf dem jetzigen Standpunkte ist unmöglich, wenn die deutsche Nation sich als Culturmacht erhalten will. Das beweist die unbefangene Beurtheilung der Reichsverfassung.

Die Geschichte lehrt, daß die persönliche Regierung überall nur von kurzer Dauer ist und noch immer zu verderblichen Katastrophen geführt hat. Dies kann auch nicht wohl anders sein, weil sie die Ausübung aller öffentlichen Gewalten in Unordnung bringt und eine Prämie auf die Unfähigkeit setzt. Denn wahrhaft fähige Köpfe und Charactere geben sich nicht her zu Werkzeugen einer zweideutigen Gewalt. Erfahrungsgemäß ist das Personal, welches sich um die persönliche Regierung drängt und alle durch Volkswahlen oder durch Anstellung erreichbaren Stellen einzunehmen sucht, das schlechteste von allen, mit dem eine Regierung geführt werden kann; da alles nur auf Schein und Eclat berechnet ist, wird es jedesmal wie mit einem Schwamm von der öffentlichen Bühne hinweggewischt, sobald der Stern erbleicht, von dem sie ihr Licht erborgt haben. Die neuere französische Geschichte mit ihren jähen Regierungswechseln bietet hiefür lehrreiche Analogien dar. Ganz besonders gemeinschädlich muß aber eine persönliche Regierung sein, welche die eines bloßen Ministers ist und überdies auf einer rein persönlichen Verfassung beruht. Es ist auffallend, daß die gesammte abhängige deutsche Presse — und das ist der weitaus größte Theil derselben — den leisesten Anschein persönlicher Regierung in fremden Staaten so feindselig und so übereinstimmend bekämpft, dagegen über die complete Einrichtung der persönlichen Regierung im eigenen Hause kaum hie und da ein schüchternes Wort zu äußern weiß. Und man muß die unerschütterliche Selbsttäuschung der nationalliberalen Regierungspartei bewundern, welche fortwährend zu hoffen scheint, das Grundgebrechen der persönlichen Regierung durch die homöopathische Zuthat von etwas parlamentarischem System, d. h. durch den Erwerb einiger Ministerfauteuils corrigiren zu können. Denn das letztere System ist mit der Reichsverfassung und mit dem bestehenden Regierungssystem gleicher Weise unvereinbar. Daß aber im deutschen Reiche die Grundsätze der persönlichen Regierung nicht nur thatsächlich gehandhabt, sondern geradezu ausgesprochen werden, kann keinem Zweifel unterliegen. Viele Argumente ließen sich dafür anführen, daß der Reichskanzler seine persönliche Regierung von der Reichsverfassung für unzertrennlich hält; dies beweist schon das unausgesetzte Bemühen, eine durch Verwischung der Gegensätze lediglich auf den Namen des Reichskanzlers gebildete Majoritätspartei im Reichstage zu Stande

zu bringen, mithin eine Partei, die ohne eigene politische Grundsätze lediglich für die persönliche Regierung den constitutionellen Schein zu produciren bestimmt ist. Damit wäre der Ruin alles constitutionellen Lebens in Deutschland besiegelt. Einige Zeit hindurch kann man sich zwar mit allen Widersprüchen, mit allen angefangenen Versuchen und Mißerfolgen noch „weiter schleppen", wie kürzlich ein der Regierung ergebenes Berliner Blatt ganz treffend bemerkte; allein nicht minder gewiß ist es, daß dieses Weiterschleppen alle Kraft aufzehrt und ebenso nutzlos wie unrühmlich ist, wenngleich es durch die stark um sich greifende Unteroffiziers-Gesinnung und durch den von einem großen Theile der Presse künstlich genährten blinden und dumpfen Bewunderungsdrang des Volkes in hohem Grade erleichtert wird.

Ein preußischer Richter als Lehrer der Republik.

(Schluß.)

Bevor wir an die Analyse unsres Autor's gehen, mag hier eingeschaltet werden, was uns freundlichst von hochgeschätzter Hand als bibliographische Notiz zugeht. Nämlich: „Die anonyme höchst kostbare und seltene Schrift von Ernst Gottlob Morgenbesser erschien bereits 1798 ohne Angabe des Druckortes in Königsberg, Verfasser war damals Regierungsrath; er starb nicht 1823, sondern 1824 den 22. Juli als Chefpräsident des ostpreußischen Oberlandesgerichts. Die Schrift von 1800 ist nur eine Titelauflage, wie man sich leicht davon überzeugen kann, wenn man das Papier des Titelblattes mit dem des Textes vergleicht; ich habe beide Ausgaben vor mir und finde bis auf das neue Titelblatt Seite für Seite und Wort für Wort sich deckend. Aus meinen Notizen theile ich noch folgende mit: Recensionen: Göttinger Gelehrte Anzeigen 1801. p. 404, Stück 40, 41 vom 9. März. Erlanger Lit.-Ztg. Nr. 203 v. 15. Oct. p. 1621. Juristische Fragmente, Göttingen 1802, Thl. II. S. 17. Revision der Literatur in den drei letzten Quinquennien des 18. Jahrh., Nr. 119 p. 321. Literar. Anzeiger bei der Nicoloviusschen Zeitung 1798 Nr. 83. In der Vossischen Zeitung No. 147 vom 8. Octob. 1798 ist das Buch zum Kauf ausgeboten. Verboten ist das Buch von der Kais. Bücher-Censur in Wien im October 1798 (Intellig. Blatt der Allg. Lit. Ztg. Nr. 42 vom 3. April 1799 p. 329), auch im Juli 1800 (Intell. Blatt der Allg. Lit. Ztg. 1800 Nr. 199 p. 1659 vom 29. Novbr.) —" Und nun zu dem Inhalt:

Im Vorberichte rechtfertigt der Verfasser vorsichtigerweise den Titel seines Buchs. Er habe, wenn er in diesem die preußischen Gesetze anziehe, damit keineswegs beabsichtigt, nun eine Kritik dieser Gesetze sich anzumaßen, sondern nur, weil sie, nach dem einstimmigen Urtheil der Sachverständigen, die vollständigsten und vollkommensten Sammlungen seien, habe er sie zum Leitfaden seiner Betrachtungen gewählt. Nach dieser Verbeugung geht er aber sofort scharf ins Zeug. „Leider sind diejenigen Staaten, welche in unsern Tagen Republiken genannt werden, sehr weit vom Republikanismus entfernt. Noch dürfen wir also nicht hoffen, daß das Zeitalter der Revolutionen, d. h. das Reich der Gewalt sich seinem Ende nähere. Das menschliche Geschlecht wird so lange von

ihr mit eisernem Scepter beherrscht werden, bis wir uns durch freiwillige Reformen zum Republikanismus erheben. Die republikanische Regierung ist die einzige, welche der menschlichen Natur angemessen ist, also auch die einzige, welche der Gefahr durch innere oder äußere Gewalt zerstört zu werden, nicht unterworfen ist; die einzige, welche die bisherige Geißel des menschlichen Geschlechts, den Krieg, unterdrückt; die einzige, welche von der Laune und dem Charakter der Gewalthaber nicht abhängig ist. Das Ziel der Vereinigung des Menschengeschlechts in eine einzige bürgerliche Gesellschaft (wo also auch der Defensivkrieg aufhören würde) mag noch so weit entfernt sein, so darf doch der Menschenfreund dieses Ziel niemals aus dem Auge verlieren. Der erste Schritt dazu wird geschehen, wenn eine große, mächtige und cultivirte Nation dem Offensivkrieg nicht mit Worten, sondern in der That entsagen wird. Freilich muß sie groß, mächtig und cultivirt sein, weil sie sonst die Beute andrer Staaten werden würde. Ist sie dagegen durch innere Stärke (nicht durch schwimmende oder unbewegliche Festungen, nicht durch stehende Armeen, nicht durch Bündnisse) geschützt, so hindert sie nichts, sich republikanisch zu regieren. In einer gut organisirten Monarchie kann die Umwandlung in eine Republik am leichtesten erfolgen, vorausgesetzt, daß der Monarch mit vorzüglichen Geistesgaben ausgerüstet und republikanisch gesinnt ist. Denn da es der Natur der Sache widerspricht, mithin unmöglich ist, daß eine Republik durch eine Revolution gegründet werde, so müssen die Gewalthaber an der Reform thätig theilnehmen, d. h. die Reform muß von oben anfangen. Gelänge es dem Monarchen, die Hyder des Aristokratismus zu besiegen, so würde es nur von seinem Willen abhängen, der Stifter einer Republik zu werden. Friedrich der Zweite war in Absicht der Geistesgaben vollkommen fähig eine Republik zu gründen, aber seine Gesinnungen waren nicht republikanisch, er war bekanntlich ein Eroberer und begünstigte Aristokratismus.“ Da hat nun der Herr Staatsanwalt, den wir im Eingange dieser Zeilen begrüßten, in der That, und überdem aus dem Munde eines preußischen Oberrichters, die These, an deren Ernst er nicht glauben will, hier muß er es wiederholt, und in der ausdrücklichsten Betonung hören, daß die idealen Entwicklungen des Menschengeschlechtes ihrem Wesen nach nothwendig die Wege der Gewalt perhorresciren. Und sieht man sich den „Republikanismus“ unsres Verfassers näher an, so trägt er eine durchaus moderne Physiognomie. Hören wir ihn selber darüber. Das Ideal, sagt er, „ist keineswegs auf ein Reich der Tugend, es ist blos auf ein Reich des Rechts gerichtet. Gesetze, die darauf hinauslaufen, Handlungen zu erzwingen, die nur die Folge tugendhafter Gesinnungen sein sollten, können in dem republikanischen Codex keinen Platz finden. Tugend läßt sich nicht erzwingen, und die republikanischen Gesetze dürfen nur solche Endzwecke aufstellen, zu deren Erreichung der Zwang erlaubt und möglich ist. Hierdurch wird keineswegs dem Staate die Befugniß eingeräumt, Handlungen für rechtlich zu erklären, welche dem Sittengesetz widersprechen. Die Handlungen der Menschen beruhen entweder auf Maximen, die als allgemeine Gesetze der Freiheit gelten können, oder sie beruhen auf solchen Maximen, nach welchen die Freiheit Aller mit der Freiheit des Handelnden nicht bestehen kann. Im ersten Falle sind die Handlungen dem Sittengesetze

gemäß, im zweiten Fall widersprechen sie dem Sittengesetz und sind immer untugendhaft und illegal. Bei Handlungen, welche mit dem Sittengesetz übereinstimmen, ist der Endzweck des Handelnden entweder auf eigene Vollkommenheit und fremde Glückseligkeit, oder bloß auf den Gebrauch der Freiheit gerichtet. Nur jene Handlungen sind tugendhaft, letztre sind zwar legal aber untugendhaft, es mag durch eine solche Handlung blos die eigne Vollkommenheit hintangesetzt, oder die eigne Glückseligkeit auf Kosten der Vollkommenheit und auf Kosten fremder Glückseligkeit befördert werden wollen. Da wir aber in der Rechtslehre uns nicht um die Maximen der Handlung, sondern nur um die Handlungen selbst bekümmern dürfen, so ist jede Handlung dem Sittengesetz gemäß und legal, womit die Freiheit aller Andern bestehen kann, und jede Handlung ist dem Sittengesetz zuwider und illegal, mit welcher die Freiheit aller Andern nicht bestehen kann. Also jede dem Sittengesetz widersprechende Handlung ist untugendhaft, aber nicht jede untugendhafte Handlung widerspricht dem Sittengesetz. Jede illegale Handlung ist untugendhaft, aber nicht jede untugendhafte Handlung ist illegal. Jede legale Handlung kommt mit dem Sittengesetz überein, aber nicht jede legale Handlung kommt mit dem Tugendgesetz überein". Wir werden später sehn, wie dieser Grundsatz sich geltend macht gegenüber dem sogenannten Sittlichkeitsgesetze.

Die nun sich anschließenden Erörterungen betreffen den nothwendigen Wegfall aller Particulargesetzgebung, Gewohnheitsrechte und Privilegien und stellen dann die Formen fest, in denen die bürgerliche Gesellschaft sich selbst regiert. An der gesetzgebenden Gewalt können nur theilnehmen die Selbständigen, d. h. die „keinen anderen als den Schutz und Befehl des Staates über sich erkennen;" nicht aber die Unselbständigen, das heißt: „alle Personen weiblichen Geschlechts, alle Minderjährigen, alle welche auch nach zurückgelegter Minderjährigkeit wegen geistigen oder körperlichen Unvermögens fremden Schutzes fortwährend bedürfen, alle welche als Dienstboten, Lehrlinge, Gesellen oder Gehilfen beständigen Gehorsam schuldig sind, alle welche als bloße Tagelöhner von demjenigen abhängen von dem sie gedungen werden, und alle welche durch ein Verbrechen ihre Selbständigkeit verwirkt haben." Denn „auch diejenigen welche einen freiwilligen Gehorsam leisten, können an der Ausübung der gesetzgebenden Gewalt keinen Theil nehmen, weil es unmöglich ist den Staat gegen die Furcht sicher zu stellen, daß ihre Stimme der bloße Nachhall der Stimmen ihrer Ernährer sei." Was ja um 1800 eine recht scharfe Voraussicht genannt werden kann. Natürlich „muß jedem zu dieser Klasse gehörigen Menschen der Weg beständig offen stehn, sich in den Zustand der Selbständigkeit zu versetzen und so zum Genuß seines Antheils an der gesetzgebenden Gewalt zu gelangen." Und daß das nicht blos wohlwollende Phrase, sondern dem Manne bitrer Ernst ist, das geht wol am besten aus seiner Auslassung über das Erbrecht hervor. Hier sagt er: „In der Republik gehen die Rechte, welche zum freien Eigenthum gerechnet werden, mit dem Tode des Besitzers auf Andere nicht über, sondern fallen in das Gesammteigenthum, also an den Staat zurück. Die menschliche Natur weiß nichts von einer Wirkung nach dem Tode, von einer Befugniß des Eigenthümers durch seine Handlung (Testaments- und Vertragserbfolge) oder Unterlassung (In-

testaterbfolge) diejenigen zu bestimmen, auf welche sein Eigenthum durch seinen Tod übergehn soll. Auch durch den Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft kann ein solches Recht nicht begründet werden. Denn die Republik ist eine Gesellschaft von Menschen die auf einander wirken, und zwar nicht als bloße Körper, sondern als körperliche Vernunftwesen. Ein Leichnam wirkt als bloßer Körper, in der Reihe der Vernunftwesen ist er durch den Tod vernichtet, die Lebenden können also keiner solchen Wirkung unterworfen sein, die das Dasein eines Vernunftwesens voraussetzt. Auch läßt sich ein empirisches Gesetz, wodurch das Erbschaftsrecht eingeführt würde, auf das Sittengesetz nicht zurückführen. Die Intestat- und die nothwendige testamentarische Erbfolge, sowie diejenige freiwillige testamentarische und diejenige Vertragserbfolge, welche sich auf noch nicht existirende Menschen erstrecken, verletzen die angeborene Gleichheit der Menschen, indem sie den einen mit Vorrechten geboren werden lassen, die dem andern fehlen. Alle Arten von Erbfolge widersprechen dem Sittengesetz auch in der Rücksicht, daß sie den Müssiggang privilegiren. Nach dem Sittengesetz dürfen nur diejenigen von fremdem Erwerb unterhalten werden, die nicht fähig sind sich ihr Brot selbst zu verdienen; für diese aber muß der Staat sorgen. Jeder, der mit den erforderlichen physischen und moralischen Kräften begabt ist, muß für seinen Unterhalt selbst sorgen. Weiset das empirische Gesetz gesunden Menschen Genuß ohne Arbeit an, so ist es um die republikanische Staatsverfassuug geschehn! Das Erbschaftsrecht ist das Grab der Republik und die Wiege der Aristokratie, welche bekanntlich darauf beruht, da zu ernten wo man nicht gesäet hat. Man wird einwenden, daß doch der Beschenkte das verzehrt was er nicht erworben hat. Das ist nicht zu leugnen. Da aber das reine Gesetz keinem verbietet sein Vermögen unter Lebendigen wegzuschenken, so darf das empirische Gesetz sich nicht anmaßen, die Schenkungen zu untersagen, sondern man muß in der Republik es lediglich von der Erziehung erwarten, daß jeder Geschenkgeber dafür sorgen werde, durch seine Geschenke keine Müssiggänger oder Bösewichter zu bilden." Von diesen Grundsätzen ausgehend würde der Hr. Präsident heutzutage offenbar ein Socialdemokrat sein.

Seine Strafrechtstheorie ist folgende: „Jede vorsätzliche Uebertretung eines reinen Gesetzes ist ein Verbrechen. Die Strafe ist ein Uebel, welches dem Verbrecher um des Verbrechens willen zugefügt wird, also nicht zu seiner Besserung, nicht zum Schadenersatz, nicht zur Abschreckung andrer. Die Zufügung eines solchen Uebels setzt eine Superiorität voraus. Die Republik besteht aus freien und gleichgeborenen Menschen, deren keiner der Superiorität des andern unterworfen ist. Durch den Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft wird die angeborene Freiheit nur so weit eingeschränkt, als solches zur wechselseitigen Aufrechthaltung der Freiheit und Gleichheit erforderlich ist. Diese wird freilich durch das Verbrechen gestört, aber durch die Strafe nicht wiederhergestellt. Die Strafe kann also kein Mittel sein, die republikanische Verfassung aufrecht zu erhalten. Ein Mittel, welches zu diesem Zwecke untauglich ist, kann nie der Gegenstand eines republikanischen Gesetzes sein. Da aber ein jedes Verbrechen einen Mißbrauch der Freiheit voraussetzt und der Staat schuldig ist, jeden Menschen zum Gebrauch der Freiheit zu erziehen, so fällt der Verbrecher in den Erziehungszustand

zurück, bis er gelernt hat von seiner Freiheit gesetzlichen Gebrauch zu machen. Der Richter hat also in der Republik über die Verbrecher nur insofern zu urtheilen, als er dafür sorgen muß, daß der angerichtete Schaden in den Fällen, wo es möglich ist vergütet und daß der Staat gegen ähnliche Unternehmungen des Verbrechers sicher gestellt werde. Letzteres geschieht durch Einschränkung der persönlichen Freiheit. Wie weit sich diese Einschränkung erstrecken und wie lange sie dauern müsse, hängt von der Beurtheilung derjenigen ab, welchen die Erziehung des Verbrechers anvertraut wird."

Religion — heißt es weiterhin — „ist Herzenssache, Angelegenheit des innern, nicht des äußern Menschen. Im Staate darf also auf Religionsgrundsätze keine Rücksicht genommen werden und wo es geschieht, verwandelt sich die Republik in Despotie. Eine Religion, nach welcher eine Handlung, deren Gegenstand die Erfüllung einer bürgerlichen Verbindlichkeit ist, an einem gewissen Tage nicht vorgenommen werden darf, formirt einen Staat im Staate, welcher nicht geduldet werden kann." — Und über den Eid: „In der Republik kann der Eid kein Beweismittel sein. Der ehrliche Mann sagt die Wahrheit ohne Eid. Und der schlechte Mensch, wenn er nicht abergläubig ist, bekräftiget seine Lüge durch den Meineid. Also nur auf die Abergläubigen können wir durch den Eid wirken. In der Republik gehört der Aberglaube nicht unter die Regierungsmittel, sondern unter die Dinge, deren Ausrottung auf das sorgfältigste betrieben werden muß. Der Aberglaube, wo er gepflegt und als Stütze des Staats behandelt wird, führt unausbleiblich zum Despotismus. Nur der Abergläubige beruft sich auf Gebote Gottes, der von dem Aberglauben Freie aber findet in der Erfüllung seiner Pflicht die Erfüllung des Willens Gottes." — Gegen Cölibat ferner: „Ein Stand, dessen nothwendiges Erforderniß die Ehelosigkeit ist, formirt einen Staat im Staate und widerspricht der menschlichen Natur, kann also in der Republik nicht geduldet werden." — Von der Ehe: „Da die Religion mit äußerlichen Dingen nichts zu thun hat, so gehört das Aufgebot für die bürgerliche Obrigkeit und die Ehe wird nicht durch die priesterliche Trauung, sondern durch die Verlautbarung vor Gericht vollzogen."

Selbstverständlich ist die Gleichheit aller Confessionen vor dem Gesetz. Von Seiten der Religion her sieht überhaupt unser Gesetzgeber die meisten Gefahren für seinen Staat erwachsen, er schreitet auf diesem Gebiete daher auch mehrfach mit Verboten ein. „In der öffentlichen Schule darf gar keine Religion gelehrt werden. Alle Schulen ohne Ausnahme gehören zu den Polizeianstalten. Die Religionslehrer als solche haben nichts mit den Schulen zu thun" — selbst „die Prüfung der Kinder kann der Staat den Seelsorgern nicht überlassen."

Hier werden wir der Sätze über Erziehung zu gedenken haben. „Dem Menschen ist das Recht zur Freiheit angeboren. Jedem Menschen muß also auch die Pflicht angeboren sein, seinen Nebenmenschen, dessen körperliche und Verstandeskräfte noch nicht so weit entwickelt sind, um von seinem angebornen Recht Gebrauch zu machen, so lange zu ernähren und zu erziehen bis diese Entwicklung erfolgt ist. Diese allgemeine Menschenpflicht ist in Absicht derjenigen, welche das hilflose Kind erzeugt und geboren haben, keine besondre und ausschließliche Pflicht.

Denn in Rücksicht auf die Eltern ist die Geburt des Kindes der Erfolg einer Befriedigung des Naturtriebes. Insofern dabei keine Rechtspflicht verletzt wird, kann sie der Entstehungsgrund besondrer Pflichten nicht sein. Aber auch ebensowenig der Entstehungsgrund besondrer Rechte. Das Kind ist kein Gemächsel der Eltern, worauf ihnen Rechte zustehn. Der Mensch, sobald er geboren ist, gehört, außer sich selbst, keinem an und er empfängt durch Unterhalt und Erziehung blos das, was ihm als Mensch gebührt und was er, sobald seine Kräfte es erlauben, seinen unerzogenen Nebenmenschen wieder zu leisten verpflichtet ist. Da aber eine Pflicht, welche allen Menschen gleichmäßig obliegt, in der Ausführung nur allzuoft vernachlässigt werden würde, so gehört es zum Wesen des bürgerlichen Vereins, daß der Staat die Sorge für den Unterhalt und die Erziehung der Kinder übernimmt. Nun entsteht die Frage: ob es rathsam sei, daß der Staat die Ausübung der ihm obliegenden Pflicht, einem Jeden in Absicht derjenigen Kinder übertrage, die von ihm erzeugt oder geboren werden. Diese Frage ist, wenn blos von der Erlaubniß die Rede ist, bejahend, wenn aber eine Rechtspflicht daraus gemacht werden soll, verneinend zu entscheiden. Denn durch den Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft hat Jeder seinen Antheil an der allgemeinen Menschenpflicht zur Erziehung und Unterhaltnng der Kinder, auf den Staat übertragen. Es bleibt also dem einzelnen Menschen nur die Tugendpflicht übrig. Diese Tugendpflicht ist in Absicht der Eltern weit dringender als in Absicht der Fremden. Doch bleibt sie Tugendpflicht, welche in eine Rechtspflicht zu verwandeln sich kein republikanisches Gesetz anmaßen darf. Man lasse also den Eltern die Befugniß, ihre Kinder zu erziehn, aber jeder Vater, jede Mutter sei berechtigt, ihr Kind dem Staat zum Unterhalt und zur Erziehung zu übergeben, ohne zu den Kosten irgend einen Beitrag leisten zu dürfen."

Mit diesen Proben mag es genug sein. Es fehlt natürlich auch nicht an nebensächlichen Bestimmuugen, die uns heute ganz wunderlich anmuthen. So darf z. B. zwar Niemand durch Zwang abgehalten werden, Branntwein zu seiner eignen Consumtion zu fabriciren, aber verkaufen dürfen ihn nur die Apotheken und diese nur auf Vorschrift des Arztes. „Denn wenngleich in der Republik völlige Handels- und Gewerbefreiheit stattfinden muß, so darf sich dieselbe doch nicht auf Gegenstände erstrecken, die für das Leben und die Gesundheit der Menschen gefährlich sind." Ebenso erlaubt er zwar einem Jeden auf seinem Grunde die Jagd auszuüben, aber er darf sich dazu keines Schießgewehrs mit Pulver bedienen, wie denn der Gebrauch des Pulvers überhaupt der genauesten Polizeiaufsicht unterworfen sein soll. Aber auch in diesen Absonderlichkeiten ist die richtige und feste Consequenz aus der Aufgabe, die der Verfasser dem Staate stellt, nicht zu verkennen.

Aehnliche Constructionen sind seitdem wiederholt aufgetaucht und eine Erbfolge ihres Geistes, wenn auch die einzelnen Autoren nichts von einander gewußt haben, ist unverkennbar. Ebenso unverkennbar freilich auch, daß im Laufe der Zeit die Regierungen solche Theoreme immer ernster aufgefaßt und geahndet haben. Aber am Stocke rankt sich die Rebe in die Höhe.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 23. November 1877. Nr. 47.

Inhaltsverzeichniß: Demokratie und Socialismus VI. — Pariser Briefe XIII. — Ad. Wagner contra Karl Braun. — Neue Bücher.

Demokratie und Socialismus.

VI.

Der Socialismus wie jede wirthschaftliche Weltanschauung, muß ein Prinzip haben, in dem er wurzelt, aus dem er sich selbst ableitet, und ein System wenigstens skizziren, welches die Theorie eines künftigen bessern Zustandes der Gesellschaft ist. Er muß einstweilen im Stande sein, den psychologischen und den mathematischen Beweis zu liefern, daß die Menschen wie die Güter in geordnetere Verhältnisse zu bringen sind, daß die Produktion geregelt und zugleich erhöht, die Konsumtion rationeller und gerechter gestaltet werden kann, ohne daß von Menschen wie Dingen etwas Ungebührliches und Unmögliches verlangt würde.

Nun hören wir von gewisser Seite — von andrer wird es als selbstverständlich vorausgesetzt, — daß der Socialismus, um den Beweis seiner Wahrheit antreten zu können, die ganze Gesellschaft erst in die Hand bekommen müsse. Eines, sagt man uns, hängt kettenartig mit dem Andern zusammen, kein Verhältniß ist von seinem Nebenverhältniß abzulösen; es giebt da nichts Einzelnes, keine besonderen Kreise, keine Segmente und Sektoren, an denen man experimentiren könnte. Das Handwerk vermag nicht sich zu emanzipiren, weil das Handwerk selbst vor der Maschinenproduktion verschwindet, man es folglich gar nicht zu fixiren vermag; weil die „Rettung" des Handwerks in die Kredit- und Kapitalfrage eingreift, das Kapital aber großen eigenen Gesetzen folgt, die selbst erst wieder bewältigt werden müßten, ehe dem Handwerk geholfen werden könnte. Ja die Produktion in der gesammten Industrie eines Landes ließe sich nicht organisiren, wenn dem Organisator die Verfügung über Grund und Boden abginge, weil das Rohmaterial ein integrirender Theil des fertigen Industrieproduktes ist. Endlich wäre kaum ein einzelnes, wenn auch noch so ausgedehntes Arbeitsgebiet, z. B. ein Großstaat, wirthschaftlich für sich zu reformiren, da ja seine Bodenfrüchte, Industrieprodukte und Kapitalien in unabläßiger Wechselbeziehung zu andern Gebieten und Erdtheilen stehen. Woraus folgen würde, daß die Reform eine internationale, kosmopolitische sein müsse, oder niemals zu Stande käme.

Danach müßte die bewohnte Erde erst auf ein allgemein hörbares Glockenzeichen sich einstimmig bereit erklären, von einem bestimmten

Termine an neue Wirthschaftsverhältnisse anzutreten, oder dieser consensus gentium wäre durch eine Reihe von Revolutionen erst zu erkämpfen. Dann würde allerdings der sociale Mensch der wirkliche und wahrhafte „Herr der Erde" sein. — Wir brauchen wohl nicht zu sagen daß es die bunteste Chimäre sein würde, solchem Idealismus zu huldigen, daß die Unendlichkeit der Vorbedingungen die Unmöglichkeit des Zieles bedeutet, und daß wir bei solcher Prinziplichkeit besser daran thäten, im Status quo Gottes Wasser über Gottes Land laufen zu lassen. Wir wären ja bei der Recherche de l'Absolu, beim Stein der Weisen wieder angelangt.

Indessen ist die äußerste Konsequenz nur um des Grundsatzes willen gezogen worden, weil dieser Grundsatz auch auf reduzirte Kreise seine Anwendung findet. Was von der ganzen bewohnten Erde gilt, bewährt seine Richtigkeit auch an einem Welttheile; was für einen Welttheil richtig ist, gilt auch für den einzelnen Großstaat. Qui trop embrasse, mal étreint, wer zu viel umfassen will, packt am Ende nichts. Ob Prinzipien jemals in ihrer ganzen Ausdehnung realisirt werden können, ist bekanntlich eine Streitfrage zwischen der abstrakten Philosophie und der Erfahrungsweisheit, in welcher die letztere bis jetzt so ziemlich obgesiegt hat. Dieselbe Streitfrage schwebt jetzt zwischen allgemeinem Angriff auf das Ganze und partieller Umwandlung, zwischen dem Sturm von allen Seiten und der lokalen Bresche, zwischen Blutinfusion und Impfung. Hat man den Staat nicht in der Haud, so doch vielleicht die Gemeinde, verfügt man nicht über ganze Arbeits- und Leistungswelten, so doch vielleicht über gewisse Zweige.

Ein politisch-historisches Moment tritt hinzu. Die Gemeinde ist eine Institution, welche grade auf germanischem Boden schätzbare Früchte getragen hat; sie bildet historisch das faßbare Kollektiv-Individuum, die noch übersehbare Gemeinschaft lebendiger Interessen unter sich bekannter Individuen. Die Städte waren doch einmal Freiheitsburgen und Asyle der Hörigen vom Lande. Nicht umsonst bildet die Organisation, die Verwaltung, der Selbständigkeitsgrad der Gemeinde einen stehenden Artikel unserer Tagespolitik, wie viel auch dabei gesündigt und gelangweilt werde. Nicht umsonst hat die Pariser Commune sich bis in die konservativsten Köpfe hinein eine gewisse Anerkennung erobert, nicht umsonst setzten sich die spanischen Intransigenten lokal und communal fest. Wir citiren hier bloß, ohne an dieser Stelle ein Urtheil über jene Erscheinungen und Bewegungen abzugeben. So viel ist jedoch gewiß: die lokale und kommunale Konzentration bedeutete die Rettung aus den großen Molochsfängen des Ungethümes „Staat", einen Protest wider die Unterjochung des Besondern und Einzelnen von Seiten der herrschsüchtigen Allgemeinheit.

Neben den Gemeinden, insbesondere den städtischen, die sehr wohl durch Herbeiziehung der nachbarlichen Dorfverbände einen weitern Gemeindekreis bilden können, hat uns die Vergangenheit den Genossenschafts-Verband hinterlassen: theils als Gilde, theils als Zunft. Die wegwerfende Kritik einer Uebergangsepoche, welche zunächst tabula rasa machen wollte und wohl auch mußte, ist heute erledigt und ein geschärfter historischer Blick sieht in jenen Korporationen mehr als egoistische Monopolisirung. Die Kritik, welche vom Ende des vorigen

Jahrhunderts datirt, traf lediglich die Ausartung, den Verderb von Einrichtungen, die in anderer Form eine Wiederbelebung verdienen. Die kaufmännische Gilde, die industrielle Zunft oder Genossenschaft könnten ja auch die Solidarität in der Arbeit und die gemeinsame Verantwortlichkeit vor der Gemeinschaft, zunächst vor dem Gemeinde Verbande bedeuten.

Was sind die „Produktivgenossenschaften" anders als neubelebte Zünfte, als freigebildete, je nach Bedürfniß fließende Zünfte? Man wird doch in aufgeklärter Zeit nicht mehr vor einem Namen erschrecken. Nur daß diese modernen Zünfte außer allem Zusammenhang mit dem politischen und socialen Ganzen oder mit irgend einem seiner Organe stehen, daß sie Kollektiv-Individuen bilden, welche in freier Luft Konkurrenz mit Andern, Einzelnen oder wieder Kollektiv-Individuen, treiben. Etwas ganz Anderes wäre es, wenn die Produktivgenossenschaft im innigsten Zusammenhange, ja im Dienst und unter Oberaufsicht der Gemeinde stände und so ein Glied im politisch-socialen Verbande würde.

Es ist in diesen Blättern eine drastische Kritik an den Antifälschungs-Vereinen geübt und dabei das wahre Mittel wider den gesundheitswidrigen Betrug angegeben worden. Dieses Mittel bestand in nichts Anderm als in der Bildung von gemeindlichen Produktionszünften. Natürlich kann es sich dabei nicht von kapitalistischen Submissionen und Vergebungen an den Meistbietenden oder Mindestfordernden handeln, sondern von Assoziation der betreffenden Arbeitskräfte, welche Arbeitskräfte die wahren Aktien bilden würden; die so organisirte Arbeit mit garantirtem Absatz trägt das Kapital in ihren Flanken. Gegen eine mäßige Verzinsung von rückzahlbaren Geld-Aktien wäre übrigens beim Beginne nichts zu erinnern.

Sämmtliche Bedürfnisse der Gemeinde würden so unter Garantie der Munizipalität und vorbehaltlich deren gerichtlicher Verantwortlichkeit in sicherster Weise befriedigt, vom Hausbrod an bis zur Beherbergung der Fremden. Wasser und Gas haben ja die Gemeinden fast durchgängig in ihren Verwaltungsbereich gezogen, obwohl hier noch häufig schädliche Monopole ihre Riemen schneiden und z. B. modernste Städte schlechter beleuchtet sind als zur sel. Zeit der Oellaternen am Chausseepfosten. Sind nicht die Schulen Gemeindeangelegenheit, steht nicht der Volksunterricht unter Kontrolle der Munizipalität? Was hindert die Gemeinden, auch Brod, Bier, Weinverkauf, Fleisch und sonstige Unentbehrlichkeiten unter ihre Obhut und Kontrolle zu nehmen?

Aber die Privatinteressen! Wie werden die glücklichen Besitzer schreien, welche Opposition werden sie machen! Die Monopole haben auch geschrieen, als die verrotteten Zünfte aufgehoben; der Adel, als die Feudalrechte gestrichen wurden. Ohne Geschrei zu erregen schreitet die Gerechtigkeit nicht durch die kleinste Welt. Auch jetzt braucht nicht Alles auf einmal zu geschehen, auch hier gilt es Bresche zu legen an einer Stelle der Mauer nach der andern. Aber künftig würden die Gemeinderathswahlen etwas bedeuten, künftig wären diese Wahlen wichtiger als die Landeswahlen zum Parlament.

Eine vernünftige Organisation der zunächst kommunalen Arbeit und des kommunalen Vertriebes hätte den doppelten Vorzug der freien Initiative von Unten und der organischen Entwicklung aus dem Keim oder der Zelle. Sie entstände ohne Dekret, ließe sich daher auch nicht

wegdekretiren; sie könnte ungehindert zu weitern Kreis- und Provinzialkreisen sich ausdehnen und würde niemals präjudiziren. Auch die Ordnung der Arbeit will erlernt sein; hier aber könnten Fehler mit Leichtigkeit verbessert werden. Der Gemeinde liegt gesetzlich die Unterstützung der Nothleidenden und Bedürftigen ob; grade sie hat das lebhafteste Interesse daran, keine Kraft ungenützt zu lassen, lieber Verdienst als Almosen zu geben; ihr wäre es am Leichtesten, Arbeit zu bieten und im Interesse Aller zu verwenden.

Aber, sagt man, die Gemeinden bestehen aus denselben Menschen wie die Staaten; diese Menschen wollen in der ungeheuren Mehrzahl die Besserung der Zustände nicht, weil sie sich wohl darin befinden und vor Neuem zurückschrecken. Nun freilich, wenn die Menschen im Allgemeinen nicht wollen, so ist nichts zu machen, weder jetzt noch jemals. Sind keine Bürger von gutem Willen mehr aufzutreiben, so müssen wir jeden Gedanken an ein Weiterkommen aufgeben, so gehen wir eben dem Verfall entgegen. Dann rede man aber auch nicht mehr von Demokratie oder irgend einem ernstlichen Streben; dann ist jedes Wort, das vom Fortschritt gesprochen wird, eitel Phrase und Wind. Dann ist es Schlafenszeit und Alles gut. Und an diesem Punkt müssen wir unsere bürgerlichen Demokraten, die reinpolitischen Freiheitsmänner zur entscheidenden Gesinnungsprobe auffordern.

Pariser Briefe.

XIII.

Paris, 20. November. Für Freunde von Gewittern giebt es nichts Interessanteres, als zuzusehen, wie sich die feindlichen Wolkengruppen immer fester in einander einkeilen, wie jede Brise, anstatt den Knäuel zu lösen, ihn nur immer fester verwickelt, und wie endlich gerade in einem Augenblick, wo die langsam zusammengezogenen Massen friedlich wieder auseinandergehen zu wollen scheinen, plötzlich das Unwetter lospoltert. Wer politische Entladungen liebt, der hat jetzt Gelegenheit, hier diese Naturerscheinung in ihrem majestätisch langsamen Werden zu beobachten. Marschall und Senat, fast widerwillig vom Boreas der konservativen Elemente vorwärts getrieben, scheinen bald zu zögern und vor einem Handgemeng, mit dem ihm die republikanischen **euri notique** drohen, zurückzuschrecken, bald wieder die letzteren in die Flucht zu treiben, bis diese in dichteren, dunkleren Massen heranrücken, um bald aufs Neue zu weichen. So kann es noch lange fortgehen, sagt der Ungeduldige, wenn er dieses anscheinend resultatlose Hin- und Herschieben, dieses beständige Wechseln der parlamentarischen Voten bemerkt. Aber das erfahrene Bäuerlein weiß, daß der Himmel bald seinen Segen loslassen wird, und richtet sich darnach in Haus, Scheuer und Stallung ein, denn je länger die Gewitter droben hängen, desto schwerer fallen sie hernieder.

Die Möven kreischen nun schon ziemlich lange über Versailles und dem lecken Fahrzeug des Marschalls. „**Qu'avait-il à faire dans cette galère?**" frägt man schon jetzt. Man sieht ihn noch über Wasser, aber anker- und

ſteuerlos, eine Beute der Winde, ein ſicheres Opfer des bald hereinbrechenden Sturms. Geſtern haben ihn die orleaniſtiſchen Ratten verlaſſen; die Tagesordnung Kerdrel war ihr höfliches Abſchiedskompliment, ein theilnehmendes Schulterzucken, ein richtiger Wunſch, recht wohl zu leben, ohne daß die Lebensbedingungen der Präſidentſchaft im Geringſten verbeſſert worden wären. Sie rathen ihm, der Linken nachzugeben, ja ſie wünſchen es ſogar dringend, denn die Fortſetzung des Widerſtands würde nur zwei Eventualitäten hervorrufen können: entweder den Verſuch eines Staatsſtreichs, der bei der Haltung der Armee, der Provinz und des Auslandes kläglich ſcheitern würde — oder aber die Demiſſion, die nothwendig einen Congreß hervorriefe, der Congreß iſt aber konſtituirend, alſo von ſelbſt revolutionär. Da räth man nun dem Marſchall lieber Unterwerfung, d. h. Wortbruch und Entehrung, an, damit nur der Status quo erhalten bleibe, wie ihn die Verfaſſung bis 1880 fixirt hat, alſo das konſtitutionelle Interim. Ja, ja, nicht nur das Interim, ſondern auch die Konſtitutionellen haben den Schalk hinter ihnen, aber einen ſehr dummen Schalk. Bilden ſich die Leutchen wirklich ein, etwas erheuchelte Nachgiebigkeit des Marſchalls werde die Wogen der Entrüſtung, die ſeit fünf Monaten im ganzen Lande hochgepeitſcht worden ſind, beſchwichtigen und alles wieder gut machen. „Es kann Alles noch gut werden", ſagt man zu dem armen Helden, wie die Feuillantins zu Ludwig dem Sechszehnten. Man täuſcht ihn. Es kann nicht mehr wieder gut werden, ſelbſt wenn er demiſſionirt. Bleibt er gar, ſo wird ihm die Kammer, wenig von eigenem Temperament zornig, als durch den Grimm von außen getrieben, ein Miniſterium nach dem andern aus der Hand ſchlagen, ihm eine Demüthigung nach der andern zufügen, — und ſchließlich muß er dann doch aufs Neue thun, was dem Civiliſten von ſeiner Ehre unterſagt, dem Soldaten aber von der ſeinigen befohlen wird: das lange Meſſer ziehen. Thut er es nicht, ſo wird er darum nicht weniger ſtets verdächtig ſein, es im Schilde zu führen, und dem entſprechend überwacht werden. Was giebt es aber für einen Mann, der ſich achtet, ſchmerzlicher Beleidigendes, als Argwohn? Kurz, das Votum des Senats von geſtern Abend hat die Sachlage in gar nichts geändert und konnte ſie auch in gar nichts ändern. Der Marſchall kann ſich weder aus der Majorität von drei Stimmen, unter der ſich fünf ſeiner bisherigen Miniſter befinden, noch aus nichtparlamentariſchen Kreiſen ein Kabinet wählen, ohne die Kammer zur Steuerverweigerung zu treiben, — und hier wird dieſer Akt von der Oppoſition nicht blos angedeutet, ſondern mit einer Energie ausgeführt werden, die zugleich gegen verſchiedene indirekte Steuern z. B. auf Salz, Wein, Taback ꝛc. den Charakter einer „Auflaſſung nach volksthümlicher Methode" tragen würde. Eine Steuer, die einmal ſo nachdrücklich verweigert wird, wie es z. B. die Salz- und Weinſteuer längſt verdient hätte, iſt, ich will nicht ſagen, für immer, aber für lange hinaus abgeſchafft. Gegen geſchichtliche Rückprallungen mögen nicht einmal die Radſchieber des Fortſchrittes eine Bürgſchaft übernehmen. Aber es ſollte doch ſchwer halten, die Schlagbäume, die bei einer etwaigen Steuerverweigerung niedergeriſſen würden, in den nächſten dreißig Jahren wieder aufzurichten, und das kann uns für einen Ruck immerhin genügen. So wird das Proviſorium zum Definitivum, das

Mittel zum Zweck, das Destruktive zum Construktiven, — denn das Budget muß doch ausgeglichen werden, was man nicht hat, muß doch irgendwo genommen oder gespart werden. An der politischen Administration? Am Cultus? An der Dienstzeit? An den Staatsgläubigern? Was weiß ich; vielleicht an allen et quibusdam aliis. Die Radikalen warten mit Schmerzen darauf, daß sie experimentiren können, und das corpus vile ist gar groß. So viel weiß ich aber, daß wir, Dank dem 16. Mai, in eine Bahn gerathen sind, aus der viele fromme Schäfchen, denen Gott bisher reichlich hat Wolle wachsen lassen, nicht ungerupft herauskommen werden. Die Enquete, wenn sie nicht durch schneidigere Maßregeln überholt wird, dürfte in dieser Hinsicht ein schätzbares Material liefern, auf jeden Fall den Nutzen haben, die räudigsten Schafe der Beamtenwelt, die Leithammel mit Soutanen oder Epauletten und die Böcke der hohen Finanz dauernd zu markiren.

Adolph Wagner contra Karl Braun.

In der Jahressitzung des Vereins für Socialpolitik, welche Anfang October d. J. in Berlin stattfand, war es in Folge eines Berichtes über Communalsteuern, den der Professor der Nationalökonomie an der Berliner Hochschule, Hr. Ad. Wagner zu erstatten hatte, zu einigen lebhaften Erörterungen zwischen diesem und dem bekannten Abgeordneten Hrn. Karl Braun gekommen. Der Disput hat in den letzten Tagen, in einer Sitzung der Berliner Volkswirthschaftlichen Gesellschaft seine Fortsetzung gefunden — der Bericht, den die Gesellschaft den Zeitungen zugehen läßt, wird darüber demnächst wol Ausführlicheres bringen — und voraussichtlich hat es damit auch noch nicht sein Bewenden. Denn der Streit hat insofern eine allgemeinenere Bedeutung, als Hrn. Wagner in Hrn. Braun der Präsident des Volkswirthschaftlichen Congresses gegenüberstand, jener Wanderversammlung, welche vor einigen Jahren mit dem Vereine für Socialpolitik ein Abkommen dahin traf, daß sie fortan nicht mehr gesondert tagen, sondern Jahr um Jahr abwechselnd der eine Verein Gast bei der Versammlung des andern sein wolle. In diese anscheinende Einigung der beiden Vereine droht der jetzt entsponnene Streit einen Riß zu bringen und insofern damit dem Vereine für Socialpolitik ein Anlaß gegeben, ja aufgedrängt wird, über sein eignes gar sehr ins Verschwimmen gerathenes Wesen sich einmal schlüssig zu machen, wird man diesen persönlichen Zwischenfall willkommen heißen dürfen.

Hr. Wagner scheint eine ähnliche Meinung über einen solchen Zweck zu haben, denn dem obenerwähnten Referate, das er jetzt ausgearbeitet im Drucke hat erscheinen lassen,*) fügt er eine Erörterung über den „Verein für Socialpolitik und seine Verbindung mit dem volkswirthschaftlichen Congresse" bei, durch welche die Frage vor das größere Publikum gebracht wird. Und diesem sind nun auch ein paar Worte darüber zu sagen, warum hier von der Sache Notiz genommen wird.

*) Die Communalsteuerfrage. Mit einem Nachwort. Von Ad. Wagner. Leipzig, C. F. Winter.

Das geschieht nun nicht eben aus allzu heftigem Interesse an einem der beiden Vereine. Die Manchesterpartei, deren Absteigequartier der Volkswirthschaftliche Congreß war, ist in habituellem Selbstmord begriffen und soll darin nicht gestört werden. Seit Delbrück's Ausscheiden und seitdem der Fürst Reichskanzler seine eigenen, sogar eigenartigen volkswirthschaftlichen Ideen zu haben begann, begann auch die Desorganisation dieser Partei. In der Consequenz ihres praktischen Denkens liegt es ja, daß sie sich außerhalb einer unmittelbaren Wirksamkeit, außerhalb des Bannkreises der Thatsachen nicht zu stellen vermag. Das Streben der Einzelnen nach solchen Wirksamkeiten, die man dann Carriere zu nennen pflegt, kann man dabei füglich außer Acht lassen, wir sprechen von dem Zuge im großen Ganzen, der sich nach den Parlamenten und hier nach der Majoritätsbildung hin bewegt. Wird das in Frage gestellt, geräth die Partei in Gefahr einflußlos zu werden, so liegt es wiederum in ihrem praktischen Denken, auch ihr angeblich kostbarstes Gut als Ballast zu schätzen, wenn nur mit dessen Auswerfen ihr Schifflein wieder flott gemacht werden kann. So haben sie erst neuestens, in der österreichischen Vertragskrise, vorläufig noch ungefragt, sich bereits zu den Trutzzöllen bereit erklärt und rückt später erst Fürst Bismarck mit seiner Steuerreform heraus, so werden sie auch, im Tempo freilich der Echternacher Betspringer, zu neuen indirecten Steuern gelangen und darüber hinaus. — Gegen diese lustigen Herren nun schien ursprünglich der Verein für Socialpolitik auftreten zu wollen, die Namen der Männer, die da zusammentraten, konnten zumeist die besten Erwartungen erwecken. Warum sie sich nicht erfüllten, das wäre weitläufig zu erzählen. Schon bei den ersten Schritten war eine Leitung wie die Gneist's nicht dazu angethan, den Verein über seine Ziele klar zu machen, dazu kam dann die Unlust sich zu dem volkswirthschaftlichen Congresse in ein offen trennendes Verhältniß zu stellen, der Gegensatz ferner der politischen Ansichten, der unter den einzelnen Mitgliedern obwaltete und gelegentlich mancher Untersuchungen hervortreten mußte, die plumpen und abschreckenden Versuche diese Berathungen in den Dienst einer Tagespolitik zu ziehn: das Alles wirkte in jährlich steigendem Maße ungünstig. Dennoch war in den Arbeiten, die der Verein hervorrief — es ist bereits eine stattliche Reihe von Bänden erschienen und auch darin manifestirte sich, im Gegensatz zu dem andern Vereine, der ernstere Charakter — eine Propaganda geschaffen, welche im Laufe der Zeit mächtig zu werden versprach. Zog man außerdem in Betracht, daß die hervorragenderen Mitglieder des Vereins meist an Hochschulen, statistischen Seminaren u. dgl. lehrend thätig waren, daß also auch aus dieser Thätigkeit in kurzer Zeit ein Nachwuchs und dessen Mithilfe zu erwarten stand: so stand es um die Zukunft des Unternehmens gar nicht so schlecht. Und das konnte der unbefangene Beobachter nur gern sehen. Denn wie auch im Einzelnen die Theorien sich schieden, in Einem war das Streben ein einheitliches, bei ihren Untersuchungen war den Männern das Klasseninteresse nicht maßgebend, sie dachten bei Volkswirthschaft ans Volk. Mag die Behutsamkeit, mit der sie an die Fragen der Arbeit, des socialen Staates herangingen, den Ungeduldigen gar zu schwächlich vorkommen, es war ihr unbestreitbares und großes Verdienst, daß sie, lange ehe die letzten Reichstagswahlen wie Feuerbrände ins Lager der Phi-

liſter fuhren, den Ernſt des Socialismus und ſein Recht auf wiſſenſchaftliche Behandlung anerkannten. Mit einem in ſolchen Fällen ſtets ſehr ſcharfen Inſtinkt haben die Gegner das als den unbequemſten Zug der werdenden Genoſſenſchaft empfunden und mit Jubel den alarmirenden Spitznamen der „Kathederſocialiſten" in Umlauf geſetzt. Ja, man wird ihnen ſchwerlich Unrecht thun, wenn man annimmt, daß von ihnen, da es mit der literariſchen Bekämpfung, nach dem Erfolge der Treitſchke-Schmoller'ſchen Campagne zu ſchließen, denn doch unſicher ausſah, der brüderliche Plan ausging, den neuen Wein in die alten Schläuche zu faſſen, eine Vereinigung der beiden Inſtitutionen herbeizuführen. Das iſt halb geglückt, und, wie Wagner glaubt, dem wir nun das Wort laſſen wollen, nicht zum Heile für die Kathederſocialiſten. Durch dieſes Aneinanderbinden zweier ſo divergirenden Kräfte wurde das Compromittiren zum leitenden Princip erhoben. Aber — ſagt Wagner — „Ein Gedanke war doch 1871, 1872 bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit den Stiftern und erſten Mitgliedern des Vereins gemeinſam geweſen: unbefangen und ohne Furcht vor der Verketzerung der Gegner, wollte man das im wiſſenſchaftlichen Socialismus Haltbare und Richtige, das ſelbſt in den Forderungen unſerer Socialdemokratie immerhin ſich findende Berechtigte und Ausführbare offen anerkennen und demgemäß zum eigenen Poſtulat machen! War das, ſowie man auf die praktiſche Verwirklichung und auf einzelne Fragen kam, ſchon in dem Verein allein ſchwer, ſo nach der Verbindung mit dem volkswirthſchaftlichen Congreß unmöglich! Die Führer des letzteren haben ja gewiß, wie ich bereitwillig zugebe, beſonders ſeit und durch 1866 und 1870, auch gelernt und ihre theoretiſchen Anſichten von der Volkswirthſchaft wie ihre praktiſchen Forderungen für die Volkswirthſchaftspolitik modificirt. Aber ſie hätten einfach mit ihrer Vergangenheit gänzlich brechen müſſen, wenn ſie jenen Grundgedanken des Vereins angenommen hätten." Er fährt dann fort: Ich habe dieſen Gedanken keineswegs in extravaganter Weiſe oder in ſchroffer Form in meinem Steuerreferat vertreten und ihn am Schluſſe deſſelben, auf den ich hiermit beſonders verwieſen haben will, offen ausgeſprochen. Die Antwort darauf hat mir der Präſident des volkswirthſchaftlichen Congreſſes, Herr Dr. K. Braun, in ſo erbitterter, perſönlich unnöthig pikirter und verletzender und ſachlich die alten Gegenſätze ſo ſcharf zuſpitzender Weiſe gegeben, daß ich ihm gerade von meinem Standpunkte aus für dieſe „Klarſtellung" dankbar bin. „Entweder iſt das heutige Wirthſchaftsſyſtem richtig, dann braucht man kein anderes, oder das kommuniſtiſche iſt richtig, dann ſchlage man jenes in Trümmer", ſo ungefähr ſagte er. Er hat dabei allerdings im Unklaren gelaſſen, was er ſich unter dem „heutigen Wirthſchaftsſyſtem" vorſtellt. Ob er in Betreff deſſelben ſein Zukunftsideal vom Staate, der keine Eiſenbahnen, Poſten, Telegraphen mehr betreibe, wo die Richter nicht mehr Staatsbeamte ſind u. ſ. w., gänzlich aufgegeben hat und den gegenwärtigen — m. E. ſchon ziemlich ſtark communiſtiſchen — Staat erhalten haben will oder nicht. Jedenfalls aber hat er jenen Gedanken eines Compromiſſes mit dem Richtigen im Socialismus auf das Energiſchſte verworfen, ſo daß er ſelbſt ſeinen berühmten Humor verlor und einmal in ſeinem Leben ernſt und ſogar pathetiſch wurde.

Freilich ging ſeine Antwort an meine Adreſſe und Niemand in der

Verſammlung und aus dem Verein hat ihm auch darauf außer mir replicirt. Behaupte ich aber zu viel, wenn ich ſage: mit dieſer Polemik hat Herr Braun den Gedanken, der vornemlich zur Bildung des Vereins für Socialpolitik führte, unbedingt abgewieſen? Gerade die Anſicht, daß das „heutige Wirthſchaftsſyſtem“ nicht genüge, daß in der Wirthſchaftspolitik auch die ſociale Auffaſſung Geltung erhalten müſſe, hat den Verein ins Leben gerufen, hat ihm ſeinen Namen gegeben. Ich erinnere nur an die vortreffliche Rede, mit der Schmoller im J. 1872 die erſte Verſammlung in Eiſenach eröffnete, an den Gegenſatz, in den er ſich damals zu Gneiſt ſtellte, welcher von den „ewigen Wahrheiten“ des Adam Smith geſprochen hatte. Daß die Männer des volkswirthſchaftlichen Congreſſes vor den „Compromiſſen“ mit alten gegneriſchen Anſchauungen nicht ſo unbedingt zurückſchrecken, weiß ich ja ſehr wohl. Die jetzige Stellung der ehemaligen Gegner der Staatsbahnen in der Eiſenbahnfrage, der Gegner des „geiſtigen Eigenthums“ in der Patentfrage u. ſ. w. iſt bekannt. Dieſelben Forderungen in der Reform des Gewerberechts, welche vor 4, 5 Jahren noch die heftigſte Oppoſition fanden und zu denunciatoriſchen Verketzerungen führten, haben jetzt die Zuſtimmung erhalten. Aber unvermeidlich wird die Verbindung des ſocialpolitiſchen Vereins mit dem Congreß doch im Ganzen mehr zum Nachtheil als zum Vortheil der „ſocialpolitiſchen“ Auffaſſung ausſchlagen. Dafür liegen m. E. aus der letzten Verſammlung manche Anzeichen vor und in der Polemik des Hrn. Dr. Braun tritt das klar zu Tage.

Dieſe Entwickelung iſt nur die folgerichtige auf der einmal betretenen Bahn. Diejenigen Elemente des Vereins — ich bekenne: die meiſten Mitglieder und darunter Männer, welche ich perſönlich und fachwiſſenſchaftlich hochſchätze —, welche der principiellen und der im ſtrengeren Sinne ſocialen Auffaſſung ferner ſtehen, werden um ſo mehr zu „Compromiſſen“ neigen, jedenfalls ſchon durch die Umſtände dazu gezwungen werden. Aber der Weg zu tiefer greifenden Reformen, wie ſie vor 4 bis 5 Jahren doch wohl allgemeiner mit beabſichtigt worden, wird natürlich damit immer mehr verlaſſen.

Es iſt dies, wie immer, die nothwendige Folge aller wiſſenſchaftlichen Halbheiten und des ſorgfältigen Vermeidens der principiellen Behandlung der Probleme unſerer Wiſſenſchaft. Wie ich glaube, auch die Folge jener Scheu vor dem urtheilsloſen Haufen, welcher in der Preſſe ſo vielfältig das große Wort führt. Statt daß man offen und ehrlich geſteht: Ja, das und das iſt „ſocialiſtiſch“, iſt „communiſtiſch“, aber es iſt vollkommen richtig und berechtigt, weil unſer beſtehender Staat, unſere Gemeinde in einer Beziehung weſentlich communiſtiſche Bildungen ſind und weil man im richtigen Socialismus und Communismus gegenüber übertriebenem Individualismus einen Fortſchritt erkennen muß; ſtatt den Leuten zuzurufen: ſchreckt doch nicht vor bloßen Schlagworten zurück, ſondern prüfet Alles und das Beſte behaltet, auch wenn Eure Gegner es Euch bieten, ja ſeid Mannes genug, um die bitteren Pillen hinunter zu ſchlucken, verlangt nicht immer erſt eine Zuckerhülle dafür, durch die ſie, wie für Kinder, Euch mundgerecht werden; ſtatt dieſes in meinen Augen allein richtigen Vorgehens glaubt man den Gegner zu gewinnen, wenn man nicht das richtige Wort für die eigenen Vorſchläge und Gedanken braucht; wenn man den Urtheilsloſen weiß macht: das iſt ja

eine Frucht, die auf Eurem eigenen Boden gewachsen ist; wenn man jedem Princip die Spitze abbricht und, selbst in den unnöthigsten Fällen, Compromißpolitik treibt und mit schwächlichen Vermittlungsansichten und nichtssagenden, daher im Nothfalle Jedem convenirenden Beschlüssen überall die Unklarheit in den Köpfen der wissenschaftlichen Laien in socialökonomischen Dingen nur noch steigert.

Ich kann in dem bisherigen Verlauf der Dinge meine Befürchtungen nur bestätigt finden. In der Ansicht von der Unrichtigkeit einer näheren Verbindung des Vereins für Socialpolitik mit dem volkswirthschaftlichen Congreß stehe ich auch nicht allein. Unter Anderen beziehe ich mich auf zwei Blätter so verschiedener politischer Richtung, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" und die „Frankfurter Zeitung", welche in diesem Punkte in ihrem Urtheil über den Verein und über die letzte Versammlung ganz übereinstimmten.

Ich habe von Anfang an die principiellen Unterschiede zwischen den Ansichten und Forderungen der consequenten Stimmführer der „Deutschen Freihandelsschule" und den Anhängern des Vereins für Socialpolitik für sehr tiefgreifende gehalten, die eben deswegen nicht verwischt werden dürfen. Eine Auffassung z. B. vom Staate und der Volkswirthschaft, wie sie in dem von mir in der Versammlung citirten Aufsatze des Herrn Braun über Staats- und Communalbudgets vertreten und diesem Herrn ja keineswegs eigenthümlich ist, weicht von derjenigen der Nationalökonomen der socialpolitischen Richtung kaum weniger ab als die Auffassung extremer Socialisten. Und vom geschichtlich überkommenen und bestehenden Staate ist der Braun'sche nicht viel weniger weit entfernt als der Marx'sche. Wie ist bei einer solchen Verschiedenheit der Grundanschauungen ein erfolgreiches Cooperiren möglich? Ueber einiges Nebensächliche wird man sich wohl vereinigen. Die großen Hauptfragen über die Organisation der Volkswirthschaft, über die Stellung des Staats zur letzteren, über die vom wissenschaftlichen Socialismus einmal wohl oder übel in die Discussion geworfenen Puncte: Privateigenthum an Productionsmitteln, am Boden und Kapital, Ersetzung der planlosen speculativen Privatproduction durch eine planvoll geregelte Production, Erbrecht u. s. w. — über dies Alles ist keine Einigung, nicht einmal eine ernstliche Debatte möglich mit Männern, welche in allen diesen Punkten das Bestehende einfach hinnehmen, jede Kritik desselben verwerfen und im ökonomischen Programme des Socialismus nur Thorheit, in dem Streben nach einer Realisirung dieses Programmes nur Schurkerei und Verbrechen sehen.

Diese meines Erachtens befangene Ansicht hat wenigstens bei der Bildung des Vereins für Socialpolitik unter den Stiftern und ersten Mitgliedern nicht vorgeherrscht. Gewiß war darunter Keiner, der das Programm des wissenschaftlichen Socialismus unterschrieben hätte. Aber, ich glaube, wohl Alle hielten Vieles in diesem Programme für discutabel, mindestens für nothwendig, es ernstlich mit Gründen zu bekämpfen, statt bloß mit Invectiven gegen die intellectuellen und sittlichen Eigenschaften der Socialisten, wie in dem größten Theil der Presse aller nicht-socialistischen Parteien. Denn in der That; es handelt sich im heutigen Sozialismus eben nicht nur um „Unsinn und Verbrechen."

Die antisocialistische Richtung ist dabei unter der großen Mehrheit

der „Kathedersocialisten" von Anfang an vertreten gewesen, aber doch in gleichem Grade fast die antimanchesterliche Richtung. Aeußere und innere Verhältnisse, wohl nicht am Wenigsten die Fortschritte der Socialdemokratie und die Maßlosigkeiten der socialistischen Agitation, haben jene antisocialistische Richtung meines Erachtens schon zu stark werden lassen. Aber durch die Verbindung mit dem volkswirthschaftlichen Congreß muß diese Richtung schließlich beinahe allein übrig bleiben, zumal sich die Socialpolitiker darauf berufen können, daß die „Extravaganzen" des deutschen Manchesterthums ja auch immer mehr verschwinden. Bei dieser Entwicklung ist die weitere innigere Vereinigung beider Parteien und ihrer Vereine sehr begreiflich. Aber die Aufgabe, welche sich der Verein für Socialpolitik vor fünf Jahren stellte, scheint mir damit aufgegeben zu sein.

Das halte ich für sehr bedauerlich. Denn statt die Extreme abzuschwächen, statt auch dem Socialismus eine unbefangene, wenn auch noch so einschneidende Kritik zu Theil werden zu lassen, wird nun jede solche berechtigte Vermittlung wieder verschwinden. Damit giebt man dann seinen ehemaligen Gegnern und jetzigen Freunden von Rechts, der „Freihandelsschule", Recht: daß eigentlich „gar kein Grund einer Spaltung" gewesen sei, denn alle „correcten" Volkswirthe ständen auf gemeinsamem Boden gegenüber dem Socialismus. Nicht minder giebt man aber den ehemaligen und jetzigen Gegnern von Links, im socialistischen Lager, Recht: die „Socialpolitiker", die „Kathedersocialisten" hätten niemals ernstlich von dem Manchesterthum sich trennen wollen, wären immer nur eine nahe verwandte Spielart desselben gewesen.

Nach meiner Ansicht, welche, wie ich gern zugebe, von vorneherein im Ganzen wie Einzelnen vielfach von der Mehrheit des Vereins abwich, war die Aufgabe des Vereins für Socialpolitik: „die großen leitenden Principien der Volkswirthschafts- und Socialpolitik zu discutiren" und dadurch „in wissenschaftlicher Weise Zielpuncte für die Gesetzgebung zu geben." Das mußte aber geschehen unbekümmert um Angriffe von Rechts ebenso als von Links. Ob ein Theil der Presse uns mit den Socialisten in einen Topf warf, mußte uns gerade so gleichgiltig sein, als ob die socialdemocratische Presse uns nur als eine schwächliche Secte der Bourgeoisökonomie hinstellte. Ja, noch mehr! Angesichts der außerordentlichen, in den „gebildeten Classen" verbreiteten, sich selbst täuschenden Ignoranz und den einlullenden falschen Darstellungen über das Wesen und die Ziele des Socialismus, um mit Schäffle zu reden, mußte jene Furcht, als „Socialisten" verschrieen zu werden, noch geringer sein, als die entgegengesetzte. Das Manchesterthum hat, ich möchte sagen, schon in den ökonomischen Instincten der besitzenden Classen seinen natürlichen Verbündeten, der Socialismus seinen natürlichen Feind. Die Excentricitäten der socialistischen Agitatoren, das Mitwirken unsauberer, frivoler Elemente dabei u. A. m. haben die besitzenden Classen noch mehr gegen den Socialismus in Harnisch gebracht.

Um so mehr war es Aufgabe und Pflicht der wirklich unabhängigen, der neutralen Wissenschaft, die sich doch den Verein für Socialpolitik schuf, Stellung zu nehmen gegenüber der falschen und ungerechten Polemik gegen den Socialismus. Die Wissenschaft unserer

Zeit, die deutsche voran, prüft unbefangen und um die Folgen unbekümmert alles, „was besteht", alles, „was für wahr gilt". Sie kritisirt die religiösen Vorstellungen, die theologischen Lehren „kühl bis ans Herz hinan". Sie discutirt die Existenz oder Nichtexistenz eines persönlichen Gottes vollständig frei. Sie ficht für oder gegen Darwin. Und diese deutsche Wissenschaft sollte sich nicht dazu erheben können, auch dem Socialismus eine wahrhaft unparteiische Kritik zu Theil werden zu lassen? Durfte sie Gott, aber nicht das Eigenthum zum Untersuchungsgegenstand machen! Sie konnte doch nicht mit einem nur zu großen Theile des Journalismus einfach die Verläſterung oder das Todtschweigen des Socialismus für eine Widerlegung halten! Sie konnte doch nicht mit Prince-Smith und seiner Schule von einer „sogenannten" Arbeiterfrage sprechen, nicht durch Bastiat oder gar durch die deutschen „Freihändler" den Kern des Socialismus für widerlegt halten! Für widerlegt, oft, indem man nur ein paar kleine Aeußerungen überhaupt discutirt, ein paar Folgerungen angegriffen, die Prämissen aber kaum gestreift hatte!

Mochte man auch über die heutigen Führer der socialistischen Agitation denken wie man wollte — besondre selbstständige Ideen haben sie gewiß nicht weiter entwickelt, aber auch unter ihnen finden sich eine Menge Männer, die an wissenschaftlicher Reproductionskraft im Verhältniß zu ihren Meistern mindestens ebenso hoch stehen als das Gros der Volkswirthe Prince-Smith'scher Richtung zu den ihren — mochte man über diese Führer und über die Art ihrer Agitation denken wie man wollte: im Socialismus ist ein wissenschaftliches System aufgestellt, das keine Wissenschaft der Nationalökonomie mehr ignoriren kann. Ich rechne zu diesen „großen Gedanken" des Socialismus: die Darlegung des Zusammenhangs zwischen dem Privatvermögensrecht, besonders der Eigenthumsordnung, und der Vertheilung des Volkseinkommens an die Einzelnen; die Kritik des geschichtlich überkommenen Privateigenthums an Productionsmitteln, an Grund und Boden und Capital, dann des Erbrechts und die Forderung einer Abschaffung dieser Rechtsinstitute; die Kritik der heutigen regellosen Production in einem „sich selbst überlassenen Verkehr" (wie Rodbertus es ausdrückt) und die Forderung einer planvollen Regelung der Production; die Ausdehnung der „öffentlichen Thätigkeit" des Staats und der Commune principiell auf die Gebiete der Herrschaft des speculativen privaten Großcapitals. In allen diesen Dingen hat man es nicht mehr mit der Phantastik eines Fourier, mit der Verschwommenheit eines St. Simon zu thun. Hier liegen nur die besten und klarsten Gedanken eines St. Simon, Louis Blanc, Proudhon zu Grunde, und Männer von außerordentlicher wissenschaftlicher Bedeutung: ein Rodbertus — ich nenne ihn mit gutem Grunde zuerst —, ein Marx, Lassalle, haben hier ein ökonomisches System aufgestellt und aus den Thatsachen des wirthschaftlichen Lebens Belege für ihre Anschauungen beigebracht, worüber man nicht mehr mit Stillschweigen oder mit Schimpfen auf den Socialismus hinwegkommt.

Unabhängige Männer, anfangs meist von der Tradition der Smith'schen Schule ausgehend, haben längst begonnen, dieses „ökonomische Programm" des Socialismus unbefangen zu prüfen. Ich nenne vor Allen Lange und Schäffle und als Kritiker des Smithianismus H. Rösler.

Ich selbst habe in meinen neueren Schriften nach einer ähnlichen Stellung zum Socialismus gestrebt und demselben in meiner „Grundlegung der allgemeinen Volkswirthschaftslehre" gerade in Betreff einiger seiner practischen Hauptforderungen — Abschaffung von Privat-Grundeigenthum und Privatcapital — eine gewiß keine leichten Concessionen machende, aber durchaus objective Kritik zu Theil werden lassen.

In einem „Verein" konnte man natürlich nicht nur diese letzten großen Principien discutiren. Man mußte vielfach sich damit begnügen, die „Principien zweiten Ranges," welche aus jenen obersten abgeleitet worden, und die Konsequenzen dieser Principien für einzelne Specialfragen zu erörtern. Dazu lag die Veranlassung öfters vor, z. B. in der Frage der Actiengesellschaften, wo principiell die Einengung des Gebiets derselben und die Ersetzung durch „öffentliche" Anstalten, oder in der Frage der Gewerbepolitik, wo wenigstens die Eventualität einer theilweise planvollen Regelung der Produktion erwogen werden konnte. Ich habe nach Möglichkeit den Standpunkt vertreten, die Discussion auf die Beschäftigung mit dieser Seite der Fragen hinzuführen. Die Schmähungen, die ich darob erlitten, sind bekannt und haben mich nicht irre gemacht. Aber die Unterstützung der Fachgenossen war besten Falles eine laue. „Im Princip" stimmte man wohl bei, aber „in concreto" verwahrte man sich. Oder „im Princip" wich man zwar nicht gerade ab, aber „im betreffenden Falle" ließ man die Sache doch lieber bei Seite. Andere Fragen, welche gegenwärtig bei der bevorstehenden Reform und Codification unseres Privatrechts doch sehr nahe lagen, wurden noch weniger angerührt, als ob sie überhaupt außer der Erörterung ständen. Und doch drehte es sich gar nicht immer um „socialistische" Forderungen, sondern um Reformideen, welche auch von jedem unbefangenen anderen Standpuncte aus gestellt werden konnten. Ich erwähne z. B. die schöne, principiell scharfe Arbeit von Scheel's über Erbrecht und Erbrechtsreform und Erbschaftssteuern. Wie manche bedeutsame Idee eines Ihering, also doch eines echten Romanisten selbst, konnte auch nach ihren Consequenzen für die ökonomische Rechtsordnung geprüft werden: eine Aufgabe gerade für die „Katheder-socialisten!"

Der Verein für Socialpolitik hat sich von alle dem schon bisher möglichst fern gehalten. Er wird es in der nunmehrigen Verbindung mit dem volkswirthschaftlichen Congreß noch mehr thun müssen. Das entspricht aber allerdings einer Richtung innerhalb des Vereines durchaus, welche vielleicht ihren bezeichnendsten Vertreter in Prof. A. Held in Bonn hat.

Der genannte Gelehrte ist mir ein lieber jüngrer Freund, den ich persönlich außerordentlich schätze. Das kann mich aber nicht abhalten, die Richtung, welche er in seinen Schriften und vollends in den Versammlungen des Vereins vertritt, für eine durchaus falsche und für den Verein gerade verhängnißvolle zu halten. Ich kann diese Richtung am Besten mit seinen eigenen Worten bezeichnen. Hat er sie auch nur im Scherz gebraucht, so hat er seine fachwissenschaftliche Stellung doch selbst richtig damit characterisirt. Er hat von „seiner principiellen Abneigung gegen Principien" gesprochen. In seinen Gutachten für den und Reden in dem Verein für Socialpolitik hat er bewiesen, daß er diese Abneigung hege. Ich verweise außer auf seine Reden und Thesen jüngst in der

Communalsteuerdebatte besonders auf sein Referat über die Einkommensteuerfrage auf der Versammlung im Jahre 1875. Eine solche Stellung, welche durch eine entgegenkommende, zwischen Parteien und Personen liebenswürdig vermittelnde Persönlichkeit unterstützt wird, bringt begreiflicher Weise den Erfolg mit sich, für Sätze, welche eine möglichst principlose Färbung und „gemäßigte Form" haben, Anklang zu finden, wie dies 1875 und wieder jetzt der Fall war. Die Beistimmenden müssen sich und Andren selbst sagen, durch solche Sätze ist nicht viel erreicht, denn sie enthalten zu wenig Kern, aber je weniger dies der Fall ist, desto bequemer sind sie, weil sie nach keiner Seite präjudiciren. Den Thesen Held's in der Communalsteuerfrage kann ich am Ende gerade so beistimmen, wie etwa der Referent auf dem Hamburger Congreß, der die Besteuerung nach Leistung und Gegenleistung für die Commune allein gelten ließ, Herr Dr. Braun. So werden alle Gegensätze „vermittelt", „ausgeglichen". Damit aber verfehlt gerade ein solcher Verein seine Aufgabe.

Oft genug ist von Prof. Held und Andren gesagt worden: der Verein für Socialpolitik sei kein Agitationsverein. Ein Parlament ist er anderseits doch vollends nicht und die Aufstellung detaillirter Gesetzentwürfe nicht seine Sache. Dagegen sage ich mit Prof. Neumann (progreß. Einkommensteuer S. 106): „was der Gesetzgeber von uns verlangen kann, ist, daß wir uns aus principiellen Gründen für *bestimmte principielle Ziele* aussprechen. Die *Ausführung* bleibt natürlich Sache Derjenigen, die das Maß der Ausführungsmöglichkeit nach den betreffenden Verhältnissen beurtheilen können. Aber in der Idee das Ziel suchen, das Ideal construiren, das ist uns überlassen, und daran haben wir fort und fort zu arbeiten." Oder wie ich oben sagte: in wissenschaftlicher Weise Zielpunkte für die Gesetzgebung geben! Das ist die Aufgabe.

Meines Erachtens giebt eine Wissenschaft, wie die unsre, sich selbst auf, wenn sie dieses Ziel aus dem Auge verliert. Aber ich gestehe zu, darüber läßt sich noch streiten. Denn unsre Wissenschaft läßt sich verschieden behandeln und neben der principiellen Behandlungsweise räume ich jener historischen und statistischen Forschung, welche nicht Stoff-Häufen als Endziel ansieht, für die beobachtungswissenschaftliche Seite unserer Disciplin — eine Seite, aber auch nicht mehr — ihre Berechtigung ein.

Worüber ich aber nicht im Geringsten im Zweifel bin, das ist, daß ein Verein, wie der Verein für Sozialpolitik, jede Existenzberechtigung verliert, wenn er nach Held's Wunsch, nach manchen vorliegenden Erfahrungen, und nunmehr vollends wegen der Verbindung mit dem volkswirthschaftlichen Congreß, der principiellen Discussion aus dem Wege geht und das *Compromittiren* selbst zu seinem *alleinigen Princip* erhebt. Compromisse, um Punkte, über die abzustimmen ist, annehmbar zu machen, Opportunitätsrücksichten dieser und jener Art sind im Parlament berechtigt, ja nothwendig. In einem Verein, welcher die Behandlung der Fragen für die Gesetzgebung günstigsten Falls nur vorzubereiten hat, sind sie schädlich und verhängnißvoll. Denn sie verbergen das ideale Strebeziel und damit — die Wahrheit, der man nacheifern soll. — —

Freilich führt die principielle Erörterung nicht immer zum Frieden,

sondern gewöhnlich zum scharfen Kampfe. Ich habe das kürzlich von Neuem in der Communalsteuerfrage erlebt. Ist aber ein solcher Kampf nicht besser als eine Vereinbarung zwischen Gegnern, welche doch nur um den Preis einer Vertuschung der Streitpunkte gewonnen wird, und eben deshalb niemals eine nachhaltige Bedeutung erlangt? Ich schwanke nicht mit der Antwort.

Freilich ist in unserer Zeit erbitterter Parteiung auf dem Gebiete der Volkswirthschafts- und Socialpolitik die Innehaltung einer festen principiellen Ansicht und die unbefangene Prüfung einer in weiten Kreisen so unbeliebten Lehre wie diejenige des Socialismus mit Annehmlichkeiten nicht verbunden. Es gab keine Art der gehässigen Polemik, der Verleumdung und denunciatorischen Verketzerung, welche vor 5 Jahren nicht die eifrigeren Mitglieder des Vereins für Socialpolitik erdulden mußten; welche speciell ich bei Gelegenheit literarischer Fehden, in denen ich durchaus der provocirte Theil war, und welche ähnlich Schmoller nach seinem Vortrage in der Singakademie und bei seinem Streite mit H. v. Treitschke auszustehen hatten, mehrfach von Ton angebenden Mitgliedern des volkswirthschaftlichen Congresses. Und nicht minder erschallt jetzt wieder der „Hetzruf" aus dem Lager der Presse jener Parteien, welche „wissenschaftliche Freiheit" und „Toleranz gegen Andersdenkende" am Lautesten verkünden, um am Lautesten Jeden zu verketzern, der es wagt, seine wissenschaftliche Selbstständigkeit nach der Seite des ökonomischen Individualismus ebenso zu erhalten als nach derjenigen des ökonomischen Socialismus oder etwa gar andeutet, daß er in letzterem eine größere wissenschaftliche Leistung erkennt, als in den Arbeiten der französischen und deutschen Bastiats und Bastiatiden.

Hic niger est, hunc tu Romane caveto!

Der ist der „Rothe", vor dem, mein guter Berliner Bürger, hüte Dich. Den, Regierung, merke Dir.

Nun, das muß man über sich ergehen lassen. Man sieht sich zur Beruhigung nur einmal wieder seinen Bastiat-Schulze an, liest jenes Urtheil über einen leider nicht unbedeutenden Theil unsrer Journalisten und denkt: nun, da hat Lassalle auch wieder einmal Recht.

Aber lange dauert die Beruhigung nicht. Ein Gefühl der Angst steigt auf bei dem Gedanken, mit welcher unvergleichlichen Leichtfertigkeit und Unwissenheit die besitzenden Classen von ihrer Presse über die schwerste und ernsteste Frage des Jahrhunderts, statt belehrt und zur Prüfung aufgefordert, einfach verblendet werden. Man fragt sich, dem ökonomischen Programm des Socialismus gegenüber, wie kann diese Presse glauben, mit Todtschweigen einer- und Todtschreien anderseits die Sache der Gesellschaft zu fördern und man fühlt mit einem der allerersten Denker auf socialökonomischem Gebiete, auch einem Vertreter der „principiellen Behandlung" der volkswirthschaftlichen Probleme, mit Schäffle: „bei so verworrenem Zustande der öffentlichen Meinung ist sicherlich das Erste, was noththut: die präcise Kenntniß vom Wesen und Ziel der socialistischen Neugestaltung, insbesondere die Zerstreuung der einlullenden falschen Vorstellungen und die Vernichtung der sich selbst täuschenden Ignoranz."

„Richtige Kenntnisse auf diesem Felde zu fördern, ist die Absicht der — „„Quintessenz des Socialismus"" —" sagt Schäffle von dieser seiner eminenten kleinen Schrift dieses Titels.

Auf dieſes Werkchen, das neuerdings Auflage auf Auflage erlebt, ſei zum Schluſſe hingewieſen ſowohl wer die „principielle Behandlung“ in unſrer Disciplin verwirft oder für unnöthig oder auch nur für das neben der „inductiven Forſchung“ Nebenſächliche hält, — als auch der, welcher doch noch etwas mehr vom Socialismus und ſeinem ökonomiſchen Programm hören will, als das, was die Preſſe faſt aller Parteien darüber mittheilt.

Mit Männern wie Rodbertus, Lange, Schäffle als wiſſenſchaftlichen Geſinnungsgenoſſen darf man ſich aber auch wohl darüber beruhigen, wenn man mit ſeinen Anſichten unter den übrigen Fachgenoſſen, und dabei mit ſo vielen verehrten und hochgeſchätzten, verhältnißmäßig iſolirt ſteht.

Die Zeit wird lehren, wer Recht hatte, die Socialpolitiker, welche die Verbindung mit den Männern der Freihandelsſchule ſuchten oder die allerdings wenigen Anderen, welche dieſe Verbindung vermieden ſehen wollten, weil ſie dabei eine ernſtliche ſociale Behandlung der ökonomiſchen Probleme vollends für unmöglich hielten.“

Neue Bücher.

Moll, C. L., Der Werth, eine neue Theorie deſſelben. Leipzig, Felix. (2 M.)
Alessandro d'Ancona, Origini del teatro in Italia. 2 Vol. Turin, Löſcher. (8 Frs.)
Rösler, Prof. H., Gedanken über den conſtitutionellen Werth der deutſchen Reichsverfaſſung. Roſtock, Stiller. (1 M.)
Zeller, E., Vorträge und Abhandlungen. Zweite Sammlung. Leipzig, Fues. (9 Mk.)
Billon, J., Participation des ouvriers aux bénéfices des patrons. Baſel, Georg. (1,50 Mk.)
Prince-Smith, J., Geſammelte Schriften. Erſter Band, herausgegeben von O. Michaelis. Berlin, Herbig. (8,50 Mk.)
Weber, Jac., Die erſte deutſche Ausgaben-Verſicherungs-Geſellſchaft und ihr Statut. Karlsruhe, Bielefeld. (0,50 Mk.)
Droſte-Hülshoff, Annette v., Lieder mit Pianoforte-Begleitung. Münſter, Ruſſell. (4 Mk.)
Charles Sumner, Life and letters. 2 Vol. London, Sampſon Low. (36 Sh.)
Binger, Emilie v., (Ernſt Ritter) Drei Sommer in Löbichau, 1819—21. Stuttgart, Spemann. (5 Mk.)
Bojanowski, Generalconſul, Unternehmer und Arbeiter nach engliſchem Recht. Stuttgart, Cotta. (4 Mk.)
C. Fürſt zu Iſenburg-Birſtein, die Parteien im deutſchen Reichstage und die Socialdemokratie. Mainz, Kirchheim. (3,50 Mk.)
Haym, Rud., Herder nach ſeinem Leben und ſeinen Werken. Erſten Bandes erſte Hälfte. Berlin, Gärtner. (6 Mk.)
Moraetinis, ancien consul, La Grèce telle qu'elle est. Berlin, Asher (8 Mk.)
Aus den Papieren des öſterr. Feldzeugmeiſters und Botſchafters Gr. Prokeſch-Oſten. Herausgegeben von dem Sohne. Stuttgart, Spemann. (8 Mk.)
Marno, E., Reiſen in der ägyptiſchen Aequatorialprovinz und in Kordofan in 1874—6. Wien, Hölder. (15 Mk.)
Falke, J. v., Zur Cultur und Kunſt. Studien. Wien, Gerold (9,20 M.)
Drummond, J., The jewish Messiah, a critical history of the messianic idea among the Jews. Berlin, Asher. (15 Sh.)

Selbſtverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthſtraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. **Berlin, 30. November 1877.** **Nr. 48.**

Inhaltsverzeichniß: Demokratie und Socialismus VII. — Ein Weg zur „Vernunft". Von Dr. A. Mülberger. — Die Uebernahme der Feuerversicherung durch das Reich. Von M. Rittinghausen. — Neue Bücher.

Demokratie und Socialismus.

VII.

Unser Hauptzweck bei den vorangegangenen Erörterungen bestand darin: den Gegensatz zwischen traditioneller Demokratie und prinzipiellem Socialismus nicht zu vertuschen, sondern vielmehr in voller Schärfe hervorzuheben und ganz besonders die Illusion zu zerstören, als ob es mit dem sog. „Weitergehen", der ächten Fortschrittsschablone, gethan sei. Es muß jedem Unbefangenen klar geworden sein, daß ein politisches „Anmweitestengehn" uns in der Hauptsache um keinen Zoll vorwärts bringen würde. Wo es sich um ein mit Bewußtsein zu ergreifendes neues Lebensprineip handelt, da können alle alten Bahnen, eben weil sie schon gebrochen und befahren sind, nie zum Ziele, immer nur um dasselbe herum, an demselben vorbeiführen.

Man kann solche Wahrheit namentlich denen nicht laut und entschieden genug sagen, die noch in ihrer ganzen Routine, in Schlagworten und Befangenheiten vom Jahre 1848 datiren. So ehrenwerth die Gesinnungstreue im Gegensatz zur Fahnenflucht ist, so hoch jene eigensinnig „Verbissenen" moralisch über den Akkommodationslüsternen, den leichtfertigen Anbetern der neuen Schlange stehen, die sich in die Gewissenskapitulation hinein stürzten und die Erfüllung der Zeiten auf böotischen Trompeten verkündeten: so wenig kann es jenen alten Felsen vorenthalten werden, daß sie ohne weitere Entwicklnng starr und nutzlos stehen bleiben, und daß ihnen die einfache Frage gestellt werden muß, ob sie lediglich Denkmäler einer vergangenen Zeit darstellen wollen. Es thut wehe, jene ehrenwerthen Säulen hart anzufahren, die sich so hin und wieder zu Compromiß-Candidaten zwischen der „entschiedenen" Demokratie und dem Nationalliberalismus eignen mögen — wäre nur mit solchem Compromiß und der ganzen Klitterung das Geringste gethan. Wir schlagen jenen Compromiß-Candidaten ein ganz anderes Compromiß vor: nämlich das Compromiß zwischen dem „entschiedenen" Socialismus und der bisherigen Wirthschaftslehre, wie es bestimmter und offenherziger nicht repräsentirt wurde als in Ad. Wagner's „Communalsteuerfrage", siehe die letzte Nummer (47) der „Wage"!

Wenn je ein verständiger und gelehrter Mann den Nagel in schwieriger Zimmerarbeit auf den Kopf getroffen hat, so ist dies Hrn. Prof.

Wagner — er erschrecke nicht ob des Compliments von dieser Seite! — gelungen. Die unerschütterlichen Demokraten von Olim mögen sich diese Erörterung zwei- und mehrmal ansehen, die einzelnen Sätze genau studiren und reiflich überdenken. Wir hegen die gute Meinung von ihnen, daß sie die richtige Adresse sind, an welche die Schrift gerichtet ist; denn daß Manchester in Deutschland, die Leute des Volkswirthschaftlichen Congresses, die Braun, Michaelis, Unruh, Bamberger und Oppenheim sich jemals belehren lassen sollten, ist um so undenkbarer, als Einzelne unter ihnen, z. B. Oppenheim, sich schon einmal vom Cultus des „vierten Standes" zum rechtgläubigen Manchesterthum bekehrt haben. Die volkswirthschaftlichen Orthodoxen sind eben Priester, um nicht zu sagen Pfaffen, die ein Interesse an der Aufrechterhaltung des reinen Glaubens haben, während die Laien, die nur selig werden, nicht selig machen wollen, einer neuen Wahrheit ein offenes Herz entgegenbringen.

Wir erinnerten ferner, gleich zu Anfang, die Demokratie an die wirklich vorhandenen Berührungspunkte zwischen ihr und dem Socialismus: an die Nothwendigkeit, gewisse formale Grund- oder Volksrechte aufrecht zu erhalten, was doch nur in Gemeinschaft mit denen möglich ist, die des Volkes Wohlfahrt auf ihre Fahne geschrieben haben. Wir ermahnten nicht minder die Socialisten pur sang, sich etwas nahbarer zu geberden, einen gewissen theoretischen Hochmuth abzulegen und sich auch auf eine Belagerung Karthagos einzulassen, anstatt immer und unter allen Umständen stürmen zu wollen. Endlich riethen wir beiden Theilen zu dem in der sonstigen Wissenschaft nicht mehr ungebräuchlichen Mittel der „Versuchsstationen", auf denen allerdings Einiges zu leisten, Vieles aber anzubahnen und noch Mehres in Aussicht zu nehmen ist.

Die Steuer und folglich auch die Communalsteuer kommt allerdings ökonomisch post festum oder post miseriam, wenn die Welt der Güter schon weggegeben ist. Sie, an und für sich, kann den falschen Produktionsmodus nicht verbessern oder gar umgestalten; wenn sie aber wenigstens die einmal gewordenen Ungerechtigkeiten nicht weiter treibt, sondern sich nach diesen bemißt, so thut sie schon ein Werk der Gerechtigkeit, sie handhabt ein Richtscheit, welches die Egalisirung andeutet, sie eröffnet Gesichtsfelder, welche grade durch die ungerechte Steuer verbannt wurden, sie bringt Gedanken und Wollungen auf eine andere, auf die richtige Bahn.

Man kann überhaupt in dem großen wirthschaftlichen Gewebe bei jedem Zipfel, bei jedem Einschlag beginnen, um baldigst die Verkehrtheit des Ganzen zu entdecken, und, was mehr ist, zur überzeugenden Anschauung zu bringen. So erinnern wir uns eines sprechenden Vorkommnisses in einer großen, außer Deutschland gelegenen Commune, in deren Vertretung die Volksschulfrage gründlich zur Sprache kam. Der Unterricht war obligatorisch, die Entfernung der Schule von den resp. Wohnungen mitunter sehr groß. Die armen Kinder, hieß es, müssen um so mehr über Mittag im Schulhofe oder Schulsaale bleiben, als ihre Aeltern um diese Zeit nicht zu Hause, sondern bei der Arbeit zu sein pflegen. Aber, sagte ein Gemeinderath, die nichtarmen Kinder bringen ihr Essen für diese Zeit mit, es muß also den Armen dazu verholfen werden. Ich beantrage die Aussetzung einer gewissen Summe im Budget der Ge-

meinde zum Unterhalt der armen Kinder während der Mittagszeit. Als sich Opposition dagegen erhob, daß die Schule zur Volksküche werde, bemerkte ein Dritter: Wir zwingen die Aeltern, ihre Kinder während der Schulzeit zu entbehren; wir entziehen ihnen folglich ganz direct die Arbeitsunterstützung, die Aushülfe beim täglichen Verdienst. Der Mann arbeitet, die Frau ist krank oder besorgt das Hauswesen; die Kleinen von 10—14 Jahren trugen früher der Familie etwas ein. Das hat jetzt aufgehört, die Aeltern müssen die Kinder völlig ernähren. Zum Ersatz sind wir ihnen wenigstens die theilweise Ernährung der Schulkinder schuldig; denn wir bestehen im allgemeinen Interesse auf der Schulbildung aller Kinder. — Der Gemeinderath erschrak ob der Gerechtigkeit dieser Forderung und erklärte das summum jus der armen Aeltern für die summa injuria gegen den Gemeindesäckel.

Das ist so ein Beispiel davon, wie die Fragen der Volkswirthschaft mit Ketten aneinander hangen, wie man die eine Frage nur bis ans Ende verfolgen darf, um auf einen zweiten und so weiter auf einen dritten und vierten Ring zu stoßen. Und ein erleuchteter guter Wille vermag hier immer Einiges zu leisten.

Wir kennen eine kleine, ebenfalls außerdeutsche Landgemeinde, deren Schulgesetz lautet: Kein Kind darf baarfuß in die Schule kommen; verhindert die Armuth der Aeltern die Beschaffung des Schuhwerkes, so liefert die Gemeinde dasselbe. Was auch durchgeführt wird, doch in sehr geringem Maße nothwendig wird, weil die Schuhe der Kinder Ehrensache der Aeltern geworden sind.

Schließlich verwiesen wir Demokraten und Socialisten auf das gemeinsame Feld der Arbeitsorganisation in dem nächsten natürlichen und geschichtlichen Verbande, der Commune. Da müßte es sich zeigen, ob der Socialismus sich auf concrete Dinge, auf vorhandene Bedürfnisse und Verhältnisse einläßt, und ob der gute Wille der Demokratie wirklich erleuchtet oder durch Eigensinn und Eigensucht verfinstert ist. Da hat das Gerede von Volksfreiheit und Volkswohlfahrt seine Probe zu bestehen, desselbigen gleichen auch die so mühsam herangezüchtete Brut der kleinbürgerlichen Assekuranzverbände für wohlfeilen Consum und theuren Credit. Nicht die Collectiv-Egoismen von Vereinen und Genossenschaften, sondern die Gesammtheit des Gemeindeverbandes hat den Consum wie den Credit zu organisiren; nicht eine aus dem Ganzen sich loslösende Gemeinschaft von Privatinteressen kann die Arbeit in regelrechte Bahnen und zur Ordnung führen; dies vermag nur die Gesammtheit aller Zusammengehörigen, bei der die Arbeit und ihr Lohn oder Aequivalent zum maßgebenden Factor erklärt wird. Dieser Factor kann auch einzig Credit gewähren, weil ihm das Resultat der Arbeit zum Voraus sicher und gewiß ist; er allein vermag sich mit den vorhandenen Capitals-Ansprüchen abzufinden, statt daß er bis dahin von jenen abgefunden wurde. Die Gemeinde ist mit Einem Worte im Stande, die herrschende verkehrte Welt allmählich zurecht zu drehen und das was unten ist nach oben zu kehren.

Doch es handelt sich für jetzt und hier nicht um die Lösung socialer Probleme — wir würden sonst die Pferdebahn und die localen Eisenbahnen im Bereiche mehrerer Gemeinden heranziehen und sie als die nächsten Objecte bezeichnen, an denen sich der Drang nach Zurücknahme

der Communicationsmittel ins Gemeingut zu bethätigen hätte —; es galt nur, das Verhältniß von politischer zu socialistischer Demokratie ins gehörige Licht zu stellen. Wir schließen mit der Ueberzeugung, daß die eine Einseitigkeit ohne Verschmelzung mit der andern, ohne die Herausgestaltung eines Dritten, Umfassenden, nichts zu Wege bringen wird. Und an solcher Unfruchtbarkeit würde der Egoismus des theoretischen Rechthabens grade soviel Schuld tragen, als der andere Egoismus des materiellen Vortheils oder des praktischen Habens.

Ein Weg zur „Vernunft."*)

Auf die Frage: „Was ist Gott?" hat die Theologie bekanntlich nie eine Antwort gefunden. Nur der Glaube hat sie beantwortet. Und als die Theologie späterhin die Existenz Gottes beweisen zu können meinte, stak sie, sich selber unbewußt, schon knietief im Unglauben. Ebenso wenig hat der Atheismus die Frage gelöst; er verneinte da, wo der Glaube bejahte, weiter nichts. Er war der auf den Kopf gestellte Glaube. Erst unser Jahrhundert hat dieser Frage gegenüber entscheidende Stellung genommen. Es hat dieselbe nicht gelöst, aber unnöthig gemacht. Statt zu fragen: „Was ist Gott?" frug das Jahrhundert: „Woher kommt das Gottesbewußtsein im Menschen?" und durch den Mund Ludwig Feuerbach's verkündete es die neue Lehre: „Aus der Menschenbrust selbst."

Wenden wir diese Art des Raisonnements auf die „Vernunft" an, so zeigt sich vielleicht, daß eine einfache Verschiebung der Frage neues, ungeahntes Licht verbreitet. Statt zu fragen: „Was ist Vernunft?" fragen wir: „Wie hat sich die Vernunft im menschlichen Wesen entwickelt?" Und in dieser Form wollen wir versuchen, an die Frage heranzutreten.

Man hat heute nicht mehr nöthig, über die Entwicklungsfähigkeit des Menschen ein Wort zu verlieren. Es steht unbestreitbar fest, daß der Mensch das Product einer unendlich dauernden Entwicklung ist. Ein Blick nach rückwärts bis in den Anfang der Geschichte und von hier aus immer weiter, weiter zurück, läßt uns im Menschen mit Nothwendigkeit ein zwar entwicklungsfähiges, aber im Vergleich zur Gegenwart sehr viel niedriger entwickeltes Wesen erkennen. Von hier aus bis zu dem Satz, daß es einmal eine Zeit gegeben habe, wo dieser niedrigere Organismus, den wir heute Mensch nennen, aller und jeder Vernunft baar, vollkommen vernunftlos gewesen sei, ist nicht nur ein kleiner, sondern auch ein nothwendiger Schritt. Der Mensch hat also die Vernunft erworben.

Ein wirkliches Verständniß dieser so einfachen Wahrheit gibt an sich schon ein Maß, um alle aprioristischen Flunkereien und Speculationen über das Wesen und den Begriff der Vernunft nach Gebühr zu würdigen.

---

*) L. Geiger. Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. 2 Bde. Stuttgart. Cotta.
L. Geiger. Der Ursprung der Sprache. ibid.
L. Geiger. Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Vorträge. ibid.

Die Vernunft, bisher nur zu oft als unbestrittene Domaine einer sogenannten „reinen Philosophie" betrachtet, entledigt sich mit einem Mal dieser lästigen Suprematie und stellt sich unter die Botmäßigkeit der Naturwissenschaft. Wenn es wahr ist und untrügliche Beweise bestätigen es, daß die Vernunft, gleich allen übrigen Functionen im Thierreich, sich allmählich entwickelt hat, d. h. gewachsen ist, so bleibt kein anderer Weg, sie begreifen zu lernen übrig, als der, diesem Wachsthum nachzuforschen. Was uns fehlt, sind nicht Constructionen und Definitionen der Vernunft, wir haben deren schon viel zu viel, sondern eine Entwicklungsgeschichte der Vernunft auf natürlicher Grundlage.

Doch halt! Sind wir auf diesem Wege nicht in Gefahr, uns ins Bodenlose zu verlieren? Wie sollte der menschliche Geist, der nicht einmal die Spanne Zeit, so man „Geschichte" nennt, bis jetzt zu erschöpfen vermochte, wie sollte er sich vermessen, vom Anfang der Geschichte an noch weiter, unendlich weiter zurückzugreifen und das Werden der Vernunft in ihren ersten stammelnden Versuchen zu belauschen? Ist denn nicht schon das Wenige rein Körperliche aus der Entwicklungsgeschichte des Menschen, was uns bisher geboten, jene Versuche, einen wirklichen Stammbaum des Menschen mit dem Thiere aufzustellen, ist das nicht alles Schwindel oder zum mindesten unerwiesene Behauptung? Und was angesichts eines in unendliche Formen sich spaltenden Thierreichs für den Leib des Menschen wenigstens bis heute nicht möglich ist, sollte für seinen Geist, für die Vernunft möglich sein? Wir wissen ja nicht einmal, wie der menschliche Organismus beschaffen war zu jener Zeit, als die ersten Strahlen der Vernunft sein Gehirn durchdrangen; wir können vermuthen, aber auch nur vermuthen, daß dieser Organismus mit noch jetzt bestehenden Organismen gewisse Aehnlichkeit hatte. Aber wo ist das Material zu einem naturwissenschaftlichen Beweis? Und angesichts dieser vielleicht trostlosen, gewiß aber thatsächlichen Lage sollten wir eindringen können in jene dunkelste Dunkelheit der Vorzeit, in das Erwachen der menschlichen Vernunft?

Diese durchaus unanfechtbaren Erwägungen sind nun freilich nicht nur nicht ermuthigend, sondern ließen es eigentlich für das Rathsamste erscheinen, den Versuch einer Lösung unserer Frage einfach von vornherein aufzugeben, ja sie geradezu für unlösbar zu erklären. Und dennoch wäre ein solcher Schluß übereilt.

Richten wir unsern Blick auf die Erscheinungsformen der Vernunft. Am großartigsten, alles Andere weit hinter sich lassend, tritt sie uns entgegen in der menschlichen Sprache. „Der Sprache, sagt Geiger, gebührt unter allen menschlichen Geistesvermögen geschichtlich der erste Rang; sie ist die Quelle der Vernunft. Aus, an und in ihr hat sich die Vernunft nach den allenthalben im Universum herrschenden Gesetzen der Causalität langsam und naturgemäß entwickelt." Die Entwicklung der Vernunft fällt zusammen mit der Entwicklung der Sprache. Beide lassen sich nicht von einander trennen. Die Geschichte ihrer Entwicklung ist ein und dieselbe.

Das Problem der Vernunft erscheint uns also plötzlich in einem neuen Lichte und es soll sich nun zeigen, ob dieses Licht hell genug ist, um bis in das Dunkel der Vernunftanfänge zurückzustrahlen. So viel

aber ist auf den ersten Blick klar, daß diese Wissenschaft der Sprache, welche zugleich Wissenschaft der Vernunft sein soll, von dem, was man gemeinhin Sprachwissenschaft nennt, sich sehr wesentlich unterscheidet. Die moderne Sprachforschung oder, wie die Schule es nennt, die vergleichende Sprachwissenschaft nimmt die Anfänge der Sprache, die sogenannten Wurzeln als etwas Gegebenes an, ohne sich um deren Entstehung selbst zu kümmern, und begnügt sich, das auf diesen Wurzeln ruhende Gebäude der verschiedenen Sprachsysteme genau zu erforschen. Ueber die Wurzeln selbst beobachtet sie, theils bewußt, theils unbewußt, tiefes Schweigen. Ja, gerade die anerkanntesten und bedeutendsten Sprachforscher gestehen es mit dürren Worten zu, daß über die Wurzeln hinaus im Reich der Sprache gänzliche Dunkelheit herrsche und daß keine Aussicht vorhanden sei, dieses Dunkel je zu lichten. So beginnt z. B. Bopp die Vorrede zu seiner „Vergleichenden Grammatik": „Ich beabsichtige in diesem Buche eine vergleichende, alles Verwandte zusammenfassende Beschreibung des Organismus der auf dem Titel genannten Sprachen, eine Erforschung ihrer physischen und mechanischen Gesetze und des Ursprungs der die grammatischen Verhältnisse bezeichnenden Formen. Nur das Geheimniß der Wurzeln oder des Benennungsgrundes der Urbegriffe lassen wir unangetastet; wir untersuchen nicht, warum z. B. die Wurzel i gehen und nicht stehen oder warum die Lautgruppirung stha oder sta stehen und nicht gehen bedeute." Noch deutlicher spricht sich Schleicher aus: „Die Wurzelbildung selbst liegt jenseits der Sprachwissenschaft, denn erst muß Sprache da sein, ehe Sprachwissenschaft möglich ist; die Lehre von der Entstehung der Sprache ist demnach von der Sprachwissenschaft auszuschließen." Solchen Anschauungen steht nun eine Wissenschaft der Sprache, welche von der Identität der Sprache und Vernunft ausgeht, schnurstracks entgegen. Gerade dieser von der Philologie verstoßene Theil der Sprachwissenschaft ist es, der ihr Interesse im allerhöchsten Grade in Anspruch nimmt. Denn da, wo die Philologen die Sprache beginnen lassen bei den Wurzeln, ist sie für den Anthropologen schon fertig. Der Gebrauch dieser Wurzeln setzt eine schon hoch entwickelte Vernunft voraus, über die Entstehung der Vernunft aber geben sie keinen direkten Aufschluß.

Von der Philologie lernen wir also über den Weg, der uns „zur Vernunft" führen soll, so gut wie nichts; vielleicht kommt uns die Philosophie und die Naturwissenschaft zu Hilfe. Was die Letztere betrifft, so begnügen sich gerade ihre bedeutendsten Vertreter z. B. Darwin selbst damit, die Entstehung der Vernunft und die Anfänge der Sprache nur gelegentlich als naturgemäße Folge der fortschreitenden Entwicklung überhaupt zu erwähnen. Von den Gesetzen selbst, die bei diesem Proceß herrschten, erfahren wir Nichts. Anders, aber nicht viel besser steht es um die Philosophie. Schon die Philosophen des Alterthums haben sich zwar mit Vorliebe der Entstehung der Sprache und Vernunft zugewendet. Ihre Anschauungen gipfelten in den beiden Gegensätzen Physis und Thesis; entweder ist die Sprache ein Produkt der Natur oder der Erfindung. „Nach der letzteren Meinung, sagt Geiger, ist die Sprache ein Produkt menschlicher Uebereinkunft. Daß ein Wort etwas Bestimmtes bedeutet und nichts anderes, ist eine Folge willkürlicher Fest-

setzung der Spracherfinder; die Worte sind vereinbarte Zeichen der Gedanken. Das Verständniß ist ein Resultat der Verständigung." Unter den Alten sind hauptsächlich Demokrit und Aristoteles Vertreter dieser Anschauung. In neuerer Zeit hat sie der Engländer Harris in seinem berühmten Buche „Hermes" am entschiedensten entwickelt. Auch für ihn ist die Sprache lediglich in Uebereinkunft (compact) begründet. Geiger tritt der Thesis in folgender Weise entgegen: „Eine vom Standpunkte unserer gegenwärtigen Ueberzeugung geradezu unüberwindliche Schwierigkeit hat diese Erklärung für unsere Zeit unhaltbar gemacht. Wie soll man sich eine Verständigung denken, die das eigentliche Verständigungsmittel erst hervorbringen muß? Stand den Menschen vor der Sprache eine andere Art der Mittheilung, etwa durch Geberden, zu Gebote, vollkommen genug, um die Erfindung einer Lautsprache zu ermöglichen? In diesem Falle, sollte man denken, hätten die Menschen sich wohl mit den gegebenen Mitteln begnügen können, da dieselben zweckmäßiger gewesen sein müßten, als unsere heutige Sprache selbst. Denn man stelle sich heutzutage einmal die Aufgabe, eine Universalsprache auch nur zwischen den gebildetsten Völkern zu verabreden. Die Schwierigkeit wird so groß sein, daß das ganze Unternehmen bald als ein phantastisches verworfen werden würde. Und doch wäre in dieser Hinsicht schon mancher mit einem dürftigen Nothbehelf zufrieden, während die Sprache, wie sie unsere im Dunkel urweltlicher Jahrtausende verborgenen Vorfahren zu erfinden hatten, den Stempel der bewundernswerthesten Meisterschaft, der feinsten und vollendetsten, von keinem Sprachforscher je ganz ergründeten Vernunftmäßigkeit an sich trägt. Auch ist das, was die Theorie einer künstlichen Sprachentstehung für die Anschauung der letzten Jahrzehnte so wenig genügend, ja unmöglich erscheinen läßt, gerade die immer deutlicher werdende Einsicht von der in der Sprache verborgenen Vernunft. Der Inhalt der Sprache — das ist eine immer klarer zu Tage tretende Wahrheit — läßt sich von ihrer Form nicht in der Weise trennen, daß ein mit dem ganzen wesentlichen Vorrath der Begriffe ausgestattetes Menschengeschlecht nur die äußeren Zeichen zu gegenseitiger Mittheilung zu erfinden brauchte; die Sprache hat unleugbar irgend eine Beziehung zum Denken selbst, wie man sich dieselbe auch vorstellen möge und die Sprachschöpfer der Urzeit, die diese Beziehung erst herstellten, hatten dies mit Hilfe eines Denkens zu bewerkställigen, welches seinerseits von der Sprache noch nicht unterstützt war." Die Physis oder die Theorie, daß zwischen Wort und Sache ein natürlicher Zusammenhang bestehe, war im Alterthum sehr verbreitet. Epikur faßte diesen Zusammenhang als Naturzwang und hielt die ältesten Wörter demgemäß für Naturlaute, wie z. B. das Stöhnen, Husten oder Niesen. Unter den Neueren ist Herder der bekannteste Vertreter der Physis. Im Anschluß an diese Theorie von dem natürlichen Zusammenhang zwischen Laut und Sprache hat sich denn die Ansicht von der Schallnachahmung herausgebildet und im Großen und Ganzen viel Anklang gefunden. Wilhelm von Humboldt und viele andere räumen ihr wenigstens sehr viel Bedeutung ein, wenn auch der spröde Stoff, d. h. die thatsächlichen Resultate der Forschung ihr oft schnurstracks entgegenstanden. Die Natur weigert sich entschieden, wie Geiger sagt, sich unter eine vorgefaßte Meinung zu fügen. „Kein einziges Beispiel wirklicher Schallnachahmung,

fährt er fort, ist bis jetzt aufzubringen gewesen; manche sehr scheinbare schlagen bei näherer Betrachtung in eine beschämende Enttäuschung um. Was kann z. B. in dieser Hinsicht täuschender sein, als „rollen“? und doch ist rollen ein Fremdwort aus rouler und dieses aus rotulare entstanden, in welchem das zum Schein der Schallnachahmung sehr beitragende l nur einer ganz allgemeinen Anleitungssilbe angehört, als Stamm aber nur rota, Rad zurückbleibt, welches doch wohl nicht mehr vom Schall verräth, als Rast und Rasen oder Rose und welches zeigt, daß der Laut des Rollens gar nicht unmittelbar in dem Worte bezeichnet ist, sondern dieses vielmehr das Umdrehen nach Art eines Rades, das Rotiren bedeutet.“

Weder die Physis noch die Thesis, ebenso wenig als die Schallnachahmung vermögen über die Entstehung der Wurzeln, der ersten Lautbegriffe überhaupt auch nur einigermaßen Licht zu verbreiten. Und so ist es dahin gekommen, daß die Sprachforscher schließlich einfach bei der Skepsis stehen geblieben sind und das Problem der Sprachbildung in ihren ersten Anfängen entweder als unlösbar, jedenfalls nicht als in ihr Ressort gehörig ansehen.

Alle Versuche, die Entstehung der Wurzeln zu erklären, gehen von der Voraussetzung aus, daß auch in den Uranfängen der Sprache ein bestimmter Laut stets einen bestimmten Begriff bedeutet habe. Wir werden also, ehe wir die Frage genau formuliren können, zu untersuchen haben, ob und in wieweit diese Voraussetzung richtig ist.

Der gesammte Sprachschatz der indogermanischen Sprachen läßt sich, wie Max Müller sagt, auf etwa 4 bis 500 Wurzeln zurückführen. Diese Wurzeln selbst aber sind keineswegs so scharf bestimmte Laute gleich scharf bestimmter Begriffe, als man gemeinhin annimmt. Vielmehr ist es fast Regel, daß die einzelnen Wurzeln mehrfache Bedeutungen haben. So, um nur Ein Beispiel zu nennen, vereinigt die indogermanische Wurzel da geben, noch eine ganze Reihe anderer Begriffe, wissen, binden und theilen, ja sehr wahrscheinlich sogar essen, schützen und reinigen in sich. Uebersieht man das gesammte indogermanische Sprachsystem von unseren heutigen Cultursprachen rückwärts schreitend bis zu dem verhältnißmäßig so geringen Wurzelschatz des Sanskrit, wie es schon von den altindischen Grammatikern zusammengestellt wurde, so ist unverkennbar, daß wir auf diesem Gange vom Scharfbestimmten, Differenzirten und Complicirten zum Weniger-Bestimmten, Schwach-Differenzirten und Einfachen rückwärts schreiten. Da nun keinerlei Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß irgend einmal in der Geschichte der Sprach- und Vernunftbildung plötzliche gewaltige Revolutionen, oder richtiger gesagt, Explosionen stattfanden, so sieht man sich durchaus gezwungen, denselben Prozeß der Vereinfachung, der schwächeren Differenzirung auch auf die Epochen der Menschheits-Geschichte auszudehnen, welche noch hinter der Wurzelbildung d. h. zwischen ihr und den Anfängen der Sprache und Vernunft überhaupt liegen. Und so kommen wir zu dem unvermeidlichen Schluß, daß der Mensch, im Anfang der Vernunft und Sprache, weit entfernt bestimmte Begriffe immer mit bestimmten Lauten zu bezeichnen, vielmehr das gerade Gegentheil gethan hat. Er hat mit wenigen Lauten alles bezeichnet. Geiger formulirt dieses Gesetz folgendermaßen:

„Das auf der Oberfläche der Sprache beobachtete Gesetz, welches einem jeden Laute einen bestimmten Begriff und umgekehrt entsprechen läßt, verschwindet in größeren Tiefen, indem ganz im Gegentheil jeder Laut jeden Begriff, jeder Begriff durch jeden Laut bezeichnet werden kann."

Dies bedarf einer nothwendigen Ergänzung. Denn, wenn es auch richtig ist, daß in den Uranfängen der Sprachbildung jeder Begriff mit jedem Laute bezeichnet werden konnte, so ist damit noch keineswegs klar, auf welche Art und Weise die verschiedenen Laute späterhin ihre Sonderbedeutung erlangt haben. Geiger weist uns auch hier den richtigen Weg. „Bei der Entwicklung der Sonderbedeutungen, sagt er, wirken eine Menge von äußeren Umständen mit; im Allgemeinen kann man mit Recht als die Gesammtursache einer solchen Sonderbestimmung den Sprachgebrauch betrachten. Der Sprachgebrauch ist die Gewohnheit, ein Wort in einem bestimmten Sinne anzuwenden. Eine solche Gewohnheit stellt sich ganz von selbst überall ein, wo ein Wort zu verschiedenen Gebrauchsweisen Veranlassung gibt. Das lateinische niger, schwarz, heißt im Sanskrit (nîla) auch blau, wohingegen krischna im Sanskrit schwarz, im Lateinischen unter der Form canus grau bedeutet. — Bekommen ist bei uns vorwiegend empfangen, become englisch werden. — Bei uns ist bellen der Laut des Hundes, auch des Fuchses und Hirsches, im Angelsächsischen ist es der des Ebers; im Englischen ist bell die Schelle, während umgekehrt im Schwedischen skälla bellen bedeutet. Die Vertheilung der Bedeutungen hätte ohne Zweifel auch anders verlaufen können, die Engländer gewöhnten sich, ein den Schall bezeichnendes Wort für die Schelle zu gebrauchen, das wir ebenfalls nur aus Gewohnheit für den Laut des Hundes anzuwenden pflegen." Und weiter: „In allen nachweisbaren Fällen der Bedeutungs-Entwickelung herrscht ein gemeinsames, sehr einfaches Gesetz. Ueberall ist es nur die Mehrheit des Vorkommens, welche entscheidet. Je öfter ein Wort gebraucht wird, um so gebräuchlicher wird es; wird es dagegen eine Zeitlang nicht gebraucht, so kann es dadurch allein veralten, ja vergessen werden. Ein gleichgültiges Wort wird einigemal zufällig in lobendem Sinne angewendet; es enthält hiedurch die Tendenz zu nur schließlich lobender Bedeutung. Dasselbe Wort wird vielleicht in einem andern Dialect öfter in tadelnder Bedeutung angewendet und erhält dadurch die entgegengesetzte Tendenz. So differenziren sich gleichgültige Wörter nach zwei Seiten hin. Oder es bilden sich aus irgend einem äußerlichen Grunde, dergleichen besonders in der früheren Sprachgeschichte mancherlei nachweisbar sind, Doppelformen eines Wortes auch in einem und demselben Dialect: sogleich wird eine Neigung zur Sonderung der Bedeutnng entstehen; denn, wenn beide anfangs noch so gleichgültig für den ganzen Umfang ihres Sinnes gebraucht werden, so wäre es doch ein kaum denkbarer Zufall, wenn die äußerst feine Wage des Sprachgefühls bleibend einstehen, wenn nicht mindestens die Stimmung, die Färbung eine Form von der anderen unterscheiden sollte. Das ist auch der eigentliche Grund, warum es in der Sprache keine wahren und völlig einander deckenden Synonyme giebt. Es ist keineswegs immer die Grundbedeutung, aus welcher der oft sehr zarte, kaum faßbare Unterschied der Bedeutung sinnverwandter Wörter entspringt. Haut und

Fell pflegen, jedoch mit Unrecht, von einer verschiedenen Bedeutung abgeleitet zu werden; wie dem sei, der Engländer gebraucht hide genau, wie wir Fell, so daß es nur verächtlicher Weise vom Menschen gesagt werden kann und auch bei uns ist die Unterscheidung nicht von jeher gemacht worden; in „Haut und Haar" ist gewiß nur ein Fell zu denken und die Mehrzahl Häute unterscheidet sich insofern von Felle, als nicht, wie hier, werthvolles Haar, sondern mehr das Leder im Betracht kommt; umgekehrt wurde Fell im Mittelhochdeutschen im edelsten Zusammenhang von der menschlichen Haut gebraucht."

Und so ergiebt sich, nach Geiger, als Ergänzung des zuletzt ausgesprochenen allgemeinen Gesetzes, daß die Sonderbedeutung, welche ein Laut im Laufe der Zeit schließlich erlangt hat, immer ein Resultat des bloßen Zufalls oder mit andern Worten der Entwickelung ist. Wir sind zu dem unabweisbaren Schlusse gelangt, statt der ganz und gäben Anschauung von der scharfen Bestimmtheit der Urlaute und Urbegriffe vielmehr eine absolute Verschwommenheit derselben annehmen zu müssen. Wir sind dazu gelangt, indem wir uns das Entwicklungsbild der Sprach-Epoche, welche zwischen der Gegenwart und der Entstehungszeit der Wurzeln liegt, einfach weiter nach rückwärts verlegt dachten, von den Wurzeln an bis zurück zu den Sprach-Anfängen. Dieser dem Entwicklungsgange der Sprache selbst entnommene Beweis wird überdies noch von der rein naturwissenschaftlichen Seite her vollauf bestätigt. Je niedriger die Entwicklung des Menschen war, desto geringer muß sein Unterscheidungsvermögen gewesen sein. Der Satz, daß der Mensch in der Zeit der ersten Vernunftbildung jeden Begriff mit jedem Laut bezeichnet habe, heißt also, aus der Philologie in die Anthropologie übersetzt, der Mensch hat Alles mit Allem verwechselt.

Aus diesem, wenn wir so sagen dürfen, intellectuellen Chaos heraus, gab es für den Menschen nur einen Weg: Die Möglichkeit der Lautbildung. Die Art und Weise aber, wie diese in Wirkung trat, faßt Geiger in folgende Worte zusammen: „Aus meiner Darstellung ergibt sich, daß der Laut aus Gründen variirt, die mit dem Begriffe nichts zu thun haben, und daß an diesen Spaltungen die des Begriffes sich erst entwickeln. So ist denn überall die Sprache primär. Der Begriff entsteht durch das Wort. Und zwar war dies von jeher schon bei dem Auseinandertreten gleich bedeutender Urlaute in diejenigen Begriffskeime der Fall, deren Umbildungen in Wurzelbegriffen, wie binden, reiben u. s. w. vorliegen: Die Sprache hat die Vernunft erschaffen; vor ihr war der Mensch vernunftlos".

Wir brechen hier mit unseren Citaten aus Geiger ab und glauben unsere Aufgabe, soweit es der enge gegebene Raum zuließ, erfüllt zu haben. Diese Aufgabe war eine doppelte. Für's Erste galt es, in wenigen scharf pointirten Sätzen zu zeigen, was für Anschauungen den Geigerschen Werken zu Grunde liegen, zweitens aber haben wir versucht, in unserer kleinen Auseinandersetzung ein vielleicht nicht ganz ungetreues Bild der streng logischen, den festen, sicheren Untergrund der Thatsachen nie verlassenden Methode Geigers zu geben.

Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der menschlichen Gesellschaft, wie unendlich langsam die großartigsten, fundamentalsten Entdeckungen der Wissenschaften sich Bahn brechen. Nicht minder merk-

würdig ist die Thatsache, daß diese Entdeckungen, diese Weiter-Entwicklungen des menschlichen Gedankens niemals von den offiziellen Vertretern der Wissenschaft, niemals von den berufsmäßigen Gelehrten ausgehen. Wir überlassen es dem berufsmäßigen Leser, über den Zusammenhang dieser zwei Sätze sich selbst seine Gedanken zu machen. Noch heute, ja, ganz besonders heute ist das Wort Feuerbach's von schneidender Wahrheit: „Du weißt, daß nie noch eine Wahrheit mit Decorationen auf die Welt gekommen, nie im Glanze eines Thrones unter Pauken und Trompeten, sondern stets im Dunkel der Verborgenheit unter Thränen und Seufzern geboren worden ist; Du weißt, daß nie die „Hochgestellten", eben weil sie zu hoch gestellt sind, daß stets nur die Tiefgestellten von den Wogen der Weltgeschichte ergriffen werden." Es scheint eine Art Naturgesetz zu sein, daß die Lehrer der Jugend und des Volkes das Neue, das Große, das Gute erst zuletzt lernen, nachdem es schon mehr oder weniger ins allgemeine Bewußtsein eingedrungen ist. Ihre bildende Thätigkeit scheint vorzugsweise darin zu bestehen, der Wahrheit nothgedrungen und schrittweise Concessionen zu machen, nicht aber ihre vordringenden Pioniere zu sein. Der Leser vergesse nicht, daß wir bei diesen Sätzen zunächst nur die Naturwissenschaften, dieses scheinbar leidenschaftslose, neutrale Terrain im Auge hatten und wird sich a priori sagen können, wie viel erbaulicher noch sich diese Verhältnisse gestalten mögen in denjenigen Gebieten der Wissenschaft, welche die Interessen der menschlichen Gesellschaft unmittelbar berühren.

Ohne von der „Entwicklungs-Theorie", die zu derartigen Betrachtungen ganz besonders auffordert, zu reden, wollen wir zwei andere nicht minder bedeutsame Thatsachen als Beweis anführen. Die mechanische Wärmetheorie oder richtiger, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, war schon im Anfang der vierziger Jahre durch Mayer, Mohr und den Engländer Joulle endgiltig bewiesen. Noch heute, 35 Jahre später ist dieses fundamentale Gesetz der Physik keineswegs in seiner ganzen Bedeutung und Allgemeinheit in unsere physikalischen Lehrbücher aufgenommen. Wir brauchten einen Engländer, Tyndall und einen Franzosen, Jamin, um dem Gesetz den Weg ins Volk zu erschließen. Noch merkwürdiger ist Folgendes: Im Jahr 1793 veröffentlichte Christian Konrad Sprengel in Berlin sein Werk „Das entdeckte Geheimniß der Natur im Baue und der Befruchtung der Blume". Dieses Buch enthält in nuce die gesammte großartige Wahrheit von dem engen Zusammenhang, der thatsächlich zwischen der Welt der Blumen und der Welt der Insecten herrscht. Es bedurfte 65 Jahre später der ganzen Autorität eines Darwin, um dieser so bedeutsamen und tiefgehenden Wahrheit Geltung zu verschaffen. In seinem Werke „über die Befruchtung der Orchideeen" erkennt Darwin die Verdienste Sprengels unumwunden an.

Doch, wozu alle diese von unserem Thema scheinbar weit abliegenden Erwägungen? Die Antwort hierauf kann nicht zweifelhaft sein. Es will uns fast scheinen, als ob Geiger und seinen Werken ein ähnliches Loos beschieden sein sollte, wie so vielen Männern, die an der Befreiung des menschlichen Gedankens gearbeitet haben. Die „Welt" geht an einem Ludwig Feuerbach, einem Proudhon vorüber und bleibt bei einem Hartmann stehen. Um ihre eigene Geschichte zu verstehen, erwartet sie von

einem Geiger nichts, und stürzt sich lieber den phylogenetischen Phantasien eines Häckel, den willkürlichen Construktionen eines Caspary in die Arme. Um zu beweisen, daß sie die Kinderschuhe der alten Religion längst ausgetreten, ist sie glücklich, wenn sie eine neue umarmen kann.

Geiger ist todt; seine Werke nur sind noch lebendig. Es hat ihm auch bei Lebzeiten, so viel wir wissen, nicht an Anerkennung gefehlt, aber es fehlt sehr viel daran, daß dieser eigenthümliche und originelle Denker die Beachtung gefunden hätte, welche er thatsächlich verdient. Tritt man an seine Schriften heran, so weht uns aus denselben ein solch' klarer, ruhiger, tief- und scharfblickender Geist entgegen, wie es in der gesammten neueren Literatur schwerlich irgendwo gefunden werden wird. Mit einer Fülle positiven Wissens verbindet sich eine philosophische Tiefe, ein Gedankenreichthum, die alles weit hinter sich lassen, was bis jetzt für die Entwicklung des menschlichen Gedankens geboten wurde. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, in Geigers Detailforschung einzudringen; wir würden uns hierzu nicht einmal für competent erachten. Dagegen können wir's uns nicht versagen, hier mit wenigen Worten hervorzuheben, warum wir der Ansicht sind, daß Geiger in der That in der Geschichte des menschlichen Gedankens einen neuen, einen eigenthümlichen, um nicht zu sagen, einen epochemachenden Standpunkt bezeichnet. „Die neue Philosophie macht den Menschen mit Einschluß der Natur, als der Basis des Menschen, zum alleinigen, universalen und höchsten Gegenstand der Philosophie — die Anthropologie also, mit Einschluß der Physiologie zur Universalwissenschaft." Mit diesen Worten besteigt Ludwig Feuerbach den Fels, zu dessen Füßen eine vieltausendjährige Geschichte der Menschheit liegt und der ihn in ferne Jahrhunderte hinaus die Bahn einer glücklicheren Zukunft überschauen läßt. Mit diesen Worten ist aller transcendentalen und aprioristischen Philosophie einfürallemal ein Ende gemacht und alle Vorstellungen von Gott „dem Schöpfer aller Dinge" an bis zum geringfügigsten allgemeinen Begriff herunter der Anthropologie, der Lehre vom Menschen d. h. der menschlichen Vernunft unterstellt; alle diese Vorstellungen von der niedersten bis zur höchsten sind nichts als Erzeugnisse der menschlichen Vernunft. Es ist, wenn wir so wollen, mit allem, was über den menschlichen Gedanken hinausgeht, tabula rasa gemacht und jetzt erst ist die Vernunft in der Lage, sich selbst und alle ihre Vorstellungen begreifen zu können. Was Wunder, daß sie sich jetzt auch die Frage vorlegt, wie bin ich selbst geworden? Nun, Geiger ist, unseres Erachtens, der Erste, der sich diese Frage in ihrer ganzen Bedeutung vorgelegt, ja, der versucht hat, sie zu lösen. Doch, wie kann man eine Frage lösen, an der noch manches Jahrhundert zu arbeiten haben wird? Geiger selbst ist weit davon entfernt, diesen Anspruch zu erheben, aber, wenn nicht alle Zeichen trügen, ist er es, der die Bahn eröffnet, der uns den „Weg "gezeigt hat, welcher uns einst „zur Vernunft" führen wird.

Dr. A. Mülberger.

Die Uebernahme der Feuer-Versicherung durch das Reich.

Von M. Rittinghausen.

Gegen die von mir vorgeschlagene Uebertragung der Feuerversicherung auf das deutsche Reich erhebt sich in der „Wage" die warnende Stimme eines Social-Demokraten, welchem man die Worte des französischen Lustspieldichters: „Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse! (Sie sind Goldschmied, Herr Josse!" nicht zuzurufen braucht, weil er sich selbst als ein in der Feuer-Versicherungs-Branche Beschäftigter, als Fachmann hinstellt. Ob er als Solcher sich die vollständige Freiheit der Beurtheilung gewahrt hat, möchte ich sehr bezweifeln, wenn ich sehe, wie sehr es ihm darum zu thun ist, sogar den Wortlaut der in Köln von einer Volksversammlung angenommenen Eingabe an den Reichstag als unbestimmt und unklar hinzustellen.

Wenn dieser Wortlaut sagt: „Die Feuer-Versicherung ist nicht denkbar ohne vorherige Einrichtung des Feuerlöschwesens durch staatliche Verbände," so versteht der Verfasser unter denselben selbstredend Gemeinden, Aemter, Kreise oder Unterabtheilungen derselben, welchen Namen sie auch im weiten Reiche tragen mögen; er hat jenen Ausdruck absichtlich gewählt, um anzudeuten, daß durch die Gemeinden, Aemter ꝛc. der Staat handelnd auftritt, — und wenn er dann daraus folgert, daß diese Verbände, welche die Lasten tragen und „zum Theil schwere Opfer an Geld, Menschenleben und Arbeit für das Feuerlöschwesen zu bringen haben", auch nach richtigen staatsrechtlichen und volkswirthschaftlichen Principien die Feuer-Versicherung in die Hand nehmen sollen: so geht daraus nicht hervor, daß nun die Unterzeichner Unklarheit darüber bestehen lassen, ob diese staatlichen Verbände als solche vereinzelt die Feuer-Versicherung übernehmen sollen, oder ob der Staat, der sie alle umfaßt und vertritt, diese Aufgabe zu lösen hat.

Abgesehen von dem Umstande, daß es nicht einmal denkbar ist, es könne Jemand das Erstere für ausführbar halten, (man erinnere sich nur an den geringen Umfang der meisten Gemeinden): so läßt ja hierüber die Eingabe nicht den kleinsten Zweifel obwalten, weil sie sagt: „Der Staat wird die Feuer-Versicherung besser und billiger einzurichten verstehen als Aktien-Gesellschaften," und dann im weitern Verfolge hinzufügt: „Dem Reiche muß aber die Einrichtung des bezeichneten Zweiges des öffentlichen Dienstes zugetheilt werden, weil viele der einzelnen Bundesstaaten nicht groß genug sind, sich jener Aufgabe mit Erfolg und ohne Gefahr zu unterziehen."

Daß die Klarheit solcher Sätze bestritten wird, kennzeichnet den Standpunkt unseres Widersachers.

Die Ansichten der Fachmänner verdienen sicherlich Beachtung, aber nur dann, wenn ihr Urtheil durch die Verhältnisse, in welchen sie leben, keine Trübung erfährt.

Vor einiger Zeit vertiefte ich mich in eine Broschüre des berühmten französischen Rechtsgelehrten Sirey. Sie datirt aus dem Jahre III der Republik und verlangte (nach der Hinrichtung Robespierre's) die Abschaffung des Revolutions-Tribunals. Nachdem der Verfasser das Letztere einer scharfen Kritik unterworfen hat, versteigt er sich bis zu der Aeußerung, daß nicht allen Richtern des Tribunals Vorwürfe zu machen seien, sondern daß sich unter denselben Einige befänden, „welche selbst im Fällen von Todesurtheilen Zuneigung einflößen."

Und Sirey war einer der schärfsten Köpfe seiner Zeit, aber der Fachmann schlug hier den Denker aus dem Felde. Wir haben die Ueberzeugung, daß es unserm Gegner ebenso ergangen ist.

Eine zweite Bemäkelung der kölner Eingabe an den Reichstag besteht in Folgendem: „Wenn nun aber gar der allerdings hohe Dividendenbetrag einzelner alten Versicherungs-Gesellschaften mit dem dazu in gar keiner Verbindung stehenden Umstande zusammengestellt wird, daß die Aktionäre nur

einen Theil des Kapitals, 20 pCt. baar eingezahlt, den Rest aber in „todten Wechseln" deponirt haben, so wird dadurch der Schein geweckt, als erhielten die Aktionäre auch für diese nicht eingezahlten Beträge eine Dividende; daß dieses aber durchaus nicht der Fall ist, weiß jeder Fachmann, ja sogar Jeder, der sich den Courszettel der Versicherungs-Aktien einmal genau angesehen hat." Das wußten natürlich auch wir; aber unser Gegner übersieht hier, daß ein vernünftiger Mensch als *eigentliches* Aktien-Kapital nur die eingezahlten Beträge, nicht die in „todten Wechseln" deponirten und in Wirklichkeit anderswo auf die Dividenden-Suche geschickten Summen betrachten kann, deren Einzahlung, falls irgend ein Mißgeschick sie gebieterisch erheischte, manchem Aktionär schwer fallen möchte.

Wir waren ferner genöthigt, den Umstand, daß der größte Theil des gezeichneten Kapitals nur in Wechseln besteht, in den Bereich unserer Betrachtungen zu ziehen: denn die durch jene Wechsel repräsentirten Summen bleiben nicht zinslos, sondern werden von ihren Besitzern in andern Unternehmungen — vielleicht in derselben maßlosen Weise — rentbar gemacht und dienen auch dazu, die Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital in der schroffsten Weise zu vermehren. Da nur *ein Fünftel* des gezeichneten Betrages baar eingezahlt ist: so haben wir hier für die glücklichen Aktionäre eine *Verfünffachung des Kapitals durch den Kredit*, während für dasselbe noch nebenbei äußerst hohe Dividenden eingetrieben werden. Wie ein Social-Demokrat dies vergessen konnte, ist uns kölner Social-Demokraten ein Räthsel.

Unser Gegner meint ferner: „Nicht die bevorzugten Anstalten (d. h. jene, die 60, 70, 80 und mehr Procent einbringen) darf man ins Auge fassen, wenn man sich ein Bild von der Durchschnitts-Rentabilität der Feuerversicherung machen will; man muß dann vielmehr die Geschäftsresultate aller in dem betreffenden Lande arbeitenden Gesellschaften zusammenstellen, man muß auch die Gegenseitigkeits-Gesellschaften berücksichtigen, bei denen von einer Rentabilität ja niemals die Rede sein kann. Ob nun das Feuer-Versicherungswesen in Deutschland wirklich bei selbst gleich hochbleibenden Prämiensätzen einen Ueberschuß von 20—25 Millionen Mark abwerfen würde, wird so lange mit Recht zu bezweifeln sein, bis der zahlenmäßige Beweis dafür erbracht ist."

Eine Zusammenstellung der Geschäfts-Resultate aller deutschen Feuer-Versicherungs-Aktiengesellschaften findet man in dem vierten Jahrgange des Jahrbuchs für die amtliche Statistik des preußischen Staates. Sie erstreckt sich über das Jahr 1874, und nach ihr haben die sechsundzwanzig direkt arbeitenden Gesellschaften durchschnittlich 19,4 Procent des eingezahlten Actien-Kapitals als Dividende vertheilt, darunter die Leipziger Feuer-Versicherungs-Anstalt 96 pCt., (für 1876—77 hundert pCt. mit Einschluß von 4 pCt. Zinsen) die Aachener und Münchener 60, die Colonia 55. Die eilf Rückversicherungs-Gesellschaften haben den Aktionären im Durchschnitt 9,11 pCt. eingebracht.

Da das Jahrbuch Allen zugänglich ist, namentlich aber bei den Mitgliedern des Reichstages große Beachtung findet: so haben wir es nicht für nöthig gehalten, unserer Eingabe die betreffende Tabelle einzuverleiben. Eben so wenig schien es uns zweckmäßig zu sein, in einer Frage, die von unsern Parteigenossen im Reichstage angeregt und nach allen Seiten hin besprochen werden soll, mit weitläufigen Berechnungen aufzutreten. Es würde eine wahre Comödie sein, solche Berechnungen in Volksversammlungen annehmen und unterzeichnen zu lassen. Dort muß man sich begnügen, mit schriftlichen Angaben zu erscheinen, die Jedermann auf der Stelle als richtig bezeichnen kann, — und dieser Vorschrift der Vernunft haben wir uns anbequemt.

Die direkt arbeitenden Feuer-Versicherungs-Aktien-Gesellschaften im Reiche weisen für 1874 eine Gesammt-Versicherungssumme von 30738.538 372 Mark auf. Sie haben an Prämien und Gebühren bezogen 60.482 544 Mark, an Schädenzahlungen verausgabt 21.697 145 Mark und an Verwaltungskosten,

Tantièmen, Provisionen ꝛc. die ungemein hohe Summe von 13.140 544 Mark verbraucht.

Auf je eine Million der Versicherungssumme berechnet, macht dies durchschnittlich:

an Prämien- und Gebühren-Einnahme 1968 Mark.
an Brandschäden-Zahlungen . . . . 887 „
an Verwaltungskosten, Provisionen ꝛc. 427 „

Vergleichen wir mit diesen Zahlen die aus dem Geschäftsbetrieb der Rheinischen Provinzial-Feuerversicherungs-Gesellschaft sich ergebenden Resultate, so führt das obengenannte Jahrbuch für 1874 eine Gesammt-Versicherungssumme von 1525.682 160 Mark an. Die Beiträge der Versicherten beliefen sich auf 2.223 247 Mark; an Schädenvergütungen wurden gezahlt 1.667 105 Mark, und die Verwaltungskosten erheischten 320 226 Mark. Für jede Million der Versicherungssumme ergibt dies:
an Beiträgen 1457 Mark, mithin 511 Mark weniger als bei den Aktien-Gesellschaften;
an Verwaltungskosten 209 Mark, mithin 218 Mark (über die Hälfte) weniger:
an Schädenzahlungen 1008 Mark, also 121 Mark mehr als bei jenen direct arbeitenden Anstalten.

Es zeigt uns dieser Vergleich, daß die Actien-Gesellschaften sich die besten Versicherungen zu verschaffen wissen, mithin am wenigsten leisten; sie erheben höhere Beiträge und verausgaben mehr als das Doppelte an Verwaltungskosten, Provisionen ꝛc. ꝛc.

Nehmen wir nun einmal an, der Staat habe sich an die Stelle jener 26 direkt arbeitenden Gesellschaften gesetzt und sei für die auf dieselben fallenden Versicherungssummen Verpflichtungen eingegangen. Nehmen wir ferner an, er habe sein Geschäft zwar mit den Prämiensätzen der Actien-Gesellschaften aber mit den Verwaltungs-Einrichtungen und den Unkosten der Rheinischen Provinzial-Versicherungs-Societät betrieben, die unter der Leitung von Provinzial- und Gemeinde-Beamten steht. Er würde dann von den Prämienbeträgen und Gebühren, also von einer Einnahme von . . Mark 60 482 544
bestritten haben an Schäden-Vergütungen (wie die Aktien-Gesellschaften) . . . . . Mark 21 697 145,
dagegen an Verwaltungskosten, Provisionen ꝛc. nur 209 Mark für jede Million der Versicherungs-Gesammtsumme, also nur . . . Mark 6 424 242.

Zusammen . Mark 28 121 387.

Als Ueberschuß würden mithin verblieben sein . . . . Mark 32 361 157
also weit mehr als die in der kölner Eingabe in Ansatz gebrachten zwanzig bis fünfundzwanzig Millionen.

Wenden wir uns nun zu den Privat-Gegenseitigkeits-Gesellschaften, so sind deren in der amtlichen Statistik für die Versicherung von Immobiliar 83 aufgeführt, die ihre Geschäfts-Thätigkeit auf eine Provinz beschränken; ferner zwei andere, die in mehr als einer Provinz arbeiten. Im Jahre 1873 betrug die Gesammtsumme ihrer Versicherungen 126.269 837 Thaler. An Beiträgen zogen sie ein 362 361 Thlr.; für Schäden verausgabten sie 370 089 und an Verwaltungskosten 42 525 Thaler.

Für jede Million Mark der Versicherungssumme macht dies

an Beiträgen	2869 Mk.	gegen	1457,	
an Schäden-Vergütungen	2931 Mk.	„	1008,	
an Verwaltungskosten .	336 Mk.	„	209	der Rheinischen Prov.-Feuer-Versicherungs-Gesellschaft.

Diese Zahlen zeigen wohl genügend, daß es den Mitgliedern jener Gegenseitigkeits-Gesellschaften nur zum Vortheil gereichen kann, wenn die Uebernahme der Feuer-Versicherung durch den Staat kein bloßer Gedanke bleibt.

Nach der amtlichen Statistik bestanden im Jahre 1873 für Mobiliar-Versicherung 163 Gegenseitigkeits-Gesellschaften, deren Wirken sich nur über eine Provinz erstreckte, sechs andere waren in mehr als einer Provinz thätig. Die meisten jener 163 Gesellschaften sind höchst unbedeutend, und ihr Geschäftsbetrieb ist häufig so patriarchalisch, daß — um vergleichende Berechnungen anzustellen — wir nur diejenigen in Betracht ziehen können, deren Gesammt-Versicherungssumme sich auf 10 Millionen Thaler und darüber beläuft. Wir haben nur eine derselben aus naheliegenden Gründen ausgeschlossen, nämlich die für Prediger und Lehrer der Provinz Sachsen und in Anhalt.

Die acht anderen hatten 1873 die Versicherungs-Gesammtsumme von 264.371 810 Thaler erreicht, an Beiträgen eingezogen 760 567, für Schäden gezahlt 484 613 und an Verwaltungskosten verbraucht 122 237 Thaler, was für jede Million der Versicherungssumme ausmacht:

Beiträge . . . . 2672 Mk.,
Schädenzahlungen . 1833 Mk. und
Verwaltungskosten . 462 Mk., während sich die Verwaltungskosten der Rh. Prov.-Feuerversf.-Soc., deren Bücher für 1874 die Gesammtsumme von 269.545 800 Mk. an Mobiliar-Versicherungen aufweisen, für beide Zweige zusammengenommen nur auf 209 Mk. belaufen.

Bei zweien von den sechs Gesellschaften, welche das Geschäft in mehr als einer Provinz betreiben, sind die Verwaltungskosten nicht angegeben. Für die vier andern sind bei einer Gesammt-Versicherungssumme von 174.793 361 Thlr. aufgeführt: an Beiträgen 556 620 Thlr., an Brandentschädigungen 344 261 Thlr. und an Verwaltungskosten 100 303 Thlr., oder für jede Million Mark der Versicherungssumme an Beiträgen 3185 Mark, für Schäden 1969 Mark und für Verwaltungs-Ausgaben 574 Mark.

Auch diese Zahlen sprechen sicherlich zu Gunsten des Staatsbetriebs.

Die Angaben des Jahrbuchs über die Gothaer Feuerversicherungsbank für Deutschland sind zu unvollständig, als daß wir sie hier benutzen könnten. Wir sehen also einstweilen davon ab.

(Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Printzsköld, O., Rapport sur l'hygiène, le sauvetage et la condition des classes ouvrières en Suède. Stockholm, Looström. (3,60 M.)

Brosch, M., Papst Julius II. und die Gründung des Kirchenstaates. Gotha, Perthes. (6 M.)

May, Th. E., Democracy in Europe. 2 Vol. Berlin, Asher. (32 Sh.)

Vogt, Prof. Th. und E. v. Sallwürk, J. J. Rousseau, Biographie und Uebersetzung des Emil. 2 Bde. Langensalza, Beyer. (6 M.)

Manning Cardinal, True history of the Vatican Council. Berlin, durch Asher. (5 Sh.)

Strauß, D. Fr., Poetisches Gedenkbuch, Gedichte aus dem Nachlasse herausgegeben von Ed. Zeller. Bonn, Strauß. (4,50 M.)

Gaudeamus! Carmina vagorum. Leipzig, Teubner. (1,60 M.)

Kulturkampf und Spionage oder: Der Proceß Konitzer. Stenographische Berichte. Bonn, Hauptmann. (0,30 M.)

Italia, Herausgeg. von K. Hillebrand. Vierter Band. Leipzig, Hartung. (8 M.)

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Kreuzenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 7. December 1877. Nr. 49.

Inhaltsverzeichniß: Spiel der Lüfte. — Die Uebernahme der Feuerversicherung durch das Reich. Von M. Rittinghausen (Schluß). — Pariser Briefe XIV. — Communale Aufgaben.

Spiel der Lüfte.

Wenn die philosophischen Gedanken die höchsten Firste erklimmen und triumphirend ihre Ausbeute in die dunkeln Thäler hinabschleudern; wenn die Wissenschaft verwegen mit der Tradition bricht und alles Festgewordene zu einem flüssigen „Moment" herabsetzt: dann herrscht gute frische Luft, und diese Luft bringt als allumgebendes Medium selbst in die widerstrebendsten Kreise, in die hartnäckigsten Realien ein. Es waltet dann ein allgemeiner Zug, der Alles mit sich fortreißt, und in der alltäglichsten Praxis vernimmt man ungewohnte Ausdrücke von „Begriff," „Wesen der Sache", „Entwicklung" und „Gesetz der Entwicklung". Die da solche Sprache führen, wissen meistens gar nicht woher sie kam; sie ahnen nicht wohin sie führt; sie stehen unter dem Einfluß einer geistigen Mode.

Die Theorie ist aber durchaus nicht ein für sich bestehendes, abgetrenntes und abgesperrtes Gebiet, eine Welt für sich, wie so viele glauben und noch mehrere spotten. Die Theorie hat selbst in ihren abstrusesten Fassungen, als scholastisches Abrakadabra eine unwiderstehliche Wirkung auf das Gehirn des Menschen, beeinflußt die Entstehung und Verknüpfung der Vorstellungen in frappanter Weise und macht Verständige oder Narren, je nachdem der Wind weht. Weder die Aufklärung noch die Verdummung ist Schuld oder Verdienst der Einzelnen, ja ganzer Schichten im Zeitalter. Alles hängt von dem Winde ab, welchen Samen, welche Infusorien, welche Pilze er in den Häuptern der gewöhnlichen Menschheit ablagert.

Ein fleißiger Sammler kulturgeschichtlicher Thatsachen, der seinen Studien eine ansprechende Form zu geben weiß, der Irländer Lecky drückt sich über diesen wichtigen Punkt ungefähr so aus: Der einfachste Aberglaube sowohl als die Befreiung von solchen Wahnvorstellungen, als Hexerei, Zauberei, sei Produkt der allgemeinen Stimmung in einer Geschichtsperiode. Die ungeheure Mehrzahl bleibe in der abergläubischen Stimmung gefangen und huldige ihr selbstverständlich; wenn sie sich von dem Banne befreit fühle, so sei das nicht in Folge von Vernunftgründen und deren reiflicher Erwägung geschehen, wozu den Meisten ohnehin die Mittel fehlen, als vielmehr durch die veränderliche Stimmung, durch einen verschiedenen, nunmehr herrschenden Ton bewerkstelligt, dem sich die Masse jetzt eben so füge wie früher dem entgegengesetzten.

Diese Anschauung Lecky's, die übrigens nicht wörtlich, sondern nur dem Sinne nach angeführt wird, kommt vollständig auf unsere „Luft" hinaus; weht von den Spitzen der Menschheit, von den Höhen des Gedankens ein frischer Wind, so lüften sich die wohlverwahrtesten Gehirne und der oberflächliche Beobachter muß sich oft mit Erstaunen fragen: woher kommt in aller Welt diese frische Zirkulation des Nervensaftes, diese prompte Entladung in den Zellen, dieser rege Verkehr auf den Nervenbahnen? Und es kann ihm eben nur geantwortet werden: Das alles kommt von der guten Luft!

Ein solcher für die Masse rein mechanischer Prozeß ist, wie gesagt, nicht besonders schmeichelhaft für das Genus homo, und doch giebt es noch einen andern, geradezu umgekehrten Prozeß, der noch unendlich weniger schmeichelhaft für die Menschenwelt genannt werden muß, und der nicht die Masse, sondern die Spitzen betrifft.

Es handelt sich diesmal nicht um den Wind von oben, von den Höhen der Theorie aus, sondern von einem ganz besonderen Lüftchen, das aus den Tiefthälern der Praxis aufsteigt und in kräuselnden Wellenlinien sich allmählich nach oben erhebt und zuletzt die Spitzen umhüllt. Im Gegensatze zu jenem reinigenden Luftzuge vom Hochgebirge, ist dieses Lüftchen mit den Dünsten der Niederung geschwängert, nimmt unterwegs alle Miasmen mit sich, die sich schon zu senken begannen und erhebt sich endlich als stickiger Nebel zu den einst reinen Höhen des Gebirges. Oben werden deshalb die Spitzen eingehüllt, umnebelt, die Gedanken unkenntlich, die Theorie umdüstert, entstellt. Was ist vorgegangen, wie war das möglich?

Es war wieder die Stimmung, der Ton, welche sich maßgebend erwiesen; die Stimmung, der Ton wurde auf das Praktische gelegt und diese praktische Stimmung, der Ton des Nützlichen, Bequemen, Einträglichen, Vortheilhaften, verstärkte sich zum Allarmruf, zum Signalgeschrei wider die unpraktische, unzuträgliche, bedenkliche, gefährliche Theorie mit ihren „luftigen" Hirngespinnsten, ihrem drohenden „Winde". Dann kann es geschehen, daß die kühnsten Theoretiker plötzlich zur „Besinnung" kommen, daß sie ihren verwegenen Gedanken mit einem Mal Zügel anlegen, daß sie vorsichtig, einschränkend, rücksichtsvoll, skeptisch gegen ihre eigene Skepsis werden, daß sie das große Wort vernehmen lassen: Wir sind auch früher zu weit gegangen. Auf unserer luftigen Höhe haben wir nicht genugsam die Verhältnisse und Bedürfnisse der Tiefthäler erwogen, nicht bedacht, daß doch in den Ebenen mehr Menschen wohnen als auf dem Berge. So setzen sich denn diese Höhenwächter nach und nach in Einklang mit dem Ton aus der Tiefe, und wenn sie ihre Sache ganz besonders gut machen wollen, so läuten sie selbst die Gewitterglocken dort oben, wie es die Kapuziner auf Gebirgsgraten beim physischen Gewitter zu thun pflegen.

Jetzt tritt wieder der frühere Prozeß in seine Rechte und Wirkung ein: die Stimmung von Oben beeinflußt die untere Masse und gar Mancher schämt sich seiner frühern Neigung zu „Begriff", „Entwicklung" und „Entwicklungsgesetz". „Da habe ich auch einmal so ein dummes Buch gelesen, welches die Welt auf den Kopf stellt. Verstanden hatte ich es freilich nie, aber es war damals Mode. Werfen wir es gegen die Wand!"

Auch dieses Lüftchen muß sich auswehen, es verlangt wie alles in der innerlichen und äußerlichen Natur seine Zeit. Vor der Hand erhebt es sich zusehends, steigt von Hügel zu Berg, erreicht bereits die Spitzen und verhüllt namhafte Gestalten, die man einst im Morgenlichte freudig anstaunte.

Oder unterliegt es dem geringsten Zweifel, daß unsere politische Lage, daß die maßgebenden Faktoren unserer Zustände auf den wissenschaftlichen Geist zu reagiren beginnen und bereits stark reagirt haben? Kann noch ein Kundiger in der Wissenschaft, der zugleich Kenner der Praxis ist, ableugnen, daß in der Wissenschaft von der Natur und vom Menschen, in der Physiologie, in der Psychophysik, wie in der Paläontologie, energisch zum Rückzug geblasen wird, daß mit dreister Beiseiteschiebung Kants und seiner unsterblichen Präliminarien zu allem philosophischen Denken, die hybride, unklare, zweideutige, zu allem willfährige, sogenannte Metaphysik Herbarts allenthalben in den Vordergrund geschoben wird, als ob der Einfall von den „Realen" eine höhere Offenbarung wäre, auf der man stehen, von der aus allein man das Universum erklären müßte?

Es würde uns an dieser Stelle zu weit führen, die vorstehenden Behauptungen mit Belegen zu versehen, was einer weiteren Arbeit vorbehalten bleiben mag. Für heute handelt es sich um das praktische Lüftchen, auf dessen Schweben und Steigen, auf dessen Miasmen-Transport nach oben, auf dessen Maskirung und Unkenntlichmachung wissenschaftlicher Gedanken der Leser aufmerksam gemacht werden sollte. Gerade der Materialismus, den man der Wissenschaft als Vorwurf angeheftet hat, der Kultus der brutalen Realität ist es, der gegenwärtig wider die Wissenschaft aufgeboten wird, und dem es dringend Noth thut, von der freien Höhe herab Widerstand zu leisten.

Wenn die Kapuziner ihre Gewitterglocken angstvoll läuten, so möge der Blitz Jupiters sie dafür strafen; an der von Zeitstimmungen und praktischen Lüftchen unabhängigen Wissenschaft aber ist es, die wallenden Nebel durch Kanonenschläge zu zerstreuen.

Die Uebernahme der Feuer-Versicherung durch das Reich.

Von M. Rittinghausen.

(Schluß.)

Der „Fachmann" wirft uns vor, „daß in der kölner Eingabe nicht die leiseste Andeutung über den Versicherungsmodus enthalten ist, nach welchem das Reich die Organisation dieses großartigen Betriebes (der Feuer-Versicherung) einrichten soll." Er scheint zu vergessen, daß die Eingabe einer Volks-Versammlung sich nur mit der Aufstellung des Princips zu befassen hatte; daß es der Regierung und dem Reichstage zu überlassen, letzteres in der richtigsten Weise zur Anwendung zu bringen; daß endlich, wenn es sich um die Empfehlung eines neuanzuwendenden Princips handelt, das Eingehen in die Einzelheiten nicht das richtige Mittel ist, die Empfehlung zu einer recht wirksamen zu machen. Diese Verfahrungsweise sammelt nämlich nie die vorhandenen Kräfte, welche für das Neue einstehen können, sondern sie treibt dieselben weit auseinander. Das Besprechen der Einzelheiten läßt die Ballhorn wie die

Pilze aus der Erde hervorschießen und ist deshalb zu vermeiden, bis sich für die Durchführung eines Princips eine ordentliche Streitmacht gebildet hat.

Daß der Staat jeden Zweig eines öffentlichen Dienstes besser und billiger einzurichten versteht als eine Actien-Gesellschaft, ist durch eine solche Menge schlagender Beispiele erwiesen, daß man sich nur darüber verwundern kann, wenn dies in Abrede gestellt wird. Das Geheimniß jener Erscheinung liegt in dem Umstande, daß Alles, was nicht der Staat ist, den Begriff des öffentlichen Dienstes fälscht und Dinge hineinbringt, die nicht hineingehören, — so z. B. in die Schulfrage die Interessen jeder Kirche, in die Feuerversicherung die Sucht, hohe Dividenden zu erzielen und aus der Verwaltung Capital für die leitenden Geschäftsleute zu schlagen. Nie und nimmer wird es vortheilhaft für ein Volk sein können, Privat-Industrie und Staatsindustrie zu vermengen. In Bezug auf die Feuerversicherung ist übrigens die Frage längst entschieden und würde in dem von uns befürworteten Sinne geordnet sein, wenn nicht Hindernisse obwalteten, auf die wir weiter unten zurückkommen werden.

Wir haben schon nachgewiesen, daß die Rheinische Provinzial-Feuerversicherungs-Societät, welche von staatlichen Beamten geleitet wird, billiger arbeitet als Aktien-Gesellschaften; aber auch ihre Geschäftsführung ist einfacher und bietet größere Sicherheit. Sie treibt zum Beispiel die an sie zu zahlenden Beiträge durch die Steuereinnehmer — nöthigenfalls auf dem Exekutionswege — ein, weshalb auch Nachlässigkeit in der Zahlung keinen Einfluß auf die Gültigkeit der Versicherung ausübt. Es ist dies um so höher anzuschlagen, als Aktien-Gesellschaften gerade zu gefährlicher Nachlässigkeit dadurch verleiten, daß ihre Agenten für die rechtzeitige Einholung der Beiträge sorgen zu wollen erklären und dann doch dieser moralischen Verpflichtung nur mit großer Saumseligkeit nachkommen. Noch vor wenigen Wochen ist mir die Quittung über den für Mobiliar-Versicherung zu zahlenden Beitrag mehrere Tage zu spät eingehändigt worden. Auf meine Beschwerde erhielt ich die sehr wohlfeile, dem „Traue, schaue Wem!" nicht entsprechende Antwort, daß die Gesellschaft mir gegenüber — wenn ein Brand ausbrechen sollte — keinenfalls von dem Rechte Gebrauch machen werde, wegen einer um wenige Tage verspäteten Prämienzahlung eine Hinfälligkeit der Versicherung zu behaupten.

Ein anderer Mißbrauch, welchen wir hier zu rügen haben, ist der, daß der Beitragsatz — besonders da, wo Brandunglücke selten vorkommen oder doch durch gut eingerichtete Berufs-Feuerwehren, durch Benutzung städtischer Wasserleitungen ꝛc. ꝛc. nur die Bedeutung kleinerer Unfälle erhalten — täglich mehr von der Kunst des Feilschens abhängt. Dem geriebenen Geschäftsmanne oder Jedem, der seine sociale Stellung dazu benutzen will, ist dadurch die Gelegenheit geboten, einen Theil der Versicherungskosten auf jene Mitbürger abzuwälzen, die ihm zwar an Ehrenhaftigkeit gleichstehen, es aber in der Gewohnheit des Herabbietens weniger weit gebracht haben.

Gegen Ueberversicherungen, welche eine nicht zu unterschätzende Gefährdung des Eigenthums der Nichtversicherten und des Lebens und der Gesundheit vieler Personen sind, bietet der Staatsbetrieb einen bessern Damm als das Verfahren der Aktien-Gesellschaften.

Der Warner behauptet, es würde unmöglich sein, einen „für alle Gefahrverhältnisse zutreffenden Tarif" auszuarbeiten; er will sogar die „subjective Eigenschaft des Versicherungsnehmers dabei eine bedeutende Rolle" spielen lassen. Der „gut situirte" Mann soll z. B. billige Berücksichtigung finden. Möge, wer will, dieses Ansinnen des „Socialisten" und Fachmannes mit den socialistischen Lehren in Einklang bringen. Darf es bei solcher Auffassung in Verwunderung setzen, daß er die Machtstellung des Capitals durch die Schmälerung seines Ausbeutungs-Gebietes nicht antasten will? Ein anderer Erwägungsgrund muß nach dem Warner der folgende sein: „Ist die Behandlung der von dem Versicherungsnehmer beschäftigten Arbeiter eine milde oder harte?

Stehen diese Leute auf einer höhern oder niedrigern Cultur- und Bildungsstufe? Das sind Fragen, welche jetzt bei der Entscheidung über Annahme oder Ablehnung jeder einzelnen Versicherung beantwortet werden müssen." Ja wohl, sind die Leute „Petroleurs", wie man die Socialisten in den Kreisen der Geldmänner zu nennen beliebt, so soll die Billigkeit und die gute Geschäftsführung der Actien-Gesellschaften verlangen, daß der Arbeitgeber einen höhern Versicherungs-Beitrag zahlt. Warum verabschiedet er auch nicht seine Socialisten? Zum Glücke wird es denn doch von unsern Versicherungs-Gesellschaften so arg nicht getrieben, und der „Fachmann" folgt nur dem Drange, uns durch angebliche Schwierigkeiten, die sich gegen ihn selbst wenden, etwas zu ängstigen.

In Bezug auf alle jene Bedenken verweisen wir unsern Lehrer ganz einfach auf die Verfahrungsweise unserer großen öffentlichen Versicherungs-Gesellschaften, namentlich der Rheinischen und Westfälischen Provinzial-Societäten.

Eine nicht zu leugnende und schwerwiegende Thatsache ist, daß je mehr sich die Versicherung über ein großes Gebiet ausdehnt, desto besser die in einem gewissen Zeitraume vorkommenden Unfälle und mithin die dafür zu zahlenden Entschädigungen und einzuziehenden Beiträge sich in bestimmten gleichbleibenden Zahlen ausdrücken lassen; daß hingegen, je kleiner der Wirkungskreis der Versicherung ist, desto mehr sowohl Unfälle als Entschädigung und Prämien der genauen Berechnung entgehen, weil sie von Jahr zu Jahr große Abstände zeigen. Wie ein „Fachmann" diese Thatsache, welche die ganze Tarif-Frage eigentlich beherrscht, bei Seite hat schieben können, bleibt mir ein Räthsel.

Unser Gegner thürmt gegen den Vorschlag der Kölner eine Menge Hindernisse auf, die nur in seiner Einbildung beruhen. Da soll der Staat „selbstverständlich den bestehenden Gesellschaften einen Ersatz für den entgangenen Gewinn zu zahlen haben . . . Die hierzu nothwendigen Summen würden die gehofften Einnahmen und Ueberschüsse mindestens auf Jahre hinaus absorbiren, ohne eine neue Belastung aller Steuerzahler überhaupt nicht zu beschaffen sein."

Die Staatsregierung prüft die Statuten und ertheilt die Erlaubniß, auf Grund derselben die Versicherungsgeschäfte zu beginnen. Sie bekümmert sich nicht darum, ob dies — abgesehen von dem Befolgen der im Interesse der öffentlichen Ordnung erlassenen Vorschriften — mit Geschick oder Ungeschick geschieht, — ob man gute oder schlechte Geschäfte macht, — ob man das große Publikum anzieht oder abstößt. Sie verlangt für die Ertheilung der Geschäfts-Erlaubniß keine Gegenleistung, kann nicht wissen, wie lange man von derselben Gebrauch zu machen im Stande ist und hat höchst ungenügende Bürgschaften dafür, daß die Agenten der Gesellschaften ihrer Aufgabe gewachsen sind. Wie kann man unter solchen Verhältnissen glauben, der Staat habe den Gesellschaften gegenüber sich schwere Fesseln anlegen und die Verpflichtung aufbürden wollen, seine Genehmigung zum Geschäftsbetriebe nur unter Strafe der Entschädigung zurückzuziehen? Unser Widersacher, der Erzsocialist, welcher hier in der Unterstützung der übertriebenen Ansprüche des Kapitals das Unglaubliche leistet, ja dieselben auf eine Potenz erhebt, welche die gewöhnlichen mathematischen Kunstgriffe der Kapitalisten weit überholt, möge sich bei tüchtigen Rechtsgelehrten Raths erholen; sie werden ihm sagen, daß eine solche Erlaubniß, die ohne Festsetzung einer Zeitdauer ertheilt wird, jeden Augenblick zurückgezogen werden kann, was natürlich der Billigkeit wegen nicht aus bloßer Laune geschehen soll; daß es Sache der Gesellschaften bei ihrer Gründung war, zu prüfen, ob sie über die Unsicherheit mehr oder minder langen Bestehens, welche allerdings jene Befugniß des Staates über sie verhängt — der Aussicht auf hohen Gewinn wegen — hinweggehen durften. Wir sprechen hier von der Regel. Ob sich nicht hier oder da bei irgend einer kleinen Gesellschaft durch die Natur und den Wortlaut der Concession eine Verpflichtung des Staates

zur Ablösung herausstellen könnte, haben wir nicht untersuchen können; jedenfalls wird die Ausnahme keine Bedeutung haben.

Das Interesse der Versicherten, welche für längere Zeiträume contrahirt haben, kann ganz einfach dadurch gewahrt werden, daß der Staat die Verpflichtungen übernimmt, welche die Gesellschaften eingegangen sind.

Unser „Fachmann" sagt ferner: „Sollte das Reich den Betrieb nach dem System der Gegenseitigkeits-Anstalten organisiren, dann würden Ueberschüsse aus dem Betriebe doch nur zu erzielen sein, wenn höhere Beiträge eingezogen werden, als zur Deckung der Kosten und Schäden erforderlich sind. Alle heute bei Gegenseitigkeits-Gesellschaften versicherten Bürger würden also höhere Prämie zu zahlen haben, als bisher . . . . . der neben dem Beitrag für Schäden und Kosten zu erhebende, dem Reiche zu gut kommende Betrag (würde) durch Gesetz festgestellt werden müssen und dann pro rata der Versicherungssumme auf die Versicherten zu vertheilen sein. Für das Reich hätte die ganze Maßregel also nur denselben Effekt, als wenn noch eine besondere Stempelsteuer auf Versicherungs-Policen gelegt würde; immerhin wäre es aber doch nur eine neue indirekte Steuer, die man dem Militairstaat freiwillig entgegen bringt."

Die Auffassung ist eine durchaus falsche. Wir stehen vor einer Steuerreform, durch welche die Einführung neuer indirekten Steuern — bei theilweisem Wegfalle der Matricular-Beiträge — in Aussicht gestellt wird. Fürst v. Bismarck scheint nach einer im Reichstage abgegebenen Erklärung zu einer Belastung des Bieres, Tabaks ꝛc. ꝛc. hinzuneigen. Wir glauben im Gegentheil, daß nicht eine Ueberbürdung der Volksmassen bewilligt, sondern eine Erleichterung derselben erstrebt werden muß; wir wollen deshalb zum Ersatze der Matricular-Beiträge die Summen dienen lassen, welche sich auf Kosten der ganzen Staatsbürgerschaft in die Kassen der Feuerversicherungs-Aktiengesellschaften verirren. Es wird leicht sein, auf Grund der Erfahrungen, welche im Laufe der letzten vierzig Jahre durch die großen öffentlichen Feuerversicherungs-Gesellschaften, — namentlich in der Rheinprovinz und in Westphalen — gesammelt worden sind, die Beitragssätze der Versicherten so zu normiren, daß die Summen, aus welchen sich die hohen Dividenden der Aktien-Gesellschaften, die Verwaltungs-Mehrkosten der letztern so wie die Mehrkosten der Verwaltung unserer Privat-Gegenseitigkeits-Anstalten zusammensetzen, durch die Einreihung des Versicherungswesens in die Staatsindustrie dem Reiche als Einnahme von mindestens 20—25 Millionen zufallen. Eine durchschnittliche Erhöhung der Prämiensätze braucht dabei selbst bei den Gegenseitigkeits-Gesellschaften nicht stattzufinden; wohl aber wird und muß sich bei der Vertheilung des Risico's auf ganz Deutschland noch eine Herabsetzung derselben ermöglichen lassen. Wenn der Staat bei dem Geschäftsbetrieb einen Ueberschuß über die Kosten des öffentlichen Dienstes der Versicherung erzielen soll, so rechtfertigt sich dies vollständig durch den Umstand, daß die letztere hauptsächlich dem Eigenthum zu gute kommt, während die großen Auslagen für das Feuerlöschwesen (durch die Gemeinden ꝛc.) gemacht werden und hauptsächlich das Proletariat belasten. (Man denke nur an die persönliche Hülfeleistung in kleinern Orten und auf dem Lande.) Für die Ueberschüsse des öffentlichen Dienstes der Post und der Telegraphen läßt sich ein solcher Grund nicht einmal anführen. Durch die Annahme unseres Vorschlags erlangt der Staat zum größten Theil nur eine Zurückerstattung der durch seine Unterabtheilungen geleisteten Ausgaben, und die Controlle des Reichstags wird um so mehr ein starkes Hinaufschrauben des Ertrages aus der Versicherung verhindern können, als ihm ein Anhaltspunkt für seine Berechnungen durch das eben Gesagte geliefert wird.

Die städtische Berufsfeuerwehr belastet die Stadt Köln mit einer jährlichen Ausgabe von 84,000 Mark, wird aber auf Verlangen der Regierung in der nächsten Zeit verstärkt werden, zu welchem Zwecke eine Mehrausgabe von 25,000 Mark in Aussicht gestellt ist. Hierzu kommen die Opfer, welche die freiwillige Feuerwehr an Auslagen verschiedener Art, an Zeit und Gesund-

heitsstörungen verlangt, so daß man nicht zu hoch greift, wenn man die Steuer, welche das Feuerlöschwesen den Bewohnern Köln's auferlegt oder doch bald auferlegen wird, auf 90 Pfennige für den Kopf der Bevölkerung anschlägt. Wo keine Berufsfeuerwehr besteht, belastet das Löschwesen die Bürger durch freiwillige Leistungen, Anschaffung der Geräthe, Opfer an Zeit, Kleidung, Gesundheitsstörungen und Menschenleben in ähnlicher Weise. Nehmen wir an, daß sich diese Auslagen — Alles in Allem berechnet — auf 30 Pfennige für den Kopf belaufen: so würde das für das Reich eine Summe von 12,160,000 Mark ergeben, deren Zurückerstattung oder Aufbringung durch die auf das Reich zu übertragende Feuer-Versicherung wohl zu einem Gebote der Gerechtigkeit wird.

„Ein so umfangreicher Geschäftsbetrieb", so meint unser Fachmann, erfordert selbstverständlich eine große Anzahl von Beamten; man wird also 10 bis 12,000 neue Beamtenstellen ereiren müssen. Das gibt dem Militarismus natürlich wieder neue Kraft, denn selbstverständlich wird das Versicherungswesen sofort zu einer Versorgungs-Anstalt für ausgediente Officiere und Unterofficiere gemacht werden. Wer die durchschnittliche Leistungsfähigkeit solcher Herren kennt, wird ohne Weiteres zugestehen, daß dieselbe den Vergleich mit geschulten Beamten nicht aushält; es werden also weit mehr derartige Arbeitskräfte einzustellen sein, als beim Privatbetrieb zur Bewältigung der Arbeit nöthig sind; die hierdurch entstehenden Mehrkosten werden den bei gleicher Prämienhöhe event. möglichen Reinertrag vollständig absorbiren."

Der „Fachmann" muß doch wissen, daß sowohl die Rheinische als auch die Westphälische Provinzial-Feuerversicherungs-Gesellschaft eine Verminderung der Agentenzahl und mithin der Verwaltungskosten gerade dadurch ermöglicht haben, daß ihre Geschäfte in den Gemeinden durch die Bürgermeister besorgt werden müssen, deren Leistungsfähigkeit jene der Agenten unserer Privat-Versicherungs-Gesellschaften im Durchschnitt sicherlich übertrifft und billiger erlangt wird.

Zum Schlusse bemüht sich der Warner, allerlei politische Einwände auszuklügeln.

„Nun bedenke man", sagt er, „was es bedeutet, einer Regierung des herrschenden Systems ein neues Heer von Beamten zur Verfügung zu stellen, von denen die Mehrzahl das Recht hat und haben muß, alle eingehenden und alle bestehenden Versicherungen in Bezug auf die Höhe der Versicherungssummen zu prüfen, also event. durch Circular-Inspection festzustellen, ob der Versicherungsnehmer auch wirklich die zur Versicherung angemeldeten Werthobjecte besitzt und ob dieselben den deklarirten Werth haben; Beamte in deren Hand es liegt, die zu zahlende Prämie nach subjectivem Ermessen, bei welchem der Charakter des Antragstellers schwer in die Wage fällt, zu bestimmen; Beamte, welche bei vorkommenden Brandschäden es beinahe immer in der Hand haben, durch wortklauberische Auslegungen der Versicherungs-Bedingungen das Ersatzrecht des Beschädigten illusorisch oder doch vorläufig zweifelhaft erscheinen zu lassen." Gut gebrüllt, Löwe! wenn auch nur in die Zukunft hinein und obgleich die Erfahrung Anhaltspunkte bietet, welche diese Schwarzseherei vollständig entkräften. Pikant ist, der letztern einen Ausspruch über die Privat-Versicherung gegenüber zu stellen, welchen sich der berühmte belgische Minister Frère-Orban aneignete, als die Frage, welche wir hier besprechen, die Regierungskreise in Belgien lebhaft beschäftigte.

„Die Unehrlichkeit der Versicherungs-Gesellschaften bei Zahlung der Schädenbeträge ist sprüchwörtlich geworden; sie erklärt sich durch das persönliche Interesse der Versicherer und rechtfertigt sich oft bis zu einem gewissen Punkte durch die Befürchtung, wegen Mangel an gutorganisirten Mitteln der Controlle und Ueberwachung Opfer eines Betruges zu werden."

Wenn unser Widersacher zu jener Zeit gelebt hätte, wo die Briefpost in die Staatsindustrie überging, wie würde er gegen das zum Geschäftsbetriebe

nothwendige „Heer von Beamten", sowie gegen den Unverstand geeifert haben, den unzuverlässigen Händen dieser Staatsdiener alle Geheimnisse der Familien und der Geschäftswelt anzuvertrauen. Da hätte nach seiner Meinung die Welt aus den Angeln gehen müssen. Man hat damals auf die Mückenseiger — wo es solche gab — nicht gehört, und wir haben dies wahrlich nicht zu bedauern, wie selbst Liebknecht — trotz seiner Redekämpfe gegen Stephan — sehr gern zugeben wird. Und nun gar die Telegraphen-Beamten und die ihnen zuzustellenden Depeschen.

Wir wollen nicht abstreiten, daß manche Versicherungen seitens einer Staatsanstalt schärfer geprüft werden dürften, als von den Agenten unserer Aktien-Gesellschaften; aber wäre dies als ein Unglück anzusehen? Daß näheres Zuschauen oft sehr nützlich sein kann, hat — wenn auch in einem anderen Versicherungszweige — der Fall des Massenmörders Thomas recht deutlich dargethan.

Unser Gegner prüfe übrigens ohne Befangenheit das Benehmen der Staats- und Gemeinde-Beamten, welche die Angelegenheiten der obengenannten Provinzial-Feuerversicherungs-Anstalten leiten, und er wird zugestehen müssen, daß dasselbe von jenem der Agenten unserer Privat-Versicherungs-Gesellschaften durchaus nicht unvortheilhaft absticht. Daß die Letztern oft jeden kleinen sich dazu eignenden Umstand benutzen, um sich der Erfüllung ihrer Verpflichtungen gegen Versicherte zu entledigen, zeigen uns von Zeit zu Zeit die daraus entspringenden Prozesse.

„Der raffinirteste Polizist", fügt unser „Fachmann" hinzu, „kann sich schwerlich einen besser organisirten und prompter wirkenden Apparat zur Beeinflussung des Publikums erdenken; alle bisher bei Ertheilung oder Entziehung von Concessionen möglichen Pressionen sind ein Kinderspiel im Vergleich zu der Wirkung dieser neuen Gesinnungs- und Wahlverbesserungs-Maschine".

„Pression", beeinflussender Druck auf wen und wodurch? Auf den Proletarier, der allein für uns Socialisten dabei in Betracht zu ziehen ist? oder auf den besitzenden Bürgerstand, den wir mit einzelnen Ausnahmen zu der „reactionären Masse" rechnen, und der durch seine Stellung zu den Mächten des Tages eher Nachsicht als feindselige Behandlung seitens derselben zu gewärtigen hat? Ersteres zu behaupten, wäre ein Unsinn, neben dem sich unseres Widersachers obenangeführtes Geständniß sonderbar ausnehmen würde, nach welchem die Privatgesellschaften die Höhe der Beiträge unter anderm auch darnach zu berechnen haben, ob der Versicherte „Petroleurs" in seiner Fabrik beschäftigt oder nicht. Beeinflussender Druck endlich durch den Staat auf die Versicherungs-Beamten? Aber läßt er diesen Druck jetzt nicht indirekt durch die Gesellschaften ausüben, ohne daß es dazu auch nur eines Winkes bedarf? Hegen die großen Aktien-Gesellschaften etwa Sympathien für unsere Sache? Hat nicht der Staat zu der Anstellung der Agenten seine Genehmigung zu ertheilen und wissen wir nicht durch die Mittheilungen derjenigen Versicherungs-Agenten, welche sich zu unserer Partei zählen, wie vorsichtig und versteckt sie auftreten müssen? Unser socialistischer „Fachmann" wird darüber aus eigener Erfahrung ebenso viel zu erzählen wissen, als der Verfasser dieser Entgegnung durch Hörensagen.

Keinem, der wie wir den wohl wenig beneideten Vortheil hat, der socialen Entwickelung seit langen Jahren zugeschaut zu haben, wird — wenn er überhaupt Beobachter ist — die große Umwandlung entgangen sein, welche sich seit ungefähr fünf und vierzig Jahren in dem Charakter unserer Großbürger vollzogen hat. Vor jener Zeit besaß der Fabrikant oder Kaufherr einen Unabhängigkeitssinn, der häufig auch bei kleinen Anlässen bis zu schroffer Oppositionslust ausartete. Er nährte die beste Meinung von seiner persönlichen Wichtigkeit und sah mit einer gewissen Geringschätzung auf die schlecht bezahlte Beamtenwelt und den Offizierstand herab. Wurde seine Fabrik von irgend einem Regierungs-Präsidenten oder gar von dem Oberpräsidenten der

Provinz besucht; so lag beiden Theilen wenig daran, mit einander in Berührung zu kommen, und das Herumführen ꝛc. war Sache der Orts-Bürgermeister und der Fabrik-Angestellten. Mit einem Worte: der Fabrikant verlangte persönlich nichts von der Staatsgewalt und glaubte ihr für nichts einen Dank zu schulden. Da vollzog sich nach und nach die Ueberlieferung des Gebietes der Staatsindustrie an den höheren Bürgerstand; es bildeten sich rasch die großen Aktien-Gesellschaften für Eisenbahnbau, Zettelbanken und das Versicherungswesen, und durch sie wurde der früher so starke Unabhängigkeitssinn zu Grabe getragen. Da es in der Hand der Staatsregierung lag, Concessionen zu ertheilen oder zu verweigern, zu bereichern und die glänzendsten Stellungen zu bewilligen oder hochfliegende Pläne zu durchkreuzen: so mußte sich rasch das Bestreben entwickeln, durch Ergebenheits-Bezeigungen und Liebedienereien aller Art die Gunst der Behörden zu erlangen und sich zu erhalten. So entstand — abgesehen von einigen andern Ursachen — die Kriecherei und Servilität unseres heutigen Bürgerstandes, die sich auch in dem von ihm ausgeübten Drucke auf seine Angestellten aller Art — vom Eisenbahn-Beamten an bis zum gewöhnlichen Handlungsgehülfen — in stets wachsendem Maße kundgiebt.

Ist man aber zu der Ueberzeugung gelangt, (und wer muß nicht zu derselben gelangen?) daß die Ueberweisung des Eisenbahn-Betriebes, der Zettelbanken ꝛc. ꝛc. an die Privat-Industrie die Hauptursache des bezeichneten Uebels ist: so kann doch die Entfernung dieser Ursache, d. h. die Einreihung jener Geschäftszweige in die Staats-Industrie nur die besten Folgen haben, und zwar nicht nur im Zukunftsstaate sondern auch in dem heutigen. — Sobald die Servilität des Bürgerstandes dem letztern keine klingenden direkten Erträgnisse mehr liefert, wird sie sicherlich etwas erkalten und erlahmen und die Freiheit der Bewegung Anderer weit weniger hindern und anfeinden. Daß aber die Uebernahme der Eisenbahnen durch den Staat in materieller Beziehung höchst wohlthätig auf die Verhältnisse der Gesammt-Bevölkerung einwirken würde, wird von keinem vernünftigen Menschen bestritten.

Ein anderes ist es aber, ob die Durchführung einer die Interessen des kapitalbesitzenden Bürgerstandes so empfindlich treffenden Maßregel erreicht werden kann, und ob nicht selbst die Thatkraft eines Bismarck sich hier vergeblich abmühen und aufreiben würde.

So lange der Adel die Stütze der Regierung war und sein konnte, mußte den Interessen desselben nach allen Richtungen hin Rechnung getragen werden; aber weder durch Zahl noch durch seinen Besitz und Einfluß auf die Massen hat er seine Machtstellung behaupten können; er ist zu einem Schattenbilde herabgesunken, das Niemand mehr für Wirklichkeit ausgeben kann.

Eine andere Stütze richtete sich auf in dem durch Masse, Reichthum und seine Herrschaft über das Proletariat nach und nach zu unwiderstehlichem Einflusse gelangten Bürgerstande, der durch das Repräsentativ-System zur Herrschaft gelangte und sich nun seinerseits im Staate in der für ihn zweckmäßigsten und einträglichsten Weise einrichtete. Darin liegt der einfache Grund der Entstehung unserer Privatbahnen, Privatzettelbanken ꝛc. ꝛc. Wird das, was man mühsam erkämpft hat, nicht hartnäckig behauptet werden? Man muß blind sein, um nicht zu bemerken, wie sich der Bürgerstand zusammendrängt, um sein wenn auch für den Augenblick etwas verblaßtes Eisenbahn-Eldorado gegen den Fürsten Reichskanzler zu vertheidigen. Da wäre wohl nach unserm Gegner die richtige Politik der Social-Demokratie, dem Herrn Reichskanzler — anstatt die Feuerversicherungsfrage in den Hader hineinzuwerfen — recht ernstlich zu rathen, den Bürgerstand nicht weiter mit dem Vorhaben des Eisenbahn-Rückkaufs zu peinigen und es hübsch beim Alten zu belassen.

Wir erstaunen über die Naivetät mit welcher unser Gegner seiner Befürchtung Luft macht, es könnte sich ereignen, daß in Bezug auf meinen Vorschlag das Reich „freudig zugriffe!“ Mit wahrer Fachmanns-Angst ruft er aus: „Wenn nicht Unkenntniß der bestehenden Verhältnisse als Entschuldigungs-

grund geltend gemacht werden könnte, müßte man den Petenten Mangel an Energie im Kampfe gegen den Gegner vorwerfen, und das ist beinahe der schlimmste Vorwurf, der einer politischen Partei gemacht werden kann. Sehen denn die Petenten nicht ein, daß ihr Antrag auch die Deutung zuläßt, als wollten sie mit dem heutigen System paktiren?"

In gutes Deutsch übersetzt, heißt das: „Lasset ab von euerm Vorhaben und schonet die Bourgeois meines Faches, oder ich hetze die eigene Partei gegen euch auf!"

Sind hier solche Ausfälle an ihrem Platze? Dem Manne muß die Schamröthe auf die Stirne steigen, wenn er daran denkt, gegen wen er seine grobkörnigen Einflüsterungen gerichtet hat.*)

Ich halte es nicht für einen „Ausgleichungs- oder Vermittlungs-Versuch", wenn die Social-Demokratie in die Tagespolitik eingreift und — bei vollem stetigen Festhalten und Verkündigen ihrer Grundsätze — das ihr und dem Volke Vortheilhafte zu erreichen sucht. Sie soll immer für das Richtige und das Nützliche eintreten, dabei aber vor der Ueberschätzung desselben warnen; namentlich soll sie dieses Verfahren immer da anwenden, wo am leichtesten nachzuweisen ist, daß die Gesetzgebung der besitzenden Klasse Vortheile bringt und auf keine Umkehr gehofft werden kann.

Wir vermeiden auch dann den falschen Schein der Gleichgültigkeit gegen die dringenden Anforderungen des Augenblicks und geben keinen Anlaß zu der Beschuldigung, daß wir unpractisch sind und nur wohlfeile Zukunftsschwärmerei träumen.

Die praktischen Gesichtspunkte, welche mich bei meinem Vorschlage geleitet haben, sind die folgenden:

Geht die Reichsregierung auf den an und für sich im allgemeinen Interesse liegenden, durchaus richtigen Vorschlag ein und setzt ihn im Reichstage durch: so haben wir nicht allein etwas sehr Wünschenswerthes und Gutes erlangt, sondern auch einen Keil eingetrieben in das gute Einvernehmen zwischen Regierung und Bürgerstand. Letzterer wird es ihr nicht verzeihen, daß sie das öffentliche Interesse auf Kosten der Dividenden-Macherei in Schutz genommen hat.

Weist hingegen, was am Wahrscheinlichsten, ja fast sicher ist, der Reichstag den Vorschlag zurück, nun, so liefert er dadurch wieder einen handgreiflichen Beleg zu der Wahrheit, daß die angebliche Volksvertretung sich ganz gut zur Wahrung und Ausdehnung der Klassenvortheile des Bürgerstandes eignet, nicht aber zur Durchführung der kleinsten, das Wohl der Massen fördernden Reform und daher der direkten Gesetzgebung durch das Volk Platz machen muß.

Von diesem Standpunkte aus muß meiner Meinung nach die Social-Demokratie auch den von dem Reichskanzler geplanten Rückkauf der Eisenbahnen durch das Reich in Erwägung ziehen.

Pariser Briefe.

XIV.

Paris, 3. Dezember. Die Kammer ist faul im doppelten Sinne des Wortes, wie alle Kammern. Nur Doktrinäre, die den Parlamentarismus von ferne sahen oder mitten in ihm verkarselt saßen, konnten eine adäquate Ver-

*) Unser so hart angegriffener Herr Mitarbeiter gehört, wie hier doch sofort zu bemerken ist, garnicht der Feuer-Versicherungsbranche an, auch hat er, wie wir genau wissen, seit Jahren durch Wort und Schrift sich im Prinzip für staatliche Versicherung ausgesprochen. Weiteres wird er wohl selbst noch mit Herrn Rittinghausen ausmachen. (Anm. der Red.)

tretung des Volks für möglich halten. Sie ist unmöglich, weil sie etwas Unnatürliches voraussetzt, nämlich daß ein ganzer Stand, das ganze Metier der Politiker, seine persönlichen Interessen aufgebe und denselben Eifer den öffentlichen Angelegenheiten zuwende, mit dem man sonst sich und seiner Familie dient. Das kommt wohl bei Einzelnen vor. Naturen wie Baudin, dem man heute, an seinem Todestage, das Grab bekränzt hat, giebt es glücklicherweise zu allen Zeiten, und sogar solche, die noch billiger sterben, als für 25 Frs. Aber sie werden verfolgt, geschmäht und verspottet, und erst wenn lange Gras über ihnen gewachsen ist, gießt man sie in Erz und stellt sie als Exempel auf, das wieder nur Wenige sich zum Modell nehmen. Unser Pflichtgefühl scheint wie ein Planet um die Sonne unseres Egoismus zu kreisen; wenn es ihr am fernsten ist, läuft es am schnellsten durch. So haben auch die Volksvertreter von Fach hier und da Momente, wo der Volksgeist sie en masse vorwärts treibt; aber diese Momente sind selten und kurz, und dann tritt die Anziehung des Ichs, die Schwere des Schlendrians, wieder in ihr heiliges, souveränes, ruchloses Recht ein. Die Praxis auf Forum und Capitol stärkt die Charaktere, sagt man uns; ich finde jedoch, daß dieses Mittel nur für Römer gut ist und auch nur für die alten Römer; heutzutage wirkt es entschieden korrumpirend. Man sehe nur diese in allen Arten des parlamentarischen Kampfes geriebenen Deputirten und Senatoren an, die nun schon seit einem Monat in Versailles sitzen! Unter welch allgemeinem Enthusiasmus sah man sie von ihren Plätzen Besitz ergreifen! Mit welchem Vertrauen blickte man auf sie! Und in welcher gehobenen Stimmung, mit welch männlichen Entschließungen traten sie auf den Kampfplatz! Und heute? Nach einigen derben Resolutionen, wie man in Preußen sie aus der Confliktsperiode her kennt, scheint ihre Kraft erschöpft. Sie sitzen da und widmen sich den Wahlprüfungen, als ob schönster Frieden im Lande wäre, als ob nicht die Regierung den am 16. Mai erklärten Krieg gegen die Bürger, gegen die Wähler mit ungeschwächten Kräften fortsetzte! Als ob die Popularität ein unversiegbarer Born wäre, als ob die 363 um ihrer selbst willen auf den Schild gehoben worden wären, und ohne der warnenden 40 zu denken, die durch die offiziellen Kandidaturen aus dem Sattel gehoben worden sind, verhalten sich die Volksvertreter nun seit Wochen fast unthätig und skandalisiren dadurch selbst die sanftesten Gemüther. Ich will noch nicht verdammen, da man für heute Abend endlich eine parlamentarische Aktion (eigentlich ein Widerspruch) ankündigt; aber wenn das Land nicht weit energischer wäre, als die Kammer, so hätte Mac Mahon leichtes Spiel.

Die jetzige Kammermehrheit ist ein letzter Versuch, den die Wähler mit dem Opportunismus gemacht haben, in einem Momente, wo Versuche mit anderen Leuten und einer andern Politik unmöglich waren, wo man vom Feinde zu sehr bedrängt war, um seine Kampfmethode wechseln zu können. Aber die Linke steht sowohl an Intensität ihres Wollens wie hinsichtlich der Ausdehnung ihrer Forderungen weit hinter dem Wahlkörper, und sie sträubt sich, ihm zu folgen. Wäre dem anders, so würden nicht gerade jetzt, während das offizielle Redeorgan der Nation in Thätigkeit ist, von allen Seiten öffentliche Kundgebungen laut. Hätten die Leute einen Verlaß auf ihre Wortführer, so würden sie nicht, Handeltreibende, Fabrikanten, Studenten, Polytechniker, nöthig finden,

selbst ihr Wort zu sagen. Sie thun es, weil es die Kammer bis jetzt nicht gethan hat. Der Adressensturm treibt die Kammer vorwärts. Gleichzeitig setzt die Agitation für denselben immer weitere Kreise in Bewegung, und erhebt den Glauben, daß die Regierung für den schlechten Geschäftsgang verantwortlich sei, zu einem allgemeinen Dogma. Nie ist ein Aberglaube einer Regierung verhängnißvoller gewesen, als dieser; aber auch die, die ihn verbreiten, und von ihm profitiren, um zur Herrschaft zu gelangen, stehen unter seinem Bann: sie müssen machen, daß „die Geschäfte gut gehen," oder sie haben sich von vorn herein gerichtet.

Communale Aufgaben.

Die „Wage" hat neulich darauf hingewiesen, wie sich in der Gemeinde so reiche Gelegenheit für den Socialismus finde, auch innerhalb der jetzigen gesellschaftlichen Organisation seine Lebensfähigkeit zu erproben und damit seinem nächstliegenden größten Hinderniß, den abenteuerlichen Vorurtheilen der „gebildeten" Masse über sein Wesen, zu Leibe zu gehen. Das Wort muß zur rechten Zeit gekommen sein, es hat sofort Actualität angenommen. In der neulich erwähnten Schrift über das Communalsteuerwesen hat Adolph Wagner bereits von dem Problema Notiz genommen und thut er dies auch noch in den reservirten Worten, daß „sogar" schon davon die Rede sei, so halten wir das eher für ein Ausrufszeichen, das er sich für eigenes Nachdenken dahingesetzt und hoffen ihn in nicht allzu langer Frist ausführlicher darüber zu hören. Von anderer Seite ist schon ein löbliches Beispiel gegeben worden, in dieser Frage sich blöden Vorurtheils zu entschlagen. Die „Augb. Allgem. Zeitung", die man wohl nicht heimlicher Einverständnisse mit der Socialdemokratie zeihen wird, brachte in ihrem Handelsblatte vom 16. November folgenden Artikel:

Die gegen schlechte Lebensmittel gerichteten Vorschläge gehen meist dahin die strafgesetzlichen Bestimmungen zu verschärfen und mit rücksichtsloser Strenge und Wachsamkeit auszuüben.

Wir versprechen uns von diesen Maßregeln den beabsichtigten Erfolg nicht. Sie erheischen stets gehässige Polizei-Einmischung und fortwährende Untersuchungen Sachverständiger, die bekanntlich oft zu den verschiedensten Ergebnissen führen, und bewirken demgemäß die abweichendsten Richtersprüche. Ist es ja Thatsache daß die Vertheidigung eines Beschuldigten in solchen und verwandten Fragen fast immer Erfolg hat, wenn sie sich auf die Gutachten mehrerer hochgelehrten Sachverständigen, womöglich von verschiedenen Schulen, bezieht. Diese Gutachten widersprechen sich sehr häufig und müssen dann zur Freisprechung führen.

Ueberhaupt treffen ebenerwähnte Maßregeln am schwersten nur den dummen Teufel, während der geriebene Fälscher die Klippen des Gesetzes um so scharfsinniger umschiffen, oder dieselben, falls die drohenden Strafen in zu geringem Verhältnisse stehen, zu dem aus der Fälschung winkendem Vortheil, nicht achten wird. Ja, wenn die neuaufzustellenden Ober-Reichs- und Staatschemiker auf chemischem Wege die Herzen vieler unserer Gewerbetreibenden umgestalten und Rücksicht auf den Nebenmenschen, Ehrlichkeit und echten Handwerksstolz hineingießen könnten, dann wäre auf einmal abgeholfen! Es ist noch zu betonen daß alle diese gesetzlichen Vorschriften eine sehr wichtige Frage,

die Preiswerthigkeit unverfälschter Lebensmittel, nicht ordnen können und wollen, um so weniger als man ja in den letzten Jahrzehnten, gestützt auf eine jetzt allerdings nicht mehr als unfehlbar geltende Volkswirthschaftslehre, die wenigen noch bestehenden Schranken, wie Brod-, Fleisch- und Bier-Taxen, kühn und eifrig eingerissen hat!

Ja, diese Volkswirthschaftslehre! Als Verfasser, erfüllt von diesen Lehren einmal von der Hochschule in Ferien gekommen, wahrnahm wie sogar in harmlosen Landdistricten nach so eben aufgehobener Biertaxe die Brauer zehn Stunden im Umkreis zusammenkamen und unter Festsetzung einer Conventionalstrafe den Bierpreis bestimmten, da war in ihm das schöne Bild der freien Concurrenz für immer verblaßt; da war ihm klar daß die Coalition, sei es ausdrückliche oder stillschweigende, stärker ist als die Concurrenz, wenigstens für solche Dinge welche die Leute haben müssen.

Man könnte als Gegenmittel gegen Lebensmittelfälschung und Vertheuerung mit einigem Recht die Vereinigung der Consumenten, die Consum-Vereine, nennen. Allein auch diese haben sich durchaus nicht immer bewährt. Die zahlreichen Ganten, Liquidationen, Auflösungen solcher Vereine lehren es. Sie erfordern eben eine besonders tüchtige, nicht überall zu findende Leitung, kranken an der Unbeständigkeit und dem Wechsel in ihrer Mitgliederzahl.

Das Mittel, das hier gegen Fälschung der wichtigsten Lebensbedürfnisse vorgeschlagen wird, soll ein gründliches sein; es ist kurz: Beschaffung dieser Bedürfnisse durch die Stadt- und größeren Landgemeinden.

Das Ungeheuerliche das dieser Vorschlag im ersten Augenblick an sich zu haben scheint, mindert sich vielleicht in etwas bei dem Hinweis daß ja schon bisher die Gemeinden verschiedene Gewerbe für ihre Angehörigen trieben. Sie führen ihnen frisches Wasser zu; das thun in Spanien und im Orient Privatwasserträger. Sie bereiten ihnen Gas, bieten ihnen Bäder, fahren ihnen den Unrath weg, ja sie schenken ihnen sogar oft schon Wein in ihren Rathskellern. Nun sind aber gutes Brod, unverfälschte Milch und gesundes Fleisch wohl nur um einen Grad unwichtigere Lebensmittel als frisches Wasser, und vielleicht sind sie wichtiger als Wein, Bäder und Gas.

Vor allem empfiehlt sich der angegebene Vorschlag wegen der fast absoluten, auf keinem andern Wege zu erreichenden Sicherheit, die er für Güte und werthentsprechenden Preis der betreffenden Lebensmittel bietet. Statt näherer Ausführung darf hier beispielsweise nur auf einen Zweig der schon bestehenden städtischen und verwandten staatlichen Industrie verwiesen werden: auf die städtischen Rathskeller mit Regie-Weinen und auf das unbegrenzte Vertrauen das jeder Münchener seinem Hofbräuhausbier entgegenbringt, während er die meisten Destillate privater Wein- und Bier-Hersteller schon im voraus mit Mißtrauen und Argwohn betrachtet. Was aber den Preis anlangt, so wollen wir vorläufig annehmen, er würde wegen kostspieligerer Arbeit der Gemeinde ein höherer als nach alter Ordnung sein; dennoch wäre durch gute Beschaffenheit, durch gerechtes Maß und Gewicht und durch werthgemäße Preisansätze für die einzelnen Qualitäten der Lebensmittel, die wir z. B. zur Zeit beim Fleisch vollständig vermissen, dem Reichen ebenso wie dem Armen gegenüber diese geringe Preiserhöhung vollkommen ausgeglichen und käme trotzdem der Spruch Luthers zur Anwendung: Wer den Leuten im Handel und Wandel gerecht das ihre gewährt, gibt ihnen, ohne einen Kreuzer zu verschenken, Almosen.

Erwägt man jedoch die notorisch hohen Summen welche die fast sämmtlich reich werdenden Bäcker, Metzger, Bräuer an Reingewinn aus ihren Geschäften ziehen, erwägt man daß die Gemeinden bei dem engen Rahmen ihres Gebietes sicherlich in höherem Grade als der Staat zu derartigen Gewerben befähigt sind und daß sie sich alle Vortheile des Großbetriebs und des städtischen Credit zu Nutzen machen können, so besteht die begründete Aussicht daß die Gemeinde preiswürdige Waare mindestens ebenso billig liefern kann als der Private, und dabei nicht nur Zinsen und Tilgungsmittel für das entlehnte

Anlage-Capital, sondern auch, wenn auch mäßigen, Reingewinn, welcher der städtischen Allgemeinheit zugute kommt, herausbringen kann, wie es z. B. bei Gas und Regiewein schon jetzt der Fall ist.

Ein weiterer Grund für unseren Vorschlag ist die Leichtigkeit und Einfachheit mit welcher bei Ausführung derselben die auf den meisten nothwendigen Genußwaaren, wie Fleisch, Bier, Brod, lastenden staatlichen und städtischen Gefälle beigetrieben werden können. Unterschleife sind dann fast vollständig ausgeschlossen und die bisherigen großartigen Einrichtungen zu deren Verhütung fast überflüssig.

Zu den Gegengründen übergehend, stoßen wir zunächst auf alle diejenigen welche von jeher gegen Gewerbsbetrieb durch Staaten und Gemeinden ins Feld geführt wurden, als da sind: größerer Verwaltungsaufwand und größere Kostspieligkeit des Betriebs, wovon oben schon die Rede war, Mangel an eigener Betheiligung der Beamten, Unvermögenheit sich individuellen Bedürfnissen anzubequemen. Allein abgesehen davon daß diese Gründe bei städtischem, unter fortwährender unmittelbarer Aufsicht der Umlagenzahler, Brodesser und Biertrinker stehendem Gewerbsbetrieb gewiß viel weniger zutreffen als bei der hinter olympischen Wolken arbeitenden Staatsindustrie und daß das Interesse der städtischen Geschäftsführer durch hohe Gehalte und Gewinnantheile und durch die Furcht vor sofortiger Entlassung bei Unzukömmlichkeiten wesentlich erregt werden kann, so müssen all diese Gründe schweigen wenn es sich um Ziele des Volkswohles handelt, die auf anderem Wege, durch reine Privat-Industrie, nicht zu erreichen sind.

Sprechen ja all diese Gründe gegen den Betrieb der Eisenbahnen, ja sogar der Post und des Telegraphen durch den Staat, und besteht doch jetzt fast kein Zweifel mehr über die Nothwendigkeit der Staatsbahnen, -Posten und -Telegraphen. Wie aber gerechte Vertheilung des Eisenbahnnetzes, möglichste Zuverlässigkeit des Eisenbahn-, Post- und Telegraphen-Verkehrs nur vom Staate gewährt werden kann, so auch gute Beschaffenheit und Preiswerthigkeit der unentbehrlichsten Genußwaaren mit Sicherheit nur durch die Gemeinden. Denn leider bieten die sittlichen Eigenschaften vieler der betreffenden Geschäftsleute die nöthigen Garantieen in dieser Richtung nicht in dem wünschenswerthen Grade.

Weitere Gegengründe gegen die Ausführung unseres Vorschlags sind: die Ueberlastung der Gemeinde mit neuen Verpflichtungen und Schulden und mit einem ganzen Heere von angestellten Gewerbetreibenden. Ferner der Widerstand, den die bisherigen zahlreichen und gewichtigen, meist auch stark in der Stadtverwaltung vertretenen Inhaber dieser Goldgruben leisten werden, und der in den meisten Gemeinden ohne Hülfe neuer Staatsgesetze gar nicht zu brechen sein wird.

Da entsteht weiter die Frage, was wird aus der Existenz der verschiedenen Familien, die sich bisher von derartigen Geschäften nährten? — eine Frage, welche jedoch durch die Erwägung bedeutend abgeschwächt wird, daß die Gemeinden im Ganzen nicht viel weniger Arbeiter für die betreffenden Gewerbe brauchen als jetzt im Privatdienst thätig sind, allerdings ohne ihnen Aussicht zu geben auf den großen Gewinn, den sie bisher vielleicht unbilligerweise aus den Taschen ihrer Mitbürger, bezw. Opfer, zogen.

Es wäre jedoch leichtfertig, über vorstehende Gegengründe schnell hinwegschreitend zu verkennen, daß die vollständige, auf einmal eintretende Uebernahme aller die nothwendigen Lebensmittel beschaffenden Gewerbe durch die Gemeinden sowohl für die städtische Verwaltung und die städtischen Finanzen, als für den Geldmarkt und für das Wohl und Wehe eines großen Theiles der Bevölkerung die einschneidendsten und nachtheiligsten Folgen haben müßte.

Allein eine so vollständige Durchführung braucht es nicht. Es genügt, wenn für den Anfang die Stadt unter den bescheidensten Verhältnissen je ein Mustergewerbe oder ein paar der einzelnen Gattungen einrichtet, z. B. eine zufällig feil werdende Bäckerei oder Metzgerei oder Brauerei kauft und darauf

auf eigene Rechnung das Geschäft weitertreibt, oder eine Milchanstalt mit so und so vielen Kühen bester Gattung, zunächst nur zur Lieferung der Milch für Kinder, gegründet. Zeigt sich eine gesteigerte Nachfrage, so kann das betreffende Geschäft allmählich erweitert werden. Zeigt sich kein Bedürfniß des Fortbestandes, weil in Folge der neuen und wahren, nicht durch Coalition aufzuhebenden Concurrenz die Privat-Gewerbetreibenden in sich gehen, so kann man den Gewerkebetrieb einschränken. In dem kaum anzunehmenden Fall dagegen, daß das Publikum aus vetterlichen oder bäslichen Rücksichten sein Schwerspath-Brot, Tollkirschen-Bier, oder sein theures Fleisch mit Knochen weiter von Privaten beziehen und nicht in den städtischen Laden kommen will, so drängt man natürlich Wohlthaten nicht auf, sondern schließt die Bude. Es wäre dann eben ein verfehlter Versuch gemacht, aber die dafür ausgegebenen Gelder wären insofern nicht hinausgeworfen, als die Stadtverwaltung mit Gewissensruhe allen späteren Klagen der Bevölkerung über schlechte Lebensmittel entgegensehen könnte.

Vorstehende Ansichten eines Dilettanten beanspruchen nicht mehr, als einer brennenden Tagesfrage eine neue Seite, die der Besprechung werth ist, abzugewinnen. Vielleicht ist es ihnen gelungen, einen Weg anzudeuten zu dem Ziele, das in der Volkswirthschaft ebenso wie in den exacten Wissenschaften das oberste ist, die einfache Formel zur Lösung einer Aufgabe zu finden.

Abgesehen von den Bedenken, welche die eine oder die andere der motivirenden Bemerkungen dieses Artikels hervorruft, verschlägt uns das am wenigsten, daß der Herr Verfasser offenbar den socialistischen Charakter seiner Vorschläge, die er ja auch eventuell nur als vorübergehende Hülfsmittel gelten lassen will, gar nicht ins Auge gefaßt hat. Denn gerade dieser unwillkürliche Zug, der aus den verschiedensten Gründen und von einander fernliegenden Standpunkten her zu solchen Vorschlägen und Reformplänen führt, gilt uns als Beweis dafür, daß eine innere Nothwendigkeit in der Entwicklung auf das Socialistische hin waltet. Uebersehen doch die Meisten, welche Mannigfaltigkeit socialistischer Organisation, sei es als Ueberlebsel aus alter Zeit — wie z. B. die gemeinsam betriebene Braugerechtigkeit — oder als üppig sich entwickelnder Sproß der Gegenwart ohnehin schon in unserem Communalleben vorhanden ist. Möchte der biedere Berliner Philister, der Abends am vertrauten Stammtische mit den Bankgenossen die neueste volkswirthliche Belehrung seiner Vossischen oder Volkszeitung erörtert, doch nur einen Augenblick deß gedenk sein, daß ihm der so eben zur Ausgeburt des verbrecherischen Wahnsinns erklärte Socialismus freundlichst strahlend über die Schultern guckt in Gestalt der Gasflamme. Die Geschichte der Berliner Gasversorgung, der Kampf der städtischen Fabrikation mit dem endlich doch erliegenden Privilegium der Privatgesellschaft, mit all seinen in ganz Deutschland anerkannten guten Folgen für Qualität und Preis des Lichtes, sowie für den städtischen Säckel, dem im Laufe der Jahre dadurch ein mächtiges Vermögensobject erwachsen ist: das Alles spricht unsres Bedünkens doch nur ermuthigend für eine derartige Ausdehnung communaler Thätigkeit. An der Wasserleitung macht jetzt Berlin seine zweite, noch großartigeres Maß annehmende Erfahrung auf gleichem Geschäftsgebiet und die dritte, mächtigste steht ihm bevor in der Kanalisation und deren Folgen.

In die Streitfrage, in wieweit dieses Millionenwerk schon seines Erfolges sicher sei, haben wir hier nicht einzugehen: als feststehend nehmen wir nur an, daß das Unternehmen selbst nun nicht mehr auf

gegeben werden kann, ſollte es auch noch der koſtſpieligſten Experimente bedürfen. Man weiß, daß große Landflächen von der Gemeinde angekauft worden ſind, auf denen die aus der Stadt fortgeſchafften Immunditien ihre Verwerthung finden ſollen. Die dabei nothwendig werdenden Operationen, die Einrichtung und Ueberwachung der Berieſelung, muß die Gemeinde ſelber in der Hand behalten, denn von der Sorgſamkeit und Genauigkeit derſelben hängt die Sicherheit der Erfahrung ab, die dort erſt gewonnen werden ſoll und bei der neue Millionen auf dem Spiele ſtehen. Verwaltet die Stadt die Berieſelung ſelbſt, ſo iſt ebenſo nothwendig, daß ſie auch die landwirthſchaftliche Benutzung der alſo zubereiteten Bodenflächen keinen anderen Händen anvertraut. Einſtweilen hat ſie es mit dem gärtneriſchen Betriebe verſucht und ſchon die erſte Probe, den Berliner Markt mit dieſen Ernten zu befahren, hat, obwohl vielerlei Ungeſchicklichkeit dabei mit unterlief, merkwürdige Wirkungen hervorgebracht. Das wird in den nächſten Jahren in noch ſtärkerem Maße wiederkehren, die Stadt wird Gemüſelieferantin werden in einem Umfange, dem die andere Concurrenz nicht gewachſen ſein kann. Aber die allmälig zur Berieſelung kommenden Flächen ſind zu groß, als daß der Gemüſebau mit ſeinem bedeutenden Arbeitsaufwande ſie vollauf in Beſchlag nehmen könnte, man wird den Wieſenbau und damit die Viehzucht einführen müſſen. Ein ſchreiendes Bedürfniß der Großſtadt kommt damit zur Befriedigung: das Verlangen nach unverfälſchter Milch. Aber damit ſie auch unverfälſcht bleibe bis in des Käufers Haus, wird wiederum die Stadt den Vertrieb ſelbſt übernehmen müſſen. Ob und wieweit endlich noch Fleiſch- und Getreideproduction ſich in fernerer Entwicklung einſtellen werden, das ſei hier einſtweilen bei Seite gelaſſen, wir ſind mit dem bisher Verfolgten einſtweilen begnügt.

Freilich wird der Einwand ſich bald einſtellen, die Stadt habe nicht nöthig die Riſiken ſolchen Selbſtbetriebes auf ſich zu nehmen, ſie könne, ſobald nur die Berieſelung ihren ſichern Gang gewonnen, ihren Beſitz als Kämmereigüter in Pacht geben und gewiß finden ſich dann Angevetterte und Verſchwägerte genug, unſern Stadtvätern die Sorge abzunehmen. Mit dem alten, von den Mancheſterleuten ſo ſorgſam gehegten Aberglauben, daß der Staat und überhaupt größere Körperſchaften zu theuer wirthſchafteten, wird man jetzt nicht mehr aufmarſchiren, nachdem man bei Gelegenheit der induſtriellen Gründungen dies Axiom fröhlichſt in den Ofen geworfen.

Solchen Verſuchen, von dem richtigen Wege abzuweichen, muß dann in der ſtädtiſchen Vertretung der Widerſtand erwachſen und ſchon um dieſes Zweckes willen würden wir es willkommen heißen, wenn bei den nächſten Ergänzungswahlen zur Stadtverordnetenverſammlung eine Anzahl verſtändiger Socialiſten gewählt würden. Was in den erzgebirgiſchen Städten ſchon ſeit Jahr und Tag ohne Schaden beſteht, was jetzt in Dresden erreicht worden iſt, was in Eßlingen ſogar bei der Bürgermeiſterwahl obſiegte: das ſocialiſtiſche Element an der Arbeit für die Gemeinde, es wird auch in Berlin am Platze ſein.

Selbſtverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthſtraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch E. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 14. December 1877. Nr. 50.

Inhaltsverzeichniß: Eine Wendung in der französischen Politik. — Replik gegen Hrn. Rittinghausen. — Die Zukunft der Türkei.

Eine Wendung in der französischen Politik.

Bisweilen wäre es eine Lust Mensch zu sein, wenn man nicht zur Menschheit gehörte. Mensch-Menschheit, da liegt es; das war die unmögliche Forderung, welche auch Archimedes stellte: Gib mir einen Punkt wo ich stehen kann, und ich werde die Erde aus ihrer Bahn werfen. Der Punkt hätte sogar nicht einmal genügt, der Mechaniker hätte auch eines Hebels bedurft, der nicht aus tellurischem Eisen geschmiedet worden wäre.

Was ich aber mit Mensch und Menschheit sagen wollte, ist dieses: Wenn man von den Dingen, die sich zutragen, von den Ereignissen und Verwicklungen des Lebens und der Gesellschaft nicht immer persönlich mitbetroffen würde, besonders wenn man nicht an einen gewissen Kreis von Jahren gebunden wäre nach dessen Erledigung man selbst erledigt ist und nichts weiter von den folgenden Kapiteln der Geschichte erfährt, so wäre die menschliche Komödie manchmal höchst ergötzlich.

„Zum Beispiel!" — Zum Beispiel was da jetzt in Paris vorgeht. Ein Staatsstreich, der vollständig degenerirt, nicht leben und nicht sterben kann, und bei seiner Rückbildung zum ursprünglichen Korporalthum einstweilen auf Wartegeld gesetzt ist. Die absolute Betise, die von Gauuern und Tartüffes auf die Zinne des Tempels geführt wird und plötzlich den bodenlosen Abgrund vor sich erblickt, in den sie unfehlbar stürzen muß, wenn sie noch einen Schritt vorwärts thut. Dieselbe Betise wendet sich erschrocken um und sieht eine himmelhohe Mauer hinter sich, gegen die sie höchstens ihren Kopf anrennen kann. Ueberall herumstierend, erblickt sie endlich zu ihren Füßen eine enge Treppe, die in steilen Windungen abwärts führt — eine unbequeme Einladung zum Versinken. Ist das nicht lustig?

Es wäre allerdings lustig und zugleich erbaulich, wenn diese selbe Betise nicht im Stande wäre, jetzt schon sieben Monate lang den Lauf eines ganzen großen Volksthums aufzuhalten, ja rückwärts zu treiben, die Entwickelung eines gesetzlichen Zustandes zu hemmen und in Frage zu stellen, die äußersten Befürchtungen zu erregen, Millionen von Menschen um ihr tägliches Brod zu bringen, Noth und Verzweiflung herauf zu beschwören.

Sehen wir uns die Dinge noch einmal an, so entdecken wir noch

eine andere heitere Seite. Nicht nur der Staatsstreich degenerirt, die Politik überhaupt versagt, es treten Faktoren auf und mischen sich direkt ein, von denen früher nur der spätere Historiker Notiz zu nehmen pflegte, die erst er nachträglich entdeckte und zur Geltung brachte, um das Erstaunliche natürlich zu erklären, das Gesetz von Ursache und Wirkung zu retten und den Aberglauben aus der Geschichte fern zu halten. Diese geheimen Faktoren und Agenten im Leben der Gesellschaft heißen die socialen, und es war nur in der Form übertrieben, wenn gesagt wurde, alle Religionskriege seien im Grunde Handelskriege, alle politischen Kriege Raubkriege, alle Revolutionen sociale Ausbrüche gewesen.

„Krieg, Handel und Piraterei,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen."

Die geheimen Faktoren und Agenten sind in der jetzigen französischen Krise zu ganz offenen, lauten und bewußten geworden. Die beleidigte und bedrohte Kammer berief sich ganz deutlich auf die Stockung aller Geschäfte, die der 16. Mai im Lande hervorgerufen; sie klagte die angeblichen Beschützer der „moralischen Ordnung" der Verarmung und Aushungerung des Landes an. Aber die Regierung erwiderte in demselben Tone: Die Stockung des Verkehrs ist die Schuld der radicalen Wühlereien, die Geschäfte werden wieder gehen, sobald Ruhe herrscht, und diese Ruhe versprechen wir, Broglie und Fourtou, wenn man uns nur gehen läßt. Sobald wir die Majorität in beiden Häusern haben, gehen die Maschinen und die Frachtzüge von selbst.

Da war nicht herauszukommen und es hatte schier den Anschein als ob die Gewalt ihr früheres Prestige gegen die Bewegung auch diesmal durchsetzen könnte. Denn die Massen haben eine instinctmäßige Vorliebe für die Gewalt, für die Ordnung à tout prix, und der Napoleond'or ist der Chorführer der Masse. Komme wer da will, hieß es in früheren Fällen, aber Ruhe müssen wir haben. Man jage die Kammer zum Teufel, man proclamire den Belagerungszustand! Cela fera aller le commerce!

Diesmal aber warf sich gerade der Commerce zwischen die streitenden Theile; der Napoleond'or erklärte sich für die Bewegung, für die Republik, für die mercantile Ordnung; die „moralische Ordnung" machte dabei ein entsetzlich dummes Gesicht.

Kommt da eine Deputation der Pariser Handelskammer ins Elysée und prätendirt den Marschall zu sprechen. Was verstehen diese Leute von der hohen politischen Tactik und Strategik? Was wissen sie von der Nothwendigkeit, die Religion im Staate aufrecht zu erhalten und den Papst als wirklichen Gefangenen auf Stroh mit Wasser und Brod darzustellen? Um was bekümmern sich diese marchands und pékins? Der Herr Secretair Harcourt speist sie vornehm ab: Der Marschall ist beschäftigt, kann sie nicht empfangen.

Die marchands und pékins verbreiten solches in der Stadt. Das Feuer greift um sich, die Beleidigung macht Proselyten und eine Versammlung von 2500 Kaufleuten und Industriellen tagt in der Rue Vivienne, um denn doch zu sehen, ob man sie für voll ansehen wird. Eine Adresse an den „Herrn Präsidenten" — nichts mehr und nichts weniger, nicht einmal „Herzog von Magenta," ja nicht einmal „Marschall" — wird vorgeschlagen und angenommen. Fünf Delegirte werden

gewählt, sie ins Elysée zu tragen und persönlich dem „Herrn Präsidenten" zu überreichen. Eine Vicegouverneur der Bank, noch dazu ein Marquis, der es wagte von „Communards und Canaillocratie" zu reden, wird mit beschädigten Kleidern an die Luft gesetzt.

Die hohe „moralische Ordnung" des Säbels ist ganz außer sich. Herr Harcourt zieht sich in sein Secretariat zurück und ein Oberst, Adjutant des „Herrn Präsidenten" empfängt die Delegation des commerciellen Paris mit höflichem Achselzucken. Er kann nichts für sie thun, der Marschall ist mit hohen Staatsgeschäften beladen. Die Delegation begiebt sich nach Versailles zu den Präsidenten beider Kammern und beschwert sich über die erlebte Rücksichtslosigkeit. Beide Präsidenten bedauern lebhaft, daß sie kein verfassungsmäßiges Recht haben, dem Marschall die Thüre einzuschlagen.

Die Delegirten aber sagen: Wenn Paris noch nichts hilft, so wird die Provinz reden. Die Bewegung ist im Zuge und wir werden doch sehen. Richtig, die Versammlungen in den Provinzen beginnen ihr Werk, Adressen werden entworfen und votirt, Deputationen setzen sich auf die Eisenbahn. Die von Elbeuf, der Stadt der Tuche, rückt zuerst in Paris ein und begiebt sich sporenstreichs ins Elysée. Zur Abwechselung detachirt die „moralische Ordnung" des Säbels einen andern Oberst-Adjutanten zu ihrem Empfange. Die Delegation verlangt den „Präsidenten." Der ist gerade mit Seni eingeschlossen, die Sterne zu befragen. Sie verlangt den Secretair. Auch Herr Harcourt ist beschäftigt. Sie will nicht weichen, den Platz behaupten. Der Herr Oberst-Adjutant hat alle Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß hier kein Gasthaus sei, wo man sich niederlasse. Die Delegation geht den Weg ihrer Vorgänger.

Der „Herr Präsident" hat sich hartnäckig geweigert, die angesehensten Repräsentanten der Industrie und des Handels anzuhören; er hat beide Napoleons überboten; aber die Adressen hat er gelesen und jedenfalls so viel gemerkt, daß etwas faul ist im Staate der „moralischen Ordnung." Die Majorität der Kammer aber hat an diesen Besitzern von Maschinen und Magazinen, an diesen Comptoir-Insassen, Wechsel-Ausstellern nnd Acceptanten einen Succurs bekommen, der unbedingt schwerer in die Wagschaale fällt, als die Stimmzettel der Wahlurnen. Was am 16. Mai aufgehoben werden sollte, was der 14. October noch nicht wieder zu erobern vermochte: Das begehrt mit Nachdruck der Capitalismus selbst. Das Capital tritt energisch ein für die Anerkennung des allgemeinen Stimmrechts, für die Democratisirung des Landes, gegen Säbel und Caputze.

Hier schlägt die Heiterkeit in ernstliches Nachdenken um. Das abstracte Recht wird mit einem Male auf die Schultern des socialen Bedürfnisses geladen. Die Kammer möchte hundertmal Recht haben, hundertmal konnte dieses Recht gebeugt und unter die Füße getreten werden. Eine kleine Emeute, der Belagerungszustand, die Dictatur drapiren sich bequem mit dem Mantel der „moralischen Ordnung." Aber der Sturm und Drang des öffentlichen Verkehrs, der Aufschrei verletzter und bedrohter Interessen, das sind keine Emeuten, das ist Hochfluth, vor der die Betise den Kopf verliert.

Es ist wahr, die capitalistischen Interessen sind noch lange nicht der Inbegriff der socialen Interessen; aber der Weg, den jene einge-

schlagen haben, ist lehrreich, und wenn sie den Sieg davon tragen, was für den Augenblick zweifelhaft sein mag, so ist ein Exempel gegeben, welches unverloren bleiben wird. Ein soziales Interesse, welches sich unumwunden auf das allgemeine Stimmrecht stützt, welches Achtung vor diesem Grundrecht fordert, giebt der gesammten traditionellen Politik eines vielgeprüften Landes eine andere Wendung und leitet Regierung wie Verwaltung in gänzlich neue Bahnen.

Für uns aber ist diese Wendung der französischen Geschicke die Sicherung unserer eigenen Stellung dem Nachbarlande gegenüber. Wir brauchen nicht mehr Chorus zu machen mit den Korybanten des „Kulturkampfs," mit den Krieg-in-Sicht-Stellern von Profession; wir erkennen einfach den Gang der Dinge jenseit der Vogesen als einen gesunden, vielversprechenden, lehrreichen an und lassen jeden Nationalhaß und jeden Chauvinismus sich daran den Kopf einrennen.

Replik gegen Herrn Rittinghausen.

Herr Rittinghausen hat sich bemüht, mit unverhältnißmäßig großem Aufwand von Zahlen den Beweis beizubringen, daß die Uebernahme der Feuerversicherung durch das Deutsche Reich diesem ohne jede Prämienerhöhung eine Reineinnahme von mindestens 25 Millionen Mark verschaffen müsse. Wer die angeführten Zahlen für baare Münze annimmt, muß glauben, der versprochene Beweis sei erbracht; läßt man sich die Mühe aber nicht verdrießen und unterzieht die Richtigkeit jener Zahlen einer Prüfung, so sieht man mit Erstaunen, daß total falsche Angaben als unbestreitbares Ergebniß offizieller Statistik aufgeführt sind.

Mangel an Kenntniß und Verständniß vom Versicherungswesen erklären diesen Umstand nur zum Theil; da es unehrenhaft ist, dem Gegner unlautere Motive unterzuschieben, müssen wir annehmen, Herr R. habe sich im Aerger über unsern Angriff zu einer unverzeihlichen Oberflächlichkeit hinreißen lassen, durch welche er sich nun vor aller Welt eine schwer wieder zu verdeckende Blöße gegeben hat.

Die Höhe der Verwaltungskosten bei den Privat-Versicherungsgesellschaften ist der archimedische Punkt, von dem aus unser Gegner das heutige Privat-Versicherungswesen aus den Angeln zu heben gedenkt; er legt bei all seinen Berechnungen die so bedeutend niedrigeren Verwaltungskosten der Rheinischen Provinzial-Feuerversicherungs-Gesellschaft zu Grunde, hat sich aber nicht einmal die von ihm citirte Tabelle in der offiziellen Statistik ordentlich angesehen und mit der Tabelle über die Privat-Versicherungsgesellschaften verglichen.

Bei den Provinzial-Societäten sind nämlich in dieser Statistik die Ausgaben für öffentliche Zwecke von den Verwaltungskosten getrennt; bei den Privatgesellschaften ist dies aber nicht der Fall. Die Rheinische Provinzialgesellschaft hat zu solchen Zwecken 24 230 Mark ausgegeben, die Aktiengesellschaften zusammen 966 041 Mark, wie in der Anmerkung zu der von Herrn R. citirten Kostensumme ausdrücklich bemerkt ist. Mindestens müßte man also, da vernünftiger Weise doch nur Gleichartiges mit einander verglichen werden darf, den für öffentliche Zwecke

ausgegebenen Betrag von nahezu einer Million von den Verwaltungskosten der Privatgesellschaften absetzen, ehe man dieselben mit denen der öffentlichen Societäten vergleicht. Aber auch dieser Abzug würde den thatsächlichen Verhältnissen noch nicht Rechnung tragen. Denn die öffentlichen Societäten haben das Privilegium der Steuerfreiheit, die Privatgesellschaften tragen dagegen sowohl zu den Staats- wie zu den Communalabgaben bei. Auch dieser Betrag von etwa einer Million Mark muß also von jenen Ausgaben abgesetzt werden. Ferner sind die Abschreibungen von dem Werth der Häuser und des Mobiliars in der Summe der angeblichen Verwaltungskosten mit inbegriffen, wie die Ueberschrift der betreffenden Rubrik ausdrücklich hervorhebt.

Das Alles hat Herr R. übersehen und in voller Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse seine Berechnung auf Zahlen basirt, deren Unrichtigkeit für den beabsichtigten Zweck jedem Anfänger in der schwierigen Wissenschaft der Statistik sofort in die Augen fallen müßte.

Es kann und soll nicht bestritten werden, daß sich die Verwaltungskosten der Privatgesellschaften trotz jener Abzüge, die zu machen Herr R. verabsäumt hat, noch ganz bedeutend höher stellen, als die Kosten der öffentlichen Societäten. Der Grund liegt ja auf der Hand. Nach den diesen Instituten verliehenen Privilegien sind die Gemeinde- und Kreisbeamten verpflichtet, die Arbeiten der Societäten ganz oder beinahe ganz unentgeltlich neben ihren Berufsgeschäften mitzumachen. Die Privatgesellschaften müssen ihre Beamten und Agenten angemessen besolden. Die Differenz in den Verwaltungskosten entsteht daher zum größten Theil durch die den Societäten zu Gebote stehende unbezahlte oder doch nicht genügend bezahlte Arbeitskraft der Communalbeamten.

Ob es den Intentionen der Majorität der deutschen Socialisten entspricht, den Reinertrag eines dem Staate zu übertragenden Großbetriebes durch Vermehrung der unbezahlten Arbeit zu steigern, dürfte denn doch mehr als fraglich sein.

Den ungeheuerlichsten Bock hat unser Herr Gegner aber bei der Berechnung geschossen, durch welche er zu dem Resultat gelangt, die Actiengesellschaften hätten pro 1874 einen Ueberschuß von 32 361 157 Mark erzielt, also „weit mehr, als die in der Kölner Eingabe in Ansatz gebrachten zwanzig bis fünfundzwanzig Millionen". Hier ist ihm der kleine Irrthum passirt, die geringe Summe von 22 930 216 Mark zu übersehen, welche die Actiengesellschaften für Rückversicherung ausgegeben haben. Wie ein solches Verfahren möglich, erscheint um so unbegreiflicher, da diese Zahl in einer Columne aufgeführt ist, welche gerade zwischen den Columnen steht, aus denen Herr R. die Beträge der Schadensummen und Verwaltungskosten ganz richtig abgeschrieben hat. Und unmittelbar daneben steht wieder der Gewinn der Gesellschaften aus der Feuerversicherung pro 1874 mit 6 941 758 Mark aufgeführt! Herr R. wird doch nicht denken, daß die Rückversicherungs-Gesellschaften diesen Betrag geschenkt erhalten haben; daß sie bei den aufgeführten Schadensummen betheiligt sind, daß die von ihnen zur Deckung der Schäden beigetragene Summe in der aufgeführten Schadensumme bereits enthalten ist, kann er nicht glauben, da die Columne ausdrücklich die Ueberschrift trägt: „Schädenzahlungen für eigene Rechnung".

Der Ueberschuß beträgt also nicht 32 361 157 sondern nur 6 941 758 Mark. Das aber war ein besonders günstiges Jahr. Pro 1876 haben die Gesellschaften nur die Summe von 3 841 968 Mark verdient, d. h. 1,92 Procent des gewagten oder 4,86 Procent des eingezahlten Kapitals.

Hiernach dürften wir wohl behaupten, daß Herrn Rittinghausen der versuchte Beweis für die Rentabilität seines Projectes nicht nur total mißlungen ist, sondern daß er auch seine Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse offenkundig documentirt hat.

Eine Entgegnung auf die persönlichen Verdächtigungen hält Schreiber dieses für überflüssig. Derartige Angriffe richten sich selbst. Auch die verschiedenen Schlagworte, wie z. B. die ganz unverständliche weil ganz unverständige Behauptung von der Verfünffachung des Credits durch die hinterlegten Wechsel mögen auf sich beruhen. Die glänzende Phrase von den beschäftigten Petroleurs läßt sich nur durch die Herrn Rittinghausen eigene Unkenntniß unserer ländlichen Zustände erklären. Wer irgend einmal in den östlichen Provinzen gereist ist und die entsetzliche intellectuelle Verkommenheit der dortigen ländlichen Bevölkerung kennen gelernt hat, weiß, daß die Brutalität der Brandstiftung aus Rache durchaus nichts Seltenes ist; sie kommt bei jeder verrohten Bevölkerung noch jetzt ebenso gut vor, wie s. Z. die Demolirung der Maschinen von den Fabrikarbeitern als ein Mittel gegen die Ausbeutung angewendet wurde.

Derartige Sätze und Schlagworte sind von glänzendem Erfolg, wenn es sich darum dreht, einer Volksversammlung ein Bravo zu entlocken; in eine sachliche Besprechung gehören sie nicht.

Den Kernpunkt des Angriffs, die politische Tragweite des Projectes, übergeht Herr R. fast ganz, wohl weil er fühlt, wie sehr er sich mit seiner Agitation in directem Widerspruch mit dem Parteiprogramm befindet. „Die politische Freiheit" — sagt dasselbe — „ist die unentbehrliche Vorbedingung zur ökonomischen Befreiung der arbeitenden Klassen. Die sociale Frage ist mithin untrennbar von der politischen, ihre Lösung durch diese bedingt und nur möglich im demokratischen Staat."

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat der Socialisten-Congreß in Gotha die Unterstützung des Reichseisenbahn-Projectes abgelehnt; Herr Rittinghausen entpuppt sich jetzt als Anhänger dieser Bismarck'schen Idee. Von diesem selben Gedanken ausgehend, hat Schreiber das Rittinghausensche Project bekämpft, und statt sachlicher Erwiderung nur Schmähungen zu lesen bekommen. Das ist um so befremdender, als Herr R. ja weiß, daß er mit seinem Project unter den socialistischen Abgeordneten ganz isolirt dasteht. Denn er hat seinen Plan schon zur Zeit der vorigen Reichstagssession in einer Fractions-Sitzung mitgetheilt, sein Vorschlag, resp. ein dahin zielender Antrag ist jedoch sowohl aus **principiellen** wie aus **tactischen** Gründen zurückgewiesen worden.

Trotzdem also die Majorität seiner Fractionsgenossen sich gegen das Project ausgesprochen hat, sucht Herr Rittinghausen die Kölner Socialisten für dasselbe zu gewinnen; er scheut sich nicht, seine Privatansicht zu einer Parteiforderung aufzubauschen, und bringt die übrigen social-

democratischen Abgeordneten in die schiefe Stellung, entweder gegen ihre eigene Ansicht und gegen die auf dem Congreß beschlossene Haltung für sein Project eintreten zu müssen, oder aber sich in directen Widerspruch zu einer, von ihren eigenen Parteigenossen eingereichten Petition zu setzen.

Herr Rittinghausen befindet sich mit seiner Anschauungsweise bereits auf der schiefen Ebene, die zum Regierungs-Socialismus führt; Vorschläge und Argumentationen, wie er sie vorbringt, sind schon vor Jahren vom Geh. Rath Wagener und Rud. Meyer gemacht worden; es steckt ja in ihnen ein Stückchen Socialismus, das aber nur auf Kosten der Freiheit errungen werden kann. Und ein gut Stück von dem „letzten Recht" des Reichstages würde dabei verloren gehen, denn Herr R. erklärt sich ja ganz offen bereit, den Rest des Steuerbewilligungsrechtes dem Militärstaat zu opfern: „Wir wollen deshalb zum Ersatz der Matrikularbeiträge die Summen dienen lassen, welche sich auf Kosten der ganzen Staatsbürgerschaft in die Kassen der Feuerversicherungs-Actiengesellschaften verirren." Also eine neue, noch dazu indirecte Steuer bringt Herr Rittinghausen dem ewig geldbedürftigen Militärfiskus auf dem Präsentirteller entgegen. Das allein schon reicht hin, das Projekt zu verurtheilen.

Die Zukunft der Türkei.

„Plewna ist unser" und: „Der Kaiser kehrt nun nächstens nach Petersburg zurück" — so kam gleichzeitig die Kunde aus dem russischen Hauptquartier und in dieser Verbindung lag ein gut Stück Bekenntniß. Aus ihr hörte man heraus: Der Kaiser kann nun wieder nach Petersburg zurück, der Empfang, wie er für einen aus dem Feldlager heimkehrenden Fürsten nothwendig ist, wird sich jetzt arrangiren lassen. Und ferner klang es wie: Der Kaiser muß nun wieder nach Petersburg zurück, die Aufgaben für das Innere seines Reiches sind inzwischen so herangewachsen, daß sie von der Feldkanzlei aus nicht länger bewältigt werden können. Ueberdem thut er recht daran, wenn er heimkehrt, denn das Schauspiel ist in der Mitte seiner Akte eigentlich schon am Ende angelangt. Mögen sie immerhin nun noch eine Weile marschiren, massacriren und pactiren, die Hauptsache ist jetzt bereits unabänderlich festgestellt: der Türke wird für diesmal noch nicht aus Europa hinausgeworfen und der als der Zerschlagenste heimkommt, das ist und bleibt der Russe.

Daran wird sich nichts Wesentliches ändern, mag nun die Unglücksbotschaft vom 10. in Konstantinopel so oder so wirken. Ein Gewinn ist dem Reiche sicher, mag nun der Frieden bald kommen oder noch zögern, mag er hart oder milde sein: die Türkei ist ihrer Vormünder ledig, sie hat die Probe, eine schwere, machen müssen von ihrer Selbstständigkeit und sie wird, sie kann die Erfahrungen nicht vergessen, die sie dabei gemacht. Sie wird, nachdem die Stützen alle sich als unzuverlässig erwiesen, nun die Wurzeln der eigenen Kraft tiefer und breiter zu strecken haben und daß sie das kann, deß sind wir stets sicher gewesen.

Vambery, der bekannte ungarische Ethnograph, hat dem eben an-

geregten Thema jüngst eine Besprechung gewidmet,*) die sowohl wegen der großen Sachkenntniß des Vf., wie wegen seiner entschiedenen Stellung zu der Frage sehr beachtenswerth ist. Da die Presse des Deutschen Reiches, mit nur wenig Ausnahmen im entgegengesetzten Lager steht oder sich den Muth eigener Meinung nicht gönnt, so kann es nicht schaden, wenn wir die Argumente unseres Autors uns etwas näher ansehen.

Grundlegend ist bei ihm die Ansicht, daß der Islam allerdings reformfähig sei, daß das aber im langsamen Tempo vor sich gehen müsse und daß schließlich das Resultat dieser Modernisirung nie jenen Zuständen und Verhältnissen gleichen werde, in denen das vom Orient so grundverschiedene Abendland sich heute befindet. „Asien kann modernisirt, aber nicht europäisirt werden." Worüber man, gegenüber den jetzigen Zuständen Europa's, wohl kein besonderes Grauen empfinden wird.

Daß der Islam culturunfähig sei, das — sagt Vambery — kann im Grunde genommen nur von solchen Personen behauptet werden, die entweder durch große Ignoranz oder, was noch ärger ist, durch fanatische Voreingenommenheit zu solcher Aussage inspirirt werden. Einer Religion, die auf dem Felde der Bildung, der Künste und der Wissenschaft so Erhebliches, ja so Erstaunliches geleistet hat, die im Mittelalter unsere Lehrerin war, von der wir in so vielen Zweigen der Wissenschaften bedeutende Vortheile gewonnen haben, einer solchen Religion den Vorwurf machen zu können, sie sei culturunfähig, heißt sich absichtlich der Wahrheit verschließen. Man braucht nur — um nicht von der älteren Literatur zu sprechen — das allerneueste Buch A. v. Kremer's — „Culturgeschichte des Orients" — herzunehmen und jede Seite dieses Buches wird uns Hunderte Beweise von der Lächerlichkeit der Aussage der Türkenfeinde zeigen. Die Religion war allerdings eng verschwistert auch mit den politischen Institutionen sowohl bei den Arabern in Asien, als bei den Arabern in Spanien, als auch in allen übrigen Glanzperioden der moslemitischen Geschichte. Doch was können unsere sogenannten frommchristlichen Politiker dagegen aufbringen, wenn es sich von Philosophen, wie Averrhoes und Ibn Chalidun handelt, von Männern wie Ebuzoar, bekannt unter dem Namen Avenzoar, der über Pharmacie, von Rhases, Albeitar, die über Botanik, von Avisenna, der über Medicin schrieb? Was kann man von so vielen Anderen sagen, die die Meisterwerke griechischer Gelehrsamkeit in ihre Muttersprache übersetzten, ja denen wir so manche Perle griechischer Gelehrsamkeit verdanken, denn ohne sie wären dieselben gewiß untergegangen. Kann man einer Religion Culturunfähigkeit zur Schuld legen, deren Grundprincip es ist: „suche die Wissenschaft, wenn sie auch an den Grenzen China's ist," oder: „lerne von der Wiege bis zum Sarge"; einer Religion, die als erstes Bedürfniß des gesellschaftlichen Lebens die Errichtung von Volks- und Hochschulen nennt, und die in der That in allen Theilen ihrer Machtsphäre selbst heute viel mehr Sorgfalt auf Schulen und Unterricht verwendet, als dies bei uns in Europa, wo der Staat sich in solchen

*) Ueber die Reformfähigkeit der Türkei, von H. Vambery, ord. Prof. der orient. Sprachen an der Universität zu Buda-Pest. — Pest, Kilian's Univ. Buchhandlung. (1,60 M.)

Angelegenheiten in's Mittel legt, noch der Fall ist? Den Islam culturfeindlich und culturunfähig zu schelten, ist daher ein ebenso lächerliches als böswilliges Vorgehen, das einer ernsten Widerlegung nicht würdig ist. — Noch viel weniger will Vambery den landläufigen Satz gelten lassen, daß das dogmatische Wesen des Islam sich überhaupt jedem Zugeständnisse verschließe. Hier sind die Beobachtungen des weitgereisten Mannes von maßgebender Bedeutung. Ich weiß wohl, sagt er, unsere frommen christlichen Politiker werden bei dieser Aussage zusammenfahren, sie werden dies eine Abnormität, ein Paradoxon heißen; doch bitte ich gerecht zu sein und den Islam nicht nur auf einem Punkte, nicht nur in einem Zeitalter, sondern in seiner ganzen Ausdehnung, in allen Phasen seines bisherigen Lebens zu beobachten, und man wird zur Ueberzeugung gelangen, daß eine Religion wie die andere an Elasticität gleich reich ist und daß der feste Wille und die Entschlossenheit in den Dogmen der mohammedanischen Religion ebenso viele Neuerungen hervorrufen können, ja dieselbe mit viel größerer Leichtigkeit hervorzurufen vermögen, als dies selbst unserem heutigen rüstig fortschreitenden Zeitgeiste, gegenüber der Strammheit Roms, möglich ist. Ich kann mich nie der Verwunderung erwehren, wenn ich, auf meine Erlebnisse und Erfahrungen von den Ufern der Donau bis zu den Grenzen Chinas hinblickend, die argen Verwünschungen wahrnehme, mit welchen speciell die türkische Welt des moslimischen Fanatismus geziehen wird. Türken und fanatische Moslims, Osmanen und begeisterte Jünger Mohammed's! Was würden wohl unsere Kritiker sagen, wenn sie den eigentlich türkischen Fanatismus im Innern Asiens an der Ostmark der moslimischen Welt kennen würden? Ich glaube keinesfalls irre zu gehen, und bei angestellten Vergleichen zwischen den beiden Endpunkten des mohammedanischen Asiens, wird man mir leicht beistimmen können, wenn ich sage, daß nicht nur der Sultan, seine militärischen und bürgerlichen Würdenträger, sondern selbst der Scheich ul Islam, ja die ganze Ulema-Welt Constantinopels, was ihre moslimischen Glaubensgrundsätze anlangt, wenngleich nicht zu den Abtrünnigen, doch zu den meist reformirten, ja in jeder Hinsicht zu den meist aufgeklärten und von religiösen Vorurtheilen am wenigsten eingenommenen Bekennern des Islams gerechnet werden müssen. Buchara, Samarkand, Kabul, Delhi und Lahore haben schon seit langer Zeit über die Festigkeit des moslimischen Gefühls in der Siebenhügelstadt am Bosporus den Stab gebrochen. In ihren Augen ist der Osmane, wenngleich Mohammedaner, doch ein äußerst laxer Befolger des Korans. Er sündigt auf Schritt und Tritt in allen seinen Handlungen und Wandlungen gegen die Gesetze des arabischen Propheten. Um nur einiges anzuführen: er rasirt sich das Kinn, er stutzt seinen Bart, er trägt europäische Kleider, er hat ein europäisches Heer, er lernt europäische Sprachen, ja, was das Allerschrecklichste ist, er verfolgt nicht einmal das kanonische Gesetz als die alleinige juridische Richtschnur seines Lebens. Denn der Urf (Gesetz nach Gutdünken des Richters) hat sich hier schon längst Bahn gebrochen und der Code Napoléon ist officiell eingeführt, und auf der Richterbank in der Hauptstadt und in anderen Provincialstädten sitzen nicht nur beturbante Mollas, die das Multeka ul Ubhur (den Zusammenfluß der Meere), wie das eigentliche kanonische Gesetzbuch heißt, studirten, sondern auch Christen

und Europäer, die von der Traditionensammlung Albuchari's keinen Begriff haben, ja nicht einmal der Sprache des Propheten kundig sind. Fürwahr, könnte man plötzlich von dem Innern Asiens, wo der Islam sich in seiner primitiven Form und Gestalt so ziemlich erhalten hat, nach Constantinopel gelangen, man würde sich auf einmal, wenngleich nicht in eine christlich-europäische, doch sicherlich in keine streng moslimische Stadt versetzt sehen. Dieser Abstand zwischen dem altorthodoxen und modernen Islam nimmt selbstverständlich allmälig und stufenweise ab, je nachdem europäische Verhältnisse auf friedlichem oder gewaltsamem Wege zur Herbeiführung der Umgestaltung mitgewirkt haben. Persien ist z. B. schon weniger streng moslimisch als Indien und Centralasien. In Anatolien selbst und unter den Arabern ist man liberaler als in Persien, während das eigentliche Centrum, nämlich der Sitz des Chalifats, in allen Fugen und Winkeln prägnante Kennzeichen jenes abendländisch-christlichen Lebens an sich trägt, welches ein mehr denn Jahrhunderte alter Verkehr dort hervorgerufen hat. Wenn daher der Islam schon bisher Umgestaltungen und Adaptirungen sich fähig gezeigt hat, warum sollte das in der Zukunft nicht in größerem Maaßstabe der Fall sein können? — Man vergegenwärtige sich nur (so fährt er fort) die Periode der ersten Regierungsjahre Mahmuds II. und vergleiche sie mit der gegenwärtigen Epoche, man lese nur Berichte über die Kämpfe, welche die damaligen Neuerungen hervorgerufen haben, wie schwer es war, die Leute zur Erlernung unserer Sprachen, zu einem Besuche Europa's, zur Nachahmung des westlichen Lebens zu zwingen, und vergleiche diese Berichte mit dem heutigen Stande der Culturbestrebungen in Constantinopel, um zu sehen, daß die türkische Gesellschaft, weit entfernt retrograd zu sein, in solchem Maaße vorgeschritten ist und im fortwährenden Fortschreiten sich befindet, wie wir dies, mit Ausnahme Japan's, auf keinem Theile der asiatischen Welt antreffen. Es ist dies der Fortschritt, der viel dazu beigetragen hat der europäischen Welt in der neuesten Zeit die Ueberraschung über die Gewiegtheit der türkischen Diplomatie und über die Vorzüge der türkischen Armee zu bereiten. Man beurtheilte die türkische Armee bei uns in Europa gewöhnlich nach dem Aeußern der subalternen Officiere; das sind eben Leute, die in schlechter Beschuhung, ungewaschen und ungeschlacht, mit geflickten zerrissenen Kleidern, mit unregelmäßig zugeknöpftem Waffenrocke in einem trottelnden Gang einherschleichen, und man bedenkt dabei nicht, daß unter diesen Officieren sich sehr viele befinden, die der französischen Sprache vollauf mächtig sind, die in militärischen Dingen im europäischen Sinne gut bewandert sind, dem inneren Werthe nach aber ganz anders aussehen, als ihre äußere Erscheinung vermuthen läßt. Dasselbe ließe sich auch von anderen Civil-Beamten sagen, besonders aber von den Diplomaten, die trotz ihres schwerfälligen Aussehens und ihrer schläfrigen Miene unsere eleganten Diplomaten mehr als einmal an die Wand gedrängt haben. Schlecht, fehlerhaft, wie auch immer ihre Schulung ausgefallen sei, die Leute haben etwas gelernt und darin hat sie der Islam nicht im mindesten gestört, ja er war ihnen sogar förderlich, denn der Koran sagt, wie schon bemerkt: „Suche das Wissen, wenn es selbst an den Grenzen Chinas wäre."

Hat der Islam, dessen Satzungen nur das mit der Religion eng

verbundene Studium befiehlt, etwa gestört in Errichtung von Beamtenschulen und medicinischen Collegien, wo die Bekenner Mohammed's am Secirtisch solchen Studien obliegen, die der Koran, ja das Gefühl sämmtlicher Asiaten mit tiefem Abscheu erfüllt, Studien, die selbst in England noch heute einer Discussion offen liegen. Wir fragen ferner, hat der Islam sich störend in den Weg gestellt, als türkische Schriftsteller sich zur Uebersetzung europäischer Literaturproducte anschickten, als man solche Bücher in's Arabische, Türkische und Persische übertrug, deren Geist im vollsten Widerspruch mit der Kosmogonie, Theosophie und Philosophie der mohammedanischen Welt steht. War etwa der Islam der Stein des Anstoßes, als man die durch ihn geschaffenen Bedingungen der socialen Existenz zertrümmernd, auf deren Ruinen ein Gebäude solcher Sitten und Gebräuche aufbaute, das nicht nur mit dem Geiste der Lehre des Propheten, sondern mit der Sinnesrichtung aller Asiaten im vollen Widerspruch steht? Die Bekenner Mohammed's besuchen heute ein in Constantinopel errichtetes Theater, wo dramatische Werke, allerdings nicht in musterhafter Uebersetzung, ausgeführt werden; sie wohnen Scenen bei, die ihnen wildfremd erscheinen, und so manche mit der Muttermilch eingesogene Principien über den Haufen werfen. Türken, Perser und Araber besuchen Europa und europäische Schulen, geben sich alle Mühe, das christliche Abendland nachzuahmen, ohne daß der Islam dagegen sein Veto eingelegt, denn selbst Mollas, anerkannte moslimische Theologen haben so mannigfache Wege der Neuerung betreten, ohne daß sie sich hierdurch eine Rüge zugezogen oder gar in den Bann gelegt wurden, wie dies ehedem mit den gegen das christliche kanonische Gesetz Widerhandelnden geschah und wie dies noch heute bei den streng orthodoxen Befolgern der brahminischen Lehre geschieht.

Jawohl, den Islam als Religion will ein großer Theil der Türkenfeinde nicht verdammen und fällt daher mit um so größerer Hast über die türkische Nationalität her, mit der stereotypen Phrase: „Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, dort wird nie mehr Gras wachsen", wo die türkische Herrschaft besteht, dort muß Ruin und Untergang folgen. Eine alberne Redensart! Vergessen denn die Herren, daß Asien in den meisten Theilen von Herrschern türkischen Ursprunges und Blutes beherrscht ist, ja, daß die Turko-Tartaren seit nahezu tausend Jahren Asien beherrschen. In China, in dem wunderbaren China, regiert heute eine mandschulische Dynastie. In Mittel-Asien, speciell in Herat, welches in Kunst und Wissenschaft über die ehemaligen prächtigen Höfe der Abassiden sich erhob, befanden sich Türken, und zwar Söhne Timur's, auf dem Throne. In Indien gründete ein Türke das stolze Mogulenreich und seine Nachkommen brachten es ebenso sehr zur Blüthe, als die degenerirten Erben später den Untergang herbeiführten, und ein Kaiser türkischen Ursprunges war es, der vor zweihundert Jahren Beweise solcher Religionsfreiheit gab, die kein Machthaber des heutigen aufgeklärten Europas wagen würde. In Persien, wo noch heute ein Türke herrscht, haben die Sefewiden, Fürsten von echt turanischem Geblüte, die schönsten Leistungen vollzogen und meint man etwa, daß die sogenannten, arg verrufenen Osmanlis auch nicht Beförderer — und eifrige Beförderer — der Kunst und Wissenschaft waren, ja den Zeitumständen gemäß es auch heute noch sind. Der Türke ist rauh, tölpelhaft und

dumm, verlautet es heute an manchen Orten. Ja, die Namen der türkischen Größen können allerdings in keinem Conversations-Lexikon, in keiner encyklopädischen Sammlung als „Nos contemporains“ oder „Our living men“ gesucht werden, doch es hat erst in der jüngsten Vergangenheit brillante Exemplare gegeben. Die Zahl türkischer Historiker, Poeten und Literaturkenner mag kühn mit jener der europäischen Gelehrten aus den gleichen Zeitaltern wetteifern und selbst heutzutage treten ihre hervorragenden Männer mit einem Capital geistiger Stärke auf, welche jedem Abendländer zur Ehre gereichen würde. Es ist hier nicht der Ort, Einzelnheiten aus dem Pantheon türkischer Geistes-Heroen vorzuführen. Ihre Heroen haben wohl wenig oder gar nichts zu den Errungenschaften der modernen Wissenschaften beigetragen, aber wir bitten nicht zu vergessen, daß der Türke der Kultur zweier Welten angehört. Er muß erstens in seiner eigenen asiatischen Cultur und seinen asiatischen Sprachen vollauf bewandert sein und muß dann noch obendrein von unserer Bildungswelt, von unserer Geschichte und unseren Sprachen so viel wissen, um sich auf europäischem Boden heimisch zu fühlen. Eine solche Leistung aber ist keine Kleinigkeit.

Wo kann das stolze, übermüthige Europa ein Beispiel von populärem Scharfsinn aufweisen, gleich jenem, den die untere Classe der Osmanen in der ersten Session des türkischen Parlaments bekundete? Einige Tage waren hinreichend, um das Jahrhunderte lang an den Despotismus gewöhnte Volk mit den Einzelnheiten des Systems der Volksvertretung vertraut zu machen. Es traten Redner hervor, die über politische Freiheit und Selfgovernment sich in Debatten einließen, über Krone und Regierung Aeußerungen wagten, die selbst in den fortgeschrittensten parlamentarischen Staaten Aufsehen erregt hätten! Nun dies waren zumeist Türken, schlichte, einfache Türken. Ich frage nun: berechtigt uns dies zu der bisher lautbar gewordenen Kritik, daß der Türke, oder richtig der Turanier, aus nationalen Gründen culturunfähig sei, zu den Barbaren Asiens gerechnet und folglich zurück nach Asien vertrieben werden müsse!

Und schließlich, wäre es nicht eine Ungerechtigkeit wenn wir außer Rechnung ließen, daß dem Türken sowohl in Folge seiner innern Lage als auch seiner politischen Stellung nach Außen hin, streng genommen auch keine Zeit gelassen wurde, das Werk eines friedlichen Daseins zu inauguriren. Was früher die Päpste und katholischen Fürsten thaten, dieses Geschäft hat in der Neuzeit das heilige Rußland und Herr Gladstone sammt Consorten übernommen. Erst schürt und rührt man rüstig die christlichen Elemente im Innern des Reiches, unterstützt Revolten und ruft Unruhen hervor, droht mit Tod und Verderben falls der Türke es wagen sollte, zum Löschen, zum Unterdrücken der Flamme sich anzuschicken, und haben die Wirren die gewünschten Dimensionen angenommen, dann spielt die christliche Diplomatie den Entrüsteten, und giebt freudigst ihr Votum zur Bekriegung und Ausrottung der culturfeindlichen barbarischen Türken. Und so geht es nicht nur während der letzten Decennien, sondern schon seit Jahrhunderten her, und unter solchen Umständen wäre die Redensart: „Die Türken sind in Europa campirt“, auch auf jedwelche andere Nationalität anzuwenden, denn der Einzelne muß im Kampfe gegen Viele immer bewaffnet, immer auf der Wehr

ſtehen, und kann unter ewiger Kriegsbereitſchaft nur wenig an's Friedenswerk denken.

Was den politiſchen Theil der von uns beſprochenen Frage angeht, ſo iſt dies allerdings der wundeſte Punkt; wund, weil Jahrhunderte lange Intriguen und Anfeindungen der benachbarten „Freunde" und Feinde ihn dazu gemacht haben. Daraus folgt aber nicht, daß die Vereinigung der verſchiedenen Elemente des ottomaniſchen Staates von Natur unmöglich ſei, oder daß die Verſchiedenheit der nationalen Intereſſen ein gewaltſames Zerreißen des einheitlichen Bandes nothgedrungen nach ſich ziehen muß. Bei Beſprechung dieſer Frage wird größtentheils ein weſentliches Moment außer Acht gelaſſen, nämlich daß die einzelnen Beſtandtheile des ottomaniſchen Staates, wie ſehr dieſelben auch durch Religion und Nationalität zerklüftet ſein mögen, durch den ſeit Jahrhunderten beſtehenden ſtaatlichen Verband, durch phyſiſche Eigenheiten, die Gleichheit in der Lebensweiſe, der Weltanſchauung, wie nicht minder durch Analogie der Sitten und Gebräuche viel näher aneinander gerückt ſind, als dies zwiſchen ihnen und den außerhalb der Grenzen der Türkei ſich befindlichen nationalen Verwandten und Glaubensgenoſſen der Fall iſt. Davon hat uns die vergangene, ja die allerneueſte Geſchichte den beſten Beweis geliefert. Als nach Beendigung des Krim-Krieges ſo viele bulgariſche Familien, durch mannigfaltige Vorſpiegelungen verlockt, ſich im ſüdlichen Rußland anſiedelten, da bedurfte es nur einiger Jahre und die ausgewanderten Unterthanen des Sultans wendeten ſich mit wehmuthsvollen Blicken wieder der verlaſſenen Heimathsſtätte zu. In der Türkei war man wohl Rajah, man hatte von der Rohheit ſubalterner Beamten wohl Vieles zu leiden, gewiſſenloſe griechiſche Popen wetteiferten in Peinigung mit rauhen albaneſiſchen Kawaſſen, doch der heimathliche Boden, die heimathlichen Berge und die heimathliche Sitte tröſteten über Vieles. Wohl ſteht die ruſſiſche Sprache der bulgariſchen nahe, doch die ruſſiſchen Sitten, Gebräuche und Manieren ſtoßen als fremdartig fortwährend ab. Hier iſt der Deſpotismus ſtramm, ohne jeglichen Zug von Mitleid, dort konnte man der Unbill dennoch entſchlüpfen; der Bulgare iſt einmal an den Türken gewöhnt, eine Jahrhunderte alte Gewohnheit hat ihn mit demſelben vertraut gemacht, und das Endreſultat war, daß die große Mehrzahl jener bulgariſchen Coloniſten aus Süd-Rußland wieder in die Heimath zurückkehrte. Aehnliches geſchah mit griechiſchen und armeniſchen Familien, namentlich ließen ſich die Beiſpiele von letzteren nach Hunderten herzählen. Die Thatſachen des alltäglichen Lebens können eben von der Logik einer gewaltſamen Theorie nicht erſchüttert werden.

Die Gerechtigkeit bricht ſich oft gewaltſam ihren eigenen Weg und die verſtockteſten Widerſacher werden zuweilen durch den wahren Staatenbeſtand zum Beſſeren belehrt. Wir leſen in den allerneueſten Berichten der ruſſiſch-freundlichen Preſſe die merkwürdigen Ueberraſchungen, welche den Koſaken im ruſſiſchen Heere bei ihren Einfällen in Bulgarien zu Theil wurden. Dieſe Leute ſahen nämlich mit nicht geringer Verwunderung, daß der Bulgare im Grunde genommen bei Weitem nicht ſo bedauernswürdig, nicht ſo elend und unglücklich ſich befindet, als ihnen daheim erzählt wurde. Die bulgariſchen Dörfer der europäiſchen Türkei erfreuen ſich eines gewiſſen Grades von Wohlſtandes. Das bulgariſche

Haus ist nett und rein, die bulgarischen Speicher sind mit Getreide und allem Segen der Natur reichlich gefüllt; er selbst und seine Familie gut genährt und gut gekleidet und mehr als ein Kosak hat beim Anblick der bulgarischen Behausung ausgerufen: sind dies die unglücklichen Opfer türkischer Mißwirthschaft, zu deren Befreiung wir hunderte Meilen herbeigeeilt und für die nun unser Blut in reichen Strömen fließt; und mehr als ein Kosak hat sich gedacht: wollte der Himmel, daß uns zu Hause ein ähnlicher Segen zu Theil würde, daß wir auch so reich und so behaglich leben könnten als diese, angeblicher Weise von moslimischer Tyrannei in den Staub gedrückten christlichen Brüder.

Daß der Name „Osmane" ein Hinderniß biete, insofern der Andersgläubige dabei ausgeschlossen ist, der doch nun bei einer gründlichen Reform des türkischen Reiches seine Gleichberechtigung finden muß, giebt der Verfasser gern zu, aber er führt das sehr naheliegende Beispiel an, daß ja auch in Ungarn, d. h. „im Gebiete der ungarischen Krone" neben den Rechtgläubigen ebensowohl eine sogar recht starke und in sich wiederum sehr getheilte „Rajah" existirt, denen gegenüber sich „der staatseinheitliche Begriff nur sehr schwer Bahn bricht." Im deutschen Reiche wird man das leicht verstehen, wenn man das Verhältniß der Preußen zu den sonstigen „Unterthanen" in Parallele stellt. Aber Vambery glaubt, daß ein Theil dieses angeblich nationalen Contrastes nur künstlich herausgeschliffen worden sei durch bekannte russische Künste, er stellt außerdem in Abrede, daß der „Osmane", d. h. der Bekenner des Islam, so intolerant bisher gewesen sei. Nach seiner Meinung ist sogar das allmälige Herbeiführen einer Versöhnung zwischen den Christen Rumeliens und den Türken angesichts der unbestreitbaren Lebensfähigkeit des türkischen Staates nicht als ein hoffnungsloses Problem aufzugeben, vorausgesetzt, daß von gewisser Seite her das schändliche Spiel der falschen Humanität aufgegeben wird und daß die Türken selbst, auf dem Wege der religiösen und nationalen Gleichheit fortschreitend, die europäische Welt von ihren guten Absichten überzeugen. Was auf diesem Felde bisher in der Türkei geschehen, verdient allerdings einige Beachtung. Wir erlauben uns, wirft der Autor ein, zu fragen: wie viele mohammedanische Würdenträger in Algier in der Verwaltung der französisch-afrikanischen Besitzung mitzureden haben; wie viele Gouverneure und Commissionäre moslimischen und brahminischen Glaubens in Indien sich an der Spitze der Angelegenheiten befinden und namentlich wie viele Tataren, Baschkiren, Polen und Juden im Schematismus russischer Würdenträger figuriren? .... Ihre Zahl ist verschwindend klein, derjenigen gegenübergestellt, die aus dem „Salname" (officieller Kalender) der Pforte vom Jahre 1877 sich uns darbietet. Abgesehen davon, daß die Vertretung nach Außen hin, die Ordnung so mancher heiklen und wichtigen Frage in den letzten Jahren in christlichen Händen sich befand, theils noch gegenwärtig befindet (Mussurus in London, Aleko in Wien, Photiades in Athen, Aristarchi in Berlin und Rustem, ein Italiener, in St. Petersburg), fragen wir: ob unsere Herren Türkenfeinde in Europa auch nur eine Ahnung von jenen Mitgliedern der Regierung haben, die mit den vitalsten Staatsinteressen trotz ihres christlichen Glaubens und ihrer armenisch-griechischen Abstammung auf der Pforte aller Ehren und Würden theilhaftig sind? Die Staatssecretäre im Mi-

nisterium des Aeußern, im Justizministerium, im Ministerium für öffentliche Bauten sind theils Griechen, theils Armenier. Der Chef des „Correspondenz-Bureaus" im Ministerium des Aeußern ist ein Armenier Namens Serkiz Efendi, der Director des Post- und Telegraphenwesens war erst jüngsteus ein Armenier Namens Jawer Pascha und im obersten Staatsrathe, wo bekanntermaßen Griechen, Armenier und Juden mit den höchsten mohammedanischen Würdenträgern Sitz und gleiches Stimmrecht haben, sind die betreffenden Unterdepartements derartig mit christlichen Mitgliedern versehen, daß in einigen derselben die Zahl der Nichtmoslimen die überwiegende ist. In der ganz jüngsten Zeit hat man auch zu Gouverneuren einzelner Provinzen nicht zwangsweise, sondern aus freien Stücken Christen ernannt, ohne gegen ihre Redlichkeit den Schatten eines Verdachtes zu hegen. Die christlichen Unterthanen der Pforte sind heute noch an den ottomanischen Staatenverband durch solche Fesseln gekettet, die ein Jahrhunderte langes Zusammenleben, die Anhänglichkeit an den Boden, an alte Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche geschaffen und die von allen diabolischen Machinationen der abendländischen Diplomatie umsonst geleugnet und noch viel weniger vernichtet werden können.

Freilich darf dabei nicht vergessen werden, welche Hindernisse der Entwicklung sich entgegenstellen. Hr. Vambery übergeht, in einer sehr erklärlichen Einseitigkeit, hierbei die Mißwirthschaft in Stambul, welche aus dem osmanischen Staatswesen selbst hervorgeht. Wüßten wir in dem deutschen Reiche nicht aus den noch gar nicht fernen Zeiten, wie sich ein Volk, trotz der Fäulniß des Staatsorganismus und trotz der Verderbniß aller höheren Gesellschaftsklassen, doch durch die reinigenden Donner allein eines großen nationalen Mißgeschicks emporraffen kann: wir würden die Möglichkeit einer Reorganisation im großen Stile für die Türken nicht hoffen. Aber unser Frhr. v. Stein hat mit kaum geringeren Ungnaden zu kämpfen gehabt, wie jetzt Midhat Pascha „hinten weit in der Türkei" und heute noch sind uns die Kategorien der Reaktion, die in Konstantinopel augenblicklich um die Oberhand kämpfen, vollständig wenn auch unter andren Namen, verständlich. Der große „Ring" der Geheimrathswirthschaft ist am goldnen Horn unter den „Effendis" eben so gut gefestigt wie anderwärts und was die Domcandidaten zu Constantinopel vermögen, das hat die Geschichte des letzten Thronwechsels erwiesen. Daneben aber erfreut sich die hohe Pforte gewisser Freundschaften, für die im Abendlande eine Analogie schwer herzustellen ist: das sind die „guten Dienste" derer, die heute am lautesten die Reform der Türkei verlangen. Was hat denn aber, frägt Vambery, Europa gethan um seinem östlichen Nachbarn beizustehn? Hat man nicht überall anstatt Hilfeleistung nur Hindernisse und Verlegenheiten ihm bereitet? War und ist Constantinopel nicht schon seit geraumer Zeit der Tummelplatz der Rivalität der Westmächte? Einer solchen Rivalität, die oft in den kleinsten Kleinigkeiten sich kundgiebt und bisweilen in Lächerlichkeiten ausartet.

Wem sollte es nicht bekannt sein, daß unsere Gesandtschaften und Gesandten, ja sogar unsere Gesandtschaftssecretäre in Constantinopel sich als kleine Fürsten geriren. Wer sollte es nicht wissen, daß diese Herren in der Aufgeblasenheit und im Eigendünkel sich häufig eine Stellung

und Einfluß vindiciren, die selbst der Potentat, der sie geschickt, sich nicht anmaßen würde. Die Herren ersten Dragomänner marschiren bisweilen im stolzen Gange, mit der Reitgerte fuchtelnd, durch die Säle der Hohen Pforte einher, sie drohen mit ihrer Nase den Plafond zu erreichen und der Abstand, der zwischen ihrem hochmüthigen Aussehen und den gekrümmten unterthänigen, sanften und bescheidenen Geberden der Effendis und Paschas vorherrscht, übt fürwahr keinen angenehmen Eindruck auf den unparteiischen Zuschauer aus. Es gilt z. B. die Einführung einer neuen Waffe oder eines neuen Kleidungsstückes in der Armee. Sofort erscheinen die Herren ersten Dragomanen, um für die Sache ihrer unternehmungslustigen Schützlinge und Unterthanen einzustehen. Es handelt sich um die Ernennung eines europäischen Forst- oder Montanbeamten, jede Gesandtschaft hat gleich einen Candidaten bei der Hand, den sie durchsetzen will. Es beginnt das Spiel um die endlosen Intriguen und falls die Pforte auf das Begehren eines oder des anderen kleinen Königs nicht eingehen will oder nicht eingehen kann, spielt man sofort den Trotzigen und Schmollenden, ja man scheut es nicht, sogar mit Einziehung der Flagge zu drohen. Ich erinnere mich aus dem Anfange der sechsziger Jahre, wo die Anstellung eines europäischen Lehrers in irgend einer Schule solche Wirren hervorrief und der Pforte so viele Unannehmlichkeiten bereitete, daß man, um nicht die eine oder die andere Gesandtschaft zu beleidigen, lieber von der Idee gänzlich abging und einen Armenier, der seiner Aufgabe nicht gänzlich gewachsen war, hierzu ernannte.

Wenn diese verderblichen Einflüsse nun aufhören — und wir haben Eingangs gesagt, daß das vielleicht der beste und dauerndste Gewinn dieses Krieges ist, — so sind die sonstigen Umstände den großen Aufgaben, welche der Türkei sich jetzt als Lebensbedingung aufdrängen, durchaus nicht ungünstig. Mit Recht legt Vambery ein sehr großes Gewicht darauf, daß dieses Volk, das seinen religiös-nationalen Fanatismus so hoch aufwallen ließ, auf diesem Höhenpunkte der Begeisterung dennoch die Christen in seinem Lande, diese verkappten Feinde in seiner Mitte, ganz unbehelligt läßt, ihnen auch kein Haar krümmt, trotzdem man das in Europa sehnsuchtsvoll erwartete. Mag es immerhin die Noth gewesen sein: die Thatsache, daß die Andersgläubigen ebenfalls zu dem Parlament einberufen worden sind, verbürgt für die Zukunft die Gleichberechtigung der Bekenntnisse und damit das Aufhören der dogmatischen Grundlage des Rechtes in der Türkei — was immerhin, bei den Gefahren welche das Institut der Civilehe im Deutschen Reiche schon wieder läuft, zu einiger Vergleichung herausfordert. Daß aber diese Gleichstellung auch ihre Garantien habe, dafür wird, irren wir nicht, die militärische Organisation sorgen, welche, vorläufig nur zu Bürgerwehren, jedenfalls bald zu dauernder Körperschaft die christlichen Bevölkerungen des Reiches zusammenruft. Dies Recht wieder hinfällig zu machen, wird dort schwerlich so leicht gelingen, wie etwa im November 1848 in Berlin.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 21. December 1877. Nr. 51.

Inhaltsverzeichniß: Staatssocialismus. — Pariser Briefe XV. — Der Münchner Naturforscherstreit. — Osman Pascha.

Staats-Socialismus.

In diesen Tagen ist uns mit der Bitte um Veröffentlichung folgender Aufruf zugegangen:

Unterm 5. Dezember 1877 wurde ein Central-Verein ins Leben gerufen, der den Zweck verfolgt, soziale Reformen auf religiöser und constitutionell-monarchischer Grundlage vorzubereiten. Nach § 1 des Vereinsstatuts geht dieser Verein dabei von folgenden Fundamentalsätzen aus:

a) Das allgemeine und gleiche Stimmrecht in monarchischen Staaten fordert eine Politik durchgreifender socialer Reformen und zur Verwirklichung derselben ein Vertrauensverhältniß zwischen Monarchie und Arbeiterstand sowie eine starke arbeiterfreundliche Initiative der Regierung;

b) Die Lösung der socialen Frage ist nicht denkbar ohne die Mitwirkung der sittlich-religiösen Factoren und ohne das Eintreten der Kirche für die berechtigten Forderungen des vierten Standes.

Der Centralverein führt seine Zwecke durch Verbreitung geeigneter Schriften und Aussendung von Reiseredner aus.

Um seiner Thätigkeit die Bürgschaft der Dauer zu verleihen, strebt er die Beschaffung eines eisernen Geldfonds an. Mit Zuversicht hofft er, daß dieser Fonds durch reichliche Schenkungen und Vermächtnisse nach und nach eine den großen Aufgaben des Vereins entsprechende Höhe erreichen wird. Aus diesem Fonds werden nur die Kosten für Anschaffung einer eigenen Vereins-Druckerei bestritten. Im Uebrigen ist er in seiner Substanz unangreifbar. Blos die Jahresbeiträge fließen in den Agitationsfonds des Vereins.

Das nächste Ziel, welches der Verein ins Auge faßt, besteht in Errichtung eines großen Schriftenverlags nebst einer über das ganze Land ausgedehnten Colportage.

Bei Auswahl der socialpolitischen Schriften und Autoren steht die Rücksicht auf Erlangung eines sachlichen Orientirungsmaterials oben an. Die Beleuchtung und Verwerthung desselben für unsere specifische Tendenz kommt in zweiter Linie.

Was den Umfang des Schriftenverlags betrifft, so soll sich derselbe nicht auf die socialpolitische Literatur beschränken, sondern auch andere Bildungszweige umfassen, soweit dieselben zur Bekämpfung socialdemokratischer, republikanischer, atheistischer und materialistischer Strömungen dienlich erscheinen.

Um der im Volke weit verbreiteten unsittlichen und geschmacklosen Colportage-Roman-Literatur entgegenzuwirken, wird der Schriftenverlag auch die schöne Literatur in den Kreis seiner Thätigkeit ziehen.

Was die socialpolitische Aufklärungsarbeit anbelangt, die der Central-Verein übernimmt, so ist dieselbe gegen denjenigen Mangel an socialökonomischer Orientirung gerichtet, den Fürst Bismarck in der Reichstagssitzung v. 27. Januar 1876 nachdrücklich beklagte und aus dem bisher nicht nur die Siegeskraft der social-demokratischen Propaganda, sondern vornehmlich auch die agitatorische Schwäche ihrer verschiedenen Gegner resultirte.

Was namentlich den republikanischen und religionsfeindlichen Character der Socialdemokratie betrifft, so fehlt es speciell den dadurch zunächst berührten Dienern des Staats und der Kirche wie auch den Anhängern Beider für den geistigen Kampf auf socialpolitischem Gebiete an genügender Terrainkunde und Waffenrüstung um volksthümliche Gegenströmungen monarchischer und religiöser Tendenz zu erzeugen. Wegen dieses verhängnißvollen Mangels konnte bis jetzt keine sociale Reformpartei ins Leben treten, welche im bewußten Gegensatz zu der religionsfeindlichen, antimonarchischen, internationalen Social-Revolution eine friedliche Social-Reform mit nationalen, religiösen und monarchischen Grundtendenzen auf ihr Banner schrieb, obwohl eine solche Mobilmachung und Organisation der monarchisch und religiös gesinnten Volkselemente als das dringendste Zeitbedürfniß erscheint.

Bei Aufstellung dieses Gesichtspunktes gehen wir von der Thatsache aus, daß gewisse ökonomische Programmpunkte der Social-Demokraten practisch und theoretisch in siegreichem Vorrücken begriffen sind, so daß für die religiösen und monarchischen Gewalten der Augenblick gekommen ist, zu jener Erscheinung Stellung zu nehmen. Unterbleibt dies noch länger, so erfahren die Massen schließlich eine Entfremdung von Monarchie und Religion, welche die allerhöchsten Gefahren in sich birgt. Die politischen und moralischen Grundsäulen des Staats- und Volkslebens können nur dadurch vor den socialdemokratischen Spülwellen sicher gestellt werden, daß sich die Träger des religiösen und monarchischen Gedankens ökonomisch auf den Standpunkt der freien Forschung stellen, etwa in der Art der Katheder-socialisten, und den Arbeitern nicht schroff die Pforten der ökonomischen Hoffnung vor dem Gesicht zuschlagen. Letzteres geschah seither, indem sich jene Factoren mehr oder weniger mit der Manchesterökonomie identificirten und dadurch die Arbeiter nicht nur der Religion, sondern auch der Monarchie und der Nationalitäts-Idee entfremdeten. Eine Ausnahme davon macht die katholische Geistlichkeit, welche namentlich seit Culturkampfzeiten den ökonomischen Manchesterstandpunkt preisgiebt, dadurch die Arbeitermassen noch fester an sich kettet und den Social-Demokratismus aus ihrer Machtsphäre fernhält.

Einem aufmerksamen Beobachter kann die Wahrnehmung nicht entgehen, daß manche Symptome der Gegenwart an die Zeit vor der französischen Revolution erinnern.

Wie damals der dritte, so ist es heute der vierte Stand, welcher als Ankläger der bestehenden Ordnung auftritt und Forderungen stellt, die nach ihrer praktischen, auf Verbesserung der wirthschaftlichen und sittlichen Lage gerichteten Seite zum Theil berechtigt sind, und je länger je mehr bei hervorragenden Vertretern der Wissenschaft wie bei human gesinnten Männern des praktischen Lebens Anerkennung finden. Mit Hülfe des allgemeinen Stimmrechts haben die Arbeiter diesen Forderungen den Nachdruck einer großen, beständig anwachsenden Parteigruppirung hinzugefügt, und es ist unseres Erachtens eine vergebliche Hoffnung, daß die Arbeiterpartei, in welcher mit Naturnothwendigkeit der vierte Stand seine Organisation zu bewerkstelligen versucht, jemals verschwinde. Dieselbe wird sich vielmehr voraussichtlich stark vermehren, und wir sehen hierin keine Gefahr. Dagegen erscheint uns die deutsche Zukunft ernstlich bedroht, wenn der widerchristliche und vaterlandsfeindliche Zug, der dem heutigen Socialismus anhaftet, sich erhalten oder gar verstärken sollte. Wenn derselbe bleibt, — darüber täusche man sich nicht, — so bedeutet er die Blutvergiftung unseres Arbeiterstandes und unseres Volkslebens, den Ruin der

deutschen Cultur und die sociale Revolution in Permanenz. Gegen diese unheilvolle Erscheinung müssen wir Etwas thun. Wir müssen dem Arbeiterstande den Beweis liefern, daß seine berechtigten Interessen auch in den andern Volksklassen Theilnahme und Sympathie erwecken; wir möchten, indem wir ihm zur Erfüllung seiner berechtigten Forderungen mithelfen, ihn wieder hineinziehen in den Kreis des nationalen und religiösen Lebens. Nur hierdurch kann die sociale Frage in unserm Vaterlande ihrer Lösung entgegengeführt werden.

Zur Belebung des öffentlichen Interesses hat der Centralverein die Herausgabe einer Wochenschrift veranlaßt. Dieselbe wird unter dem Titel „Der Staatssocialist" Anfang Januar 1878 in Berlin erscheinen und kann bei jeder Postanstalt bestellt werden; eingetragen ist dieselbe sub. No. 3772 der Post-Zeitungspreisliste. Der Abonnementspreis für den „Staatssocialist" beträgt pro Quartal 3 Mk.

Die hauptsächlichste Aufgabe dieses Preßorgans soll darin bestehen, die vorstehend skizzirten Grundgedanken des Centralvereins zu klären, zu entwickeln, zu exemplifiziren und zu einem positiven, socialen Reformprogramme auszugestalten, welches im Stande ist, einer später ins Leben zu rufenden wirklichen Reformpartei als Basis und Leitfaden zu dienen. Bei Erfüllung dieser seiner Aufgabe stehen dem „Staatssocialist" die berufensten Mitarbeiter zur Seite, von denen wir u. A. die Herren Staatsminister a. D. Dr. Schäffle, Regierungsrath Dr. H. v. Scheel und Prof. Dr. A. Wagner namentlich hervorheben.

Den Vorstand des Centralvereins bilden die Herren Rittergutsbesitzer Dr. Calberla, Fabrikant Krüger, Freiherr P. v. Roëll, Hofprediger Stöcker und der Unterzeichnete.

Vereins-Sekretair ist Herr C. Golombek, Bergmannstr. 17, S.-W., in Berlin.

Die Mitgliedschaft am Vereine ist abhängig von Zahlung eines jährlichen Beitrages von mindestens 3 Mark.

Indem ich alle Deutschen Männer, die in politischer Hinsicht keine Republikaner, in religiöser keine Atheisten und in philosophischer Hinsicht keine Materialisten sind, um Beitritt zum Vereine, um Verstärkung des eisernen Geldfonds, um Abonnirung auf den „Staatssocialist", sowie auch um Lieferung literarischer Beiträge und thatsächlicher Mittheilungen für den letztern bitte, bemerke ich zur näheren Kennzeichnung des Vereinsverhältnisses zu anderen Parteien noch folgendes:

Die sittliche Grundlage wurde ganz allgemein eine „religiöse" genannt, um jedem religiösen Bedürfniß, ja sogar dem blos philosophischen Verständniß für die Unausrottbarkeit des religiösen Bedürfnisses die Betheiligung zu ermöglichen. Das eigentliche Kirchenthum findet innerhalb der Confessionen und religiösen Vereine seine Heimath und Pflege; eine socialpolitische Vereinigung kann sich in religiöser und sittlicher Hinsicht auf die werkthätige Menschenliebe, die Erweckung des christlichen Sinnes und den Kampf gegen den Materialismus als auf die Ziele beschränken, die allen Confessionen gemeinsam sind.

Der politische Standpunkt des Centralvereins ist der „constitutionell-monarchische" und beseitigt als solcher nicht nur den Verdacht reactionairer Hintergedanken, sondern öffnet auch den idealgesinnten Elementen und tiefer blickenden Geistern des Liberalismus die Thüren des Vereines.

Unterzeichnet hat sich der Verfasser eines im vor. Jahr erschienenen Buches über „den radikalen deutschen Socialismus und die christliche Gesellschaft," ein Pastor Todt. — Und da der Mann voraussichtlich von den verschiedensten Seiten Anfechtungen erleiden wird, so reizt uns das ihm eine, wenn auch schwerlich willkommene Hilfe zu leisten.

Es ist da nämlich vor längerer Zeit ein kleiner Uebersetzungsfehler begangen worden, aus dem mancherlei Mißverständniß sich entwickelt hat. Der soc. démoc. der Franzosen, der socialiste démocrate, ging wörtlich getreu, aber grammatisch falsch ins Deutsche über als „Socialdemokrat",

während er allein richtig nur mit „demokratischer Socialist“ wiederzugeben war. Der bedeutende Unterschied ist offenbar, im erstern Fall ist das politische Wesen das grundlegende, im andern Falle das ökonomische. Man hat zwar später eine Interpretation dahin versucht, daß jeder Demokrat, der es ernsthaft sei, auch Socialist sein müsse, aber einmal wird das hier und da noch bestritten, zum andern wäre es, wenn kein Zweifel mehr darüber herrschen könnte doch auch logischer und kürzer, statt von Socialdemokraten einfach von Demokraten zu sprechen. Aus jener verkehrten Stellung der Worte, welche der politischen Frage anscheinend das Hauptgewicht beilegt, ist nun aber auch eine Verkehrung in Urtheilen und Anschauungen eingetreten, über die hier ein Wort am Platz ist.

Das socialistische, nicht das politische Glaubensbekenntniß ist die Hauptsache, das Fundament. Und wer das socialistische Glaubensbekenntniß richtig erfaßt und ohne Rückhalt anerkennt, der wird schließlich auch zu der Einsicht kommen, daß die unumgängliche Vorbedingung seiner Verkörperung der freie Staat ist: der richtige Socialist wird immer Demokrat sein müssen — oder es *werden* müssen. Das ist der Punkt, an dem wir Halt machen wollen. Unversöhnliche Gegner sind dem Socialisten alle Parteien, auch der vorgeschrittensten politischen Phrase, welche an der Bourgeoisökonomie festhalten; seine Bundesgenossen dagegen, wenn auch bisweilen sehr fragwürdiger Gestalt und meist sehr gegen ihren Willen, sind alle die Personen und Parteien, die das Recht der socialistischen Forderung anerkennen, wenn sie auch glauben und betonen, daß sich dasselbe auf dem Boden des jetzigen Staates, der jetzigen Kirche erlangen lasse. Sie sind Bundesgenossen der Socialisten, denn indem sie ihre constitutionellen, conservativen, loyalen, kirchlichen u. dgl. Gesinnungen meist mit einer Geflissentlichkeit, die an das Singen der Kinder im Finstern erinnert, verlautbaren und voranschieben, brechen sie damit die abergläubische Furcht der Vielen, die vor Allem, das sich socialistisch nennt, drei Kreuze schlagen und sich damit jeden weiteren Nachdenkens enthoben fühlen. Das ist ja das erste und wahrlich bescheidene Verlangen des Socialismus, daß man ihn für diskutabel erkläre. Die Männer der alten Schule haben diesem Verlangen bisher nur dadurch geantwortet, daß sie mit wenig Witz und viel Perfidie allerlei Accidenz und Auswuchs, wie das bei einer von unten herauf wogenden Bewegung so unvermeidlich ist, als Hauptstück der socialistischen Lehre behandelten und an diesen Windmühlen sich zu tapferen Rittern schlugen. Das geht nun nicht länger, wenn die Anerkennung des Socialismus in strenger wissenschaftlicher Form ausgesprochen wird und zwar, worauf es ja bei unseren „Gebildeten“ so sehr ankommt, nicht von irgend einem verbissenen Flüchtlinge, sondern von wohlsituirten, wohlgarnirten Geheimräthen, Professoren, ja Ministern a. D. — Da kann der Socialist es schon ruhig hinnehmen, daß diese Männer beiläufig, je nach dem Zufall persönlichen Wesens, sich als conservativ und kirchlich gesinnt offenbaren: „Paris ist schon einer Messe werth“, zumal wenn sie nur den Andern zu vergönnen ist.

Es ist eine täglich stärker fühlbare Nothwendigkeit, daß für die neue große Bewegung die Intelligenz gewonnen werde, die Zeit ist vielleicht garnicht mehr fern, wo die Parlamentsmandate der socialdemokratischen Partei sich nach geeigneten Candidaten umsehen müssen.

Für diese Nachzucht sorgen jene Männer am besten, die ihren Schülern nicht sogleich den harten Zwang auferlegen, fortan zu den herrschenden Mächten der Gegenwart in starre Opposition zu treten. Wie sich die Consequenz des Denkens später entwickelt, das sei auch erst spätere Sorge.

Darum sollte man auch, unseres Erachtens, die literarischen Erscheinungen, die sich gleichem Zwecke widmen, willkommen heißen, auch wenn sie so schwächlich zur Welt kommen, wie die oben angekündigte. Denn die uns ebenfalls vorliegende erste Nummer des „Staatssocialist" hat das alte Recht der Probenummern, schlecht zu sein, doch sehr stark in Anspruch genommen. Wir kennen die bisherigen literarischen Leistungen des Herrn Todt nicht, aber nach der Einleitung zu schließen, die im Wesentlichen den oben mitgetheilten Aufruf recapitulirt, legt er dem Socialismus weniger einen volkswirthschaftlichen Inhalt bei, als vielmehr nur den werkthätiger christlicher Liebe. Was hätten sonst die Verwahrungen gegen Atheismus und Materialismus für einen Sinn, mit denen der Socialismus durchaus keinen aus seinem Wesen nothwendigen Zusammenhang besitzt? Was in dem ersten Artikel zu vermissen, ist dagegen in dem zweiten um so besser zu finden. Es ist ein offener Brief Adolf Wagner's, in welchem er die Voraussetzungen auseinandersetzt, unter denen er seine Mitarbeiterschaft zusagt. Da heißt es denn nun kurz angebunden: „Für Gegner wie für Anhänger des Socialismus scheint es mir daher im Interesse der wissenschaftlichen Erkenntniß und der praktischen Bestrebung geboten, sich über das eigentliche Wesen des Socialismus klar zu sein. Was ist denn aber Socialismus? Socialismus ist ein dem heutigen entgegengesetztes System der wirthschaftlichen Rechtsordnung, wo die sachlichen Productionsmittel, d. h. Grund und Boden und Kapital, nicht im Privateigenthum einzelner privater Mitglieder der Gesellschaft, sondern im öffentlichen oder Gesammteigenthum der Gesellschaft selbst sich befinden; wo daher nicht die private, auf Gewinn berechnete Unternehmung und ihr gegenüber nach den Bedingungen des Arbeitsvertrages bezahlte Lohnarbeiter sich gegenüberstehen, und die Production eine regellose und vom Gang der Speculation abhängige, die Vertheilung des Productionsertrages eine nach dem Zufall des „Gesetzes von Angebot und Nachfrage" erfolgende ist; sondern wo die Production planmäßig nach dem Bedarf der Consumenten von Oben aus geregelt, in genossenschaftlicher Weise ausgeführt und ihr Ertrag in gerechterer Art, als gegenwärtig mittelst des Gesetzes von Angebot und Nachfrage und mittelst der Lohn-Abfindungsverträge, unter die Producenten (Arbeiter) vertheilt wird. Dies ist, — auf eine für die Zwecke des populären Verständnisses möglichst knappe Formel gebracht, — die „Quintessenz" des „ökonomischen" Socialismus, d. h. aber eben des eigentlichen Socialismus. Alles Weitere ist Ausführung oder Beiwerk. Dieser Socialismus ist dasjenige große nationalökonomische System, welches dem ökonomischen Individualismus, d. h. der wissenschaftlichen Lehre der Physiokraten und Adam Smith's und seiner Schule, — welche in unserer modernen wirthschaftlichen Gesetzgebung im Wesentlichen Geltung erlangt hat, — am Entschiedensten entgegensteht. Es handelt sich im Socialismus namentlich um eine principielle Umgestaltung einiger Hauptpunkte unseres Privatrechts, besonders des Privateigenthums an Grund

und Boden und an Kapital, und des Vertragrechtes, namentlich um eine Beseitigung des heutigen Arbeitsvertrages. Der Socialismus ist insofern ebenso ein Kampf gegen das geschichtlich überkommene und bestehende Privatrecht, wie der politische Liberalismus ein Kampf gegen die absolute Fürstengewalt und gegen das seiner Zeit geltende Staatsrecht, und wie die Reformation (zwar nicht nur, aber doch auch) ein Kampf gegen das bestehende Kirchenrecht war.

Dieser Parallelismus scheint mir geeignet, um gerade bei den Gegnern des Socialismus wenigstens das Verständniß für die tieferen ursächlichen Momente in der heutigen sogen. socialen Bewegung zu erwecken. Man stelle sich derselben und ihrem ökonomischen Theorem, dem Socialismus, gegenüber, wie man wolle, es liegt hier eine gewaltige historische Erscheinung vor, die man mag zu leiten, auch zu bekämpfen suchen, die man aber in ihrer Grundidee verstehen muß, einerlei, ob man ihr gegenüber eine freundliche oder feindliche Stellung einnimmt. Dieser Kampf gegen das bestehende Privatrecht findet in einer Menge specifisch eigenthümlicher Erscheinungen des modernen wirthschaftlichen, socialen und politischen Lebens, ferner auch im Entwicklungsgang der Technik seine Erklärung. Analogien mit früheren geschichtlichen Perioden bestehen freilich daneben; aber nichts ist einseitiger und unrichtiger, als deshalb die moderne und sociale Bewegung der unteren Classen mit dem Maaßstabe früherer Zeiten zu messen. Den Schlüssel zum wissenschaftlichen Verständniß des heutigen Socialismus aber liefert die Nationalökonomie oder — soll ihn wenigstens liefern, indem sie nachweist, wie das Privateigenthum an Produktionsmitteln gerade im modernen System freier wirthschaftlicher Concurrenz den Proceß der Vertheilung des Productionsertrags oder des Volkseinkommens beherrscht, und allerdings überwiegend zu Ungunsten der nicht besitzenden Classen. Wollen die besitzenden Classen, die Gebildeten, die unbefangenen Conservativen und Liberalen eine richtige und uneigennützige Stellung zur socialen Frage gewinnen, so müssen sie vor Allem das Privatrecht in seinen ökonomischen Folgen für die Production und Vertheilung des Volkseinkommens prüfen. Wenn sich dann große Umgestaltungen im Privateigenthum an Productionsmitteln und im Vertragsrecht als nicht vermeidlich erweisen sollten, so wenig als ehedem im Kirchen- und im Staatsrecht ohne solche Umgestaltungen des Rechts auszukommen war, so müssen jene Classen hierzu selbst die Hand bieten und sie durch die Gesetzgebung ausführen helfen. Eine Reformpartei, welche nicht den Muth und die Selbstüberwindung hierzu besitzt, hat keine Aussicht, eine erfolgreiche Rolle in der socialen Frage zu spielen. Kleine Mittel mögen hie und da etwas lindern. Wesentliches zu verbessern vermögen sie nicht. Darüber sollte man sich nicht mehr täuschen. — Dies ist wenigsteus mein und einzelner anderer deutscher Nationalökonomen — freilich erst allmählich errungener — wissenschaftlicher Standpunkt in der socialen Frage, den ich insbesondere in meiner „Grundlegung der allgemeinen Volkswirthschaftslehre" näher zu entwickeln begonnen habe. Zu vielfach ähnlichen Resultaten gelangte Schäffle in seinem „gesellschaftlichen System der menschlichen Wirthschaft" und in seiner „Quintessenz des Socialismus", Schriften, denen ich selbst die vielfachste Förderung und Klärung verdanke. Ich verweise außerdem auf v. Scheel's und Samter's Arbeiten. Wollen Sie mir diesen meinen Standpunkt in Ihrem

Blatte rückhaltslos zu vertreten erlauben, so werde ich gern mein Scherflein beitragen, um Aufklärung über vielleicht die wichtigste Frage unserer Culturperiode mit verbreiten zu helfen. Ich gestehe, daß ich dabei aber gerade hier, in einem für die höheren Klassen bestimmten Blatte vornehmlich suchen werde, das vielfach sehr Berechtigte im Socialismus zur Geltung zu bringen. Denn das wird verkannt, während die leichter nachweisbaren socialistischen Irrthümer in diesen Kreisen meistens allein beachtet werden."

Die Redaction begleitet den Brief mit einer Erklärung, die sich müht ihm beizustehen, schließlich aber doch damit herausplatzt, die Mehrzahl der Mitarbeiter halte am Privateigenthum „aus psychologischen Gründen" fest. Als dritter tritt dann Herr Dr. H. Calberla hinzu, der unter entschiedener Verwahrung gegen die „utopischen Ziele" der Socialdemokratie in einem „arbeiterfreundlichen Staatsbetrieb" einzelner, sich dazu besonders eignender „und in Privathänden die Oeffentlichkeit gefährdender" (?) Unternehmungen den Inbegriff seines Staatssocialismus findet.

Dies das Wesentlichste des Inhaltes der, wie man sieht, vorläufig noch etwas chaotisch ist. Hoffentlich kommt noch das richtige Werde! darüber.

Pariser Briefe.

XV.

Paris, 18. Dezember. Der Marschall hat sich geduckt, aber nicht vor der Versailler Kammer, sondern vor den Franzosen, die hoch und bedrohlich hinter den Fraktionen der Linken und dem Achtzehner Ausschuß standen, Miene machend, die Kammer auf den Marschall zu werfen. Die Parlamentarier befriedigt die Beendigung der Krisis; sie freuen sich, daß Alles „wieder in's alte Geleise" kommt und daß für die nächsten drei Jahre ihrem wiederkäuenden Doppelmagen die Raufe der Gesetzgebung nicht leer werden wird. Das Land, sagen sie, hat nichts gewollt, als eine republikanische Regierung; wir werden sie ihm geben. Und sie verändern das politische Beamtenpersonal, widerrufen die ungesetzlichen Beschränkungen des Zeitungsverkaufs, amnestiren die Blätter, die den 16. Mai bekämpft haben, ermäßigen einige Steuern 2c.

Das Volk hat die Unterwerfung des Marschalls ohne Jubel hingenommen und beobachtet den Dekorationswechsel, mit dem die Linke ihr Ansruderkommen einleitet, ohne Enthusiasmus, mit halber Neugierde. Was wird dabei herauskommen? Werden die neuen Minister, die neuen Präfekten machen, daß die Geschäfte besser gehen? Eigentlich müßten sie das, wie hätte man sonst die vorige Regierung für den schlechten Geschäftsgang verantwortlich machen können? Vielleicht thut es manchen von ihnen schon jetzt im Stillen leid, daß sie diese Anklage gegen die Usurpatoren in Cours gesetzt haben und daß man ihnen überall so leicht Credit geschenkt hat, denn sie sind nunmehr gezwungen, den Schein, wenn er an sie selbst zurückkommt, zu honoriren, obwohl sie wissen,

daß er nicht viel werth ist. Die politische „Unsicherheit", die angeblich die Haupturſache der industriellen Krisis gewesen sein sollte, war nach dem 16. Mai nicht wesentlich größer, als während der letzten sechs Jahre überhaupt, denn nach wie vor war man wenigstens darüber sicher, daß Frankreich entweder ein Republik bleiben oder in eine Monarchie zurückfallen werde; in beiden Fällen aber wurde konsumirt und mußte demnach produzirt werden, da von dem allgemeinen Strike des passiven Widerstands, welchen, wie Victor Hugo in seiner „Geschichte eines Verbrechens" erzählt, Emil v. Girardin einst gegen den frischen Staatsstreich vorschlug, heute Girardin selbst nichts mehr wird wissen wollen. Eine Monarchie darf man verfluchen und, wenn sie unerträglich wird, umstürzen, aber das hindert nicht, daß man unter ihr, bisweilen auch mit ihr lebt. Von ihr leben nur ist Geschmackssache. Leben läßt sich überhaupt unter beiden politischen Formen: die Frage ist blos, unter welcher das Leben besser, inhaltreicher, schöner ist.

Immerhin mag in nächster Zeit die Produktion einen gewissen Aufschwung nehmen, schon aus dem einen Grunde, weil sie lange gesiecht hat und die Vorräthe aufgezehrt sind. Dazu kommt die künstliche Anstachelung der Weltausstellung mit den Millionen von Fremden, die sie nach Frankreich hereinziehen wird. Aber nach der Ausstellung wird auch wieder eine Periode der Erschlaffung eintreten; wenn diese zur Erneuerung der Krisis das Signal giebt, was wollen die Verfassungsfreunde dann dem Bonapartisten antworten, der behauptet, die Republik sei Schuld an der Geschäftsstockung? Voraussichtlich werden sie zu beweisen suchen, daß die Zeiten nicht schlimmer seien als in den kritischen Jahren des Empire. Dieser Beweis dürfte freilich schwer zu führen sein, weil bekanntlich die Ursachen der Krisen, die sogenannten Ueberproduktionen, und damit die Krisen selbst immer intensiver werden. Indeß, einem Bonapartisten gegenüber hat man immer Recht; die schlechtesten Gründe reichen aus, ihn zu widerlegen. Genügt doch oft schon ein ungeladener Revolver, um sich vor Räubern zu schützen. Schlimmer aber wird die Sache, wenn nicht ein Bonapartist, sondern ein Republikaner jenen Vorwurf erhebt, nicht gegen die Republik im Allgemeinen, sondern gegen „diese" Republik. Sie kennen ja die subtile Unterscheidung, mit der schon nach dem 16. Mai unter rother Löwenhaut versteckte Monarchisten mit „dieser Republik", die so wenig dem Ideal entspreche, die Republik überhaupt vernichtet, d. h. die Monarchie wiederhergestellt zu sehen wünschten. Das war freilich, wenn unbedacht, absurd, wenn mit Ueberlegung, schlecht. Man kann Einem, der an der Kehle gepackt ist und dem eben die Taschen ausgeplündert werden, nicht zum Vorwurf machen, daß er nicht liebenswürdig sei. Man hilft ihm und schimpft ihn nachher aus.

So haben es die französischen Socialisten gemacht, und darum haben sie jetzt ein wohlerworbenes Recht darauf, sich gegenüber den durch ihre Unterstützung ans Ruder gelangten Republikanern als selbstständige Partei, als principielle Opposition zu konstituiren. Sie können mit Fug verlangen, daß die Republik das halte, was die alte und die Orleansmonarchie wie das erste und zweite Kaiserreich versprochen und nicht gehalten haben, daß sie den Arbeiter vor Hunger schütze. Sie werden die Diskussion bald auf die „praktischen Fragen" bringen", die sich das neue Ministerium selbst als Programm vorsteckt.

Die „Egalité", ihr Organ, hat seine erste Kinderkrankheit glücklich überstanden und arbeitet wieder rüstig an der Constituirung und doktrinalen Ausstattung der neuen Partei, dabei stets die Tradition aller gefallenen Vorgänger wachrufend. Trotz Thiers lebt der Socialismus in Frankreich; sein Symbol ist das Schiff des Wappens von Paris: **Fluctuat nec mergitur.**

Der Münchener Naturforscherstreit.

Die vielbesprochene Rede Virchow's bei der diesjährigen Naturforscherversammlung nahm, wie man sich erinnern wird, hauptsächlich Bezug auf drei der vorangegangenen Reden, die der Herren Häckel, Nägeli und Klebs. Alle diese liegen nun im vollen Wortlaut vor und wenn auch die Ansicht, daß die Warnung Virchow's vielfältig auf einseitige Auffassung und demgemäß ebenso einseitige Verketzerung stoßen werde, seitdem in reichlichstem Maaße sich bewahrheitet hat, so wird doch hoffentlich die Parteilichkeit nicht so weitgehen, nun nicht auch gelten zu lassen, daß in der That in den vorhergehenden Reden, zumal in der Häckels, Vieles war, das in dem besonnenen Forscher eine gewisse Besorgniß und Erregung erzeugen konnte, die dann in der berühmten Improvisation einen Ausdruck fanden, der hinwiederum das Improvisirte bisweilen nicht verleugnete. Es ist nicht an uns, jene Reden, die sich auf specialwissenschaftlichen Gebieten bewegten, hier des Weitern zu erörtern; wohl aber wird es gestattet sein, aus dem Vorworte von Klebs, das sich gegen die Virchow'sche Kritik wendet, hier die Ausführungen mitzutheilen, welche das allgemeine Interesse berühren. Prof. Klebs schreibt:

Was zunächst die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung betrifft, so steht historisch fest, daß durch das unerschütterliche Festhalten an diesem Princip die deutsche Wissenschaft selbst in trüben Zeiten sich ihre Reinheit und keusche Frische bewahrt und daß an derselben sich der Geist des Volkes immer wieder neu gestärkt hat. Des ist Zeuge die Gründung der Universität Berlin, welche zur Zeit der tiefsten Erniedrigung des preußischen Staates stattfand und von den großen Patrioten jener Zeit als eines der mächtigsten Werkzeuge zur Befreiung der Geister und zur Wiederherstellung der Freiheit auch des Vaterlandes angesehen wurde. Daß auch die älteren Universitäten in diesem Sinne gewirkt haben, ist bekannt. Daß sie aber alle zu keiner Zeit, trotz der freiesten Forschung, welche nur in den allerärgsten Jahren der Reaction angetastet wurde, durch dieselbe geschadet haben, ist gegenwärtig allseitig, auch von Ausländern, anerkannt worden.

Doch ich bin gewiß, daß an dieser theuersten Errungenschaft deutschen Universitätslebens Virchow am allerwenigsten rütteln möchte; legt er doch selbst das Hauptgewicht nicht so sehr auf die Forschung, welcher er jeden möglichen Spielraum gewähren will, als vielmehr auf die Lehre, auf die Mittheilung der Forschungsergebnisse. Nur ist zu bedenken, daß eine derartige, vielleicht nicht ganz scharf hervorgehobene Unterscheidung von einem Uebelwollenden, wie seiner Zeit Herr von Kamptz demagogenriecherischen Andenkens, leicht verwischt werden kann. In der Beziehung sind schon größere Kunststücke ausgeführt worden.

Wenn nun aber auch blos die Lehre gemeint ist, welche sich eine gewisse Beschränkung aufzulegen hätte, so wird es sich doch fragen, welche Lehre gemeint sei; denn es ist offenbar nicht gleichgültig, ob die äußersten Schlußfolgerungen, welche aus den Ergebnissen der Wissenschaft gezogen werden können, dem geistig

reifen, welcher selbst zur eigenen Forschungsarbeit erzogen werden soll, mitzutheilen sind, oder dem unfreien Menschen oder dem jungen Kinde. So gern ich zugebe, daß im letzteren Fall auf das Begriffsvermögen der Schüler Rücksicht genommen werden muß, scheint mir die erstere Beschränkung eine völlig unzulässige zu sein. Ja, ich muß sogar so weit gehen zu behaupten, daß derjenige Hochschullehrer sich gegen seine Zuhörer versündigt, welcher ihnen nicht die volle Summe aller in seinem Gebiete bekannten Thatsachen vorlegte, sofern dieselben nur irgend eine, wenn auch nur entfernte Möglichkeit zur Erweiterung seines Verständnisses darbieten. Auch die aus denselben abgeleiteten Schlüsse dürfen nicht verschwiegen werden, selbst wenn sie von dem Lehrer nicht gebilligt werden; bleibt dem letzteren doch überreiche Gelegenheit, dieselben in ihrer vollen Nichtigkeit hinzustellen, falls er dazu Neigung besitzt.

Können von diesen allgemeinen Regeln, welche in Deutschland wohl nirgends viel Anfechtung erfahren werden, Ausnahmen eintreten, durch politische Verhältnisse bedingt, durch das Dräuen erbitterter Nachbarn oder der Unzufriedenen im eigenen Lande? Ich möchte eher das Gegentheil behaupten, daß nämlich, je gefahrvoller die äußere Weltlage, um so energischer das geistige Pfund der Nation verarbeitet werden muß; gerade auf die energischen Anstrengungen, welche in dieser Beziehung von Frankreich gemacht werden, will ich hindeuten, um meine Landsleute zu warnen, daß sie jetzt nicht die Hände in den Schooß legen und die Entwicklung ihres geistigen Erkennens hemmen möchten. Immer nur dann sehen wir Nationen untergehen, wenn sie zu geistigem Stillstand gelangt sind.

Auch hierin bin ich gewiß, mit meinem verehrten Gegner mich in völliger Uebereinstimmung zu befinden; aber, sagt derselbe, „wir sind zu dem Punkte angekommen, wo wir uns die besondere Aufgabe stellen müssen, durch unsere Mäßigung, durch einen gewissen Verzicht auf Liebhabereien und persönliche Meinungen (?)[1]) es möglich zu machen, daß die günstige Stimmung der Nation, die wir (die Naturforscher) besitzen, nicht umschlage!"

Es ist gewiß hart, sich sagen lassen zu müssen, daß alles dasjenige, was man als das Endresultat langwieriger und ernster physischer und geistiger Arbeit seinen Fachgenossen und den Freunden der Naturwissenschaften in feierlicher Sitzung vorlegt, eitel persönliche Liebhaberei sei. Gewiß hat der verehrte Redner, als er dieses Wort improvisirte, nicht daran gedacht, welche tief verletzende Bedeutung in dasselbe gelegt werden kann und, fast scheint es mir, gelegt werden muß! Mir wenigstens ist es nicht möglich gewesen, über dasselbe fortzukommen, ohne eine Auseinandersetzung herbeizuführen. Jedoch habe ich es verschoben, mich darüber zu äußern, bis der gedruckte Text vorlag.

Es ist klar und bedarf keiner weiteren Erläuterung, daß wissenschaftliche Arbeit ohne die Bildung von Hypothesen unmöglich ist. Es giebt sogar einige Leute, z. B. den alten Plinius, welche von der Majestät der Theorien geredet haben sollen, wie neulich bei dem Tode Leverrier's hervorgehoben wurde. In der That, wo wäre die Entdeckung des Neptun, ebenso wie diejenige Amerikas, wenn nicht eine wissenschaftliche Theorie unabweislich zu derselben geführt hätte. Es ist unzweifelhaft, daß schon lange vor Columbus der neue Continent von Europäern aufgefunden worden ist. Aber es hatte diese Entdeckung keine Consequenzen, weil die Entdecker gar nicht die Bedeutung des Gefundenen verstanden, aus Mangel einer kosmischen Theorie. Daß aber selbst eine in mancher Beziehung irrthümliche Theorie dennoch zu wahren Bereicherungen unserer Kenntnisse führen kann, lehrt gleichfalls die Entdeckung von Amerika, welches zunächst bekanntlich für Indien gehalten wurde, wohin man auf dem Westwege

---

1) Wahrscheinlich ein Druckfehler, statt „Neigungen"; denn was sollten wir sonst thun, als unsere innersten, persönlichen Meinungen, d. h. Ueberzeugungen auszudrücken, auch wenn sie nicht allgemein approbirt sind.

zu gelangen gehofft hatte, wie dies zuerst der Theoretiker Michel Behaim vorausgesagt.

Es läßt sich nun andererseits nicht leugnen, daß durch irrthümliche Theorien mannigfacher Schaden angestiftet werden mag, obwohl auch hierüber nicht alle Leute derselben Meinung sind; so hat z. B. Friedrich der Große eine kleine Abhandlung geschrieben unter dem Titel: „Ueber die Unschädlichkeit der Geistes-Irrthümer", in welcher er seine zunächst paradox erscheinende Meinung mit dem Nachweis der Mangelhaftigkeit all unserer Erkenntniß erläutert und zeigt, wie selbst eine entschieden unrichtige Theorie nützlich oder „angenehm" sein kann.

Ich behaupte nun keineswegs, daß eine falsche Theorie keinen Schaden bringe, wohl aber, daß trotz der gewiß unvermeidlichen Irrthümer und Mangelhaftigkeiten jeder Theorie wir doch auf die Bildung solcher nicht Verzicht leisten können, ohne in weit höherem Maaße den Fortschritt der Wissenschaften zu schädigen, als dieses durch eine doch immer nur theilweise unrichtige Combination und Deutung der Erfahrungen geschehen könnte.

Wird ein solcher Verzicht, wie es hier geschehen ist, von uns gefordert, so fragt es sich weiter, ob derselbe eine rückwirkende Kraft haben soll, ob wir mit einem Male auch alle bisher gültigen Theorien sollen fahren lassen? Ich glaube zwar nicht, daß dieses die Meinung des Redners war, doch würde es eine Consequenz seiner Forderung sein, oder man müßte annehmen, daß er glaubt, daß die älteren Theorien für alle Zeit ausreichende seien. Für die Medicin habe ich mich bemüht, zu zeigen, daß dem nicht so ist und muß hierüber auf den nachstehenden Vortrag verweisen.

Wenn demnach eine theoretische Verknüpfung der Thatsachen für den Fortschritt in den Wissenschaften ein unentbehrliches Hilfsmittel ist, so möchte ich doch einer unnützen und leichtsinnigen Bildung von Theorien nicht das Wort reden; und etwa, wie ein sehr beliebter medicinischer Schriftsteller einmal gethan, dieselben für etwas erklären, was nur der augenblicklichen Bequemlichkeit zu dienen hätte, deren Bildung und Verwerfen daher von dem Belieben, von der Stimmung des Augenblicks abhängig zu machen wäre. Meiner Auffassung nach kann man nicht vorsichtig genug hierbei verfahren. Eine Theorie ist zunächst auf die gewissenhafte Erwägung aller bis dahin bekannten Thatsachen und die Abschätzung ihres Werthes für den besonderen Fall zu begründen, sodann aber stellt sie nichts mehr und nichts weniger als einen Wegweiser für die Auffindung neuer Thatsachen dar. Je mehr neue Facta durch dieselbe gewonnen werden, um so größere Wahrscheinlichkeit erlangt sie, um so mehr nähert sie sich der absoluten Wahrheit, ohne indeß voraussichtlich dieser jemals völlig zu entsprechen. Daher wird diese Arbeit der fortdauernden Prüfung einer Theorie an immer neuen Objecten eine unendliche Arbeit sein, wie Helmholtz sehr richtig bemerkt; ebenso gewiß ist, daß diese unendliche Arbeit im Interesse der Wissenschaft gar niemals sistirt werden darf; es giebt durchaus keine äußeren Umstände, welche eine Arbeitseinstellung auf diesem Gebiete rechtfertigen können. Arbeitet, so lange das Licht da ist, denn nachher kommt die Finsterniß, in der Niemand mehr arbeiten kann. Die geistige Arbeit ist in der Wissenschaft untrennbar von der physischen und ich denke, daß auch wir noch keinen Grund haben, weil dunkle Wolken am Himmel stehen, schon jetzt auf diese werthvollste Thätigkeit des menschlichen Geistes zu verzichten. Eher sollten wir uns beeilen, dieselbe recht tüchtig und allseitig zu fördern.

Ich glaube jetzt nur noch zeigen zu sollen, daß die angegriffenen Theorien, mögen sie auch immer mangelhaft genug sein und voraussichtlich vieler Modifikationen bedürfen, doch hinreichende innere Berechtigung besitzen, um nicht für Ausflüsse persönlicher Liebhaberei gelten zu sollen. Es wird auch nicht schwer sein, zu zeigen, daß sie, wenigstens zum Theil bereits große, praktische Vortheile gebracht haben und andere in Aussicht stellen. Somit wären sie nicht

unberechtigt, selbst wenn eine fernere erweiterte Erfahrung keine Spur von ihrer Formulirung unverändert übrig ließe. Zwar könnte ich mich hierbei auf den Gegenstand beschränken, welchen ich selbst behandelt habe, aber, gleichzeitig und in derselben Weise angegriffen, halte ich es für geboten, auch über meine Schicksalsgenossen einige Worte zu sagen, zumal in allen drei Vorträgen insofern eine gewisse innere Uebereinstimmung besteht, als in allen dreien, demjenigen von Häckel, von Nägeli und dem meinigen die Tendenz eines tieferen, zusammenfassenden Verstehens wenn auch gegenwärtig noch dunkler, doch jedenfalls hochwichtiger Fragen unverkennbar ist, von Fragen, die einmal angeregt, in einer geistig regen Zeit nicht mehr aus der Discussion entfernt, bis auf Weiteres ad acta gelegt werden können.

Was zuerst die Frage des Darwinismus betrifft, d. h. jene Bestrebungen, welche auf dem Gebiete der Naturforschung eine allmählige Fortentwicklung aller belebten Naturkörper aus einfachen zu mannigfaltigeren Formen nachzuweisen versuchten, so dürften diese wohl nicht leicht mehr abzuweisen sein, nachdem die daraus hervorgehende Lehre die reichsten Früchte getragen. Häckel hat ganz recht, wenn er meint, daß dasselbe Princip auch in anderen Gebieten geistigen Lebens Platz greifen würde und sei es mir gestattet, hier eine persönliche Erfahrung als Beweis für die Richtigkeit dieser Voraussetzung anzuführen. Als ich, noch unter dem Eindrucke der Münchener Vorgänge leidend, nach Hause zurückgekehrt war, wenig geneigt, nochmals in die Discussion dieser Fragen einzutreten, hatte ich das Glück, einen Vortrag von Geh. Rath Ihering tn Göttingen zu hören, in welchem der berühmte Rechtslehrer das Wesen des Rechtsbegriffes erörterte und denselben als Resultat der jeweiligen Culturzustände darstellte, also als das Resultat eines Entwicklungsvorganges, welcher einen integrirenden Theil der Gesammtentwicklung des Menschengeschlechts darstellt. Mir, der selbst einer Juristen-Familie entsprossen und der dieser Lieblingsbeschäftigung der Seinen nur wegen der vermeintlichen Starrheit des Rechtsbegriffes entsagt hatte, war diese Auffassung neu und erfreulich überraschend; ich drückte deshalb bei einem fröhlichen Mahle dem Redner dieses Gefühl, welches seine Darstellung bei einem Jünger der Naturwissenschaft hervorgerufen hatte, aus und betonte die hierdurch bestätigte Solidarität aller Forschung. Herr Ihering war so freundlich, auf diesen Gesichtspunkt einzugehen und unter Anderem hervorzuheben, wie er selbst sehr überrascht gewesen sei, sich im Verlauf seiner Studien über den Gegenstand und ohne von Darwin eine Anregung empfangen zu haben, sich plötzlich der gleichartigen Richtung des Naturforschers und des Rechtsgelehrten bewußt zu werden.

Mir scheint hieraus zu folgen, daß dasjenige, was wir in der Naturforschung jetzt als Darwinismus bezeichnen, nichts anderes ist, als ein alles organische Leben beherrschendes Prinzip, das mit derselben Nothwendigkeit aus dem Begriffe des Lebens folgt, wie die Grundgesetze der Zahlen aus dem Begriffe dieser hervorgehen.

Es kann nun in der Darstellung der einzelnen Fälle gefehlt werden, durch welche dieses Princip gestützt werden soll, theils wegen des Mangels genügender Kenntnisse, theils weil man sich voreilig bemüht, das fehlende willkürlich zu ergänzen; und es will mir scheinen, als ob in letzterer Beziehung Häckel Einiges vorzuwerfen sei. Indeß, mag dem so sein oder nicht, die Forderung, daß nunmehr auch der Unterricht von dem weiten, neugewonnenen Gebiet Besitz ergreifen und dasselbe verwerthen müsse, scheint mir völlig billig. In der That werden wir den so vielfach von Naturforschern geäußerten Wunsch, daß der Schulunterricht mehr naturwissenschaftlich organisirt werden solle, nur dann erfüllen können, wenn der Pädagog diese Gegenstände genetisch vorträgt. Welch einen dürftigen Ersatz dagegen bietet die rein beschreibende Darstellung der Naturdinge dar, die mit Recht von den gewiegtesten Lehrern als ein durchaus ungenügender Ersatz für das Geist und Verstand bildende Studium der

Klassiker des Alterthums angesehen und auch von den Schülern, so viel ich weiß, keineswegs als eine erfreuliche Beschäftigung betrachtet wird. Versuchen wir es doch einmal, z. B. statt der Classification der Steine den jungen Leuten sofort einen Begriff von ihrer Bildung im Zusammenhang mit der Bildung und Umgestaltung der Erdoberfläche zu geben. Ich glaube, selbst Robinson Crusoe's Erlebnisse würden in den Geistern unserer Kinder von dieser Einsicht verdunkelt werden; man sehe doch nur einen Knaben, wenn ihm zum ersten Mal die Gelegenheit geboten wird, die Entwicklung einer Pflanze aus dem Samen selber zu verfolgen.

(Der Autor geht des Weiteren auf die Theorien von Nägeli und die seinigen über und wendet sich damit vom größern Publikum an die Fachgenossen.)

Osman Pascha.

R. „Plewna ist gefallen." — Welcher russische Sieg in zwei Erdtheilen hat jemals solches Mitgefühl erweckt, so viele Herzschläge beschleunigt, wie dieser Sturz eines türkischen Generals, wie dieses Martyrium einer verhungerten, erfrorenen und immer tapfern Armee! Denn darüber wird sich wohl Niemand täuschen, daß das Interesse, welches sich an den 10. Dezember 1877 knüpft, nicht den Ausrufen der Czaren, nicht dem Tedeum in Petersburg, nicht den Illuminationen der russischen und der rumänischen Hauptstadt, mit einem Worte nicht der panslavischen Freude galt, sondern der Victa causa, der heroischen Vertheidigung einer extemporirten Festung, welche fünf Monate lang die Kulturmission der Aksakoff und Fadeje zum Stehen brachte.

Das also sind die Barbaren, welche auch der feige Milan von Serbien aus Europa „vertreiben" will, das sind die Unterdrücker jeglicher Civilisation, die doch auf dem Kulturmesser unserer Tage, der militärischen Anstelligkeit und Bravour, so hoch über den Russen stehn, wie Moltke über Leboeuf. Es ist ja die Parole dieser civilisirten Gegenwart unserer Tage, daß die Militärkunst allein über den Werth der Völker, über ihr Existenzrecht entscheidet. Nun denn, so mußten sich die russischen Generale und Generalstäbe, die Artilleristen und Ingenieure demüthig vor Osman Pascha verneigen und schon im September links um kehrt machen. Da war einer der sie alle ausstach, der sie aus dem Balkan zurückbeorderte und zur Herbeiholung der verachteten Rumänen zwang!

Und wo bleibt jetzt die furchtbare Armee Osman Pascha's, wo bleiben die ungeheuren Massen von Batterien, über die der Löwe von Plewna verfügen sollte? 80,000 Mann war das Mindeste, womit die Bedeutung der Schanzenreiche aufgebauscht wurde; 240 Kanonen donnerten, der Angabe nach, von jenen Hügeln herab. Was aber hat sich gefunden, als der Hunger den Zauber brach, als die 120,000 Mann Russen und Rumänen endlich Einlaß erhielten? Höchstens 35,000 Mann Gefangene und 77 Geschütze, welche den Kampf mit 500 Feuerschlünden siegreich ausgehalten hatten! Kein Proviant, kein Holz, kein Verbandzeug, kein ordentliches Spital: das können die löwenmuthigsten Männer nicht auf die Dauer aushalten, das hat den Löwen selbst endlich niedergeworfen. Und noch ergiebt er sich nicht, noch stürmt er an drei Stellen wider den ehernen Ring, noch wirft er 2,000 Feinde zu Boden, bis auch ihn die Kugel trifft und er sinkt.

Und dem am Boden liegenden Löwen fehlen die bekannten nachträglichen Freunde nicht. „Er war ein guter Haudegen, aber kein Feldherr, wir haben das immer gesagt." Was sie „immer" gesagt, wer kann das noch Alles wissen? Sie haben so vieles gesagt. Aber verstanden haben sie nicht viel. Osman Pascha wurde von Widdin zur Unterstützung der Besatzung von Nikopoli deta-

schirt, kam aber, nicht durch seine Schuld zu spät. Mit scharfem Feldherrnblick ersah er die Lage der bulgarischen Stadt Plewna und als ächter Stratege setzte er sich dort fest. Mit aller Kunst des Genieweſens ließ er einen Hügelkranz in der Ebene in eine Festung umwandeln und sperrte so die durchmarschirenden Russen zwischen Plewna und der Festungslinie im Osten ein. Er war es, der die Russen zu der langen Echelonirung ihrer Truppen von Simnitza an der Donau bis nach Tirnowa, ja seit dem tollen Streiche Gurko's bis Philippopel nöthigte. Er mußte Oberfeldherr werden, und die Balkanarmeen unter Suleiman zu konvergirendem Vormarsch im Anschluß an seine eigene Ausfälle dirigiren. Gingen die Dinge nach seinem Befehl, so bildete sich das Hufeisen: Plewna, Tirnowa, Rasgrad, welches in elastischer Vorwärtsbewegung die ganze russische Armee in die Donau geschnellt hätte. Das war eine Strategie, vor der den beiden Großfürsten Nikolaus Hören und Sehen vergangen wäre.

Aber der Kriegsrath der hohen Pforte, die unwissenden und anmaßenden Spießgesellen Mahmud Damats verdarben Alles. Sie ertheilten dem Stoßtaktiker Suleiman den strikten Befehl, den Schipkapaß um jeden Preis zu nehmen; sie verbissen sich darein, daß der Feind aus dem Balkan geworfen werde, und ließen die strategischen Nothwendigkeiten als richtige Ignoranten aus dem Spiele. Suleiman Pascha mit 40,000 Mann rechtzeitig in Gabrowa, auf Tirnowa losrückend, Mehemed Ali mit 50,000 Mann auf Popokioi am Schwarzen Lom avancirend; Osman Pascha über die Osma an die obere Jantra ausbrechend: so war der ganze Feldzug 1877 erledigt. Die Russen im Balkan ergaben sich von selbst. Auch Mehemed Ali ist unschuldig am Laufe der Dinge; man siehts an Suleiman's Hin- und Herrücken, der doch dem Zaudersystem ein Ende machen und mit aller Gewalt vorstoßen sollte, aber nicht konnte.

Die Taktik des so auf ein engstes Terrain eingeschränkten Osman ist wahrlich über jedes Lob erhaben. Mit den geringsten Mitteln, isolirt von jedem Sukkurs, ohne Anlehnung an anderweitige ernstliche Operationen, hat er sich behauptet und den Krieg allein geführt. Drei große Schläge, mit immer stärkerer Wucht geführt, hat er in seinen extemporirten Schanzen ausgehalten und dem Feinde mehr Soldaten vor die Füße gelegt als er selbst Truppen gehabt. Denn 35000 Todte und Verwundete, also schier die Hälfte aller eingestandenen russischen Verluste, kommen auf das einzige Plewna, von den Rumänen ganz abgesehen!

Den Löwen von Plewna hat der hohe Kriegsrath zu Konstantinopel zum Tode dekretirt. Als Osman im September sah, daß die russischen Garden und Grenadiere ihm jedes Luftloch verstopfen und den Ausgang nach Sophia hermetisch verrammeln würden, beantragte er in Stambul den Abmarsch von Plewna und die Errichtung eines neuen Trutzmoskoff, wahrscheinlich gestützt auf Sophia und zum Schutz des westlichen Balkans. Aber das Orakel der Unfehlbaren lautete: Aushalten! Mit dieser Ordre war die unerläßliche Verpflichtung verbunden, zur rechten Zeit eine Entsatzarmee nach Orkhanje zu schaffen, welche die Umzingelung zur Unmöglichkeit machte. Die Unmöglichkeit aber wurde auf die Schultern Mehemed Ali's geladen, der ein wild zusammengesetztes Corps, weder an Qualität noch an Quantität ausreichend, gegen russische Linientruppen von Südwesten her ins Feld führen sollte, während die Nordseite von Plewna durch die Rumänen gegen Widdin zu abgesperrt war. So hat denn nicht einmal der Hunger, noch viel weniger die Belagerungsarmee mit 120,000 Mann und 500 Feuerschlünden, sondern lediglich die hochmüthige Albernheit des Kriegsrathes zu Konstantinopel, Osman Pascha, seine brave Armee und Plewna zu Falle gebracht. Fürwahr, wenn nicht die Türkei in ihrem Lager wäre und wenn nicht ganz andere Interessen auf dem Spiele ständen, den Rathsherrn zu Konstantinopel könnte man die Aushungerung von Herzen gönnen, und die Bastonnade dazu.

„Jetzt muß der Krieg weiter geführt werden", rief Czar Alexander aus,

als ihm die Nachricht von der Kapitulation Osman Pascha's zugebracht wurde. Ja, jetzt erst kann er weitergeführt werden, denn wir haben 100,000 Mann frei und 35000 Feinde, gleich 100,000 der Unsrigen weniger zu bekämpfen. Netto-Unterschied 200,000 Mann. Jetzt hindert nichts mehr den Muth der Serben endlich loszubrechen, Widdin und Nisch zu umzingeln, wozu die rumänischen „Brüder" die Hand reichen werden. — Alles für die slavische Neukultur. Die Hälfte der freigewordenen Russen wird sich gegen Osten zur Armee des Thronfolgers begeben und den Einmarsch ins Festungsviereck ermöglichen. Die andere Hälfte wird auf Sophia marschiren und den Balkan ins Auge fassen. Darüber besinnen sich auch die Hellenen — immer im Interesse der slavischen Weltkultur — und fallen in Thessalien ein, den Tag von Pharsalus zu erneuen. Erzerum muß jetzt fallen, damit der Großfürst Michael nicht im Rückstande bleibt gegen Onkel und Vetter.

Wenn der Winter nicht Halt gebietet, die europäische Diplomatie rührt sich nicht. Keine Macht thut Einspruch, als wenn alles vorher abgekartet gewesen wäre. Die aber so gleichmüthig zusehen und so selbstgewiß die Hände in die Taschen stecken, werden's eines Tages auszubaden haben.

Der Löwe von Plewna aber soll jetzt zur Schau reisen, von Bukarest nach Jassy, Urgheny, Kiew, Moskau, Petersburg, bis er irgendwo auf der Route nach Nischni-Nowgorod stille gelegt wird, brütend über das Schicksal seiner Tapfern, die Dummheit zu Stambul und das Unglück seines Vaterlandes.

Neue Bücher.

Dänische Volksmärchen. Nach bisher ungedruckten Quellen erzählt von Svend Grundvig, übers. v. W. Leo. Leipzig, Barth. (4 M.)

Rottenburg, F. J., Vom Begriff des Staates. Erster Band. Leipzig, Duncker Humblot. (8 M.)

Wyneken, Dr. E. F., Conservative Ziele für die Gegenwart und die Bedeutung des Vereinswesens für die Zukunft. Gotha, Perthes. (0,80 M.)

Held, Prof. Ad., Socialismus, Socialdemokratie und Socialpolitik. Leipzig, Duncker-Humblot. (2 M.)

Hartwich, Geh. Oberreg.-R., Bemerkungen über den bisherigen Gang der Entwicklung des Eisenbahnwesens. Berlin, Simion. (2 M.)

Heymann, E., Vor dem Neuen Krach! Material zur Gesetzgebung über Actien-Hypothekenbanken und Bodencreditanstalten. Berlin, Puttkammer Mühlbrecht. (0,60 M.)

Petöfi, Al., Gedichte, übersetzt von Ladisl. Neugebauer. Mit Vorwort von Bodenstedt. Leipzig, O. Wigand. (4 Mk.)

Trojan, J., Was im Jahre 1878 gut zu thun ist. Nützliche Sprüche, Betrachtungen, Prophezeihungen und Zaubermittel. Berlin, Donny. (0,75 M.)

Hoffmann, E., Das Telephon, Vortrag im Architektenverein. Berlin, Springer. (0,50 M.)

Dubs, J., Das öffentliche Recht der schweizerischen Eidgenossenschaft. Erster Theil. Zürich, Orell Füßli. (4 M.)

Pressensé, E. v., Geschichte der ersten drei Jahrhunderte der christl. Kirche. Sechster (letzter) Theil. Leipzig, Engelmann. (4,50 M.)

Schliemann, Dr. H., Mykenä, Bericht über die Forschungen und Entdeckungen in Mykenä und Tiryns. Mit Vorwort von Gladstone. Leipzig, Brockhaus. (30 Mk.)

Huxley, Th., Physiography. Leipzig, durch Twietmeyer. (7½ Sh.)

Lewes, G. H., Ueber Schauspieler und Schauspielkunst. Autoris. Uebers. Leipzig, J. Duncker. (5 Mk.)

Zeller, Ed., Vorträge und Abhandlungen. Zweite Sammlung. Leipzig, Fues. (9 Mk.)

Goll, Jaroslav, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der böhmischen Brüder. I. Ihr Verhältniß zu den Waldensern. Prag, Otto. (3,50 Mk.)

Rénan, Mélanges d'histoire et de voyage. Berlin, durch Asher. (7½ Frs.)

Une page d'amour de Ferdinand Lassalle. Récit-Correspondance-Confessions. Leipzig, Brockhaus. (2 Mk.)

Zwichem, V. van, Tagebuch des schmalkaldischen Donaukrieges. Aus Archiven herausgeg. von A. v. Druffel, München. Rieger. (10 Mk.)

Verhandlungen der 5. General-Versammlung des Vereins für Socialpolitik, im Okt. 1877. Leipzig, Duncker Humblot. (6 Mk.)

Hüffer, Herm., Aus dem Leben Heinr. Heine's. Berlin, Pätel. (3 Mk.)

Böckh, Aug., Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften. Herausgeg. von E. Bratuschek. Leipzig, Teubner. (12 Mk.)

Ebers, G., Homo sum. Roman. Stuttgart, Hallberger. (6 Mk.)

Gödeke, K., Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtung. 3. Bdn. 5. Heft. Dresden, Ehlermann. (4 Mk.)

Spencer, Herb., Principien der Sociologie. 1 Bd. Stuttgart, Schweizerbart. (12 Mk.)

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Inf. v. Hüfer. Berlin, Reimer. (5 Mk.)

Schäffle, Dr. A., Bau und Leben des socialen Körpers. Zweiter Bd. Tübingen, Laupp. (10 Mk.)

Helmholtz, Dr. H., Ueber die akademische Freiheit der deutschen Universitäten. Rectoratsrede. Berlin, Hirschwald. (0,80 Mk.)

Heine, Correspondance inédite. Leipzig, durch Twietmeyer. (3½ Frs.)

Abonnements-Einladung.

Bei Ablauf des Vierteljahres sei die „Wage" ihren bisherigen Lesern auch zu fernerer freundlicher Theilnahme empfohlen und an die Freunde, die sich das Blatt erworben, die Bitte gerichtet, für dessen Verbreitung sich interessiren zu wollen.

Die Expedition ist gern bereit, sobald ihr der Wunsch ausgesprochen wird, das Blatt pünktlich per Kreuzband direct zuzusenden, sowol in Berlin wie außerhalb. Die Sendung ist auf diesem Wege zuverlässiger und regelmäßiger, als auf jedem andern, sie geht von hier schon Donnerstag Abend ab und wird dem Abonnenten ohne Erhöhung des Preises portofrei ins Haus geliefert.

Von den früheren Jahrgängen der „Wage" ist noch eine kleine Anzahl von Exemplaren vorräthig, welche brochirt und mit Titelblatt und Inhaltsverzeichniß versehen zu dem Preise von 3 Mark für den Jahrg. 1873 (October bis Dezember) und 9 Mark für die folgenden Jahrgänge durch Unterzeichnete zu beziehen sind.

Expedition der „Wage"
Berlin SO., Michaelskirchplatz 13. I.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 13, Berlin SO.
Druck von H. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Postanstalt, für Berlin durch C. Mecklenburg, SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal im Deutschen Postgebiet 4,50 Mark. Insertionspreis 20 Pf. für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben von

Dr. Guido Weiß.

5. Jahrgang. Berlin, 28. December 1877. Nr. 52.

Inhaltsverzeichniß: Officielles über deutsche Arbeiterverhältnisse. Von K. B. — Die Philister in Frankreich. — Zur Abwehr.

Officielles über deutsche Arbeiterverhältnisse.

Vor Kurzem sind die Jahresberichte der preußischen Fabrik-Inspektoren für das Jahr 1876*) ausgegeben worden — ein stattlicher Band von über 300 Seiten Text mit wohlgeordnetem Sachregister, statistischen Tabellen und zahlreichen Abbildungen — die dritte regelmäßige Publikation dieser Art. Die früheren Jahrgänge hatten in vielen Kreisen ein lebhaftes Interesse wachgerufen: waren sie doch das erste Lebenszeichen einer mit [illegible] Hoffnungen von England, dem Vorbilde der festländischen Arbeiterschut[illegible]ng, zu uns verpflanzten Einrichtung und ein wenn auch ziemlich besch[illegible]eis dafür, daß der Staat sich seiner Verpflichtung erinnerte, auch [illegible]thschaftlich Schwachen und Halbmündigen da seinen Schutz angedeihen zu lassen, wo mächtige Privatinteressen einer einflußreichen, wenn auch kleinen Bevölkerungsklasse die Ausführung der Gesetze gefährdeten. Und auch das darf gebührend anerkannt werden, daß das preußische Handelsministerium in dieser Sache die übliche Zugeknöpftheit weniger hat walten lassen und das schätzbare Material, das ihm seine Beamten eingesandt, durch den Buchhandel auch den nichtoffiziellen Sterblichen zugänglich gemacht hat.

Wo von socialen Dingen die Rede ist, da haben wir, unserer sonstigen Gewohnheit entgegen — eine unbezwingliche Vorliebe für offizielles Material. Nicht als ob dasselbe mit dem Staatswappen auf dem Titelblatte auch die volle Genauigkeit und Zuverlässigkeit seiner Daten verbürgte. Von unserer socialen Statistik erklärte selbst einmal Dr. Engel eine „bescheidene Meinung" zu besitzen, und mit unseren Enquêten über Arbeiterverhältnisse haben wir so schlimme Erfahrungen gemacht, daß an ihnen selbst die zahmsten Nationalliberalen in der bekannten April-Debatte über die Revision der Gewerbe-Ordnung zu wüthenden Recensenten wurden. Nicht ganz so schlimm ist es mit dem bestellt, was die Fabrik-Inspectoren in ihren Jahresberichten uns vorsetzen. Die Sache hat ihren guten Grund, und weil derselbe mit wenigen Worten sich aussprechen läßt, so mag hier angegeben sein, was wir darüber denken. Das Enquête-Material ist durch die starkknochigen Hände der juristischen Mitarbeiter des Handelsministeriums gegangen — Juristen verstehen ja bei uns Alles, die Pädagogik so gut wie den Handel, die Kirchensachen wie

*) Jahres-Berichte der Fabriken-Inspektoren für das Jahr 1876. Veröffentlicht auf Anordnung des Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Berlin 1877. Fr. Kortkampf. Die Philologen des Handelsministeriums sagen consequent „Fabriken-Inspectoren"; wir können's nicht über unser sprachliches Gewissen bringen, ihnen das nachzumachen, zumal der Ausdruck Fabrik-Inspector in der bezügl. Literatur längst ebenso gut Bürgerrecht hat, wie Eisenbahn-Inspector, Garten-Inspector (nicht Eisenbahnen-, Gärten-Inspector).

das Gewerbe — und die haben an demſelben ſo lange geſchoben und geknetet, bis es für die graziöſen Perioden des Kanzleiſtils reif war. Aus dieſem die Urform herauszuſchälen, das dürfte ſelbſt einem Fr. A. Wolf oder Lachmann nicht gelingen, die doch mit den homeriſchen Dichtungen nach dieſer Richtung hin fertig geworden ſind. Die Fabrik-Inſpectoren ſind Männer der Praxis: was ſie mittheilen iſt eigner Wahrnehmung entfloſſen, und wo ſie ſich von Fabrikanten oder Pfarrern und Ortsvorſtehern haben erzählen laſſen, da weiß ein mit der Sache leidlich vertrauter Leſer ſchon von ſelbſt kritiſch das Nöthige ab- oder zuzuthun. Mag die amtliche Schablone immerhin der Darſtellungskraft und Darſtellungsluſt des Einzelnen ein gut Stück freier Bewegung abſchneiden: was dem vielformigen Leben abgeſchrieben iſt, das muß in dem Leſer viel leichter die Vorſtellung des konkreten Thatbeſtandes wiedererzeugen, als wenn es die ungeſchickten Hände eines der Wirklichkeit abgekehrten Bureaumenſchen bis zur Unkenntlichkeit verwaſchen haben.

Freilich ſind darum die Jahresberichte der Fabrik-Inſpectoren Preußens noch keine Muſter derartiger Darſtellungen und wir würden nicht wagen, ſie den halbjährigen Reports ihrer engliſchen Collegen an die Seite zu ſtellen. Aber dafür iſt ein preußiſcher Fabrik-Inſpector auch kein engliſcher, die Fabrik-Paragraphen der deutſchen Gewerbe-Ordnung kein engliſches Fabrik-Geſetz. Man hat, an übler Tradition hangend, in Preußen den Fabrik-Inſpector in die ſchwerfällige Verwaltungs-Bureaukratie eingezwängt, man hat ihm faſt nirgends die Möglichkeit energiſcher Initiative bei Abſtellung von Mißbräuchen, Verfügung von Strafen u. dgl. gegeben, man hat ihn nicht mit den vollen Mitteln ausgeſtattet, die zur Ermittelung des Thatbeſtandes ihm in vielen Fällen unentbehrlich ſind. Sodann will es uns ſcheinen, als ob das Maß billiger Rückſichtnahme auf althergebrachte Gewohnheiten überſchritten worden ſei, indem die Fabrik-Inſpektoren durch ihre Inſtruktion auch da auf den Weg der Milde und „gütlicher Verhandlungen" gewieſen ſind, wo das Geſetz unzweideutig Strafen androht. Wenn man gehofft hat, damit ein ruhiges Einleben der Inſtitution und der Geſetze, zu deren Sicherheit ſie geſchaffen iſt, zu befördern, ſo dürfte das nach den ſeitherigen Erfahrungen ſchwerlich erreicht ſein. Und das Schlimmſte, man hat den Beamten die Hände gebunden, wo ſie dieſelben im Allgemeinintereſſe frei haben müſſen.

Wenn wir oben unſere Vorliebe für officielles Material über ſociale Zuſtände ausgeſprochen haben, ſo geſchah das in der Erinnerung an eine wohl nicht von uns zuerſt gemachte Erfahrung. Oft genug iſt uns, wo wir von den ſocialen Schäden der capitaliſtiſchen Productionsweiſe ſprechen, der Ruf nach „Beiſpielen" nach Angabe „thatſächlicher Zuſtände" entgegen geſchleudert worden. Boten wir nun deutſches Material, ſo hieß es: „Das ſind die in's Ungeheuerliche übertriebenen und verlogenen Schilderungen der Socialiſten-Preſſe", und wenn wir die dunklen Schatten proletariſchen Elends aus dem reichen Schachte engliſcher Blaubücher heraufbeſchworen, ſo hieß es: „Ja, in England — bei uns kommt dergleichen nicht vor." Karl Marx ruft ſolchen nationalen Optimiſten ſchon in der Vorrede zur erſten Auflage des „Capitals" ein: De te fabula narratur entgegen, ja er behauptet, daß wo die capitaliſtiſche Production völlig bei uns eingebürgert iſt, die Zuſtände viel ſchlechter ſind als in England, weil das Gegengewicht der Fabrikgeſetze fehlt. Das letztere trifft zwar ſeit dem Erlaß der Reichs-Gewerbe-Ordnung nicht mehr völlig zu; doch mag es ruhig an ſeinem Orte ſtehen, weil nach vielfachem und ſelbſt officiellem Zugeſtändniß kaum je ein Geſetz ſo ungenügend ausgeführt worden iſt, als die mageren Paragraphen der Gewerbe-Ordnung, welche ſich auf die Fabriken beziehen. Marx fährt dann fort:

„Im Vergleich zur engliſchen iſt die ſociale Statiſtik Deutſchlands und des übrigen kontinentalen Weſteuropas elend. Dennoch lüftet ſie den Schleier gerade genug, um hinter demſelben ein Meduſenhaupt ahnen zu laſſen. Wir würden vor unſren eigenen Zuſtänden erſchrecken, wenn unſere Regierungen und Parlamente,

wie in England, periodische Untersuchungskommissionen über die ökonomischen Verhältnisse bestellten, wenn diese Kommissionen mit derselben Machtvollkommenheit, wie in England, zur Erforschung der Wahrheit ausgerüstet würden, wenn es gelänge, zu diesem Behuf ebenso sachverständige, unparteiische und rücksichtslose Männer zu finden, wie die Fabrikinspektoren Englands sind, seine ärztlichen Berichterstatter über Public Health, seine Untersuchungskommissäre über die Exploitation der Weiber und Kinder, über Wohnungs- und Nahrungszustände u. s. w. Perseus brauchte eine Nebelkappe zur Verfolgung von Ungeheuern. Wir ziehen die Nebelkappe tief über Aug' und Ohr, um die Existenz der Ungeheuer wegleugnen zu können."

An diese Stelle erinnerte uns mehr als eine Seite der früheren wie auch der diesjährigen Jahresberichte der Fabrik-Inspektoren Preußens, namentlich aus den Abschnitten über den Schutz der Fabrikkinder und der jugendlichen Arbeiter und über die Sicherung der Arbeiter gegen Gefahr für Leben und Gesundheit. Denn in diesen beiden Abschnitten allein (ein dritter handelt über die concessionspflichtigen Anlagen und schlägt in das Kapitel der öffentlichen Gesundheitspflege) bietet sich Gelegenheit zu Ausführungen über Arbeiterzustände. Die Anmerkungen, welche hier fallen, gehen leider selten über das knappe amtliche Maß hinaus; aber hin und wieder hat doch Einer die Gelegenheit zu tieferen socialen Studien benutzt und das ist ihm hoch anzurechnen, selbst da, wo er das Steckenpferd seines Herrn und Meisters, Herrn Achenbachs, tummelt und sich über das etwas bedenkliche Kapitel der „Wohlfahrtseinrichtungen" verbreitet, die doch schließlich meist mehr dem Vortheil der Fabrik als dem Wohle der Fabrikarbeiter dienen. So hat Einer den vernünftigen Gedanken, die Fabrikkinder auf ihre Schulbildung zu prüfen, ein Anderer kümmert sich auch um das Loos der seiner Aufsicht nicht unterstellten Fabrikarbeiterinnen, mehrere machen Vorschläge über die Fabrikordnungen, fast alle sprechen über die ungenügende Versorgung der von Unfällen betroffenen Arbeiter. Da fließt gar manches mit ein, was, säuberlich ausgehoben und zu einem socialen Nachtbild vereinigt, auch den Männern des unbedingten laisser faire et passer die Haare zu Berge treiben würde. Aber man würde uns dann wohl wieder — und nicht ganz mit Unrecht — sagen: „Das sind vereinzelte Erscheinungen, die hier und da immer vorkommen werden; was berechtigt, aus ihnen ein Gesammtbild zu construiren, das den humanen Arbeitgeber mit dem inhumanen in einen Topf wirft und am Ende nur dazu dient, die Leidenschaften aufzuregen?" Wir könnten darauf antworten, daß die „vereinzelten Fälle" z. B. auf dem Gebiete der Kinderbeschäftigung sich zu vielen hunderten von offenen und z. Th. hartnäckigen Gesetzesübertretungen summiren; aber wir ziehen es vor, uns heute nur an einen der Berichte zu halten, welcher in der erwähnten Beziehung allerdings einen Ehrenplatz einnimmt. Wir meinen den Bericht des am Ende der Berichtsperiode erst seit einem halben Jahre in Amtsthätigkeit befindlichen Fabrik-Inspectors für den Regierungs-Bezirk Düsseldorf, Dr. G. Wolff, der an Mittheilungen über Arbeiterverhältnisse verhältnißmäßig reich ist und den dunklen Punkten im socialen Leben der Fabrikdistrikte, wenn er sie auch nicht geflissentlich aufsucht, so doch auch nicht aus dem Wege geht. Es würde uns als ein Unrecht gegen den Verfasser erscheinen, wenn wir aus dem umfänglichen Berichte, der sich amtlich mit gar Vielerlei beschäftigt, einen mageren Auszug über die Arbeitsverhältnisse zusammenstoppeln wollten, der denn doch die Schattenseiten zu grell würde hervortreten lassen. Wir ziehen es vor, dafür zwei längere Stücke auszuheben, welche dazu anregen mögen, das Ganze gehörigen Orts nachzulesen.

In dem Abschnitt, welcher von der Ueberwachung der Beschäftigung jugendlicher Arbeiter handelt, lesen wir:

„In Stanz- und Zieh-Werken (Stiften-, Nagel-, Schrauben-, Hufeisen- und Drahtfabriken) sind 18,6 Procent aller Arbeiter jugendliche, ja in einer Fabrik von Holzschrauben und Hufeisen fand ich 42,8 Procent (21,9 Procent im Alter von 12—14 und 20,9 Procent im Alter von 14—16 Jahren) derselben vor. Wenn nun auch

die verrichtete Arbeit meistens an sich leicht und der Körperentwicklung nicht mehr, z. Th. sogar weniger entgegenstehend ist, als z. B. die Arbeit eines Schreibers, so macht es doch einen in hohem Grade unangenehmen Eindruck, wenn man die Arbeit in Räumen vorgenommen sieht, welche dumpf, sogar feucht, nach Höhe wie Horizontal-Ausdehnung beengt sind. Die meisten der hierher gehörigen Anlagen tragen leider immer etwas von diesem, auf ihre Entwicklung aus dem Kleingewerbe hinweisenden Charakter an sich, und es ist zuweilen recht schwierig, Verbesserungen anzubringen. Wohl aber würde es meines Erachtens gerechtfertigt sein, wenn die Arbeit der jungen, noch nicht halb entwickelten Knaben (und mitunter auch Mädchen) an Schleifsteinen verboten würde. Auch abgesehen von dem Lungen und Augen in hohem Maße angreifenden Schleifstaub der Trockensteine, der hierorts durch Ventilation nicht ganz abgeleitet werden konnte, liegen in der Beschäftigung jedes Schleifers Momente, die in ihrer Ausführung selbst kräftige, entwickelte Personen, um wie viel mehr Kinder benachtheiligen müssen. Es sind dies die Einklemmungen des Bauches, die seitlich und longitudinal erfolgende Einpressnng der Brust und das Heraustreten der Schulterblätter in Folge der mit einer bedeutenden Anstrengung der Arm- und Rückenmuskeln verbundenen Arbeit. Am stärksten treten diese Erscheinungen in den eigentlichen Schleiferei-Bezirken hervor. Die Knaben, welche, in engem niederem Raume zusammengepfercht, und selbst ein Stück eingespannter Akkordmaschine, den das Schleifstück haltenden Schleifklotz gegen den Schleifstein pressen, — die Männer, welche mit magerem welkem Körper, verengter Brust, convexem Rücken, immerwährendem Hüsteln und Athemnoth einhergehen, — die zahlreichen Schnapshäuser, die man in solchen Gegenden findet — dies Trio giebt zusammen ein Bild der Wirklichkeit, wie es drastischer die Phantasie nicht kombiniren könnte."

Dies ein Miniaturbild, dem wir manches andere aus demselben Berichte an die Seite stellen könnten. Wir wollen namentlich nur auf die eingehenden Erörterungen über die zahlreichen Arbeiterverunglückungen in Fabriken und die fast völlige Unwirksamkeit des Haftpflichtgesetzes in solchen Fällen hingewiesen haben, um den Raum für die sehr lehrreichen Ausführungen Dr. Wolff's über den Wohnungsstand der Arbeiter und insbesondere über das Quartiergängerwesen aufzusparen. Empfindsame Seelen mögen es uns vielleicht verdenken, daß wir hier den Schleier von diesem entsetzlichen Bilde menschlicher Erniedrigung und Verkommenheit ziehen und dasselbe aus seiner Verborgenheit in den Blättern der wenig verbreiteten offiziellen Publikation an das helle Tageslicht weiterer Oeffentlichkeit ziehen. Aber wer die Zeit verstehen will, der muß vor dem Schlamm und Schmutz des socialen Elends nicht zurückschrecken und jenes conventionelle Mißbehagen überwinden, mit dem selbst sonst wohlmeinende Menschen sich an diesen Dingen vorbeizudrücken suchen. Wir selbst haben wahrlich keine Lust daran; wir glauben gern, daß eines jener rührenden Bilder fröhlicher Armuth, stiller Genügsamkeit, gottergebenen Duldens, mit Blumen umrankten Fenstern, blankgescheuertem Fußboden und Kanarienvogelgezwitscher vielen mehr behagt, als die wüste Brutalität und der Modergeruch jener verelendeten Existenzen, deren unsere Wirthschaft nicht entbehren zu können scheint.

„In den gewerblichen Anlagen", heißt es S. 269 ff. des Berichts, „wo der Wechsel der Arbeiter kein so großer, das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitern zu beider Nutzen ein gedeihliches ist, hat man dies theils lokalen Umständen, theils der besseren Disposition der Arbeiter und theils der Errichtung von Arbeiterwohnungen und anderen Wohlfahrts-Einrichtungen zu verdanken. Diese Einrichtungen — einzelne Kolonien-Wohnhäuser mit zugehörigem Kulturland für Arbeiterfamilien; Kasernen für ledige oder anderswo ansässige verheirathete Arbeiter (auch solche für Arbeiterinnen); Beköstigungs-Häuser, in welchen für sehr geringe Beträge gut zubereitete Speisen gegeben werden; Konsum-Vereine; Kranken-, Unterstützungs- und Pensions-Kassen, theils für Arbeiter allein, theils auch für deren Wittwen; dann Speisesäle, Lesezimmer mit Zeitschriften, Schulen, Wasch-, Ankleide- und Bade-Räume — finden sich im hiesigen Bezirk fast stets, und bei isolirter Lage wohl immer mit jedem größeren Werk verbunden. Die Familien-Wohnungen sind meistens gesucht und werden gewissermaßen als Belohnung den Arbeitern von gutem Verhalten vorzugsweise gern überlassen; die Preise dafür werden immer niedriger als die von Privat-Vermiethern gehalten. In einem Falle

sind etwa 140 Familien-Wohnungen mit dem dazu gehörigen Kulturland umsonst bewohnt. Auch die Beköstigungs-Einrichtungen werden gern und die Konsum-Vereine stark benutzt. Dagegen scheinen die weiblichen Arbeiter gegen die Abhaltung ihrer aus mitgebrachten Speisen bestehenden Mahlzeiten in den Speisesälen, obwohl diese z. Th. wirklich angenehm ausgestattet sind, eine entschiedene Aversion zu besitzen und wurde dafür als Grund angegeben, daß keine Arbeiterin gern ihrer Nachbarin den Einblick in den Topf gestatten wolle. Auch die Lese- und Bade-Zimmer, deren ich einige von entschieden eleganter Ausstattung antraf, werden wegen der auf Sauberkeit und Ordnung haltenden Anordnungen nicht in dem gewünschten Maße frequentirt, die Wasch- und Ankleide-Räume und deren Einrichtungen aber zuweilen in unverantwortlicher Weise von den Arbeitern behandelt; der Zustand dieser Räume, wo sie vorhanden sind, giebt dem Beobachter den besten Maßstab für die Eigenschaften der Arbeiter und für die Disziplin der Fabrik.

Die Kasernen und Wohnungen für ledige männliche Arbeiter stehen vielerorts theilweise oder ganz leer — nicht etwa allein deßhalb, weil eine genügende Anzahl solcher Arbeiter nicht vorhanden oder die Miethe zu hoch wäre, sondern weil in ihnen eine bestimmte und sehr nothwendige Disziplin aufrecht erhalten wird. Die Arbeiter ziehen es deßhalb meist vor, als sogenannte Quartiergänger in Familien sich einzumiethen, wenn auch die Kosten vergleichsweise höher ausfallen. Während der „Glanz-"Jahre, wo auch die Kasernen überfüllt waren, begünstigten die Fabriken häufig das Einmiethen ihrer ledigen Arbeiter in Familien ihrer verheiratheten Arbeiter und selbst heute sollen manchenorts noch dieselben Ansichten in dieser Hinsicht herrschen, wie in jenen Jahren, wo die Anzahl der Arbeiter und die Wohnungsnoth gewissermaßen zu jener Maßregel zwang. — Ich bin damit bei dem düstersten Gegenstande und unangenehmsten Theile meines Berichtes angelangt, hatte es aber für meine Pflicht, auch über diese Beobachtungen und Erhebungen zu berichten und auf die Wichtigkeit des Gegenstandes aufmerksam zu machen.

Das Quartiergängerwesen kann, wenn auch nicht ganz durchgreifend, in zwei durch die Beschäftigungsweise des Quartiergebers bedingte Kategorien unterschieden werden: in ein weniger schädliches — wo der Ehemann niemals Nachtschichten hat, sondern zu derselben Tageszeit arbeitet und ruht, wie der Quartiergänger, und in ein solches, wo der Ehemann Nachtschichten zu verfahren hat, wo Nachts bald er, bald der oder die Quartiergänger zu Hause sind. Die erstere Art ist hauptsächlich in dem Gebiete Dornap-Schöller vertreten, dessen Steinbruch-Betrieb alljährlich im Frühjahr tausend und mehr männliche Arbeiter aus der Fremde heranlockt; diese sind während ihrer Anwesenheit zu einem Theil in Kasernen, zum größeren Theil als Quartiergänger oder auch als Kostgänger in Arbeiter-Familien eingemiethet. Böse sittliche Folgen dieses Verhältnisses treten dort nur höchst selten hervor. Ueberdies hat dort das sittliche Gefühl des Volkes und seine Lust am Skandal das „Austrommeln" für solche Fälle aufrecht erhalten und dies bewährt sich als wirksames, wenn auch nicht legitimes Korrektiv.

Anders aber tritt das Quartiergängerwesen in jenen Gebieten auf, wo die Eisen-Großindustrie mit andern Industrien oder mit dem Bergbau verbunden dominirt — so z. B. im ganzen Ruhrgebiet, soweit Zechenhäuser stehen und hohe Essen rauchen. Und auch da hat man zu unterscheiden:

1) die Fälle, in denen eine Wittwe, vielleicht mit Kindern oder eine Frau mit arbeitsunfähigem Ehemann die Quartiergänger hält und

2) diejenigen, in denen der Ehemann, wenn auch arbeitsfähig, vielleicht auch fleißig, aber arm oder — schlecht, die Quartiergänger in sein Haus aufgenommen hat.

Die ersteren Fälle verdanken häufig, vielleicht meistens ihr Dasein der Noth, dem bittern Elend, das durch den Tod oder die Verkrüppelung des Mannes — sei es in Folge eines nicht haftpflichtigen Unfalles oder andrer Ursachen — oder durch körperliche Unfähigkeit der Frau hervorgerufen und durch den Umstand verstärkt wurde, daß Ersparnisse aus früheren Jahren nicht vorhanden waren. Die Pensionen der Wittwen und der arbeitsunfähigen Männer aus den Hilfskassen sind so gering, ihre Unterstützung aus Gemeindemitteln ist so knapp oder gleich Null, wenn Kinder vorhanden sind, nie ausreichend, — die Beschaffung passender Arbeit für die Frau so schwierig, sie selbst vielleicht dazu ungeeignet oder unfähig, dabei das Halten von Quartiergängern so bequem, daß es leicht erklärlich wird, wenn die Wittwe oder der Krüppel dieses Hilfsmittel ergreift, um sich und die Familie besser zu nähren — selbst auf die, wohl nicht immer bewußte Gefahr hin, sich, sein Weib,

seinen Nachwuchs geistig und körperlich zu Grunde zu richten. Daß dieses aber zu befürchten steht, das beweisen die unten gegebenen Erhebungen.

Die unter 2 genannten Fälle sind meistens nicht so unmittelbar aus einer vorhandenen zwingenden Noth, als aus dem Bedürfniß des Erwerbes zur Beschaffung von wirklichen oder vermeintlichen Lebens-Annehmlichkeiten, aus dem öfteren Angebot von Quartiergängern, theilweise wohl auch aus durchaus unlautern Motiven zu erklären. Wie aber auch die Vorbedingungen im Einzelfalle gewesen sein mögen, die Verhältnisse des Quartiergängerwesens sind fast in allen Fällen dieselben: ein enggedrängtes Nebeneinanderleben, Zusammenwohnen und Zusammenschlafen von Quartiergebern und Quartiernehmern, von häufig sinnlich rohen, sittlich ungebildeten Elementen. Den Familiengliedern habe ich dieselben Eigenschaften vindizirt, — sie kommen aber, wenn jene allein wohnen, nicht so sehr zur Geltung, die Familienglieder haben ein inneres Interesse an ihrem gegenseitigen Wohlergehen und jene Eigenschaften werden dadurch gemildert oder beseitigt. Dem Quartiergänger dagegen ist und bleibt ein solches Interesse fremd, er miethet sich nur ein zur Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse, seines Hanges nach einer ungeregelten, schrankenlosen Lebensweise, zuweilen sogar seiner unlauteren Absichten. Verhältnißmäßig nur selten schießen aus der Tiefe der Heimlichkeit die durch jenes Zusammenleben bedingten Uebelstände so üppig ins Kraut und an die Oeffentlichkeit hervor, daß sie unter der Anklage der Kuppelei, am eigenen Weibe, an der Tochter, oder an einer Fremden verübt, der Gewaltthat, der Nothzucht, der Verlassung u. s. w. der Justiz verfallen, ein Beweis für die Annahme, daß nicht eigentliche Leidenschaft die Triebfeder derselben ist. Die Masse jener Fälle, die man nur publice weiß, ohne sie angreifen oder beweisen zu können, deren die verborgen bleiben, kann die Hand der Justiz nicht berühren, aber der zur Verschwiegenheit verpflichtete Arzt, welcher zur Entbindung der Frau oder Tochter und bei ähnlichen Anlässen herbeigeholt wird, — der Nachbar, welcher täglich beobachtet, die Ortsbehörde, welche bald hier bald dort einen Einblick in die Familien-Verhältnisse erlangt, sie wissen, daß die Zahl dieser Fälle nicht klein, sondern größer ist als man aus humanem Bedürfniß anzunehmen geneigt ist.

Die Wirkung der Quartiergänger auf das Familienleben ist eine tief zersetzende. Zwischen Ehemann und Eheweib schiebt sich der Fremde, usurpirt der letzteren Gunst oder die der Töchter; die Eheleute, die Kinder nehmen Theil an den Orgien der Fremden, — sie alle werden ja frei gehalten oder ziehen noch sonst welchen pekuniären Nutzen daraus. Und wo die Eheleute sich anfangs sträuben gegen diesen Einfluß, unterliegen sie ihm doch allmählich. Die Nachtschichten, die Müdigkeit, die durch Sorgen und häusliche Beschwerden verdüsterte Stimmung des Mannes; die Gefälligkeit und Freigebigkeit des Fremden; das Alleinsein der Frau, während der Nacht, — Thür an Thür mit dem Fremden —; in Arbeiter-Häusern die Abgeschlossenheit der einzelnen Familien-Wohnungen: alle diese Umstände tragen vereint zum Falle der Frau, — Mangel und Noth, das Bewußtsein, mit den kleinen Kindern ohne Frau nicht existiren zu können, vielleicht endlich zur Gutheißung des Verhältnisses durch den Mann bei. — In sanitärer Weise wirkt das Quartiergängerwesen gleich fatal: einmal ist die weite Verbreitung der Syphilis in jenen Gegenden dadurch gefördert worden und andererseits bietet das gedrängte Zusammenwohnen, die meist einreißende Unreinlichkeit den Keimen einer Epidemie eine geeignete Brutstätte dar. —

Auf die sittliche Erziehung der Arbeiter und besonders ihrer Frauen werfen jene Beziehungen einen tiefen Schatten und ich fürchte, daß die Hoffnung auf einen bessernden Einfluß der Schule sich nicht bewahrheiten wird, daß die Uebelstände schon jetzt zu groß sind, um sie mit den zu Gebote stehenden Mitteln allein zu bekämpfen. — In einem Orte, wo ich über den Einfluß des Quartiergängerwesens Erkundigungen einzog, sagten befragte Pfarrer und Lehrer aus: daß die Schulkinder mit den geschlechtlichen Beziehungen u. s. w. völlig vertraut seien, sich gegenseitig unzüchtiger Handlungen bezüchtigten und die Brutalität der aus solchen Kreisen hervorgegangenen Knaben so groß sei, daß sie einander mit dem blanken Messer bedrohten, daß Knaben und Mädchen betrunken auf die Straßen, ja in einem Falle am Montag noch betrunken, in Folge der am Sonntag mit Eltern und Quartiergängern verübten Orgien, zur Schule gekommen seien, daß sie ferner unaufmerksam und geistig diffus sind. Als Ursache der letzteren Eigenschaft gab ein Lehrer die mangelhafte Vorbildung der Kinder durch die unteren Schulklassen an. —

Die Ortsbehörde theilt mit:

a) — als Folgen der Quartiergänger: schwangere Bräute, Prügeleien, Messer-

Affairen, eine zum Theil absolute Schamlosigkeit der Betheiligten bei Abschluß des Miethsvertrages; Mitwissen der Ehemänner vom Ehebruch der Frauen (ein Fall als Kuppelei bestraft); geschlechtlicher Umgang von Quartiergängern mit schulpflichtigen Mädchen (ein Verhältniß dieser Art, zwischen einem Mädchen und zwei Quartiergängern bestehend, wurde bestraft); Einlogiren der Quartiergänger in das Schlafzimmer der Tochter; Benutzung derselben Schlafräume durch Eheleute, kleine und erwachsene Kinder und Quartiergänger; —

b) — theils als Folge des Kost- und Quartiergänger-Systems, theils als Folge zu hohen Verdienstes Jugendlicher, theils als Folge zu weit gehender gesetzlicher Selbständigkeit Unmündiger: die Autoritätslosigkeit der Eltern den Kindern gegenüber; die Rohheit und Liederlichkeit junger Leute; das Verhältniß der unmündigen Söhne zu ihren Eltern — als Quartiergänger der letzteren, der Regel nach; sonst als Quartiergänger fremder Familien.

Der Betriebsführer einer größeren Fabrik des Orts bezeichnete die Angaben ad a) als übertrieben, und zwei Geistliche sprachen sich dahin aus, daß dieselben zu generalisirt, aber für Ausnahmefälle passend seien.

In dem publicirten Verwaltungs-Berichte des Bürgermeisters zu Oberhausen heißt es Seite 28:

„„Die ungeheuerliche Ausartung der Kostgänger-Wirthschaft, wie sie in jener Glanzperiode nicht skandalöser sein konnte, die Zerrüttung alles geordneten Familienlebens, sie war namentlich ein Krebsschaden für die Jugend. Was vermag die Schule dagegen, wenn die Kinder tagtäglich Saufgelage und Skandal aller Art in den Häusern vor Augen hatten, und nur zu oft wurden dieselben von dem betrunkenen Vater, der verliederlichten Mutter, dem verbummelten Kostgänger verleitet, an diesen Orgien Theil zu nehmen; man sah nicht nur trunkene und singende Männer und Frauen, sondern auch trunkene Kinder auf den Straßen, und daß eine so herangezogene Generation dereinst ihre Väter noch übertreffen werde, ist nicht zu bezweifeln.““

Ferner:

„„Eine weitere Folge der vielen Gelder*) war ferner daß man mit dem gewöhnlichen Knüttel nicht mehr auskam; es wurde nothwendig, sich mit Instrumenten zu versehen, die in ihrer Wirkung effektooller; der Strolch konnte ohne Revolver, Dolchmesser und Todtschläger absolut nicht mehr existiren, sie waren unentbehrlich und mußten daher auch gelegentlich erprobt werden; daher der Mordlärm an allen Ecken die Nächte hindurch, Alles nur zum Vergnügen. Heute ist es nicht besser.““

An anderer Stelle (S. 29) sagt er bezüglich der geringen Anzahl (43) von Bestrafungen wegen Unzucht aller Art:

„„Zur Verfolgung dieser Verbrechen fordert das Gesetz namentlich die Stellung eines Strafantrags. Hier kommen daher sehr viele Fälle nicht zur Anzeige, event. werden die gestellten Strafanträge in den meisten Fällen, nachdem die Polizei-Behörde umständlich protokollirt hatte, zurückgezogen, sobald nur der Attentäter zahlte. Die Polizei-Behörde fungirte daher meistentheils als Exekutor für die Beitreibung einer beliebig gestellten Forderung von Bußgeldern. Selbst Angriffe auf Frauen und Töchter wurden auf diese Weise dem beleidigten Ehemann oder der Mutter gegenüber mit größeren oder kleineren Geldbeträgen ausgeglichen.““

Soweit der thatsächliche Bericht des Fabrik-Inspectors, der uns aus einem deutschen Fabrikbezirk Zustände enthüllt, die an die schwärzesten Stellen in Engels „Lage der arbeitenden Klasse in England“ hinanreichen. Wir unterlassen es, die Vorkehrungen zur Abhülfe, welche der Fabrik-Inspector vorschlägt (obligatorische Fortbildungsschulen für weibliche Arbeiter, Ausbildung des jetzigen Armenwesens und Arbeiter-Sparkassen, Ausnahmegesetze für Fabrikarbeiter, besonders betr. der Unzucht und des Ehebruchs), auf ihren palliativen Werth hin zu prüfen. Oder sollen wir wirklich zum hundertsten Male nachzuweisen versuchen, daß man mit Zwangsmitteln und armseligen Fortbildungsschulen keine sittlichen Menschen macht und daß der Arbeiter mit all seinen Untugenden ein mit eherner Nothwendigkeit aus unseren wirthschaftlichen Zuständen immer wieder neu hervorgehendes Gesellschafts-Product ist? Die industrielle „Glanzperiode“ der Milliardenzeit hat eben neben den leicht auszumerzenden Kapitalverlusten auch ein viel schwerer zu ersetzendes Opfer von einem Theile unseres

*) Der Verfasser spricht über die Jahre 1872—1875; sein Bericht ist geschrieben im Jahre 1876. (Anm. des Fabr.-Insp.)

Volkes gefordert, von jenen Armen, die nicht die Räume der Parlamentsgebäude und die Spalten der Blätter füllen mit dem Wehruf über die verlorenen sittlichen Güter, die losgerissen von der altgewohnten Heimat von der stillen Beschränktheit ländlicher Verhältnisse in jenen Hexentanz um das goldene Kalb mithineingerissen wurden und ohne die intellectuelle und moralische Vorbereitung, ohne das Bedürfniß höherer Lebenshaltung, ja ohne die äußere Möglichkeit zur Beschaffung eines befriedigenden Familiendaseins, in jenen Sumpf des rohesten thierischen Genusses versanken, in dem die Verkommenheit sich gegenseitig nährt und zuletzt selbst die Scham und Selbstachtung und das Bewußtsein der Erniedrigung untergeht, in der man sich befindet. Die raschen Bevölkerungsverschiebungen industrieller Fluthperioden sind gerade die Momente, in welchen die Schäden des kapitalistischen Wirthschaftssystems am akutesten hervortreten; auch wo sie sich langsam eingenistet haben, muß man sie um nichts weniger sorgfältig aufsuchen und beobachten, damit unsere gebildeten Klassen endlich den Ernst der Dinge begreifen und damit das Pharisäerthum alle Lust verliert, achselzuckend auszurufen: „Ja, in England!" **K. B.**

Die Philister in Frankreich.

Ein Zwiegespräch.

„Lassen Sie mich mit Ihrer Philister-Republik in Ruhe!" —

Sprach's und blies mir eine dichte Wolke bläulichen Havannah-Dampfs in's Gesicht.

„„Hm, hm!"" machte ich. „Meine" Republik? Ich hätte nie gedacht, daß ich so reich wäre, eine Republik von 36 Millionen Seelen „mein" zu nennen! Sie sind heute generös. Leider sind diese sämmtlichen Seelen „Philister." Wäre Ihnen eine forsche Militairdiktatur lieber, ein einheitlicher Militairstaat?""

„Keineswegs, das haben wir zur Genüge an Schuhsohlen und Geldbeuteln abgelaufen. Giebt es denn keinen anderen Gegensatz?" Und er blies wieder den Dampf hinaus, nur etwas minder heftig.

„„Bleiben wir bei der Stange! Wer ist Schuld daran, daß Sie mir statt der Philister-Republik nicht einen Militair-Monarchismus zum Präsent machen?""

„Wer Schuld ist? Der unzulängliche Marschall, der Mangel eines bestimmten, hinter dem Vorhange lauernden Prätendenten, die Theilung und Spaltung der Reaktionäre unter sich, doch nicht etwa die Philister?"

„„So wohlfeil wie die Brombeeren. Sehen wir uns Ihre Schwadron von Gründen im Einzelnen an. Weshalb ist der Marschall unzulänglich, worin besteht seine Unzulänglichkeit?""

„Darin, daß er nicht wußte, was er wollte, nicht ahnte, was er sollte, keinen Begriff von einer Verfassung und eben so wenig vom Staatsstreich hatte; daß er „loyal" zu sein wünschte und ultramontane Gardinenpredigten zu verschlucken hatte; daß nicht er den 16. Mai machte, sondern Rom und seine Frau und Broglie und Fourtou; daß er die Marotte im Kopfe trug, bis 1880 Präsident zu bleiben und bis dahin die Kastanien für Andere aus dem Feuer holen sollte, bis dahin, aber nicht länger. Auf diese Weise ließ er sich von des Gedankens Bläße ankränkeln und sein Handeln verlor so der Handlung Namen."

„„Mac Mahon als Hamlet! Auch nicht übel. Jetzt sind wir erst beim ersten Gliede Ihrer Schwadron und schon hat sich dieses Glied

in eine Masse von Untergliedern aufgelöst. Wenn ich Sie bei den einzelnen Husaren festhalten wollte, so würden Sie wahrscheinlich jeden Mann wieder in seine sämmtlichen Gliedmaßen und Monturstücke zerlegen und dann mit dem Pferde ebenso verfahren. Ich will daher Gnade ergehen lassen und ein summarisches Verfahren einschlagen. Der Marschall, sagen Sie, wußte nicht, was er wollte, er hatte keinen Begriff vom Staatsstreich, er wünschte „loyal" zu bleiben, er hat den 16. Mai gar nicht selbst gemacht, er beabsichtigte bis 1880 auf dem Präsidentenstuhl zu bleiben, nicht länger, nicht kürzer; wissen Sie, welches Bild Sie da entwerfen?""

„Nun?"

„„Das Bild eines rechten echten Philisters!""

„Bah!"

„„Ja wohl, eines Philisters mit dicken Epauletten, den Dreispitz auf dem Kopf, die Beine in hohen Kanonenstiefeln. Wer sich nur in seiner Position erhalten will und doch so hohe Dinge im Kopfe führt, wie „Rettung der Gesellschaft", Niederwerfung des „Radicalismus", wofür er aber nicht die entscheidenden Schritte wagt, sich eine Verfassung in's Gewissen setzen läßt und „loyal" bleiben will: der ist ein Philister. Und wenn er diese Verfassung nicht einmal kennt, nicht weiß, wo man ihn hintreibt und endlich in Zweifel geräth, wer die Kastanien verspeisen wird: der ist noch dazu ein dummer Philister. Das Philisterium war also vorweggenommen, für die Republik blieb kaum etwas davon übrig.""

„Mir scheint noch genug. Sie erinnern sich doch der sauersüßen Ansprache der Vertreter der östlichen Departements, wie diese Hämmlinge erklärten: Wir sind Alle Republikaner, aber wir wollen die Ordnung, die Beobachtung der Gesetze, die Aufrechthaltung der Verfassung. Sie, Herr Präsident können uns das gewähren, wenn Sie sich mit einem parlamentarischen Ministerium umgeben."

„„Und das finden Sie philiströs? Diese Philosophen nennen Sie „Hämmlinge"? Philiströs wäre es gewesen, wenn jene Delegirten von „Menschen- und Bürgerrechten". von den „Principien von 1789" geredet hätten. Von solch doctrinärem Klatsch hätte der Herr Präsident nicht den ersten Buchstaben verstanden, vielmehr darin nur die „Aufhebung des Eigenthums und der Religion" gewittert; er wäre im Stande gewesen die braven und verständigen Leute des Ostens Communards und Partageux zu tituliren; er hätte wahrscheinlich die Hand an den Griff seines „glorreich besiegten" Säbels gelegt. Aber da sie an meine Erinnerung appelliren, erinnern Sie sich, welches Geständniß die Delegirten von dem Capitulanten von Sedan erpreßten?""

„Und?"

„„Er sagte: Ich bin ja für keine Partei, ich bin weder für den Grafen von Chambord, noch für den Grafen von Paris, noch für den Prinzen von Chiselhurst. Ich werde nur bis zum Jahre 1880 — hier sank ihm der Kopf auf die Brust — wenn ich bis dahin noch da bin . . . ." Wer ist hier der weh- und reumüthige Philister, die Delegirten oder der Marschall?"".

„Aber sie hätten ihm doch sagen sollen daß sein Bleiben bis 1880 durchaus unnöthig sei; sie hätten ihn fragen können, was die Republik von 1875 mit Chambord, Orleans und Bonaparte zu schaffen habe?"

„„Das wäre unphiliströs, advokatisch, sylbenstecherisch gewesen. Wer so breiweich im Beichtstuhl sitzt den läßt man ruhig radotiren. Die Männer aus den östlichen Departements mußten ja das tiefste Mitleid mit dem gerührten Philister empfinden. Wissen Sie auch, was eigentlich bei dem ganzen Wechsel der Dinge den Ausschlag gegeben hat?““

„Ich denke, das Bisherige war genug. Wenn der Marschall an der Nothwendigkeit, sein gegebenes Wort zu halten, d. h. bis zum Jahre 1880 zu bleiben, verzweifelte, so war er ja reif zum Abthun.“

„„Der Gnadenstoß, der ihm versetzt wurde, war folgender: Als das Ministerium Batbie nahezu fix und fertig war, weigerte sich Herr Pouyer-Quertier, der steinreiche Fabrikant aus der Normandie, Schutzzöllner von Profession, das Finanzministerium zu übernehmen. Die Kammer drohte nämlich auch diesem Cabinet mit Verweigerung des Budgets. Neujahr stand vor der Thüre, man brauchte Geld. Die Schürer der Reaktion hatten nun den Plan ausgeheckt, die Kammer nach Hause zu schicken, durch ein Plebiscit über das Budget abstimmen zu lassen und die Steuern unter Belagerungsstand zu erheben. Herr Pouyer-Quertier jedoch beharrte auf seiner Weigerung.““ —

„Ein Philister, dieser Herr Pouyer-Quertier!“

„„Vous l'avez dit. Aber er war nicht allein der Philister““

„Fahren Sie fort!“

„„ Der Marschall ging auf ihn zu und frug ihn um die Gründe seiner Ablehnung. Herr Marschall, sagte der Philister, ich bin ein reicher Mann, wenn ich aber nicht bewilligte Summen erhebe, so bin ich haftbar dafür, und 2700 Millionen Francs besitze ich nicht. Obendrein käme ich ins Zuchthaus. — Ins Zuchthaus? schrie der Marschall. Aber davon hat man mir nichts gesagt! on veut donc me déshonorer! Und der ganze Plan zerstob in alle Winde, Batbie, Banneville und alle untereinander. Wer ist jetzt der Hauptphilister?““

„Der Marschall, der Marschall! So dachte Louis Napoleon nicht, der den Präsidenten des obersten Gerichtshofes mit seiner Anklage auf Hochverrath am 2. Dezember im Elysée höflichst die Treppe hinab complimentirte. So dachte Hr. Achille Fould nicht.“

„„Und andere Leute auch nicht, die gleichwohl das Vaterland gerettet haben. In solchen Fällen darf man eben kein Philister sein.““

Er zündete sich eine neue Zigarre an und fing wieder heftig an zu blasen. „Aber“, hub er nach einer Weile an, „Sie drehen ja Alles herum, Sie verschieben die Positionen. Sie werden mir doch nicht weismachen wollen, daß diese Dufaure, Marcère, Waddington u. s. w. energische Republikaner, Männer des prinzipiellen Volksstaates seien! Das Philisterium der Reaktion traf auf ebenbürtige Gegner, auf eben so philiströse Auch-Republikaner, die doch im Grunde nur den Liberalismus der 30er Jahre unter neuer Flagge . . . .“

„„Halt! Gliedern wir wieder die Schwadron! Mustern wir die einzelnen Reiter! Der alte Dufaure hat die Republik nicht erfunden und wäre sie nicht da, er würde sie nicht proclamiren. Aber dieser wetterharte Mann ist ein unerschütterlicher Legist, ein Anwalt des bestehenden Rechtes, der parlamentarischen Republik. Einmal ließ er sich geduldig in's Elysée rufen, sagte dem Marschall seine Meinung und ging. In extremis wieder gerufen, weigerte er sich; er verlangte etwas Schriftliches, der eherne Pedant. Carte blanche für die Bildung eines Ministeriums,

war die Antwort. Dufaure machte das Cabinet und ſetzte es dem Marſchall auf den Tiſch. Nur eine einzige kleine Rückſicht ließ er obwalten, indem er zum Kriegsminiſter den General Borel ernannte, einen perſönlichen Freund des Marſchalls, übrigens einen Polytechniker und Generalſtäbler und einen Mann der „nationalen Vertheidigung". Dieſes Cabinet nun verfaßte die Botſchaft des Präſidenten an die beiden Kammern, welche Wort für Wort, Satz für Satz, die Beſtätigung der Gambetta'ſchen Alternative iſt: Se démettre ou se soumettre . . ."

„Verzeihen Sie, Gambetta hat Eins ausgelaſſen: se compromettre."

„„Bravo, recht gut! Aber im Ernſte heißt es in der Botſchaft: Ich unterwerfe mich; die Auflöſung darf nicht Regierungsſyſtem werden; Frankreich will die parlamentariſche Republik. Nennen Sie Dufaure einen Pedanten, denn nie hat ein Schulmeiſter mit aufgehobener Ruthe eine ſo unbarmherzige Lection ertheilt, nie einen Knaben ſo ſein Sündenregiſter reuig herſagen laſſen; aber ein Philiſter iſt das nimmermehr. Der Marſchall hat die Botſchaft, die ihm dictirt wurde, gar nicht hören wollen; er hat im Gefühl ſeines durchbohrten Nichts zu Allem Ja und Amen geſagt. Und jetzt ſehen Sie die Präfecten und Unterpräfecten der „Regierung des Kampfes" fliegen! Von 87 Präfecten ſollen 4 im Amte bleiben. Das heißt doch fegen, das iſt doch eine radikale Säuberung der Verwaltung.""

„Ja, aber die Herren ſetzen doch nur Leute ihres Gelichters hin, Anbeter der blauen, conſervativen Republik, der Republik faute de mieux."

„„Narren wären ſie, wenn ſie Andere hinſetzten, Thoren, wenn ſie ſich ſelbſt Schwierigkeiten bereiteten! Sie müſſen ſich jetzt auswirken, zeigen was in ihnen iſt. Taugen ſie nicht mehr, reichen ſie nicht mehr aus, wählt das allgemeine Stimmrecht radikalere Elemente in die Kammer, ſo kann ein anderer Schulmeiſter weitere Lectionen ertheilen.""

„Und das Alles unter der Präſidentſchaft Mac Mahon?"

„„Warum nicht? und das iſt der Triumph und der Humor von der Sache. Mac Mahon iſt der unſchuldige Gründer der Republik; durch ihn und trotz ihm hat ſie ſich conſolidirt, c'est la republique par la betise de Mac Mahon. Der Säbel und der Weihwedel haben die dritte, die dauerhafteſte Republik in Frankreich gemacht. Was Sie Philiſterium nennen . . ."

„Bleibt aber doch Philiſterium. Der Feind hat ſich ins Lager geſchlichen und hat unſere Uniform angezogen."

„„Die Meinige nicht, denn ich trage gar keine. Dieſe „Philiſter" haben blos diejenige Stelle eingenommen, die zur Zeit Niemand anders beſetzen konnte, wo jeder Anderer ſchädlich geweſen wäre. Und ſie haben das große Verdienſt, etwas errungen zu haben, was ich höher ſtelle als ſelbſt die Republik.""

„Als ſelbſt die Republik? da bin ich neugierig: laſſen Sie hören!"

„„Das verbriefte Recht, die Inſtitutionen, die ſich das Volk durch ſeine Mandatare ſelbſt gegeben, zu Ehren zu bringen. Sie haben das öffentliche Vertrauen hergeſtellt, dem Volkswillen Achtung verſchafft, die Lüge und Heuchelei demaskirt, der brutalen Gewalt getrotzt und die vermeintliche Macht als ohnmächtig erwieſen. Dieſe Revolution iſt mehr werth als alle Barrikaden-Siege, denn ſie iſt der Sieg der öffentlichen Vernunft, der reinen, unbewaffneten Idee.""

„Sie werden ganz pathetisch und ich bin müde. Zu manchen Punkten mögen Sie recht haben; aber für geschlagen halte ich mich dennoch nicht, wenigstens nicht auf allen Punkten."

„„Ich lasse Ihnen Zeit sich mit der Philisterrepublik auszusöhnen. Sobald Sie mir anderwärts etwas besseres zeigen, gebe ich mich gefangen. Sobald die jetzt herrschenden Philister stätig werden, klopfen Sie bei mir an, wir gehen ihnen dann vereint zu Leibe.""

„Das wird sich demnächst bei den auswärtigen Angelegenheiten zeigen."

„„Wohlan, dort erwarte ich sie und Sie.""

Zur Abwehr.*)

Ich hatte in meiner Entgegnung auf die Angriffe des „Fachmannes" der „Wage" nachzuweisen unternommen, daß — wenn das ganze Versicherungsgeschäft der 26 direkt arbeitenden Aktien-Gesellschaften mit den Prämien-Sätzen dieser Gesellschaften, aber mit den Verwaltungs-Einrichtungen der Rheinischen Provinzial-Feuer-Versicherungs-Societät betrieben werde — sich ein Ueberschuß ergebe, der die Angabe der Kölner Petition an den Reichstag über die Möglichkeit, aus der Uebernahme der Feuer-Versicherung durch das Reich ohne Prämien-Erhöhung eine Einnahme von 20—25 Millionen Mark zu erzielen, vollständig rechtfertige.

Sich auf den Standpunkt der Gesellschaften stellend, wirft mir jetzt der „Fachmann" vor, die Summe von 22 930 216 Mark übersehen zu haben, welche die direkt arbeitenden Feuerversicherungs-Gesellschaften an die Rückversicherungs-Gesellschaften ausgezahlt haben. Wir möchten unsern Gegner fragen, ob diese Summe von 22 930 216 Mark denn nicht auch aus der Tasche der Versicherten genommen worden ist, und ob nicht die von den letztern gezahlten Prämien und Gebühren sich nach wie vor auf die Summe von 60 482 544 Mark für jene 26 Gesellschaften belaufen.

Der „Fachmann" hätte deutlicher sprechen und erklären können, ich habe das Versehen begangen, bei Angabe der Schädenzahlungen jener Gesellschaften nicht auch die Summe zuzurechnen, welche die Rückversicherungs-Gesellschaften dazu beitragen. Dieselbe muß in der Summe von 5 554 132 Mark enthalten sein, welche Alles umfaßt, was überhaupt die deutschen Rückversicherungs-Gesellschaften an Schädenzahlungen für eigene Rechnung verausgabt haben.**) Darnach würde unsere Berechnung nun folgende Abänderung erfahren:

---

*) Die „Wage" hält die Auseinandersetzungen ihrer beiden Hrn. Mitarbeiter hiermit für geschlossen.

**) Das ist ein Irrthum. Die deutschen Rückversicherungs-Gesellschaften haben im Ganzen nur 9,108,182 Mark an Prämien und Gebühren vereinnahmt, davon wieder 1,006,511 Mark für weitere Rückversicherung verausgabt; die von ihnen gedeckten Schäden sind also lange nicht das Aequivalent der von den Feuerversicherungs-Gesellschaften gezahlten Rückversicherungs-Prämie, die 22,930,216 Mark beträgt. Die deutschen Feuerversicherungs-Gesellschaften arbeiten in der Hauptsache mit ausländischen Rückversicherungen. Hr. R. kann auf dem eingeschlagenen Wege niemals zu einer sicheren Berechnung kommen; er muß sich an die gezahlten Dividenden halten, und die betragen pro 1874 6,941,758 Mark.

Anm. des „Fachmann".

An Prämienbeträgen und Gebühren haben die 26 direkt arbeitenden Gesellschaften vereinnahmt Mk. 60 482 544
Schädenvergütungen der 26 Aktien-Gesellschaften . . . . Mk. 21 697 145
Schädenvergütungen der Rückversicherungs-Gesellschaften . Mk. 5 554 132
Verwaltungskosten nach Maßgabe des Geschäftsbetriebs der Rh. Prov.-Feuerversf.-Societät . Mk. 6 424 242
Zusammen Mk. 33 675 519
Würde Ueberschuß verbleiben Mk. 26 807 025

Unser Gegner hat indessen in Bezug auf die angegebenen Verwaltungskosten hervorgehoben, daß die Provinzial-Feuerversicherungs-Societät das Privilegium der Steuerfreiheit besitzt, während der Betrag, den die Aktien-Gesellschaften an Staats- und Communal-Abgaben zu zahlen haben, sich auf etwa 1 Million Mark belaufe; ferner, daß die Privatgesellschaften in ihre Verwaltungskosten die Abschreibungen von dem Werthe der Häuser und des Mobiliars aufnehmen und dann weitere 966 041 Mark für öffentliche Zwecke verausgabt haben, während die Rheinische Provinzial-Feuerversicherungs-Gesellschaft für diese Ausgaben nur mit 24,230 Mark aufgeführt ist. Im Verhältniß zu der Ausdehnung des Geschäftsbetriebs berechnet, würde letztere Summe aber — den Gesellschaften gegenüber — einer Summe von 494,939 Mark gleichstehen, also nur etwas weniger als die Hälfte des in dieser Beziehung von den 26 Aktien-Gesellschaften Geleisteten betragen.

Um den weitgehendsten Ansprüchen unseres Gegners mehr als Genüge zu leisten, wollen wir für alle diese Dinge von dem berechneten Ueberschuß noch 4 Millionen Mark abziehen, wobei derselbe sich also noch immer in der Höhe von 22,807,025 Mark behaupten würde.

Der richtige Gebrauch der Statistik besteht nicht darin, an den untergeordneten Einzelheiten einer Berechnung zu rütteln, sondern sich durch die Statistik, deren Aufstellungen ja an und für sich gewaltig viel zu wünschen übrig lassen und nur von den schwerfälligsten Pedanten für ein Evangelium gehalten werden, im Ganzen und Großen ein Bild von den gesellschaftlichen Zuständen zu entwerfen. Wer dies in Bezug auf die Feuerversicherung mit mehr Geschick thut, unser Gegner oder wir, das zu beurtheilen wollen wir dem Leser überlassen.

In Betreff der Ursache des oben angeführten und verbesserten Rechnungsfehlers hätte unser Gegner besser gethan, das statistische Bureau verantwortlich zu machen als uns.

Die Feuerversicherung besteht hauptsächlich in einem Vertrage zwischen den Versicherten und den Gesellschaften, und von diesem Standpunkte aus sind namentlich die statistischen Tabellen zu entwerfen, wenn keine Unklarheit entstehen soll. Von ihm aus ist die volle Schadenzahlung, welche eine Gesellschaft an die Versicherten macht, unbestreitbar eine Zahlung der Gesellschaft „für eigene Rechnung". Der Versicherte kennt nur seine Gesellschaft; er weiß nicht, ob dieselbe rückversichert ist, wo sie es ist und wie sie es ist; für ihn ist das Alles ein Geheimniß. Wenn nun die amtliche Statistik — wie sie es thut — von jenen Zah-

lungen „für eigene Rechnung“ denjenigen Theil, welcher von den Rückversicherungs-Gesellschaften erstattet wird, ganz abtrennt und als eine durch die Vermittelung der Gesellschaften gemachte Zahlung, also als eine an den Versicherten gemachte Zahlung für fremde Rechnung betrachtet, so begeht sie einen Fehler, der geeignet ist, in die Irre zuführen.

Die Aktien-Gesellschaften, welche ihr das Material liefern, hüten sich wohl, denselben Schnitzer zu machen. Es liegen uns mehrere Jahresabschlüsse der „Colonia“ vor, und in denselben heißt es klar und deutlich: „Bezahlte Entschädigungen abzüglich des Antheils der Rückversicherer“, aber diese Posten figuriren nicht unter der die Waare nicht deckenden Flagge: „Bezahlte Entschädigungen für eigene Rechnung“.*) Wie sich die Gesellschaften mit den Rückversicherern abfinden, mit einem Worte: das Zerlegen der Schädenzahlungen in Beträge, die von den Gesellschaften, und in andere, die von den Rückversicherern herrühren, sollte auch in der Statistik unter einer andern Benennung als der angeführten stattfinden, selbst wenn dadurch die Zahl der Tabellen um eine vermehrt würde.

Für die Angabe, daß die 26 direct arbeitenden Gesellschaften im Jahre 1876 nur $1^{92}/_{100}$ Procent des gewagten und blos $4^{86}/_{100}$ Procent des eingezahlten Kapitals als Gewinn zu verzeichnen gehabt haben, überlassen wir einstweilen die volle Verantwortlichkeit unserm Gegner. Uns lehrt der kölner Courszettel, daß im Jahre 1876 von dem eingezahlten Kapital bezahlt haben: die Aachen-Münchener Gesellschaft 75 Procent, die Colonia 55, die Gladbacher 15, die Leipziger 100, die Magdeburger $29^{2}/_{3}$, die Schlesische 18, die Stettiner National-Vers.-G. 18, die Vaterländische Elberfelder 40 Procent. — Sollten einige Gesellschaften dagegen — wie übrigens bekannt ist — große Einbuße an ihrem Kapital erlitten haben und sollte dadurch sich ein niedriger allgemeiner Durchschnittssatz herausstellen, so hat dies hauptsächlich an einer schlechten Leitung gelegen und kann an den allgemeinen Verhältnissen der Feuerversicherung im Großen und Ganzen nichts ändern. Jeder Statistiker weiß übrigens, wie vorsichtig man mit Durchschnitts-Berechnungen umgehen muß.

Der „Fachmann“ stellt in Abrede, daß bei den Versicherungs-Gesellschaften „eine Verfünffachung des Kapitals durch den Credit“ stattfindet. Er verirrt sich dabei so stark, daß er hier „eine Verfünffachung des Credits“ unterschiebt, um dann diesen allerdings gräßlichen Unsinn für „unverständig“ zu erklären.

Nehmen wir einmal an, eine sich bildende Versicherungsgesellschaft hat zu ihrem sichern Geschäftsbetrieb ein Kapital von 3 Millionen Mark nöthig und muß dasselbe mithin beschaffen. Die Gründer sagen aber zu den Aktionären: „Zum Betriebe wollen wir so wenig baare Einlage als möglich benutzen; zahlt uns nur ein Fünftel, also 600,000 Mark ein und behaltet 2,400,000 Mark in eurer Tasche; für die letzteren soll uns einstweilen — wir hoffen sogar: für immer — eine geschriebene

*) Aber diese beiden Ausdrücke bedeuten ja genau dasselbe! Denn wenn man den Antheil der Rückversicherer von der Gesammt-Schaden-Summe abzieht, — und das ist ja hier geschehen, deshalb sagt die Colonia: abzüglich des Antheils der Rückversicherer, — was kann denn da anderes übrig bleiben, als die Schadensumme, welche die Gesellschaft für eigene Rechnung zu zahlen hat? Die Statistik begeht also durchaus keinen Schnitzer, wie Hr. R. annimmt, sie stellt im Gegentheil das ihr von den Gesellschaften gelieferte Material gewissenhaft zusammen. Anm. des „Fachmann“.

1191
23

Zahlungs-Verpflichtung, ein Wechsel, also ein Creditpapier genügen, vermittelst dessen nun die drei Millionen von dem Publikum und den Behörden als vorhanden betrachtet werden. Ist das keine Verfünffachung des wirklich eingezahlten Kapitals von 600,000 Mark durch den Credit?

Sollte unser Gegner noch daran zweifeln: so rathen wir ihm, einmal die Gründung einer Versicherungs-Aktiengesellschaft mit unbemittelten Aktionären zu versuchen, die nur jene 600,000 Mark aufzubringen vermögen. Er wird dann auf der Stelle erfahren, was die „Verfünffachung des Kapitals" zu bedeuten hat. Er wird mit seinen creditlosen Aktionären die Genehmigung zum Geschäftsbetriebe nicht eher erlangen, bis die drei Millionen einschließlich des letzten Hellers in baarem Gelde zusammengebracht worden sind. Die „Verfünffachung des Kapitals" durch den Credit würde hier nicht stattfinden.

Was über die unbezahlte Arbeit der Communalbeamten bei Uebernahme der Feuer-Versicherung durch das Reich von unserm Gegner vorgebracht wird, wollen wir hier übergehen. Das Unbegründete solcher Angaben springt zu sehr in die Augen.

Nach ihm soll ich den Wermuth in die hier behandelte Streitfrage geträufelt haben, während ich nur in berechtigter lebhafter Weise auf Unterstellungen geantwortet habe, die nicht gut zu entschuldigen waren; wurde doch unter andern sehr schmeichelhaften Complimenten von unserm „Fachmanne" folgende für Social-Demokraten höchst liebenswürdige Parallele gezogen: „Der raffinirteste Polizist kann sich schwerlich einen besser organisirten und prompter wirkenden Apparat zur Beeinflussung des Publikums erdenken ꝛc." Leider bleibt es immer wahr: Wie in den Wald hineingerufen wird, so schallt's heraus.

Wenn ich die „Fachmänner" — namentlich aufwallende — in Bezug auf ihr Fach als befangen hinstelle, so kann nur eine übergroße Empfindlichkeit darin eine Beleidigung oder Verdächtigung erblicken. Kein vernünftiger Offizier wird sich verletzt fühlen, wenn ich voraussetze, er werde für die Nothwendigkeit eines großen, wohlgepflegten, mit Allem reichlich versehenen Heeres eintreten. Unser Widersacher gehört allerdings nach einer Erklärung der „Wage" einem andern Versicherungszweige als der Feuerversicherung an; ich brauche aber nur daran zu erinnern, daß Viele, z. B. die „Frankfurter Zeitung" in einem Leitartikel, den Kölner Vorschlag auf alle Versicherungszweige ausgedehnt sehen möchten.

Unser Widersacher behauptet, daß ich mich in direktem Widerspruch mit dem Parteiprogramme befinde. Den angeführten Satz brauchte er wohl demjenigen Parteigenossen, der zuerst die direkte Gesetzgebung durch das Volk vorgeschlagen und schrittweise zur Anerkennung gebracht hat, nicht in Erinnerung zu bringen. Innerhalb der heutigen Gesellschaft suchen wir aber Schutz für den Arbeiter und haben deshalb in der verflossenen Reichstags-Session Anträge gestellt, auch für die Wiedereinführung eines Zolles auf Eisen gestimmt, obgleich derselbe eben so gut zum Schutze der Fabrikanten als der Arbeiter gedient haben würde, — und die Partei hat diese Handlungsweise vollständig gebilligt, während man versuchte, auf den Abgeordneten Blos, der gegen den betreffenden Zoll gestimmt hatte, einigen Tadel zu werfen.

Sollen wir dagegen nun schweigen, wo es sich darum handelt, den Arbeiter bei der bevorstehenden Steuerreform gegen eine Belastung

des Bieres, des Tabaks oder anderer Lebensbedürfnisse zu schützen? Sollen wir da nicht darauf aufmerksam machen, daß es weit passendere Einnahmequellen giebt?

„Der Socialisten-Congreß in Gotha, sagt der Fachmann, „hat die Unterstützung des Reichseisenbahn-Projektes abgelehnt. Herr Rittinghausen entpuppt sich nun als der Anhänger dieser Bismarck'schen Idee." Unter den Ersten habe ich den Bau und den Betrieb der Eisenbahnen durch den Staat*) verlangt und zwar unter Anwendung einer eigenthümlichen, klar dargelegten Organisation des Staats-Credits; ich habe vor und nach 1848 und bis zum heutigen Tage für diese richtige Idee gekämpft, und jetzt wollte man mir dies zum Vorwurfe machen, weil Fürst von Bismarck auf dieselbe in seiner Weise und höchst unvollständig eingeht? Daß der Congreß in Gotha, wo die Frage von wenigen Delegirten — ohne Vorberathung mit ihren Auftraggebern — über das Knie gebrochen worden ist, mich nicht zu seiner Ansicht bekehrt hat, ist wohl selbstredend. Congreßbeschlüsse sind nicht immer Glaubensartikel, an denen nichts abgeändert werden darf; von ihnen ist immer die Berufung an andere Congresse oder an die Urversammlungen erlaubt.

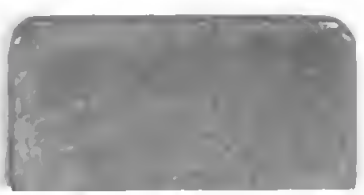
Ueber die früheren, unsere Streitfrage betreffenden Vorkommnisse ist der „Fachmann" schlecht berichtet. Eines Tages, als Herr von Bismarck die Steuerreform als bevorstehend bezeichnete, wurde von mir ein Antrag entworfen, den die Herren Demmler und Franssen auf der Stelle unterzeichneten. Herr Holthof erklärte, als „Fachmann", der das Versicherungswesen durch und durch kenne, mit „Freuden" seine Unterschrift geben zu wollen, was denn auch geschah. Inzwischen traten Bebel, Liebknecht und Fritzsche nach einander in den Sitzungssaal; sie verweigerten ihre Unterschrift mit der kurzen Erklärung: „wir dürfen doch nicht selbst neue Steuern vorschlagen." Zu Erörterungen kam es — der Sitzung wegen — gar nicht; es wurde nur von mir bemerkt, daß ich die Angelegenheit in einer Fraktionssitzung auseinandersetzen werde, was aber aus mangelnder Gelegenheit nie geschehen ist. Bracke hat sich in der Stadtverordneten-Versammlung zu Braunschweig ganz offen für den Kölner Vorschlag erklärt. Einem Fraktions-Beschlusse werde ich meine persönliche Meinung in derartigen Dingen immer unterordnen: so lange ein solcher aber nicht da ist, stehe ich mit derselben eben so frei da als meine Gegner. Es würde mir sogar nie einfallen, in andern Sachen als in Bezug auf schwerwiegende Prinzipien auf der Durchführung einer Ansicht zu bestehen, wenn dieselbe — möge sie nun begründet sein oder nicht — den Frieden innerhalb der Partei gefährden könnte.

Höchst sonderbar nimmt sich die Beschuldigung aus, ich erkläre mich bereit, durch Verminderung der Matrikular-Beiträge den letzten Rest des Steuerbewilligungsrechtes aufzuopfern. Diese Redensart hat sich mein Gegner unstreitig in den Wortergüssen des Herrn Eugen Richter ausgesucht. Dadurch, daß die Matrikular-Beiträge — wie in diesem Jahre — 81 Millionen Mark betragen, oder daß man sie — wie ich es wünsche — durch eine Einnahme aus der Feuerversicherung und auf Kosten des Kapitals um 20 Millionen vermindert, wird der bekanntlich so kräftig aufblühende Kohl des Steuerbewilligungsrechtes weder fetter noch magerer werden. Rittinghausen.

*) S. Rittinghausen, Ueber die Organisation der Staats-Industrie. Köln 1848.

Selbstverlag und Redaction: Guido Weiß, Michaelkirchplatz 15, Berlin SO.
Druck von E. S. Hermann in Berlin, Beuthstraße 8.

SEP 2 9 1941



Digitized by Google